Geschichte der französischen Nationallitter... von ihren Anfängen ...

Friedrich Alexander Theodor Kreyssig


Dei
Sub Numine
Viget

Geschichte

der

französischen Nationallitteratur

von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit.

Von

Fr. Kreyssig.

Sechste vermehrte Auflage

in zwei Bänden

gänzlich umgearbeitet

von

Dr. **Adolf Kreßner** und Prof. Dr. **Joseph Sarrazin.**

Berlin 1889.
Nicolaische Verlags-Buchhandlung
R. Stricker.

Geschichte der französischen Nationallitteratur

von

Fr. Kreyssig.

Sechste Auflage — I. Band.

Geschichte

der

französischen Nationallitteratur

von den ältesten Zeiten bis zum sechzehnten Jahrhundert.

Bearbeitet

von

Adolf Kreßner

in Kassel.

Berlin 1889.

Nicolaische Verlags-Buchhandlung

R. Stricker.


Dei
Sub Numine
Viget



Geschichte

der

französischen Nationallitteratur

von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit.

Von

Fr. Kreyssig.

Sechste vermehrte Auflage

in zwei Bänden

gänzlich umgearbeitet

von

Dr. **Adolf Kreßner** und Prof. Dr. **Joseph Sarrazin.**

Berlin 1889.

Nicolaische Verlags-Buchhandlung

R. Stricker.

Geschichte der französischen Nationallitteratur

von

Fr. Kreyssig.

Sechste Auflage — I. Band.

Geschichte

der

französischen Nationallitteratur

von den ältesten Zeiten bis zum sechzehnten Jahrhundert.

Bearbeitet

von

Adolf Kreßner

in Kassel.

Berlin 1889.

Nicolaische Verlags-Buchhandlung

R. Stricker.

Vorwort.

Als mir der Auftrag zu teil wurde, eine neue Auflage der Kreyssigschen Litteraturgeschichte zu veranstalten, war mir sofort klar, daß das Werk sich einer eingreifenden Umarbeitung unterwerfen müßte, um den Ansprüchen der Jetztzeit allenfalls zu genügen. Vor allem war es der die altfranzösische und provenzalische Litteratur betreffende Abschnitt, der selbst in der fünften Auflage sich als durchaus mangelhaft, ja sogar unrichtig erwies, und der daher eine völlige Neugestaltung erfahren mußte. Kreyssig kannte eben die gedachten Litteraturen nur aus lückenhaften französischen Kompendien, wohl kaum aus eigner Anschauung, und der Mitarbeiter an der fünften Auflage, Dr. Lamprecht, hat sicherlich dem Verfasser, der damals noch lebte, keine Vorschriften machen wollen. Da mir nun aber die Verlagsbuchhandlung bereitwilligst bei der Neugestaltung des Werkes freie Hand ließ, so habe ich, nach Verabredung mit Herrn Professor Dr. Sarrazin in Offenburg (Baden), folgende Änderungen getroffen:

1) Das Werk erscheint in zwei Bänden; der erste umfaßt die altfranzösische (inkl. provenzalische) und mittelfranzösische Litteratur bis zum 16. Jahrhundert; der zweite, von Herrn Professor Dr. Sarrazin zu bearbeitende, die des 17. bis 19. Jahrhunderts.
2) Die zum Zweck des Übersetzens in das Französische gegebenen Fußnoten fallen fort.
3) Der fortlaufenden Darstellung der Entwickelungsgeschichte der französischen Litteratur wird bibliographisches Material beigefügt, auf dessen Zweckmäßigkeit mehr gesehen ist, als auf dessen Vollständigkeit.
4) Es ist ein Register hinzugefügt worden.

Meine Arbeit bestand in der Neubearbeitung der Seiten 1—165 der fünften Auflage. Hiervon sind die letzten hundert Seiten, allerdings

vielfach vermehrt und verbessert, beibehalten worden; die Seiten 1 bis 225 der vorliegenden sechsten Auflage sind, mit kaum erwähnenswerter Benutzung des Kreyssigschen Textes (etwa 8 Seiten), mein eignes Werk. Ich bin mir wohl bewußt, damit keine endgültige Darstellung der altfranzösischen Litteratur gegeben zu haben; ich weiß sehr wohl, daß manche Ausstellungen gemacht werden dürften; aber ich habe mich redlich bestrebt, ein übersichtliches Bild der alten Litteratur zu geben, das sowohl dem großen Publikum — und für dieses hatte Kreyssig in erster Linie sein Werk bestimmt — eine belehrende Lektüre bietet, als auch, vermittelst der Anmerkungen, den Studierenden der französischen Litteratur willkommen ist und bei Vorlesungen mit Nutzen gebraucht werden kann. Möge meine Arbeit dazu beitragen, dem beliebten Werke neue Freunde zu erwerben!

Kassel, im Dezember 1888.

Adolf Kreßner.

Inhalt.

Berichtigung.

S. 2. Von der Histoire littéraire ist in diesem Jahre der 30. Band erschienen, mit dem das 14. Jahrhundert noch immer nicht abgethan ist.

S. 27 sind in der zweiten Anmerkung die Worte: Sein Seitenstück — 1880 zu streichen, weil dadurch die irrtümliche Meinung erweckt werden könnte, daß der altfranzösische Joufrois eine Bearbeitung des provenzalischen Jaufre wäre.

S. 86 ist die letzte Zeile der Anmerkung folgendermaßen zu ordnen: Ogier le Danois, Cleomades, Bueves de Comarchis (Le Siège de Barbastre).

Plan und Gegenstand dieses Buches.

Seit die moderne Gesellschaft besteht, ist die französische Sprache das Gemeingut der Kulturvölker Europas; seit zwei Jahrhunderten behauptet ihre Litteratur einen hervorragenden Rang unter den Gewalten, welche die Welt bewegen. Keine andere Litteratur thut es der französischen gleich an unmittelbarem Einfluß auf das Leben der Völker, selbst die englische nicht. Woher diese Überlegenheit des französischen Geistes? Der englische übertrifft ihn oft an origineller Kraft und an poetischem Schöpfungsvermögen, der deutsche an philosophischer Tiefe — aber kein Volk kommt ihm gleich an Klarheit, an Eleganz der Form, an sicherer, gewandter Verwendung des vorhandenen Ideenvorrates. Frankreich ist seit zwei Jahrhunderten, wenn nicht die unerschöpfliche Fundgrube, so doch gewiß die große Münzstätte weltbewegender Gedanken gewesen. Diese Thatsache ist natürlich keine zufällige. Sie hängt aufs innigste mit dem Grundcharakter und der Entwickelung des französischen Volkes zusammen, mit jener französischen „Civilisation", deren Natur und Resultate Guizot sehr treffend mit den Worten bezeichnet: „In Frankreich haben die individuelle und die soziale Entwickelung sich niemals im Stiche gelassen. Der Mensch und die Gesellschaft machten dort ihre Fortschritte, ich will nicht sagen, vollkommen gleichmäßig, aber in geringer Entfernung von einander."

So ist denn auch die französische Litteratur in höherem Grade als die irgend eines andern der neueren Völker der treue Ausdruck der Gesellschaft, der sie entsprossen. Es wäre schwer zu sagen, wer dem andern mehr verdankt, ob die französischen Schriftsteller dem französischen Volke oder umgekehrt. Die Vorzüge und Schwächen, die unsterblichen Thaten und die Verirrungen der Bücherwelt entsprechen dort in merkwürdiger Weise denen des praktischen Lebens, und eine verständige Geschichte der einen darf deshalb die des andern nie aus dem Auge verlieren. Dies festgestellt, kann der Plan und die Aufgabe des vorliegenden Werkes nicht zweifelhaft sein. Eine für den Gebrauch der studierenden Jugend bestimmte Litteraturgeschichte muß nicht nur ein annähernd vollständiges Namensverzeichnis von Schriftstellern und Büchern geben; nicht nur biographische Nachrichten über die berühmtesten Verfasser und allgemeine Bemerkungen über das Verdienst ihrer Werke bringen; sie muß vor allem eine

Geschichte des nationalen Denkens und Empfindens sein, wie es sich in den Werken der Dichter, der Philosophen, Geschichtsschreiber und Redner zu erkennen giebt. Die gerechte und natürliche Vorliebe für das wahrhaft Klassische und Schöne wird sie nicht hindern, auch solchen litterarischen Bestrebungen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, in welchen die Irrtümer, ja selbst die Krankheiten des nationalen Lebens sich fühlbar machen. Mit einem Worte, sie wird ihre Aufgabe nur dann erfüllt zu haben glauben, wenn es ihr gelungen, die geistige Thätigkeit des Volkes in ihrer Gesamtheit zur Anschauung zu bringen und dem Leser einen Blick in das Innere der Werkstatt zu gewähren, in welcher die Geschicke der Völker sich vorbereiten, in die geheiligte Zufluchtsstätte jener unerschöpflichen Lebenskraft des Volkes, welche die Keime der Zukunft inmitten der stürmischen und selbstsüchtigen Anforderungen der Gegenwart stets zu beschützen und zu entwickeln weiß.*)

---

*) Es seien hier die Werke angeführt, welche die gesamte französische Litteratur behandeln (die Jahreszahl giebt das Jahr ihres ersten Erscheinens an; die meisten sind wiederholt aufgelegt):

Histoire littéraire de la France, 1733 begründet von den Benediktinern der Gemeinde des h. Maurus. Bis jetzt sind 29 Bände erschienen, welche die Geschichte der französischen Litteratur bis zum 14. Jahrhundert führen.

Ideler und Nolte, Handbuch der französischen Sprache und Litteratur. Berlin 1804—36. 4 Bände.

Mager, Die französische Litteratur vom Anfange des 12. bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Wismar 1834.

Villemain, Cours de littérature française. Paris 1828—38. 6 Bände.

Nisard, Histoire de la littérature française. Paris 1844—49. 4 Bände.

Baron, Histoire abrégée de la littérature française. Bruxelles 1851. 2 Bände.

Buron, Histoire de la littérature en France depuis la conquête des Gaules par Jules César jusqu'à nos jours. Paris 1851.

Demogeot, Histoire de la littérature française depuis ses origines jusqu'à nos jours. Paris 1852.

Geruzez, Histoire de la littérature française depuis ses origines jusqu'à la révolution. Paris 1861.

Albert, La littérature française, depuis les origines à la fin du 16. siècle. — La littérature française au 17. siècle. — La littérature française au 18. siècle. — La littérature française au 19. siècle. Paris 1873—82.

Engel, Geschichte der französischen Litteratur. Leipzig 1883.

Collas, Histoire de la littérature française depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Paris 1885.

Bornhak, Geschichte der französischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zum Ende des zweiten Kaiserreichs. Berlin 1886.

Kleinere Kompendien und Abrisse, meistens für den praktischen Gebrauch berechnet, übergehen wir. Die eine bestimmte Epoche der Litteratur behandelnden Werke werden an der geeigneten Stelle angeführt werden.

Kapitel I.

Ursprung des Volkes, der Sprache und der Litteratur.*)

Als im Jahre 58 v. Ch. Cäsar Gallien angriff, fand er daselbst drei an Sprache, Sitten und Gesetzen verschiedene Völkerschaften vor: nördlich von der Somme die Belgier, germanische mehr oder weniger mit Kelten vermischte Stämme; im Mittelpunkt und Osten, von der Somme und Marne bis zur Garonne, vom Rhein bis zum Ocean, die eigentlichen Kelten; im Süden, jenseits der Garonne, die Aquitanier, zum Teil iberischen Ursprungs, d. h. zu den von den Römern Iberer genannten Stämmen gehörig, deren Sprache sich wahrscheinlich in dem heutigen allen anderen europäischen Idiomen so unähnlichen Baskisch erhalten hat. Die Kelten**) oder, wie sie sich selbst nannten, Gaëls, im mittleren Frankreich gaben Gallien ihren Namen und bilden ohne Zweifel den Stamm des französischen Volkes. Über ihre Vorgeschichte wissen

*) Vergl.: Ampère, Histoire de la formation de la langue française. Paris 1871.
Ideler, Geschichte der altfranzösischen Nationallitteratur von den ersten Anfängen bis auf Franz I. Berlin 1842.
Chevallet, Origine et formation de la langue française. 2. éd. Paris 1858.
Du Méril, Essai philosophique sur la formation de la langue française. Paris 1852.
Littré, Histoire de la langue française. Paris 1862.
Molland, Origines littéraires de la France. Paris 1862.
Pelissier, La langue française depuis son origine jusqu'à nos jours. Tableau historique de sa formation et de ses progrès. Paris 1866.
Loiseau, Histoire de la langue française, ses origines et son développement jusqu'à la fin du 16. siècle. Paris 1881.
Aubertin, Origines et formation de la langue et de la métrique françaises. Paris 1882.
Aubertin, Histoire de la langue et de la littérature française au moyen âge d'après les travaux les plus récents. 2. éd. Paris 1884.
Diez, Grammatik der romanischen Sprachen. Band I.
Brachet, Grammaire historique de la langue française. Paris 1867; 35. éd. 1887.
G. Paris, Grammaire historique de la langue française. Paris 1868.
Burguy, Grammaire de la langue d'oïl. 3. éd. Berlin 1883.
Clédat, Grammaire élémentaire de la vieille langue française. Paris 1885. 2. éd. 1887.
Semmig, Geschichte der französischen Litteratur im Mittelalter. Leipzig 1862.
Darmesteter, Cours de littérature française du moyen âge et d'histoire de la langue française. Paris 1883.
G. Paris, La poésie du moyen âge. Leçons et lectures. 2. éd. Paris 1885.
Garreaud, Causeries sur les origines et le moyen âge littéraires de la France. I. Paris 1884.
G. Körting, Encyclopädie und Methodologie der romanischen Philologie. B. III. Heilbronn 1886.
Gröber, Grundriß der romanischen Philologie. B. I. Straßburg 1886.

**) Über die Kelten und das Keltische, sowie über Basken und Iberer giebt hinreichend Aufschluß Gröber, Grundriß der romanischen Philologie B. I, 283–334; Litteraturangaben bei G. Körting, Encyclopädie. III.

wir so gut wie nichts; nur hin und wieder machen sie sich in der alten Welt bemerkbar und suchen mit ihren wilden Horden Rom, Delphi, Egypten, Kleinasien heim — ihre authentische Geschichte beginnt erst mit dem Tage, wo sie auf ihre Freiheit verzichteten, und ihr Land römische Provinz wurde, und erst den Siegern verdanken wir einige zerstreute Notizen über das Leben, die sozialen Zustände, die Sitten und die Religion der Besiegten. Am bekanntesten sind die Nachrichten, welche uns Cäsar in seinen „Kommentarien über den Gallischen Krieg" von ihnen giebt (III, 8. 10. 19. IV, 5. 13), und merkwürdig! ihr Charakter, wie ihn der römische Feldherr schildert, erinnert in mehr als einer Beziehung an den der heutigen Bewohner des Landes, ungeachtet aller der mächtigen Einflüsse, welche seit fast zweitausend Jahren an seiner Umbildung gearbeitet haben. „Die Gallier," sagt er, „sind rasch in ihren Entschlüssen, merkwürdig wegen ihrer Vorliebe für alles Neue und wegen der Leichtfertigkeit, mit der sie zu den Waffen eilen. Wenn sie schnell die Waffen ergreifen, so verlieren sie auch leicht den Mut und ertragen die Unfälle nicht. Sie sind leichtfertig, ändern bald ihre Entschlüsse, und man kann sich nicht auf sie verlassen. Sie sind so begierig nach Neuigkeiten, daß sie die Reisenden anhalten, selbst gegen deren Willen, um sich von dem zu unterrichten, was sie wissen. In den Städten umringt das Volk die fremden Kaufleute, fragt sie, woher sie kommen und was sie Neues auf ihrer Reise erfahren haben. Oft genügt die Aufregung, welche ihnen diese Gerüchte verursachen, um sie wichtige Entschlüsse fassen zu lassen. Auch bleibt die Reue nicht aus, weil sie unter dem Einflusse unsicherer, ihrem Geschmacke zusagender Nachrichten handeln. Aber sie fallen bald wieder in den nämlichen Fehler zurück." Wie die heutigen Franzosen liebten die Kelten leidenschaftlich den Waffenruhm, und ihre Einbildungskraft entzündete sich leicht an der Vorstellung von Eroberungen und gewagten Unternehmungen; auch ihre Verehrung der Beredsamkeit und ihr Geschick gut zu sprechen ist ganz modern-französisch und hat in einer charakteristischen Fabel ihrer Mythologie ihre Spur zurückgelassen. „Die Kelten," so berichtet Lucian in seiner Schrift über Hercules Kap. 1, „bezeichnen Hercules, den Gott der Stärke, mit dem Namen Ogmius. Wie der griechische Heros trägt er das Löwenfell, den Köcher, den Bogen und die Keule. Man stellt ihn aber als einen kahlköpfigen, runzeligen, von der Sonne verbrannten Greis dar, und von seiner durchbohrten Zunge sieht man eine Menge dünner, aus Gold und Bernstein gefertigter Ketten ausgehen, an denen er eine Menge Menschen hinter sich her zieht, an deren Ohren die Ketten befestigt sind. Diese folgen ihm mit sichtbarem Vergnügen und der Gott wendet sich lächelnd zu ihnen."

Das keltische Volk war nicht ohne eine gewisse Kultur, als die Römer das Land eroberten. Man kannte den Ackerbau, Industrie und Handel waren ziemlich entwickelt, die Staatsverfassung eine wohlgegliederte. Cäsar fand eine mächtige, sehr einflußreiche Priesterkaste vor, die Druiden, einen zahlreichen Adel

und eine vollkommen abhängige Volksmasse. Die Druiden nahmen die erste Stelle in der gesellschaftlichen Rangordnung ein und scheinen das Leben des Volkes recht eigentlich beherrscht und ungefähr den Einfluß ausgeübt zu haben, den die Priester in Alt-Egypten hatten. Über ihre Religion haben wir nur Vermutungen, doch scheint sie eines gewissen poetisch-phantastischen Aufschwunges nicht entbehrt zu haben. Im Schatten majestätischer Eichen erteilten sie dem Volke unter feierlichen Ceremonien ihre Orakel, handhabten die richterliche Gewalt, sorgten für die Verbreitung ihrer Lehren, die sie nur mündlich überlieferten, durch zahlreiche, in strengem und langdauerndem Noviziat erprobte Schüler und standen in engem Verkehr mit den „Barden," welche die Lehrsätze ihrer Weisheit in Verse brachten, die Hymnen zu Ehren der Götter bei den Opfern vortrugen, durch Gesänge die in den Kampf ziehenden Krieger ermutigten und deren Thaten bei festlichen Gelagen feierten. Auch im Besitz einiger wissenschaftlichen Kenntnisse befanden sich die Druiden: sie beobachteten und berechneten den Lauf der Himmelskörper, waren mit den Elementen der Chirurgie vertraut und wußten sich der griechischen Buchstaben zu bedienen, deren Kenntnis sie den Kaufleuten aus Marseille verdankten. — Von dieser ganzen keltischen Kultur ist so gut wie nichts übrig geblieben, sie erlag überraschend schnell dem Ansturm der römischen Civilisation. Ganz unscheinbar sind die Spuren, welche die Sprache, deren sich die Druiden bedienten und in welcher die Barden dichteten, im Französischen hinterlassen hat. Die Keltomanen wollen zwar in der heutigen Sprache noch Reste keltischer Konstruktionen finden, sind aber dabei in offenbarem Irrtum begriffen; nur einzelne Wörter gallischen Ursprungs haben sich erhalten, und auch diese nur in lateinischem Gewande. So z. B. nahmen die Römer für den Vogel, den sie galerita zu nennen pflegten, den keltischen Namen alauda an, der noch in alouette vorhanden ist; statt des ihnen geläufigen zythum für in Gärung übergegangene Gerste das gallische cerevisia, französisch cervoise; der Name lieue für Meile, Wegstunde, beruht auf leuca; banne, der Wagenkorb, auf benna; bouleau, Birke, mundartlich boule, auf betula, u. a. m. Besonders aber haben sich keltische Stämme in Ortsnamen erhalten; so geht Périgueux auf Petrocorii, Cahors auf Cadurci, Poitou auf Pictavi, Bourges auf Bituriges, Bayeux auf Bodiocasses zurück. — Nicht viel mehr hat sich von dem intellektuellen und moralischen Leben der Gallier auf die modernen Franzosen vererbt. Von ihm kann man noch Spuren wahrnehmen in manchen Glaubensvorstellungen, Gebräuchen, Märchen, welche nach soviel Jahrhunderten auf dem Lande fortleben. Zu gewissen Zeiten des Jahres feiert man in vielen Provinzen Frankreichs Feste, welche seit der keltischen Epoche unwandelbar dieselben geblieben sind; mehrere Pflanzen, Vögel, Reptilien sind Gegenstand von Legenden, welche sich schon die alten Gallier erzählten; mehr als eine Quelle, zu der man noch heute Genesung heischend pilgert, wurde schon von den Kelten verehrt. Am bedeutendsten aber dokumentiert sich der Einfluß des keltischen Geistes in den zahlreichen Feensagen,

welche der mittelalterlichen französischen Poesie einen so hohen Reiz verliehen, und welche noch bis auf den heutigen Tag sich das Volk mit geheimnisvollem Schauer erzählt. Möglich, daß auch das Leben der Sage von Tristan und Isolde, von Artus und seiner Tafelrunde im grauen keltischen Altertum wurzelt.

Aber diese keltische Kultur hielt nicht stand gegen den Einfluß der römischen Eroberung. Als die Quelle des nationalen Unglücks, das über die Gallier hereinbrach, muß die Stadt Massilia, das heutige Marseille, angesehen werden.*) Diese Stadt, welche im sechsten Jahrhundert v. Chr. aus Phocea verjagte Griechen an der Mündung des Rhone gegründet hatten, und welche lebhafte Handelsbeziehungen mit Rom unterhielt, rief im Jahre 153 römische Hilfe gegen die gallischen Ligurer herbei. So wurde den Römern der Weg nach Gallien eröffnet; sie bemächtigten sich zunächst des Rhone-Beckens, schoben sich nach und nach immer mehr vor und schritten unter Cäsar zur vollständigen Eroberung des Landes. Heldenmütig fochten die Gallier gegen die fremden Eindringlinge; die Verteidigung von Gergovia und Alesia durch Vercingetorix, den gallischen Arminius, legt ein glänzendes Zeugnis von der Vaterlandsliebe, der Opferfreudigkeit und der Tapferkeit der keltischen Rasse ab — aber schließlich gewannen die erprobte römische Kriegstüchtigkeit und die scheußlichen Greuelthaten, die Cäsar zu begehen sich nicht scheute, die Oberhand: Gallien wurde römische Provinz.

Bekanntlich waren die Römer Meister in der Kunst der Kolonisation. War eine Provinz erobert, so wandten sie zwei Mittel an, sie zu latinisieren. Das militärische Mittel bestand darin, daß sie das eroberte Land mit Legionen umgaben, die sie an der Grenze aufstellten; nachdem so das Land von jedem äußeren Einflusse abgeschnitten war, führte man eine energische Verwaltung im Innern ein, welche in kurzer Zeit die lokalen Widerstände zu Boden schmetterte: man legte den Besiegten römische Sprache und Religion auf, schaffte die Widerspenstigen durch Mord oder Verkaufen in die Sklaverei beiseite und bevölkerte das Land durch römische Kolonisten und Freigelassene. Infolge dieser geschickten Maßregeln geschah es, daß man kaum ein Jahrhundert nach der Eroberung durch Cäsar in ganz Gallien Lateinisch sprach. Freilich glich dieses Latein, das die Soldaten und Kolonisten nach Gallien brachten, ebenso wenig der Sprache Virgils und Ciceros, als etwa das Französisch, welches heute den Arabern in Algier beigebracht wird, dem Idiom Racines oder Bossuets; es

*) Verschiedene französische Gelehrte im sechzehnten Jahrhundert (Joachim Perion, Henricus Stephanus u. a.) und selbst in neuerer Zeit (der Abbé Espagnolle in seinem dreibändigen Werke: Origines du français. Paris 1886/89) haben die Behauptung aufgestellt und zu verteidigen gesucht, daß die französische Sprache aus der griechischen stamme. Wenn auch die zufällige Ähnlichkeit einer Anzahl von griechischen und romanischen Wörtern nicht zu bestreiten ist, so hat die romanische Philologie doch unumstößlich die Nichtigkeit dieses Problems bewiesen. — Über die griechischen Bestandteile im Französischen vergl. Diez, Grammatik der romanischen Sprachen. I.

unterschied sich von dem klassischen oder Schriftlatein durch einen besonderen Wortvorrat und durch besondere Formen. Geschrieben wurde dieses Vulgärlatein*) nicht, und wir würden von seiner Existenz, welche übrigens aus der Zeit der punischen Kriege stammt, nichts wissen, wenn nicht einige römische Grammatiker, die ihre Landsleute vor dem Gebrauch desselben warnen, uns einige Proben davon aufbewahrt hätten. So drückte man den Begriff des Schlagens im Litterärlatein durch verberare, im Volkslatein durch batuere (battre) aus; equus wurde durch caballus (cheval), hebdomas durch septimana (semaine), pugna durch batualia (bataille), osculari durch basiare (baiser), iter durch viaticum (voyage), verti durch tornare (tourner), urbs durch villa (ville), os durch bucca (bouche), ignis durch focus (feu), ludus durch jocus (jeu), edere durch manducare (manger) ersetzt. Auch war es nicht ohne Einfluß auf die Schriftsprache geblieben. Schon Augustus mußte in seinen Edikten oft genug die Eleganz und die grammatische Richtigkeit der Deutlichkeit opfern; ja sogar die Sprache der besten lateinischen Schriftsteller ist nicht vollkommen frei von Ausdrücken, welche in der Volkssprache wurzeln: De Caesare satis dictum habeo — urbem quam parte captam parte dirutam habet — quid istic habet (qu'y a-t-il là?) — Romani sales salsiores sunt quam illi Attici. Man übertrage nur diese Ausdrücke ins Französische, und man wird überrascht sein, hervorragende Züge der neueren Wortbeugung schon in der alten Muttersprache zu finden. — Nach Gallien importiert, akklimatisierte sich das Vulgärlatein schnell, und vom ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung an war das Keltische im ganzen Lande unterdrückt, mit Ausnahme einiger isolierten Punkte und der Armorica (Bretagne), wo es noch heutzutage ein kümmerliches Dasein fristet. Auch ist nicht gering anzuschlagen der Einfluß, den die Apostel des Christentums durch die Predigt auf das Volk ausübten; sie haben besonders das Verständnis des Lateinischen beim Volke gefördert und vollendet, was das Schwert der Legionen und die Schlauheit der Sachwalter begonnen.

Zu derselben Zeit aber, wo das Volk, durch die Notwendigkeit gezwungen, seine Muttersprache vergaß, das Vulgärlatein adoptierte und es mit seinen Accenten und seiner barbarischen Aussprache ummodelte, nahmen die höheren Stände, von Ehrgeiz getrieben, das Schriftlatein an und übten sich in der römischen Beredsamkeit, um zu den Staatsämtern zu gelangen. Seit des Augustus Zeiten war Gallien für Rom eine Pflanzschule an Rhetoren und Grammatikern, die Schulen von Autun, Lyon und Bordeaux waren im ganzen römischen Reiche berühmt, und bald galt Gallien für die gebildetste, für die

---

*) Über das Vulgärlatein siehe Gröber, Grundriß der romanischen Philologie I, pag. 355 f.; Corssen, Über Aussprache, Vokalismus und Betonung der lateinischen Sprache. 2 Bde. Leipzig 1868; Schuchardt, Der Vokalismus des Vulgärlateins. 3 Bde. Leipzig 1866—68; Böhmer, Die lateinische Vulgärsprache. Oels 1866.

„römischste" der Provinzen des westlichen Kaiserreiches. Eine große Anzahl römischer Schriftsteller von dem zweiten bis zum sechsten Jahrhundert sind Gallier von Geburt und Erziehung, z. B. Plinius Secundus, Florus, Statius, Petronius, die Gelehrten Valerius Cato, Varro Atacinus u. a., und Juvenal legt von dem Ansehen, welches gerade gallische Rechtslehrer genossen, glänzendes Zeugnis ab, wenn er sagt:

Gallia causidicos docuit facunda Britannos.

Eine Zeitlang nun liefen beide Arten des Latein nebeneinander her, das Litterärlatein sich im zweiten Jahrhundert des hellsten Glanzes erfreuend, das Vulgärlatein in den breiten Schichten des Volkes gesprochen. Im Anfang des fünften Jahrhunderts jedoch hatte das Letztere ungemein an Gebiet gewonnen und schwang sich, als im Sturm der Völkerwanderung die vornehmen und wohlhabenden Klassen hinweggefegt wurden, zur allein herrschenden Sprache auf.*)

Inzwischen ging in der römischen Civilisation, mit welcher das unterworfene Gallien bedacht worden war, ein langsamer, aber unaufhaltsamer Zersetzungsprozeß vor sich. Die tödliche Krankheit, welcher das Imperatorenreich schließlich erlag, war die Vernichtung alles lokalen, selbständigen Lebens durch den furchtbaren Druck einer centralisierten, durch und durch mechanischen Verwaltung. Der Stand der Kurialen und Dekurionen d. h. der wohlhabenderen Stadtbürger, welchem das Gesetz die innere Leitung der Städte übertrug, war durch die Größe der Abgaben eine unerträgliche Last geworden, denn die Dekurionen hafteten mit ihrem Vermögen für die Bezahlung der Taxen. Die

*) Auf die spätlateinische Litteratur und ihre Ausläufer in Gallien einzugehen, liegt außerhalb des Rahmens dieses Buches. Einige wenige Namen müssen hier genügen: Decimus Magnus Ausonius aus Bordeaux, 310 bis ca. 395, war Advokat, Lehrer der Grammatik und Rhetorik, 379 Konsul in Gallien, zog sich 383 von den Geschäften zurück und starb auf seinem Landgut in der Nähe seiner Vaterstadt. Wir besitzen von ihm Epigrammata, Parentalia (Gedichte auf seine Verwandten), das Puppenspiel Ludus septem sapientium, Idyllia, Mosella (Schilderung einer Moselreise), Eglogarum liber, Epistolarum liber 2c. — Claudius Rutilius Namatianus aus Poitiers, geboren gegen Ende des vierten Jahrhunderts, verfaßte ein elegisches Gedicht De reditu suo im Jahre 416 und ist als letzter heidnischer Dichter zu bezeichnen. — Christliche, lateinisch schreibende Dichter sind: Prosper von Aquitanien, in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts, verfaßte eine Weltchronik, Epigramme, ein Buch De ingratis; Paulinus von Perigueux, um dieselbe Zeit lebend, Verfasser einer Vita Martini in Versen; Sidonius Apollinaris aus Lyon, † 478, schrieb verschiedene Lobgesänge (Panegyrici) auf Fürsten und Große, sowie Briefe, welche von kulturhistorischem Interesse sind; Magnus Felix Ennodius aus Arles, † 521, dichtete nach klassischem Vorbild 2 Bücher Carmina, schrieb Heiligenlegenden und Reden (dictiones); der Kanzelredner Caesarius aus Arles, † 542, war Verfasser der Schrift Regulae ad virgines; Claudianus Mamertus, lebte und starb in Vienne 474, schrieb De statu animae. Aus etwas späterer Zeit ragt hervor Gregorius von Tours, geb. 540, gest. 594 als Bischof von Tours, ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller; besonders wertvoll ist seine Historia Francorum; sie ist die Hauptquelle für unsere Kenntnis der älteren französischen Geschichte; Miracula (Heiligengeschichten), De gloria confessorum (desgl.), De vita patrum, De cursibus ecclesiasticis (eine Art Kompendium des allgemeinen Wissens); des Gregorius Werk Historia Francorum setzte fort Fredegarius Scholasticus (lebte um die Mitte des siebenten Jahrhunderts).

höheren Stände waren entnervt und entmutigt, die Masse des Volkes war durch die Sklaverei von der Möglichkeit ausgeschlossen, der hinsterbenden Gesellschaft neue Kräfte zuzuführen. Dabei griff die Sittenlosigkeit immer mehr um sich; die Vaterlandsliebe war etwas Fremdes geworden; die Volksreligionen hatten aufgehört zu existieren; die Litteratur war jedes tieferen, veredelnden Inhalts bar, ein müßiger Zeitvertreib einiger schalen Schöngeister, während die breite Masse der Bevölkerung sich nur an den Schauspielen im Cirkus, an unanständigen Pantomimen und wilden Gladiatorenkämpfen erfreute. Unter solchen Umständen flüchtete alles, was einen Rest selbständiger Kraft fühlte, unter den Schutz der jungen, siegreichen christlichen Kirche, von welcher in jener trüben Zeit des Elends und des moralischen Verfalls der einzige Strahl der Hoffnung auf Erlösung aus dem allgemeinen Jammer ausging; sie setzte an Stelle des gestürzten Volksglaubens einen neuen, Tugend und Menschenliebe predigenden; sie bewegte das Herz und die Phantasie und legte den Grund zu jener reichen christlichen Litteratur, deren Blütezeit zu sehen dem zwölften Jahrhundert vorbehalten war. Freilich den Verfall der römischen Civilisation aufzuhalten, war ihr, der friedlichen Botin des Himmels, nicht vergönnt; auch hatte sie wohl kaum die Kraft dazu, an ihre Stelle zu treten.

Von Osten sollte der Stein kommen, der den Koloß mit den thönernen Füßen ins Wanken brachte. Schon lange hatten die germanischen Völker lüstern über den Rhein geschaut und mit heimlichem Triumph den Niedergang der römischen Macht in Gallien beobachtet. Die Völkerwanderung trieb sie endlich zu schnellem Entschlusse, und alle Dämme niederreißend ergoß sich der Strom der Franken, Alanen, Burgunder, Westgoten über das benachbarte Land. Mit Schrecken sahen die Gallo-Romanen, ein sanftes, unkriegerisches, seit Jahrhunderten an Frieden gewöhntes Volk, die von der römischen Kultur noch so gut wie nicht berührten Germanen über sie herstürmen, ihnen ihr Gold entreißen, sich in ihrem Wein berauschen und in ihren Ländereien sich festsetzen. Aber heftete sich auch anfänglich die Zerstörung an ihre Fersen, waren auch die materiellen Verluste, die sie den Besiegten zufügten, nicht gering — die Segnungen, welche sie mit sich brachten, lassen alle Schrecken einer barbarischen Invasion vergessen: das Gefühl der persönlichen Unabhängigkeit, die leidenschaftliche Liebe zur Freiheit, das Beispiel nationalen Stolzes und nationaler Begeisterung, eines innigen Familienlebens, der Achtung vor dem Weibe, strenges Pflichtgefühl, schließlich eine reiche und gewaltige Poesie, das sind die Schätze, welche anzunehmen sie die Gallo-Romanen gewaltsam zwangen. Die Germanen sind es, welche ein neues, belebendes Element in die ausgedörrten Adern der alten Welt strömen ließen, und wie ein Gewittersturm die schwüle, unerträglich gewordene Atmosphäre reinigt und das dürstende Land erquickt, so gab der Sturm der Völkerwanderung der verschmachtenden römischen Civilisation einen neuen Impuls zum Leben.

So befruchtend aber auch der germanische Genius auf die politischen Institutionen und den Charakter des gallischen Volkes wirkte, so hat doch die deutsche Sprache nur geringe Spuren hinterlassen.*) Während bei der römischen Eroberung die Sieger den Besiegten ihre Sprache auferlegten, fand bei der germanischen Invasion gerade der umgekehrte Prozeß statt; jene Völkerschaften, vor deren Ansturm das alt und schwach gewordene römische Staatsschiff in allen Fugen erbebte, legten ihr heimatliches Idiom ab und nahmen das von den Überwundenen gesprochene Vulgärlatein an, jenes Chaos, aus welchem später mit den anderen romanischen Sprachen das Französische hervorgegangen ist. Freilich gehörten Jahrhunderte dazu, ehe die Eindringlinge sich ihrer Sprache begaben; ihr Heerwesen, das sie fest zusammenhielt, begünstigte die Erhaltung derselben in nicht geringem Grade, auch mußte es ihrem Nationalgefühl Überwindung kosten, die Mundart der geringeren Klasse anzunehmen. Aber der beständige Verkehr, das Ineinanderleben beider Völker duldete bald keine Verschiedenheit der Rede mehr. Man kann annehmen, daß der Gebrauch des deutschen Idioms sich ungefähr bis zur Teilung des Karolingischen Reiches erhalten hat, daß seine Dauer in Gallien etwa 400 bis 500 Jahre beträgt. Die Aufnahme der deutschen Wörter begann ohne Zweifel kurz nach der Einwanderung der Germanen und endigte wohl erst mit dem Erlöschen ihrer Sprache; ungefähr 450 französische Wortstämme**) mit zahlreichen Ableitungen sind es, welche sich auf deutschen Ursprung zurückführen lassen, und zwar haben an diesem deutschen Element die verschiedensten Sphären der Begriffe teil; vor allem sind es Ausdrücke des Kriegswesens: werra — guerre, strît — estrif, halt — halte, scharwacht — échauguette, raub — robe, heriberga — auberge, bîwacht — bivac, bolwerk — boulevard; ferner, besonders infolge der etwas später stattfindenden Niederlassung der Normannen, Ausdrücke des Seewesens und der Schiffahrt; zahlreiche Tier- und Pflanzennamen: elentier — elan, reinhart — renard, krebiz — écrivisse, hummer — homard, krabbe — crevette, salaha — saule, îwa — if, krausbeere — groseille, klette — gleton u. a. m. Durch die Aneignung deutscher Sprachstoffe erlitt jedoch die galloromanische Sprache keine wesentliche Störung in ihrem Organismus, da sie die Einwirkung der fremden Grammatik ziemlich leicht überwand. Geringe Spuren freilich lassen sich auch entdecken.

Aus diesen eben geschilderten Elementen entwickelte sich nun eine vom Schriftlatein***) himmelweit verschiedene Sprache, deren Wert zwar von den

*) Über den Einfluß des Germanischen vergl.: Gröber, Grundriß der romanischen Philologie. I p. 353 f; F. Neumann, Die germanischen Elemente im Provenzalischen und Französischen. Greifswald 1876; Mackel, Die germanischen Elemente im Altfranzösischen und Altprovenzalischen. Greifswald 1885; Waltemath, Die fränkischen Elemente in der französischen Sprache. Paderborn 1885.

**) Vergl. Diez, Grammatik der romanischen Sprachen I.

***) Die Bestrebungen Karls und Ludwigs zur Hebung der klassischen Studien sind bekannt, desgleichen ihre Verdienste um die Volksbildung und um die Pflege des

Schöngeistern des neunten Jahrhunderts, Eginhard, Alcuin, Angilbert, gering angeschlagen wurde, die aber einst das weltbeherrschende Französisch werden sollte. Die Kirche freilich zauderte nicht, sie anzuwenden; statt sie mit Verachtung der lateinischen Sprache gegenüberzustellen, erkannte sie scharfen Blickes, welchen Nutzen sie für sich aus der Handhabung derselben ziehen konnte. Hatte sie bisher sich beschränkt, die Priester und Missionare zum Studium der Volkssprache zu ermutigen, so that sie seit Karls des Großen Zeiten noch mehr: sie befahl 813 auf dem Konzil zu Tours der Geistlichkeit den Gebrauch derselben, eine übrigens notwendige Maßregel, denn das Volk verstand das Latein nicht mehr. Unter dem allmächtigen Schutz der Kirche gewann der Gebrauch der Volkssprache immer mehr Terrain, und ungefähr ein Vierteljahrhundert nach Karls Tode sehen wir sie gebraucht als Sprache der politischen Unterhandlung in den berühmten Straßburger Eiden vom Jahre 842, welche Ludwig der Deutsche seinem Bruder Karl dem Kahlen, und die Armee Karls des Kahlen Ludwig dem Deutschen schwur. Der Eid Ludwigs lautete:

„Pro deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, „d'ist di in avant, in quant deus savir et podir me dunat, si salvarai eo „cist meon fradre Karlo et in adjudha et in cadhuna cosa, si cum om per „dreit son fradra salvar dist, in o quid il mi altresi fazet, et ab Ludher „nul plaid numquam prindrai qui meon vol cist meon fradre Karlo in „damno sit." In modernem Französisch:

„Pour l'amour de Dieu et pour le salut du peuple chrétien et du „nôtre, de ce jour en avant (dorénavant) autant que Dieu me donne „savoir et pouvoir, ainsi je sauverai (soutiendrai) celui-ci, mon frère „Charles (mon frère Charles ici présent) et en aide (par aide) et en „chaque chose, comme on doit par droit sauver (comme il est juste „qu'on soutienne) son frère, tant qu'il fera de même pour moi, et de „Lothaire ne prendrai jamais un traité (ne ferai jamais un traité avec L.) „qui de ma volonté soit dommage (préjudiciable) à ce mien frère Charles."

Der Eid des Heeres lautete:

„Si Lodhuvigs sagrament, quae son fradre Karlo jurat, conservat, „et Karlus meos sendra de suo part non lo tanit, si io returnar non „l'int pois, ne io ne neuls, cui eo returnar int pois, in nulla ajudha „contra Lodhuvig nun li iv er." In modernem Französisch:

„Si Louis conserve le serment qu'il jure à son frère Charles, et „que Charles mon seigneur de sa part ne le tienne pas, si je ne l'en

---

Kirchengesangs. Auch aus dieser Zeit stammt eine reiche lateinische Litteratur; auf dem Gebiet der Poesie, die sich besonders den Virgil zum Vorbild nahm, waren vor allen thätig: Alcuin (782—804), Paulus Diaconus (720—801), Angilbert (um 800), Walafrid Strabo († 849); auf dem der Prosa: Eginhard (770—840), Verfasser einer berühmten Geschichte Karls des Großen, Rabanus Maurus, Erzbischof von Mainz († 856).

„puis détourner, ni moi ni nul que j'en puis détourner, ne lui serai „jamais en nulle aide contre Louis."

Die Eide sind, neben den Kasseler und Reichenauer Glossen*), jene, in welchen deutsche Wörter durch gegenüberstehende romanische übersetzt werden, aus dem achten, vielleicht auch schon aus dem siebenten Jahrhundert, diese, worin lateinische Ausdrücke der Vulgata durch romanische erklärt werden, vom Jahre 768, das älteste Denkmal der französischen Sprache und für unsere Kenntnis von dem damaligen Zustande derselben von größtem Wert.**)

Auch das erste Stammeln der Poesie in der neu entstandenen Volkssprache stammt aus dem neunten Jahrhundert. Im Jahre 1837 entdeckte Hoffmann von Fallersleben in der Bibliothek zu Valenciennes in einer Handschrift, zusammen mit dem deutschen Ludwigslied, das Eulalia-Lied, ein Gedicht auf das Leben und den Tod der heiligen Eulalia, welches zwar auf poetischen Wert keinen Anspruch machen kann, für den Sprachforscher aber von der größten Bedeutung ist. Die Sprache hat schon Fortschritte gemacht, sie zeigt sich minder starr in ihren Bildungen, bestimmter, grammatisch geordneter; die unmittelbar an das Lateinische anklingenden Formen sind fast ganz verschwunden. Was den Inhalt des Liedes anbetrifft, so wird darin geschildert, wie die heilige Eulalia allen Versuchungen und allen Drohungen zum Trotz fest am Christentum gehalten habe, wie sie auf Befehl des Kaisers Maximian ins Feuer geworfen worden und, da dieses sie, die ohne Schuld und Fehle, verschonte, enthauptet worden sei, worauf ihre Seele in Gestalt einer Taube zum Himmel emporgestiegen sei. Der Anfang lautet:

Buona pulcella fut Eulalia,
Bonne pucelle (vierge) fut Eulalie
Bel auret corps, bellezour anima.
bel avait (habuerat) corps plus belle âme
Voldrent la veintre li deo inimi,
voulurent la vainere les (de) Dieu ennemis
Voldrent la faire diaule servir.
voulurent la faire diable servir
Elle non eskoltet les mals conselliers
elle non écoute les mauvais conseillers

---

*) Bei Diez, Altromanische Glossare berichtigt und erklärt. Bonn 1865.

**) Erhalten sind die Eide in des Nithardi Historiarum Libri IV, Buch 3, cap. 5, abgedruckt in Pertz, Monumenta Germaniae historica 2, 665; Diez, Altromanische Sprachdenkmäler berichtigt und erklärt. Bonn 1846; Koschwitz, Les plus anciens monuments de la langue française publiés pour les cours universitaires. Heilbronn 1879 u. öfter; Stengel, Die ältesten französischen Sprachdenkmäler. Genauer Abdruck und Bibliographie. Marburg 1883; Bartsch, Chrestomathie de l'ancien français. Leipzig 1866 u. öfter. — Vergl. Suchier, Zur Lautlehre der Straßburger Eide. Jahrbuch XIII, 383; Gröber, Die Eide von Straßburg. Jahrbuch XV, 82; G. Paris, Étude grammaticale du texte des serments de Strasbourg. Revue critique 1879 II, 247.

Qu'elle deo raneiet, chi maent sus en *ciel*
qu'elle Dieu reniât qui demeure (manet) haut en ciel
Ne por or ned argent ne paramenz,
ni pour or ni argent ni parure
Por manatce regiel ne preiement.
pour menace royale ni prière.

Auch metrisch ist das Gedicht interessant; es besteht aus vierzehn Verspaaren von je 10—13 Silben, welche durch männliche Assonanz mit einander verbunden sind; der in der späteren altfranzösischen Litteratur fast ausschließlich gebrauchte Zehnsilbner überwiegt schon hier, und die später öfters befolgte Sitte, ein Versganzes durch einen Sechssilbner abzuschließen, weist auch schon das Eulalia-Lied auf.*)

Neben diesem ersten unbeholfenen Versuch, nach dem Vorbilde lateinischer Hymnen in der Volkssprache zu dichten, besitzen wir aus dem zehnten Jahrhundert ein religiöses Gedicht auf die Passion Christi, welches in einfacher, naiver Sprache 516 paarweise gereimte Achtsilbner (die hier zum ersten Mal in der französischen Litteratur auftreten) dem Leiden Christi, seiner Auferstehung und Himmelfahrt, der Ausgießung des Geistes, den Thaten der Apostel und ihrem Märtyrertod widmet;**) und eine ebenso sprachlich wichtige, aber gleichfalls poetisch unbedeutende Reimerei über das Leben des heiligen Leodegar, in welcher in vierzig Strophen von je sechs durch die Assonanz paarweise verbun-

*) Welche von den verschiedenen Heiligen namens Eulalia hier besungen wird, ob die von Merida oder von Barcelona oder eine andere sonst nicht erwähnte, dies zu erörtern ist nicht die Aufgabe unseres Buches; vergl. hierüber A. Ebert, Allgemeine Geschichte der Litteratur im Abendlande. Leipzig 1887. Band III, 181. — Gedruckt liegt das Lied vor in: Diez, Altromanische Sprachdenkmäler berichtigt und erklärt. Bonn 1846. — Du Méril, Essai philosophique sur la formation de la langue française. Paris 1852. — Bartsch, Chrestomathie de l'ancien français. Leipzig 1866 u. öfter. — Koschwitz, Les plus anciens monuments de la langue française publiés pour les cours universitaires. Heilbronn 1879 u. öfter. — Stengel, Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie. Marburg. Heft 11. — Mit der Metrik des Gedichtes befassen sich: W. Grimm, Zur Geschichte des Reims. Berlin 1852. S. 166. — G. Paris, Sur le mètre de la cantilène du chant de Sainte Eulalie, in „Étude sur le rôle de l'accent latin.“ Paris 1862. — Ten Brink, Conjectanea in historiam rei metricae Francogallicae. 1865. — Suchier, Zur Metrik der Eulalia-Sequenz. Eberts Jahrbuch XIII, 385; vergl. auch K. Bartsch, Die lateinischen Sequenzen des Mittelalters. Rostock 1868. S. 166. — Böhmer, Romanische Studien III, sucht sämtliche Zeilen auf Zehnsilbner zurückzuführen.

**) Entdeckt und herausgegeben von Champollion-Figeac, Documents historiques inédits. IV. Paris 1848. — Abgedruckt in: Diez, Zwei altromanische Gedichte, berichtigt und erläutert. Bonn 1852. 2. Aufl. 1876. — G. Paris, La Passion de Christ, texte revu sur le ms. de Clermont-Ferrand. Romania II. — In den unter dem Eulalialied erwähnten Werken von Koschwitz und Stengel. — Vergl. Diez, Zur Kritik der altromanischen Passion Christi. Eberts Jahrbuch VII, 361; C. Hofmann, Zum altromanischen Leiden Christi und Leodegar. Sitzungsberichte der bayerischen Akademie. 1867. II, 199; Lücking, Die ältesten französischen Mundarten. Berlin 1877. S. 49 (nach ihm gehört die provenzalische Färbung des Textes dem Schreiber an).

denen Versen das Leben des Bischofs von Autun, der in den Parteikämpfen seiner Zeit eine nicht unbedeutende Rolle spielte, der Teilnahme an der Ermordung des Königs Childerich III. 678 überführt und hingerichtet wurde, in kirchlicher Schönfärberei erzählt und von den sein Ende begleitenden Wundern berichtet wird.*)

Dem 11. Jahrhundert gehört an das nunmehr zu erwähnende Alexislied,**) welches einen der beliebtesten Stoffe der religiösen Poesie des Mittelalters behandelt, die Sage vom heiligen Alexis, der an seinem Hochzeitstage, von asketischer Gesinnung getrieben, seine Frau verließ, allem irdischen Prunke entsagte, nur von Almosen lebte und als Bettler unerkannt unter der Treppe des väterlichen Palastes endete. Das Gedicht beweist einen entschiedenen Fortschritt sowohl in der sprachlichen Entwickelung, als auch im poetischen Empfinden und Schildern. Es möge hier, zugleich als Sprachprobe, die Stelle stehen, in welcher der Dichter den Heiligen von seiner jungen, ihm eben angetrauten Frau Abschied nehmen läßt:

Quant li jorz passet et il fut anoitiet,***)
ço dist li pedre: „filz, quer t'en vai colchier
avoc ta spose, al comand deu del ciel.“
Ne volst li enfes son pedre corocier,
vint en la chambre od sa gentil muilier.

---

*) Vergl. Diez, Zwei altromanische Gedichte, berichtigt und erläutert. Bonn 1852 (1876). — G. Paris, La Vie de St. Léger, texte revu sur le ms. de Clermont-Ferrand. Romania I. 72. — Suchier, die Mundart des Leodegarliedes. Gröbers Zeitschrift II. 255.

**) Zuerst herausgegeben von W. Müller in Haupts Zeitschrift für deutsches Altertum V, 229. — C. Hofmann, Alexis. — Pariser Glossar 3692. Abdruck aus den Sitzungsberichten der Münchener Akademie der Wissenschaften. München 1868. — G. Paris et L. Pannier, La Vie de Saint Alexis, poème du XI. siècle et renouvellements des XII., XIII., XIV. siècles, publiés avec préfaces, variantes, notes et glossaire. Paris 1872. 2. éd. 1887. (Neuabdruck des Textes: Paris 1884.) — Stengel, Ausgaben und Abhandlungen. Heft 1. — Geßner, Das altfranzösische Alexiuslied, Geschichte, Versmaß, Text, sprachliche Erläuterungen desselben. Herrigs Archiv 17, 189; Brauns, Über Quelle und Entwickelung der altfranzösischen Cançun de saint Alexis, verglichen mit der provenzalischen Vita, sowie den altenglischen und mittelhochdeutschen Darstellungen. Kiel 1884.

***) In modernisiertem Französisch: Quand le jour passa et il fut anuité (la nuit fut venue) — cela dit le père: fils, donc va-t'en coucher — avec ton épouse, d'après le commandement de Dieu du ciel. — Ne voulut l'enfant son père courroucer — vint en la chambre avec sa gentille femme.

Comme (il) voit le lit, (il) regarde la pucelle (vierge) — alors il se souvient de son seigneur céleste — qu'il a plus cher que tout l'avoir terrestre — O Dieu, dit-il, quel fort péché me presse! — si tout à l'heure je ne m'enfuis, beaucoup je crains que je ne t'en perde.

Quand en la chambre ils furent tout seuls demeurés — le seigneur (danz = lat. dominus) Alexis commença à l'appeler — la vie mortelle commença à lui blâmer beaucoup — de la céleste lui montre la vérité — mais il lui tarda qu'il s'en fût allé.

Com veit le lit, esguardat la pulcele,
donc li remembret de son seinor celeste
que plus at chier que tot aveir terrestre:
„E deus,“ dist il, „com forz pechiez m'apresset!
s'or ne m'en fui, molt criem que ne t'en perde.“

Quant en la chambre furent tot sol remes,
danz Alexis la prist ad apeler;
la mortel vide li prist molt a blasmer,
de la celeste li mostret veritet;
mais lui ert tart qued il s'en fust alez.

„Oz mei, pulcele, celui tien ad espos
qui nos redenst de son sanc precios.
En icest siecle nen at parfite amor:
la vide est fraile, n'i at durable honor;
ceste ledice revert a grant tristor.“

Quant sa raison li at tote mostrede,
pois li comandet les renges de s'espede
et un anel dont il l'out esposede.
Donc en eist fors de la chambre son pedre:
en mie noit s'en fuit de la contrede.

Auch die Behandlung des Verses (Zehnsilbner mit einer Cäsur nach der vierten Silbe) verrät große Gewandheit, wie die vorstehende Textprobe zeigt.

Erwähnen wir nun noch der Vollständigkeit halber das Fragment von Valenciennes*), das Bruchstück einer halb lateinischen, halb romanischen Homilie über den Propheten Jonas, aus dem Ende des neunten Jahrhunderts; den Sponsus**) oder das Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen, als ersten dramatischen Versuch, auf welchen wir noch werden zurückzukommen haben, aus dem Anfang des elften Jahrhunderts; das Bruchstück eines Gedichtes über das Leben und die Thaten Alexanders des Großen von

Ouïs-moi (= écoute-moi), pucelle, celui tiens pour époux — qui nous sauva (redenst = fut rédempteur) par son sang précieux. — En ce siècle (il) n'y a pas parfait amour — la vie est frêle (fragile), (il) n'y a pas honneur durable — cette joie (ledice = lat. laetitia) se tourne en grande tristesse.

Quand sa raison lui a toute montrée — puis lui commande (demande) la ceinture de son épée — et un anneau par lequel il l'eut épousée. — Alors il sort fors de la chambre de son père — à la minuit (au milieu de la nuit) il s'enfuit de la contrée.

*) Vergl. Littré, Histoire de la langue française II, 307; Abdruck bei Koschwitz und bei Stengel a. a. O.

**) Théâtre français au moyen âge, p. p. Monmerqué et Michel. Paris 1874. S. 3 ff.; Koschwitz und Stengel a. a. O.; Böhmer in Romanische Studien IV, 99.

Alberich von Besançon*) in achtsilbigen, meist gereimten Versen, aus dem elften Jahrhundert, wichtig als Quelle des deutschen Alexanderliedes des Pfaffen Lamprecht; das Bruchstück eines alten Heldengedichtes von Gormond und Isembart**), in assonierenden Achtsilbnern; das Bruchstück einer allegorischen Bearbeitung des hohen Liedes***) aus derselben Zeit; die Epistel vom heiligen Stephanus†), eine Darstellung des Märtyrertodes des Heiligen in der Volkssprache, welche in die Verlesung der Epistel in liturgischer Form eingeschaltet wurde (sogenannte Epître farcie), zwölf Strophen von je fünf vorwiegend durch den Reim verbundenen Zehnsilbnern umfassend, aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts; aus derselben Zeit die älteste Reimpredigt††) in Strophen von sechs Fünfsilbnern, in welchen zum ersten Male der Reim sich vollkommen und rein durchgeführt findet, eine scharfe Strafpredigt gegen die Reichen und Trost für die Armen enthaltend; — fügen wir ferner hinzu, daß wir aus dem zwölften Jahrhundert zwei Psalmenübersetzungen haben, die sogenannte Oxforder und Cambridger†††), sowie eine Übersetzung der Bücher der Könige°) und der Predigten Gregors über Ezechiel°°) — führen wir schließlich an, daß eine aus dem elften Jahrhundert datierende Sammlung der Gesetze Wilhelms des Eroberers°°°)

*) Herausgegeben von P. Heyse, Romanische Inedita. Berlin 1856; Abdruck bei Stengel a. a. O.; Flechtner, Die Sprache des Alexanderfragments. Straßburg 1882; A. Schmidt, Über das Alexanderlied des Alberich von Besançon und sein Verhältnis zur antiken Überlieferung. Bonn 1886.

**) Herausgegeben von Scheler, in Bibliophile belge. X. Bruxelles 1876; von Heiligbrodt, Fragments de Gormont et Isembart, Text nebst Einleitung, Anmerkungen und vollständigem Wortindex. Rom. Studien III, 501; vergl. Heiligbrodt, Zur Sage von Gormont und Isembart. Rom. Studien IV, 119.

***) Herausgegeben von G. Paris in Eberts Jahrbuch für romanische und englische Litteratur VI, 365 fl.; von Stengel a. a. O.

†) Herausgegeben von G. Paris in Eberts Jahrb. IV, 311; von Stengel, a. a. O.

††) Herausgegeben von Suchier in Band I der Bibliotheca normannica. Halle 1878.

†††) Libri Psalmorum versio antiqua gallica e codice manuscripto, in bibliotheca Bodleiana asservato, una cum versione metrica aliisque monumentis pervetustis, nunc primum descripsit et edidit Fr. Michel. Oxford 1860; vergl. Harseim, Vokalismus und Consonantismus im Oxforder Psalter. Rom. Studien IV, 273; Meister, Die Flexion im Oxforder Psalter. Halle 1877. — Le Livre des Psaumes, ancienne traduction française, publ. p. l. pr. fois d'après le ms. de Cambridge et de Paris, par Fr. Michel. Paris 1876; Dreyer, Der Lautstand im Cambridger Psalter. Greifswald; Fichte, Die Flexion im Cambridger Psalter. Halle 1879.

°) Le Roux de Lincy, Les quatre livres des Rois, traduits en français du XII. siècle, suivis d'un fragment de moralité sur Job, et d'un choix de sermons de St. Bernard. Paris 1841; Merwart, Die Verbalflexion in den Quatre livres des Rois. Marburg a. D. 1878; W. Förster, Zu Quatre livres des Rois. Gröbers Zeitschrift I, 106.

°°) C. Hofmann, Altburgundische Übersetzung der Predigten Gregors über Ezechiel, aus der Berner Handschrift. München 1881.

°°°) Die Gesetze der Angelsachsen, herausgegeben von R. Schmid. Leipzig 1832 (1858); Die Gesetze Wilhelms des Eroberers, altfranzösisch, herausgegeben von F. Hotzel. Eisenach 1859.

erhalten ist, so haben wir die ältesten französischen Litteraturdenkmäler namhaft gemacht, können uns aber ein näheres Eingehen auf dieselben ersparen, da sie zwar für den Philologen von größtem Werte sind, für die eigentliche Litteraturgeschichte jedoch nur historisches Interesse haben.

Die soeben angeführten Schriftstücke aus dem zehnten und elften Jahrhundert weisen alle ein ziemlich einheitliches Gepräge der Sprache auf; doch finden sich auch in ihnen schon hin und wieder Nuancen in der Behandlung des Lautbestandes des Vulgärlateins, je nachdem dasselbe von südlich, westlich, nördlich oder östlich wohnenden Völkerschaften gesprochen wurde. Diese Unterschiede nehmen nun vom elften bis dreizehnten Jahrhundert noch in erhöhtem Maße zu und verleihen dem mittelalterlichen Französisch sein buntes, auf den ersten Anblick verwirrendes Aussehen. Gefördert wurde die Spaltung innerhalb der Sprache durch den Umstand, daß es damals keine Metropole gab, welche dem ganzen Lande die Regeln der guten Sprache diktieren und mit ihrem Beispiel vorangehen konnte. Denn nachdem das Feudalsystem die Herrschaft der Römer gebrochen und die Macht der Karolinger vernichtet hatte, zerstückelte es Gallien in eine Menge von lokalen Fürstentümern, jedes mit seiner Hauptstadt, jedes mit besonderen Gesetzen, Sitten, Gebräuchen und mit besonderer Sprache. Im Laufe der Zeit machten sich nun vier Hauptmundarten geltend: das Normannische (das Franco-Normannische in der Normandie und das Anglo-Normannische in England), das Picardische, das Burgundische (mit dem ziemlich selbständig sich entwickelnden Lothringischen) und das sogenannte Französische, das in Centralfrankreich und einem Teile der Champagne gesprochen wurde. Man beachte, daß das „Französisch" mithin ursprünglich nur ein Dialekt war, im Gebrauch im Mittelpunkt des Dreiecks, das jene anderen Provinzen, die Normandie, die Picardie und Burgund, bildeten. Diese vier Mundarten, gleich an Macht und Einfluß, zeigten so bedeutende Unterschiede unter einander, daß sie die Aufmerksamkeit der Fremden erregten. So führt sie Roger Bacon 1240 in seinem Opus majus an, um an ihnen zu zeigen, was Dialekte einer Sprache sind (nam et idiomata ejusdem linguae variantur apud diversos, sicut patet de lingua gallicana, quae apud Gallicos et Picardos et Normannos et Burgundos multiplici variatur idiomate). Wie aber bei den griechischen Dialekten, dem ionischen, äolischen, attischen, dorischen, so bezogen sich die mundartlichen Unterschiede im Französischen nicht auf die Syntax, sondern nur auf die Form der Wörter: so wurde z. B. das lateinische amabam in Burgund ameve, in der Normandie amoue, in Isle de France amoie; in der Picardie sagte man Franche, merchi, fache, cacher für France, merci, fasse, chasser; in der Normandie liebte man die dunklen Laute in ure, honur, doloruse für heure, honeur, douloureuse u. s. w.*)

*) Es ist hier nicht der Ort, auf die Dialekte näher einzugehen, zumal die Durchforschung derselben noch durchaus nicht beendet ist; doch mögen einige wichtige, hierher

Das Französische des zwölften Jahrhunderts ist also durchaus verschieden von dem heutigen; während jetzt allen Schriftstellern eine und dieselbe Sprache sich als Ausdrucksmittel darbietet, nehmen wir zur Zeit Philipp Augusts vier verschiedene, offizielle, an Wichtigkeit gleiche Sprachen wahr, von denen jede in ihrer Provinz unumschränkte Herrschaft übt. Wie ist es nun gekommen, daß diese vier Sprachen sich ihrer Separat-Herrschaft begaben, und daß der Dialekt von Isle-de-France als gemeinsame Sprache adoptiert wurde, und nicht der normannische oder burgundische?

Dadurch, daß das Feudalsystem Frankreich zerstückelte, hatte es, infolge der politischen Unabhängigkeit der Provinzen, ihnen auch ihre sprachliche und litterarische Unabhängigkeit erhalten; aber es liegt auf der Hand, daß von dem Tage ab, wo das Feudalsystem verschwand und einer einheitlichen, zentralen Monarchie Platz machte, die Dialekte mit in den Sturz der feudalen Einrichtungen verwickelt wurden, und daß eine gemeinsame, einheitliche Sprache an ihre Stelle trat; und ferner, daß als Muster dieser gemeinsamen Sprache der Dialekt derjenigen Provinz genommen wurde, welche ihre Nachbarinnen unterjochte und nunmehr ganz Frankreich Gesetze vorschrieb.

Diese Erhebung der einen Mundart über die anderen mußte also von politischen Ereignissen abhängen: die Machtstellung Hugo Capets, des Herzogs von Isle-de-France, entschied darüber und machte Paris zum Mittelpunkt, zur Hauptstadt des ganzen Landes. Im elften und zwölften Jahrhundert erstreckte sich der Einfluß der Capetinger allein auf ihre Besitzung; die Dialekte stehen in voller Blüte und genießen unbestrittene Gleichberechtigung. Vom dreizehnten Jahrhundert ab wächst die Macht der Grafen von Isle-de-France und parallel damit der Einfluß der in ihrem Land gesprochenen Mundart. Zunächst wurden die offiziellen Erlasse und die Urkunden in „französischer" Sprache verfaßt; ihnen folgen alsbald die litterarischen Erzeugnisse, und bald ist „Französisch" die Sprache der Leute von Stand. Das Volk freilich hielt zäh an seinen dialektischen Eigentümlichkeiten fest, und ein aufmerksames Ohr kann sie noch heute in den verschiedenen Patois wahrnehmen.

Aber der schließliche Triumph des Französischen über die benachbarten Dialekte wurde nicht ohne Kampf erkauft, und noch im Niedersinken brachten die Besiegten der Siegerin mehr als eine Wunde bei; das erhellt daraus, daß eine Menge Formen sich in das Französische hineinschmuggelten, die seinem Wesen

---

gehörende Schriften genannt werden: Fallot, Recherches sur les formes grammaticales de la langue française et de ses dialectes au XIII. siècle. Paris 1839. — Diez, Grammatik der romanischen Sprachen. I[4]. 124. — Burguy, Grammaire de la langue d'oïl. 3. éd. Berlin 1883. — G. Paris in seiner Ausgabe des Alexisliedes. — Lücking, Die ältesten französischen Mundarten, eine sprachgeschichtliche Untersuchung. Berlin 1877. — G. Körting, Encyclopädie. III. S. 88 ff., woselbst sich auch ein Verzeichnis der zahlreichen Spezialuntersuchungen findet. — Gröber, Grundriß I, 600 ff. — Schwan, Grammatik des Altfranzösischen. Leipzig 1888.

eigentlich fremd waren. Man bemerkt noch heut im Französischen eine ganze Anzahl von Doppelbildungen, welche in den eben geschilderten Vorgängen ihren Grund haben; so steht neben dem französischen champ, charte, châsse, château das picardische camp, carte, caisse, castel, allerdings mit etwas modifizierter Bedeutung; fleurir neben florir, grincer neben grincher, charger neben carguer, laisser neben lâcher, plier neben ployer u. s. w.

Es würde zu weit gehen und liegt außerhalb des Rahmens einer Litteraturgeschichte, hier ein vollständiges Bild des Altfranzösischen in Bezug auf seine Formenlehre zu entwerfen und Vergleiche mit dem Neufranzösischen anzustellen.*) Nur ein charakteristisches Merkmal sei hier hervorgehoben. Bekanntlich sind in der heutigen Sprache der Nominativ und der Akkusativ der Substantiva gleich; eine eigentliche Deklination existiert nicht, Genitiv und Dativ werden mit Hilfe von Präpositionen gebildet. Das Altfranzösische aber besaß noch Reste einer Deklination; da der Nominativ in der Muttersprache murus hieß, so entstand daraus im Altfranzösischen li murs, und aus dem Akkusativ murum — le mur; aus dem Nom. Plur. muri — li mur, aus muros — les murs; Nom. Sing. und Akk. Plur. stimmten also überein, Akk. Sing. und Nom. Plur. desgleichen (man beachte den ähnlichen Vorgang bei dem Übergang vom lat. ille, illum, illi, illos zum Artikel li, le, li, les). Da das Altfranzösische auf diese Weise die Kasus unterschied, so war auch die Wortstellung viel freier; man konnte den Satz: der Sohn ruft den Vater zwiefach übersetzen, entweder li filz apele le pere, oder le pere apele li filz, während heute, wo die Kasusunterschiede fortgefallen sind, nur eine Stellung möglich ist: le fils appelle le père. Welch ein Schritt von den sechs Kasus des Lateinischen zu dem einen des modernen Französischen!

Noch andere Wandlungen sollte die französische Sprache durchzumachen haben, ehe sie sich zu der Reinheit des klassischen Zeitalters Ludwigs XIV. emporarbeitete, aber keine derselben läßt sich an Wichtigkeit mit dem oben beschriebenen Ringen der Dialekte und dem Siege der Mundart von Isle-de-France vergleichen. Von diesen weiteren Einflüssen, denen die Sprache ausgesetzt war, wird am passenden Orte die Rede sein; wir hätten uns nunmehr zur Betrachtung der reichen Litteratur zu wenden, welche Frankreich im elften bis vierzehnten Jahrhundert erzeugte, einer Litteratur, die an Reichhaltigkeit, Mannigfaltigkeit, Vielseitigkeit und Formvollendung einzig im Mittelalter dasteht und vielfach befruchtend auf die Litteratur der Nachbarvölker eingewirkt hat. Vorerst jedoch müssen wir einen Blick auf Südfrankreich werfen, wo sich, abgesondert vom Norden, eine eigenartige, glanzvolle, aber kurzlebige Litteratur entwickelt hatte, die das wenige, das sie ihrer nördlichen Schwester entlehnte, mit hohen Zinsen zurückzahlte, und deren Kenntnis für das richtige Verständnis der altfranzösischen Litteratur nicht zu unterschätzen ist.

*) Vergl. hierzu Brachet, Grammaire historique, die auch bei den vorstehenden Erörterungen zu Grunde gelegt worden ist.

Kapitel II.

Geschichte der Provenzalischen Litteratur.*)

Kurz vor dem zweiten punischen Kriege waren die Römer mit der südlichen Küste von Frankreich bekannt geworden und hatten sich, bald nachdem das Waffenglück für sie entschieden hatte, und der gefährlichste Gegner der aufblühenden jungen Macht gedemütigt zu ihren Füßen lag, jenes Länderstriches bis an die Pyrenäen hin bemächtigt. Sie nannten diesen römisch gewordenen Teil Galliens jenseits der Alpen vorzugsweise die Provinz, eine Benennung, die bestehen blieb, selbst nachdem Cäsar das übrige Gallien erobert hatte, bis der Sturm der Völkerwanderung nicht nur die bestehenden Verhältnisse, sondern auch die Namen hinwegfegte. Erst um die Mitte des neunten Jahrhunderts gewann der Ausdruck Provincia oder Provence wieder politische Bedeutung, als der Karolinger Lothar für seinen Sohn Karl ein Königreich Provence stiftete, das außer der heutigen Provence noch verschiedene angrenzende Gebiete umfaßte. Der neu erwählte König starb jedoch sehr früh, und so ernannte Karl der Kahle den Grafen Boso von Autun zum Statthalter. Dieser wußte sich im Jahre 879 der französischen Oberherrschaft zu entziehen, indem er sich zum selbständigen König machte und der Stifter des arelatischen Königreichs wurde

---

*) Fauriel, Histoire de la poésie provençale. Paris 1846—48. 3 Bände.
K. Bartsch, Grundriß zur Geschichte der provenzalischen Litteratur. Elberfeld 1872.
Diez, Die Poesie der Troubadours. Zwickau 1826; 2. Auflage besorgt von K. Bartsch. Leipzig 1883; Diez, Leben und Werke der Troubadours. Zwickau 1829; 2. Auflage besorgt von K. Bartsch. Leipzig 1882.
Mary-Lafon, Histoire politique, religieuse et littéraire du midi de la France depuis les Temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Paris 1845, neue Auflage 1882. 4 Bände.
Bayle, La poésie provençale au moyen âge. Aix 1876.
Brinkmeier, Die provenzalischen Troubadours nach ihrer Sprache, bürgerlichen Stellung, ihrem Leben und Wirken dargestellt. Halle 1844; Die provenzalischen Troubadours als lyrische und politische Dichter. Göttingen 1882.
Mahn, Die Biographien der Troubadours in provenzalischer Sprache. 2. Aufl. Berlin 1878.
O. Schultz, Zu den Lebensverhältnissen einiger Troubadours. Gröbers Zeitschrift IX, 116.
Raynonard, Choix des poésies originales des troubadours. Paris 1816—21. 6 Bände; Lexique de la langue des troubadours. Paris 1838—44. 6 Bände.
Rochegude, Le Parnasse occitanien ou choix des poésies originales des troubadours. Toulouse 1819.
Mahn, Die Werke der Troubadours. Berlin 1846—85. 4 Bände; Gedichte der Troubadours. Berlin 1856—73. 4 Bände.
K. Bartsch, Provenzalisches Lesebuch. Elberfeld 1855; Chrestomathie provençale. Elberfeld. 1868 und öfter.
Andere Werke werden an den betreffenden Stellen angeführt werden.

(so genannt von der Hauptstadt Arles), welches die Provence, die Dauphiné, das Lyonnais, die Freigrafschaft Burgund, einen Teil der französischen Schweiz und einen kleinen Strich von Languedoc umfaßte. Das Bedürfnis, sich den Beistand der Geistlichkeit und der großen Vasallen zu sichern und die persönliche Schwäche von Bosos Nachfolgern ließen hier bald nur noch den leeren Titel des königlichen Ansehens bestehen. Es bildeten sich eine Menge unabhängiger Gebiete, und die Vereinigung Burgunds mit dem deutschen Reiche (nach Rudolfs III., des letzten Königs von Burgund, im Jahre 1032 erfolgtem Tode) blieb sonach fast ohne Einfluß auf die inneren Verhältnisse des Landes. Auch der Südwesten Frankreichs, das alte Aquitanien, entzog sich fast gänzlich dem Einflusse der kapetingischen Könige, deren Reich nur das Artois, die Picardie, Isle de France, die Champagne, Orléannais, Maine, Anjou, Touraine, Berry, Nivernois, Bourbonnais, Auvergne umfaßte. Von der Loire bis zu den Pyrenäen herrschten die Grafen von Poitou, die von Aquitanien und die von Toulouse in beinahe vollständiger Unabhängigkeit. Nach dem Tode des Grafen Gillibert von der Provence (1092) vergrößerte dessen Gebiet die Besitzungen dieser letztern und die der Grafen von Barcelona. Raimund Berengar III., Graf von Barcelona, vermählte sich 1112 mit Douce, der jüngeren Tochter Gilliberts, dessen ältere Tochter Faidide den Grafen von Toulouse geheiratet hatte — und von da ab bildeten die vereinigten Gebiete Berengars auf beiden Seiten der Pyrenäen unter dem Namen der Provence ein blühendes Reich. — So begünstigten schon die politischen Verhältnisse eine Sonderung zwischen dem nördlichen und südlichen Frankreich. Aber diese äußeren Umstände haben nur den Trennungskeim entwickelt, welchen Natur und Geschichte längst in die beiden Nationalitäten gelegt hatten. Die römische Civilisation war von jeher im Süden Galliens fester begründet als in den nördlichen Provinzen dieses Landes. Die Städte waren dort zahlreicher und wohlhabender, die Bevölkerung dichter, das Land besser angebaut, römische Sprachen und Sitten hatten die keltische und iberische Nationalität vollständiger umgewandelt. Sodann, während der Stürme der Völkerwanderung, hatte Südfrankreich das Glück, dem gelehrigsten und civilisiertesten der germanischen Stämme zuzufallen. Unter allen Germanen nahmen die Westgoten zuerst das Christentum an und achteten am meisten die geistige Überlegenheit der unterworfenen Römer. Und später, vom achten bis zehnten Jahrhundert, empfand Südfrankreich in erster Linie den Einfluß der spanischen Araber, welche damals an Bildung das ganze Abendland übertrafen. So ist es natürlich, daß das Chaos des werdenden Mittelalters sich dort eher entwirrte, als in dem nördlichen Gallien, wo die germanischen Einflüsse sich bis ins zehnte Jahrhundert fortsetzten. In der That ist die provenzalische Sprache*) und Bildung die erste vollendete Schöpfung

*) Man nannte sie die langue d'oc nach der in dieser Sprache üblichen Form der Bejahung oc (lat. hoc) zum Unterschiede von der langue d'oïl, deren Gebiet nördlich von der Loire anfing oder genauer gesagt nördlich von einer Linie, welche am Nord-

des modernen Genius. In dem reichen, wohlklingenden Idiom dieser südfranzösischen Sprache gab sich der erste Aufschwung des weltlichen, nationalen Geistes im Mittelalter kund, nachdem fünf Jahrhunderte hindurch die Dogmen der Kirche und die von den getrübten Erinnerungen des Altertums zehrende Schulgelehrsamkeit das geistige Leben der Völker völlig beherrscht und vertreten hatte. Die provenzalische Litteratur in ihren Haupterscheinungen vorzuführen soll der Gegenstand und die Aufgabe dieses Kapitels sein.

Wie bei allen Völkern, so ist auch bei den Provenzalen die älteste Poesie die epische. Wenn je Faktoren zusammentraten, um das Epos zu fördern und eine volkstümliche Dichtung zu erzeugen, so war dies in Südfrankreich der Fall; die germanischen Stämme, Westgoten, Alanen, Sueven, Burgunder, welche in dem von der Natur mit allen Reizen des Südens ausgestatteten Lande ihren Aufenthalt nahmen, gaben zwar mit ihrer Sprache auch ihre germanischen epischen Stoffe auf; aber die Kriege der Christenheit gegen die im achten Jahrhundert von Spanien her vordringenden Araber, das glanzvolle Zurückwerfen der maurischen Horden durch Karl Martell, der Kampf Karls des Großen gegen die Sarazenen Spaniens und Rolands Heldentod bei Roncesvalles, die Kämpfe der südfranzösischen Vasallen gegen ihren Lehnsherrn — das waren Stoffe, würdig genug, um Gegenstand der Volksdichtung zu werden. Man darf wohl annehmen, daß im zehnten und elften Jahrhundert eine reiche epische Poesie bei den Provenzalen bestanden hat, wenigstens darf man auf ihr Vorhandensein aus den zahlreichen Anspielungen späterer Dichter*) schließen, aber erhalten ist von ihr so gut wie nichts. Sie gelangte, von den Geistlichen, den einzigen Trägern der Bildung, verachtet, nicht zur Aufzeichnung und ging in dem gewaltigen Strom der nordfranzösischen Epik, welche um diese Zeit die ganze gebildete Welt zu überfluten anfing, unter. Auch sahen die provenzalischen Dichter bald ein, daß sie ihren nördlichen Kunstgenossen auf diesem Gebiete nicht gewachsen waren und beschränkten sich wohlweislich auf die ihnen besser zusagende lyrische und didaktische Dichtung. Nur ein Volksepos im wahren Sinne des Worts hat sich erhalten, der Girart de Rossilho**), in der uns erhaltenen Redaktion allerdings aus späterer Zeit, dem zwölften Jahrhundert stammend, ein Heldengedicht, ausgezeichnet durch edle Ein-

---

rand von Dauphiné, Auvergne, Limousin und Perigord hinläuft, und wo man die Bejahungspartikel oïl (lat. hoc ille), das moderne oui, brauchte. Andere, aus dem Mittelalter stammende Bezeichnungen der provenzalischen Sprache sind: lengua romana oder romans, d. h. Volkssprache im Gegensatz zur Gelehrtensprache, dem Latein; auch limousinisch (lemosi) nach der Provinz, in welcher Provenzalisch am reinsten gesprochen wurde. Aus neuerer Zeit datiert die Benennung occitanisch, von dem mittellateinischen Occitania (Land der Oc-Sprache, von oc und citare) gebildet.

*) Fauriel, III, 453—515. — G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne. Paris 1865. S. 79—91.

**) Herausgegeben von C. Hofmann, Berlin 1855—1857, von Fr. Michel, Paris 1856. — Lexique roman I, 174—224; Histoire littéraire XXII, 167—180; übersetzt von Paul Meyer, Paris 1884.

fachheit, durch gedrungene Darstellung, durch einfache, aber markige Sprache, eine „wahre Perle im Kranze der epischen Dichtung Frankreichs" (Bartsch, Grundriß).

Das Gedicht hat zum Gegenstand die Kämpfe Girarts mit Karl dem Kahlen, welchen der Dichter beständig mit Karl Martell verwechselt — eine Personenvertauschung, der wir noch oft in der altfranzösischen Epik begegnen werden. Nach dem Tode Lothars war die Provence, wie bereits angedeutet wurde, zu einem besonderen Königreich erhoben worden für Karl, den jüngsten Sohn des Kaisers. Dieser Karl war ein schwaches, fast blödsinniges Kind, für den ein geschickter und thatkräftiger Vormund eintreten mußte. Man gab ihm einen solchen in der Person Girarts, des Grafen von Burgund, der nunmehr seinen Sitz von Schloß Roussillon, bei Châtillon-sur-Seine, nach Vienne verlegte und bald unumschränktes, aber wohl verdientes Ansehen erwarb. Aber Karl dem Kahlen war er ein Dorn im Auge; einerseits empfand er die stets wachsende Macht des Mannes, der einst sich feindlich ihm entgegenzustellen gewagt hatte, sehr bitter, andererseits begehrte er das schöne Land der Provence, und so benutzte er jede Gelegenheit, um mit seinen Scharen über den Grafen herzufallen. Die Kämpfe hatten meist einen glücklichen Ausgang für Girart, aber schließlich gewann doch der königliche Thronräuber die Oberhand; im Jahre 869 fiel er mit bedeutend überlegenen Streitkräften in die Provence ein und zwang Girart, nach tapferer Verteidigung, das Land zu verlassen; derselbe zog sich nach Burgund in sein Schloß Roussillon zurück und ist dort im Jahre 879 gestorben. Dies ist der historische Hintergrund, den der (unbekannte) provenzalische Dichter für sein Werk benutzt hat.

Das Epos beginnt (oder besser gesagt: begann, denn die Anfangsverse sind verloren gegangen) mit der Schilderung der Doppelhochzeit der beiden Helden, Karl und Girart; sie heiraten zwei Schwestern, Töchter des Kaisers von Konstantinopel. Während aber Girart sich mit Berta verbindet, gehört sein Herz deren Schwester Elisant, welche dem Könige ihre Hand reicht; er hat jedoch sein eigenes Glück geopfert, um die Geliebte auf dem Königsthron zu sehen. Als es nach den Festlichkeiten zum Abschiednehmen kommt, reicht ihm die Fürstin einen Ring, als Pfand einer geistigen Ehe, mit dem Versprechen, wenn er einst ihrer Hilfe bedürfen sollte, nach Kräften für ihn einzustehen. Die kulturhistorisch interessante Stelle möge hier stehen, zugleich als Textprobe:

Lendema se partiron engal lo jorn.
Girartz trais la reina sotz un aubor,
Ab sei menet dos comtes lhui e sa sor.
„Quem diretz vos, molher d'emperador,
D'aques camge c'ai fah de vos a lor?
Be sai que m'en tenetz per sordeior."
— „Senher, mas de gran pretz e de valor.

Vos m'avetz fah reina, e ma seror
Avetz preza a molher per mi' amor.
Bertalai e Gervay, vos dois comtor,
Vos m'en siastz ostatge e lhui auctor,
E vos, ma cara sor, ma confessor,
E sobre tot Jesu lo redemtor,
Qu' eieu do ab est anel al duc m'amor,
E lhi don de mon oscle l'auriaflor,
Que mai l'am que mon paire ni mo senhor.
Al so partir nom pot mudar nom plor."

(Am folgenden Tage reisten sie ab mit Tagesanbruch — Girart zog die Königin unter einen Wasserholunder — mit sich führte sie zwei Grafen, ihn und ihre Schwester — Was werdet Ihr mir sagen, Frau des Kaisers — von diesem Tausch, den ich ihnen in bezug auf Euch gemacht habe? — Wohl weiß ich, daß Ihr mich deshalb für schlechter haltet. — Herr, im Gegenteil, (für einen Mann) von großem Wert und Verdienst. — Ihr habt mich zur Königin gemacht, und meine Schwester — habt Ihr genommen zur Frau aus Liebe zu mir. — Bertalai und Gervay, ihr beiden Comture — Ihr seid mir dafür Geiseln und er Gewährsmann — und Ihr, meine teure Schwester, meine Vertraute — und vor allem Jesus, der Erlöser — daß ich gebe mit diesem Ring dem Herzog meine Liebe — und ihm gebe von meinem Brautgeschenk die Goldblume (die vom Papst übersandte) — daß mehr ich ihn liebe als meinen Vater und meinen Herrn (Gatten) — bei seinem Scheiden kann ich nicht umhin, zu weinen.)

Bald brechen Feindseligkeiten zwischen Karl und Girart aus. Als der König einst von einem Jagdzug aus den Ardennen zurückkehrt, lagert er sich bei Schloß Roussillon und begehrt die Feste von Girart, da sie für einen Vasallen zu schön sei. Letzterer antwortet verächtlich, und man greift zu den Waffen. Lange hätte der Graf mit seiner Handvoll Getreuen den Mannen Karls getrotzt, wenn sich nicht ein Verräter gefunden hätte, der in einer Nacht das Schloß den Feinden auslieferte; Girart und seine Frau retten sich mit knapper Not und eilen nach Avignon, um Truppen zusammenzuziehen. Ein Gleiches thut Karl. Die erste Schlacht, bei Peira Nauza, fällt günstig für den Vasall aus, er gewinnt sie und damit auch zugleich sein Schloß Roussillon. Aber keineswegs stolz und hochmütig gemacht durch diesen Sieg, schickt er selbst eine Gesandtschaft an Karl nach Orleans mit Friedensvorschlägen; der Kaiser indessen weist jede Vermittelung unwirsch zurück und denkt nur an Rache. In der Ebene von Valbeton kommt es zu einer zweiten Schlacht, schrecklicher und blutiger als die erste; die Nacht bricht herein, ohne daß eine von beiden Parteien sich eines Vorteils rühmen könnte — da bezeugt der Himmel selbst seinen Abscheu vor dem Zwiste zwischen Leuten derselben Nation und desselben Glaubens: aus den

Fahnen Karls schießen Flammen empor, welche sie zu verzehren scheinen, während von denen Girarts glühende Kohlen zur Erde fallen. Da werden auch die Tapfersten mutlos, und von neuem werden Unterhandlungen angeknüpft. Diesmal macht Girart Schwierigkeiten; erst auf das Bitten seines zu Tode verwundeten Oheims Odilon, der sterbend zu Frieden und Verzeihung rät, kommt eine Versöhnung zu stande; doch stellt er die Bedingung, daß der Herzog Terric, sein erbitterter Gegner, unter dessen Streichen Odilon und Girarts Vater Dragon gefallen waren, auf fünf Jahre in die Verbannung geht. Dieser, eine prächtig gezeichnete Heldengestalt, hört nicht sobald von der Bedingung, unter der allein der Frieden geschlossen werden soll, als er freiwillig sich in das Exil begiebt, seine Kinder im Dienste seines königlichen Herrn zurücklassend.

Fünf Jahre nun lebt Girart im besten Einvernehmen mit Karl, und dieser schätzt ihn hoch als trefflichen Ratgeber und treuen Vasall. Als aber nach Ablauf dieser Zeit Terric in seine Heimat zurückkehrt und bald darauf als Opfer einer Verschwörung fällt, welche der rachesüchtige Sohn Odilons gegen ihn angezettelt hatte, beginnt das Mißtrauen sich wieder zu regen. Karl beschuldigt Girart als Urheber von Terrics Tod; es kommt zu neuen Kämpfen, und Girart muß, vom Kriegsglück diesmal gänzlich verlassen, auf unwegsamen Pfaden und in Verkleidung flüchten. Lange Jahre des Elends brechen jetzt über ihn hinein; sein einziger Trost und seine Stütze ist sein treues Weib Berta, welche, vom Dichter als ein Muster einer christlichen Gattin geschildert, alle Mühsale der Verbannung mit ihm trägt und seinen sinkenden Mut stets neu zu beleben weiß; sie erwirbt den notwendigen Lebensunterhalt als Schneiderin, während er eines Kohlenbrenners Gehilfe wird.

Eines Tages veranstalten die Herren und Ritter der Gegend ein glanzvolles Turnier; die ganze Bevölkerung strömt zusammen, um die seltene Augenweide zu genießen, und auch Girart und Berta befinden sich unter der Volksmenge. Da wird die Erinnerung an alte Zeiten mächtig wach in ihnen, wo er als der erste unter allen den Tapferen den Preis davontrug, und sie, unter den vornehmsten Damen sitzend, sich seines Triumphes freute, und unter Thränen werden sie erst jetzt sich recht ihres Elends bewußt. Sie fassen den Entschluß, nach der Heimat zurückzukehren, in der Hoffnung, daß es der Königin gelingen werde, ihres Gemahls Verzeihung zu erlangen. Und sie haben sich nicht getäuscht; Elisant ist ihrer Liebe zu Girart treu geblieben, und als man ihr den Ring bringt, den sie einst beim Abschied ihm gegeben, und sie ihn dann selbst, elend und hilfsbedürftig, ein trauriges Abbild des glanzvollen Helden früherer Zeiten, wiedersieht, verspricht sie unter heißen Thränen der Wehmut ihren ganzen Einfluß aufzubieten, um seine Begnadigung bei dem Könige auszuwirken. Ihre Bitten finden Erhörung, und Girart verbringt seinen Lebensabend auf seinem Schlosse Roussillon, Übungen der Frömmigkeit obliegend und zahlreiche Klöster stiftend. — Das Gedicht ist in assonierenden Tiraden verfaßt, welche

aus zehnsilbigen, nach der sechsten Silbe eine Cäsur aufweisenden Versen bestehen.*)

Karl den Großen und seine Paladine hat zum Gegenstand ein anderes provenzalisches Epos, Ferabras, das aber nur die Übersetzung eines altfranzösischen Gedichtes ist und deshalb hier nicht weiter besprochen werden soll.**) Es wird bei Gelegenheit der altfranzösischen Epik eingehende Berücksichtigung finden.

In der epischen Form verfaßt, aber als eine Reimchronik zu bezeichnen ist eine Darstellung des Albigenserkrieges (cansos de la crozada contrels eretges d'Albeges***) aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts; das in Tiraden von gereimten Zwölfsilbnern mit einem Sechssilbner als Schlußvers verfaßte, langatmige Werk rührt von zwei Dichtern her, von denen der erste, Guillem de Tudela, auf kirchlichem Standpunkt stehend, in dem Kriege ein Gott wohlgefälliges Werk und in Simon von Montfort einen Gottesstreiter sieht, während der zweite und unbekannte†) sich auf die Seite der Verfolgten stellt und den Kreuzzug und seinen Anführer als verbrecherisch verdammt. Das die Zeit von 1208—1219 (also nicht den ganzen Albigenserkrieg) umfassende Gedicht enthält viele historisch wertvolle Stellen und ist eine reiche Fundgrube für unsere Kenntnis mittelalterlicher municipaler Institutionen; poetisch ist es ziemlich unbedeutend.

Von noch geringerem Interesse ist die gereimte Schilderung des Navarrischen Krieges durch Guillem Anelier (1277); liegt der Stoff schon an und für sich fern, so ermangelt auch die Darstellung jeglichen poetischen Reizes und tritt, da ihr selbst die karg bemessene Lebendigkeit der Schilderung,

---

*) Nichts mit dem provenzalischen Gedichte gemein hat eine aus dem 14. Jahrhundert stammende, in paarweis gereimten Alexandrinern abgefaßte altfranzösische Darstellung, welche vielmehr auf eine lateinische Chronik zurückgeht (Le Roman en vers du très excellent, puissant et noble homme Girart de Roussillon, p. p. Mignard. Paris 1858).

**) Herausgegeben von J. Bekker, in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1829; vergl. Lexique Roman I, 290—314; Histoire litt. XXII, 190—212. Daß eine Übersetzung vorliegt, erweisen die Assonanzen, da der Verfasser in derselben Tirade Wörter auf ar mit solchen auf ier zusammenstellt, aus dem Grunde, weil einige französische Wörter auf ier im Provenzalischen ar aufweisen, andere aber im Provenzalischen gleichfalls ier haben. Wäre das Gedicht Original, so würde die ganze Tirade auf ar assonieren müssen.

***) Herausgegeben von Fauriel, Histoire de la croisade contre les hérétiques albigeois, écrite en vers provençaux. Paris 1837; vergl. Lexique Roman I, 225—289; Histoire litt. XXII, 240—258.

†) Man vermutet Guillem Anelier von Toulouse als Verfasser, vergl. R. Diehl, Guillem Anelier von Toulouse als Dichter des 2. Teils der Albigenserchronik. (Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie. Heft 36) und L. Kraack, Über die Entstehung und die Dichter der chanson de la Croisade contre les Albigeois (ebenda. Heft 15).

die einzelne Partien des Albigenserkrieges auszeichnet, fehlt, hinter die jenes Machwerks noch bedeutend zurück.*)

Nicht reichere Blüten als das volkstümliche zeitigte das höfische Epos im Land den Provenzalen; wohl waren die Sagen von König Artus und seiner Tafelrunde, die, wie wir sehen werden, im Norden eine üppig wuchernde Litteratur hervorriefen, auch im Süden verbreitet, und der Ritter romantische Abenteuerfahrten, Kämpfe mit Riesen, Zwergen und Ungeheuern, sowie ihre zahlreichen Liebeshändel erregten das Vergnügen der Südfranzosen nicht minder als das ihrer nördlichen Nachbarn. Man weiß aus zahlreichen Anspielungen in zeitgenössischen Dichtern, daß die Geschichte des Lancelot, des Parzival, der schönen Magelone, von Flor und Blancheflor, dazu auch die Sagen des Altertums, ganz allgemein bekannt waren; aber die provenzalischen Bearbeitungen, die etwa so ausgesehen haben mögen, wie die schon erwähnte des Fierabras, falls überhaupt eine Übertragung in das südliche Idiom stattfand, sind verloren gegangen.

Das einzige aus dem Sagenkreis des Königs Artus in provenzalischer Fassung uns erhaltene Epos ist der Roman von Jaufre, aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts stammend; er ist in achtsilbigen, paarweis gereimten Versen verfaßt, ist poetischen Wertes nicht bar und ermangelt nicht einer gewissen Eleganz der Darstellung.**) Sein Inhalt ist kurz folgender: An einem Pfingstfeste, als König Artus Hof hält, wird der junge Jaufre zum Ritter geschlagen. Kaum ist die Ceremonie beendet, als ein unbekannter Ritter in vollständiger Rüstung in den Saal reitet und, nachdem er sich verwegen in der Runde umgeschaut hat, einen Vasallen tot der Königin Ginevra zu Füßen hinstreckt, worauf er zu Artus die prahlerischen Worte spricht: „Erbärmlicher König, um Dich zu beschimpfen, habe ich diesen Mann getötet. Will es einer von den Deinen mit mir aufnehmen, so frage er nur nach Taulat de Rugimon; denn das ist mein Name, und ich verspreche Dir, jedes Jahr am Pfingstfeste einen ähnlichen Besuch abzustatten.“ Mit dieser Drohung verläßt er den Saal. Die Ritter bestürmen nun den König, ihnen die Rache für diesen Schimpf zu übertragen; die Wahl desselben fällt auf den jungen, kräftigen Jaufre. Unverzüglich steigt der Held zu Pferde und begiebt sich auf die Verfolgung des Unholds. Zahlreich sind die Abenteuer, die er zu bestehen hat; endlich, am dritten Tage, kommt er, ganz kraftlos vor Hunger und Ermüdung, an ein prächtiges, von einem großen Garten umgebenes Schloß, das der schönen Brunessen, einer reichen Erbin, gehört. Er wirft sich unter den ersten besten

*) Histoire de la guerre de Navarre, publiée avec une traduction, une introduction et des notes, p. Fr. Michel. Paris 1856.

**) Gedruckt mit zahlreichen Lücken Lexique roman I, 48—173; Ergänzungen durch C. Hofmann in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie 1868. II; vergl. Histoire littéraire XXII, 224—234. — Sein Seitenstück ist der altfranzösische Roman de Joufrois, herausgegeben von C. Hofmann und F. Munker. Halle 1880.

Baum und sinkt alsbald in einen tiefen Schlaf. Seine Anwesenheit wird in kurzer Zeit bemerkt, und da er die Ritter, welche ihn wecken und hinauswerfen wollen, durchbläut, wird er überwältigt, gebunden, vor Brunessen geführt und zum Tode verurteilt — sehr gegen ihren Willen, denn sie hat sofort ihr Herz an den schönen, mutigen Jüngling verloren; aber auch er hat tief in ihre schönen Augen geschaut, und ihre Reize sind nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben. Befragt, ob er noch irgend einen Wunsch vor seinem Tode habe, erklärt er, er wolle sich vor allem noch einmal gründlich ausschlafen. Dies seltsame Begehr wird ihm gewährt; in einem Saale wird ein Lager hergerichtet, auf dem Jaufre sofort niedersinkt und in Gedanken an seine holde Feindin einschläft, während hundert Ritter ihn bewachen. Nach kurzer Zeit aber wird er von einem Höllenlärm geweckt und sieht zu seiner großen Überraschung, wie seine Hüter sich Haar und Bart raufen, verzweifelt die Hände ringen und in den jämmerlichsten Klagen sich ergehen. Auf seine Frage, was ihnen denn fehle, fallen sie mit Stöcken, Schwertern und Messern über ihn her, so daß er, wenn ihn nicht seine gute Rüstung geschützt hätte, sicherlich ihren Streichen erlegen wäre. Allmählich beruhigen sie sich und fallen in einen tiefen Schlaf. Jaufre möchte die Gelegenheit benutzen und fliehen, aber der Gedanke an Brunessen hält ihn zurück; Taulat von Rugimon ist halb vergessen. Noch unschlüssig hin und her überlegend, hört er den Wächter die Mitternacht verkünden; sofort erwachen die Ritter und das Lärmen und Klagen beginnt von neuem. Nun wird es Jaufre, der sich diesmal wohl hütet, eine Frage zu stellen, klar, daß er sich in einem verzauberten Schlosse befindet, und er beschließt, sich sobald als möglich aus dem Staube zu machen. Als die Ritter wieder vom Schlaf umfangen sind, erhebt er sich geräuschlos, ergreift seine Waffen, schwingt sich auf sein Roß und jagt in vollem Galopp davon. Erst nach langen Fragen wird ihm Kunde über den Grund des seltsamen Gebahrens der Insassen des Schlosses Montbrun und der Bewohner des umliegenden Landes: eben jener von Jaufre verfolgte Taulat von Rugimon, ein Ritter von unwiderstehlicher Stärke und Mut, aber auch ein Ausbund an Bosheit und grausamer Hinterlist, hat den Herrn des Landes, Melian von Montmelier, welcher ihn für seine zahlreichen Übelthaten bestrafen wollte, besiegt, gefesselt und seit sieben Jahren in fürchterlicher Gefangenschaft gehalten; da thaten die Leute Melians, welche nicht wußten, was aus ihrem geliebten und verehrten Herrn geworden war, das Gelübde, vier Mal des Tages und drei Mal des Nachts sich in Wehklagen seiner zu erinnern. Jaufre findet endlich und besiegt, wie man sich denken kann, den Unhold, schickt ihn an Artus' Hof, um dort demütig Verzeihung zu erheischen, führt den guten Melian in sein Land zurück und wird der glückliche Gatte der schönen Brunessen.

Ganz ohne Anlehnung an irgend einen der bekannten Sagenkreise ist der Roman de Blandin de Cornoalha et de Guilhem de Mi-

ramar.*) Der Dichter ist unbekannt, das Werk selbst von geringem Umfange und sein poetischer Wert gleich Null. Es berichtet die Thaten der beiden Helden, ihre Kämpfe mit Riesen, ihre Abenteuer bei der Befreiung gefangener Damen; erzählt, wie ein Vogel mit menschlicher Stimme sie begleitet und beratet, wie Blandin die Prinzessin Briande aus einem tiefen Schlaf erlöst, in welchen ein boshafter Zauberer sie versenkt hatte, wie er sich in seine Schutzbefohlene sterblich verliebt, sie schließlich heiratet und ihre Schwester Irlande seinem treuen Waffengefährten Guilhem zur Frau giebt. Das Gedicht stammt aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts und zeigt die provenzalische Epik im Verfall begriffen.

Endlich ist aus dem vierzehnten Jahrhundert eine epische Kompilation zu erwähnen, der Abenteuerroman Guilhem de la Barra**), verfaßt von Arnaut Vidal von Castelnoudari, im Jahre 1318. Der Dichter, der auch als Lyriker bekannt ist, hat verschiedene epische Motive, Kampf gegen die Heiden, Wunderthaten eines Christusbildes, Kampf zwischen Vater und Sohn, fälschliche Anschuldigungen von seiten der Königin, die sich in ihren Liebesbemühungen getäuscht sieht, zu einem armseligen Ganzen verschmolzen, das den endgiltigen Niedergang der so wie so nur nachlässig gepflegten epischen Dichtung der Provenzalen bezeichnet. Der König von La Serra, einem Lande jenseits Ungarns, sendet auf Bitten seines Rates zwei Boten nach England, Chabert lo Ros und Guilhem de la Barra, welche für ihren Herrn um die Hand der Königstochter anhalten sollen. Unterwegs werden sie in den Hafen von Maleon verschlagen, dessen Herr eine bedeutende Abgabe oder Übertritt zum Heidentum fordert. Auf Guilhems Veranlassung wird ein Wettkampf zwischen den heidnischen Götzen und einem Christusbilde vorgenommen, wobei sich schreckenerregende Wunder zutragen: das Bild des Götzen Termagant läuft schwarz an, aus dem Bauche eines anderen springen vier Katzen hervor, welche Termagant packen und ins Meer schleppen; die Heiden, welche das Christusbild verspotten, brechen zum Teil den Hals, zum Teil fallen ihnen die Arme ab, zum Teil bleibt ihr Mund verzerrt stehen. Trotzdem kommt es zum Kampf, aus dem die Christen, ungeachtet ihrer Minderzahl, als Sieger hervorgehen, worauf sie die Heiden zur Annahme des Christentums zwingen. Alsdann setzen sie ihre Reise nach England fort, entledigen sich ihres Auftrages und führen die Prinzessin nach La Serra. — Nach einiger Zeit zieht der König in den Krieg und läßt Guilhem als Hüter seines Weibes und seines Reiches zurück. Die Königin, welche schon lange ein Auge auf den tapferen Vasallen geworfen hat, will die eheliche Treue brechen; da er sich weigert, auf ihr Vorhaben einzugehen, beschuldigt sie ihn bei ihrem Gemahl, er habe ihr Gewalt anthun wollen. Ohne

*) Herausgegeben von P. Meyer in Romania II; Auszug in Lexique Roman I, 315—320; vergl. Histoire littéraire XXII, 234—236.

**) Herausgegeben von P. Meyer in der Revue de Gascogne 1868.

es zu versuchen sich zu rechtfertigen, unterzieht er sich dem herben Urteilsspruche, der ewiges Exil über ihn verhängt; seine Tochter schickt er in ein Kloster, seinen Sohn zum Könige von Armenien. Lange Jahre vergehen; Guilhem ist verschollen. Aber wenn auch seine Angehörigen nichts von ihm wissen, so hat er doch ein wachsames Auge auf sie gehabt. Als seine Tochter, die sich mit einem Grafen vermählt hatte, einen Erzieher für ihre Kinder sucht, bietet er ihr seine Dienste an und wird von ihr, ohne daß sie ihn erkennt, mit diesem Amte betraut. Er genießt im Lande das größte Ansehen und wird, als der König von Armenien mit seinen Scharen einen Einfall macht, an die Spitze der dem Feinde entgegenziehenden Truppen gestellt. Als die Heere einander gegenüberstehen, wird verabredet, den Zwist durch einen Einzelkampf zu entscheiden, und Guilhem selber tritt dem feindlichen Kämpfer entgegen. Dieser stürmt mit dem Schlachtruf „Barra" auf ihn ein, und daran erkennt Guilhem, daß er seinen eignen Sohne vor sich hat. Der Kampf findet nun nicht statt, die Armeen ziehen ab, Guilhem wird wieder in Gnaden von dem König von La Serra aufgenommen und, nachdem die Königin offen ihre Schuld gestanden hat, wieder in seine früheren Würden eingesetzt.

Zur epischen Dichtungsart gehören auch die sogenannten novas, längere poetische Erzählungen, meist schlüpfrigen oder allegorischen Inhalts*), entsprechend den noch später zu erwähnenden Fablels der Nordfranzosen; aber auch auf diesem Gebiete sind die Provenzalen wenig thätig gewesen, während ihre nördlichen Nachbarn es mit Vorliebe bebauten. Das bedeutendste und eigenartigste Werk dieser Gattung ist die Flamenca**), 8087 Verse umfassend, so daß es der äußeren Form nach zu den Romanen zu rechnen wäre, von denen aber sein Inhalt es trennt, denn es hat nichts gemein mit den alten karolingischen oder bretonischen Sagen, nichts mit den Legenden, welche das Altertum dem Mittelalter vererbt hat, sondern ist die Schöpfung eines geistreichen Mannes, der das glänzende, aber moralisch verdorbene Leben der Großen im zwölften Jahrhundert hat schildern wollen. Der Inhalt ist in Kürze folgender: Archambaut, der Herr von Bourbon, hat die Hand Flamencas erhalten, der Tochter des Grafen Gui de Nemours. Da er glaubt Grund zur Eifersucht auf den König von Frankreich zu haben, hält er seine junge Frau, die durchaus unschuldig ist, in einem Turm eingeschlossen und gestattet ihr, denselben nur an den Sonn- und

---

*) Übrigens scheinen die Provenzalen jede längere, nicht in strophischer Form abgefaßte Dichtung nova genannt zu haben; so besitzen wir aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts eine Art Ketzerverhör, welches der Mönch Izarn mit einem albigensischen Ritter vornimmt, und das den Titel trägt: Las novas del heretge (Raynonard, Choix V, 228—234).

**) Le Roman de Flamenca, publ. d'après le manuscrit unique de Carcassonne, traduit et accompagné d'un glossaire par P. Meyer. Paris 1865; Histoire littéraire XIX, 776—787.

Festtagen zu verlassen, und auch nur, um sich in die Kirche zu begeben. Schon zwei Jahre hat die Unglückliche ihr bitteres Los ertragen. Da hört von ihr Guillem, ein junger burgundischer Ritter, dessen Äußeres der Dichter umständlich schildert:

Un cavaller ac em Bergoina*)
En cui natura mes sa poina
En faisonar et en nuirir,
E saup i trop ben avenir.
Be i ac salva sa noiridura
E son estuzi e sa cura,
Car non fo mais si bella res
Ni a cui tan plagues totz bens.
Tan fon savis e belz e pros
Que Absalon et Salomos,
Sil dui fossan us solamenz,
Encontra lui foran nienz.
Paris, Hector e Ulixes,
Que totz tres en un ajostes,
Quant a lui non foran presat
Per sen, per valor, per beutat;
Car tan fon bella sa faissos
C'om es al dire sofraitos,
Pero un petit ne dirai
De sa faiso si con sabrai.
Lo pel ac blon, cresp e undat,
Lo fron ac blanc, aut, plan e lat,
Los cilz ac niers et arzonatz,
Lonc et espes, larc devisatz,
Oils ac grosses, vars e risenz,
Le nas fon belz et avinenz,
Loncs e dreitz e ben alinatz,
A lei d'un bel arbreir formatz;
La cara plena e colrada;
Rosa de mai lo jorn qu'es nada
Non es tan bella ni tan clara
Que fon li colors de sa cara
Lai on si tains mesclat ab blanc,
Plus bella colors non fon anc;
Ben foron faitas sus aureillas,
Grandas e duras e vermeillas;
Li boca bella e ginnosa
Et en tot quan dis amorosa,
Las dens esteron per garan
Plus blancas que d'un orifan;
Le mentos fon ben faissonatz,
Per mieils estar un pauc forcatz;
Lo col ac dreg e gran e gros
Que non i par nervis ni os;
Amples fo mout per las espallas
E ac las aissi fortz con Atlas,
Muscles redons e fortz brasons,
E brases tals con volc razons;
Las mans ac grans e fortz e duras,
Los detz loncs e planas junturas,
Pietz hac espes e sotils flancs;
De las ancas non fon ges rancs,
Ans las ac grossas e cairadas,
Coissas redundas e dins ladas,
Los genoils plans, las cambas sanas,
Longas e dreitas e ben planas;
Pes ac voutis, caus e nerveinz,
Anc par home non fo ateinz.

*) Einen Ritter gab es in Burgund — Auf den die Natur ihre Mühe verwandte — beim Bilden und Aufziehen — und sie verstand sehr gute Erfolge dabei zu erzielen — Wohl war nicht umsonst ihre Unterweisung — und ihr Studium und ihre Sorge — denn niemals gab es ein so schönes Wesen — noch eines dem so alles Gute gefiel — So sehr war er klug und schön und wacker — daß Absalom und Salomo — wenn beide nur eine Person bildeten — in Vergleich zu ihm nichts wären. — Paris, Hektor und Ulisses — wenn man alle drei in einem zusammenfaßte — würden seinen Wert nicht haben — was Sinn, Tapferkeit und Schönheit anbetrifft. — Denn so schön war seine Gestalt — daß, wollte man sie beschreiben, man

Dieser hört von der unglücklichen Flamenca und beschließt, den eifersüchtigen Gemahl derselben zu bestrafen. Er begiebt sich nach Bourbon, angeblich um seine Gesundheit wieder herzustellen, und mietet sich in einem Hause in der Nähe des Turmes ein, in dem die Unglückliche ihr Leben einsam verbringt. Jetzt gilt es, Mittel und Wege zu finden, sich ihr zu nähern und ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Zunächst läßt er durch fremde Maurer, deren Verschwiegenheit er erkauft, einen unterirdischen Gang herstellen, der sein Haus mit dem Bade verbindet, das Flamenca öfters unter Begleitung ihrer Mägde und unter strenger Beaufsichtigung ihres Mannes zu besuchen pflegte. So ist ein verstohlener Ort zum traulichen und ungestörten Stelldichein hergestellt. Wie aber Flamenca davon verständigen? Da bemerkt er, daß der Pfarrgehilfe beim Herumreichen des Weihwedels die Gelegenheit hat sich ihr zu nahen, und sofort beschließt er, dessen Stelle einzunehmen. Mit dem Pfarrer hat er leichtes Spiel; schon lange hat er sich bei ihm in Gunst zu setzen gewußt, und da er behauptet, Kanonikus zu sein, seine kanonischen Vorschriften zwar arg vernachlässigt zu haben, jetzt aber Buße thun zu wollen, so wird ihm von dem leichtgläubigen Geistlichen mit Freuden die Stelle übertragen, deren früherer Inhaber auf Kosten Guillems auf die Universität geschickt wird. Als er am nächsten Sonntag sich Flamenca zum ersten male naht, spricht er nur das Wort aus: Ach! — Betroffen schaut sie auf und fragt am nächsten Sonntag: Was klagst Du? — Worauf nach einer Woche die Antwort erfolgt: Ich sterbe. — Flamenca: Warum? — Guillem: Aus Liebe. — Flamenca: Zu wem? — Guillem: Zu Euch. — Flamenca: Was vermag ich? — Guillem: Heilen. — Flamenca: Wie das? — Guillem: Durch List. — Flamenca: Thut es. — Guillem: Ist gethan. — Flamenca: Wie? —

---

in Verlegenheit käme — jedoch ein wenig will ich davon sagen, — von seiner Gestalt, so wie ichs verstehen werde. — Haare hatte er blond, kraus und wellig, — eine weiße, hohe, flache und breite Stirn — Augenbrauen schwarz und geschweift — lang und dicht, reich versehen, — Augen groß, strahlend und freundlich — Die Nase war schön und wohl passend — lang und gerade und in schöner Linie — ganz wie einer Armbrust Schaft gebildet; — das Gesicht voll und von gesunder Farbe; — eine Maienrose, am Tage wo sie aufgeblüht ist — ist nicht so schön und nicht so strahlend — als die Farbe seines Antlitzes war — da, wo seine rosigen Farben sich mit Weißem mischten; — eine schönere Farbe gab es niemals; — schön gebildet waren seine Ohren, — groß und fest und rot, — der Mund schön und verständig — und liebereich in allem was er sagte; — die Zähne waren sicherlich — viel weißer, als wenn sie von Elfenbein wären; — das Kinn war wohlgebildet — zu seinem Vorteil ein wenig gespalten; — einen Hals hatte er, gerade, groß und dick, — ohne daß Nerv oder Knochen sich darauf zeigte; — breit war er sehr an den Schultern — und so starke hatte er wie Atlas, — rundliche Muskeln und starke Waden — und Arme so wie die Vernunft es erheischt; — Hände hatte er groß und stark und hart, — lange Finger und nicht hervorstehende Knöchel, — die Brust breit und schmale Seiten, — an den Hüften war er nicht verwachsen, — sondern er hatte sie dick und wohlgerundet — und Schenkel rund und innen breit — die Kniee flach, die Beine gesund — lang, gerade und hübsch flach; — die Füße gewölbt, hohl und nervig, — nie wurde durch einen Menschen er erreicht (im Laufe).

Guillem: Gehet. — Flamenca: Wohin? — Guillem: Ins Bad. — Flamenca: Wann? — Guillem: Bald. — Flamenca: Mir recht.

Zwischen den Worten: Ach! und: Mir recht! liegt ein Zeitraum von drei Monaten, lange genug, um die Glut ihrer Liebe zu hellen Flammen zu entfachen. Alles geht nach Wunsch, sie treffen sich in dem unterirdischen Gange und schlagen dem eifersüchtigen Ehemann ein Schnippchen. Der hat die Überwachung der Flamenca, die von Tag zu Tag unausstehlicher gegen ihn wird, endlich satt, und da sie ihm auf Reliquien schwört, daß sie sich selbst so gut hüten wolle, als er sie bis jetzt gehütet hätte, so läßt er sie nunmehr frei schalten und walten. Sofort teilt sie diese Änderung ihrer Lage ihrem Geliebten mit, der nun seine kirchliche Verkleidung abwerfen und in seiner wahren Gestalt auftreten kann. Er entfernt sich auf einige Zeit, erwirbt großen Kriegsruhm in Flandern und kehrt auf eine Einladung Archambauts hin, der jetzt ganz von seiner Menschenscheu geheilt ist, als gefeierter Ritter mit prächtigem Gefolge nach Bourbon zurück, wo Flamenca sehnsüchtig seiner harrt. Ein glänzendes Turnier findet statt, in welchem er und sein Wirt sich glänzend auszeichnen — mitten in der Schilderung dieser Feierlichkeiten bricht die Handschrift ab, ohne daß wir das Ende der Liebesabenteuer Guillems erfahren. Zu bedauern ist das nicht, denn das Interesse des Lesers erlahmt, nachdem er gesehen, daß und wie die Liebenden ihr Ziel erreicht haben; von diesem Punkte an schleppt sich die Erzählung langweilig weiter, man könnte sogar die Vermutung wagen, daß ein zweiter Dichter sein trauriges Opus der ursprünglichen nova aufgepfropft habe. Wie dem auch sein mag, und wie gering man auch den litterarischen Wert des Gedichts anschlagen mag, das muß man zugeben, daß es von größtem sittengeschichtlichen Interesse ist, daß es zahlreiche Nachweise über die Sitten, Gebräuche und Lebensart der damaligen Zeit aufweist und als eine der wichtigsten Quellen unserer Kenntnis mittelalterlicher Kultur anzusehen ist.*)

Der bekannteste Novasdichter ist Raimon Vidal aus Besaudun, der in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts lebte, und von dem noch drei Novas erhalten sind, der Castiagilós**) oder die Schule des Eifersüchtigen, worin erzählt wird, wie Alvira, des Alfons von Barbastre Frau, durch die unbegründeten Eifersüchteleien ihres Mannes zum Ehebruch mit dem aragonischen Ritter Bascol de Cotanda getrieben wird, eine Erzählung, die auch der Norden Frankreichs kannte, und die Boccaccio in seinem Decamerone (VII, 7), Ser Giovanni in seinem Pecorone (III, 2) und La Fontaine in seiner Geschichte Le Mari cocu, battu et content wiederbehandelt; das Minnegericht***) (die

*) Vergl. Hermanni, Die kulturgeschichtlichen Momente des provenzalischen Romans Flamenca. (Ausgaben und Abhandlungen. Heft 4. Marburg).

**) Raynonard, Choix III, 398—413; Bartsch, Provenzalisches Lesebuch S. 29—34.

***) Cornicelius, So fo el temps c'om era iays. Novelle von R. Vidal, nach den vier bisher gefundenen Handschriften zum ersten male herausgegeben. Berlin 1888; Mahn, Gedichte der Troubadours. 341.

Handschrift weist diesen Titel nicht auf), worin der Dichter den Streit zweier Damen um einen Ritter berichtet, der der ersten sieben Jahre treu gedient, dann aber, schnöde von ihr behandelt, der andern seine Dienste gewidmet hat, worauf jene erklärt, ihre Härte wäre nur Prüfung gewesen; da sie sich nicht einigen können, rufen sie das Urteil eines katalanischen Ritters an, der dahin entscheidet, daß die jüngere von beiden den Ritter zu entlassen, und daß dieser zu der ersten Dame zurückzukehren habe, eine sehr weitschweifig erzählte Geschichte, die nur durch die eingeflochtenen Citate aus den Werken der Trobadors litterarischen Wert hat; endlich ein in die Form einer Erzählung eingekleidetes Gedicht über den Verfall der Poesie*), das eher zu den Lehrgedichten zu rechnen ist und aus demselben Grunde wie das vorhergehende litterarische Bedeutung hat.

Ein anderer Novasdichter ist Arnaut de Carcasses; in seiner uns erhaltenen Erzählung Las novas del papagey**) tritt neben dem erotischen das phantastische Element bedeutend in den Vordergrund, da der Dichter einen Papagei als Liebesboten und Liebesvermittler eine Hauptrolle spielen läßt. Damit der Leser sich einen Begriff von der Dichtungsgattung machen kann, möge diese Nova hier in Übersetzung stehen, wobei zu bemerken ist, daß das Original in paarweise gereimten Achtsilbnern abgefaßt ist, daß aber bei der deutschen Übertragung der Reim nicht immer beobachtet ist:

Einst hörte ich in einem Garten
In eines Lorbeers dichtem Schatten
Viel disputieren 'nen Papagei,
Was Euch hier mitgeteilet sei.
Vor eine Dame trat er hin
Und bracht' ihr Gruß aus weiter Fern'
Und sprach zu ihr: Gott grüß' Euch, Frau;
Ein Bote bin ich und genau,
Wenn Ihr erlaubt, will ich Euch sagen
Warum vor Euch zu treten ich
Mit einer Botschaft wollte wagen.
Der beste Ritter in der Welt,
Der Anmut und der Freude Bronnen,
Antiphanor, des Königs Sproß,
Hat das Turnier um Euch begonnen
Und schickt Euch tausendfachen Gruß,
Und bittet Euch, daß Ihr ihn liebt.
Wie kann er ohne Euch genesen
Vom Weh, das ihm die Liebe giebt?
Und mehr noch will ich Euch verkünden,
Draus Ihr könnt seine Lieb' ergründen:
Viel lieber will um Euch er sterben,
Als daß in heißem Liebeswerben
Er einer andern sich erfreut. —
Die Dame drauf ihm Gruß entbeut:
Mein guter Freund, wo bist Du her,
Und was ist, sag mir, Dein Begehr?
Im Reden scheinst Du sehr gewandt,
Doch mußte längst Dir sein bekannt,
Daß nimmer Freude ich gewährte
'Nem Mann, auf dieser ganzen Erde.

*) Herausgegeben von Bartsch, Denkmäler der provenzalischen Litteratur, 144 bis 192, im Auszug bei Raynonard, Choix V, 342—348; Mahn, Werke der Troubadours I, 250—254.

**) Herausgegeben von Bartsch, Provenzalisches Lesebuch 25—29, Chrestomathie provençale[3] 253—260.

Vergebens hast Du Dich bemüht;
Doch da so höflich Du erscheinst,
Kannst Du in diesem meinen Garten
Nach Wunsche Deines Amtes warten
Und disputieren nach Belieben. —
Nun, Dame, sehr thuts mich betrüben,
Daß Euch mein Herr nicht wohlgefällt. —
Weil ich, mein lieber Papagei,
Dem Trefflichsten auf dieser Welt
Mein ganzes Herz dahingegeben. —
Und wer ist das? — Mein Eheherr. —
Ist der denn unumschränkter Herr
Von Eurem Herz und Eurem Sinn?
Den könnt Ihr lieben immerhin,
Am hellen Tag, vor allen Leuten,
Das will ich nimmermehr bestreiten,
Doch könnt Ihr heimlich auch beglücken
Mit Eurer Lieb und den entzücken,
Der sich verzehrt in Sehnsuchtspein. —
Du würd'st ein guter Redner sein,
Und wärest Du ein Ritter fein
Du würd'st die Damen schön bethören!
Doch sage mir, das will ich hören,
Warum soll ich Verrat begehn
An dem, dem ich mein Wort verpfändet? —
O Dame, wenn Gehör Ihr spendet,
So werdet Ihr mir zugestehn:
Die Liebe achtet nicht auf Schwüre;
Wenn erst die Neigung Wurzel faßt,
Und heimlich sich ins Herze stahl,
Dann folgen Wünsche ohne Zahl. —
Bei Gott im Himmel, Recht Du hast,
Und hast damit Dich selbst gefällt,
Denn mehr als alles auf der Welt
Lieb' ich den angetrauten Gatten;
Wie kann ich Liebe da gestatten
Dem Manne, der mein Herz nicht hat? —
Nun, gutes Wort find't gute Statt;
Laßt es Euch doch nicht gleich verdrießen,
Wenn Ihr nur auf mich hören wollt
Und der Vernunft Euch nicht verschließen,
So müßt Ihr meinen Herrn erhören.
Ich will es wahrlich nicht verwehren,
Daß Euren Mann Ihr vor den Leuten
Mehr lieben müßt, als alle andern;
Gewiß, das werd' ich nicht bestreiten.
Doch müßt Ihr dann Euch auch des Armen,
Der sich in Lieb' zu Euch verzehrt
Und für Euch sterben will, erbarmen.
Ist Euch denn Blancaflor nichts wert,
Die ihren Floris zärtlich liebt?
Vergeßt Ihr, wie das ganze Ich
Isoldens Tristan angehörte?
Wie Thisbe zu der Spalte schlich
Um ihren Pyramus zu sprechen?
Ein Beispiel nehmet Euch an ihnen,
Sie können Euch als Vorbild dienen.
Welch' Nutzen es wohl Euch erwirbt,
Wenn er aus Liebe zu Euch stirbt,
Und, ohne daß es Euch gereut,
Vor Gram vergeht und Herzeleid?
Der liebe Gott wird drob sich rächen
Und schlimmen Dank dafür Euch zollen;
Und ich auch werd' Euch ernstlich grollen,
Euch bringen in ein schlecht Gerede
— Glaubt mirs, ich bin darin nicht blöde —
Wenn Ihr sofort nicht zugesteht,
Daß Ihr wollt seine Lieb' vergelten. —
Nun wahrlich, den Fall nenn' ich selten,
Daß so für seinen Herrn beflissen
Ein Vogel schmeicheln kann und drohn.
So gebe ich Dir denn zu wissen,
Daß ich, als Deines Drängens Lohn,
Ihm meine Liebe will versprechen,
Und daß ich dieses mein Gelübde
In Ewigkeit werd' nimmer brechen.
Hier diesen Ring, der seines Gleichen
Auf dieser Welt nicht fand, trag' hin

Als meiner treuen Liebe Zeichen,
Und daß ich ihm ergeben bin;
Nimm dieses Halsband noch dazu
Und eile sonder Rast und Ruh
Zu deinem teuren Herrn zurück. —
Bei Gott, o edle Herrin mein,
Des will ich nimmer lässig sein,
Und will auf windesschnellen Schwingen
Ihm Eure Worte hinterbringen
Und Eure Grüße nicht vergessen.
O winkte doch ihm bald das Glück
In seinen Armen Euch zu halten! —
Und damit endet ihr Gespräch.
Im schnellsten Fluge eilt der Vogel
Zu seinem Herrn und flugs berichtet
Er alles, was er ausgerichtet.
Herr, sprach er, so ein Papagei
Wie ich kroch nie noch aus dem Ei.
Was that ich nicht für meinen Herrn!
Wie diente ich nicht seiner Liebe!
In ihrem Garten schlich ich leis,
Und ohne eine Spur zu lassen,
Trat ich der Dame vor die Augen
Und rühmt' ihr Eure Liebe heiß.
Sie schickt Euch dieses Ringlein hier,
Kein schönres giebts, trau'n, in der Welt,
Und dieses Halsband rein von Gold;
Als Liebespfand sie halten sollt.
Jetzt gilt's, ein Mittel zu erfinden,
Das uns zum Garten Zutritt schafft;
Doch da verläßt mich meine Kraft,
Und meine List seh' ich entschwinden —
Doch halt, da fällt mir etwas ein:
Ich lege Feuer an den Turm;
Wenn nun die Loh' zum Himmel schlägt,
Und wenn die Wächter läuten Sturm,
Dann dringt zum Garten ihr hinein
Und könnt in Muße, ungestört,
Mit Eurer Dame zärtlich thun,
Und eng an ihrer Seite ruhn. —
Antiphanor entgegnet drauf:
Noch einmal, Vogel, mach dich auf
Und sage der Geliebten an,
Was unsere Absicht ist und Plan.
Und damit trennen beide sich;
Nie wird es einen Diener geben,
Der seinem Herrn so treu ergeben.
Zum Garten eilet er im Flug,
Er kennt den Weg genau genug.
Die Dame findet er allein
Und grüßt sie nach der Weise sein:
Der Gott, der Euch geschaffen hat,
Der gebe Euren Wünschen Statt,
Und schütze Euch auf Eurem Weg,
Wenn meinen Herrn Ihr wolltet lieben
So treu, als er Euch ist ergeben. —
Mein lieber Vogel, Gott zum Zeugen,
Wenns ganze Weltall wär mein eigen,
Ich gäb' es, ohne viel Besinnen,
Für Antiphanors Liebe hin.
Doch ist der Garten fest verschlossen,
Und Wachen ohne Ruh und Rast
Durchstreifen ihn in wilder Hast
Bis daß der junge Morgen tagt. —
Nun, wißt Ihr Euch da keinen Rat? —
Vergebens sinn' ich früh und spat. —
Nun, edle Dame, höret dies:
Zurück will ich zu meinem Herrn,
Den ich in Liebesqual verließ;
Noch heute Nacht, die nicht mehr fern,
Führ ich ihn her, dort an die Mauer,
Dort soll er stehen auf der Lauer.
Ich bringe griechisch Feuer mit,
Und eh' der Wächter sichs versieht,
Soll Turm und Söller feurig flammen.
Wenn nun das Volk sich drängt zusammen
Und löschen will des Brandes Glut,
So eilet schnell und sonder Zaudern,
Laßt meinen Herrn zum Garten ein:
Da könnt nach Herzenslust Ihr plaudern,
Und kosen, herzen, tändeln, küssen
Und werdet nicht gestöret sein. —
Drob ist die Dame hoch erfreut

Und schickt sofort den Papagei
Zu Antiphanor mit der Botschaft
Daß ihn zu seh'n bereit sie sei.
Kaum hat der Ritter das vernommen,
Als Helm und Panzer ohne Weilen
Er anlegt, Eisenschuh und Schwert,
Und so gerüstet und bewehrt
Heißt er den Papagei sich eilen.
Und jener: Wie mich dünkt, mein Herr,
Wird noch heut Nacht in Euren Armen
Das heißgeliebte Weib erwarmen;
Drum reitet graden Wegs und schnell,
Daß niemand Eure Spur erspäh
Und, was Ihr vorhabt, ahnen kann.
Doch vorher schaffet mir zur Stell'
'Nen Topf von Eisen oder Stahl,
Den füllt mit griechisch Feuer an;
Ich werd' ihn nehmen in die Klauen:
Ihr werdet große Dinge schauen! —
Antiphanor gewährts mit Freuden.
Nun gehts im scharfen Trabe fort,
Sie sind bald am gewünschten Ort,
Den gute Wächter spähend wahren
Vor Feuer und vor Diebsgefahren.
Der Ritter steigt herab vom Pferde,
Legt seinen Helm und Panzer ab
Und nur umgürtet mit dem Schwerte
Tritt er zum Pförtchen, nimmer zagend;
Der Papagei inzwischen fliegt
Zum Garten hin, in seinen Krallen
Das unheilvolle Feuer tragend,
Und zu der Dame Füßen setzt
Er sich geduckt nach Sperberart,
Verkündet seines Herren Kommen
Und wo er ihrer sehnend harrt,
Und wie er alles hat bereitet
Zu ihrer Liebe Nutz und Frommen.
Nie war ein Thier, nach meinem Wissen,
Dem Herrn zu dienen so beflissen.
Am Söller legt er heimlich an
Das Feuer, dessen Flamme bald
An vier verschiedenen Orten züngelt;
Da giebts ein Laufen und ein Schrei'n,
Und angsterfüllt der Ruf erschallt:
„Zu Hilfe, Hilfe, kommt, es brennt!"
Und während alles fliegt und rennt,
Und sich versammelt Groß und Klein,
Schleicht sich die Dam' im Schutz der Nacht
Zu der bewußten Pforte sacht,
Läßt heimlich ihren Ritter ein,
Und unter einem Lorbeerbaum,
In eines Busches engem Raum,
Ward ihre Liebesglut entfacht.
Kein Mensch kann schildern das Entzücken,
Das ihnen beiden ward bereit't,
Des Paradieses Seligkeit
Liegt offen ihren trunknen Blicken.
Inzwischen löschte man das Feuer,
Das unter Strömen Essigs sank.
Der Vogel war vor Schrecken krank;
Fort eilt er zu der Lorbeerlaube:
Auf, auf! und macht Euch aus dem Staube!
Des Feuers Wut ist gleich gestillt. —
Antiphanor mit schwerem Herzen
Bricht ab der Liebe Zwiegespräch;
Noch dreimal küßt ihn seine Dame,
Dann eilt er fort auf seinem Roß,
Das pfeilgeschwind von dannen schoß. —
Arnautz von Carcasses hat verfaßt
Die Nova, die Ihr eben last,
Um Euch, ihr Männer, zu belehren,
Daß Eifersucht vom Übel ist,
Und daß Ihr nie Euch zu erwehren
Vermögt der Frauen Hinterlist.

Eine andere mehr allegorisch und didaktisch gehaltene Nova rührt her von Peire Guillem (ca. 1250); der Dichter begegnet auf einem Ritt einer

Gesellschaft, deren Aufzug er ausführlich beschreibt: den Zug führt der Gott der Minne, in seinem Gefolge befinden sich zahlreiche allegorische Personen, darunter Gnade, Schamhaftigkeit und Treue; ihnen trägt der Dichter seine Fragen über die Liebe vor, die der Gott beantwortet.*) — Ganz ähnlichen Charakters ist die allegorische Erzählung eines unbekannten Dichters, welche man als die Nova vom Hofhalt der Liebe bezeichnen kann, und worin Frau Minne auf einem Throne sitzend und umgeben von den personifizierten Eigenschaften wahrer Liebe vorgeführt wird. Im Auftrage der Göttin legt Dame Cortesia (höfisches Wesen) dar, worin echte Minne besteht.**)

Ehe wir das Gebiet des Epos verlassen und uns dem von den Provenzalen am reichsten angebauten, der Lyrik zuwenden, müssen wir noch einiger in der epischen Form abgefaßten Heiligenlegenden und didaktischer Dichtungen gedenken. Zunächst verdient Erwähnung das ehrwürdige Boethiusfragment***) aus dem elften Jahrhundert, das älteste rein provenzalische Denkmal. Es ist eine Bearbeitung des von dem römischen Staatsmann und Philosophen Boethius (470—525) herrührenden Werkes De consolatione philosophiae,†) worin sich der in harter Gefangenschaft schmachtende Verfasser mit der Philosophie unterhält, die ihn über die Wandelbarkeit alles menschlichen Glückes belehrt und zeigt, daß die wahre Ruhe und Sicherheit für den Menschen nur in der Tugend zu finden sei. Das Werk stand im ganzen Mittelalter im höchsten Ansehen und wurde in die verschiedensten Sprachen übersetzt; die provenzalische Bearbeitung, von der nur 258 Zehnsilbner erhalten sind, fügt außerdem noch Einiges über das Leben des Boethius hinzu.

Gleichfalls aus dem elften Jahrhundert stammt das Leben der heiligen Fides von Agen,††) von dem allerdings nur ein Bruchstück von 20 (achtsilbigen) Versen erhalten ist, sowie eine gleichfalls nur fragmentarisch vorliegende gereimte Darstellung des Lebens der heiligen Fides von Rovergue;†††) ferner das Leben des heiligen Amantius,°) des Bischofs von Rodes, in dessen dürftigen Überbleibseln von der Hilfe berichtet wird, die Amantius der Stadt Rodes nach seinem Tode angedeihen ließ.

Besonders fruchtbar an Heiligenlegenden ist das dreizehnte Jahrhundert

---

*) Auszugsweise gedruckt bei Raynonard, Lexique Roman I, 405—417; Mahn, Werke I, 241—250.

**) Zum Teil gedruckt bei Mahn, Gedichte 279, Bartsch, Prov. Lesebuch, 34—38.

***) Herausgegeben von Diez, Altromanische Sprachdenkmale. Bonn 1846; Bartsch, Chrestomathie 1—8; Hündgen, Das altprovenzalische Boethiuslied unter Beifügung einer Übersetzung, eines Glossars, erklärender Anmerkungen u. s. w. herausgegeben. Oppeln 1884.

†) Herausgegeben von Obbarius, Jena 1843 und von Peiper, Leipzig 1871, übersetzt von Wortberg, Greifswald 1826 und von Weingärtner, Linz 1827.

††) Bei Raynonard, Choix II, 144—145.

†††) Mitgeteilt von Catel in Histoire des Comtes de Toulouse. Toulouse 1623.

°) Gedruckt bei Raynonard, Choix II, 152—154.

gewesen; es scheint, als ob, nachdem der sangesfrohe Mund der Trobadors verstummt, und durch traurige Religionskriege der Lebensgenuß verkümmert war, man seinen Trost in der Schilderung des Lebens der heiligen Märtyrer gesucht und an ihren Wunderthaten sich wieder aufgerichtet habe. Das interessanteste Werk der Art ist das Leben des heiligen Honorat*) von Raimon Feraut, vollendet im Jahre 1300; in einer beispiellosen Mannigfaltigkeit der Form, indem der Dichter bald paarweise, bald alternierend gereimte Alexandriner, Achtsilbner und Sechssilbner verwendet und auch noch andere künstlichere Reimverbindungen gebraucht, wird ein ebenso mannigfacher Inhalt aufgetischt, da das Leben des Heiligen mit einer Fülle von Elementen der Sage von Karl dem Großen in Verbindung gesetzt wird. So wird erzählt, daß Karl in Gefangenschaft geraten und nach Toledo geschleppt worden ist; der Heilige begiebt sich dorthin und bewirkt des Fürsten Freilassung, indem er die vom Teufel besessene Tochter des heidnischen Monarchen heilt. Die Einnahme von Narbonne, eine der glorreichsten Heldenthaten Karls, geschieht nur auf die Gebete Honorats hin. Nach langem Einsiedlerleben, das an romantischen Abenteuern reich ist, wird er zum Erzbischof von Arles erwählt, nimmt aber die Würde erst an, als in einem Zustande der Verzückung ihm Jesus, Petrus und die anderen Apostel erscheinen und ihn eindringlichst dazu ermahnen; nach einiger Zeit wird er durch Ketzer aus der Stadt vertrieben, kehrt jedoch, nachdem König Ludwig seinen Hauptgegner, Girart de Vienne, besiegt hat, in sein Bistum zurück und stirbt alsda, von Jesus selbst auf sein Ende vorbereitet. Nach seinem Tode vollbringt er noch zahlreiche Wunder.

Nicht minder phantastisch ist das Leben der heiligen Enimia**) von Bertran de Marseille; die Heilige, welche einen irdischen Bräutigam verschmäht und sich Jesus widmet, wird vom Aussatz befallen; auf ihr Gebet giebt ihr Jesus eine gewisse Quelle an, nach der sie wallfahrten und worin sie dreimal baden soll; sie folgt der göttlichen Weisung, gesundet und gründet an der Quelle ein Frauenkloster, dessen Äbtissin sie wird. Ihre zahllosen Wunder an Aussätzigen, Gelähmten und Verstorbenen, ihr gottseliges Ende und die Überführung ihrer Leiche nach St. Denis sind ganz im Geschmack der Zeit, deren naiver Sinn gerade an dem Unwahrscheinlichen Gefallen fand.

Nur namentlich aufgeführt seien die Legenden vom heiligen Alexius,***) deren Inhalt bei Besprechung der ältesten französischen Sprachdenkmäler kurz

*) Herausgegeben von Sardon, La Vie de Saint Honorat. Nizza 1875; vorher verschiedene Stücke bei Raynonard, Choix V und Lexique Roman I; Bartsch, Chrestomathie; G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne. Paris 1865. S. 496—500.

**) Herausgegeben von Bartsch, Denkmäler 215—270 und Sachs, La vie de sainte Enimie. Berlin 1857.

***) Herausgegeben von H. Suchier, Denkmäler prov. Litteratur und Sprache. I. Halle 1883; ein Stück davon in Raynouard, Lexique Roman I, 575.

angegeben ist; das Leben des heiligen Trophimus,*) des Apostels Südfrankreichs zur Zeit Diokletians, ein Werk mit höchst nachlässiger Versifikation; das wahrscheinlich auf spanischem Boden geschriebene und daher in seiner Sprache stark katalanisch gefärbte Leben des heiligen Georg;**) das Leben der heiligen Magdalena,***) welche längere Zeit in Marseille gelebt haben soll — die drei erstgenannten aus dem vierzehnten Jahrhundert, das letztere aus früherer Zeit stammend. Auch das Leben Christi selbst fand poetische Darstellungen, allerdings nicht nach den kanonischen Evangelien, sondern nach den sogenannten apokryphen, welche zwar der bekannte Erlaß des Papstes Gelasius De libris recipiendis et non recipiendis (496) aus dem kirchlichen Gebrauch verbannte, die nichts destoweniger im Mittelalter, das gerade an dem Wunderbaren und Unglaublichen sich erbaute, viel gelesen und übersetzt wurden. So besitzen wir eine provenzalische gereimte Bearbeitung des Evangeliums des Nikodemus,†) aus dem vierzehnten Jahrhundert, welche in trockener und farbloser Sprache das Leiden Christi, seine Höllen- und Himmelfahrt behandelt, sowie eine poetisch gleichfalls nicht bedeutende Darstellung der Kindheit Jesu,††) aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, welcher das Evangelium Infantiae, besonders das Thomas-Evangelium zu Grunde liegt, und welche die zum Teil recht läppischen Wundergeschichten aus der Knabenzeit Jesu behandelt.

Nachdem wir nun dem Leser die wichtigsten zur epischen Gattung gehörenden provenzalischen Sprachdenkmäler vorgeführt haben, gehen wir jetzt zur Besprechung der Lyrik über, in welcher, wie schon mehrfach angedeutet, der Schwerpunkt der provenzalischen Poesie zu suchen ist. Die provenzalische Lyrik ist, soweit sie uns erhalten ist, Kunstlyrik.†††) Damit soll nicht gesagt sein, daß eine volksmäßige Lyrik nicht bestanden hätte; es sind nur keine Proben der-

*) Nur bruchstückweise gedruckt, bei Raynouard, Lexique Roman I, 571; Bartsch, Chrestomathie.

**) Vie de Saint George, poème provençal, publié p. C. Chabaneau. Paris 1887.

***) Cantinella provençale du XI. siècle en l'honneur de la Madeleine chantée annuellement à Marseille le jour de Pâques jusqu'en 1712. Introduction, traduction, commentaires et recherches historiques par F. Bory. Marseille 1862; C. Chabaneau, Sainte Marie-Madeleine dans la littérature provençale. Recueil des textes provençaux en prose et en vers relatifs à cette sainte. Publié avec introduction et commentaires. Paris 1887.

†) Einzelne Stücke in Lexique Roman I; Bartsch, Chrestomathie; Bartsch, Die Erlösung. Quedlinburg 1853; vergl. P. Wülker, Das Evangelium Nicodemi in der abendländischen Litteratur. Paderborn 1872.

††) Herausgegeben von Bartsch, Denkmäler 270—305; vergl. Kreßner, Die provenzalische Bearbeitung der Kindheit Jesu, in Herrigs Archiv, Band 58; E. Suchier, Über provenzalische Bearbeitungen der Kindheit Jesu. Halle 1885.

†††) Bartsch, Die Reimkunst der Troubadours. Eberts Jahrbuch I, 171—197.

selben auf uns gekommen, doch können die sogenannten Tagelieder und Romanzen, von denen weiter unten die Rede sein wird, als ein Übergang von der Volkslyrik zur Kunstlyrik angesehen werden. Diese Volkspoesien wurden neben den epischen Erzählungen von Bänkelsängern, die zugleich als Possenreißer auftraten, vorgetragen und fanden Beifall und reichen Lohn bei Hoch und Niedrig, in den Schlössern der Adligen und auf den Märkten der Städte. Als aber der Adel im elften Jahrhundert an Rohheit verlor, und eine feinere, gebildetere Lebensweise in den Schlössern der Fürsten und Edlen zu herrschen begann, als, durch die Kreuzzüge vermittelt, ritterlicher Sinn und Frauendienst in der ganzen civilisierten Welt sich geltend machte, konnte der Bänkelgesang den auf feinere poetische Genüsse bedachten Adel nicht mehr befriedigen, und so entstand eine kunstreiche, glänzende Poesie, welche an Formvollendung und sprachlichem Wohllaut unerreicht dasteht, der es aber an Gemüts- und Gefühlstiefe gebricht, und die, eben weil sie eine gekünstelte, auf leeren Formen aufgebaute war, zu gleicher Zeit auch den Keim zu ihrem Verfall in sich trug. Natürlich bedurfte es zur Abfassung dieser Dichtungen einer feineren Bildung und eines gewählteren Geschmackes, als ihn die Bänkelsänger, Joglars oder Jongleurs (vom lateinischen joculatores, Spielleute) genannt, aufzuweisen hatten, und so kam im zwölften Jahrhundert die lyrische Dichtkunst fast ganz in die Hände der höheren, gebildeten Kreise; es gehörte zu den Eigenschaften eines vollkommenen Ritters, seine Dame auch im Liede feiern zu können, und Grafen und Könige rechneten es sich zur Ehre, der Sängerzunft anzugehören und verschmähten es nicht, auch mit niedriger geborenen Sängern sich in einen poetischen Wettkampf einzulassen. So besonders in der Luft der Höfe und bestrahlt von der Gunst der Vornehmen gedeihend, gleicht die provenzalische Lyrik einer prächtigen Zierpflanze, die das Auge gefangen nimmt, der es aber an süßem Duft gebricht. Unter den edlen Familien entsprossenen Sängern befinden sich allerdings auch solche aus den niederen Schichten des Volkes; Männer wie Marcabrus, einer Dirne Sohn, und Bernart de Ventadorn, der Sohn eines armen Schloßbediensteten, erfreuten sich allgemeiner Beliebtheit und beweisen durch ihr Beispiel, daß Begabung und Talent von den Provenzalen höher geschätzt wurden, als vornehme Abkunft und ein Adelswappen. Später, als der Adel infolge der veränderten politischen Verhältnisse sich von der Poesie zurückzog, und das Bürgertum immer mehr erstarkte, besonders in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, traten auch bürgerliche Sänger auf, sich an das von den Adligen gegebene Vorbild anlehnend, oft die feinere Form mit dem derberen Stoff verschmelzend, im großen und ganzen aber knechtisch kopierend.

Der höfische Kunstdichter, sei es nun, daß er es war aus Neigung, sei es aus Beruf, führt den Namen Trobador (auch in der Nominativform Trobaire), abgeleitet von trobar finden, erfinden; der Name zeigt, daß er seinen Beruf durch Erfindung neuer rhythmischer und musikalischer Formen zu be-

thätigen hatte, wohl gemerkt, auch musikalischer Formen, denn in den meisten Fällen waren die Dichter auch zugleich Komponisten ihrer Lieder. Neben den Trobadors existierten die Joglars, die Nachkommen eben jener Bänkelsänger, in deren Händen anfangs die Pflege des Volksgesanges gelegen hatte; sie bildeten einen Stand für sich, was den Trobadors wegen ihrer verschiedenen Stellung im höfischen und bürgerlichen Leben nicht möglich war; sie machten aus der Poesie ein Gewerbe, indem sie die Trobadorlieder lernten und sie dann den Personen, denen sie gewidmet waren, vortrugen, oder in dienender Stellung sich den Trobadors, welche selbst nicht singen und spielen konnten, anschlossen. Dazu mußte ein echter Joglar gar manche Künste verstehen; er mußte nicht nur eine ganze Anzahl musikalischer Instrumente spielen können, sondern auch tanzen, Messer werfen, den Gesang der Vögel nachahmen, Affen und Hunde dressieren, Marionettenaufführungen veranstalten. Oft allerdings werden die Namen Trobador und Joglar gleichbedeutend gebraucht, was wohl seinen Grund darin haben mag, daß manche Trobadors aus Mangel an Mitteln zu dem Leben eines Joglars herabstiegen, und nur wenn ein Gegensatz ausgedrückt werden soll, wird die Bezeichnung Trobador als die ehrendere angewandt.

Der Inhalt der Trobadorpoesie ist meistens die Natur, die Liebe und der Kampf. Allerdings darf man nicht die moderne Art, diese Themata zu behandeln, bei den Trobadors zu finden erwarten. Ihre Feier der Natur beschränkt sich auf ganz allgemein gehaltene kurze Schilderungen, welche nicht Selbstzweck sind, sondern dem Dichter nur als Staffage des zu behandelnden Gegenstandes dienen; daher sie denn auch eine fast stereotype Form angenommen haben. Es mögen hier zum Beweise die Anfänge einiger Lieder des Bernart de Ventadorn (um 1180) stehen, welche denselben Gedanken in kaum merklichen Variationen wiedergeben:

Wenn grün sich färben die Blätter all,
Und Blumen in dem Garten sprossen,
Und laut und hell die Nachtigall
Ihr Liedlein schmettert unverdrossen,
Da freu' ich mich ihrer und der Blumen u. s. w.

Die schöne Frühlingszeit
Mit dem frischen Grün
Läßt Blätter und Blumen
Buntfarbig erblüh'n.
Drum jeder, der liebt,
Ist fröhlich und singt.

Wenn die Blüte sich zeigt an dem grünenden Blatt
Und klar ist die Luft und rein,

Und der Vöglein Gesang, der dem Busche entschallt,
Erfreuet das Herze mein,
Ei! so sollt auch ich mich weih'n dem Gesang.

Wenn das Blatt auf dem Baume quillt,
Und der Sonne Strahl die Flur erfüllt,
Und die Vöglein in ihren Weisen
Der Liebe Macht gar fröhlich preisen
Und jedes Wesen der Liebe sich beugt,
Ihr allein Euch unerbittlich zeigt.

Gern singe ich in jenem Mond,
In welchem Blatt sich zeigt und Blüt',
Im dichten Buschwerk, wo sie wohnt,
Die Nachtigall erhebt ihr Lied.

Wenn die Blumen ich seh' und das frische Gras und die Blätter,
Und höre aus dem dichten Gebüsch der Vögelein Geschmetter,
Da schwillt das Herz mir in der Brust vor Freude.

Im Mond April, wenn grün sich schmücken
Die Wiesen, und der Garten blüht,
Und frisch und hell das Wasser zieht,
Die Vöglein jubeln vor Entzücken,
Und aus den Blumen Düfte dringen,
Und rings um mich die Vögel singen,
Dann leb' ich auf in neuem Glück.

Diese einem der älteren Trobadors entnommenen Stellen wiederholen sich ein Jahrhundert lang in der provenzalischen Lyrik und beweisen, daß die Sänger zwar die Schönheit der sie umgebenden herrlichen Natur, besonders zur Frühlingszeit, empfanden, daß es ihnen aber an Studium, Beobachtung und liebevollem Versenken in dieselbe gebrach, und daß die detaillierte Landschaftsmalerei, wodurch die neueren Dichter ihren Werken einen besonderen Reiz zu verleihen verstehen, ihnen unbekannt war.

Ganz eigentümlich aber ist die Art und Weise, wie die provenzalischen Dichter das Motiv der Liebe behandeln. Es muß hier vor allen Dingen darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Trobadors unter Liebe nicht jenes sehnsüchtige, weltvergessene Verlangen nach einem anderen Wesen verstehen, nicht jenen selbstlosen, alles duldenden, alles tragenden, himmelhoch jauchzenden und doch zum Tode betrübten Zustand der menschlichen Seele, wie ihn deutsche

Dichter zu empfinden und zu schildern pflegen; was ihre Minnelieder hervorrief, war gewöhnlich nicht echte und wahre Liebe, sondern eine dem Rittergeist angemessene Galanterie, die Frauenverehrung im allgemeinen, auf dem Kultus der Jungfrau Maria als der edelsten ihres Geschlechts beruhend. Die Trobadors feiern immer die Dame, an deren Hof sie verweilen, als die schönste und liebenswürdigste, und kleiden ihr Lob in das Gewand einer fingierten Liebesleidenschaft, welche die Überschwenglichkeit des Ausdrucks zu erklären geeignet war. Beständigkeit war dabei nicht Bedingung; vertauschten sie ihren Aufenthalt mit einem andern, so wurden der neuen Gebieterin dieselben Huldigungen dargebracht. Die Damen ihrerseits, stolz darauf, in dem Munde der Sänger zu leben, kamen denselben mit großer Freundlichkeit und Freigebigkeit entgegen, und da mag es sich wohl manchmal ereignet haben, daß aus der nüchternen Lobeserhebung eine wahre, allerdings oft auf Sinnlichkeit beruhende Zuneigung sich entspann, der nicht selten Befriedigung zu Teil ward, ohne daß man — sehr bezeichnend für die Sittenzustände jener Zeit! — großen Anstoß daran nahm. War einmal in der angedeuteten Weise aus dem Spiel Ernst geworden, so pflegte der Trobador seine Dame unter einem allegorischen Namen, z. B. Bel Vezer oder Cortes, anzusingen, obgleich die geschäftige Fama, wahrscheinlich in der Gestalt des das Lied überbringenden Joglars, bald dafür sorgte, daß die ganze Provence wußte, wer unter dem Pseudonym zu verstehen sei. Hierbei mag noch als charakteristisch erwähnt werden, daß die Huldigungen der Trobadors fast ausschließlich verheirateten Frauen galten, und daß sie die verstohlen und flüchtig erhaschten Freuden einer verbotenen Liebe höher stellten, als die schüchterne und zarte Zuneigung der Jungfrau.*)

Was endlich die kriegerischen Lieder der Trobadors anbetrifft, so spricht aus ihnen mehr der trotzige Unabhängigkeitssinn des freien Kriegers, als jene mystische Glut, welche den christlichen Ritter auf abenteuerliche Züge hinaustrieb zu Ehren der Kirche und des edlen Waffenwerks. Es ist interessant zu sehen, welche Stellung die Trobadors zu den Kreuzzügen einnahmen. Auch sie sind heftig erregt von dieser glänzenden Kraftäußerung des ritterlichen Geistes, aber ihre Bewegung ist sehr häufig weltlicher Natur und reicht keineswegs hin, um sie den Freuden der Liebe und des Vaterlands entsagen zu lassen. Die Trobadors richten oft genug bittere Spottlieder an die großen Herren, welche zögern, ihren Arm der Sache Gottes zu weihen;**) aber sie selbst haben keine Eile die Märtyrerpalme zu erwerben. Wenige von ihnen nahmen das Kreuz. Der berühmte Bertran de Born beklagt in einem Liede die Leiden des Herzogs

*) Die ehelichen Bande scheinen in der Provence sehr locker gewesen zu sein. Davon legt die gesamte provenzalische Litteratur (vergl. auch die oben besprochenen Novas) und die altfranzösische starkes Zeugnis ab; betrogene Ehemänner lächerlich zu machen, war der Gegenstand einer ganzen, sich allgemeiner Beliebtheit erfreuenden Litteraturgattung.

**) Vergl. Trebe, Les trouvères et leurs exhortations aux croisades. Leipzig 1886.

Conrad von Montferrat, der sich in Tyrus gegen die Übermacht Saladins verteidigte: „Herr Conrad", singt der Trobador, „ich empfehle Euch Jesus: ich wäre übers Meer gegangen zu Euch, des seid gewiß. Aber ich habe die Geduld verloren, als ich die Grafen, die Herzöge, die Könige und Fürsten beständig zögern sah; und dann, es giebt eine schöne, blonde Dame, bei der mein Mut allmählich erkaltete". — Der politische Gesichtskreis der Trobadors ist überhaupt ein recht beschränkter; jeder der großen Barone kennt nur seine Sonderinteressen, gegenseitige Fehden und Besitzstreitigkeiten füllen ihr Leben aus, und selten erhebt sich einer von ihnen zur Anerkennung eines gemeinsamen Vaterlands und höherer, allgemeiner Interessen.

Es erübrigt nunmehr, einen Blick auf die hauptsächlichsten Dichtungsgattungen zu werfen, deren die Trobadors sich bedienten; wir beginnen mit denjenigen, welche volkstümliche Elemente*) enthalten, und welche diese ihre volkstümliche Grundlage hauptsächlich durch den Refrain charakterisieren. Am meisten haben dieses Zeugnis ihres Ursprungs die sogenannten Tagelieder (albas) bewahrt, in welchen der Dichter das Zwiegespräch zweier Liebenden schildert, welche an das Ziel ihrer Wünsche gelangt sind und durch den wachehaltenden Freund benachrichtigt werden, daß das Frührot sich zeigt, und daß es Zeit sei sich zu trennen. Von einem unbekannten Dichter rührt das folgende Tagelied**) her:

In einem Garten, unter'm Weißdornzelt,
Ist die Geliebte ihrem Freund gesellt,
Bis daß des Wächters Warnungszeichen gellt.
„Ach Gott, ach Gott, wie kommt der Tag so früh."

„Blieb' es doch Nacht, o Gott, wenn das geschäh',
Der traute Freund nicht sagen dürft': Ade!
Der Wächter auch nicht Tag noch Morgen säh.
Ach Gott, ach Gott, wie kommt der Tag so früh!"

„Schön süßer Freund, geh'n wir die Wies' entlang,
Uns dort zu küssen bei der Vöglein Sang;
Der Eifersücht'ge mach' uns nimmer bang.
Ach Gott, ach Gott, wie kommt der Tag so früh."

„Schön süßer Freund, ein neues Spiel uns winkt
Im Garten dort, wo manch' ein Vöglein singt;

---

*) Vergl. L. Römer, Die volkstümlichen Dichtungsarten der altprovenzalischen Lyrik. (Ausgaben und Abhandlungen, Heft 26. Marburg.)

**) In der Übersetzung von Diez, der nicht nur ein ausgezeichneter Gelehrter, sondern auch ein trefflicher Dichter war. — Vergl. die Abhandlung von Bartsch, Die romanischen und deutschen Tagelieder im Album des litterarischen Vereins in Nürnberg 1865.

Wohlauf denn, eh' des Wächters Pfeife klingt!
Ach Gott, ach Gott, wie kommt der Tag so früh."

„Ein sanfter Luftzug, der sich eben rührt,
Hat dort vom Freund, den Lust und Anmut ziert,
Des Odems süßen Trank mir zugeführt.
Ach Gott, ach Gott, wie kommt der Tag so früh."

Hold ist die Frau, mit jedem Reiz geschmückt;
Von ihrer Schönheit ist die Welt entzückt;
Sie fühlt sich nur durch treue Lieb' beglückt.
„Ach Gott, ach Gott, wie kommt der Tag so früh."

Echt volkstümlich sind ferner die sogenannten baladas und dansas, Tanzlieder, wie schon der Name sagt, welche beim Reigen nach einer gewissen Melodie gesungen wurden. Eine Idee von diesen Liedern dürfte die folgende Übertragung geben.

Das schöne Wetter bricht herein, juchhe!
Und lustig tönen die Schalmei'n; juchhe!
Die Königin will fröhlich sein, juchhe!
Was geht der eifersüchtige Mann
Die liebesfrohe Königin an?
Fort, du Narr, fort, du Narr,
Laß uns tanzen, tanzen,
Ja tanzen!

Ihr Bote ritt wohl durch das Land, juchhe!
Wo Burschen, Mägdelein er fand, juchhe!
Da machte er sofort bekannt: juchhe!
Zum Tanze kommt, zum frohen Reih'n,
Frau Königin ladet ein.

Der König fährt in seine Schuh, juchhe!
Und eilt bestürzt spornstreichs herzu, juchhe!
Er läßt den Tänzern keine Ruh, juchhe!
Er fürchtet bei dem Zeitvertreib
Wohl um sein schönes Weib.

Was kümmert sie des Greises Zorn? juchhe!
Dort unter duft'gem Hagedorn, juchhe!
Da winket ihr der Freuden Born, juchhe!
Der wahren Liebe süße Lust
An eines Jünglings Brust.

Ein jeder, der sie je geseh'n, juchhe!
Den schönen Leib im Tanze dreh'n, juchhe!
Der muß wahrhaftig eingesteh'n, juchhe!
Daß niemand unterm Himmelsplan
Sich mit der Königin messen kann.
Fort, du Narr, fort, du Narr,
Laß uns tanzen, tanzen,
Ja tanzen!

Nicht minder volkstümlichen Charakter trägt die Romanze, ein Mittel- und Bindeglied zwischen Epos und Lyrik, in welcher der Dichter, in der ersten Person redend, ein Liebesabenteuer berichtet, das ihm begegnet. So erzählt der älteste Trobador, Wilhelm von Poitou (um 1100), wie er, als Pilgersmann verkleidet, auf seiner Reise durch die Auvergne von zwei Damen für stumm gehalten worden sei; dieselben hätten ihn mit auf ihr Schloß genommen, und nachdem sie ihn reichlich bewirtet und sich gründlich von seiner Stummheit überzeugt hätten, ihn auf eine nicht zu beschreibende Weise zur Befriedigung ihrer Lüste gebraucht. Man kann sich das Gelächter in der Provence denken, als der schadenfrohe Graf sein Abenteuer unter Nennung der vollen Namen zum besten gab! — Ernster ist folgende Romanze des Trobadors Marcabrus (um 1160) gehalten; sie zeigt, wie die Kreuzzüge so manches zarte Verhältnis zerrissen:

Im Garten an der Quelle Rand,
Wo Rasen grünte dicht am Sand,
Am Fruchtbaum, wo man Kühlung fand,
Der, voll von neu erwachtem Sang,
Im Schmuck der weißen Blüten stand,
Da war's, wo einsam sich befand,
Sie, die mir keinen Trost gewährt.

Ein Fräulein in der Schönheit Zier,
Des Burgherrn Tochter, traf ich hier;
Sie freut sich wohl, so dacht' ich mir,
Am frischen Lenz und Liederklang
Und an dem grünen Lustrevier,
Und reden wollt' ich schon zu ihr,
Da merkt' ich, es war umgekehrt.

Von Weinen war ihr Aug' entstellt,
Von Seufzern ihre Brust geschwellt;
„O Jesus!" sprach sie, „Herr der Welt,
Du bist an meinem Jammer schuld;
Dein Schimpf hat mir mein Glück vergällt,
Denn all' die Besten dieser Welt
Ziehn aus für Dich, da Du's verlangst.

Dir hat sich auch mein Freund geweiht,
Den Anmut ziert und Tapferkeit,
Nichts bleibt mir hier als bittres Leid,
Als Thränen nur und Ungeduld.
Dem König Ludwig werd' es leid,
Der alles aufruft weit und breit,
Und mir nichts schafft als Herzensangst."

Kaum merkt' ich, wie betrübt sie war,
So kam ich zu der Quelle dar.
„O Schöne," hub ich an, „fürwahr!
Vom Weinen wird die Haut getrübt,
Und Gram ist unnütz offenbar;
Denn wer es blühn läßt Jahr für Jahr,
Erfreut auch ein bedrängt Gemüt."

„Herr,“ sprach sie drauf, „das mag wohl sein,
Daß Gott von aller Not und Pein
In jener Welt mich will befrein,
Er, der den Sündern oft vergiebt;
Doch hier büß' ich den Liebsten ein;
Auch ihn muß ich der Kälte zeihn,
Da er so weit von dannen zieht.

(Übersetzt von Diez.)

Ist das erzählte Abenteuer oder Liebesgespräch ein solches mit einer Hirtin, so wird die Romanze zur Pastourelle; sehr sauber pflegts dabei nicht herzugehen, und die derbe Sprache läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Unter den verschiedenen Arten*) der Kunstlyrik seien hier nur hervorgehoben die Canzone, das Sirventes und die Tenzone. Was die Canzone betrifft, so bildet ihren Inhalt hauptsächlich die Liebe, daneben auch das Lob des Gönners und religiöse Angelegenheiten; sie zeichnet sich aus durch kunstvollen Strophenbau, reichen Wechsel zwischen männlichen und weiblichen Reimen, große Mannigfaltigkeit der Versmaße und eine zum Gesange einladende Rhythmik. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Canzone zahlreiche Vertreter fand; war sie doch so recht eigentlich bestimmt, den oben geschilderten Bestrebungen der Trobadors Ausdruck zu verleihen, und es hat wohl auch kaum einen unter ihnen gegeben, der nicht eine oder mehrere verfaßt hätte. Bei diesem embarras de richesse wählen wir als Probe folgende von Diez übersetzte Canzone des Arnaut de Maroill:

Süß wenn Lüfte mich umwallen
Im April, eh' Mai erwacht,
Hähne dann und Nachtigallen
Singen durch die heitre Nacht,
Jeder Vogel seine Sprache
Fröhlich spricht, wie's ihm gefällt,
In der Kühle früh am Tage
Seinem Weibchen zugesellt.

Und da alles seinem Triebe
Folgt, wenn sich das Grün erneut,
Kann auch ich mich einer Liebe
Nicht entziehn, die mich erfreut;
Neigung und Gewöhnung pflegen
Mich der Fröhlichkeit zu weih'n,
Wenn sich süße Lüfte regen,
Neue Kraft der Brust verleih'n.

Schöner sie als frische Blüte,
Weiß wie Helena nicht war,
Ganz voll Freundlichkeit und Güte,
Zähne blank, die Reden wahr,
Treu ihr Herz und ohne Tücke,
Farbe frisch, die Haare braun,
Gott, der sie erhob, beglücke
Stets die lieblichste der Frau'n!

Gnädig ist's, wenn sie mich schonet,
Nicht durch lange Prüfung führt,
Und mit einem Kuß mir lohnet
Und noch mehr, wenn mir's gebührt.
Und dann mög' es oft sich fügen,
Daß wir uns im Feld ergeh'n,
Wahrlich, ihren holden Zügen
Kann ich nimmer widersteh'n.

---

*) Es ist hier nicht der Ort, alle einzelnen Arten der provenzalischen Kunstlyrik aufzuführen; wer sich genauer darüber unterrichten will, möge die Werke von Diez, Brinkmeier, Bartsch nachlesen.

Im ausgesprochensten Gegensatz zur Canzone steht das Sirventes, worunter ein Lob- oder Rügelied in öffentlichen oder privaten Angelegenheiten, jedoch mit Ausschluß von Liebeshändeln zu verstehen ist. Von servir dienen abgeleitet, bezeichnet Sirventes eigentlich ein Dienstlied, also ein Lied, das im Dienste jemandes, zu seinem Lobe, in seinem Interesse, in seinem Auftrage gedichtet ist. Während die Canzone den Trobador als Dichter der Liebe zeigt, führt ihn das Sirventes in seiner zweiten Eigenschaft, als streitbaren Ritter vor, und so erklärt es sich, daß auch von dieser Dichtungsart eine Fülle von Proben vorliegt. Am bedeutendsten und wichtigsten sind die politisch-religiösen Sirventes, welche unter dem frischen Eindruck der Ereignisse entstanden, und in denen sich oft eine Leidenschaft und ein Haß abspiegelt, wie sie wilder und verletzender kaum gedacht werden können. So bricht Guillem Figueira (um 1230) in folgende Schmähungen gegen Rom aus: „Rom, ich wundere mich nicht, daß die Menschen im Irrtum befangen sind, denn du hast die Menschheit in Kampf und Elend gestürzt; Tugend und Verdienst stirbt und wird begraben durch dich, arglistiges Rom, alles Bösen Leitstern, Gipfel und Wurzel .... Rom, mit Arglist spannst du deine Schlinge, und manch argen Bissen verzehrst du, den Darbenden zum Trotz. Wie ein Lamm siehst du aus, so unschuldsvoll ist deine Miene, im Innern aber bist du ein reißender Wolf, eine gekrönte Schlange, von einer Viper gezeugt; daher grüßt der Teufel dich als seinen Busenfreund." Nicht minder heftig donnert der Trobador Peire Cardinal (um 1220) gegen die Verdorbenheit des Clerus, und die Freimütigkeit, mit der er gegen den Sittenverfall eifert, zu einer Zeit, wo es gefährlich war, den Pfaffen die Wahrheit zu sagen, verdient alle Anerkennung:

Kein Aasvogel und kein Geier
So fernhin Aas wittern kann,
Als die Prediger und Pfaffen
Wittern aus den reichen Mann;
Sie erschleichen sein Vertrauen,
Und wenn Krankheit ihn befällt,
Lassen sie sich alles schenken,
Daß der Erbe nichts erhält.

Pfaffen und Franzosen sind ja
Immerdar dem Guten feind,
Wucher sind hier und Verräter
Zum Besitz der Welt vereint;
Denn mit Lug und falschen Worten
Haben sie die Welt verwirrt,
Daß ich kenne keinen Orden,
Den ihr Beispiel nicht verführt.

Zu den politischen Sirventes sind auch zu rechnen die Kreuzlieder, d. h. Gedichte, durch welche die Sänger zur Teilnahme an den Kreuzzügen aufforderten; wir haben solche Kreuzlieder noch von Guillem de Saint-Didier, Guiraut de Borneil, Pons de Capdueil, Gaucelm Faidit, Bertran de Born. Von Pons de Capdueil rühren folgende Verse her:

Das was man hier am meisten liebt und schätzt,
Und was zumeist uns reizt und uns behagt,
Das müssen wir verlassen unverzagt:
Wir wissen ja, die rechte Zeit ist jetzt,

Dem Herrn der Welt, der Gnade Gott, dem echten
Erbarmer, unserm Heiland, dem gerechten,
Der uns aus nichts schuf, unsern Dienst zu weihn,
Ihm, der für uns erlitt des Todes Pein . . . .

Bleib wer da will, ich bin zur Fahrt bereit.
Denn nie vergelten wir, was Gottes Huld
Zu Lieb uns that, noch büßen uns're Schuld;
Drum bitt' ich ihn, der voll Barmherzigkeit,
Fleh' ihn um Gnade, wie der Schächer, brünstig,
Und seine süße Mutter sei uns günstig,
Und Sanct Johann nehm' uns in seine Hut,
Damit wir schlagen jene falsche Brut.

Sie, welche wissen, was die Schrift uns lehrt,
Was gut und bös, sind nicht zum Zug gesellt;
Ja manchen giebts, der lieber Gut und Geld
Der Christen, als der Heiden selbst verzehrt.
Und haltet ihr's ihm vor, nennt er euch Sünder;
Zwar sollte der sich predigen nicht minder,
Der andern glaubt zu predigen sich gesandt;
Doch Habsucht nimmt den Pfaffen den Verstand.

Andere Sirventes haben nur lokalgeschichtliches Interesse; so hat der wilde **Bertran de Born** (um 1190) eine große Anzahl gedichtet, worin er seinem Zorn gegen benachbarte Barone oder gegen den englischen König Ausdruck verleiht. Beispiele seien, weil sie zu viele geschichtliche Erklärungen erfordern würden, uns erlassen. — Selbstverständlich sehr zahlreich sind die persönlichen Sirventes, in welchen Familienverhältnisse, politische Glaubensbekenntnisse, Klagen um den Tod hervorragender Personen und Gönner, ja auch litterarische Händel zum poetischen Ausdruck gelangen. Auch hier ist an erster Stelle Bertran de Born zu nennen, dessen Kampfesmut und halb barbarischen Sinn wir aus folgendem Sirventes kennen lernen:

Mich freut des süßen Lenzes Flor,
Wenn Blatt und Blüte neu entspringt;
Mich freuts, hör ich den muntern Chor
Der Vöglein, deren Lied verjüngt
  Erschallet in den Wäldern;
Mich freut es, seh' ich weit und breit
Gezelt' und Hütten angereiht;
  Mich freuts, wenn auf den Feldern
Schon Mann und Roß zum nahen Streit
Gewappnet stehen und bereit.

Mich freut es, wenn die Plänkler nahen,
Und furchtsam Mensch und Herde weicht;
Mich freuts, wenn sich auf ihrer Bahn
Ein rauschend Heer von Kriegern zeigt;
Es ist mir Augenweide,
Wenn man ein festes Schloß bezwingt,
Und wenn die Mauer kracht und springt,
Und wenn ich auf der Haide
Ein Heer von Gräben seh' umringt,
Um die sich starkes Pfahlwerk schlingt.

Vom wackern Herrn auch freut es mich,
Wenn er zum Kampfe sprengt voran
Auf seinem Schlachtroß ritterlich:
Denn so spornt er die Seinen an
Mit kühner Heldensitte!
Und wenn er angreift, ist es Pflicht,
Daß jeder Mann mit Zuversicht
Ihm nachfolgt auf dem Schritte:
Denn jeder gilt für einen Wicht,
Bevor er wacker kämpft und ficht.

Manch farb'gen Helm und Schwert und Speer
Und Schilde schadhaft und zerhaun
Und fechtend der Vasallen Heer
Ist im Beginn der Schlacht zu schaun;
Es schweifen irre Rosse
Gefall'ner Reiter durch das Feld,
Und im Getümmel denkt der Held,
Wenn er ein edler Sprosse,
Nur, wie er Arm' und Köpfe spellt,
Er, der nicht nachgiebt, lieber fällt.

Nicht solche Wonne flößt mir ein
Schlaf, Speis' und Trank, als wenn es schallt
Von beiden Seiten: Drauf! Hinein!
Und leerer Pferde Wiehern hallt
Laut aus des Waldes Schatten,
Und Hilferuf die Freunde weckt,
Und Groß und Klein schon dicht bedeckt
Des Grabens grüne Matten,
Und mancher liegt dahingestreckt,
Dem noch der Schaft im Busen steckt.

(Übersetzt von Diez.)

Eine ähnliche Äußerung kecken Mutes und unbeschränkten Vertrauens auf seine Faust enthalten folgende Zeilen:

Ist friedlich alle Welt gestimmt,
Gnügt mir ein Fuß breit Land zum Zwist.
Mag der erblinden, der mir's nimmt,
Wenn auch die Schuld mein eigen ist!
Friede thut mir leid;
Ich bin für den Streit;
Sonst kein Glaubenssatz
Findet bei mir Platz.

Montag und Dienstag stört mich nicht,
Gleich gilt mir Woche, Jahr und Mond;
April und März bethört mich nicht,
Denn niemand wird von mir verschont,
Der mein Recht verletzt;
Auch eracht' ich jetzt
Dreier Männer Schwert
Keines Pfennigs Wert!

Ein litterarisches Sirventes ist von Peire d'Alvernhe (um 1160) verfaßt und zeigt, wie man damals Kritik übte. Der Dichter nimmt sich zwölf Trobadors vor, von denen manche zu den „Sternen" gehören, und reißt ihre poetische Thätigkeit höhnisch herunter, wobei er allerdings den Beweis schuldig bleibt; am Schlusse rühmt er seine eigne Kunst: „Peire d'Alvernhe hat eine Stimme, die in der Höhe und in der Tiefe gleich schön klingt; seine Weisen sind süß und gefällig, er ist Meister in allem, nur sollte er seine Verse ein wenig deutlicher machen, denn kaum sind sie zu verstehen."*)

Andere Arten von Sirventes übergehend wenden wir uns jetzt zu der nächsten Hauptgattung der provenzalischen Lyrik, zur Tenzone;**) das Wort hängt zu-

*) Dunkler Ausdruck und schwieriges Verständnis galt nicht etwa für einen Fehler, sondern für eine Hauptzierde eines Gedichtes, und zwar besonders zur Zeit des Verfalls, wo elende Verskünstelei den Mangel an poetischen Gedanken verhüllen sollte. Großes hat darin Arnaut Daniel geleistet, dessen Gedicht L'aur' amara (Bartsch, Chrestomathie[3] 133) als Beispiel nachgelesen werden mag. — Übrigens enthalten die Handschriften an Stelle der Strophe, worin Peire sein Lob singt, eine andere recht boshafte, in der wohl eine von fremder Hand herrührende Parodie zu erblicken ist: Peire d'Alvernhe hat eine Stimme, wie ein Frosch im Sumpf und erhebt sich sehr vor aller Welt; gleichwohl ist er Meister in allem; nur sollte er seine Verse ein wenig deutlicher machen, denn kaum sind sie zu verstehen. Die oben angeführten rühmenden Verse sind seiner „Biographie" entnommen. Oder ist vielleicht das ganze Gedicht humoristisch aufzufassen?

**) Andere Bezeichnungen dafür sind partimen (Teilung) und joc partit (geteiltes Spiel). — Vergl. L. Salbach, Das Streitgedicht in der altprovenzalischen Lyrik. (Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiet der romanischen Philologie. Band 57. Marburg); R. Zenker, Die provenzalische Tenzone. Leipzig 1888; Knobloch, Die Streitgedichte im Provenzalischen und Altfranzösischen. Breslau 1887.

sammen mit tensar, verfechten, behaupten, disputieren, es bezeichnet ein Gedicht, in welchem zwei Trobadors über irgend eine Frage, gewöhnlich über die Liebe, streiten. Die Einrichtung ist gewöhnlich folgende: In der ersten Strophe legt ein Dichter einem anderen, den er mit Namen anführt, zwei ihrem Inhalt nach sich widerstreitende Sätze vor und fordert ihn auf, einen derselben zu wählen und zu verteidigen; in der zweiten Strophe wählt der Gegner seinen Satz und verficht seine Meinung, worauf dann der erste in der dritten Strophe zeigt, daß er Unrecht habe, und so zieht sich der Streit noch einige Strophen hindurch; am Ende wird dann gewöhnlich ein (auch mehrere) Schiedsrichter gewählt, dessen Urteil sie sich zu unterwerfen versprechen. In Bezug auf das Äußere ist zu bemerken, daß die Strophen in der Antwort die gleichen Reime aufweisen müssen, wie die in der Frage angewandten. Daß auch das Streitgedicht sehr beliebt war, zeigt die große Anzahl der uns handschriftlich erhaltenen; man erkennt daran die Vorliebe des Mittelalters für spitzfindige Untersuchungen und dialektische Tüfteleien. Es seien hier einige der Streitfragen mitgeteilt: „Soll ein Liebender, der glücklich ist, vorziehen, der Geliebte oder der Gatte seiner Dame zu sein?" — „Muß eine Frau für ihren Geliebten ebensoviel thun, als er für sie?" — „Was ist am größten, die Freuden oder die Leiden der Liebe?" — „Wer liebt stärker, derjenige, welcher von seiner Geliebten beständig spricht, oder der, welcher gar nicht von ihr spricht, aber ihr Bild stets im Herzen trägt?" — „Was reizt am meisten zur Liebe, das Auge oder das Herz?" — „Welche Nation ist trefflicher, die provenzalische oder die lombardische?" — „Welcher von zwei Baronen ist höher zu schätzen, der, welcher seine Untergebenen mit Ausschluß der Fremden bereichert, oder der, welcher die Fremden bedenkt und der eignen Leute vergißt?"

Als Probe einer Tenzone stehe hier ein Redeturnier zwischen drei Trobadors, und zwar um den künstlichen Aufbau des Reimes zu zeigen, in der Ursprache:*)

Gaucelm, tres jocs enamoratz
partisc a vos et a' N Ugo,
e chascus prendetz lo plus bo
e laissatz me qualqueus volhatz:
qu'una domn'a tres prejadors,
e destrenh la tan lor amors
que, quan tuit trei li son denan,
a chascun fai d'amor semblan:
l'un esgard' amorozamen,
l'autr' estrenh la man doussamen,
al tertz caussigal pe rizen:
digatz al qual, pos aissi es,
fai major amor de totz tres?

*) Gaucelm, drei Liebesspiele — teile ich zu Euch und Herrn Hugo — und jeder wähle, was ihm das Beste dünkt — und lasse mir, welches er will: — Eine Dame hat drei Bewerber — und es setzt ihr zu so sehr ihre Liebe — daß, wenn alle drei vor ihr weilen — sie einem jeden ein Zeichen ihrer Gunst macht: — den einen sieht sie liebevoll an, — dem andern drückt sie sanft die Hand, — dem dritten tritt sie lächelnd auf den Fuß: — sagt an, wenn dem so ist, welchem — von allen dreien sie die größte Liebe beweist?

Senher Savaric, ben sapchatz
quel amics recep plus gen do,
qu'es francamen ses cor felo
dels bels olhs plazens esgardatz.
Del cor mou aquela doussors,
per qu'es cen tans major honors.
E de la man tener dic tan,
que non li ten ni pro ni dan,
qu'aital plazer comunalmen
fai domna per acolhimen.
E del caussigar non enten
que la domn' amor li fezes,
ni deu per amor esser pres.

Gaucelm, vos dizetz so queus platz,
for que non mantenetz razo,
qu'en l'esgardar non conosc pro
al amic, que vos razonatz;
e s'el i enten, es folors,
qu'olh esgardan lui et alhors,
e nulh autre poder non an.
Mas quan la blanca mas ses gan
estrenh son amic doussamen,
l'amors mou del cor e del sen.
E'N Savarics, car part tan gen,
mantengal caussigar cortes
de pe, qu'eu nol mantenrai ges.

N Ugo, pos lo melhs mi laissatz,
mantenrai l'eu ses dir de no;
don dic quel caussigars que fo
faitz del pe, fo fin' amistatz,
celada de lauzenjadors,
e par be, pos aital socors
pres l'amics rizen caussigan,
que l'amors es ses tot enjan.
E quil tener de la man pren
per major amor fai nonsen.
E d'En Gaucelm nom es parven
que l'esgart per melhor prezes,
si tan com ditz d'amor saubes.

Senher, vos que l'esgart blamatz
dels olhs e lor plazen faisso,
no sabetz que messatgier so
del cor quels i a enviatz;

Herr Savaric, wisset wohl — daß der Freund die schönste Gabe empfing — welcher freimütig, ohne Hinterlist — von ihren schönen holden Augen angeschaut ist. — Vom Herzen rührt jene Freundlichkeit — weshalb sie eine hundertmal größere Liebesbezeugung ist. — Und von dem Händedruck sage ich soviel — daß ich ihm weder Vorteil noch Schaden beimesse, — denn diese Freundlichkeit ganz allgemein — erweist jede Dame beim Empfang. — Und von dem Fußtritt glaube ich nicht, — daß die Dame ihm Liebe damit erweist — und er darf für Liebe nicht gehalten werden.

Gaucelm, Ihr redet, was Euch beliebt — nur daß Ihr nicht vernünftig sprecht; — denn im Blick erkenne ich keinen Vorteil — für den Freund, für den Ihr eintretet, — und wenn er darauf achtet, so ist es eine Thorheit, — denn die Augen sehen ihn und auch andere an — und haben keine andere Macht. — Aber wenn die weiße, handschuhlose Hand — ihren Freund sanft drückt — dann kommt die Liebe aus herzlicher Gesinnung. — Und Herr Savaric, da er so nett austeilt, — möge jetzt den freundlichen Fußtritt verteidigen; — denn ich werde ihn nicht verteidigen.

Herr Hugo, da das Beste Ihr mir laßt — so will ich es verfechten ohne nein zu sagen; — drum behaupte ich, daß das Treten mit dem Fuß — aus treuer Freundschaft geschah — verheimlicht vor den Neidern, — und wohl scheint es, da eine solche Gunstbezeugung — der Freund empfing, indem sie lächelnd ihm auf den Fuß trat, — daß es Liebe ist ohne jede Hinterlist. — Und wer den Händedruck hält — für einen größeren Liebesbeweis, handelt thöricht. — Und von Herrn Gaucelm ist es mir nicht verständlich, — daß er den Blick für das Beste hält, — wenn er so sehr in der Liebe bewandert ist, wie er sagt.

Herr, Ihr, der Ihr den Blick tadelt — der Augen und ihre liebevolle Art, — Ihr wißt nicht, daß sie Boten sind — des Herzens, welches sie ausgeschickt hat; —

qu'olh descobren als amadors
so que reten el cor paors;
don totz los plazers d'amor fan.
E maintas vetz rizen gaban
caussigal pe a mainta gen
domna ses autr' entendemen;
e'N Ugo mante falhimen,
quel teners del man non es res,
ni non cre qu'anc d'amor mogues.

Gaucelm, encontr' amor parlatz,
vos el senher de Malleo,
e pareis ben a la tenso,
quels olhs que vos avetz triatz
e que razonatz pels melhors
an trahitz mains entendedors.
E de la domn' ab cor truan,
sim caussigaval pe un an,
non auria mon cor jauzen.
E de la man es ses conten
quel estrenhers val per un cen,
car ja, si al cor non plagues
l'amors, nol agral man trames.

Gaucelm, vencutz etz el conten,
vos e'N Ugo, certanamen,
e volh qu'en fassal jutjamen
mos Gardacors que m'a conques,
e Na Mari' on bos pretz es.

Senher, vencutz no sui nien,
et al jutgar es ben parven,
per qu'eu volh quei si' eissamen
Na Guilhelma de Benaugues
ab sos ditz amoros cortes.

Gaucelm, tant ai razo valen
qu'amdos vos fortz e mi defen;
e sai un' ab gai cors plazen
en quel jutjamens fora mes,
mas pro vei, que n'i a de tres.

Vergessen wir nicht zu erwähnen, daß manchmal die verschiedensten Partner zum Gespräch herangezogen werden; so führt der Mönch von Montaudon (um 1180) eine Unterhaltung mit Gott dem Vater, der Trobador Gui de Cavaillon mit seinem Mantel; auch giebt es Tenzonen in verschiedenen

---

denn die Augen entdecken dem Geliebten — das, was im Herzen zurückhält die Furcht; — drum thun sie alles, was der Liebe gefällt. — Und manchmal mit lächelndem Reden — tritt auf den Fuß manchen Leuten — eine Dame ohne weitere Absicht; — und Herr Hugo verteidigt einen Irrtum, — denn ein Händedruck bedeutet nichts — und ich glaube nicht, daß jemals er von Liebe ausging.

Gaucelm, gegen die Liebe sprecht Ihr, — Ihr und der Herr von Mauleon, — und es zeigt sich wohl im Streite, — denn die Augen, die Ihr erwählt habt — und welche Ihr als die besten verteidigt — haben schon manchen Freund verraten. — Und was die Dame mit dem treulosen Herzen anbetrifft, — wenn sie mir auch ein Jahr lang den Fuß träte, — so würde sich doch mein Herz nicht freuen. — Und in Bezug auf die Hand, da herrscht kein Zweifel, — daß der Händedruck hundert Procent mehr wert ist, — denn nimmer, wenn im Herzen es der Liebe nicht gefällt, — würde sie ihm die Hand gereicht haben.

Gaucelm, besiegt seid Ihr im Streit, — Ihr und Herr Hugo, sicherlich, — und ich will, daß darüber das Urteil fälle, — meine „Herzenshut", die mich besiegt hat, — und Frau Maria, die vielwerte.

Herr, überwunden bin ich keineswegs — und beim Urteil wird sichs wohl zeigen, — weshalb ich will, daß gleichfalls dabei sei — Frau Wilhelma von Benaugues — mit ihren liebevollen, freundlichen Reden.

Gaucelm, so triftig Recht habe ich, — daß ich Euch beide zwinge und mich verteidige, — und ich weiß eine mit anmutigem, lieblichen Leib, — welcher das Urteil übertragen werden sollte, — mehr Wert sehe ich in ihr, als ihrer drei haben.

Sprachen, wie die von Raimbaut de Vaqueiras (um 1200) herrührende „Domna, tan vos ai pregada“, worin eine Dame aus Genua angeredet wird, welche dann auf italienisch antwortet.

Von demselben Dichter rührt her ein Gedicht in fünf Sprachen, provenzalisch, toskanisch, französisch, gascognisch, katalanisch, dessen Form von Strophe zu Strophe eine andere ist, also nicht nach derselben Singweise vorgetragen werden konnte. Der Trobador wählte diese wenig einheitliche Gestalt, um den Mangel an innerer Harmonie und seine widerstreitenden Stimmungen infolge verschmähter Liebe auszudrücken, und bezeichnete das Gedicht als descort, eine Dichtungsart, welche naturgemäß nur wenige Vertreter fand. Verschiedene Sprachen dabei anzuwenden war nicht erforderlich; es genügte, wenn die Strophen in Versart und Verszahl nicht übereinstimmten. Descorts dichteten Garin de Apchier, Guiraut de Calenzon u. a.

Die geistliche Lyrik scheint nur wenige Früchte gezeitigt zu haben. Unter die ersten Denkmäler der provenzalischen Litteratur sind zu rechnen ein aus dem elften Jahrhundert stammendes Marienlied,*) ein Hymnus auf Maria,**) das Klagelied auf den Tod des heiligen Stephanus (Planch de Sant Esteve),***) dessen altfranzösisches Gegenstück bereits erwähnt worden ist, und verschiedene andere für den kirchlichen Gebrauch berechnete Gesänge. Aus dem dreizehnten Jahrhundert, der Blütezeit der Trobadors, stammen sechs geistliche Lieder, deren eins sogar eine Nachahmung der sapphischen Strophe aufzeigt:†)

Santa Maria, vergen gloriosa,
de Deus amia, sor tot degnitosa,
de l'arma mia sejas (= sias) piatosa.
mercé, raina.

Sie sind meistens an Maria gerichtet, desgleichen ein von Peire de Corbiac††) herrührendes Lied, worin die Jungfrau mit allen möglichen und unmöglichen Dingen verglichen wird.

Die Werke der Trobadors sind uns in zahlreichen Handschriften erhalten, ein Beweis für die Beliebtheit, deren sie sich erfreuten, auch liegt das handschriftliche Material fast gänzlich gedruckt vor, aber eine kritische Ausgabe sämtlicher Lyriker unter Benutzung aller Quellen besitzen wir noch nicht. Einer solchen erfreuen sich nur Guiraut Riquier (von Pfaff in Mahns Werken der Trobadors IV), Guillems IX, Graf von Poitou (von W. Holland und A. Keller, Tübingen 1850), Guillems de Berguedan (von A. Keller,

---

*) Vergl. P. Meyer, Anciennes poésies en langue d'oc. Paris 1860. S. 18 Bartsch, Chrestomathie[3] S. 17.

**) P. Meyer, a. a. O. S. 15.

***) Raynouard, Choix II, 146—151; Bartsch, Chrestomathie S. 22.

†) Herausgegeben von J. Bekker, Provenzalische geistliche Lieder des 13. Jahrhunderts. Berlin 1842 (Abhandlungen der Berliner Akademie).

††) Bartsch, Chrestomathie[3] S. 209.

Mitau 1849), Peire Vidal (von K. Bartsch, Berlin 1857), Guillems de Cabestanh (von F. Hüffer, Berlin 1869), Jaufre Rudel (von A. Stimming, Kiel 1873), Bertran de Born (von A. Stimming, Halle 1879 — von A. Thomas, Toulouse 1888), Mönch von Montaudon (von E. Philippson, Berlin 1873 — von O. Klein, Marburg 1885), Arnaud Daniel (von U. Canello, Halle 1883), Guillem Anelier (von G. Gisi, Solothurn 1877), Guillem Figueira (von E. Levy, Berlin 1880), Peire Rogier (von C. Appel, Berlin 1882), Pons de Capdueil (von M. v. Napolsky, Halle 1880), Blacassetz (von O. Klein, Wiesbaden 1887), N'At de Mons (von W. Bernhard, Heilbronn 1887). Auch Frauen übten die Kunst der Trobadors; die Gedichte von 17 trobairitz nebst ihren Biographieen hat herausgegeben O. Schultz, die Provenzalischen Dichterinnen, Leipzig 1888.

Während sonst über die Lebensverhältnisse mittelalterlicher Dichter nur die allerdürftigsten Nachrichten sich erhalten haben, sind wir über diejenigen der Trobadors, deren mehr als 400 dem Namen nach bekannt sind, ziemlich genau und ausführlich orientiert; als man um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Sammlungen der Trobadorlieder veranstaltete, wurden Notizen über die Dichter und über die Veranlassung zu einzelnen Gedichten hinzugefügt, zum großen Nutzen der Nachwelt, denn manche Lieder würden ohne jene Nachrichten uns kaum verständlich sein. Diese Biographieen der Trobadors lassen uns einen tiefen Blick in die Zeitgeschichte thun, machen uns bekannt mit dem Leben der Großen, ihren Kämpfen, ihren Liebeshändeln, ihren poetischen Bestrebungen, und sind somit für den Kulturhistoriker von größtem Wert. Als ein Beispiel der oft romantisch gefärbten Darstellung möge hier die Biographie des Trobadors Guillem de Cabestanh (um 1190) stehen:

Guillems de Cabestanh fo un gentils castelas del comtat de Rossilhon, qu'es del rei d'Aragon e que confinava (grenzte) com Cataloingna e com Narbones. Mot (sehr, multum) fo avinens (schmuck) hom de la persona, e presatz d'armas e de servir e de cortesia, e bos (bon) trobaire. Et avia en la soa encontrada una domna que avia nom ma domna Sermonda, moiller (épouse) d'En Raimon de Castel-Rossilho, qu'era mot rics e gentils e braus (brave) e mals e orgoillos. Longamen l'amet En Guillems de Cabestanh, en (et en) fet motas bonas cansos; e la domna'l volc (lui voulut) tan de be que'l fey son cavayer, et esteron (furent) ab gran joi essems lonc temps. E fon dic al marit d'ela, don el n'ac gran gelosia; e enserret la en una tor, e fetz la fort gardar e li foron faitz man desplazer, don Guillems de Cabestanh intret en gran dolor et en gran tristessa; e fes aquella canso que dis:

Lo dos cossire (das süße Sehnen)
Quem don amor soven.

E quan Raimons entendet la canso, crezet (crut) que fos de sa moiller, quar dis en una cobla (Strophe):

Tot quan fas per temensa (Furcht)
Devetz en bona fei
Penre, neis (selbst) quan no us vei.

Et aquest mot entendet, e mandet lo marit a En Guillem que vengues a parlamen. E menet lo ab si (avec lui) foras lonh del castel et a traisso el li tolc (nahm) la testa e mes la en un carnayrol (Jagdtasche), e trais li lo cor (cœur) del cors, e mes lo el carnayrol com la testa. Et intret s'en el castel, e fes lo cor raustir e fes lo aportar a la taula (table) a la moiller, per so (pour cela) la domna s'agradava fort de cor de salvaizina (Wildpret), e fes lo manjar a sa molher en semblan qu'el ne manjes. E quan l'ac manjat, si levet sus e dis que so que avia manjat era'l cor d'En Guillem de Cabestanh, e mostret li la testa, e demandet li si l'era estat bos. a manjar. E la domna conoc la testa d'En Guillem de Cabestanh, e dis que tan bos li era estat e si saboros (savoureux) que jamas autre manjars ni autre bevres no'l tolria (nehmen würde) la sabor de la boca qu'el cor d'En Guillem de Cabestanh li avia laissada. El marit, quant o auzi, correc (courut) li dessus ab l'espaza; e la domna ac paor e fugi al balcon, e se laisset cazer (tomber) jus (hinab), e fo morta.... Vom Trobador Jaufre Rudel wird erzählt, daß er sich in die Prinzessin von Tripolis verliebte, ohne sie je gesehen zu haben; aus Sehnsucht nach ihrem Anblick nahm er das Kreuz, erkrankte aber auf dem Schiffe und kam sterbend in Tripolis an. Als die Prinzessin von der seltsamen Liebe hörte, eilte sie an sein Lager, und in ihren Armen gab er seinen Geist auf. — Peire Vidal verliebte sich in die Loba von Penautier; ihretwegen (Loba = Wölfin) ließ sich Peire einen Wolf nennen und nahm auch einen Wolf als Wappen. Darauf ließ er sich in den Gebirgen von Cabaretz von den Hirten mit Hunden und Peitschen jagen, zog auch, um anzudeuten, daß er ein Wolf sei, ein Wolfsfell über. Bei diesem seltsamen Sport wurde er so übel zugerichtet, daß er als tot in das Haus seiner Geliebten geschafft wurde. Diese und ihr Mann lachten laut über die Narrheit des verliebten Sängers und ließen ihn pflegen, bis er geheilt war.*)

---

*) Gedruckt sind die Trobadorbiographieen bei Raynouard, Choix V; Mahn, Die Biographieen der Troubadours. Berlin 1853; vorzüglich bearbeitet von Diez, Leben und Werke der Troubadours. Zwickau 1829, 2. Aufl. herausgegeben von Bartsch. Leipzig 1882; Chabaneau, Les Biographies des Troubadours en langue provençale, publiées intégralement pour la première fois avec une introduction et des notes, accompagnées de textes latins, provençaux, italiens et espagnols concernant ces poètes, et suivi d'un Appendice, contenant la liste alphabétique des auteurs provençaux avec l'indication de leurs œuvres publiées ou inédites et le répertoire méthodique des ouvrages anonymes de la littérature provençale depuis les origines jusqu' à la fin du XV. siècle. Toulouse 1886. Vergl. Mary-Lafon, Bertrand de Born. Tableau historique, militaire et littéraire du 12. siècle. Paris; Laurens, Le Tyrtée du moyen âge ou histoire de Bertrand de Born. Paris 1863; Clédat, Du rôle historique de Bertrand de Born. Paris 1878; Mahn, Der Trou-

Es erübrigt noch, ein paar Worte über den Einfluß zu sagen, den die provenzalische Lyrik auf die anderen europäischen Litteraturen ausgeübt hat.*) Zunächst hat sie ihren Charakter der nordfranzösischen Lyrik aufgedrückt, die fast durchweg eine, wenn auch abgeblaßte Kopie der provenzalischen ist; von den intimen Beziehungen beider Litteraturen geben, wie Bartsch (Grundriß § 30) bedeutungsvoll hervorhebt, die in französische Liederhandschriften und Dichtungen aufgenommenen provenzalischen Lieder Zeugnis; das Umgekehrte, daß französische Lieder in provenzalischen Handschriften sich finden, kommt viel seltener vor. — Zum teil unmittelbar, zum teil durch die französische Lyrik vermittelt, hat die Lyrik der Trobadors auch auf die deutschen Minnesänger eingewirkt; Friedrich von Hausen und Rudolf von Neuenburg sind jedenfalls des Provenzalischen kundig gewesen.**) — Viel bedeutender ist der Einfluß, den die provenzalische Lyrik auf die italienische ausgeübt hat; nicht nur, daß die italienischen Dichter sich an den Beispielen der Trobadors schulten, dieselben Kunstformen und technischen Ausdrücke gebrauchten und in denselben künstlichen Gedanken sich bewegten — eine ganze Anzahl von ihnen dichtete auch in provenzalischer Sprache, so, um nur einige wenige Namen zu nennen, Sordel aus Mantua, Lanfranc Cigala aus Genua, Bertolomeu Zorgi aus Venedig.***) — Ein Gleiches geschah, ja vielleicht noch in verstärktem Maße, in Catalanien; dies Land gehörte einige Zeit zur Provence, und somit war dem provenzalischen Einflusse Thür und Thor geöffnet. Die catalanischen Dichter bedienten sich des provenzalischen Idioms, und auch dann, als die catalanische Mundart sich selbständig entwickelte und eigne Bahnen ging (gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts), diente ihnen Inhalt und Form der Trobadorlieder noch geraume Zeit hindurch als Muster.

Da die Poesie der Trobadors eine gekünstelte, mehr die Form als den Inhalt berücksichtigende, dem Volksbewußtsein im ganzen fremd bleibende war, so trug sie schon an und für sich den Keim des Todes in sich; aber beschleunigt wurde ihr Untergang durch die furchtbaren Religionskriege, welche im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts die gesegneten Gefilde Südfrankreichs durchtobten,

---

badour Cercamon. Eberts Jahrbuch I; Bartsch, Garin der Braune. Eberts Jahrbuch III; Bartsch, Guillem de Bergueban. Eberts Jahrbuch VI; Bartsch, Guiraut Riquier. Herrigs Archiv XVI; Tobler, Ein Minnesänger der Provence (Gaucelm Faidit). Neues Schweiz. Museum V, 1.

*) Vergl. C. Sachs, In welchem Zusammenhang steht die Kunstpoesie der Provenzalen mit der mittelalterlichen Kunstpoesie der Franzosen, Italiener, Spanier, Portugiesen und Deutschen? Berlin 1854; P. Meyer, De l'influence des troubadours sur la poésie des peuples romans. Romania V.

**) K. Bartsch, Nachahmung provenzalischer Poesie im Deutschen. Germania I; F. Michel, Heinrich von Morungen und die Troubadours. Ein Beitrag zur Betrachtung des Verhältnisses zwischen deutschem und provenzalischem Minnesang. Straßburg 1880.

***) O. Schultz, Die Lebensverhältnisse der italienischen Troubadours. Gröbers Zeitschrift VII.

den Wohlstand auf Jahrhunderte untergruben und die politische Unabhängigkeit der Provence auf immer brachen. Veranlaßt wurden dieselben durch die Sekten der Albigenser und Waldenser, jene genannt nach der Stadt Albi, wo die aus dem Orient stammende und mit den Arabern nach Spanien und Südfrankreich gewanderte Häresie der Katharer oder Patarener eine Pflanzstätte gefunden hatte; diese nach Petrus Valdus aus Lyon, der sich mit reformatorischen Gedanken trug, die apostolische Einfachheit der christlichen Lehre herstellen wollte und die Bibel in das Provenzalische*) übersetzte (1179); um die Wende des Jahrhunderts diente die Bezeichnung Albigenser als Gesamtname für alle südfranzösischen Sekten. Es waren fleißige, geschickte, friedliche Leute; ihre Industrie war nicht die geringste Ursache des Wohlstandes, dessen man sich im südlichen Frankreich erfreute. So duldete man sie gern. Am Ende des zwölften Jahrhunderts genossen sie den Schutz Raymund's von Toulouse, und der mächtige Vormund des Grafen von Béziers stand in dem Verdachte, ihre Meinungen zu teilen. Da bestieg Innocenz III. den päpstlichen Thron; er erkannte die Gefahr, welche dem Katholizismus von hier aus drohte und scheute kein Mittel um ihr zu begegnen. Zuerst durchzogen seine Legaten das Land, die Ketzer zu bekehren; der ungewohnte Widerstand erhitzte ihren Eifer. Um den verdächtigen Glauben des Grafen von Toulouse besser zu bewachen, drang ihm Peter von Castelnau, des Papstes Gesandter, einen Bischof seiner Wahl auf: Foulques de Marseille, der aus einem berühmten Trobador Cisterzienser-Mönch geworden war. Man verlangte, daß der Graf einer Armee von aufrührerischen Vasallen sein Land öffnete, damit diese die Ketzer ausrottete. Raymund weigerte sich und wurde in den Bann gethan. Endlich wollte es das Unglück, daß Peter von Castelnau in einer Herberge an der Rhone ermordet wurde (15. Jan. 1208), und der schon vorbereitete Kreuzzug stürzte sich nun (1209) mit der vollen Wut des Fanatismus auf die blühenden Provinzen des Südens. Man kennt das schreckliche Wort der Priester, welches bei der Erstürmung von Béziers gehört wurde: „Tötet sie Alle, Gott kennt die Seinen." Simon von Montfort führte das Kreuzheer von Sieg zu Sieg und bezeichnete überall seinen Weg durch die zügelloseste Grausamkeit. Nach der Einnahme von Carcassonne wurde der junge Vicomte von Béziers vergiftet; dann sollte die Beraubung Raymund's von Toulouse den Verteidiger des Glaubens belohnen. Aber nach mehreren Jahren wechselnden Kriegsglückes fand Simon vor Toulouse den Tod (1217); Amalrich von Montfort, sein Sohn, trat seine Rechte an den König Ludwig VIII. von Frankreich ab, der sich 1226 an die Spitze eines neuen Kreuzzuges stellte. Aber erst nach seinem Tode, während der Minderjährigkeit Ludwigs IX., unterwarf sich Raymund VII.

*) Das Original dieser Übersetzung des Petrus Valdus scheint nicht mehr vorhanden zu sein, doch gehen die uns erhaltenen Übersetzungen wahrscheinlich auf seine Arbeit zurück. Einzelne Stücke davon sind herausgegeben worden von J. Wollenberg in Herrigs Archiv, Band 28, 30, 32 und Berlin 1868.

von Toulouse der Krone Frankreich, am 12. April 1229. Die Reste der verfolgten Sekten flohen in die piemontesischen Alpen, wo ihre Nachkommen, oft verfolgt, bis heute ihren Glauben bewahrt haben.*)

Infolge dieser politischen Wirren und kriegerischen Greuel verstummte der Mund der Trobadors; die Lebenslust und die Liebeständeleien hatten einer finsteren Bigotterie Platz gemacht und waren in dem Qualm der Scheiterhaufen und in dem Triumphgeschrei der Pfaffen erstickt worden; die edlen Geschlechter, bei welchen die Poesie liebevolle Pflege gefunden hatte, waren ausgerottet oder hatten sich ganz der Politik zugewandt; der Einfluß des siegreichen Nordfrankreichs brach sich immer mehr Bahn und führte mit seiner politischen Verwaltung auch die in üppiger Blüte stehende französische Litteratur ein. Da unternahmen im Jahre 1323 sieben Bürger von Toulouse ein patriotisches Werk, indem sie eine litterarische Gesellschaft stifteten unter dem Namen La sobregaya companhia dels set trobadors de Tolosa. Sie versammelten sich jeden ersten Monat im Mai zu poetischen Wettkämpfen, wobei Preise für die besten Gedichte zur Verteilung kamen, ein goldenes Veilchen für die beste Canzone, eine wilde Rose von Silber für das beste Sirventes, Pastourelle oder Marienlied, eine silberne Ringelblume für die beste balada oder dansa. Wer drei Preise gewonnen hatte, hieß Trobador. Da die alten poetischen Regeln, zumal sie nur auf mündlicher Überlieferung beruhten, so gut wie vergessen waren, so wurde der „Kanzler" der Gesellschaft, Guillem Molinier, beauftragt, ein Lehrbuch der Dichtkunst abzufassen, welches um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts unter dem Titel Las leys d'amors**) erschien. Der Verfasser behandelt darin in ausführlicher Darstellung die provenzalische Grammatik, Metrik und Rhetorik und belegt seine Regeln durch Beispiele, die er bald den alten Trobadors entnimmt, bald selbst erfindet. Das Beispiel von Toulouse blieb nicht ohne Nachahmung; in verschiedenen Städten der Provence bildeten sich Zweiggesellschaften mit gleichen Statuten, ohne es jedoch zum Ansehen der tolosanischen Companhia zu bringen. Auch dieser drohte

---

*) Aus dem 15. Jahrhundert stammt ein Lehrgedicht der Waldenser, La Nobla Leyczon, eine didaktische Darstellung der Heilsgeschichte; früher hielt man das Gedicht für eins der ältesten Denkmäler der provenzalischen Poesie, doch widerspricht Sprache und Versbau dieser Annahme. Herausgegeben von Raynouard, Choix II, 73—102; Mätzner, Programm der I. höh. Töchterschule zu Berlin 1845; Dühr, Programm des Gymnasiums zu Friedland 1869; La Noble Leçon, texte original d'après le manuscrit de Cambridge, avec les variantes des manuscrits de Genève et de Dublin, publié par E. Montet. Paris 1888. — Vergl. Montet, Histoire littéraire des Vandois de Piémont. Paris 1883; F. Apfelstedt, Religiöse Dichtungen der Waldenser. Herrigs Archiv, Band 62.

**) Herausgegeben von Gatien-Arnoult, Les Fleurs du gai savoir ou les Lois d'amour. Toulouse 1841. — Der Titel des Molinier'schen Buches ist seltsam genug, da die Liebe von dem Programm der Gesellschaft so gut wie ausgeschlossen war; es war nur gestattet, die Liebe im allgemeinen oder zur Jungfrau Maria zu besingen. Was würden dazu die alten Trobadors gesagt haben!

gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts der Verfall; eine reiche Bürgerin jedoch, Clémence mit Namen, stiftete 1484 neue Blumenpreise und sorgte auch durch reiche testamentarische Schenkungen für das Fortbestehen der poetischen Gesellschaft, die ihre dichterischen Übungen unter dem Namen der „Jeux floraux" (Blumenspiele) bis auf den heutigen Tag veranstaltet.*)

So wenig günstig die politische Lage der Provence im dreizehnten Jahrhundert für die Lyrik war, so vorteilhaft war sie für die Entwickelung der didaktischen Poesie. Da wäre zunächst zu nennen eine Bearbeitung der Sprüche Salomonis durch Guillem de Cerveira**) in gereimten Alexandrinern; eine in gereimten Achtsilbnern verfaßte und unter dem Namen Seneca***) bekannte Sammlung von Sprüchen alter Volksweisheit; eine Reihe von Gedichten, welche als ensenhamens d. h. Unterweisung, Lehre bezeichnet werden, und in denen der Dichter gewöhnlich einem bestimmten Stande moralisierende Ratschläge erteilt, wie z. B. die Unterweisung, die Garin der Braune†) einer hochgestellten Dame über ihr Verhalten in allen Lebenslagen erteilt, die für ihre Joglars bestimmten ensenhamens des Guiraut de Cabreira, des Guiraut de Calanso und des Bertran de Paris,††) die einem Junker erteilte Unterweisung des Arnaut Guillem de Marsan,†††) und die beiden Gedichte des Amanieu des Escas,°) der sich in dem einen an einen Knappen, in dem andern an eine Kammerjungfer wendet. Eine gereimte Encyclopädie des gesamten Wissens seiner Zeit verfaßte Peire de Corbiac in seinem Tezaur°°) und in viel ausführlicherer Weise der gelehrte Matfre Ermengau in seinem sich außerordentlicher Beliebtheit erfreuenden Breviari d'amor;°°°) eine Unterweisung über die Jagdvögel und die Falkenjagd gab Daude de Pradas in seinem Werke Li auzel cassador.°°°°) Daneben blühte eine reiche wissenschaftliche Prosalitteratur. So besitzen wir

*) Die Gedichte der Mitglieder der Gesellschaft im 14. und 15. Jahrhundert sind veröffentlicht von Gatien-Arnoult, Las joyas del gay saber. Toulouse 1849. Einige wenige Beispiele stehen in Bartsch, Chrestomathie. — Chabaneau, Origine et établissement de l'Academie des jeux floraux. Toulouse 1886 (erhält eine Table alphabétique des poètes de l'école de Toulouse); Schwan, Die Entstehung der Blumenspiele von Toulouse. Preußische Jahrbücher Band 54.

**) Bruchstückweise gedruckt bei Heyse, Romanische Inedita S. 13—20; Bartsch, Chrestomathie³ S. 303—306.

***) Herausgegeben von Bartsch, Denkmäler S. 192—215.

†) Gedruckt in der Abhandlung von Bartsch über Garin den Braunen in Eberts Jahrbuch III, S. 402—407.

††) Alle drei herausgegeben von Bartsch, Denkmäler S. 85—101.

†††) Herausgegeben von Bartsch, Provenzalisches Lesebuch S. 132—139.

°) Herausgegeben von Bartsch, Denkmäler S. 101—114 und Provenzalisches Lesebuch S. 140—148.

°°) Herausgegeben von Sachs, Le Trésor de Pierre de Corbiac. Brandenburg 1859.

°°°) Erst bruchstückweise bekannt; eine Ausgabe hat begonnen Azaïs, Paris 1862/81. 2 Bände.

°°°°) Herausgegeben von Sachs, Les auzels cassadors. Brandenburg o. J. (1865).

Versuche, die Sprache der Trobadors grammatisch und lexikalisch darzustellen von Uc Faidit in seinem Donatus provincialis*) und von dem als Novasdichter bekannten Raimon Vidal in seinem Buche Las razos de trobar.*) Von den wunderbaren und fabelhaften Eigenschaften von Tieren und Steinen, an welche das gesamte Mittelalter glaubte, liegen auch provenzalische Berichte vor, in einem Physiologus**) und einem Lapidarius.***) Auch einige medizinische und juristische Traktate sind aus dem dreizehnten Jahrhundert erhalten. Im vierzehnten Jahrhundert erlosch die eigene Produktivität der Provenzalen; sie befassen sich fast nur mit Übersetzungen und Kompilationen. Unter jenen sei erwähnt eine solche der Legenda aurea,†) der im Mittelalter weit verbreiteten lateinischen Legendensammlung des Jacobus a Voragine und eine Übertragung des Arbre des batailles, dieses viel gelesenen politischen Werkes des Nordfranzosen Honoré Bonnet;††) unter diesen eine große naturwissenschaftliche Encyclopädie Elucidari de las proprietatz de totas res naturals, nach den bekanntesten lateinischen Werken der Art kompiliert, interessant sowohl in Bezug auf seinen Inhalt als auf die Sprache.†††)

Was nun schließlich die dritte Dichtungsgattung, die dramatische, anbetrifft, so sollte man von den zahlreichen dramatisch gehaltenen Tenzonen auf eine eifrige Bethätigung auch auf diesem Gebiete schließen. Dem ist aber nicht so. Wohl mag es auch in der Provence Darstellungen aus dem Leben Christi, sogenannte Mysterien, gegeben haben; auch hat man ein winziges Bruchstück von 22 Versen aus einer dramatischen Bearbeitung des bethlehemitischen Kindermordes entdeckt; wohl existiert aus dem vierzehnten Jahrhundert eine Dramatisierung des Lebens der heiligen Agnes°) und aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ein Mirakelspiel über den heiligen Jacobus;°°) aber schon der Umstand, daß uns so wenige Proben der dramatischen Poesie erhalten sind, beweist, daß das Interesse der Provenzalen dieser Dichtungsgattung wenig zugeneigt war, und daß eben nur in der Lyrik der Schwerpunkt der provenzalischen Poesie zu suchen ist.

---

*) Herausgegeben von Guessard, Grammaires provençales de Hugues Faidit et de Raymond Vidal de Besaudun. 2. éd. Paris 1858; Stengel, Provenzalische Grammatiken. Marburg 1878; vergl. Wildermuth, die drei ältesten süd- und nordfranzösischen Grammatiken. Programm des Gymnasiums zu Tübingen 1857.

**) Herausgegeben von Bartsch, Provenzalisches Lesebuch S. 162—166.

***) Herausgegeben von P. Meyer, in Eberts Jahrbuch IV, S. 78—84.

†) Vergl. P. Paris, Les manuscrits français VII, S. 175.

††) Einzelne Stücke in Bartsch, Provenzalisches Lesebuch S. 174—176; Chrestomathie[3] S. 397—400.

†††) Einige Bruchstücke herausgegeben von Bartsch, Provenzalisches Lesebuch S. 179—181, Chrestomathie[3] S. 363—370; Kreßner im Anhang zu seiner Abhandlung über die Tierbücher des Mittelalters, Herrigs Archiv Band 55.

°) Sancta Agnes, provenzalisches geistliches Schauspiel, herausgegeben von K. Bartsch. Berlin 1869.

°°) Ludus sancti Jacobi, fragment de mystère provençal découvert et publié par C. Arnaud. Marseille 1858.

Das Übergewicht der Nordfranzosen wurde vollendet, als im Jahre 1245 die Linie der Grafen von der Provence erlosch, und Karl von Anjou, der Bruder Ludwigs IX., dieses schöne Gebiet erbte. Es folgte dann die Epoche des babylonischen Exils der Päpste, die in der alten Stadt Avignon ihre Residenz aufschlugen, die Regierung der Königin Johanna II. (1414—1435) und darauf das Regiment der zweiten Linie Anjou, an welche Johanna die Provence testamentarisch vermacht hatte. Der letzte Fürst aus dieser Familie war der gute König René, der eifrige Förderer der Poesie und Malerei, dessen Andenken noch heute im Volke geehrt wird, und dem man in seiner ehemaligen Hauptstadt Aix 1823 eine Bildsäule errichtet hat. Bei seinem Tode 1480 ging der Besitz der Provence auf kurze Zeit an seinen Neffen Karl von Maine über und von diesem auf Ludwig XI. von Frankreich. Es wurde ihr von seiten der französischen Könige eine verhältnismäßig große Selbständigkeit gelassen, welche die Provenzalen gegen jeden Versuch der Beschränkung hartnädig verteidigten; selbst das harte Regiment Ludwigs XIV. vermochte nicht, den stolzen Unabhängigkeitsgeist der Kinder des Südens zu beugen. Sie betrachteten ihr Land, obgleich politisch zu Frankreich gehörig, noch immer als unabhängig und als geschieden vom übrigen Frankreich. Die französische Sprache war zwar die Sprache der Verwaltung, des Gerichts, der öffentlichen Erlasse, der notariellen Dokumente und des Unterrichts; der großen Menge des Volkes aber war sie unbekannt. Auf dem Lande und in den Flecken und kleinen Städten herrschte unumschränkt das provenzalische Idiom, allerdings ohne litterarische Früchte zu zeitigen; nur hin und wieder gelangte ein einheimischer Dichter zu einer gewissen Beliebtheit, wie Saboly († 1675), dessen Weihnachtslieder (Nouvé) noch heute jedes Kind in der Provence auswendig kennt. Erst in diesem Jahrhundert erwachte ein erneutes Interesse für die Provence und ihre Litteratur, als der Provenzale Raynouard eine reiche Sammlung von altprovenzalischen Litteraturwerken, eine Grammatik und ein Wörterbuch der Sprache der Trobadors veröffentlichte (vergl. die Litteraturangaben am Anfange des Kapitels), als A. W. Schlegel und Tieck auf die provenzalische Litteratur und ihre Bedeutung hinwiesen, und der geniale Diez in zwei epochemachenden Werken die Poesie der Trobadors und ihr Leben und Wirken klarlegte. Seitdem hat sich die romanische Philologie sowohl in Deutschland als in Frankreich mit Eifer auf das Studium der südlichen Sprache und Litteratur gelegt und in der Edition und Kommentation der Schriftsteller schon Bedeutendes geleistet. Die von C. Chabaneau geleitete Revue des langues romanes befaßt sich ausschließlich mit dem wissenschaftlichen Studium des Provenzalischen des Mittelalters und der Neuzeit.

Zu derselben Zeit aber, wo man in gelehrten Kreisen der alten Sprache und Litteratur der Provence ein so reges Interesse entgegenbrachte, fand ein Versuch statt die nur als Patois gesprochene Sprache wieder zu eintr litterarischen zu erheben und die Trobadors nach jahrhundertelangem Schlaf zu

neuem Leben und Singen zu erwecken.*) Der Anstoß zu diesem litterarischen Wiedererwachen Süd-Frankreichs ging aus von dem Coiffeur Jacques Jansemin oder Jasmin, der im gascognischen Dialekt Gedichte veröffentlichte unter dem Titel Las Papillotos und auch sonst durch anmutige litterarische Produkte sich bekannt machte; 1852 erhielt er den großen Preis der französischen Akademie und nach seinem Tode (1864) wurde ihm in seiner Vaterstadt Agen eine Bildsäule errichtet. Gleich Jasmin ging der eigentliche Urheber der provenzalischen Litteraturbewegung, Joseph Roumanille, aus dem Volke hervor. Er wurde 1818 in einem Flecken bei Tarascon als Sohn eines Gärtners geboren, wurde zuerst Lehrer, dann Buchdrucker und später Buchhändler in Avignon. In der Absicht, seine Muttersprache zu läutern und zu heben und ihr durch Verleihung eines edleren Inhalts auch in die Häuser der besseren Volksklassen Zutritt zu verschaffen, veröffentlichte er 1847 eine Gedichtsammlung, Li Margarideto (die Tausendschönchen), der er, durch den Erfolg ermutigt, noch eine große Anzahl von Fabeln, Erzählungen, Weihnachtsliedern und lyrischen Gedichten folgen ließ, in denen gesunder Humor mit kindlich-naivem Glauben gepaart erscheint. Seinem Beispiel zufolge begann jetzt ein vielfaches Dichten und Singen in der Provence, so daß schon im Jahre 1852 Roumanille eine Sammlung der ihm zugesandten Gedichte veranstalten konnte, die unter dem Titel Li Prouvençalo erschien. Das Werk vermittelte seine Bekanntschaft mit Theodor Aubanel und Frederic Mistral, den poetisch am bedeutendsten veranlagten der neuprovenzalischen Dichtern, und mit diesen und einigen andern gleichgesinnten Freunden gründete er ihm Jahre 1854 auf dem Schlosse zu Fontségugne den Bund der Felibres, das Felibrige. Mistral erzählt über die Gründung und den Zweck dieser Verbindung folgendes: Le 21 mai 1854, sept jeunes poètes, MM. Théodore Aubanel, Jean Brunet, Anselme Mathieu, Frédéric Mistral, Joseph Roumanille, Alphonse Tavan et Paul Giéra, amphytrion, se réunirent au castel de Fontségugne, près Château-Neuf-de-Gadagne (Vaucluse), pour concerter dans un banquet d'amis la restauration de la littérature provençale. Au dessert on posa les bases de cette palingénésie et on chercha un nom pour en désigner les adeptes. On le trouva dans une poésie légendaire que M. Mistral avait recueillie à Maillane, poésie qui se récite encore en guise de prière dans certaines familles du peuple. C'est un récitatif rimé dans lequel la Vierge Maria raconte ses sept douleurs à son fils dans une vision de saint Anselme. Voici le passage qui contient le mot félibre:

*) Vergl. Böhmer, Die provenzalische Poesie der Gegenwart. Halle 1870; M. v. Szeliski, Die Litteratur der Neuprovenzalen, in „Die Gegenwart", Jahrgang 1876; Saint-René Tissandier, La nouvelle poésie provençale, in der Revue des deux mondes 1859; Schneider, Bemerkungen zur litterarischen Bewegung auf neuprovenzalischem Sprachgebiete. (Programmabhandlung). Berlin 1887.

**) In Lou Tresor dóu Felibrige ou Dictionnaire provençal-français unter Félibre.

Le quatrièmo doulour qu'ai souferto pèr vous,
O moun fiéu tant precious,
Es quand vous perdeguère,
Que de tres jour, tres niue, iéu noun vous retrouvère,
Que dins lou tèmple erias
Que vous disputavias
Emé li tiroun de la lèi,
Emé li set felibre de la lèi.

Le mot félibre, aussi inconnu du reste que le mot tiroun, ayant évidemment dans ce morceau le sens de „docteur de la loi", fut acclamé par les sept convives, et l'Armana provençau, organe de la nouvelle école ... annonça à la Provence, au Midi et au monde que les rénovateurs de la littérature provençale s'intitulaient: félibres.

Die Wahl dieser Benennung läßt an Wunderlichkeit nichts zu wünschen übrig. Über die Herkunft des Wortes hat nichts Bestimmtes ermittelt werden können, obgleich die Etymologen sich in Vermutungen erschöpft haben; die Herleitungen aus dem griechischen philebraios (Judenfreund) und philabros (Freund des Schönen) lassen sich schwerlich halten, ebensowenig die von Sachs in seinem Wörterbuch angeführte, wonach es bedeutet faiseur de livre, da die Form dann falibre oder failibre lauten würde; vielleicht ist das Wort iberischen oder keltischen Ursprungs.

Wie dem auch sein mag, die Bewegung fand vielseitigen Anklang und die Mitglieder des Bundes mehrten sich von Tag zu Tag, alle Klassen der Gesellschaft und alle politischen Parteien vertretend; ihr Haupt (capoulié) wurde Mistral, geboren 1830. Er ist jedenfalls die am großartigsten angelegte Natur unter den neuprovenzalischen Dichtern; er hat jedem anderen Berufe entsagt, um sich nur seiner Lebensaufgabe, der Wiedererweckung der provenzalischen Sprache und Litteratur zu widmen, und trachtet diese Aufgabe nach zwei Seiten hin zu erfüllen: einmal durch Abfassung eines encyklopädischen Wörterbuches, dann aber durch eigene poetische Produktion. Was das Wörterbuch*) betrifft, so liegt dasselbe seit 1887 vollendet vor, ein Werk staunenswerten Fleißes, bedeutenden Wissens und edelster Vaterlandsliebe; es enthält sämtliche im Südfranzösischen gebräuchlichen Wörter nebst ihrer französischen Bedeutung, ihrem eigentlichen und figürlichen Sinne, ihren Vergrößerungs- und Verkleinerungswörtern, sowie einer großen Anzahl Beispiele und Zitate aus provenzalischen Dichtern; dabei werden mitgeteilt die zahlreichen dialektischen und archaischen Abweichungen; die Etymologien werden durchwegs angeführt und die übrigen romanischen Sprachen zur Vergleichung herangezogen; die Synonymik ist, wo nötig, berücksichtigt; ferner ist eine Nomenklatur der

*) Lou Tresor dóu Félibrige ou Dictionnaire provençal-français. Aix-en-Provence et Avignon (Roumanille), 26 Lieferungen umfassend, Preis 120 Francs.

Städte, Dörfer, Flüsse, Berge mit den verschiedenen alten und neuen Formen ihrer Namen, sowie der historisch bekannten Personen Südfrankreichs gegeben; daran schließt sich eine vollständige Sammlung von Sprichwörtern, Rätseln, volkstümlichen Redensarten, sowie Erläuterungen über den Volksglauben, über Sitten und Gebräuche, Institutionen und Traditionen — kurz, eine wahre Benediktinerarbeit, die allein genügte, Mistrals Namen auf die Nachwelt zu bringen. Aber bekannter noch hat er sich gemacht durch seine poetischen Schöpfungen. Im Jahre 1859 erschien seine poetische Erzählung Mirèio,*) eine inhaltlich etwas dürftige, aber farbenprächtig ausgeführte, an köstlichen Naturschilderungen reiche Idylle. Sie behandelt die Liebe des sechszehnjährigen armen Korbflechterssohn Vincenz zu der fünfzehnjährigen Mireio, der Tochter eines begüterten Bauern; sie, welche dem armen Burschen treu ergeben ist, weist drei Bewerber um ihre Hand ab, von denen der eine heimtückisch an einem einsamen Orte den bevorzugten Vincenz niedersticht. Während der Mörder, von den Geistern der Ertrunkenen in die Tiefe gezogen, in der Rhone ertrinkt, wird der Verwundete aufgefunden, auf Veranlassung Mireios in die Grotte einer Zauberin geschafft und dort kuriert. Als nun sein Vater bei dem alten Ramon um die Hand seiner Tochter anhält, wird er abgewiesen, obgleich Mireio offen ihre Liebe eingesteht. Von Verzweiflung ergriffen flieht das junge Mädchen bei Nacht aus dem elterlichen Hause zu der Kapelle der drei Marien, den Schutzpatroninnen der Provence. Diese erzählen, um der kraftlos niedergesunkenen und vom Sonnenstich getroffenen Mut einzusprechen, ihre Leiden, die sie einst in der Provence erduldet, und suchen sie durch Hinweis auf die Freuden des Himmels zu trösten. Umgeben von den Ihrigen, die ihr nachgeeilt sind, und in ihres Vincenz Armen giebt sie ihren Geist auf. — Diese einfache Liebesgeschichte giebt dem Dichter Gelegenheit, eine Fülle von Naturschilderungen einzuflechten, welche uns die herrliche Provence unter allen möglichen Beleuchtungen zeigen, sowie die volkstümlichen Anschauungen und die Legenden Südfrankreichs poetisch zum Ausdruck zu bringen; allerdings werden die streng katholische Färbung und das mehrfache Eingreifen übernatürlicher Mächte manchem Leser den Genuß verkümmern. Die französische Akademie zeichnete im Jahre 1861 das Gedicht durch den prix de poésie aus, und Gounod benutzte den Stoff zu einer Oper.

Im Jahre 1867 veröffentlichte Mistral ein zweites Gedicht in zwölf Gesängen: Calendau, in welchem des jungen provenzalischen Fischers Calendau Kämpfe um die von einem Räuber gefangen gehaltene Prinzessin Esterelle geschildert werden — eine Allegorie, da er unter der letzteren die strahlende, schöne Provence versteht, die von Frankreich geknechtet ist, und der von ihren eigenen Söhnen Errettung zu teil werden soll. Das Werk zeichnet sich wieder durch vorzügliche das Leben der Provence betreffende Schilderungen aus, ist aber inhaltlich noch dürftiger als Mireio. Als ausgezeichneten Lyriker zeigt er

*) Übersetzt von Frau Dorieux-Brotbeck (Heilbronn 1880).

sich in der 1874 erschienenen Sammlung Lis Isclo d'Or (Les Iles d'Or), sowohl was die Form als auch was den bunten Inhalt anbetrifft. Sein letztes Werk ist wieder ein erzählendes Gedicht, diesmal mit historischem Hintergrund, Nerto (1884). Freilich dürfte auch das hier bearbeitete Sujet unserer realistischen, der Romantik diametral entgegengesetzten Zeit nicht munden, da der Leser Mühe hat, sich in Situationen zu versetzen, wo der Gottseibeiuns und der Engel Gabriel persönlich auftreten, und wo noch die wunderlichsten Wunder geschehen; doch wird auch hier wieder jeder, der noch wahre Poesie zu würdigen versteht, sich an den köstlichen Naturschilderungen erfreuen und die Farbenpracht der Bilder, die der Meister in wechselvoller Fülle vor unser geistiges Auge zaubert, bewundern. Das Gedicht besteht aus sieben Gesängen, einem Prolog und einem Epilog. Wir befinden uns im Mittelalter, am Ende des großen Schisma. Der Baron Pons de Château-Renaud liegt auf dem Sterbebette; er läßt seine Tochter Nerto rufen und macht ihr das fürchterliche Geständnis, daß er vor dreizehn Jahren, als er durch das Spiel sein ganzes Vermögen verloren hatte, dem Teufel die Seele seines Kindes gegen einen Haufen Goldes verkauft hätte. Die Stunde sei nahe, wo Satan seine Beute verlangen würde; der Papst allein sei im Stande, das junge Mädchen dem schrecklichen Lose zu entreißen. Ein unterirdischer Gang verbinde das Schloß mit Avignon, wo Benedikt XIII. seit mehr als fünf Jahren von Boucicaut belagert wird; Nerto müßte durch diesen Gang zum Papste dringen, ihm in Château-Renaud ein Asyl anbieten und als Gegengabe von ihm ihre Rettung beanspruchen. Entsetzt über diese Enthüllung gehorcht Nerto. Als sie, von einem Windspiel geführt, in Avignon anlangt, begegnet sie einem jungen Manne, Rodrigue de Lune, dem Neffen des Papstes. Sie teilt ihm den Zweck ihres Kommens mit; er aber erklärt ihr, daß die Liebe allein den Teufel überwinden könne, und eine gegenseitige Zuneigung entsteht zwischen den beiden jungen und schönen Wesen. Inzwischen machen die Feinde einen neuen ungestümen Versuch, die Stadt zu stürmen, wobei der päpstliche Palast in Brand gerät; Benedikt willigt jetzt in Nertos Bitten und flüchtet nach Château-Renaud, woselbst er mit dem Könige der Provence zusammentrifft. Bei den prächtigen Spielen, welche ihnen zu Ehren in Arles gefeiert werden, zeigt sich Rodrigue im schönsten Glanze seiner Ritterlichkeit; er tötet einen Löwen, der aus der Arena ausgebrochen war und im Begriff stand, sich auf den Papst zu stürzen; Nerto aber muß er entsagen, da diese auf Befehl Benedikts auf Lebenszeit im Kloster Saint-Nazaire den Schleier nimmt. Rasch entschlossen dringt er an der Spitze kühner Freunde noch an demselben Abend in die heilige Stätte, entführt die Geliebte und verbirgt sie auf dem Kirchhof von Aliscamps; doch Gewissensbisse lassen der Jungfrau keine Ruhe, sie flieht in eine Einsiedelei und kehrt von da in ihr Kloster zurück. Rodrigue sucht sie inzwischen vergeblich; um sie wiederzufinden, bietet er seine Seele dem Teufel an, der den Handel eingeht. An dem Thore eines verzauberten Schlosses, wo

sich die sieben Todsünden zeigen, trifft er die Geliebte wieder; er dringt in sie mit ihm einzutreten, sie ist im Begriff nachzugeben, da erscheint plötzlich Satan und verlangt sein Recht. Rodrigue stürzt sich auf ihn, ihm seinen in Kreuzesform gearbeiteten Schwertgriff entgegenhaltend. Unter furchtbarem Donner stürzt das Schloß zusammen, und auf den Ruinen erhebt sich die steinerne Statue einer Nonne; Rodrigue und Nerto gehen zum Himmel ein, den sie durch Heldensinn und ihre Treue erworben haben.

Aus der großen Zahl der neuprovenzalischen Dichter sei schließlich noch Theodor Aubanel erwähnt (1829—1886), dem seine Dichtung La Miougrano entre-duberto (die halbgeöffnete Granate) wohlverdienten Ruhm einbrachte. A. Daudet nennt ihn in dem Nachruf, den er ihm widmet, „einen großen Dichter, ausgestattet mit Leidenschaft, Farbe, Phantasie, und den unser schöner provenzalischer Rhonestrom beweinen wird, wie die Töchter des Rheins Heinrich Heine beweinen.“ Aubanel ist auch dramatisch thätig gewesen; unter seinen Stücken verdient Lou Pan dou Pecat (Le Pain du péché) Beachtung.

Die jungprovenzalische Richtung verfolgt aber auch politische Zwecke; sie möchte sich von dem Joch, das Paris dem ganzen Lande auferlegt, freimachen. „Dezentralisation“ ist ihre Parole, föderative Vereinigung der Provence und Cataloniens ihr Ideal. Der alte Rassenhaß zwischen Provenzalen und Nordfranzosen (Francimands), der zum ersten male bei Gelegenheit der Albigenserkriege zum blutigen Ausbruch kam, besteht noch fort und blitzt bei jeder Gelegenheit auf. Bezeichnend für diese Stimmung sind folgende Strophen in Mistrals Lou Saume de la Penitènci (in Lis Isclo d'Or), welche während der Kriegswirren von 1870 entstanden und welche hier in der Szeliskischen Übersetzung *) mitgeteilt seien:

O Herr, halt' ein mit deinem Schlagen!
Vom Zorn laß ab;
Blick' hier herab,
Und hör' doch endlich, wie sie klagen,
Die blutbedeckt
Sind hingestreckt!

Herr, wenn der freche Häuserhaufen,**)
Der stets uns lenkt,
In Fesseln zwängt,
Dein Zornesmaß macht überlaufen
Und freventlich
Verleugnet dich,

O Herr, dann die Provence verschone!
Was sie verbricht
Ist Bosheit nicht.
Voll Reue nahn wir deinem Throne,
Verzeih' in Huld
Uns früh're Schuld.

Herr, mach' zu Menschen uns, wir flehen,
Von Sklaverei
Mach' du uns frei!
Denn wir sind Söhne Roms und gehen
Mit frommem Sinn
Durchs Leben hin.

*) Gegenwart, Jahrgang 1876. S. 188.
**) La cïenta rebello; gemeint ist Paris.

O Herr, nicht wir zuerst sind schuldvoll; Send' uns ins Thal Des Friedens Strahl.	O Herr, sei unsrer Sache huldvoll, Dann leben wir Voll Lieb' zu dir.

Ob diese politischen Träume der Provenzalen sich verwirklichen werden, wird die Zukunft lehren; nach menschlichem Ermessen sind es eben nur Träume der leicht erhitzten südländischen Phantasie; ihrer Litteratur aber darf man getrost einen neuen Aufschwung prophezeien, solange Männer wie die oben genannten ihr Bestes an die patriotische Aufgabe setzen, die im Mittelalter im hellsten Glanz erstrahlende heimatliche Poesie aus jahrhundertelangem Schlaf zu neuem Leben zu erwecken.

Kapitel III.

Die altfranzösische Epik.

In dem Anfangskapitel dieses Buches haben wir eine Anzahl von Litteraturwerken namhaft gemacht, in welchen das erste Stammeln, das unsichere kindliche Umhertasten der französischen Poesie zum Ausdruck kam; Stoff und Form sind beschränkt und spröde, jener fast ausschließlich der Geschichte Christi und der Heiligen entstammend und nur zu kirchlichen, erbaulichen Zwecken verwandt, diese in ihrer Härte und Ungefügigkeit noch allzusehr das Werden und Ringen nach einem einheitlichen Ausdruck verratend. Noch am Anfang des elften Jahrhunderts sehen wir den kindlich-naiven Sinn der Gesellschaft an der platten, kirchlich angehauchten, lammfrommen Reimerei über das Leben des heiligen Alexis sich erfreuen; am Ende desselben Zeitraums aber tritt uns mit seinen wuchtigen Versen das majestätische, kampfesfrohe Rolandslied entgegen, in welchem Mannesmut und Waffenklang das süßlich-widrige Geschreibsel der Pfaffen ein für alle Mal zurückdrängt. Und wie mit einem Zauberschlage bedeckt sich nun das brachliegende Feld der französischen Litteratur mit einer üppig wuchernden Epik, welche an Reichtum ihres Gleichen auf der Erde sucht; welche, von den Banden der Kirche befreit, den mannigfachsten Gefühlen Ausdruck verleiht; in welcher die höchsten Tugenden, eine auch den Tod nicht scheuende Vaterlandsliebe und die Wahrung persönlicher Freiheit, begeistert gepriesen werden; welche befruchtend auf die Litteraturen des Abendlandes eingewirkt und allen litterarischen Erzeugnissen des Mittelalters ihren Stempel aufgedrückt hat.

Vorbei war eine Zeit furchtbarer Verwickelungen und Kämpfe auf religiösem Gebiete sowohl als auf politischem; vorbei die Periode wilder Einfälle uncivilisierter Horden; vorbei jene Pesten, die die Menschheit dezimierten, jene ent-

setzlichen Jahre der Hungersnot, wo man Menschenfleisch verzehrte, und wie ein von schwerer Krankheit Genesener erhob sich die Gesellschaft zu einem neuen frischen Leben. Da trugen die seit dem Anfang des zehnten Jahrhunderts in Frankreich seßhaften Normannen ihre siegreichen Waffen nach England, Neapel, Portugal, an die Küsten des Archipels und des heiligen Landes; da wandte sich der Occident einmütig dem Stellvertreter Christi gehorchend gegen den Orient, um die Stätten zurückzuerobern, wo die Grundidee der modernen Zeit geboren wurde; da entfaltete sich jener wunderbare Frauenkultus, der, von der Gottesmutter ausgehend, auf das ganze Geschlecht sich erstreckte und dem Leben der damaligen Gesellschaft einen so eigentümlichen Glanz verlieh; da entstand vor allem jener Geist des Rittertums, dessen entschiedenes Gepräge die damalige Gesellschaft in jeder Weise aufzeigt, und der auch die ganze zeitgenössische Litteratur allmächtig durchdringt.

„Les Français n'ont pas la tête épique." Dieser Ausspruch Voltaires ist zum geflügelten Worte geworden, und doch ist keine Vorstellung falscher als die, es fehle der französischen Litteratur an Epen. Denkt man freilich an die neuere und neueste Zeit, so wird man eingestehen müssen, daß allerdings wenig Bemerkenswertes auf dem Gebiete der Epik geleistet worden ist; aber ebenso liegt die Sache in der italienischen, spanischen, deutschen und englischen Litteratur. Der Geist der modernen Generation liebt es eben vorwiegend, in der Lyrik und vor allem im Roman und Drama seinen Ausdruck zu suchen; nicht in der aufgeklärten Jetztzeit hat das Epos seine Stelle, nicht in der Litteratur eines Volkes, das sich im kräftigsten Mannesalter befindet und seine sogenannte klassische Periode schon gelebt hat; seine Kindheit, das Werden der Gesellschaft, das ist der Boden, wo es Wurzel faßt und fröhlich zum weit beschattenden Baume heranwächst.*)

Drei Helden sind es, welchen die epische Dichtung sich vorzugsweise zugewandt hat, Karl der Große, Artus, Alexander, oder wie der Verfasser des Guiteclin de Saissoingne sagt:

Ne sont que trois matieres à nul home entendant,
De France, de Bretaingne et de Rome la grant.

Man kann daher drei epische Kreise**) unterscheiden, den karolingischen oder Sagenkreis Karls (de France), den armorikanischen oder Sagenkreis des Königs Artus (de Bretaingne), und den antiken, der seine Stoffe dem klassi-

---

*) Vergl. hierfür und für das folgende Kreßner, Eigentümlichkeiten des altfranzösischen epischen Stils, im Anhang zu seinem Leitfaden der französischen Metrik. Leipzig 1880.

**) Th. Gräße, die großen Sagenkreise des Mittelalters. Dresden und Leipzig 1842.

schen Altertum entlehnt (de Rome). Auch hat man die karolingischen Epen chansons de geste (Heldengedichte) genannt, die der beiden anderen Kreise aber romans, eine Einteilung, durch welche man treffend den großen Unterschied ausdrückte, der zwischen ihnen besteht. Denn während die romans Stoffe behandeln, die dem französischen Volksbewußtsein durchaus fern lagen, während ihre am Hofe der Großen lebenden Dichter, bedacht darauf, ihren Namen der Nachwelt zu verkünden, in ihren wohlgefeilten Werken Thaten berichten, die ans Wunderbare und Überirdische streifend, die Liebe oder auch die Ruhmsucht als Beweggrund in sich bergen, sind die chansons de geste die Epen im wahren Sinne des Wortes. Sie sind nicht das willkürliche Erzeugnis der Phantasie einiger Dichter, sondern der unbewußte Ausdruck der Überzeugungen, der Sitten, des ganzen Lebens eines Zeitalters. An der Grenzscheide der Barbarei und der beginnenden Geistesbildung fassen sie in ihrem weiten Rahmen alles, was das Volk liebte und haßte, hoffte und fürchtete, was es wußte und wollte: hierin völlig den homerischen Heldengedichten vergleichbar. Deutlich tragen sie den Stempel der Zeit, die sie hervorgebracht, jener Jahrhunderte voller Rohheit und Wildheit, Unwissenheit und Barbarismus, zugleich aber voller Religiosität und Ritterlichkeit, Tapferkeit und Kühnheit, bewunderungswürdig selbst in ihrer Naivität.

Die französische Heldendichtung ist wesentlich deutschen Ursprungs.*) Schon Tacitus berichtet, daß die Germanen Nationalgesänge hatten, in denen sie den Gott Tuiskon und seinen Sohn Mannus, die Stammväter ihres Volks, feierten; wir wissen, daß sie den Sieg des Arminius über die Römer in Liedern verherrlichten; und es ist wahrscheinlich, daß sie jedes andere historische Ereignis, welches sie betraf, in Gedichtform der Nachwelt überlieferten. Als sie dann zur Zeit der Völkerwanderung über den Rhein drangen, als das römische

---

*) Den deutschen Ursprung beweist einleuchtend Pio Rajna, Le Origini dell' epopea francese. Firenze 1884; vergleiche dazu G. Boissier, Les épopées françaises au moyen âge. Revue des deux mondes. 15. juillet 1884. — Als rein nationalfranzösische Produkte stellt die chansons de geste dar G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne. Paris 1865; L. Gautier, Les épopées françaises, étude sur les origines et l' histoire de la littérature nationale. Paris 1866/68. 2. éd. [entièrement refondue] 1878 82; P. Meyer, Recherches sur l'épopée française, examen critique de l' Histoire poétique de Charlemagne de M. G. Paris et des Épopées françaises de M. L. Gautier. Paris 1867. — Über die chansons de geste sind ferner einzusehen: Uhland, Über das altfranzösische Epos. In den Musen 1812 (Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Band IV, Stuttgart 1869). Ch. d'Héricault, Essai sur l'origine de l'épopée française et sur son histoire au moyen âge. Paris 1860; Ludlow, Popular Epics of the Middle-Ages of the Norse-German and Carlovingian Cycles. London 1865; Nyrop, Den oldfranske Heltedigtning (Histoire de l'épopée française au moyen âge accompagnée d'une bibliographie détaillée) Kopenhagen 1883; A. Tobler, Über das volkstümliche Epos der Franzosen. Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. IV; Gidel, Les chansons de geste sont la peinture des mœurs et du caractère des temps qui les ont produites. Revue historique de l'anc. langue frç. 1877.

Reich unter ihren Streichen zusammenbrach, als die fränkischen Könige sich in Gallien festsetzten, wurde die nationale Poesie durch diese Begebnisse neu belebt und floß in reicheren Strömen. Allerdings verlernten die germanischen Eroberer bald ihre Sprache und es war zu fürchten, daß auch die germanischen Gedichte sich verloren; da ließ Karl der Große dieselben sammeln und sie, die bisher nur in mündlicher Tradition gelebt hatten, aufschreiben (Barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum actus et bella canebantur, scripsit memoriaeque mandavit. Eginhard, Vita Caroli Magni c. 29); leider sind uns diese Sammlungen nicht erhalten. Ging aber auch die fränkische Sprache in dem Vulgärlatein unter, so blieb doch der germanische Geist ziemlich unberührt stehen, nur daß er sich jetzt in fremdem Gewande zeigte. Für die Existenz solcher „Cantilenen", der Vorgänger der chansons de geste, haben wir bestimmte Beweise; die älteste, von der wir Kunde haben, besang die Bekehrung der sächsischen Gesandten, welche um 622 Chlotar II. den Krieg erklärt hatten, zum Christentum und wird erwähnt in dem „Leben des heiligen Faro, Bischofs von Meaux", welches Halgarius von Meaux zur Zeit Karls des Kahlen, in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, verfaßte; sie begann mit folgenden Versen:

> De Chlotario est canere rege Francorum
> Qui ivit pugnare in gentem Saxonum.
> Quam graviter provenisset missis Saxonum
> Si non fuisset inclytus Faro de gente Burgundionum!

und lebte, nach dem Zeugnis des Halgarius, im Munde des Volkes. Ein anonymer Schriftsteller des neunten Jahrhunderts (Annales de gestis Caroli Magni V. 115) bestätigt ausdrücklich das Vorhandensein von Gedichten, in welchen die Thaten der Vorgänger Karls des Großen gefeiert wurden:

> vulgaria carmina magnis
> Laudibus ejus avos et proavos celebrant;
> Pipinos, Carolos, Hludowicos et Theodricos,
> Et Carlomannos Hlotariosque canunt.

Als dritter Gewährsmann sei aus der deutschen Litteratur angeführt das sogenannte Ludwigslied, welches den Sieg des Königs Ludwig III. bei Saucourt feiert und unmittelbar nach diesem Ereignis (881) verfaßt sein muß. Auch dieses Lied zeigt uns, daß es Sitte war, zeitgenössische Begebenheiten in Gesängen zu verherrlichen. Im zehnten Jahrhundert wird man dann den Gedichten ein neues sprachliches Gewand angezogen haben, das französische, wie es im Eulalialiede sich zeigt; im elften endlich hat man die längeren oder kürzeren einzelnen Lieder vereinigt und zu den chansons de geste zusammengeschweißt, in denen nun die Thaten Karls des Großen und seiner Paladine in französischer Sprache gefeiert wurden. Sie sind also echte Volksepen; denn sie sind im Volke entstanden, das die Heldenthaten Karls und seiner Barone

fest im Gedächtnis hielt und sie schon lange besungen hatte, ehe ein formgewandter Dichter sie durch die Schrift fixierte. Und dieser Dichter, wiederum echt episch, nennt fast nie seinen Namen.

Um drei Helden gruppieren sich die chansons de geste, um Karl den Großen, Garin de Montglane und dessen Nachkommen Guillaume d'Orange, und Doon de Mayence, die das Geschick schon bei ihrer Geburt als eng zusammengehörig bezeichnete; denn sie kamen zur Welt an demselben Tage, zu derselben Stunde und fast in demselben Augenblicke. Ihre Geburt war von schrecklichen Naturerscheinungen begleitet: die Sonne wurde blutrot, die Erde bebte, und ein furchtbarer Sturm erhob sich über die ganze Christenheit, besonders wurde Spanien heimgesucht; ein Blitzstrahl schlug in den Boden vor den Häusern, wo die Helden das Licht der Welt erblickten, und aus der dadurch entstandenen Öffnung wuchs ein blühender und grünender Baum hervor, der mit dem Tode eines jeden von ihnen verwelkte (Doon de Mayence ed. Pey 6879—6894; 8115 ff.).*)

Alle diese chansons de geste aber, deren Zahl nahezu hundert ist, geben sich als Glieder einer Familie kund durch zwei gemeinschaftliche Eigenschaften, durch ihren religiösen und durch ihren feodalen, ja man kann sagen revolutionären Charakter. Von dem Rolandslied an bis auf die späteste chanson de geste, Baudouin de Sebourc, bilden die Kämpfe der Christen gegen die Ungläubigen, besonders gegen die Muhamedaner, den Mittelpunkt der nationalen Epen. Die gewaltigen Anstrengungen des Christentums gegen den Islam, die Kreuzzüge, waren die Hauptbeschäftigung der damaligen Gesellschaft; diese Begeisterung, von der alle Herzen ergriffen waren, diese fromme Wut, die Feinde Gottes zu vernichten; alles, was den Namen Jesu Christi nicht bekannte, zu bekehren oder zu erdrosseln; dieser unwiderstehliche Drang, des Erlösers Grab wiederzuerobern und die in die Hände der Ungläubigen gefallenen Reliquien wiederzugewinnen, alle diese Bestrebungen fanden ihr Echo in den chansons de geste. Nach diesem religiösen muß der revolutionäre Charakter der altfranzösischen Epik, der beständige Kampf der Vasallen gegen ihren Suzerain auffallen. Wie gewaltig auch Karl sein mag, auch er muß zuweilen den Haß und Trotz seiner Barone erfahren, die ihm nicht die gebührende Ehre erweisen, ihn offen bekriegen, ihm Fallen stellen, sich seiner Person mit List oder Gewalt bemächtigen, ja sogar gegen sein Leben sich verschwören. Freilich ist dieser Karl**) nicht mehr die ehrwürdige Heldengestalt des Rolandsliedes, jener Brennpunkt, in dem alle Strahlen edler Ritterlichkeit sich vereinigen; launenhaft, leichtgläubig, furchtsam, prahlerisch, ist er ein gelungenes Bild seiner

*) Hieran schließen sich einzelne kleinere Sagenkreise, welche in bestimmten Gegenden Frankreichs, Lothringen, Picardie, Burgund, Blaye besonders beliebt waren, sowie die die Kreuzzüge behandelnden chansons de geste.

**) Euler, das Königtum im altfranzösischen Karlsepos. (Stengels Ausgaben und Abhandlungen. Band 65. Marburg.)

schwachen Nachfolger, weshalb auch die Dichter weniger ihn preisen, als die tapferen Barone, die sich kühn in ihren einsamen Schlössern gegen ganze Heere des Kaisers verteidigten und oft nur durch Verrat besiegt werden konnten.*)

Der Name chanson de geste, der allen Epopöen dieser Epoche gemeinsam ist, nimmt das Wort geste ursprünglich im Sinne des lateinischen gesta, gleich „Chronik, Überlieferung“, wie in dem Verse:

En plusurs gestes de lui sont granz honurs.

Später, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, gewann dieser Ausdruck die Bedeutung von Rasse, Familie, Gesellschaft, wie in:

Grans fu la perde de la geste Turpin.

Die Geltung der ersten Bedeutung bezeichnet die Blütezeit der altfranzösischen Heldendichtung; mit der zweiten beginnt der Verfall, die willkürliche Erweiterung und Fälschung der alten Überlieferungen durch phantastische Erfindungen, welche der Geschichte des nationalen Helden, je nach dem Bedürfnis der Zuhörer, die seines Vaters, Großvaters, oder seiner Kinder und Enkel hinzufügten und diese nach der epischen Schablone erzählten. Der Inhalt der chansons de geste ist ursprünglich einfache, naive Erzählung, ohne künstlerische Anordnung. Bald aber bildet sich eine Art epischer Musterform aus, die man dann auf alle neue Stoffe übertrug: eine Ratsversammlung des Königs, ein feindlicher Gesandter, der die Helden beleidigt und herausfordert, Krieg mit beliebigen Schlachten und Abenteuern, eine heidnische Prinzessin, die aus Liebe zu einem christlichen Ritter ihr Vaterland, ihre Religion, ihre Eltern verrät, Sieg der Christen, Bekehrung oder Vernichtung der Heiden. Das kehrt in allen karolingischen Romanen wieder. Eine Charakteristik im modernen Sinne, psychologische Beobachtung und Feinheit darf man von diesen Erstlingsschöpfungen des französischen Geistes nicht verlangen; sie sind in dieser Beziehung das Gegenteil der neueren Romane. Die Charaktere sind aus einem Stück, gut oder böse, schwarz oder weiß; der Held ist immer loyal, der Verräter hat keine gute Regung; er predigt seinen Kindern das Laster: „Kinder, paßt auf, daß ihr immer lügt; stehlt das Gut der Waisen, zerstört die Ernten, mordet die Biedermänner.“ Von Übergängen, vorbereiteten Wirkungen, Überraschungen, künstlerischen Effekten irgend einer Art kann nicht die Rede sein. Aber die älteren Epen, welche die echten nationalen Überlieferungen enthalten, entschädigen für das alles durch einfache Größe, durch Naivetät und Reinheit der Empfindung und oft durch eine große, ungesuchte Anmut des Stils. Erst im dreizehnten Jahrhundert verlieren sich diese Vorzüge durch die Einwirkung der

*) Von richtiger Chronologie haben die chansons de geste kaum eine Ahnung; das sahen wir schon bei dem provenzalischen Epos Girart de Rossilho, woselbst Karl Martell an die Stelle Karls des Kahlen tritt. Ebenso schlecht bestellt ist es mit den geographischen Kenntnissen der Dichter; so z. B. ist im Fierabras von einer Meerenge von Rom die Rede. Doch lassen sich solche Versehen auch aus den größten Dichtern, Shakespeare und Calderon, nachweisen.

phantastischen und sinnlichen bretonischen Romane und durch die Übertreibungen und unleidlichen Wiederholungen, welche dem Bedürfnis, immer neues zu bringen, entsprangen.

Nicht minder formelhaft, als der Inhalt, gestaltet sich im Laufe der Zeit auch der Ausdruck.*) Gewisse Wendungen, schmückende Beiwörter, Übergangsphrasen kehren immer wieder und wirken auf die Länge ermüdend. So finden sich, um nur ein Beispiel anzuführen, in allen chansons de geste, wo es doch recht kriegerisch hergeht, Schilderungen von Schlachten etwa in folgender, allgemein gehaltenen Form:

Là veissiez un estor si felon,
Tant elme fraint et percié tant blazon,
L'un mort sur l'autre trebuchier el sablon.

Wir sagten, daß die Heldengedichte das poetische Bild des Zeitalters seien, das sie hervorgebracht hat, und in dieser Beziehung erinnern sie an die homerischen Gedichte. Aber gerade hier stellt sich auch der ungeheure Unterschied dar, welcher die Epopöe des Altertums von der des französischen Mittelalters trennt. Die Bildung, welche diese letztere repräsentiert, hat mit der originalen und einfachen Entwickelung des hellenischen Volkstums fast nichts gemein. Sie ist unter den Ruinen einer gealterten Civilisation entsprossen; sie umfaßt die streitenden Elemente einer rein geistigen, dogmatischen Religion und eines sinnlichen, halb barbarischen Lebens. Die verwirrten Überlieferungen des Altertums mischen sich unter die nationalen Erinnerungen, die Rüstung einer pedantischen, halb verstandenen Schulweisheit erschwert den Aufschwung des poetischen Geistes. Die Sprache selbst ist das getreue Bild dieser aus den Trümmern zweier Welten zusammengesetzten Gesellschaft. Wir dürfen daher in den französischen Epen des Mittelalters die klassische, vollendete Form, die einfache Schönheit, die reine Menschlichkeit der homerischen Gesänge nicht suchen. Die Phantasie verliert sich in ihnen oft in's Grenzenlose; das Interesse des reichen und mannigfaltigen Stoffes verdrängt das der Form. Die Gedichte, von denen wir sprechen, sind unendlich reich an poetischen Situationen, sie glänzen durch Reichtum der Erfindung, sie rühren durch die Wahrheit der in ihnen ausgedrückten Gefühle — aber das Maß, die Harmonie der Teile, die Einheit des Interesses fehlt ihnen: unter der Masse von Bänden, welche sie bilden, befindet sich, das Rolandslied ausgenommen, kein klassisches Kunstwerk.

Es wäre jedoch sehr verfehlt, wenn man deshalb über den Wert dieser

---

*) Vergl. die bereits angeführte Abhandlung von Kreßner; ferner O. Dietrich, Über die Wiederholungen in den altfranzösischen chansons de geste. Romanische Forschungen I; Altona, Die Gebete und Anrufungen in den altfranzösischen Karlsepen. Marburg 1883. (Ausgaben und Abhandlungen, Heft 9.)

Dichtungen ohne weiteres den Stab brechen wollte, wie es Boileau that, dem bei seiner geringen Kenntnis der altfranzösischen Poesie Leichtfertigkeit im Urteil nicht abgesprochen werden kann. Wir haben bereits im Laufe dieser Erörterung mehrfach die Vorzüge erwähnt, welche den chansons de geste eigen sind, haben neben der monotonen Darstellung, der kunstlosen Form, dem rauhen Inhalt auf die naive Größe, die heroische Gesinnung, die wahre religiöse Überzeugung, das unbändige Freiheitsgefühl, das sie atmen, hingewiesen, haben gezeigt, daß die Sitten und Gebräuche einer längst vergangenen, glänzenden Zeit in ihnen ihren klaren Ausdruck finden, daß sie somit eine reiche Fundstätte für die Kulturgeschichte*) bieten; es bleibt noch übrig ihre Bedeutung für die Weltlitteratur hervorzuheben. Die gewaltige Flut der französischen Dichtung — und was wir hier sagen, gilt in demselben Maße auch von den sogleich zu besprechenden romans — drang weit über Frankreichs Grenze hinaus; Italien, England, Skandinavien und vor allen Dingen Deutschland bemächtigten sich der mehr oder minder heroischen, mehr oder minder phantasievollen und interessanten Stoffe, um ihnen in fremder Zunge ein neues Leben zu geben. Ariost und Pulci entnahmen ihnen Situationen und charakteristische Züge, England hat sein Alexanderlied, seinen Tristan, Lanzelot, Iwein und Gawein, die nordischen Völker ergötzten sich an der Prosabearbeitung der Karlo-magnus-Saga, Deutschland zählt sein Rolandslied, Alexanderlied, Iwein und Parcival unter die Perlen seiner Epik. Diese kurzen Andeutungen werden genügen, um den gewaltigen Einfluß der französischen Epen auf die ausländische Litteratur ahnen zu lassen.

Die chansons de geste wurden, mit Begleitung von Instrumenten, einer Art Geige oder Harfe, gesungen, nicht jedoch nach einer bestimmt ausgeprägten Melodie, sondern etwa in der Vortragsform, die wir Rezitativ nennen. Der Vortrag lag in den Händen der trouvères und jongleurs, zwischen denen derselbe Unterschied bestand, wie zwischen ihren südlichen Kunstgenossen, den trobadors und joglars. Die jongleurs, die mit der Zeit zu einer wahren Landplage wurden und oft genug die Obrigkeit nötigten, sich mit ihnen zu befassen, zogen mit ihren Liederbüchern von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt, fanden stets ein aufmerksames Publikum, und fehlten bei keinem Feste, dessen

*) Vergl. Krabbes, Die Frau im altfranzösischen Karlsepos. Stengels Ausgaben und Abhandlungen, Heft 18. Marburg); Ebert, Die Sprichwörter in den altfranzösischen Karlsepen (ebenda, Heft 23); Bangert, Die Thiere im altfranzösischen Epos (ebenda, Heft 34); Zeller, Die täglichen Lebensgewohnheiten im altfranzösischen Karlsepos (ebenda, Heft 42); Winter, Kleidung und Putz der Frau nach den altfranzösischen chansons de geste (ebenda, Heft 45); Sternberg, Die Waffen in den Karlsepen (ebenda, Heft 48); Schirling, Die Verteidigungswaffen im altfranzösischen Epos (ebenda, Heft 69); Mantz, Die Träume in den altfranzösischen Karls- und Artusepen (ebenda, Heft 73); Schröder, Glaube und Aberglaube in den altfranzösischen Dichtungen. Erlangen 1886.

Glanz sie durch ihre Kunst erhöhten. Die Vornehmen pflegten bei solchen Gelegenheiten ihre eigenen Prachtkleider auszuziehen und den Spielleuten zu schenken, so daß, wie es in deutschen Dichtungen heißt, sie „aus Milde der Kleider ledig“ dastanden.*) Bei dem Weihnachtsfest, das Kaiser Karl IV. im Jahre 1356 in Metz hielt, ritten die Kurfürsten in die Halle bis an die Tafel und überließen beim Absteigen ihre Rosse den Spielleuten und dem fahrenden Volk. Gold und Silber scheint man erst verschenkt zu haben, wenn der Vorrat an Gewändern und Tüchern erschöpft war. Auch pflegte man die Spielleute dadurch zu belohnen, daß man ihnen ihre Pfänder einlöste, die sie in der Herberge für Obdach und Bewirtung hatten hinterlegen müssen. Von solcher Belohnung durch ausgelöste Pfänder (gages) kommt der heutige Ausdruck „Gage“. Sie waren in einer Zeit, wo es keine Presse gab, die Träger des Ruhms und der öffentlichen Meinung; daher hütete man sich auch wohl, sie durch Knickerei zu verletzen. Welchen Wert man schon in frühester Zeit ihnen beilegte, zeigen die Worte Rolands, mit welchen er die Seinen zum Kampfe anfeuert:

Or guart chascuns que granz colps i empleit,
Que malvaise cançun de nus chantet ne seit.

Aber nicht nur zur Verherrlichung der Feste diente der Gesang der Spielleute; auch in der männermordenden Feldschlacht stimmten sie ihre Lieder zum Ruhm der Vorfahren an und belebten dadurch den Mut der vorwärtsstürmenden Kämpfer. So wird uns berichtet, daß der Spielmann Taillefer die Schlacht bei Hastings eröffnete, indem er das Rolandslied anstimmte.

Taillefer qui mult bien cantout
Sur un cheval qui tost alout,
Devant le duc alout cantant
De Karlemaine et de Rolant,
E d'Olivier e des vassals
Ki mururent en Renchevals.

(Wace, Roman de Rou.)

Einen ganz anderen Charakter als die chansons de geste tragen die nunmehr zu betrachtenden romans. In ihnen haben wir das Resultat der Berührung der französischen Normannen und der englischen Kelten zu sehen; von diesen haben sie die Vorliebe für das Wunderbare, Übersinnliche, Geheimnisvolle, Mystische, den Glauben an Riesen, Zwerge, Feen, Zauberer, Drachen; von jenen den chevaleresken Zug, die keine Gefahr scheuende Tapferkeit, die Betonung des Motivs der Liebe, der in den Heldengedichten nur spärlich Raum gelassen ist. In ihnen ist der ritterliche Geist zur vollsten Ent-

*) Vergl. über die Spielleute die vortreffliche Abhandlung von W. Hertz in der Einleitung zu seinem „Spielmannsbuch“. Stuttgart 1886.

wickelung gelangt, und es ist wohl angezeigt, sein Wesen in kurzen Zügen darzustellen, da die Kenntnis desselben zum Verständnis der sein Gepräge tragenden Litteraturprodukte unumgänglich notwendig ist.

Drei Elemente sind es, welchen die Blüte des Rittertums ihre Entstehung verdankt. Sie entsproß in dem Boden des trotzigen und unabhängigen Geistes der germanischen Krieger, die gleichfalls urgermanische Verehrung der Frauen belebte sie mit einer edlen Wärme, und die Religion war die Sonne, an deren Strahlen sie erblühte. Diese Entwickelung hatte unzweifelhaft mit Karl dem Großen begonnen. Der Glanz seines Reiches, die Kühnheit seiner fernen Kriegszüge, seine beständigen Kämpfe für die Religion mußten dem fränkischen Krieger ein Gefühl seiner Würde, einen phantastischen Aufschwung geben, wie er sich in den chaotischen Zuständen der vorhergehenden Jahrhunderte schwerlich hatte entwickeln können. Die Schwäche der letzten Karolinger, der Verfall des Reiches konnte den einmal geweckten Enthusiasmus nicht dämpfen. Denn über der Mannigfaltigkeit und der Verwirrung der feudalen Verhältnisse erhob sich triumphierend die Einheit der Kirche. Die Majestät des christlichen Gedankens unterwarf sich alle Verhältnisse des Lebens; sie heiligte die Liebe und die Waffen, sie beugte den trotzigen Sinn des Kriegers unter das Gesetz der Religion und der Ehre, ohne ihm den kühnen Aufschwung zu nehmen, den er aus den deutschen Wäldern und von den felsigen Küsten Skandinaviens in die alternde römische Welt mit hinüber gebracht. Die Seezüge der Normannen, der unaufhörliche Kampf mit dem Islam in Spanien, die allmählich wieder auflebende materielle Kultur des Abendlandes begünstigten mächtig diese Richtung der europäischen Civilisation, und am Ende des elften Jahrhunderts vollendete sie sich in den Kreuzzügen. Erst in dieser Vereinigung aller Nationen unter dem Banner des Kreuzes gewann der christliche Ritter das volle Gefühl seiner Würde und der Heiligkeit seines Berufes; der Anblick einer materiell der europäischen überlegenen Civilisation verfeinerte seinen Geschmack und seine Sitten. Die Gefahren und Abenteuer des heiligen Krieges, die Züge in weitentlegene Länder fremdartigsten Anblicks entflammten die Phantasie, und dies ganze reiche mannigfaltige und doch durch die allmächtige Einheit einer Idee zusammen gehaltene Leben fand seinen natürlichen Ausdruck in einer neuen, durchaus originellen Poesie.

Obwohl der Ritterstand sich eng an das Lehnswesen anschloß, so bildete er keineswegs eine Kaste, der man durch die Geburt allein angehörte. Persönliches Verdienst und gesellschaftliche Stellung kamen in gleicher Weise bei der Aufnahme in Betracht. Wenn der Sohn eines Edelmannes lebhaft und kräftig war, so entnahm man ihn mit dem Alter von sieben Jahren den Händen der Frauen und begann seine Erziehung, die sich anfangs auf körperliche Übungen beschränkte. Nach etlichen Jahren verließ er dann in der Regel das väterliche Haus und trat als damoisel, varlet oder page in die Dienste irgend eines großen Herrn. Dort diente er dem Herrn oder der Dame vom Schlosse,

lernte die Jagd, ließ den Falken steigen, führte Schwert und Lanze und härtete sich gegen Strapazen ab. Dabei unterhielt man ihn beständig von Kriegsthaten. „Der große Saal des Schlosses“, sagt der Historiker Froissart, „war eine Art von Schule, wo Knappen und Ritter sich versammelten und wo die jungen Pagen sich bildeten, indem sie von Waffen und Liebe sprechen hörten.“

Bei diesen Studien erreichte der Page das Alter von vierzehn bis fünfzehn Jahren. Dann wurde er vor dem Altar zum Knappen ernannt. Als solcher begleitete er entweder zu Pferde den Ritter oder die Dame des Schlosses, oder er verrichtete gewisse häusliche Dienste, welche nach altem germanischen Herkommen für ehrenvoll galten, z. B. die des Mundschenken oder des Vorschneiders. Der nächste Grad war der des archer oder homme d'armes. Die kriegerischen Übungen wurden strenger. Man tummelte die Streitrosse, führte mit erstaunlicher Leichtigkeit die schweren Waffen jener Zeit, voltigierte unter dem Gewichte des Harnisches. Der Körper erlangte eine Kraft und Geschmeidigkeit, wie kaum das hellenische Altertum sie gekannt. Hatte der junge Edelmann auf diese Weise das einundzwanzigste Jahr vollendet und den Erwartungen der Seinigen entsprochen, so wurde er mit dem Ritterschlage belohnt, der nichts anderes ist, als die Idealisierung der germanischen Wehrhaftmachung, welche schon Tacitus gekannt und beschrieben hat. Feierliche Ceremonien gingen ihm vorher. Mehrere Nächte hindurch leistete der Aufzunehmende die Waffenwache in einer Kirche. Dann wurde er gebadet, in weiße Gewänder gekleidet, beichtete, kommunizierte. In feierlichem Zuge vor den Altar geführt, leistete er den Eid, seine Waffen fortan nur der Verteidigung der Religion, der verfolgten Unschuld und der Ehre zu widmen und empfing den Ritterschlag von der Hand des angesehensten der anwesenden Ritter. Der Priester umgürtete ihn mit Wehrgehänge und Schwert; man legte ihm die Sporen an. Endlich führte man ein Schlachtroß vor die Thür der Kapelle; der junge Ritter schwang sich hinauf, tummelte es geschickt und gehörte von Stunde an zu den Auserwählten der Freiheit, der Liebe und der Ehre.*)

Die jugendliche Energie des ritterlichen, die Krieger aller christlichen Völker einenden Lebens giebt sich besonders in der Unbefangenheit zu erkennen, mit welcher die ritterlichen Dichter des Mittelalters die Zustände ihrer Zeit und ihres Landes zum gemeinsamen Maß aller Völker und aller Zeiten machen. Mögen sie von Christus, von Alexander dem Macedonier oder von Karl dem Großen sprechen; mögen sie den Schauplatz ihrer Erzählungen in das Vaterland oder in den fernen Orient oder auf verzauberte Inseln versetzen: wir treffen überall dieselben Überzeugungen, dieselben Sitten an. Die antiken Helden und die Sarazenen bekommen den Ritterschlag und sagen den Damen Galanterien, wie die Paladine des Königs Artus. Odysseus wird ein gas-

---

*) Vergl. Freis, Die Formalitäten des Ritterschlags in der altfranzösischen Epik. Leipzig 1887.

cognischer Graf, Penelope eine galante Dame. Der Palast des Priamus ist ein verzaubertes Schloß. Hippomedon findet keine Schwierigkeit, den König Artus zu besuchen. Vielleicht sagen wir nicht zu viel, wenn wir in dieser unbefangenen Überzeugung von der Universalität der bestehenden Civilisation eine der Hauptquellen ihrer poetischen Fruchtbarkeit finden. Das nachfolgende Fragment eines Fablels des dreizehnten Jahrhunderts möge diese Unbefangenheit des kindlichen, überall sich wieder findenden Volksbewußtseins anschaulicher machen. Wir geben es nach Villemain, Littérature du moyen âge, t. I. p. 238:

Il me convient de rimer un conte que j'ai ouï conter, d'un roi qui, en terre païenne, fut jadis homme très puissant et très loyal Sarrasin; il eut nom Saladin. Il fut cruel et fit maintes fois beaucoup de mal à notre loi et maints dommages à notre nation par son orgueil et sa violence. Une fois advint qu'à la bataille fut un prince qui avait nom Hugues de Tabarie. Avec lui était grande compagnie des chevaliers de Galilée, car il était seigneur de la contrée. Assez de faits d'armes ils firent ce jour; mais il ne plut au Créateur qu'on appelle le Roi de gloire, que les nôtres eussent victoire; car là fut pris le prince Hugues et fut mené le long des rues droit par-devant Saladin, qui le salue en son latin; car il le connaissait fort bien. „Hugues, j'ai grande liesse quand je vous tiens, dit Saladin, par Mahomet; et une chose je vous promets: c'est qu'il vous faudra mourir ou venir à grande rançon.“ Le prince Hugues répondit: „Puisque vous m'avez partagé le jeu, je choisirai la rançon, si j'ai de quoi la payer. — Oui, dit le roi, cent mille besans tu me compteras. — Ah, Sire! je ne pourrais y atteindre quand je vendrais toute ma terre. — Vous le ferez bien. — Sire, comment? — Vous êtes de grand courage et plein de chevalerie; et nul preux ne vous éconduira, si vous lui demandez rançon, sans vous donner un beau don: ainsi vous pourrez vous acquitter. — Maintenant, je veux vous demander comment je partirai d'ici? Saladin lui répondit: „Hugues, vous m'attesterez sur votre foi que vous reviendrez et que d'ici à deux ans, sans faute, vous aurez rendu votre rançon, ou que vous rentrerez en prison; ainsi, vous pourrez partir. — Sire, reprit-il, votre merci; et tout ainsi je le promets.“ Alors il a demandé congé et veut s'en aller en son pays. Mais le roi l'a pris par la main et en sa chambre l'a mené et l'a prié fort doucement: „Hugues, dit-il, par cette foi que tu dois au Dieu de ta loi, instruis-moi, car j'ai envie de bien savoir comment on fait les chevaliers. — Beau Sire, dit Hugues, je ne ferai; et je vous dirai pourquoi le saint ordre de chevalerie serait en vous mal placé; car vous êtes de la mauvaise loi, et n'avez baptême ni foi; et je ferais grande folie, si je voulais vêtir un fumier de drap de soie. Je serais mépris, si sur vous je mettais un tel ordre, et je n'ose-

rais l'entreprendre, car j'en serais blâmé. — Là, Hugues, dit-il, vous ne le ferez pas? Il n'y a point de mal à vous de faire ma volonté; car vous êtes mon prisonnier. — Sire, puisque je ne puis m'y refuser, je le ferai sans retard." — Lors il commence à lui enseigner tout ce qu'il lui convient de faire, lui fait bien arranger les cheveux, la barbe et le visage, comme ils convient à nouveau chevalier; puis le fait entrer dans un bain. Lors le soudan commence à demander ce que cela signifie. Hugues de Tabarie répond: „Sire, ce bain où vous vous baignez signifie que, comme l'enfant, pur de péchés, sort des fonts, quand il vient du baptême, ainsi devez sortir de là sans nulle vilainie, etc.

Saladin unterwirft sich allen symbolischen Gebräuchen, welche das Herkommen fordert. Er findet es ganz in der Ordnung, daß Hugo ihm den Purpurmantel anlegt mit den Worten: „Sire, dieses Kleid giebt Euch zu verstehen, daß Ihr Euer Blut für die heilige Kirche verspritzen müßt, damit niemand sie schädige" — so empfängt er endlich den Ritterschlag, worauf Hugo ihn anredet: „Jetzt bin ich Euer Freund, und weil ich Euer Freund bin, so habe ich das Recht von Euch zu borgen. Ich borge mein Lösegeld von Euch." Es waren 50 Feinde zugegen, lauter Ritter; sie beeilten sich, beizusteuern. Hugo empfängt ihre Geschenke und bietet sie Saladin an, der sie, mit der Freiheit, ihm wiedergiebt.

Es wäre leicht, diesem Beispiel eine Menge ähnlicher aus den Heldengedichten und Erzählungen des Mittelalters hinzuzufügen. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert hatte das Mittelalter gleichsam seine eigentümliche geistige Atmosphäre geschaffen. Das Christentum hatte den Geist der romanischen und germanischen Völker durchdrungen und hatte seinerseits deren Einwirkung erfahren. Die romantische Stimmung war in der Luft; man atmete sie und lebte in ihr; die Poesie der Zeit war ihr Erzeugnis und ihr treuestes Abbild.

Während in den chansons de geste — echt episch — die Kämpfe, das Ringen zweier Völker gegen einander geschildert werden, sind es die Thaten einzelner Ritter, die den Gegenstand der romans bilden. Dieselben werden meistens in losen Zusammenhang mit dem bretonischen König Artus gebracht, den als Mittelpunkt eines Epencyklus zu bezeichnen eigentlich ungenau ist; denn nicht er ist die Person, welche das Hauptinteresse in Anspruch nimmt, sondern der eine oder der andere von den Rittern, die seine Tafelrunde bilden. Auch den romans fehlt das einheitliche Gepräge, das die erste Bedingung bei einem wahren Kunstwerk ist; Abenteuer reihen sich an Abenteuer, eins immer seltsamer als das andere, und wenn der Zweck, zu welchem dieselben unternommen werden, auch schließlich erreicht wird, so merkt man doch die Absicht des Dichters, nur durch Vorführung der buntfarbigen Schilderungen seine Zuhörer zu er-

gözen, ihre Phantasie lebhaft anzuregen, nicht aber bei ihnen den Eindruck eines Kunstwerkes hervorzurufen und zu hinterlassen. Daher erklärt es sich, daß auch in ihnen, nicht minder als in den chansons de geste, eine stereotype Formel sich ausbildete: der Hof des Königs, wo die Ritter an der Tafel versammelt sind; die Ankunft eines fahrenden Ritters oder eines ungeschlachten Riesen; Herausforderung und Zweikampf; dann endlose Abenteuer, in denen es von Feen, Riesen, Zwergen, Ungeheuern und Wundern wimmelt, und in denen es sich gewöhnlich um die Befreiung einer Dame handelt. Fehlt auch der lose Zusammenhang mit dem Hofe des Artus, so entsteht der Abenteuerroman. Was endlich die dem antiken Sagenkreise entlehnten Stoffe anbetrifft, so werden sie, wie oben bereits ausgeführt, ganz nach dem Muster der letzteren behandelt; die antike Färbung ist nur ein loses Gewand, unter dem das Mittelalter mit seinen Sitten und Anschauungen alle Augenblick hervorschaut.

Es erübrigt noch über die Form*) zu sprechen, in der uns die altfranzösische Epik entgegentritt. Die chansons de geste sind meistens im Zehnsilbner abgefaßt, der nach der vierten betonten Silbe eine Cäsur aufweist; nach dieser sowohl als nach der zehnten betonten war noch eine überzählige unbetonte gestattet, wie das folgende Beispiel aus dem Rolandslied zeigt:

E Olivier || chevalchet par l'estor,
Sa hanste est frait || e | n'en ad que un trunçun
Et vait ferir || un paien Malsarun,
L'escut li freint || ki est ad or e flur,
Fors de la test || e | li met les oilz ansdous,
E la cervel || e | li chet as piez desuz,
Mort le trasturn || et | entre sept cenz des lur. (1351—1357.)

Nur in wenigen Werken, wie in dem in Kapitel II besprochenen provenzalischen Girart de Rossilho, in den altfranzösischen Epen Aiol und Audigier, findet sich die Cäsur nach der sechsten Silbe:

Aiols entra es ru || es | parmi l'estrée,
Sa lance estoit moult tort || e | et enfumée;
Et ses escus fu vieus, || la boucle lée
Et sa resne rompu || e | et renoée.

---

*) Über französische Metrik vergl. Quicherat, Traité de versification française. Paris 1838; Weigand, Traité de versification française. Bromberg 1863 (1871); Becq de Fouquières, De la versification française. Paris 1879. Lubarsch, Französische Verslehre. Berlin 1879. A. Tobler, Vom französischen Versbau alter und neuer Zeit. Leipzig 1880 (1886); Kreßner, Leitfaden der französischen Metrik. Leipzig 1880.

Auch der heute fast ausschließlich angewandte Alexadriner findet sich schon in der altfranzösischen Epik; so in dem komischen Epos Voyage de Charlemagne à Jérusalem. Zur Geltung ist er erst gekommen dadurch, daß in ihm das Alexanderlied des Lambert li Tors und Alexandre de Bernay abgefaßt wurde, wonach er auch später seinen Namen erhielt. Auch in ihm war am Ende des ersten Hemistichs eine überzählige, unbetonte Silbe gestattet. Überhaupt war die Metrik im Mittelalter viel freier als heutzutage; so z. B. kannte man damals das strenge Hiatusverbot nicht, und Verse, wie die folgenden, waren unbedingt gestattet:

Quant Amis fu et garis et haitiez,
Sachiez de voir, moult fu Amiles liés
Lors fu Amiles acolez et baisiez. (Amis 3087—3089).

Eine ein Ganzes bildende Reihe von Versen nennt man eine Tirade. Diese Verse waren in der ältesten französischen Poesie durch die Assonanz verbunden, d. h. die Endwörter stimmten im letzten betonten Vokal, nicht aber in den darauf folgenden Konsonanten überein. Man unterschied männliche Assonanz, wenn die assonierenden Verse mit einer betonten Silbe endigten, und weibliche, wenn sie mit einer unbetonten schlossen.

Beispiel männlicher Assonanz:

Li quens Gerins set el ceval sorel
E sis cumpainz Gerers en Passe-cerf;
Laschent lor reisnes, brochent amdui à ait,
E vunt ferir un paien Timozel,
L'un en l'escut e li altre en l'osberc;
Lur dous espiez enz el cors li unt frait,
Mort le tresturnent tres en mi un guaret.
Ne l'oï dire ne jo mie nel sai,
Li quels d'els dous en fut li plus isnels. Roland 1379 ff.

Beispiel weiblicher Assonanz:

Trenchet l'eschine, unc n'i out quis juinture,
Tut abat mort el pred sur l'herbe drue.
Apres li dist: Culvert, mar i moüstes,
De Mahumet ja n'i avrez aïude.
Par tel glutun n'est bataille oi vencue. Roland 1333 ff.

Manche Epen, z. B. Amis und Amiles, schließen jede Tirade mit einem außerhalb der Assonanz stehenden Sechssilbner.

Dagegen sind die romans durchgängig in paarweis gereimten Achtsilbnern verfaßt; der schnell dahinhüpfende, kurze Vers schien besonders geeignet, wunderbare Ritterthaten und erstaunliche Liebeshändel darzustellen, und paßte auch besser für die Vortragsform der romans. Denn während die chansons de geste unter Begleitung von Instrumenten gesungen wurden, wurden die romans erzählt.

Der gemeinsame Ursprung dieser sämtlichen Versformen ist in jenen lateinischen Hymnen zu suchen, welche man seit dem vierten Jahrhunderte in den christlichen Kirchen sang und die, indem sie die Quantität der Silben durch den rhythmischen Wortaccent ersetzten, an die alten saturninischen volkstümlichen Verse der Römer anknüpften. So entstanden Strophen wie:

Mira floris pulchritudo
Quem commendat plenitudo
Septiformis gratiae!
Recreemur in hoc flore
Qui nos gustu, nos odore,
Nos invitat specie.

Nachdem man so die alten lateinischen Metra Jahrhunderte lang gesungen und das Ohr der Quantität völlig entwöhnt hatte, ahmte man sie in der Volkssprache nach. Aus den trochäischen und jambischen Dimetern entstanden die achtsilbigen Verse; die daktylischen hyperkatalektischen Trimeter der Sancta Agathe des Papstes Damasus († 384) und der Sancta Eulalia des Prudentius († 413) wurden das Vorbild des zehnsilbigen epischen Verses*), und der gesungene lateinische Asklepiadeus erzeugte den Zwölfsilbner.

Kapitel IV.

Die Chansons de Geste.

I. Karl der Große.

Bei dem Versuche, dem Leser die Hauptepen des karolingischen Sagenkreises inhaltlich vorzuführen, waren verschiedene Wege einzuschlagen: entweder konnte die chronologische Ordnung eingehalten werden, so daß wir mit dem ältesten Epos, dem Rolandsliede, begannen — aber dann würde die Darstellung etwas Zerrissenes erhalten haben, da manche erst im dreizehnten Jahrhundert entstandenen Gedichte die Handlung vor die des Rolandsliedes verlegen, ganz abgesehen davon, daß bei mehreren Epen die Abfassungszeit sich nicht genau bestimmen läßt; oder es konnten die Epen nach der alphabetischen Ordnung durchgegangen werden, wobei die Abfassungszeit allerdings nicht in Betracht kam, wo jedoch die Zusammenhanglosigkeit noch schärfer als bei dem ersten Verfahren hervorgetreten wäre; oder aber schließlich es konnten die Epen um die verschiedenen Lebensepochen und Heldenthaten des Kaisers gruppiert werden,

*) Vielleicht ist der römische Saturnier der Vorfahre des Zehnsilbners, vergl. Stengel, Verwendung, Bau und Ursprung des romanischen Zehnsilbners. Franco-Gallia IV., 289.

ohne Rücksicht auf die Abfassungszeit der einzelnen Gedichte. Da bei dem letzteren Verfahren die Einheit am meisten gewahrt wird, so haben wir es zu unserer Darstellung gewählt.

Wir beginnen daher mit einem Epos, das zwar dem dreizehnten Jahrhundert angehört, uns aber mit den Eltern Karls bekannt macht, mit Berte-aus-grans-piés von Adenès li Rois.*) Pipin, von dessen Unerschrockenheit und Heldenmut gleich im Anfang des Gedichts eine Probe erzählt wird, war seinem Vater Karl Martell auf den Thron Frankreichs gefolgt. Nach einer kinderlosen Ehe vermählt er sich zum zweiten Male, und dabei fällt seine Wahl auf die junge und schöne Prinzessin Berta von Ungarn, deren Eltern, Flore und Blancheflor, mit Freuden dem berühmten und mutigen Könige von Frankreich ihre einzige Tochter geben. Mit großem Pomp wird sie nach Paris geleitet, und unter dem Jubel des Volkes, das den Segen des Himmels auf die liebliche Königin herabruft, wird die Hochzeit prächtig begangen. Aber ehe noch der nächste Morgen graut, soll Berta schrecklich aus ihrem Frieden und Glücke aufgerüttelt werden. Margiste nämlich, ihre Dienerin, die sie aus Ungarn mit sich gebracht hat, redet der jungen, erst sechzehn Jahre alten Braut ein, daß der König sie in der Brautnacht töten würde; und als Berta angsterfüllt nach einem Mittel, diesem Lose zu entrinnen, fragt, erbietet sich die Alte, ihre eigene Tochter Aliste dem Könige preiszugeben, ein Betrug, der um so leichter von statten gehen würde, als Aliste ihrer Herrin zum Verwechseln ähnlich wäre. Berta geht darauf ein. Am nächsten Morgen wird sie von Margiste, die sie beständig als ihre Tochter ausgiebt, in eine Situation gebracht, in der sie es auf das Leben des Königs abgesehen zu haben schien, und ungehört zum Tode verurteilt. Schmählich gebunden wird sie unter dem Fluche des Volkes, das am Tage vorher ihren Wagen mit Jauchzen umgeben hatte, und jetzt in ihr nur eine gemeine Mörderin erblickt, von Tibert, Margistes Helfershelfer, und einigen Knechten nach einem dichten Wald gebracht, um dort den Tod zu erleiden. Ihre Schönheit aber und ihre Geduld erwecken das Mitleid der Diener; sie fallen dem Tibert, der schon zum Todesstreich ausholt, in den Arm, befreien ihr Opfer und überbringen der Margiste als Zeichen der Vollstreckung ihres Befehls die Zunge eines Rehs. Tibert wird zuvor gezwungen zu schwören, von Bertas Rettung nichts zu verraten.

---

*) Herausgegeben von P. Paris, Li Romans de Berte aus grans piés. Paris 1832; von A. Scheler, Adenès li Rois, Li Romans de Berte aus grans piés. Bruxelles 1874. — Vergl. Feist, Zur Kritik der Bertasage. (Ausgaben und Abhandlungen. Heft 59. Marburg.) Histoire littéraire XX, 701—706. — Der Verfasser war gegen 1240 zu Brabant geboren, erfreute sich der besonderen Gunst des Herzogs Heinrich III. von Brabant, und ging, als die Tochter seines Gönners Königin von Frankreich wurde, nach Paris, wo er wahrscheinlich um 1300 gestorben ist. Seinen Beinamen »li rois« verdankt er dem Gebrauch, hervorragende Spielleute zu krönen (vergl. Herz, Spielmannsbuch S. XLI). Außer dem obigen Epos verfaßte er noch Ogier li Danois, Bueves de Comarchis, Cleomades, Le Siège de Barbastre.

Nur notdürftig gekleidet, der Nahrung beraubt, den Unbilden der Witterung und den Angriffen der wilden Tiere ausgesetzt irrt Berta zwei Tage in dem Walde umher, bis sie auf eine Klausnerhütte stößt. Der Einsiedler, von Mitleid ergriffen, reicht ihr Brot und bringt sie zu einem gewissen Simon, der die Unglückliche freundlich aufnimmt und ihr in seinem Hause ein Asyl gewährt. Hier lebt sie nun, ihren Lebensunterhalt durch Weben verdienend, und geliebt von jedermann, der sie kennen lernt. Das Geheimnis ihrer Abkunft wahrt sie treulich, sie thut einen feierlichen Schwur, nur dann sich zu erkennen zu geben, wenn ihre Keuschheit in Gefahr wäre.

Inzwischen sitzt die Betrügerin Aliste, die zwei Söhne, Heudri und Rainfroi, geboren hatte, auf dem Thron, aber verwünscht von dem Volke, das von ihrer Habsucht und Härte viel zu leiden hat. Doch das strafende Geschick ereilt auch sie. Die Königin Blancheflor nämlich empfindet eine heftige Sehnsucht nach ihrer Tochter und wünscht sie vor ihrem Tode noch einmal in ihre Arme zu schließen. Sie macht sich auf nach Paris, erschrickt aber nicht wenig, als sie überall die Flüche der Leute gegen sie und ihre Tochter vernimmt; beklommenen Herzens eilt sie in das Königsschloß, um ihre Tochter zur Rede zu stellen. Da verkündet man ihr, dieselbe wäre heftig erkrankt, und niemand habe Zutritt zu ihr. Drei Tage wird die Mutter hingehalten; doch dann dringt sie mit Gewalt in das Krankenzimmer: ihr Herz sagt ihr, daß das ihre Tochter nicht sein könne, die dergestalt die mütterliche Umarmung fliehe; ihre Ahnung bestätigt sich; sie erkennt, daß sie es mit einer Betrügerin zu thun hat, an dem kleinen Fuß derselben, während Berta von der Natur mit einem ungewöhnlich großen bedacht war. Margiste wird verbrannt, Tibert von Pferden zerrissen, Aliste in ein Kloster gesperrt.

Doch wo weilt nun die echte Königin, die unglückliche Berta? Jene Diener, die damals Mitleid mit ihr empfunden hatten, bringen zwar den König an die Stelle, wo sie sie gelassen, was aber weiter aus ihr geworden sei, wissen sie natürlich nicht zu berichten. Doch ein gütiges Geschick führt die lange getrennten Gatten wieder zusammen. Auf der Jagd nämlich verirrt sich Pipin und kommt in die Nähe der Kapelle, wo Simon und seine Familie sowie Berta ihre Andacht zu verrichten pflegen. Berta hat zufällig in heißem Gebete länger als gewöhnlich verweilt, und trifft bei der Rückkehr nun auf den König, der sich bei ihr nach dem Wege erkundigt. Die Schönheit aber der Jungfrau, die er vor sich sieht, macht einen solchen Eindruck auf ihn, daß er in heftiger Gut zu ihr entbrennt und die Gewährung ihrer Liebe mit Gewalt ertrotzen will. Berta, ihre Keuschheit in Gefahr sehend, glaubt jetzt ihr Gelübde brechen zu müssen und giebt sich als Königin von Frankreich und als rechtmäßige Gemahlin Pipins zu erkennen. Der Rest läßt sich leicht erraten: Berta wird in festlichem Aufzuge von ihrer Mutter und ihrem Gemahl nach Paris zurückgebracht und giebt daselbst bald darauf einem Knaben das Leben: dieser Knabe ist Karl der Große.

Der Epos gehört zwar schon der Zeit des Verfalles an; doch ist nicht zu leugnen, daß Adenès in ihm eines der zartesten Produkte der altfranzösischen Poesie geschaffen hat. Meisterhaft ist die Schilderung der Gefahren, die Berta im Walde zu bestehen hat, und der Kämpfe, die in ihrem Herzen stattfinden.

An dieses Epos knüpfte gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts ein gewisser Girard d'Amiens sein langatmiges, erbärmliches Machwerk Charlemagne an, das einer Beachtung nur deshalb wert ist, weil es auch im Auslande bekannt wurde und die Quelle des deutschen Karlmeinet ist (es ist übrigens noch nicht ediert).

Alistes Söhne, Heudri und Rainfroi, hatten es verstanden sich bei Pipin in Gunst zu erhalten. In ihrem Herzen tobt aber wütende Rache; durch sie sterben Pipin und Berta in kurzem Zwischenraum an Gift, ohne daß jemand in ihnen die Thäter vermutet, da beide untröstlichen Schmerz heucheln. Aus der Ehe Pipins mit Berta waren vier Kinder hervorgegangen, Karl, später genannt der Große; ein zweiter Sohn Karl, der am Hofe seines Großvaters lebte und schwachsinnig war; Gilain oder Bertain, Gattin Miles d'Anglant, die Mutter Rolands; Constance, später Königin von Ungarn. Nach Pipins Tode übernimmt Karl die Regierung, macht aber unglücklicherweise die Verräter Heudri und Rainfroi zu seinen vertrauten Ratgebern und erleichtert so ihre hinterlistigen Pläne, die in nichts Geringerem bestehen, als auch Karl durch Gift aus dem Wege zu räumen. Doch das Komplot wird noch zur rechten Zeit entdeckt; Karl wird von Miles in Sicherheit gebracht, und die Verräter müssen sich ergeben. Doch ihre Partei im Lande ist groß, und so gelingt es ihnen, sich des Thrones zu bemächtigen, während Karl, der mit knapper Not verschiedenen Mordversuchen entgeht, Frankreich verläßt und bei dem Maurenkönig Galafre ein freundliches Asyl findet. Hier lebt er nun unter dem Namen Mainet, von seinen Getreuen umgeben und ängstlich bewacht. Hier auch erglüht sein Herz in inniger Liebe zu Galafres Tochter Galienne, die, nachdem sie zum Christentum sich bekehrt hat, seine Gemahlin wird. Mit gewaltiger Macht bricht er nun auf, um die Usurpatoren zu stürzen. Kaum zeigt er sich in Frankreich, so fallen ihm Aller Herzen zu; sein Marsch gleicht einem Triumphzuge. Die Verräter, von Allen verlassen, müssen sich auf Gnade und Ungnade ergeben, und so nimmt Karl seinen rechtmäßigen Platz auf dem Throne wieder ein. Leider wird die Siegesfreude durch ein trauriges Ereignis gestört: Galienne, die ihrem Gemahl nachgereist war, stirbt in seinen Armen, nachdem sie einen Sohn geboren hat, der jedoch nur wenige Stunden lebt.

Am meisten hat sich das Interesse der Zeitgenossen den Feldzügen Karls zugewandt, und unter diesen wieder denjenigen, welche gegen die Feinde des Glaubens, gegen die Sarazenen, stattfanden.

An erster Stelle wäre zu nennen die Chanson d'Aspremont, von

unbekanntem Dichter; der Sprache nach zu urteilen hat er im dreizehnten Jahrhundert gelebt.*)

Als Karl an einem Pfingstfeste Hof hält, dringt Balant, ein Abgesandter des Sarazenenkönigs Agolant, vor Karls Thron, und stellt an ihn die unverschämte Forderung, seinen Herrn als Suzerain anzuerkennen. Karl antwortet nicht weniger stolz, der Krieg wird erklärt und als Schlachtfeld Aspremont in Calabrien festgesetzt. Schleunigst sammelt Karl sein Heer und zieht mit wehenden Fahnen und unter dem Klange der Hörner und Trompeten den Feinden entgegen. Um den Gefahren des Krieges nicht ausgesetzt zu sein, werden der kleine Neffe des Kaisers, Roland**) (Rolandin), und vier seiner Genossen in Laon unter strenge Aufsicht gestellt; aber als sie das stattliche Heer vorbei ziehen sehen, da regt sich die Thatenlust in ihren jungen Gemütern; sie erschlagen ihren Wächter, stürzen freiheitberauscht dem Heere nach, bemächtigen sich einiger Pferde und schließen sich dem Zuge an.

Roland spielt in den Gedichten nunmehr die Hauptrolle mit Girard du Fraite. Dieser, ein mächtiger Baron, der sein Lehen von niemand als von Gott haben will, hat auf Karls Entbietung zuerst den Gehorsam verweigert, jedoch dann auf Bitten seiner Gemahlin an dem heiligen Kriege gegen die Sarazenen teil genommen. Seiner und Rolands Tapferkeit sowie der persönlichen Mitwirkung des heiligen Georg wird der Sieg über die Sarazenen verdankt: Agolant erleidet eine vollständige Niederlage und hat obenein den Tod seines tapferen Sohnes Eaumont zu beklagen, der unter Rolands Streichen fällt. Des Besiegten Roß Veillantif und Schwert Durandal gehen in Rolands Besitz über, der nach der Schlacht feierlich von Karl zum Ritter geschlagen wird. Das Gedicht endet damit, daß der alte Girard du Fraite erklärt, er habe seine Pflicht nunmehr gethan durch seinen Kampf gegen die Ungläubigen; nie aber werde er Karl als seinen Oberherrn anerkennen. Alsbald verläßt er mit seinen Rittern Karls Heer.

---

*) J. Bekker, Der altfranzösische Roman von Aspremont, aus der Kögl. Bibliothek abgeschrieben. Berlin 1849; herausgegeben von F. Guessard et L. Gautier. Paris 1855. Histoire Littéraire XXII, 300—318.

**) Roland ist einer Sage nach aus einem Verhältnis zwischen Karl und seiner Schwester Gilain hervorgegangen. Eine »Enfances Roland«, handschriftlich zu Venedig, erzählt dagegen Folgendes: Bertain war von ihrem Bruder Karl verstoßen worden, da sie sich von Milon hatte verführen lassen. Die beiden Liebenden irren unter manchen Drangsalen umher; Roland wird in der Armut und im Unglücke geboren. Da kehrt Karl siegreich von einem Feldzuge in Italien zurück und feiert ein großes Freudenfest, an dem alle Bürger Zutritt zu seiner Tafel haben. Unter der Menge leuchtet besonders Roland hervor, sowohl an Schönheit als Körperkraft. Er zeigt einen gewaltigen Appetit, legt aber stets etwas von den ihm vorgesetzten Mahlzeiten zurück und erklärt auf Befragen: es sei für seine Eltern. Als nun weiter nachgeforscht wird, erkennt Karl in Rolands Mutter seine verstoßene Schwester; aber so groß ist noch immer sein Zorn, daß er mit einem Messer auf sie losstürzt. Roland jedoch fällt dem König in den Arm und preßt ihm die das Messer haltende Hand so gewaltsam zusammen, daß das Blut aus den Nägeln spritzt. Karl ist von dieser kühnen That seines Neffen so gerührt, daß er seiner Schwester verzeiht. Vergl. Uhlands Klein Roland.

Gleichfalls Italien ist der Schauplatz eines von Adenès li Rois herrührenden Epos: Les Enfances Ogier.*)

Ogier ist als Geisel von seinem Vater Gottfried an Karl ausgeliefert worden; uneingedenk der Gefahr, in der sein Sohn schwebt, trotzt Gottfried dem Könige und schickt dessen Boten mit abgeschnittenem Barte und rasiertem Kopfe heim. Darüber ergrimmt Karl dermaßen, daß er Ogier zu töten beschließt; aber die Nachricht, daß Rom von den Sarazenen erobert sei, und daß der Papst in der größten Gefahr sich befände, rettet dem jungen Fürsten das Leben. Er begleitet sogar den König auf seinem Zuge nach Rom und zieht bald durch seine kühnen Thaten dessen Augen auf sich. In einer Schlacht vor den Thoren Roms rettet Ogier die Oriflamme und wendet damit den Sieg den Franzosen zu: von nun an ist er der erklärte Liebling Karls.

Inzwischen wird von den beiden feindlichen Mächten die Verabredung getroffen, den Krieg durch einen Zweikampf zu entscheiden. Ogier kämpft auf französischer Seite, Kerahеu auf der heidnischen. Keraheu ist eine durchaus edle Erscheinung, der nur das Christentum fehlt, um ein vollendeter Ritter zu sein. Er entbrennt daher in gewaltigem Zorne, als der Zweikampf durch eine Hinterlist seiner Landsleute unterbrochen, Ogier gefangen und nach Rom geschleppt wird. Er legt seine Waffen ab und stellt sich freiwillig Karl als Geisel für Ogier. Dieser schmachtet im Kerker, und man geht sogar damit um, ihn zu töten. Nun trifft es sich, daß Gloriande, des Heidenkönigs Corsuble Tochter, Karaheu verlobt war; doch ihr Vater, der sich von den Christen arg bedrängt sieht und Karaheu verloren giebt, verspricht sie dem Könige Brunamont, falls er ihm Hilfe leisten würde. Da tritt Ogier als Kämpe für seinen edlen Gegner Keraheu auf, tötet Brunamont, bemächtigt sich dessen Pferdes Broiefort und seines guten Schwertes Cortain und entkommt glücklich zu den Seinen. Die Franzosen ihrerseits stürzen zu einem neuen Angriffe in den Tiber, der bis zum Abend aufhört zu fließen, und bemächtigen sich der Stadt. Der König zieht triumphierend in Rom ein und stellt die Herrschaft des Papstes wieder her; Keraheu und seine treue Gloriande erhalten die Freiheit.

Bedeutend zahlreicher sind die Epen, welche Karls Kämpfe gegen die Sarazenen in Spanien schildern. Auffallen muß hierbei, daß die Sage einen wiederholten Aufenthalt Karls in Spanien kennt, was bekanntlich mit der Geschichte nicht übereinstimmt. So spielt der Inhalt des Fierabras drei Jahre vor der Schlacht bei Roncesvalles. Als Einleitung zu diesem an mannigfaltigen, charakteristischen Zügen reichen, durch buntfarbigen Inhalt ausgezeichneten Epos, das auch in provenzalischer Übersetzung vorliegt (vergleiche S. 26) dient ein kürzeres „La Destruction de Rome“, das

---

*) Herausgegen von A. Scheler, Les Enfances Ogier, par Adenès li Rois, publ. p. l. pr. f. et annotées. Bruxelles 1874; Histoire littéraire XX, 688—701.

erst vor wenigen Jahren bekannt geworden ist.*) Der Inhalt desselben ist folgender:

Der Amiral von Spanien, Laban, feiert ein Fest in Aigremore; während dessen kommt eine Galeere in den Hafen, deren Herr beim Amiral Klage erhebt: seine Schiffe seien beim Durchfahren durch die Meerenge von Rom (!) von christlichen Unterthanen des Papstes überfallen worden; mit nur einem Schiffe sei er der Gefangenschaft entronnen. Sofort ruft Laban seine Vasallen zusammen, um Rom zu verheeren, und dann Frankreich für seinen Sohn Fierabras zu erobern.

Ein gewaltiges Heer wird zusammengebracht, und ein Held, Lucafer, macht sich anheischig, die berühmtesten französischen Ritter, wie Karl und Roland, gefangen zu nehmen; für den Fall, daß er sein Versprechen hält, wird ihm Labans Tochter verheißen. Die heidnische Flotte kommt glücklich nach Rom, dessen Umgegend furchtbar verwüstet wird. Nachdem der Vorschlag des Papstes, Karl um Hilfe zu bitten, von Savari zurückgewiesen worden ist, macht der Papst selbst an der Spitze einer Schaar einen Ausfall, wird aber zurückgeworfen und beinahe erschlagen. Die Heiden stürmen jedoch vergeblich die Stadt; da greift Lucafer zu einer List: er rüstet sich und seine Genossen so aus, daß sie Savari und seiner Schaar ganz ähnlich sehen; und als nun Savari einen Ausfall in das heidnische Lager macht, nähert sich Lucafer der Stadt und besetzt den ersten Wall. Doch wird er glücklicherweise erkannt und ihm noch rechtzeitig das Thor geschlossen. Savari, der sich so abgeschnitten sieht, wirft sich auf die Feinde zurück und findet rühmlich seinen Tod.

Jetzt sendet der Papst an Karl, und dieser setzt sofort 50 000 Mann unter Gui de Bourgogne in Bereitschaft — doch zu spät.

Ein Verräter hatte Roms Pforten geöffnet, die Heiden besetzen die Stadt, Fierabras dringt in die Peterskirche, erschlägt den Papst, zwingt einen alten Domherrn, ihm die Reliquien auszuliefern, unter anderen die Dornenkrone, Nägel vom Kreuz, Christi Schweißtuch, und bringt außerdem zwei Gefäße mit köstlichem Balsam, womit Christus nach der Abnahme vom Kreuz gesalbt worden war, in seinen Besitz. Nachdem die Stadt geplündert und den Flammen übergeben worden ist, steigen die Heiden zu Schiffe und kehren nach Spanien zurück. Endlich kommen die Franzosen unter Gui an, denen bald weitere 30 000 unter Karl selbst folgen. Die vereinigten Heere werden nach Spanien geschifft, wo man vor Morimonde sich lagert. Es kommt zu einer Schlacht, in der Roland und Olivier Heldenthaten verrichten, aber beinahe als Opfer ihrer Tollkühnheit gefallen wären, hätte nicht Oliviers Vater Renier de Gènes sie aus dem Schlachtgewühl herausgehauen. Am Abend der Schlacht — wir sind jetzt bei dem Epos Fierabras**) angelangt — rühmen die Alten ihre

*) Herausgegeben von Gröber in Romania II, 1—48.

**) Herausgegeben von Kroeber et Servois, Fierabras, chanson de geste. Paris 1860; vergl. Gröber, Die handschriftlichen Gestaltungen der chanson de geste Fierabras und ihre Vorstufen. Leipzig 1869; Histoire littéraire XXII, 190—212.

Waffenthaten und verspotten die jüngeren Helden, was Roland sehr übel aufnimmt.

Als am folgenden Tage Karl und seine Barone bei der Tafel sitzen, nähert sich der Vorhut der Riese Fierabras, König von Alexandrien, Herr von Babylon, Köln, Rußland und den Türmen von Palermo, und fordert die tapferen Paladine Karls zum Zweikampf heraus; wenn sie Karl nicht schicken würde, so droht er noch vor Abend ihm den Kopf abzuschneiden. Darauf entwaffnet er sich und legt sich nieder. Großer Schrecken bemächtigt sich der Christen; Karl will Roland vorschicken; der aber, der Beleidigung vom vorigen Abend eingedenk, erwidert trotzig: Laßt doch sehen, was Eure Alten ausrichten werden! Endlich erbietet sich Olivier, obgleich schwer verwundet, den Kampf zu unternehmen, und reitet unter vielem Geklage seiner Landsleute dem Riesen entgegen. Nachdem die beiden Gegner zahlreiche Schmähreden gewechselt, entspinnt sich ein heftiger Kampf; die Franzosen sind in großer Aufregung, Karl schwört, alle Altäre und Kruzifixe niederschlagen zu wollen, wenn Olivier unterliegt. Diesem gelingt es im Verlaufe des Gefechts, die am Sattel des Riesen befestigten Fäßchen mit dem wunderthätigen Balsam abzuschlagen; nachdem er davon getrunken hat und sofort genesen ist, schleudert er den kostbaren Schatz in die Meerenge von Rom. Schließlich wird Fierabras schwer verwundet und bittet um Gnade; er verspricht, die Reliquien herauszugeben und sich taufen zu lassen. Während ihm Olivier die Wunden verbindet, brechen aus einem Hinterhalte 50000 Sarazenen hervor; der wackere Ritter nimmt den Schwerverwundeten vor sich auf den Sattel und sucht eiligst das Lager Karls zu gewinnen. Die Christen ihrerseits stürmen hervor, und ein erbitterter Kampf findet statt, in welchem Olivier und eine ganze Anzahl wackerer Streiter in die Gewalt der Feinde geraten; Fierabras seinerseits wird in Karls Zelt getragen, von neuem verbunden und von den Bischöfen Milon und Turpin getauft. Er erhält den Namen Florent, doch nannte man ihn während seines ganzen Lebens Fierabras; nach seinem Tode wurde er als St. Florent de Roye verehrt. Die gefangenen Christen sollen am nächsten Tage den Tod erleiden; aber des Sultans Tochter Floripas, welche in den Ritter Gui de Bourgogne verliebt ist, nimmt sich der Gefangenen an, heilt mit der wunderkräftigen Pflanze Mandragoras ihre Wunden und bereitet ihnen ein Bad und prächtiges Mahl. Sie zurückzufordern wird eine Anzahl der besten Helden von Karl abgesandt, während seinerseits der Sultan Balan durch zwölf heidnische Könige Karl befehlen läßt, er solle Fierabras ausliefern, sich zum muhamedanischen Glauben bekehren und Frankreich als Lehen von ihm annehmen. Die beiden Gesandtschaften begegnen sich, die Sarazenen werden niedergeschlagen, nur ein einziger entkommt, um die Unglücksmär zu melden. Auf Rolands Rat schneiden sie zweien der Getöteten die Köpfe ab, um sie eigenhändig dem Emir zu präsentieren. Dieser, höchst aufgebracht, schwört, nicht zu essen, so lange sie am Leben sein würden. „Wenn es Gott gefällt, so werdet ihr lange fasten!“

antwortet Gui de Bourgogne. Floripas, von dem bei dieser Antwort entstehenden Lärmen angelockt, steigt herab, fragt nach der Ursache, und rät, die gefangenen Ritter zu töten, aber erst nach dem Mahle, um sich nicht den Appetit zu verderben. Man solle sie bis dahin ihrer Obhut anvertrauen. Balan giebt seiner Tochter nach, trotz des Rates Sortibrants, der den Weibern gegenüber Mißtrauen empfiehlt. Floripas führt inzwischen die Franzosen in ihr Zimmer, wo sie ihre gefangenen Gefährten finden. Sie schwören Floripas, ihr in allem zu gehorchen. Sie will die Namen der Gefangenen wissen; als sie Roland nennen hört, wirft sie sich ihm zu Füßen und gesteht ihm ihre Liebe zu Gui de Bourgogne. Roland zeigt ihr den Geliebten, der zuerst erklärt, nur die von Karl bestimmte Frau annehmen zu wollen, aber schließlich den Drohungen Floripas und den Bitten Rolands nachgiebt. Hierauf dringen sie auf der Prinzessin Rat in den Saal, verjagen die Heiden und bemächtigen sich des Palastes, den sie durch Aufziehung der Brücken zu sichern suchen. Der Emir belagert den Turm; da er aber weiß, daß Floripas einen magischen Gürtel besitzt, und daß kraft dieses Gürtels die Belagerten nie durch Hunger zur Übergabe gezwungen werden würden, so stiftet er den Dieb Maubran d'Aigremolée an, den Gürtel zu stehlen. Vermittelst Zauberei weis sich dieser in das Zimmer Floripas' zu schleichen; er raubt den Gürtel, zugleich aber erwacht seine Lust beim Anblick der schlafenden Schönheit. Bei dem Geschrei, das Floripas erhebt, eilen ihre Frauen herbei, fliehen aber entsetzt beim Anblick des schwarzen Teufels. Da erscheint zur rechten Zeit Gui, spaltet dem Heiden das Haupt und wirft ihn in's Meer mitsamt dem Gürtel, dessen Verlust die Helden sehr beklagen.

Die vorhandenen Lebensmittel sind bald verzehrt; Hunger peinigt die Belagerten. Da macht ihnen Floripas Vorwürfe; hätten sie an ihre Götter Tervagant, Apolin, Margot, Jupin geglaubt, so würden diese sie nicht Hunger leiden lassen. Sie führt die Helden vor die Götzen, mit denen sie ihren Spaß treiben. Als Floripas sieht, daß die Götter ruhig am Boden liegen bleiben, schwört sie ihren Glauben ab und fleht die Jungfrau an.

Bei einem Ausfall wird Gui gefangen. Diesen Umstand benutzt der Emir, um die Christen mit List hervorzulocken; Gui soll vor ihren Augen gehängt werden; die Christen würden dann gewiß einen Ausfall machen, um ihn zu befreien; da sollten 10000 Heiden aus einem Hinterhalt hervorbrechen und sie vernichten. Der Coup mißlingt; Gui wird befreit und zugleich gelingt es, eine reiche Zufuhr abzuschneiden. Von neuem stürmen die Heiden; die Christen werfen ihnen die Goldbarren des türkischen Schatzes auf den Kopf, und die Heiden, das Gold sehend, vergessen den Kampf und morden sich gegenseitig. Erzürnt hebt der Emir das Gefecht auf, um seinen Schatz zu schonen. Inzwischen stellt sich die Not wieder bei den Christen ein; die Lebensmittel gehen zu Ende, und verschiedene Stellen des Turmes werden durch griechisches Feuer in Brand gesetzt. Richard le Normand entschließt sich, Karl die Botschaft von

der Bedrängnis der Blüte der Ritterschaft zu bringen. Während eines Ausfalls entschlüpft er und kommt unter vielen Gefahren zu den Christen, nachdem ihm besonders die Passage der Brücke Mautrible viel Mühe verursacht. Karl ist schon im Begriff das Land zu verlassen, als Richard ankommt. Er kehrt sofort um, erzwingt den Übergang über Mautrible, deren Wächter, den furchtbaren Riesen Agolaffre, er tötet, und bald stehen sich die beiden Heere gegenüber. Balan prügelt Mohamet mit Keulenschlägen, thut darauf Abbitte und verspricht ihn mit 10000 Byzantinern zu mästen, wenn er ihm den Sieg verleihen würde. Aber die Macht der Götzen ist gebrochen; Karl, durch einen Ausfall der Belagerten unterstützt, erringt den Sieg und nimmt Balan eigenhändig gefangen. Nach vielen Weigerungen entschließt dieser sich endlich, besonders auf Bitten seines Sohnes Fierabras, die Taufe anzunehmen; Floripas, seine Tochter, befiehlt, ihm das Haupt abzuschlagen, wenn er nicht Christ werden wolle. Als aber Balan Mohamet und dem Teufel entsagen soll, springt er aus der Badewanne und traktiert den Bischof mit Faustschlägen. Dieses Betragen verdient den Tod. „Was zögert ihr," ruft Floripas; „was liegt mir daran, daß er stirbt, dieser eingefleischte Teufel, wenn ihr mir nur meinen Gui gebt!" Fierabras macht seiner Schwester heftige Vorwürfe über ihre Herzlosigkeit und verlangt noch einen Aufschub der Hinrichtung. Noch einmal versucht er, seinen Vater zu bekehren, aber vergebens, und Ogier schlägt dem Emir das Haupt ab.

Alsdann findet Floripas' Taufe statt, worauf sie Gui zur Frau gegeben wird. Die Reliquien werden dem Kaiser gebracht; sie erweisen sich als echt, die Dornenkrone schwebt frei in der Luft. Der Tag wird mit einem herrlichen Mahle beschlossen. Die Christen verlassen Spanien, kommen am achten Tage in Paris an, und jeder begiebt sich in seine Heimat zurück.

Das Epos war im ganzen Mittelalter sehr beliebt, und der Stoff in allen Ländern des Occidents bekannt; Calderon hat sogar einen Teil der Fierabrassage dramatisch behandelt in seinem Stücke La Puente de Mantible (Comedias ed. Keil, Leipzig, 1827, I.)

Eine matte Nachahmung des Fierabras ist das Epos Otinel*) aus dem dreizehnten Jahrhundert; seine Handlung ist auch in die Zeit des ersten Aufenthaltes in Spanien zu setzen.

Karl hält Rat mit seinen Baronen, wegen einer Expedition gegen den König Garsile in Spanien. Doch dieser kommt ihm zuvor; sein Abgesandter, der schreckliche Riese Otinel, erscheint plötzlich in der Versammlung und schleudert Karl eine höhnische Herausforderung ins Gesicht. Diese Frechheit zu bestrafen, fordert Roland den Heiden zum Zweikampf heraus, der sofort angenommen wird. Nachdem sie sich furchtbare Streiche versetzt haben, thut der Himmel

---

*) Herausgegeben von Guessard et Michelant, Paris 1858; Histoire littéraire XXVI, 269—278; vergl. H. Treutler, Die Otinelsage im Mittelalter. Englische Studien V.

ein Wunder: der heilige Geist in Gestalt einer Taube steigt auf Otinel herab, der sich sofort zum Christentum bekehrt. Er und Roland sinken sich in die Arme, und Karl giebt ihm mit Freuden seine Tochter Belissende zur Frau. Otinel wird nunmehr ein tapferer Kämpfer auf der Christen Seite. Im Kriege gegen Garsile handelt es sich besonders um die Eroberung der Stadt Attilie, bei deren Belagerung Ogier das Unglück hat, gefangen zu werden. Aber kaum hört er seine Landsleute Sturm laufen, so zerbricht er, ein wahrer Simson, seine Ketten, tötet seine fünf Wächter mit Faustschlägen, stürzt auf das Schlachtfeld und bringt durch seine plötzliche Ankunft den Franzosen den Sieg. Der fliehende Garsile wird von Otinel getötet, die Stadt genommen, und alsbald die Hochzeit zwischen dem Neubekehrten und Belissende gefeiert. Otinel erhält Garsiles Königreich, und regierte daselbst als guter Christ bis an sein Ende.

Die nunmehr zu erwähnenden Epen setzen einen neuen Zug Karls nach Spanien voraus, und diesmal liegt der historisch beglaubigte vom Jahre 778 zu Grunde, der mit der Niederlage Rolands in den Thälern von Roncesvalles endete. Gerade dieses unglücklichen Ereignisses hat sich die Sage mit Vorliebe bemächtigt, und das ehrwürdige Rolandslied zeigt, wie früh man im Volke angefangen hatte, die Thaten der edlen Ritter zu besingen und ihren Heldentod im Liede zu feiern. Das epensüchtige dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert hat dann um das Rolandslied eine ganze Reihe von Gedichten gruppiert, welche die Expedition in ihrem ganzen Verlaufe, von Anfang an bis zur Rückkehr Karls nach Frankreich, schildern sollen; Stoff genug zum Reimen war vorhanden; ging doch der Zug in ein fernes, wenig oder gar nicht bekanntes Land: was für Wunder konnten da geschehen, was für Waffenthaten verrichtet werden, ohne daß die Geschichte sie kontrollieren konnte; wie viele wichtige Städte waren zu belagern und zu erobern, und welch ein Spielraum war dabei der Phantasie gewährt!

Über den Beginn der Expedition besitzen wir ein franco-italienisches Epos aus dem vierzehnten Jahrhundert, L'Entrée en Espagne*), von einem sonst nicht bekannten Kompilator, Nicolas aus Padua.

Sechs Jahre der Ruhe waren dahingegangen, als Karl vom heiligen Jakob im Traume aufgefordert wird, einem Gelübde nachzukommen, nämlich den Weg nach Spanien für die Pilger sicher zu machen und die Sarazenen zu vertreiben. Nachdem besonders auf Rolands Betrieb der Krieg beschlossen ist, bricht eine stattliche Armee auf, von der nur wenige ihre Heimat wiedersehen sollten.

Der gewaltigste unter den heidnischen Gegnern ist Ferragus, der Neffe des

*) Vergl. L. Gautier, L'Entrée en Espagne, chanson de geste inédite, renfermée dans un manuscrit de la bibliothèque de Saint Marc à Venise. Notice, analyse, et extraits. Paris 1858; A. Thomas, Nouvelles recherches sur l'entrée de Spagne, chanson de geste franco-italienne. Paris 1882; vergl. Histoire Littéraire XXVI, 350—360.

Königs Marsile. Er fordert die zwölf Pairs einzeln heraus, besiegt elf derselben, erliegt aber endlich Rolands Heldenarm; die Teufel führen seine Seele von dannen. Einer der wichtigsten Punkte während des Feldzuges ist Pampelune, verteidigt von dem Heiden Malceris und seinem trefflichen Sohne Isoré. Letzterer fällt schwer verwundet in Anséis Hand, will sich aber nur Roland ergeben, der sich für sein Leben verbürgt. Es kommt infolge dessen zu einer heftigen Scene zwischen Karl, der Isoré hängen lassen will, und Roland. Dieser erklärt, er werde sich vom Kampfe zurückziehen, wenn Karl so verräterisch handeln werde; der Streit wird immer heftiger: „Wenn Malceris die Stadt nicht übergiebt, so muß Isoré sterben," ist des Kaisers letztes Wort. Da erhebt sich Isoré voller Hoheit mit den Worten: „Ich werde der erste sein, der meinen Vater bittet, Pampelune nicht zu übergeben. Tötet mich!" Zufälligerweise war Estous, einer von den zwölf Pairs, in Malceris Hand gefallen; er wird gegen Isoré ausgetauscht. Bald darauf erleiden die Franzosen eine empfindliche Schlappe; Roland selbst wird bei dem Rückzuge übel zugerichtet. Karl sinnt nur auf Rache; eine furchtbare Schlacht entwickelt sich, und die Christen erringen einen blutigen Sieg. Roland hatte an diesem Kampfe nicht teilgenommen; er hatte, Karl grollend, den Oberbefehl zurückgewiesen, und daher war ihm von dem erzürnten Könige das Kommando über die Nachhut zuerteilt worden. Während nun Karl in heißem Gefechte stand, zog Roland mit seinen Soldaten ab und eroberte Nobles, von wo er reich mit Schätzen beladen heimkehrt. Karl ist durch diese Selbständigkeit aufs höchste erbittert; hat doch Roland durch seine Unklugheit das Schicksal Frankreichs und der ganzen Christenheit aufs Spiel gesetzt. Und als nun sein Neffe siegesstrahlend in sein Zelt tritt und ihm die Eroberung der Stadt meldet, heißt der König ihn schweigen und versetzt ihm mit dem Handschuh einen Schlag ins Gesicht. Roland erhebt sich rot vor Zorn und legt schon die Hand an den Degen, um die Beleidigung zu rächen, da erinnert er sich, daß er seinen Oberherrn vor sich habe, seinen Oheim, der ihn ernährt und erzogen hatte. Er verläßt schweigend das Zelt, setzt sich auf sein Roß und verläßt das Lager der Franzosen, die ihn lange nicht wiedersehen sollten. Nach vielen Abenteuern kommt er nach Mecca zu dem Könige von Persien, der sich gerade in einer höchst fatalen Lage befindet. Ein benachbarter, sehr alter und häßlicher König, Malcuidant, verlangt die Hand der schönen persischen Prinzessin Diones. Würde sie ihm nicht zur Ehe gegeben, so sollte die Jungfrau verbrannt, der Vater aber seines Reiches beraubt werden. Roland kommt zur rechten Zeit an und befreit die beiden aus ihrer drohenden Lage. Er wird allgemein als Retter des Landes gefeiert; Diones entbrennt in heftiger Liebe zu ihm, die er jedoch, seine Braut Aude im Herzen, nicht erwidert; ihr Bruder, Samson, wird sein vertrauter Freund, er selbst aber zum „bailli" des Reiches gemacht. Nachdem er hier durch abendländische Einrichtungen das Land hoch beglückt und den König und seine Familie zum Christentum bekehrt hat, packt ihn das Heimweh. Doch will er den Orient nicht ver-

lassen, ohne Jerusalem besucht zu haben; seine Thränen fließen auf das heilige Grab; dann schifft er sich nach Spanien ein. Ein furchtbarer Sturm treibt ihn lange auf dem Meere umher, und wirft ihn endlich an ein unbekanntes Gestade. Aber o Glück! dieses Land ist Spanien, und er ist nur wenige Tagereisen von Karls Lager entfernt. Vergebens halten tausend Abenteuer ihn auf; vergebens verkündet ihm ein Eremit, daß er Frankreich nie wiedersehen werde und daß er nur noch sieben Jahre zu leben habe; mit den Worten: „Der Wille Gottes geschehe!" macht er sich auf den Weg. Endlich bemerkt man ihn, man eilt mit Freudengeschrei ihm entgegen, mit Schnelligkeit verbreitet sich die Nachricht von seiner Heimkehr im ganzen Lager. Roland und Olivier sinken sich in die Arme, sie können nicht sprechen, die Freude erstickt ihre Worte. Endlich kommt auch Karl herbei, und sein Neffe erweist ihm unter heißen Thränen Huldigung. Nun, da Roland wieder da ist, scheint es allen ein Leichtes zu sein, die Unterwerfung von Spanien zu vollenden.

Die Fortsetzung der Eroberung Spaniens schildert die dem vierzehnten Jahrhundert angehörende chanson de geste: La Prise de Pampelune.*)

Unter allen spanischen Städten leistete Pampelune besonders energischen Widerstand unter dem alten Könige Malceris und seinem Sohne Isoré. Aber Roland ist zurückgekehrt, Pampelune muß fallen; die Franzosen ziehen siegreich ein, Isoré empfängt die Taufe; Malceris verspricht, sich gleichfalls zum Christentume zu bekehren, jedoch unter der Bedingung, sofort zum Pair von Frankreich gemacht zu werden; da jedoch keiner der zwölf Pairs sich bereit erklärt, aus diesem Orden auszuscheiden, sie sogar über dieses Anerbieten höchst entrüstet werden, so wird Malceris mit seiner Forderung abgewiesen; wütend flieht er aus der Stadt nach Aragon, entschlossen, den Christen noch viel zu schaffen zu machen. Keiner ist eifriger darauf bedacht, ihn zu verfolgen, als sein eigener Sohn Isoré, der mit Annahme des Christentums jedes Gefühl kindlicher Liebe abgelegt hat — ein in den Epen oft vorkommender, schon bei Fierabras erwähnter Zug. Isoré wird von seinem Vater aus dem Sattel gehoben, jedoch gerettet durch die Dazwischenkunft Rolands und Oliviers; Malceris aber entkommt.

Auf die Einnahme von Pampelune folgt bald die von La Stoille (Estella) und Le Groing (Logroño); die Anführer der Heiden sind Malceris und Altumajor, von denen der letztere in Karls Gewalt kommt und bekehrt wird. Auf Ganelons Rat schickt man eine Gesandtschaft an den König Marsile in Saragossa; dieser läßt die Boten einfach hängen — eine That, auf die im Rolandsliede angespielt wird. Der Tod Basans de Langres und seines Gefährten Basile ist gewissermaßen der Anfang von „Roncevaux". Eine zweite Gesandtschaft soll nach Saragossa abgehen, aber wer soll das gefährliche Amt übernehmen? Karl überträgt es endlich auf Anraten Ganelons Guron, einem Todfeinde desselben,

---

*) Herausgegeben von A. Mussafia, Altfranzösische Gedichte aus Venezianischen Handschriften (enthaltend unser Epos und den Macaire). Wien 1864.

der darin ein bequemes Mittel sieht, sich seiner zu entledigen. Guron bricht mit nur zwei Begleitern auf, und fordert, an Marsiles Hofe angelangt, zwei Sarazenen zum Kampfe heraus; würde er besiegt, so würde Karl Spanien verlassen; siegte er, so werde er Marsiles goldene Krone dem Könige überbringen und dadurch dessen Unterwerfung anzeigen. Die beiden Heiden werden besiegt, und Guron macht sich frohlockend mit Marsiles Krone auf den Heimweg. In einem engen Thale wird er aber von Malceris, den Ganelon benachrichtigt hat, überfallen; ein furchtbarer Kampf entspinnt sich; Gurons Begleiter fallen, er selber gelangt glücklich, aber mit zwanzig tödlichen Wunden bedeckt, in Karls Lager, wo er in den Armen seines Oberherrn sein Leben aushaucht. Gurons Tod wird durch eine furchtbare Niederlage der Heiden unter Malceris und die Eroberung von sechs Städten gerächt.

In diese Zeit fallen die Begebnisse, welche den Inhalt des dem zwölften Jahrhundert entstammenden Epos Gui de Bourgogne*) bilden.

Schon 27 Jahre waren dahingegangen, daß Karl Frankreich verlassen hatte, von ihm, von seinem Heere hatte man nicht die geringste Nachricht, und man glaubte ihn im fernen Lande umgekommen.

Da wählten die französischen Barone zu ihrem Könige Karls Neffen, Gui de Bourgogne, der ihnen sofort befiehlt, ihm nach Spanien zu folgen; die Greise, Weiber und Kinder ziehen auf Wagen hinter dem Heere her.

Karl natürlich weiß von allen diesen Vorgängen nichts, er weiß nicht, daß man ihm zu Hilfe kommt, und doch hat er und seine Ritter deren so not; ihre Kleider und Schuhe sind verfault; sie müssen die Brünne auf bloßer Haut tragen und die Sporen an den nackten Fuß schnallen. Karl ist gerade mit der Belagerung der Stadt Luiserne beschäftigt, er befindet sich in einer Lage, die anfängt drückend zu werden: da bemerkt er eines Tages eine Armee, die gegen ihn heranzieht; er hält sie für Sarazenen und rückt mit seinen Baronen ihnen entgegen. Nach vielen trotzigen Reden und Gegenreden zwischen den Vätern und den Söhnen erkennen sie sich wieder, und große Freude herrscht in beiden Heeren, die sich alsbald zum Angriff gegen Luiserne vereinen und die Stadt mit leichter Mühe nehmen. Gui und Roland machen sich die Eroberung streitig, und Karl, der zwischen ihnen nicht zu entscheiden wagt, bittet Gott um ein Wunder. Da hört man plötzlich ein furchtbares Getöse; es ist die Stadt, die zusammenstürzt und „schwärzer wird, als geschmolzenes Pech," während die Mauern „rot wie eine Rose" stehen bleiben. Sofort befiehlt Karl, aufzubrechen und zieht nach Roncevaux.

Und so wären wir denn bei dem Rolandslied**) angekommen, diesem

---

*) Herausgegeben von Guessard et Michelant, Paris 1858.

**) La Chanson de Roland ou de Roncevaux, p. p. Fr. Michel. Paris 1836; La Chanson de Roland, poème de Theroulde, texte critique, accompagné d'une traduction, par Génin. Paris 1850; La Chanson de Roland. Nach der Oxforder Handschrift von neuem herausgegeben von Th. Müller. Göttingen 1863 (1878);

berühmten Volksepos der Franzosen, das sich kühn den Nibelungen, ja selbst den homerischen Gedichten an die Seite stellen darf. Hier herrscht wahrhaft epische Stimmung, hier ist der Phantasie nicht zügelloser Lauf gelassen, hier ist den romantischen Liebesabenteuern kein Raum gewährt; in starrer Größe schreitet ernst und gedrungen die Handlung vorwärts, heiße Kämpfe und glühende Vaterlandsliebe, schwarzer Verrat und sein Lohn, begeisterter Glaubensmut und todverachtender Heldensinn, das ist der Inhalt dieser Krone aller französischen Epik. Trefflich unterstützt wird dieser ernste Inhalt durch die kräftige, alle Feinheiten der Diktion verschmähende Sprache, und gerade durch die Kunstlosigkeit und Einfachheit der Darstellung gelangen die erzählten Begebenheiten so recht zur Geltung und prägen sich dem Geiste des Lesers mit unverlöschlichen Zügen ein.

Ein Thor wäre, wer sich durch gewisse der französischen Epik, ja aller Epik eigene Züge stören ließe, wie z. B. durch die phantastischen Zahlangaben über die feindlichen Heereshaufen, durch mehrfache Wiederholungen, durch tiradenlange Aufzählungen von Namen, durch die unvollkommene Charakteristik — das hat das Rolandslied mit der Ilias und den Nibelungen gemein. Auffallend ist höchstens der Mangel an Bildern und Vergleichen; von letzteren findet sich nur ein Beispiel: die Heiden fliehen vor Roland wie vor den Hunden die Hirsche; wohingegen die der Epik eigentümlichen „schmückenden Beiwörter“ sich zahlreich angewandt finden.*)

Das Rolandslied hat eine historische Basis; der Zug des französischen Herrschers nach Spanien, seine Erfolge, der Verrat eines der Vasallen Karls, die Niederlage bei Roncesvalles, der Tod Rolands und anderer berühmter Feldherren, dies alles wird uns von zeitgenössischen Autoren berichtet. So erzählt der Geschichtsschreiber Karls des Großen, der schon erwähnte Eginhard, folgendes: Während des Sachsenkrieges zog der Kaiser an der Spitze aller Truppen, die er zusammenbringen konnte, gegen Spanien, unterwarf alle

---

Fr. Michel, La Chanson de Roland et le roman de Roncevaux des XII. et XIII. siècles. Paris 1869; E. Böhmer, Édition critique du texte d'Oxford de la chanson de Roland. Halle 1872; L. Gautier, La Chanson de Roland. Texte critique, traduction et commentaire. grammaire et glossaire. Édition classique. Tours (in zahlreichen Auflagen); E. Stengel, Das altfranzösische Rolandslied. Genauer Abdruck der Oxforder Handschrift Digby 23. Mit einem photographischen Facsimile. Heilbronn 1878; Photographische Wiedergabe der Oxforder Handschrift Digby 23. Besorgt von E. Stengel. Heilbronn 1878. — Die späteren Redaktionen des Rolandsliedes veröffentlichten Kölbing, La Chanson de Roland. Genauer Abdruck der Venetianer Handschrift IV. Heilbronn 1877; W. Förster, Das altfranzösische Rolandslied. Text von Chateauroux und Venedig VII. Heilbronn 1883; W. Förster, Das altfranzösische Rolandslied. Text von Paris, Cambridge, Lyon und des sog. Lothringer Fragment. Heilbronn 1885.

*) Drees, Der Gebrauch der Epitheta ornantia im altfranzösischen Rolandsliede. Münster 1883; Grävell, Die Charakteristik der Personen im Rolandsliede. Marburg 1880; Weddigen, Étude sur la composition de la Chanson de Roland. Schwerin 1876; G. Paris, La Chanson de Roland et les Nibelungen. Revue germanique XXV.

Städte und Schlösser, die er auf seinem Zuge berührte und führte dann seine Armee wieder zurück, ohne einen ernstlichen Verlust erlitten zu haben; in den Pyrenäen jedoch wurde ihm durch die Treulosigkeit der Waskonen ein empfindlicher Schlag beigebracht. In raubgieriger Absicht stürzten sich diese auf die Nachhut, als dieselbe gerade durch einen von schroffen Felsen eingefaßten Engpaß zog. Ein hartnäckiger Kampf entspann sich, in welchem die Franzosen bis auf den letzten Mann umkamen. Hier fielen Eggihart, des Kaisers Truchseß, der Pfalzgraf Anselm und Roland, der Befehlshaber im bretagnischen Bezirk (Britannici limitis praefectus). Es war nicht möglich, die Scharte wieder auszuwetzen; die Feinde zerstreuten sich so schnell, daß man nicht erfahren konnte, wohin sie sich zurückgezogen hatten.*)

An die Person Rolands nun hat sich die Sage geheftet und einen poetischen Glanz um ihn verbreitet, der ihm für alle Zeiten die Unsterblichkeit sichert. Schon früh feierte man seinen Heldentod in Liedern, die, wie wir an einer anderen Stelle gesehen haben, man beim Beginn der Schlacht anstimmte, um den Mut durch die Erinnerung an das erhabene Beispiel zu heben; bis endlich im elften Jahrhundert aus den verschiedenen ihn besingenden Cantilenen ein Ganzes entstand, eben unser in einer Handschrift zu Oxford erhaltenes Rolandslied. Der Name des Mannes, der die einzelnen Gesänge zusammenstellte und aus ihnen eine einheitliche chanson de geste wob, ist nicht bekannt; zwar wird im Schlußvers

Ci falt la geste que Turoldus declinet

der normannische Name Turold genannt, doch wäre es voreilig, in ihm den Namen des Dichters zu vermuten, da er ebensogut der des Schreibers sein kann.

Betrachten wir nun die glänzende Schale, welche die Poesie um den mageren historischen Kern gelegt hat. — Karl hat endlich ganz Spanien unterworfen, nur Saragossa unter dem Könige Marsile hält sich noch. Dieser jedoch, in der Erkenntnis, daß er auf die Dauer der Macht des Kaisers nicht wird widerstehen können, schickt eine Gesandtschaft in das christliche Lager, um Karl zu bewegen, nach Frankreich zurückzukehren; er, Marsile, würde alsdann

---

*) Die Nachrichten über den Feldzug Karls nach Spanien finden sich zusammengestellt und kritisch beleuchtet durch Abel, Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Karl dem Großen. I. Für die Quelle des Rolandsliedes hatte man früher die Chronik des Pseudo-Turpin: De Vita et Gestis Caroli gehalten, während später gerade das umgekehrte Verhältnis sich herausstellte. Über diese Schrift ist zu vergleichen: G. Paris, De Pseudo-Turpino disseruit. Paris 1865; Th. Auracher, Der Pseudo-Turpin in altfranzösischer Übersetzung. Nach einer Handschrift der Münchener Stadtbibliothek. München 1876; Th. Auracher, Der sogenannte poitevinische Pseudo-Turpin. Gröbers Zeitschrift I, 259. Separat-Abdruck. Halle 1877; F. Castets, Turpini Historia Karoli Magni et Rotholandi. Texte revu et complété d'après sept msc. Montpellier 1880; Fr. Wulff, La Chronique dite de Turpin. Deux anciens textes français. Lund 1881.

das Christentum annehmen und ihm als Lehnsherrn huldigen. In einer Versammlung der französischen Barone wird der Vorschlag erwogen; die meisten sind für die Annahme desselben, nur Roland ist dagegen. Als er sieht, daß er mit seiner Meinung nicht durchdringt, erbietet er sich als Gesandter Karls nach Saragossa zu gehen, um die Angelegenheit zu ordnen. Doch Karl weist ihn als zu heftig und ungestüm zurück; seine Rücksichtslosigkeit, fürchtet er, könnte eher schaden als nützen. Da schlägt Roland seinen Stiefvater Ganelon vor, der durchaus keine Lust verspürt, die gefährliche Reise zu unternehmen; waren doch frühere Gesandten, allem Völkerrecht zuwider, ermordet worden. Daher gerät er in heftigen Zorn über seinen durch Gelächter ihn noch reizenden Stiefsohn; da aber Karl keine Widerrede duldet, macht er sich, mit Rachegedanken im Herzen, auf den Weg nach Saragossa. Den ihm vermeintlich widerfahrenen Schimpf zu rächen und durch das Gold des Heidenkönigs bestochen, verrät er seine Landsleute und verabredet einen Überfall der französischen Nachhut; dann kehrt er, mit Geiseln und reichen Geschenken, in das christliche Lager zurück. Karl schenkt der Friedensversicherung Marsiles Glauben und bricht, froh nach so langer Abwesenheit wieder in die Heimat ziehen zu können, sofort auf, nachdem er auf Ganelons Vorschlag Roland und den anderen Paladinen die Nachhut übertragen hat. Schon befindet sich Karl an den Abhängen der Pyrenäen, während die Nachhut eben die enge Schlucht von Roncesvalles durchzieht, als die Sarazenen in furchtbarer Überzahl von den mit dichtem Gebüsch besetzten Anhöhen herabstürzen und die Franzosen umzingeln. Ein verzweifelter Kampf entspinnt sich; Olivier fordert Roland auf, sein Horn Olifant zu blasen und durch den Klang Karl von der Gefahr zu benachrichtigen und zurückzurufen, aber in blindem Selbstvertrauen schlägt es der Held ab. Aber so tapfer auch die Franzosen fechten, und so unerbittlich auch ihr Schwert Tausende von Feinden niedermäht, immer neue Scharen dringen auf sie ein, und ihre Arme werden matt vom Morden. Jetzt entschließt sich Roland in sein Horn zu stoßen; er thut es mit solcher Macht, daß ihm die Schläfen bersten; Karl hört den Ton der Verzweifelung, und 60 000 Trompeten antworten und verkünden die nahe Hilfe, so daß die Heiden in wilder Flucht das Schlachtfeld räumen — aber schon ist es zu spät, die Paladine sind einer nach dem andern in das Gras gesunken, Olivier, Rolands treuester Freund, hat den Todesstreich erhalten, der Erzbischof Turpin, der trotz seiner geistlichen Würde keinem der Ritter im Kampfe nachgestanden, haucht, nachdem er die von Roland mühsam zusammengetragenen Leichen der Paladine gesegnet, sein Leben aus. Roland allein ist übrig; er ist Herr des Schlachtfeldes, aber auch er fühlt seine Lebensgeister schwinden. Da bettet er sich, das Antlitz nach Spanien gewandt, sein gutes Schwert Durendal und sein Horn Olifant unter sich, auf einem Hügel und in frommer Ergebung und im Gedanken an seinen Lehnsherrn verscheidet er.

Ço sent Rollanz la veue a perdue,
Met sei sur piez, quanqu'il poet s'esvertuet;
En son visage sa culur ad perdue.
Dedevant lui ad une perre brune;
.X. colps i fiert par doel e par rancune,
Cruist li acers, ne freint ne ne s'esgruignet;
E dist li quens: „Sancte Marie, aïue!
E! Durendal, bone, si mare fustes!
Quant jo n'ai prod, de vos nen ai mais cure!
Tantes batailles en camp en ai vencues,
E tantes teres larges escumbatues,
Que Carles tient, ki la barbe ad canue!
Ne vos ait hume ki pur altre s'en fuiet!
Mult bon vassal vos ad long tens tenue;
Jamais n'ert tel en France la solue.“ ...

Rollanz ferit en une perre bise,
Plus en abat que jo ne vos sai dire.
L'espee cruist, ne fruisset ne ne brise,
Cuntre le ciel amunt est resortie.
Quant veit li quens que ne la freindrat mie,
Mult dulcement la pleinst a sei meisme:
„E! Durendal, cum es bele e seintisme!
En l'oriet punt asez i ad reliques:
La dent seint Pere e del sanc seint Basilie,
E des chevels mun seignor seint Denise,
Del vestement i ad seinte Marie.
Il nen est dreiz que païens te baillisent,
De chrestiens devez estre servie.
Ne vos ait hume ki facet cuardie!
Mult larges teres de vus avrai cunquises
Que Carles tent, ki la barbe ad flurie;
E li empereres en est e ber e riches.“

Ço sent Rollanz que la mort le tresprent,
Devers la teste sur le quer li descent;
Desuz un pin i est alet curant,
Sur l'erbe verte s'i est culchet adenz;
Desuz lui met s'espee e l'olifan,
Turnat sa teste vers la païene gent,
Pur ço l'at fait que il voelt veirement
Que Carles diet e trestute sa gent

Li gentilz quens qu'il fut mort cunquerant,
Cleimet sa culpe e menut e suvent,
Pur ses pecchez Deu puroffrid lo guant.

Ço sent Rollanz de sun tens n'i ad plus;
Devers Espaigne gist en un pui agut,
A l'une main si ad sun piz batud:
„Deus! meie culpe vers les tues vertuz
De mes pecchez, des granz e des menuz,
Que jo ai fait des l'ure que nez fui
Tresqu'a cest jur que ci sui consoüt!"
Sun destre guant en ad vers Deu tendut;
Angles del ciel i descendent a lui.

Li quens Rollanz se jut desuz un pin,
Envers Espaigne en ad turnet sun vis,
De plusurs choses a remembrer li prist:
De tantes teres cume li bers cunquist,
De dulce France, des humes de sun lign,
De Carlemagne, sun seignor, kil' nurrit.
Ne poet muer n'en plurt e ne suspirt.
Mais lui meisme ne volt mettre en ubli,
Cleimet sa culpe, si priet Deu mercit:
„Veire paterne, ki unkes ne mentis,
Seint Lazaron de mort resurrexis,
E Daniel des lions guaresis,
Guaris de mei l'anme de tuz perilz
Pur les pecchez que en ma vie fis!"
Sun destre guant a Deu en puroffrit,
Seint Gabriel de sa main il l'ad pris.
Desur sun braz teneit le chef enclin,
Juntes ses mains est alet a sa fin.
Deus li tramist sun angle cherubin
E seint Michel qu'om cleimet del peril,
Ensemble od els seint Gabriel i vint;
L'anme del cunte portent en pareis.

Bald darauf trifft Karl mit dem Hauptheere auf dem Schlachtfeld ein und bricht bei dem Anblick der Gefallenen in heftige Klagen aus; allen Kriegern treten die Thränen in die Augen, und sie schwören den Tod der Edlen bitter zu rächen. Nachdem man eine Wache bei den Gefallenen gelassen hat, setzt man den flüchtigen Feinden nach; schon geht der Tag zur Neige, doch auf Karls Gebet bleibt die Sonne am Himmel stehen, bis das Werk der Rache

vollbracht und das Heer der Sarazenen gänzlich aufgerieben ist. Hierauf kehren die Franzosen zurück, um den Ihrigen die letzte Ehre zu erweisen. — Inzwischen war, von Marsile um Hilfe gerufen, Baligant, der Emir von Babylon, mit einem ungeheuren Heere gelandet und zieht nun gegen Karl heran, der sich so gezwungen sieht von neuem eine große Schlacht zu schlagen. Mit Heldenmut wird auf beiden Seiten gefochten, aber das Kriegsglück bleibt den Christen treu, Baligant fällt von Karls Hand, die Heiden lösen sich in wilder Flucht auf und Saragossa gerät in der Franzosen Hände. Jetzt ist die Macht der Heiden für immer in Spanien gebrochen, und Karl kann endlich in die „dulce France“ zurückkehren. Als er in seine Residenz Aachen einzieht, tritt ihm Rolands Braut Alda entgegen und fragt ihn, von bangen Ahnungen erfüllt, nach ihrem Verlobten.

Ço dist al rei: „O est Rollanz le catanie,
Ki me jurat cume sa per a prendre?“
Carles en ad e dulor e pesance,
Pluret des oilz, tiret sa barbe blance:
„Soer, chere amie, d'hume mort me demandes.
Jo t'en durrai mult esforcet eschange,
Ço est Loewis, mielz ne sai jo qu'en parle:
Il est mes filz e si tendrat mes marches.“
Alde respunt: „Cest mot mei est estrange.
Ne place Deu ne ses seinz ne ses angles
Apres Rollant que jo vive remaigne.“
Pert la culor, chet as piez Carlemagne,
Sempres est morte. Deus ait mercit de l'anme!

Hierauf wird nach germanischem Rechte durch ein Gottesurteil Gericht über Ganelon gehalten, infolgedessen dreißig seiner Verwandten gehängt werden, er selber an vier Pferde gebunden und zerrissen wird.*)

---

*) Das Rolandslied hat eine ganze Litteratur hervorgerufen, die (bis zum Jahre 1877) zusammengestellt hat Bauquier, Bibliographie de la Chanson de Roland. Heilbronn 1877; (bis zum Jahre 1888) Seelmann, Bibliographie des altfranzösischen Rolandsliedes mit Berücksichtigung nahestehender Sprach- und Litteraturdenkmale. Heilbronn 1888; vergl. auch Körting, Encyclopädie III. — Von Übersetzungen führen wir an: D'Avril, La Chanson de Roland, traduite du vieux français. Paris 1865; Lehugeur, La Chanson de Roland, poème français du moyen âge, traduit en vers modernes. Paris 1876; Petit de Julleville, La Chanson de Roland. Traduction nouvelle, avec introduction et notes. Paris 1878; Feuilleret, La Chanson de Roland. Traduction nouvelle, revue et annotée. Limoges 1879. — Zu Grunde liegt das französische Rolandslied dem mittelhochdeutschen Gedichte gleichen Namens vom Pfaffen Konrad (herausgegeben von W. Grimm 1838 und K. Bartsch 1874). Eine gute modern-deutsche Übersetzung lieferte Hertz, Das Rolandslied, das älteste französische Epos. Stuttgart 1861. — In Italien hat die Rolandssage romantische Erweiterungen erfahren in Ariosto's Orlando furioso und Bojardo's Orlando inamorato. — In der spanischen Dichtung wird Roland natürlich als Feind des Vaterlandes hingestellt; nach den Romanzen wird er von dem Nationalhelden Bernardo del Carpio bei Roncesvalles erstickt.

An das Rolandslied schließen sich noch ein paar aus dem dreizehnten Jahrhundert stammende Epen an, welche einige in jenem angedeutete Züge weiter ausführen.

Während in der Chanson de Roland wir Karl nach Frankreich zurückgekehrt sehen und infolge einer göttlichen Weisung bereit, nach Syrien aufzubrechen, setzt der Verfasser des Gaydon*) voraus, daß der König noch in Spanien geblieben und mit der vollständigen Unterwerfung des Landes beschäftigt sei: er belagert Nobles. Das Gedicht wird mit dem Rolandsliede dadurch verknüpft, daß Thierry, der Sieger in dem Gottesgericht und Rächer Rolands, die Hauptrolle spielt: er wird Gaydon oder le chevalier au gay (geai) genannt, weil im Augenblicke seines Sieges über Ganelons Kämpfer Pinabel eine Elster sich auf seinen Helm setzte. — Ganelon ist zwar tot, aber seine Sippe lebt noch, und besonders gefährlich ist sein Bruder Thibaut d'Aspremont, Herr von Montaspre und Hautefeuille. Ihm gelingt es, sich in Karls Vertrauen einzuschmeicheln; nur einer steht dem Könige noch näher, Gaydon, und diesen zu vernichten und damit zugleich seinen Bruder zu rächen, wird jetzt Thibauts eifrigstes Bestreben.

Er faßt den teuflischen Plan, Karl zu vergiften und die Schuld Gaydon beizumessen; zu diesem Zwecke übersendet er Karl köstlich anzuschauende, aber vergiftete Äpfel als ein Geschenk von seiten Gaydons. Der König nimmt die verhängnisvolle Gabe freundlich auf und reicht dem jungen Sohne des Herzogs Gaifier einen der Äpfel; kaum aber hat der Jüngling die Frucht an den Mund gebracht, so stürzt er tot zu Boden. So wacht der Himmel über das Leben des Herrschers und bringt die nichtswürdige Absicht an den Tag. Gaydon wird sofort zur Rechenschaft gezogen: er, der Freund Rolands und Sieger Pinabels, erklärt sich für unfähig eines solchen Verbrechens und ist bereit gegen seinen Ankläger Thibaut zu fechten. Letzterer fällt in dem Kampfe und gesteht sterbend sein Verbrechen.

Die Wut des Königs, der in unserem Gedichte eine klägliche Rolle spielt, wird durch die Verrätersippe besänftigt mit einem Geschenke von zwei mit Gold beladenen Mauleseln. Gaydons gerade Seele wird darüber so empört, daß er Karl eine feierliche Herausforderung schickt, die einen langwierigen Krieg zufolge hat. Hierin tritt der Held unseres Gedichtes mehr in den Hintergrund und überläßt die Hauptrolle einem seiner Vasallen, dem Bauer Gautier mit seiner wuchtigen Keule.

Die Barone teilen sich in zwei Parteien; die alten stehen zu ihrem Oberherren, die jungen auf Seiten Gaydons, und der Krieg beginnt mit aller Macht. Gaydon wird in Angers belagert.

*) Herausgegeben von Guessard et Luce, Gaydon, chanson de geste publiée d'après les trois manuscrits de Paris. Paris 1862; vergl. Luce, De Gaidone, carmine gallico vetustiore, disquisitio critica. Paris 1860; Histoire littéraire XXII, 425—434.

Während des Krieges lernt Gaydon die schöne Claresme kennen, die eben als Königin der Gascogne ausgerufen war. Sie verliebt sich schleunigst in den Helden und giebt ihm ein Rendezvous, mitten in den sie von allen Seiten umgebenden Gefahren des Krieges. Obgleich Gautier diese üppige Liebe seines Herrn nicht billigt, verletzt er doch seine Treue gegen ihn nicht und befreit sogar einmal Claresme aus den rohen Händen der feindlichen Troßbuben.

Um die Belagerung von Angers endlich zu beendigen, verkleidet sich Karl als Pilger und dringt so in die Stadt, um selbst über die Stärke und Schwäche der Belagerten zu urteilen. Er wird aber erkannt und seinem Feinde Gaydon überliefert. Dieser aber fällt als treuer Vasall seinem Lehnsherrn zu Füßen und erlangt dessen großmütige Verzeihung; er wird zum Seneschal von Frankreich ernannt und heiratet die schöne Claresme. Doch schon nach einem Jahre verliert er seine Gemahlin und sein Schmerz darüber ist so groß, daß er sich zum Einsiedler macht. Er stirbt im Geruch der Heiligkeit.

Das Fortbestehen der von Karl gegründeten spanischen Mark behandelt das Epos Anséis de Carthage.*) Ehe Karl sich auf den Heimweg begiebt, setzt er als Stellvertreter Anséis ein, einen wackeren Ritter, wenn auch noch ein Jüngling an Jahren, und ihm zur Seite Isoré. Letzterer hat eine Tochter Lutisse, welche in heftiger Liebe zu Anséis entbrennt, und die Vorstellungen ihres Vaters, daß Anséis eine viel höher stehende Dame heimführen müsse, entfachen ihre Glut nur immer mehr. Isoré, der für die Ehre seiner Tochter fürchtet, ist es besonders, der auf Verheiratung des Fürsten dringt; er schlägt ihm die Tochter Marsiles vor, worauf Anséis sofort eingeht. Isoré und der Graf Raymond werden als Gesandten abgeschickt; Isoré bricht mit besorgtem Herzen auf, er beschwört Anséis, seine Tochter nicht zu entehren. Diese aber wird von so mächtiger Liebe beherrscht, daß sie sich eines Nachts in Anséis Schlafzimmer schleicht und ihre Lust stillt, ohne daß jener sie erkennt. Darauf nennt sie sich; „Ach, Fräulein," sagt er, „ihr habt mich zu Grunde gerichtet." — „Es ist wahr," antwortet sie, „aber ich liebte euch so heftig, daß, wenn ich nicht eures Leibes genossen hätte, ich mich im Walde erhängt hätte."

Inzwischen sind Isoré und Raymond bei Marsile angekommen und haben die Hand der Prinzessin Gaudisse erhalten. Auf einem köstlichen Schiffe gelangt die Braut in ihre neue Heimat.

Kaum aber ist Isoré mit seiner Tochter allein, als diese ihm erzählt, Anséis habe sie entehrt; er wird auf das höchste auf seinen Herrn erbittert, kündigt ihm den Gehorsam auf, entsagt dem Christentume und führt die arme Gaudisse wieder mit sich fort zu ihrem Vater Marsile, in dessen Dienste er tritt. Ein furchtbarer Krieg entsteht, Anséis kommt in die schrecklichste Not. Da sendet er einen Boten zu dem bejahrten Karl — er ist nunmehr 200

*) Das Gedicht ist auch nicht ediert; vergl. darüber Histoire littéraire XIX, 648—654.

Jahre alt — und läßt flehentlich um Hilfe bitten. Noch einmal gürtet dieser sein sieggewohntes Schwert um die Hüfte, noch einmal überschreitet er die Pyrenäen und schlägt die Heiden in die Flucht. Lutisse gerät in die Hände Karls, der sie begnadigt, aber in ein Kloster steckt; Marsile, der sich weigert das Christentum anzunehmen, wird enthauptet.

Anséis herrschte noch lange rühmlich in Spanien, ohne daß seine Regierung durch einen neuen Krieg gestört wurde.

Von den vielen anderen Feldzügen Karls hat nur noch der Kampf gegen die Sachsen ein Echo in der Poesie der chansons de geste gefunden, allerdings auch nur ein einsames, was um so mehr in Erstaunen setzen muß, als gerade die Sachsenkriege den größten Teil der Regierungszeit Karls ausfüllten, und als die Kämpfe in den düsteren Wäldern Germaniens die lebhafte Phantasie der Zeitgenossen nicht minder erregen mußte, als die gegen die Sarazenen. Die verschiedenen über den Sachsenzug umlaufenden Gedichte vereinigte im dreizehnten Jahrhundert Jean Bodel*) aus Arras zu einem kunstreichen Epos, der Chanson des Saisnes ou de Guiteclin, das in seiner knappen Sprache, seinen trefflichen Versen und seinem wahrhaft epischen Inhalt oft an das Rolandslied erinnert. — Schon seit langer Zeit trennte ein tiefwurzelnder Haß die Sachsen und die Franken; war doch Witekind (Guiteclin) der Sohn Justamons, den Pipin mit eigener Hand getötet hatte. Soeben hat der mächtige Sachsenfürst die schöne Sibille geheiratet, als ihm die Botschaft von dem Unglück bei Roncesvalles, von dem Tode Rolands, Oliviers und der anderen Pairs gebracht wird, und sofort beschließt er seine alten Rachepläne zur Ausführung zu bringen, zieht gegen Köln, das in seine Hand fällt und schlägt in der Nähe von Dortmund (Tremoigne) ein Lager auf. Nicht sobald hat Karl von diesen Thaten gehört, als er seine Barone zum Kriege gegen Witekind zusammen beruft. Diese aber sind gar nicht willens, dem Rufe Folge zu leisten; erst nachdem ihnen der Kaiser ihre Forderungen inbetreff einer gewissen Kopfsteuer bewilligt hat, erklären sie sich bereit gegen die heidnischen Sachsen zu ziehen. Zwei Jahre lang lagern sie am Rhein den Feinden gegenüber; zahlreich sind die Heldenthaten, die während dieser Zeit von beiden Seiten verrichtet werden, und in denen auf fränkischer besonders Rolands Brüder Balduin und Berard von Montdidier sich auszeichnen, welche in ihren Erfolgen noch dadurch unterstützt werden, daß die eigene Frau Witekinds, Sibille, sich in Balduin und die schöne Helissant sich in Berard verlieben und kein Bedenken tragen, ihr Vaterland zu verraten. Endlich, nachdem eine feste Brücke über den Rhein geschlagen

*) Jean Bodel, La Chanson des Saisnes, p. p. F. Michel. Paris 1839; vergl. H. Meyer, Die chansons des Saxons in ihrem Verhältnisse zum Rolandsliede und zur Karlomagnussage (Ausgaben und Abhandlungen. Band 4. Marburg 1883); Dettmer, Der Sachsenführer Widukind nach Geschichte und Sage. Würzburg 1879; Histoire littéraire XX, 605—638.

ist, kommt es zu einer mörderischen Entscheidungsschlacht, in welcher Witekind fällt und das Heer der Sachsen vernichtet wird. Sibille empfängt die Taufe und wird Balduins Weib. Doch bewahrt sie ihrem heldenhaften ersten Gemahl ein ehrendes Andenken; bevor sie Muhamed (selbstverständlich beteten nach des Dichters Ansicht die Sachsen sarazenische Götter an!) entsagt und Balduin heiratet, ersucht sie Karl, die Leiche Witekinds aufsuchen zu lassen; es würde für sie und ihr ganzes Geschlecht eine entehrende Schmach sein, wenn er von wilden Thieren zerfleischt würde, während sie in den Armen eines anderen läge. Karl willfahrt ihrem Wunsche und läßt dem Helden ein prächtiges Grabmal errichten. So waren die Sachsen unterworfen, aber nur scheinbar; bald finden Empörungen gegen den ihnen von Karl gegebenen neuen Herrscher Balduin statt, wodurch die Franken in die größte Verlegenheit und Bedrängnis geraten; besonders macht Dialas, Witekinds Sohn, ihnen viel zu schaffen, der die Bulgaren, Lithauer und Russen (Boulgres, Lutis, Rox) zu Hilfe ruft. Karl muß von neuem den Rhein überschreiten und die Ruhe mit Waffengewalt wieder herstellen; Balduin und Berard kommen in diesen Kämpfen ums Leben, Sachsen aber wird schließlich Dialas, der sich zum Christentum bekehrt und den Namen Witekind der Bekehrte, annimmt, als Lehen überlassen.

Es ist soeben erwähnt worden, daß bei dem ersten Zuge Karls gegen die Sachsen die großen Barone ihm ihre Hilfe verweigerten und erst, nachdem er ihnen Zugeständnisse gemacht hatte, sich herbeiließen, Heerfolge zu leisten. Dieser feodale Zug, von dem bereits an anderem Orte die Rede war, findet sich in einer ganzen Anzahl Epen besonders ausgeprägt, und wir haben in den folgenden Seiten noch auf diese merkwürdigen litterarischen Erzeugnisse einen Blick zu werfen, wollen uns jedoch darauf beschränken, nur die wichtigsten der hierher gehörigen chansons de geste dem Leser vorzuführen. Es sei dabei noch einmal daran erinnert, daß, historisch betrachtet, die Begebnisse dieser Gedichte in die Regierungszeit der schwachen Nachfolger Karls fallen, deren Kraft- und Willenlosigkeit die feodalen Barone zu einer Macht kommen ließ, der oft genug das königliche Ansehen weichen mußte. Da man aber gewohnt war, Karl den Großen als Mittelpunkt des epischen Kreises zu betrachten, so wurden ihm die ihn nicht gerade immer ehrenden Kämpfe gegen die Barone zugeschrieben.*)

Einer der mächtigsten unter diesen war Ogier (er wird schon im Rolandslied genannt), dessen frühste Heldenthaten wir bereits in dem Epos Enfances Ogier von Adenes li Rois kennen gelernt haben. Seine Kämpfe gegen Karl und seine weiteren Schicksale behandelt die chanson de geste La Chevalerie Ogier von Raimbert de Paris.**)

*) Am ausführlichsten handelt hierüber G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne. Paris 1865.

**) La Chevalerie Ogier de Danemarche, par Raimbert de Paris, p. p. J. Barrois. Paris 1842; vergl. Histoire littéraire XXII, 643—659.

Ogier steht bei Karl in hohen Ehren; ihm verdankt man ja die Rettung des Königreiches, er ist das beste Bollwerk Frankreichs gegen die Sarazenen. Aber ein unseliger Zufall sollte bald das gute Einvernehmen stören. Charlot, Karls Sohn, spielt eines Tages Schach mit Ogiers Sohn Baudouinet, und als dieser die Partie gewinnt, erschlägt ihn Charlot zornentbrannt mit dem Schachbrette. Als Ogier diese Nachricht gebracht wird, gerät er außer sich vor Wut; er verlangt, daß Charlot den Tod erleide, und als Karl sich weigert, dieser Forderung nachzukommen, vergreift er sich an der geheiligten Person des Königs selbst und verwundet ihn gefährlich. Eine erbitterte Verfolgung des fliehenden Ogier findet nunmehr statt; aber er kommt glücklich zum König Didier von Pavia, der ihn gastlich aufnimmt. Eine Aufforderung Karls, den flüchtigen Vasallen auszuliefern, wird zurückgewiesen; Pavia wird mit Krieg überzogen. Ogier verrichtet Wunder der Tapferkeit; in einer Schlacht jedoch wird er von Didier verlassen und ihm der Zutritt zu der Stadt verweigert. Was kann er jetzt beginnen, allein gegen so viele Tausende? Er begiebt sich auf die Flucht, getragen von seinem trefflichen Rosse Broiefort und hart verfolgt von den Scharen der Franzosen. Auf dieser Flucht befleckt er seinen Ruf mit zwei Schandthaten: er tötet die beiden Freunde Amis und Amiles, die, waffenlos, von einer Pilgerfahrt heimkehren; er mordet die Bewohner eines Schlosses, in dem er Zuflucht findet. Noch immer sind die Feinde auf seinen Fersen; von neuem begiebt sich Ogier auf die Flucht, bis er endlich seine Burg Castelfort erreicht. Sieben Jahre hält er hier die Belagerung aus; seine Begleiter fallen einer nach dem anderen, endlich ist er allein, abgemagert und von Hunger gequält. Verzweifelt stürzt er aus dem Schlosse, mit der festen Absicht, Karl oder Charlot zu ermorden. Nur durch ein Wunder wird Charlot gerettet, Ogier aber entkommt unverletzt. Ein Zufall endlich führt zu seiner Gefangennahme. Von der übergroßen Anstrengung ermattet, ist er auf einem Felde eingeschlafen, als gerade Turpin von Rheims aus Rom heimkehrt und den schlafenden Helden findet. Er läßt sein Roß und seine Waffen in Sicherheit bringen und erklärt ihn alsdann als seinen Gefangenen. Ogier fährt aus dem Schlafe empor, sieht sich seiner Waffen beraubt und muß nach einem hitzigen Faustkampfe der Übermacht weichen. Als Karl von der Gefangennahme seines Feindes hört, befiehlt er ihn sofort zu tödten. Allein Turpin wünscht den wackeren Helden zu retten; er macht Karl den Vorschlag, Ogier langsam verhungern zu lassen. Karl willigt in diese Todesart, die ihm wegen ihrer Langsamkeit noch grausamer scheint; aber er hat seine Rechnung ohne die Mildherzigkeit des Erzbischofs gemacht. Der gute Turpin pflegt seinen Gefangenen nach Kräften; die Bürger von Rheims und besonders die Damen besuchen ihn im Gefängnis und suchen ihm den Aufenthalt daselbst zu verschönern; und so erhält Ogier bald seine Kraft in ihrer alten Fülle zurück. Diese Gefangenschaft dauert sieben Jahre.

Inzwischen verbreitet sich das Gerücht von Ogiers Tod bis zu den Heiden, und sofort unternimmt ihr König Brehus einen neuen Krieg gegen Karl, dessen Herrschaft durch das kühne Vordringen der Heiden stark erschüttert wird. Nur ein Mann kann Reich und König retten, und das ist Ogier. Karl ist glücklich, als er vernimmt, daß er noch lebt; um Frankreich, um sich zu retten, läßt er sich zu demütigen Bitten herab. Ogier, in seiner gewöhnlichen Wildheit, antwortet, er werde Frankreich retten, wenn der König ihm seinen Sohn Charlot ausliefern würde. Karl, der nur die drohende Gefahr Frankreichs vor Augen hat, verspricht alles. Als jedoch Ogier sich anschickt, dem Prinzen das Leben zu nehmen, da erwacht das Vaterherz in Karls Brust; er will die Hälfte seines Reiches abtreten, wenn nur jener von seinem unseligen Vorhaben abstehen wolle. Doch vergebens sind die Bitten des Königs, vergebens die Beschwörungen Charlots, vergebens die Ermahnungen Naimes; Ogier will Rache haben für den Tod seines Sohnes. Schon ergreift er Charlot bei den Haaren, schon zieht er das Schwert, da steigt St. Michael vom Himmel herab und versöhnt die gewaltigen Feinde.

Sofort stürzt Ogier gegen die Heiden, besiegt ihren Anführer Brehus und befreit Frankreich. Er heiratet alsdann die Tochter des Königs von England, die er aus den Händen der Ungläubigen gerettet hatte, und lebt bis zu seinem Ende auf den Besitzungen, die ihm der dankbare König schenkt, ein Freund und Vater der Armen und Unterdrückten, ein Schrecken der Bösen. Er liegt in Meaux begraben.

Auch über die Grenzen Frankreichs hinaus weit verbreitet ist die Geschichte der sogenannten Vier Haimonskinder, welche an phantastischen, aber auch an rührenden und packenden Zügen reich, besonders den Kampf des einen von ihnen, Renaud von Montauban, gegen seinen Herrn und Kaiser schildert.*)

Karl hat alle Gegner und Feinde unterworfen; in ganz Frankreich widersteht ihm nur noch ein trotziger Vasall, Beuves d'Aigremont. Derselbe hatte seinem Bruder Doon de Nanteuil und dessen Rittern, die erst kürzlich sich gegen Karl erhoben hatten und nach heftigem Widerstande besiegt worden waren, eine Zufluchtsstätte gewährt, wodurch er den Zorn des Kaisers auf sich gezogen hatte. Ein dritter Bruder, Aimon de Dordone, befindet sich an Karls Hofe und sucht für seine Brüder ein gutes Wort einzulegen; aber Karl wird darüber so aufgebracht, daß er Aimon in die Acht erklärt, worauf dieser sofort mit 4700 Rittern abzieht.

Auf Naimes von Bayern Rat wird Beuves aufgefordert, nächste Weihnachten an Karls Hofe zu erscheinen und seiner Lehnspflicht zu genügen.

---

*) Renaus de Montauban oder die Haimonskinder. Altfranzösisches Gedicht nach der Handschrift zum ersten Male herausgegeben von H. Michelant. Stuttgart 1862; vergl. Histoire littéraire XXII, 667—700. Auch die Prosaversion war sehr beliebt, vergl. Tarbé, Le Roman des quatre fils Aymon, princes des Ardennes. Reims 1861.

Beuves schlägt dem Gesandten zur Antwort das Haupt ab. Die Botschaft wird noch einmal erneuert und zwar überbringt sie Karls eigner Sohn Lohier mit einem glänzenden Gefolge von Rittern. Aber seine hochtrabenden Reden erbittern Beuves so, daß er in einem Gemetzel zwischen den beiderseitigen Rittern den jungen Fürsten mit eigener Hand tötet. Ein Schrei der Rache geht durch ganz Paris, als diese That ruchbar wird, und der Krieg gegen Beuves wird beschlossen.

Gegen Karl verbinden sich die vier Brüder: Girard de Roussillon, Doon de Nanteuil, Beuves und Aimon. Eine gewaltige Schlacht findet statt, die Brüder werden besiegt, demütigen sich und erlangen Karls Verzeihung. Aber diese Verzeihung ist nicht aufrichtig; Karl stiftet ein Paar Mörder an, Beuves zu ermorden; der Plan gelingt, und der tapfere Held wird auf einer Reise nach Paris hinterlistig erschlagen. Seine Brüder aber beeilen sich mit dem Könige Frieden zu schließen, und dieser sucht durch reiche Geschenke sie sich zu Freunden zu machen.

Eine Zeit lang geht alles gut; tiefer Friede herrscht in Frankreich; Aimon ist am Hofe und hat die Freude, seine vier Söhne Renaud, Alard, Guichard und Richard von des Königs eigner Hand zu Rittern geschlagen zu sehen. Eines Tages spielt Renaud mit Bertolais, dem Neffen des Königs, Schach; es kommt zwischen beiden zu heftigen Worten, und Renaud tötet seinen Gegner.

Der Wut Karls entziehen sich die vier Brüder durch die Flucht, und da sie auf ihrem väterlichen Schlosse Dordone sich nicht sicher glauben, verbergen sie sich im Ardennerwald, woselbst sie sich die Burg Montessor bauen.

Bald langt Karl mit einem mächtigen Heere vor der Burg an und beginnt eine hartnäckige Belagerung. Fünf Jahre wird dieselbe standhaft ertragen; alle Vorräte sind aufgezehrt, die Ritter auf eine kleine Zahl zusammengeschmolzen. Da stehlen sie sich auf Renauds Rat heimlich bei Nacht aus dem Schlosse und durchbrechen glücklich die feindlichen Reihen.

Karl verzichtet auf ihre Verfolgung in dem wilden Ardennerwald, aber Aimon, der eigne Vater, dringt auf die Bestrafung seiner Söhne und setzt ihnen mit seinen Scharen nach. Es kommt zu einem Kampfe; die Brüder werden geschlagen; von den Ihrigen entrinnen nur vierzehn, von denen jedoch elf bald darauf Hungers sterben; die übrigen flüchten tiefer in den Wald. Hier führen sie nun sieben Jahre lang ein erbärmliches Leben; ihre Kleidung fällt ihnen vom Leibe; sie müssen die Rüstung auf bloßem Körper tragen; ihre Haut wird struppig wie die eines Bären; ihr Gesicht schwarz wie Tinte; ihre Nahrung besteht aus rohem Fleisch und Wurzeln. Nicht weniger als sie leiden ihre Rosse mit Ausnahme von Renauds, Bayard, das wunderbarer Weise, je schlechter die Nahrung wird, immer mehr an Fülle und Kraft zunimmt.

Da erwacht in ihnen die Sehnsucht nach der Heimat und der Mutter; sie machen sich, Dieben gleich, auf den Weg, schlafen bei Tage, marschieren des Nachts und kommen nach vielen Strapazen vor Dordone an. Mit

Thränen in den Augen und klopfenden Herzens treten sie ein; man hält sie für Pilgrime und nimmt sie gütig auf. An einer Narbe in Renauds Gesicht erkennt die greise Mutter ihre lang entbehrten Söhne und unter Thränen der Freude drückt sie sie an ihre Brust.

Da tritt Aimon ein; seine Gemahlin zeigt ihm seine vier Söhne; er aber erstickt jedes väterliche Gefühl und nur gegen ihren Fürsten empörte Unterthanen in ihnen sehend, weist er sie barsch aus seinem Schlosse. Die vier Brüder entfernen sich, nachdem die mütterliche Liebe sie noch mit neuen Gewändern, Rüstungen und Geld versehen hat, und ziehen mit einem Gefolge von siebenhundert Rittern nach dem Süden.

Daselbst bestanden zwei Königreiche, das christliche von Bordeaux, regiert von dem Könige Yon, das heidnische von Toulouse unter Begue. Letzterer hatte sich durch seine kühnen Eroberungen eine bedeutende Macht verschafft und warf schon lüsterne Blicke auf Bordeaux. Der Krieg wird erklärt; da kommen zur rechten Zeit die vier Aimonskinder dem bedrängten Yon zu Hülfe, und mit ihnen ihr Vetter Maugis, der wohl erfahren ist in magischen Künsten und der von nun an in unserem Romane die komische Rolle spielt. Die Heiden werden geschlagen, Renaud nimmt den König Begue selbst gefangen. Als Belohnung begehren sie die Erlaubnis, sich an der Gironde eine Burg zu erbauen; Yon kann seinen Befreiern nichts versagen, und so erhebt sich denn nach kurzer Zeit die stolze Burg Montauban, gut befestigt und wohl geeignet, eine Belagerung auszuhalten. Eine kurze Zeit lächelt das Glück den so schwer geprüften Brüdern; Renaud heiratet Yons Schwester Aalis; Festlichkeit folgt auf Festlichkeit.

Eines Tags kehrt Karl aus Spanien von einer Wallfahrt zum Grabe des heiligen Jacob von Compostella zurück; er zieht über Bordeaux. Hier sieht er das stattliche Schloß Montauban, und wie er hört, daß seine Feinde die glücklichen Besitzer desselben sind, erwacht die alte Zornesglut von neuem, und eine Reihe blutiger Kämpfe ist die Folge.

Aber vergebens sind alle Angriffe seiner gewaltigen Macht auf Montbendel, wohin die Brüder sich zurückgezogen hatten; da nimmt Karl zum Verrate seine Zuflucht. Durch Drohungen und Bestechungen bewegt er den König Yon, seinen Schwager und dessen Brüder auszuliefern. Unter dem Vorwande, daß ihnen verziehen werden sollte, falls sie unbewaffnet ins Lager kommen würden, werden sie mitten unter ihre Feinde gelockt, und wären ihrem heroischen Zutrauen zu des Königs Worte zum Opfer gefallen, wenn nicht zur rechten Zeit eine Schar von 10000 Gascognern ihnen zu Hilfe gekommen wäre, unter Anführung des wackeren Maugis.

Kurze Zeit darauf gerät Richard in Karls Gewalt, und dieser beschließt seinen Tod durch den Strang. Da eilt das Zauberroß Bayard zu Renaud, erweckt ihn durch einen Hufschlag auf seinen Schild, und weist auf den schon am Galgen hängenden Bruder hin. Mit gewaltigen Sätzen eilt Renaud auf

seinem treuen Rosse jenem zu Hilfe, und kommt noch zur rechten Zeit an, um ihn vor dem Tode zu bewahren.

Ein anderes Mal bemächtigt sich Karl Maugis; aber ist schon Richard seiner Gewalt entgangen, so erst recht der in der Magie bewanderte Maugis. Er schläfert den König ein, stiehlt die Schwerter Turpins, Oliviers, Rolands und Ogiers und treibt sein Wesen so weit, daß er die königliche Krone in einem Zipfel des königlichen Gewandes mitgehen heißt.

Der schlimmste Streich aber, den er Karl spielte, war der, daß er ihn schlafend und waffenlos in die Gewalt der Brüder giebt. Richard, der erlittenen Schmach wohl eingedenk, will sich an der Person des Herrschers vergreifen und ihn hängen lassen. Aber Renaud, der in ihm nur seinen durch die Kirche geheiligten Oberherrn sieht, verbietet es ihm streng. Und als nun Karl erwacht, sinken die vier Brüder in die Kniee, und Renaud beschwört ihn bei dem Schmerze und den Thränen der Jungfrau Maria, die sie vergoß, als sie den Leib ihres Sohnes durchbohrt sah, Frieden zu machen. Er will ihm gern Montauban und Bayard überliefern, Frankreich verlassen und barfuß nach dem heiligen Grabe pilgern. Aber Karl bleibt hart und unerbittlich; er wird von Renaud unversehrt entlassen mit den Worten: „Wenn es Gott und euch gefällt, werden wir Freunde sein."

Die Belagerung von Montauban wird fortgesetzt; bald sind die Vorräte der Burg aufgezehrt; eine schreckliche Hungersnot beginnt zu wüten. Die Ritter sind genötigt ihre Pferde zu schlachten; selbst dem wackeren Bayard droht dasselbe Los. Aber der Himmel rettet die Helden durch ein Wunder. Ein unbekannter Greis zeigt den Brüdern einen unterirdischen Gang, auf dem sie mit den Ihrigen glücklich entkommen.

Bald merkt Karl die Flucht seiner Feinde; er eilt ihnen nach, und der Kampf beginnt von neuem. Ein glücklicher Zufall läßt Richard von der Normandie in Renauds Hände fallen und führt dadurch endlich den lang ersehnten Frieden herbei. Richard soll gehängt werden, wenn Karl nicht endlich nachgeben werde; zwar sträubt sich des Kaisers trotziger Sinn dagegen; aber die zwölf Pairs drohen abzuziehen, und Roland ist der erste, der Miene macht, seine Drohung auszuführen. Da erklärt sich Karl zur Versöhnung bereit, vorausgesetzt, daß Renaud eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande unternimmt, und daß ihm Bayard ausgeliefert werde.

Renaud legt sofort die Waffen nieder, hüllt sich in Pilgergewandung und verläßt Frankreich. Karl will sich nichtswürdig an Bayard rächen; er läßt ihn mit einem Mühlstein am Halse in die Maas werfen; aber das gefeite Roß zerbricht den Stein, schwimmt kühn an das andere Ufer und sprengt mit freudigem Wiehern in den Ardennerwald, wo es sich noch bis auf den heutigen Tag befinden soll.

Renaud durcheilt als Pilger ganz Europa, und kommt endlich nach Konstantinopel. Hier findet er seinen Vetter Maugis wieder, der aus Reue über

seine Zauberthaten sich dorthin als Einsiedler zurückgezogen hatte. Mit ihm zusammen pilgert er weiter nach Jerusalem. Aber ach! die heilige Stadt ist nicht mehr in der Christen Hände: der Amiral von Persien hat sich derselben verräterischer Weise bemächtigt. Da erwacht der Krieger wieder in Renaud und Maugis; sie sammeln ein starkes Christenheer und erobern Jerusalem. Vergebens bietet man Renaud die Krone an; ein zweiter Gottfried von Bouillon weist er sie zurück und begnügt sich, das heilige Grab mit seinen Thränen zu benetzen. Dann eilt er sehnsuchtsvoll wieder nach der Heimat. Mit feuchtem Auge betritt er nach einer Abwesenheit von Jahren wieder die vaterländischen Gefilde; seine treue Gattin Aalis findet er nicht mehr unter den Lebenden; aber seine Söhne, Aimonet und Yon, sind zu schönen und kräftigen Jünglingen herangewachsen. Nach einer Umarmung derselben verläßt er arm und barfüßig sein Schloß; er trennt sich von seinen Söhnen, seinen Brüdern, von der Welt; er ist nur auf das Heil seiner Seele bedacht. Auf seiner Wanderung kommt er nach Köln, wo man gerade das Kloster des Heiligen Petrus baut. Hier glaubt er den rechten Ort für seine Buße gefunden zu haben; er vermietet sich als Handlanger, ohne anderen Lohn zu beanspruchen, als sein tägliches Brot. Seine ungeheure Kraft kommt ihm trefflich zu statten; die schwersten Lasten, die größten Felsstücke sind ihm federleicht, und der Bau des Klosters schreitet sichtbar vorwärts. Alle Leute sind des Staunes voll ob dieses unermüdlichen Arbeiters; die anderen Maurer aber werden neidisch auf ihn und suchen sich seiner zu entledigen. Eines Morgens fallen sie über ihn her und töten ihn mit Hammerschlägen; den Leichnam werfen sie in den Rhein. Aber, o Wunder! der Körper sinkt nicht unter; Fische halten ihn über dem Wasser; ein überirdischer Glanz strahlt von ihm aus, und Engelgesang läßt sich hören. Der Bischof läßt den Märtyrer ans Land schaffen, um ihn unter Gesängen und Gebeten zu bestatten. Aber ein neues Wunder ereignet sich; der Körper wandelt vor den Leuten einher; wohin er nur kommt, genesen die Kranken; endlich hält er an in Trémoigne, dem Aufenthaltsort seiner Brüder und Kinder. Hier erst stellt sich die Identität jenes riesigen Maurers mit Renaud von Montauban heraus; hier wird er bestattet, und sein Name von nun an unter die Heiligen gezählt.

Zu den Epen mit feodalem Charakter ist auch zu rechnen die berühmte chanson de geste Huon de Bordeaux*), worin erzählt wird, wie Charlot, der Sohn des altersschwachen und zur Abdankung geneigten Kaisers,

*) Huon de Bordeaux, chanson de geste, p. p. F. Guessard et C. Grandmaison, Paris 1860; vergl. A. Graf, I complementi della chanson d'Huon de Bordeaux, testi francesi inediti tratti da un codice della biblioteca nazionale de Torino. I. Auberon. Halle 1878; A. Longnon, L'élément historique de Huon de Bordeaux. Romania VIII; M. Koch, Das Quellenverhältnis in Wielands Oberon. Marburg 1880; Histoire littéraire XXVI, 41—93; Dunlops Geschichte der Prosadichtungen, deutsch von Liebrecht. Berlin 1851. S. 123 f.

auf Antrieb des bösen Ratgebers Amauri, Huon, dem Herzog von Bordeaux, einen verräterischen Hinterhalt legt, als dieser mit seinem Bruder Girard sich an den Hof Karls begiebt, um den Lehnseid zu leisten; wie Huon im Verteidigungskampfe und ohne ihn zu kennen den Lieblingssohn seines Gebieters tötet; wie er in einem Zweikampfe mit Amauri darthut, daß er fern von jeder bösen Absicht gehandelt habe; wie Karl, gezwungen durch seine aufsässigen Barone, ihm verzeiht, unter der seltsamen Bedingung jedoch, daß er sich an den Hof des Emirs von Bagdad, Gaudise, begebe, vor diesen Fürsten, während er bei Tische säße, trete, den Kopf des ersten seiner Paschas abschlage, die Prinzessin Esclarmonde drei Mal küsse und dem Kaiser Karl eine Locke aus dem weißen Bart des Emirs und vier Backenzähne als Tribut bringe; wie Huon mit Hilfe des alten Recken Geriaume und des Feenkönigs Auberon die Aufgabe erfüllt, wie er unter höchst wunderlichen Abenteuern nach der Heimat zurückkehrt, die schöne Esclarmonde als seine Gemahlin mit sich führend, und von Karl als Herzog von Gascogne und Bordeaux bestätigt wird. Es ist wohl nicht nötig, auf den Inhalt dieses höchst originellen Werkes, in welchem der (unbekannte) Dichter auf sehr geschickte Weise eine feodale chanson de geste mit einem an abenteuerlichen Zügen reichen roman zu verbinden gewußt hat, näher einzugehen, da Wielands Oberon sich ziemlich genau an das französische Original anschließt, und Weber durch seine Oper Oberon den Stoff auch in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat.

Nun haben wir noch ein Gedicht zu erwähnen, welches eine Pilgerfahrt Karls nach dem Orient in halb ernsthafter, halb komischer Darstellung schildert: Die Reise Karls nach Jerusalem und Konstantinopel*), eine der ältesten chansons de geste, da sie dem elften Jahrhundert entstammt, und da das Rolandslied schon eine Anspielung darauf enthält in dem Verse:

Costentinoble dunt il out la fiance. (2329)

Das Gedicht war sehr beliebt, was der Umstand zeigt, daß mehrere Prosabearbeitungen davon existieren, und daß der Stoff allen abendländischen Litteraturen bekannt war.

Auf Karls Frage, ob sie wohl je einen König gesehen, den die Krone besser kleidete als ihn, gesteht seine Gemahlin endlich nach vielem Zögern, daß sie habe sagen hören, keiner gleiche dem Kaiser von Griechenland und Konstantinopel Hugon le Fort.

---

*) Herausgegeben von Fr. Michel, Charlemagne, an Anglo-norman poem of the twelfth century, with an introduction and a glossarian index. London 1836; von E. Koschwitz, Karls des Großen Reise nach Jerusalem und Konstantinopel. Ein altfranzösisches Gedicht des elften Jahrhunderts. Heilbronn 1880; vergl. E. Koschwitz, Sechs Bearbeitungen des altfranzösischen Gedichts von Karls des Großen Reise. Heilbronn 1879; G. Paris, La chanson du pèlerinage de Charlemagne. Romania IX, 1; G. Paris, La poésie du moyen âge. Paris 1887. S. 119; Morf, Étude sur la date, le caractère et l'origine de la chanson du pèleringe de Charlemagne. Romania XIII, 185; Histoire littéraire XVIII. 704—714.

Um die Bekanntschaft dieses seines Nebenbuhlers zu machen, bricht Karl sofort mit den zwölf Pairs auf, begleitet von 80 000 wohlbewaffneten Pilgern. Sie ziehen zuerst nach Jerusalem und haben den Hochgenuß, auf den Stühlen der Apostel und an demselben Tische sich niederzulassen, an dem Christus das Abendmahl einsetzte, wobei Karl Christi Stelle selbst einnimmt. Von dem Patriarchen mit großer Ehrerbietung behandelt und mit Geschenken von kostbaren Reliquien bedacht (darunter befinden sich die heilige Krone, der Becher, dessen sich Christus beim Abendmahl bediente, ein Nagel vom Kreuz und . . . Milch von der Jungfrau Maria) brechen die Franzosen nach Konstantinopel auf, um endlich den berühmten Hugon kennen zu lernen.

Hugon wird von Karl getroffen, wie er gerade sein Feld bestellt: dieser gute König läßt seinen — übrigens goldenen — Pflug flugs stehen, bewirtet seine vornehmen Gäste herrlich und führt sie dann in ihr Schlafgemach. Der König und seine Ritter können nicht gleich einschlafen und vertreiben sich die Zeit mit Späßen (gabs). Karl macht sich einheischig, mit einem Hiebe den stärksten von Hugons Rittern bis auf den Sattel zu spalten. Roland prahlt: er werde Hugons Stadt anblasen und dadurch einen solchen Sturm erregen, daß, wenn Hugon sich zeigen würde, es um seinen Schnurrbart geschehen sei. Olivier: er werde des Königs Tochter Jacqueline entehren. Turpin: der König lasse drei seiner besten Pferde los; er werde sie zu Fuß verfolgen und auf das eine von ihnen springen; dort wolle er mit vier Äpfeln Jongleur-Kunststücke aufführen und sich, wenn er einen fallen ließe, die Augen ausstechen. Guillaume d'Orange: er werde mit einer einzigen Hand einen Ball, den hundert Mann nicht heben könnten, gegen den Palast des Königs schleudern und vier Klaftern Wand davon niederschlagen. Ogier, ein zweiter Simson, macht sich anheischig, die Säule, auf der des Königs Palast ruhe und somit diesen selbst umzustürzen. Gerin: man stelle zwei Pfennige auf einen Marmorturm; er werde aus der Entfernung von einer Meile mit einem Spieße den einen von ihnen zu Boden schleudern ohne den anderen zu berühren. Bernard will einen Fluß ablenken und damit die ganze Stadt überschwemmen. Zu ähnlichen Heldenthaten erklären sich die übrigen Ritter bereit.

Mit Entsetzen hat König Hugon seine freundlichen Gäste belauscht. Bei Tagesanbruch schilt er sie tüchtig aus und spricht davon, ihnen den Kopf abschneiden zu lassen. Wer am meisten Furcht hat und um seine Haut bangt, ist Karl. Er sucht sich und seine Ritter vergebens mit Trunkenheit zu entschuldigen; Hugon besteht darauf, daß die Prahlereien ausgeführt würden. Da kommt der Himmel den Franzosen zu Hilfe; ein Engel heißt Karl guten Mutes sein, Gott werde Wunder thun; für künftig aber verbitte er sich solche „gabs“. Guillaume schleudert wirklich den Ball gegen den Palast und wirft vier Klaftern der Mauer nieder. Bernard überschwemmt die ganze Stadt, und mit Gottes Hilfe stehen bald alle Keller unter Wasser. Olivier entehrt

öffentlich Hugons Tochter Jacqueline.*) Da hat der König von Konstantinopel genug, er bittet Karl um Frieden. Darauf setzen beide Herrscher ihre Kronen auf, um zu sehen, wen sie am besten kleide, und der Preis wird einstimmig Karl zuerkannt, der nun stolz und siegesbewußt nach Paris zurückkehrt.

In die intimen Familienverhältnisse des alt und schwach gewordenen Kaisers Karl führt uns ein die chanson de geste Macaire**), welche zum Hauptgegenstand die Schicksale der von Karl ungerecht verstoßenen Königin Blanchefleur hat, daneben aber noch besonderes Interesse erweckt durch die Benutzung und Verarbeitung eines Stoffes, der sich in der Litteratur aller abendländischen Völker vorfindet, ja sogar dem griechischen Altertum nicht unbekannt war: nämlich der Geschichte von dem treuen Hunde, der den Mörder seines Herrn ausfindig macht und dessen Strafe veranlaßt.

Lange nach dem verhängnisvollen Tage von Roncesvalles hatte Karl dem Geschlechte Ganelons, das durch so viele Verrätereien sich berüchtigt gemacht hatte, seine Gunst wieder geschenkt, und besonders erfreute sich derselben Macaire, der Neffe jenes Erzverräters. Aber dies Vertrauen seines Oberherrn mißbraucht er in der schimpflichsten Weise: er wagt es, seine Augen zu der Gemahlin Karls, Blanchefleur, zu erheben und sie mit Liebesanträgen zu verfolgen, die aber energisch zurückgewiesen werden. Da besticht er einen häßlichen Zwerg, dessen Gesellschaft von der Königin wohl gelitten war, sich eines Morgens, während der Kaiser in der Messe wäre, in das Bett Blanchefleurs zu schleichen und in dieser verfänglichen Situation sich finden zu lassen. Der teuflische Plan gelingt; die junge Fürstin, welche vergebens ihre Unschuld beteuert, wird als Ehebrecherin zum Feuertode verurteilt, und vor diesem schrecklichen Ende nur dadurch bewahrt, daß sie dem sie zum Scheiterhaufen begleitenden Bischof ihre Schwangerschaft gesteht; ihr Urteil wird nunmehr in Verbannung umgewandelt. Der einzige Getreue, der die Unglückliche auf

---

*) Aus der Liebe Oliviers und Jacquelines entsproß Galien (genannt le Restauré oder mit einer etymologischen Spielerei le Rhétoré). Seine Abenteuer bilden den Gegenstand eines viel gelesenen und öfters gedruckten Prosaromans. Galien zieht aus, um seinen Vater Olivier aufzusuchen; er findet ihn sterbend auf dem Schlachtfeld von Roncevaux, wo ihn Olivier feierlich anerkennt. Später König von Griechenland, entsagt er seiner Würde, pilgert nach dem Grabe seines Vaters und stirbt dort vor Kummer. Vergl. Histoire littéraire XXVIII, 221.

**) Herausgegeben von A. Mussafia, Altfranzösische Gedichte aus Venezianischen Handschriften (enthaltend: Prise de Pampelune und Macaire). Wien 1864; von Guessard, Macaire, chanson de geste, publiée d'après le ms. unique de Venise. Paris 1866. — Über die verschiedenen Behandlungen der Geschichte vom treuen Hund vergl. die vortreffliche Einleitung der Guessard'schen Ausgabe. Bekanntlich erschien 1814 ein Drama Le chien de Montargis, welches unter dem Titel „Der Hund des Aubry“ auch in Deutschland bekannt wurde, und die Veranlassung dazu gab, daß Goethe die Leitung des Weimarer Theaters aufgab, weil er die den edelsten dramatischen Schöpfungen bestimmte Bühne nicht durch einen dressierten Hund entweihen lassen wollte.

ihrem Wege in ihre Heimat begleitet, ist der Ritter Aubri; derselbe fällt jedoch unter den Streichen Macaires, welcher der Verbannten nacheilt und sich auf jede Weise in ihren Besitz setzen will. Sein Plan gelingt nur zur Hälfte: die Königin flieht während des Kampfes mit Aubri quer durch den Wald, und Macaire kehrt, ohne ihrer habhaft geworden zu sein, auf heimlichen Wegen nach Paris zurück, überzeugt, daß seine Mordthat nicht an das Tageslicht kommen wird. Aber er hat seine Rechnung ohne den Hund des Getöteten gemacht. Nachdem dieser drei Tage lang die Leiche seines Herrn bewacht hat, eilt er, vom Hunger getrieben, nach Paris zurück, begiebt sich geradeswegs in den königlichen Speisesaal und wird nicht sobald Macaires ansichtig, als er ihm an die Kehle springt und, ehe es jemand verhindern kann, ihm seine Zähne ins Gesicht schlägt. Da dasselbe Abenteuer sich nach kurzer Zeit wiederholt, so wird man aufmerksam, folgt dem Hunde und findet die kaum noch erkenntliche Leiche Aubris. Sofort vermutet man in Macaire den Mörder; auf Befehl des Kaisers muß derselbe, nur mit einem Knüttel bewaffnet, mit dem Hunde in die Schranken treten, und dabei kommt die Wahrheit ans Licht: von dem treuen Tiere besiegt, wird der Übelthäter gezwungen sein Verbrechen zu bekennen und erhält seine wohlverdiente Strafe; er wird von wilden Pferden zerrissen, und seine blutenden Überreste werden verbrannt.

Die Königin ist inzwischen zu einem Kohlenbrenner, namens Varocher, gelangt, der sie erkennt, sie gastlich aufnimmt und sie auf ihrer Wanderung zu ihrem Vater, dem König Cleramon von Griechenland, begleitet. Seine hünenhafte Gestalt und seine riesige Stärke sind der beste Schutz der unglücklichen Frau. In Ungarn gebiert sie einen Sohn, den der König von Ungarn selbst aus der Taufe hebt, und dem der Name Louis gegeben wird. Als der König von Griechenland von dem seiner Tochter angethanen Schimpf hört, versammelt er sofort ein großes Heer, fällt in Frankreich ein und belagert Karl, der die jämmerlichste Rolle von der Welt spielt, in Paris. Besonders zeichnet sich der Köhler Varocher in den zahlreichen Scharmützeln mit den Franzosen aus; von einem Zweikampf zwischen ihm und Ogier le Danois wird schließlich der Ausgang des Krieges abhängig gemacht. Nachdem die beiden tüchtig auf einander losgeschlagen haben, lassen sie sich in ein Gespräch ein, und als Ogier dabei vernimmt, daß Blanchefleur sich im griechischen Heere befände, und Varocher, daß Karl schon lange seinen Irrtum eingesehen und bereut habe, so bewirken sie die Einstellung der Feindseligkeiten und allgemeine Versöhnung.

Das stark italianisierte Gedicht ist offenbar nur die Bearbeitung einer echt französischen chanson de geste des zwölften Jahrhunderts, von der geringe Bruchstücke erhalten sind. Die Königin heißt darin, wie in allen denselben Stoff behandelnden Prosaromanen, Sibille, und ist die Tochter des Königs Didier von der Lombardei, während Blanchefleur der Name der

Tochter des Herzogs Naime ist, die den Sohn Sibilles, Louis, heiratet. Vielleicht ist ein Forscher so glücklich, das französische Gedicht, von dessen Existenz übrigens auch zeitgenössische Chroniken berichten, und das stofflich den besseren seiner Art zuzurechnen ist, aufzufinden.

Kapitel V.

Die Chansons de Geste.

II. Garin de Montglane.

Nachdem wir im voraufgehenden Kapitel die wichtigsten der um die Person Karls des Großen sich gruppierenden Epen vorgeführt haben, wenden wir uns nun zu dem südlichen Epenkreis, der Garin de Montglane und besonders seinen Nachkommen Guillaume d'Orange zum Mittelpunkt hat. Hierhin gehören etwa zwanzig, teils in gereimter Form, teils in Prosaredaktionen erhaltene, aus dem zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert herrührende Gedichte, denen meistens ein historisches Faktum zu Grunde liegt, in denen aber die Phantasie der Dichter nicht minder üppig erscheint, als in den Karlsepen. Dieselbe chronologische Ungenauigkeit, die bei den letztgenannten auffiel, herrscht auch in diesem Cyklus, und wie dort Karl Martell, Karl der Große und dessen schwache Nachfolger bunt durcheinandergeworfen werden, so hier der historisch nachweisbare Guillaume, Graf von Septimanien, Toulouse und Aquitanien, der 793 an den Ufern des Orbieu den Sarazenen eine blutige Schlacht lieferte, Catalonien eroberte und 812 in dem von ihm gestifteten Kloster Gellone (heut Saint-Guilhem du Desert) im Geruche der Heiligkeit starb, mit anderen Helden gleichen Namens, welche sich in Kämpfen gegen die Mauren ausgezeichnet hatten, so besonders mit Guillaume Fierebrace, unter dessen Anführung die Normannen sich in Sicilien festsetzten, und später, als die Epen im Norden große Verbreitung fanden, mit Guillaume von Montreuil-sur-Mer, der sich in den Kämpfen mit den Normannen einen berühmten Namen machte und einer der bedeutendsten Kämpen der letzten Karolinger in ihren Streitigkeiten mit ihren Vasallen gewesen zu sein scheint — Verwechselungen, welche oft handgreiflich zu Tage treten und zu mannigfaltigen Widersprüchen Veranlassung geben.

Den ältesten dieser Guillaume zum Gegenstand habenden Epen wurden im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert gewissermaßen als Einleitung und Fortsetzung Gedichte zugefügt, welche die Thaten der Vorfahren des Helden und seiner Nachkommen besingen, zum größten Teil traurige Machwerke, welche nicht verdienen, aus ihrem jahrhundertelangen Schlaf in den Bibliotheken gestört zu werden. Eine solche Reimerei ist die chanson de geste Enfances

Garin*), womit der dem fünfzehnten Jahrhundert angehörende Dichter der „geste Guillaume" einen ähnlichen Anfang verleihen wollte, wie ihn Adenès li Rois mit Berte-aus-grans-piés dem Cyclus Karls des Großen gegeben hat. Auch in Bezug auf den Inhalt erweist sie sich als eine schwache Nachahmung des eben genannten Gedichtes, insofern Garins Mutter Flore gleichfalls auf Anstiften der Mutter ihrer Nebenbuhlerin von ihrem Gemahl verstoßen wird, lange Jahre in niedriger Stellung lebt und dann schließlich wieder in ihre Rechte eingesetzt wird. Ihr im Elend geborener, sich aber bald zu einem herrlichen und ritterlichen Jüngling entwickelnder Sohn Garin wird nun der Held eines langen und langatmigen Gedichts, Garin de Montglane**), von unbekanntem Verfasser, der in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gelebt haben mag, da er die Namen Albigenser und Sarazenen ohne Unterschied gebraucht — eine Erinnerung an den religiösen Krieg gegen die Albigenser. Garin hat die abgeschmacktesten Abenteuer zu bestehen, um in den Besitz seiner Geliebten, Mabille, zu gelangen; ihrer Ehe entsprießen vier Kinder, Hernaut, der Ahne Guillaumes; Renier, der Vater Oliviers und der Braut Rolands, Aude; Miles, Herzog von Pouille und Schwager Karls des Großen, und Girart de Viane, der gewaltige Feind Karls. Von diesen Helden hat die Sage sich des letzteren, Girart de Viane, mit Vorliebe bemächtigt, und ein Geistlicher, Bertrand aus Bar-sur-Aube, hat ihn zum Gegenstande eines Gedichtes***) gemacht, bei dem wir etwas ausführlicher verweilen wollen. Bemerken wir vorher, daß es eine historische Grundlage nicht hat, daß es jedoch an geschichtlichen Anspielungen nicht fehlt: die Belagerung Montglanes an der Rhone durch die Sarazenen weist auf einen Einfall derselben in den Süden Frankreichs hin, und historisch sind die Kämpfe Karls mit seinen Vasallen, von denen unser Gedicht ein weiteres Beispiel giebt.

Garin ist alt und arm. Sein Schloß Montglane wird durch Sinagos, König von Alexandrien, in Schach gehalten. Er und seine vier schönen und stolzen Söhne haben nichts zu essen und sind in Lumpen gekleidet. Ein Raubzug, den sie gegen sarazenische Kaufleute unternehmen, verschafft ihnen reiche Habe und Lebensunterhalt; zugleich aber erwacht auch dadurch ihr kriegerischer Sinn und die Lust nach Abenteuern. Sie verlassen Garin und ziehen aus, Mille nach Italien, Hernaut nach Beaulande, Girart und Renier an den Hof Karls, um sich zu Rittern schlagen zu lassen.

Das Auftreten Girarts und Reniers am Hofe ist sehr grotesk und un-

---

*) Vergl. Histoire littéraire XXII, 438—440; L. Gautier, Les Épopées françaises III, 91—110.

**) Vergl. Histoire littéraire XXII, 441—448; L. Gautier, l. c. 111—154.

***) Herausgegeben von P. Tarbé, Le Roman de Girart de Viane par Bertrand de Bar-sur-Aube. Reims 1850; vergl. Histoire littéraire XXII, 448—460; G. Paris, La mythologie allemande dans Girart de Viane. Romania I, 101; H. Meyer, Über Girart de Viane. Ein Beitrag zur Rolandssage. Zeitschrift für deutsche Philologie III, 422.

gestüm; schon darüber verwundert, daß der Kaiser ihnen nicht entgegenkommt, setzen sie sich ohne Weiteres an die kaiserliche Tafel und drehen, als sie sich schlecht bedient sehen, dem Seneschal das Genick um. Die Hofleute fliehen entsetzt, und Karl schließt sich ein. Bald wird aber die Thür des kaiserlichen Zimmers mit Fußstößen eingerannt, und unsere beiden Helden präsentieren sich dem erschrockenen Karl, der sie sehr wider seinen Willen in seinen Dienst nimmt.

Unzufrieden darüber, daß Karl ihre treuen Dienste nicht gehörig belohnt — sie hatten sich besonders auf Ausrottung der Räuber in der Umgegend von Paris gelegt — machen sie dem Kaiser Vorwürfe darüber, der ihrerseits ihnen mitteilt, daß sie durch ihr ungeberdiges Betragen den Galgen verdient hätten. Der alte Doon-a-la-Barbe stimmt ihm bei, wird aber vor den Augen des Kaisers und des Hofes von Renier mit Faustschlägen traktiert und in den Kamin geworfen, wo er elend umkommt. Girart, der sanfter gestimmt ist, bittet um Verzeihung für seinen Bruder. Glücklicherweise erinnert sich Karl, daß der Herzog von Gennes gestorben ist; er giebt Renier das erledigte Herzogtum und befreit sich so von dem ungehobelten Gaste.

Auch Girart sucht Karl von sich zu entfernen. Als er den Tod des Herzogs von Burgund vernimmt, belehnt er Girart mit dieser Provinz und zugleich mit der Hand der schönen Witwe des Herzogs, welch letztere gern bereit ist, um ihn ihr Wittum aufzugeben. Als sie aber in Paris erscheint, hält sie der Kaiser für zu schön, als daß sie Girarts Frau werden sollte; sie ist nur seiner würdig, und er beschließt sie selbst zu heiraten. Damit jedoch ist die Herzogin nicht einverstanden, sie eilt zu Girart und bietet sich ihm an; dieser aber weist die Schamlose zurück, worüber aufs höchste erbittert sie Karl die Hand reicht und von nun an Girarts grimmige Feindin wird. Der Kaiser giebt ihm als Ersatz für Burgund das Herzogtum Viane. Nun war es Sitte, daß der Lehnsmann dem Lehnsherrn den nackten Fuß küssen mußte. Als der neue Herzog dieser Pflicht nachkommen will, und sich dem Bett naht, in welchem der Kaiser mit seiner Gemahlin liegt, giebt der Teufel der Fürstin eine seltsame Idee ein, die noch viel Blutvergießen hervorrufen sollte; sie streckt ihren nackten Fuß dem Herzog entgegen, der ihn küßt, ohne den Betrug und die Schmach gewahr zu werden. Erst später sollte er davon erfahren.

Eines Tages tritt in den Palast Girarts de Viane ein Jüngling, mit stolzem Gebahren, einen Sperber auf der Faust, von zwei Knappen begleitet. Girart, dem sofort die Familienähnlichkeit auffällt, beginnt seiner zu spotten. „Wenn du ein Jongleur bist, so laß dich hören, man wird dir ein Geschenk geben.“ Der Jüngling wirft zornerfüllt den Sperber in das Antlitz des Grafen, der gehörig zerkratzt wird. Wütend befiehlt er, den Verwegenen zu fangen und zu hängen; der aber schreit mit Donnerstimme: „Zurück; wißt, daß ich Aimeri bin, der Sohn Herrn Hernauts!“ Als Girart diese Worte hört, drückt er seinen Neffen ans Herz und küßt ihn. „Wahrlich,“ sagt er, „du bist von meiner Familie; du hast das Herz eines Barons!“

Nach einem Jahre empfindet Aimeri Langeweile bei seinem Oheim; er geht an den Hof Karls, wo er gut aufgenommen wird. Doch dort lebt die erbitterte Feindin Girarts, des Kaisers Gemahlin, die er einst zurückgestoßen hatte, die ihn schmachvoll hatte ihren Fuß küssen lassen, und die ihre Rache noch nicht gestillt glaubt, solange Girart von der ihm widerfahrenen Beleidigung nichts weiß. Sie zieht daher eines Tages Aimeri auf die Seite und teilt ihm höhnisch das Vorgefallene mit. Dieser in Zorn aufbrausend, wirft ihr ein Messer an den Kopf und hätte sie getötet, wenn man ihn nicht zurückgehalten hätte. Wütend eilt er nach Viane, verkündet seinem Oheim die ihm zugefügte Schmach, und bald ist ein mächtiges Heer versammelt, um gegen Karl zu ziehen: selbst der alte Garin nimmt am Kampfe teil. Doch sucht er vorher den Streit friedlich beizulegen; er selbst begiebt sich mit seinen Söhnen an den Hof, um über den Frieden zu unterhandeln; aber sie werden höhnisch und unter Beleidigungen zurückgewiesen. Nun entbrennt der Kampf. Ein Zweikampf soll ihn entscheiden, zwischen Olivier, Reniers Sohn, einerseits und Roland andererseits. Ein erhabenes heroisches Bild, diese beiden Gegner, die sich gegenseitig achten und lieben, und die bald engere Bande verbinden sollten; denn Roland liebt Oliviers Schwester Aude. Der Zweikampf bleibt unentschieden, und der Krieg wird fortgesetzt.

Nun begiebt es sich, daß der Kaiser, der langen Belagerung von Viane müde, mit wenigen Begleitern dem Vergnügen der Jagd im Walde von Clermont fröhnt. Ein Verräter benachrichtigt die Gegner davon, und diese nehmen ihn mit leichter Mühe gefangen. Aimeri will ihm sofort den Kopf abschlagen und so den Kampf auf immer beenden. Doch seine Oheime halten ihn zurück: sie demütigen sich vor ihrem Oberherrn und bitten knieend um Frieden. Der Kaiser erfreut, die unerquickliche Fehde zu beenden, geht gern in ihre Forderungen ein. Nur Aimeri hat stolz, ohne das Knie zu beugen, abseits gestanden und erwidert endlich auf die Frage des Königs: „Da ich gegen euch allein nicht Krieg führen kann, so trete ich in euren Dienst. Ich werde sehen, wie ihr mich behandelt, und ich werde euch lieben, wenn ihr mir Gutes erweist.“

Da der Krieg auf diese Weise glücklich beigelegt ist, schickt man sich an, Rolands Hochzeit mit Aude zu feiern; da aber kommt die Nachricht vom Einfall der Sarazenen in Frankreich; Karl läßt seinen Kriegsruf erschallen und zieht gegen sie. Der Ausgang des Kampfes ist bekannt, Roland findet nebst Olivier seinen Tod bei Roncevaux, aber Karl rächt ihren Tod durch die gänzliche Niederlage der Sarazenen.

Der nächste Roman, der sich anschließt und der das Leben Aimeris, des Vaters unseres Guillaume behandelt, ist Aimeri de Narbonne*), von unge-

*) Vergl. Kreßner, Nachrichten über das altfranzösische Epos Aimeri de Narbonne. Herrigs-Archiv 56, 11 f.; herausgegeben von L. Demaison, Aimeri de Narbonne, chanson de geste. Paris 1888.

nanntem Verfasser; doch ist zu vermuten, daß der Dichter Girarts de Viane auch der Aimeris de Narbonne ist. Man hat die Abfassung dieses Romans mit ziemlicher Gewißheit in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gesetzt. Hermengarde spricht in dem Roman:

Si me requiert rois Andreu de Hongrie . . . . . .
Marsil n'aura ja a moi compaignie,
Car il est vioz s'a la barbe florie.

Es kann sich hierin nur um Andreas II. von Ungarn, den Vater der heiligen Elisabeth handeln, der 1235 starb. Aus der zitierten Stelle kann man schließen, daß er bei Abfassung des Gedichtes noch lebte, so daß diese also in das erste Drittel des Jahrhunderts zu setzen ist.

Der Roman von Aimeri schließt kein direktes historisches Faktum ein; das wichtigste von allen Ereignissen ist die Besitznahme von Narbonne durch die Muselmanen. Nun steht fest, daß Narbonne mehrmals im Besitz der Mauren war — 721, 793, 1018 — und diese drei Eroberungen erklären die Legende unseres Epos. Aimeri, Vicomte von Narbonne 1105—1134, der zwei Expeditionen gegen die Mauren unternahm, 1114—1116 und 1134, ist wahrscheinlich der Typus des Aimeri der chanson de geste. Ohne Zweifel hat man, um Hermengarde, der Tochter Aimeris zu schmeicheln — sie war eine Beschützerin der Trobadors — den Namen Aimeri dem Vater Guillaumes und den Hermengardes seiner Mutter gegeben.

Karl kehrt mit seinem Heere traurig und bekümmert wegen Rolands und seiner Tapferen Tod zurück; vergebens sucht ihn Herzog Naime zu trösten. Da plötzlich werden die Blicke des Kaisers aufgehalten durch den Anblick einer Stadt, die er von der Spitze eines Hügels aus sich zu seinen Füßen ausbreiten sieht. Es ist die Stadt Narbonne. Nie hat Karl eine so schöne, so reiche Stadt gesehen, und es entsteht in ihm der unbezwingliche Wunsch, sich in ihren Besitz zu setzen.

Aber keiner der Barone will die Belehnung und somit auch die Eroberung der Stadt übernehmen. Sie sind des langen Kriegens müde und sehnen sich nach der Heimat und ihren Weibern. Zornig ruft der König aus: So zieht hin, ihr Feigen, und wenn man euch fragt, wo ihr euren König gelassen habt, sagt, wir haben ihn in Stich gelassen bei der Belagerung von Narbonne. Endlich, als alle Tapferen Karl eine abschlägige Antwort gegeben, erklärt sich der jugendliche Aimeri bereit, die Stadt zu nehmen und zu behaupten. Dies ist der erste Freudentag für Karl seit Rolands Tod. Es wird auch sofort ein Fest veranstaltet. Aber Aimeri kehrt sich nicht an die Lustbarkeiten. Von hundert guten Rittern begleitet eilt er nach Narbonne. Unterwegs treffen sie hundert Türken, die sie sofort in die Flucht schlagen; Aimeri verfolgt sie bis an die Stadt; aber die Thore werden ihm vor der Nase zugeschlossen. Beschämt kehrt er zurück.

Die Stadt ist inzwischen in großer Furcht; schon der Name Karls läßt die Einwohner erbeben. Schleunigst werden zwei maurische Könige, Desramé und Beaufumé, auf unterirdischen Wegen abgesandt, um vom Amiral von Babylon Hilfe zu erbitten. Karl macht sich sofort an die Belagerung; er schwört nicht eher zu weichen, als bis die Stadt sein wäre, und sollte er sieben Jahre davor liegen. Nach blutigem Kampfe gelingt es Aimeri, sie zu erobern; reiche Beute fällt in die Hände der Sieger, die unter den Einwohnern ein furchtbares Gemetzel anrichten. Alsdann wird Narbonne christianisiert; ein dem heiligen Paul geweihtes Kloster wird errichtet, und ein Bischof eingesetzt. Nun endlich kehrt Karl nach Frankreich zurück, Aimeri mit nur hundert Rittern zurücklassend.

Da Aimeri nach einer Frau Umschau hält, wird ihm Hermengarde, die schöne Tochter des Longobardenkönigs Desier und Schwester des augenblicklich regierenden Königs Boniface, als allein seiner würdig gepriesen. Kaum hat der junge Held von ihr gehört, als er auch erklärt, sie in seinen Besitz bringen zu wollen; wenn man sie ihm nicht gutwillig gäbe, würde er dem König der Longobarden den Krieg erklären und ihn zu Grunde richten. Eine prächtige, auserlesene Gesandtschaft wird abgesandt, an der auch Girart de Roussillon teil nimmt. Nachdem sie unterwegs eine Bande von Deutschen vernichtet haben, ziehen sie vor Pavia. Der König, der so prächtig und stolz gewappnete Ritter heranziehen sieht, gerät in große Furcht; er läßt die Thore schließen. Man läßt ihm sagen, daß man in friedlicher Gesandtschaft käme und nur eine Nacht in der Stadt verweilen wolle. Zitternd ladet er nun die Ritter zum Mahle ein, aber stolz verschmähen es die Franzosen; sie wären reich genug, um sich selbst zu unterhalten, lassen sie ihm sagen. Dies verdrießt den König, er läßt seine Bäcker, Gastwirte u. s. w. vor sich kommen und befiehlt ihnen, alle Nahrungsmittel an die Franken so teuer wie möglich zu verkaufen. Die Gäste machen gute Miene zum bösen Spiel und kaufen lachend alle Nahrungsmittel in der Stadt auf. Ein neuer Erlaß des Königs befiehlt, den Fremden kein Holz zu verabreichen. Die Franken kaufen alle hölzernen Gefäße auf und machen ein kolossales Feuer, während die guten Einwohner von Pavia vor Kälte beben. Endlich gewährt der König der Gesandtschaft Audienz. Die Boten bringen ihren Auftrag vor und verlangen Hermengarde für Aimeri. Der König, sowie die Prinzessin, haben nichts gegen die Vermählung einzuwenden, und so eilt denn Aimeri nach Pavia, um seine junge Gemahlin einzuholen.

Während aber der junge Gatte mit der Geliebten fröhlich tändelnd seinen Weg nach Narbonne verfolgt, ist der Amiral von Babylon mit 100 000 Sarazenen herbeigerückt und hat Narbonne, in dem nur wenige Verteidiger zurückgeblieben waren, fest umzingelt. Aimeri, von einem Boten benachrichtigt, beschleunigt seinen Zug, richtet mit seinen Tapferen ein furchtbares Gemetzel unter den Ungläubigen an und tötet den Amiral und vier Könige. Da nun

noch Girart de Viane herbeizieht, werden die Feinde in einer Feldschlacht gänzlich aufgerieben, und von dem kolossalen Heere entkommen nur dreihundert.

Am folgenden Tage segnet der Bischof von Narbonne die Ehe Aimeris*) ein, die ein Jahrhundert dauern sollte. Ihm wurden zwölf Kinder, sieben Söhne und fünf Töchter geboren; ein Sohn aber überstrahlte sie alle und verdunkelte durch seinen Ruhm den aller seiner Ahnen: Guillaume.

Auch die Jugend dieses Helden ist zum Gegenstande eines Epos gemacht worden, der Enfances Guillaume**), welches nicht nur in Frankreich, sondern auch im Auslande bekannt wurde***), und welches zeigt, wie Guillaume schon in frühster Jugend eine wichtige Rolle zu spielen berufen war.

Wir erfahren, wie der ungestüme Jüngling an des Kaisers Hofe einen ungeschlachten bretonischen Riesen besiegt, wie er infolge dieser Heldenthat zum Ritter geschlagen wird, dann nach seiner Vaterstadt Narbonne zurückeilt und die Sarazenen, welche einen neuen Versuch machen, sich der Stadt zu bemächtigen, in die Flucht jagt. Kaum hat er sich die notwendigste Ruhe gegönnt, als eine Botschaft von Kaiser Karl an ihn kommt: er läge im Sterben, und die aufrührerischen Barone drohten seinen Sohn Louis zu verraten; Guillaume aber habe einst geschworen, stets eine treue Stütze des Prinzen sein zu wollen, und sein kaiserlicher Herr erinnere ihn an dies Versprechen. Das Gedicht endet mit den Worten des Helden: dem ersten Verräter, den ich treffe, wird der Schädel gespalten werden.†)

An die Enfances Guillaume schließt sich an eins der besten Gedichte dieses Cyclus, der Couronnement Looys††), verfaßt in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, und reich an historischen Anspielungen. So ist der

---

*) Auch Aimeris Tod wird in einem Epos behandelt, La Mort Aimeri, einem unbedeutenden Machwerk aus dem vierzehnten Jahrhundert, worin erzählt wird, wie der Held auf einem Zuge gegen das Bergvolk der Sagittaren ums Leben kommt. Vergl. E. Stengel, Bruchstück der chanson La Mort Aimeri de Narbonne, Gröbers Zeitschrift VI, 397; Histoire littéraire XXII, 501—503.

**) Vergl. Histoire littéraire XXII, 470—481; L. Gautier, l. c. IV, 276; ediert ist das Gedicht noch nicht.

***) Ulrich von dem Türlins Gedicht „Arabellens Entführung,“ eine Ergänzung zu Wolfram von Eschenbachs Willehelm, behandelt auch Guillaumes Jugend, beruht aber nicht auf dem uns erhaltenen französischen Gedichte.

†) Hier wären nun noch zwei nicht gedruckte Gedichte dieses Cyclus einzufügen, welche spätere Dichter verfaßt haben, um die zwischen den Enfances Guillaume und Couronnement Looys befindliche Lücke auszufüllen, die Departement des Enfants Aimeri, die Schicksale der Kinder Aimeris von Narbonne behandelnd, und den Siège de Narbonne, eine dritte, heftige Belagerung der Stadt Narbonne durch die Sarazenen beschreibend. Über beide, der Zeit des Verfalls angehörende Werke kann man Näheres finden bei L. Gautier, L'Épopée française au moyen âge. III.

††) Herausgegeben von A. Jonckbloet, Guillaume d'Orange. Chansons de geste du XI. et XII. siècles. La Haye 1854; A. Jonckbloet, Guillaume d'Orange, le marquis au court nez, chanson du XII. siècle, mise en nouveau langage. Amsterdam 1867; Histoire littéraire XXII, 481—488.

Anfang des Gedichts, die letzten Ratschläge Karls an seinen Sohn enthaltend, zum teil zu vergleichen mit Eginhard (bei Pertz II, 459) und Thegan (Vita Hludowici cap. VI. Pertz II, 591). Ferner läßt sich die Verschwörung Hernauts gegen Ludwig mit derjenigen Walas, des Enkels Karl Martells, identifizieren (Pertz II, p. 618). Zu der Expedition Guillaumes nach Italien und den Kämpfen gegen die Sarazenen hat vielleicht Veranlassung gegeben einer der zahlreichen Einfälle derselben in Italien; 813 eroberten sie Cività vecchia; 816 Sicilien; 846 kommen sie bis vor Rom. Die Kämpfe Guillaumes für Ludwig gegen dessen empörte Vasallen ist den historischen Traditionen des zehnten Jahrhunderts entlehnt: Guillaume Tête d'Étoupe, Herzog von Aquitanien 950—963, ist das wirkliche Vorbild unseres Helden. Die Erzählung endlich einer Expedition Guillaumes nach Italien gegen Gui d'Allemagne bezieht sich auf die häufigen Kämpfe der deutschen Kaiser gegen das Papsttum und auf die Hilfe, die die Päpste von Frankreich erhalten haben.

Karl hatte sein Reich zu einer ungeheuren Macht erhoben; aber um den Koloß zu unterhalten, war auch ein Mann wie Karl nötig, und Karl war alt und fühlte den Tod nahen. Dazu kam, daß die unterworfenen Provinzen nicht ruhig waren, und die Sarazenen immer noch das Land an der Gironne bedrohten. Daher beruft der Kaiser eine glänzende Versammlung, der der Papst selbst durch seine Gegenwart besondere Weihe gab. Karl hält eine feierliche Ansprache an Louis und befiehlt ihm, sich die Königskrone aufzusetzen, wenn er sich stark genug und würdig fühlte. Louis aber, ein schwächlicher, verzagter Mensch, wagt es nicht, im tiefsten Herzen erbebend. Zornig braust Karl auf, befiehlt, ihm die Tonsur zu geben und ihn in ein Kloster zu stecken. „Er ist nicht mein Sohn," schreit er, „meine Frau hat sich mit einem Strolch vergangen und diesen Feigling erzeugt." Da tritt Hernaut d'Orléans auf und erbietet sich, zwei Jahre lang die Herrschaft zu führen, bis Louis erstarkt wäre und sich fähig fühlte, die Zügel zu ergreifen. Ein riesenhafter Fremdling hat kaum die Worte des Verräters gehört, als er auf Hernaut losstürzt und seinem Leben mit einem Faustschlage ein Ende macht. Er schreitet zum Altar, auf dem Karls Krone liegt, setzt sie mit eigenen Händen dem Prinzen auf und gelobt ihm Treue: es ist Guillaume, der zur rechten Zeit herbeigeeilt ist. Nach fünf Jahren stirbt Karl, ruhig, da er seinen Sohn im Schutze Guillaumes weiß. Unglücklicherweise ist aber unser Held nicht beim Tode Karls in Frankreich; um ein vor fünfzehn Jahren geleistetes Gelübde zu erfüllen, ist er nach Rom gezogen, wo er uns in einem neuen Lichte, als Verteidiger der Kirche, entgegen tritt. Denn kaum ist er in Rom angelangt, als der Papst die Nachricht von dem Einfall der Sarazenenkönige Galafre und Ténébré erhält, die den guten König Gaifier de Pouille nebst Frau, Tochter und 30 000 Christen gefangen genommen haben. Der Papst sucht Guillaume auf und findet ihn auf dem Marmorboden der Kirche betend für Louis; er fleht ihn um

Mitleid an und verspricht ihm, wenn er Rom verteidigen wolle, die Erlaubnis, alle Tage bis zu seinem Tode Fleisch essen und eine Frau nach Belieben nehmen zu dürfen. Guillaume willigt ein, und als der Heidenkönig den Vorschlag macht, durch einen Zweikampf den ganzen Krieg entscheiden zu lassen, erklärt er sich bereit, als Kämpfer des Papstes aufzutreten; auf seinem Arm und auf seinem Schwerte beruht jetzt das ganze Heil der christlichen Welt.

Als Gegner wird von den Heiden Corsolt gewählt, ein entsetzliches, gottesleugnerisches, wahnsinniges Wesen. „Sprecht nicht von Gott vor mir. Er hat meinen Vater mit dem Blitze getroffen, und als er ihn endlich verbrannt hatte, ist er dort hinaufgestiegen in seinen Himmel, wo ich ihn nicht erreichen kann. Aber hier unten will ich mich rächen an allen, die an ihn glauben. Vernichten will ich die Getauften und schon habe ich 30 000 den Garaus gemacht. Schinden will ich die Priester, den Papst auf glühenden Kohlen braten lassen; verderben, töten will ich Alles. Zwischen dem Himmel und mir ist ewiger Krieg.“

Guillaume ist voll Gottvertrauen; er berührt seinen Leib mit dem Arme des heiligen Petrus und macht ihn durch diese Reliquie unverwundbar. Nur eine Stelle war nicht berührt worden, und Guillaume sollte es bald zu seinem Schaden erfahren. Die beiden Kämpfer schreiten vor, Guillaume mit heißen Gebeten, Corsolt mit Gotteslästerungen auf den Lippen. Gleich beim ersten Angriff ist Corsolt schwer verwundet, aber bald blutet auch Guillaume, denn der Heide hat ihm die Nasenspitze abgeschlagen. Doch der Sieg bleibt dem Christen, und bald kehrt Guillaume mit des Riesen Haupt in der Hand heim. „Ich habe meine Nase gut gerächt,“ sagt er. Der Papst schließt ihn dankend und segnend in seine Arme. Doch der Sieger ruht nicht, denn noch muß die Armee der Feinde aus dem Felde geschlagen werden. Aber ein panischer Schrecken hat sich derselben bemächtigt; sie flieht in wilder Auflösung. Die gefangenen Christen werden befreit, und König Gaifier giebt Guillaume seine schöne Tochter zur Gemahlin. Die Vorbereitungen zur Hochzeit des Befreiers der Christenheit werden mit dem größten Glanz getroffen. Schon ist die Kirche herrlich geschmückt, schon steht der Papst bereit, den Segen zu erteilen, da stürzen Boten herbei. „Karl ist tot, sein Sohn Louis in großer Gefahr. Wenn ihr nicht zu seiner Hilfe kommt, so ist er verloren.“ Da verzichtet Guillaume auf alle Freude, die ihn im Arme seiner jungen Frau erwartet; ein Gedanke nur beherrscht ihn: der Sohn seines Herrn bedarf seiner. Er wendet sich zu Gaifiers Tochter und mit wehem Herzen bittet er sie, ihn ziehen zu lassen:

Guillaume bese la dame o le vis cler
Et elle lui; ne cesse de plorer;
Par tel covent einssi sont dessevré,
Puis ne se virent en trestot lor aé.

Erhabene Größe! Eilend fliegt Guillaume nach Frankreich, wo überall die Verräterei ihr Haupt erhebt. Louis ist von Richard de Rouen eingekerkert worden und schmachtet in einem Turme der Abtei St. Martin de Rouen. Mit 1200 Rittern eilt Guillaume nach der Stadt, traktiert die Äbte und Mönche, welche mit den Verrätern im Einverständnis sind, mit Faustschlägen, und befreit den jungen König. Mit kühnen Streichen stellt er nun in Frankreich die Ruhe her und zwingt die aufrührerischen Vasallen, Louis anzuerkennen.

Kaum aber hat er hier die Macht seines Armes bewiesen, als ihn schlimme Nachrichten nach Italien rufen: der Papst war gestorben, ebenso König Gaifier, und Rom wird von neuem bedroht, doch nicht von Türken, sondern von Deutschen unter Anführung Guis d'Allemagne. Guillaume eilt nach Italien und zwingt den Kaiser Louis, der bei der Nachricht vom Kriege in Thränen zerfließt, mitzuziehen.

In tiefen Nebel gehüllt entspinnt sich eine furchtbare Schlacht; glücklicherweise verbirgt der Nebel die Feigheit des jungen Königs, der vollständig den Kopf verliert. Die Franken behaupten das Feld. Jetzt macht Gui den Vorschlag eines Gottesurteils und fordert Louis zum Zweikampfe heraus. Dieser fängt an zu seufzen und zu schluchzen; doch Guillaume nimmt ihm die Last von den Schultern, er besteht den Kampf mit Gui und tötet ihn. Darauf läßt er Louis feierlich zum Kaiser krönen.

Bei seiner Rückkehr nach Frankreich erwartet eine neue Empörung den Sohn Karls des Großen. Auch diese wirft Guillaume nieder und giebt darauf seine Schwester Blanchefleur dem Kaiser zur Frau.

Doch bald soll er erfahren, daß Wohlthaten schnell vergessen werden: Louis erweist sich undankbar gegen den Befreier der Christenheit und den Verteidiger seiner Rechte — das zeigt uns das nächste Epos, Le Charroi de Nîmes*), ein Gedicht des zwölften Jahrhunderts, dem es auch nicht an historischem Grund gebricht, und das im Mittelalter sehr beliebt gewesen zu sein scheint; so findet sich u. a. eine Anspielung auf dasselbe in Wolfram von Eschenbachs Willehelm.

Guillaume kommt eines Tages, beutebeladen, von der Jagd; da eilt ihm sein Neffe Bertrand entgegen und verkündet, daß Louis seine Lehen austeile, nur Guillaume und er seien schmählich vergessen. Stürmisch dringt unser Held in den Palast, macht dem König die gröbsten Vorwürfe, zählt alles auf, was er für ihn gethan, und droht ihm endlich mit seiner Feindschaft, obgleich ihm Louis zitternd die Hälfte seines Königreiches anbietet. Durch Bertrand beschwichtigt, söhnt er sich wieder mit seinem Oberherrn aus und verlangt von ihm nur das Königreich Spanien mit Tourtelouse, Porpaillant, Orange und Nîmes, ein Land, das sich noch ganz in den Händen der Sarazenen befindet.

---

*) Herausgegeben von Jonckbloet, a. a. O. Histoire littéraire XXII, 488—496.

Mit einer Schar von Rittern, meistens arm und von der Hoffnung geleitet, im fernen Spanien reiche Schätze zu erwerben, zieht Wilhelm aus. In die Nähe von Nîmes gekommen, begegnet ihnen ein Kärrner, und dieser Anblick giebt dem Ritter Garnier eine listige Idee ein. Er schlägt vor, tausend Tonnen zu kaufen, tapfere Ritter in ihnen zu verbergen und sie in diesem Versteck in die Stadt hinein zu schmuggeln; Garnier selbst verkleidet sich als Ochsentreiber, Guillaume als Kaufmann. Die List gelingt; die Ritter werden in die Stadt transportiert; der Kaufmann, der mit den Heiden Händel anfängt, setzt plötzlich sein Horn an den Mund; da sprengen die Ritter die Tonnen und nehmen nach einem gewaltigen Blutbade die Stadt.

An das eben besprochene Epos knüpft an die Prise d'Orange*), eine der schwächsten chansons de geste dieses Cyklus, von der allerdings noch eine andere, bessere Version existiert haben muß, wie aus den deutschen Bearbeitungen des Wolfram von Eschenbach und Ulrich von dem Türlin ersichtlich ist.

Nach der Eroberung von Nîmes beginnt Guillaume sich schrecklich zu langweilen; er glaubt in einem wahren Kerker zu sitzen, zumal er keine Jongleurs und damoiselles mit sich geführt hat. Aber bald soll er zu thun bekommen. Erschöpft, fast entstellt kommt ein Christ aus Orange; es ist Gui d'Ardennes Sohn, Gilbert, der drei Jahre lang in der Gefangenschaft der Muselmanen geschmachtet und sich endlich befreit hat. Durch seine Schilderung der prächtigen Stadt Orange erweckt er Wilhelms Begierde; besonders aber ist es eine glühende Beschreibung der Gemahlin des Sarazenenkönigs Thibaut, namens Orable, die Guillaume in heftiger Liebe entbrennen läßt.

Er beschließt mit Gilbert und seinem Neffen Guielin sich nach Orange zu begeben und um jeden Preis Orable zu sehen. Nachdem sie sich mit Tinte schwarz gefärbt und unkenntlich gemacht haben, brechen sie auf. Es gelingt ihnen, in die Stadt einzudringen und des ersehnten Anblicks teilhaftig zu werden; Guillaume schwelgt in Entzücken. Nun aber trifft es sich, daß in Orange ein von den Franzosen aus Nîmes vertriebener Sarazene, namens Salatre, lebt; er erkennt unseren Helden unter seiner Verkleidung und teilt seine Entdeckung sofort dem König Aragon mit. Dieser fährt unerwartet mit einem Tuch über Guillaumes Gesicht, und die Weiße seiner Haut tritt offen zutage. Jetzt ist kein Zweifel mehr; Aragon brüllt den Christen zu, sich zum Tode vorzubereiten, und alles scheint verloren. Da betet Guillaume inbrünstig zu Gott, und, mit Knütteln bewaffnet, stürzen er und seinen Gefährten auf die Tausende von Heiden, jagen sie in die Flucht, ziehen die Brücken auf und verschanzen sich in dem Turm. Aber die Heiden haben bald einen geheimen Weg

*) Herausgegeben von Jonckbloet, a. a. O.; vergl. H. Suchier, Über die Quelle Ulrichs von dem Turlin und die älteste Gestalt der Prise d'Orange. Paderborn 1873; Histoire littéraire XXII, 495—498.

ausfindig gemacht; schon hört man sie auf der Treppe; da stürzt Guillaume in Orables Gemach. „Gebt uns Waffen!" schreit er, und sie, schon in unkeuscher Glut zu ihm entbrannt, zögert nicht, ihm den Degen ihres Gatten in die Hand zu drücken.

Der Kampf entbrennt von neuem, und von neuem werden die Heiden durch die Christen zurückgeschlagen. Der Vorschlag, den Turm Gloriette zu verbrennen, war nicht ausführbar, denn er war aus unverbrennlichem Material gebaut. Endlich meldet sich ein Heide Orquenois, der gegen die Belohnung von zehn mit Gold beladenen Maultieren einen unterirdischen Gang offenbart, der den Turm mit dem Palaste des Königs verbindet. Kurze Zeit darauf sind die Christen gefangen, und ein ungeheurer Scheiterhaufen wird errichtet, um sie zu verbrennen. Da bittet Orable, ihr die Gefangenen zu überliefern; sie will sie in ihre Gefängnisse werfen, die von Schlangen und Ungeziefer wimmeln; nach einigem Widerstreben willigt der König Aragon ein und schickt einen Boten an Thibaut mit der Nachricht, Wilhelm sei in ihrer Gewalt.

Auf das Versprechen Guillaumes hin, Orable als Gemahlin mit sich in das Land der Christen zu nehmen, erklärt diese sich zur Befreiung der Helden bereit; einer derselben wird auf einem unterirdischen Wege, der an der Rhone mündet, ausgeschickt, um Hilfe aus Nîmes herbeizurufen. Inzwischen meldet ein Heide dem bestürzten Aragon, er habe Orable in den Armen eines ihrer Gefangenen gesehen; man will sie und die Gefangenen sofort in Stücke hauen, begnügt sich aber endlich damit, sie bis zur Rückkehr Thibauts in strengem Gewahrsam zu halten. Kaum erscheint derselbe, als man Guillaume und seinen Neffen Guielin vor ihn schleppt; letzterer erschlägt mit einem Faustschlag den König Pharaon, stürzt sich mit seinem Oheime in die Schar der Sarazenen, richtet ein furchtbares Gemetzel an und schlägt sich nach Gloriette durch, wo er sich zum zweiten Male verschanzt.

Eines Tages hören die Eingeschlossenen plötzlich Waffengeklirr und Menschenstimmen; es ist Bertrand, der ihnen aus Nîmes zu Hilfe kommt und dem unterirdischen Gange entsteigend zur rechten Zeit in Gloriette erscheint. Die 13 000 Christen stürzen sich auf die Muhamedaner und vernichten sie bis auf den letzten Mann.

Orable wird getauft und nimmt den Namen Guiborc an; sie wird Guillaumes Frau, wie dieser ihr versprochen hatte. Nach der glänzend gefeierten Hochzeit verweilt Guillaume noch dreißig Jahre in Orange, aber man kann nicht sagen, daß er einen Tag der Ruhe genoß.

Es wäre nunmehr ein Epos zu erwähnen, das mit dem Cyklus Guillaumes insofern im Zusammenhange steht, als es die Jugendschicksale eines Neffen des berühmten Helden berichtet, der seinem Oheim an Waffenruhm nicht nachzustehen bestimmt war: Les Enfances Vivien*) (Anfang des dreizehnten

*) Les Enfances Vivien, p. p. C. Wahlund et H. de Feilitzen. Paris 1887; Histoire littéraire XXII, 503—507.

Jahrhunderts). Direkte historische Elemente liegen auch hier nicht vor; die Erzählung von der Einnahme Luisernes durch die Christen ist ohne Zweifel eine Erinnerung an die zahlreichen Expeditionen, die die Franzosen unter Karl dem Großen und Louis dem Frommen nach Spanien unternahmen. Die Erzählung von der Gefangenschaft Garins ist legendenhaft; alles andere ist Fabel.

Das Gedicht steigt bis auf die Schlacht bei Roncesvalles zurück; alle Christen sind tot, nur Garin d'Anséune, der Bruder Guillaumes, hatte ihr Los nicht teilen können; er war von den Heiden zum Gefangenen gemacht und nach Luiserne-sur-mer geschleppt worden. Kein Lösegeld wollte man annehmen, nur verlangte man die Auslieferung seines Sohnes Vivien; Garin zuerst außer sich über diese Bedingung, geht am Ende doch darauf ein und schickt einen Boten mit dem Auftrage an seine Gattin Heutace, Tochter des alten Herzogs Naime. Diese will jedoch von dem Austausch nichts wissen, der achtjährige Vivien aber dringt solange in sie, bis sie den Willen ihres Gatten erfüllt. Von Guillaume und noch circa 100 Rittern begleitet, bricht er nach Luiserne auf und wird den Heiden ausgeliefert.

Man bindet ihn an einen Pfahl und errichtet einen Scheiterhaufen; da plötzlich überfällt der Pirat Gormond Luiserne, befreit Vivien und schleppt ihn als seinen Gefangenen mit sich fort. Eine Kaufmannsfrau, der Vivien gefällt, kauft ihn für hundert Mark; sie nimmt ihn als ihren Sohn an. Vivien, der nur von Schlachten mit den Sarazenen träumt, wird, seinem inneren Drange zum Trotz, zum Kaufmann erzogen. Inzwischen kehrt Godefroi, der Gatte jener Kaufmannsfrau, nach siebenjähriger Abwesenheit zurück und auf seine Frage, wer das Kind sei, antwortet sie: „Es ist dein Sohn, den wir bei deiner Abreise erzeugt haben.“ Und Godefroi, erfreut einen Sohn zu haben, schließt ihn in seine Arme. Aber trotzdem ihm sein Pflegevater die besten kaufmännischen Lehren giebt, wird aus Vivien nimmermehr ein Kaufmann; ihm anvertraute Waren verschleudert er zu wahren Schandpreisen und ersteht sich dafür ein Pferd, einen Falken und einen Jagdhund, seinem laut jammernden Pflegevater gegenüber die Vorzüge der Tiere rühmend.

Besser gefiel seiner abenteuernden Natur der ihm erteilte Auftrag, vierhundert Kaufleute nach dem Markte von Luiserne zu begleiten, der Stadt, wo er beinahe auf dem Scheiterhaufen seinen Tod gefunden hätte. Die Kaufleute machen ihn zu ihrem Anführer, und Vivien, stolz auf die unverhoffte Ehre, teilt freigebig alle ihm anvertraute Habe seines Pflegevaters an die Kaufleute aus, wodurch sein Ansehen nur noch steigt. In Luiserne ankern bei ihrer Ankunft dreißig reich beladene Schiffe, die sarazenischen Händlern gehören. Bei ihrem Anblick stürzt sich Vivien sofort auf sie, schlägt die Heiden in die Flucht und erobert die Schiffe. Ein mit Schätzen reich beladenes sendet er seinem Vater Godefroi, der dadurch zehnmal reicher wird, als er gewesen. Er überredet darauf die Kaufleute, sich unter ihren Mänteln stark zu wappnen; vor

den Statthalter geführt und gefragt, wer er sei, giebt sich Vivien zu erkennen und tötet den Heiden. Das Gerücht von diesem Morde verbreitet sich bald, die Kaufleute werfen ihre Mäntel ab, richten ein großes Blutbad an und setzen sich in den Besitz der reichen Stadt.

Aber noch gehört das umliegende Land den Sarazenen, die um jeden Preis die kühn eroberte Stadt zurückgewinnen wollen. Nichts gleicht ihrer Wut; schon sinkt, durch Hunger geschwächt, die Kraft der Christen, und sie sind einem sicheren Tode geweiht, wenn nicht bald ihnen Hilfe aus Frankreich kommt.

Noch einmal ist es die Krämerfrau, die Vivien retten soll. Als sie von seiner Bedrängnis hört, teilt sie ihrem Manne das Geheimnis von Viviens Abkunft mit, und beide begeben sich nach Frankreich, um den Kaiser zur Hilfe herbeizuholen.

Eine furchtbare Scene spielt sich jetzt im kaiserlichen Palaste ab; die Verwandten Viviens, Guillaume an der Spitze, dringen in den König, sofort nach Spanien aufzubrechen; als er sich weigert, um des Wagehalses Vivien Willen sein Heer in Lebensgefahr zu bringen, werden ihm die heftigsten Vorwürfe von seinen Vasallen gemacht, die sich aufs ungeberdigste betragen und sofort seinen Palast stürmen wollen; und dies geschieht in Frankreich an hellem Tage, im Beisein von 10000 Edlen, die die Furcht erbleichen läßt. Der König muß die Expedition gestatten. Luiserne ist bald erreicht und befreit; Vivien sinkt in die Arme seines Vaters Garin d'Anséune.

Wir kommen nunmehr zu dem besten Teile des Cyklus, zu dem Epos Aleschanz*), das in dem Guillaume d'Orange gewidmeten Sagenkreise etwa die Stelle einnimmt, welche das Rolandslied in dem Karls innehat, selbstverständlich ohne an die erhabene Größe dieses einzig dastehenden Epos heranzureichen. Es ist besonders in seinem ersten Teile reich an kräftigen, poetischen Schilderungen, die Handlung schreitet rasch und energisch vorwärts, die Sprache ist edel und den Situationen angemessen; der Schluß dagegen verrät eine spätere, ungeschickte Hand, welche das Gedicht schablonenhaft arbeitend in die Länge zieht und das Interesse erlahmen läßt.

Kaum aus Luiserne in Spanien zurückgekehrt, wird Vivien von seinem Oheim Guillaume zum Ritter geschlagen und legt bei dieser feierlichen Handlung das Gelübde ab, nie vor den Sarazenen auch nur einen Fußbreit zurückzuweichen. Hierauf eilt er nach der Provence, jagt die Heiden aus dem Lande und schickt dem Amiral von Cordoba, Desramé, ein Schiff mit siebenhundert schrecklich verstümmelten Gefangenen. Grenzenloser Grimm und Haß über diese That bemächtigt sich des Sarazenenfürsten; er zieht ein mächtiges Heer

*) Herausgegeben von Jonckbloet, a. a. O.; von Guessard et Montaiglon, Aliscans, chanson de geste. Paris 1870; vergl. Histoire littéraire XXII, 507—519 (das Gedicht führt hier den Namen La Chevalerie Vivien); L. Gautier, a. a. O. (hier heißt es Covenans Vivien).

zusammen, dringt siegreich in Südfrankreich ein und schlägt seine Zelte vor Arles auf, woselbst sich Vivien verschanzt hat. Die Belagerten kommen bald in große Not; ihr junger Anführer ist mehrfach verwundet, aber entschlossen, seinem Gelübde getreu, vor der Übermacht nicht zu weichen. Auf die Vorstellungen Girarts de Comarchis, seine Kraft für eine bessere Gelegenheit aufzusparen, den ungleichen Kampf zu meiden, und sich, so lange und so gut es ginge, nach Orange zurückzuziehen, giebt er zur Antwort: „Wenn ein Mensch in seinem ersten Alter stirbt und in der Blüte seiner Kraft und Stärke, dann wird er mehr beweint und beklagt, als wenn er bei hohen Jahren dahingeht," und bleibt in Arles, erlaubt jedoch Girart, sich nach Orange zu begeben und seinen Oheim von seiner Notlage zu benachrichtigen. Dieser hat nicht sobald hiervon gehört, als er mit einer großen Armee aufbricht und seinem Neffen zu Hilfe eilt; aber er kommt zu spät. Er findet ihn, aus vielen Wunden blutend, in heftigem Gefecht mit den Heiden; zwar greift er sogleich mit seinen Truppen in den Kampf ein, aber Vivien fällt, sieben Verwandte Guillaumes geraten in die Hände der Feinde, die Christen fliehen bald auf allen Seiten vor der Übermacht, und nur wenige von den 30 000, unter ihnen Guillaume, entkommen: die gewaltige Schlacht von Alischamps wird von den Sarazenen gewonnen. Rührend erzählt das Gedicht, wie Guillaume seinen sterbenden Neffen findet, wie er ihm geweihtes Brot reicht, ihm die Beichte abnimmt, und wie der Jüngling an des Helden Brust sein Leben aushaucht; wie Guillaume, mit der teuren Leiche vor sich, von den Sarazenen verfolgt, unter vielen Gefahren nach Orange zurückkommt, und wie er nur mit Mühe daselbst Einlaß findet, da die Seinen ihn, der eine erbeutete türkische Rüstung angelegt hat, nicht gleich erkennen. Kaum haben sich die Thore seiner Stadt hinter ihm geschlossen, als die feindlichen Heereshaufen anlangen und sich um Orange lagern. Da Guillaume sieht, daß er mit den Trümmern seiner Armee den Angriffen der Feinde nicht lange wird widerstehen können, so eilt er nach Laon, an den kaiserlichen Hof, um persönlich um Beistand zu bitten; trotzdem Verwandtschaftsbande den Kaiser an Guillaume fesseln, bedarf es erst nachdrücklicher Drohungen vonseiten des letzteren, um eine genügende Streitmacht von Louis zu erpressen, mit der er dann Orange entsetzt, das sich unter seiner mutigen Frau Guiborc tapfer gehalten hat.

Aber auch an Guillaume geht die Zeit nicht spurlos vorüber; im Beginn des jetzt zu erwähnenden Gedichts, Le Moniage Guillaume*), finden wir ihn alt, der Seinigen durch den Tod beraubt, des weltlichen, kriegerischen

*) Das Gedicht ist leider noch nicht ediert; vergl. Histoire littéraire XXII, 519—529; L. Gautier, a. a. O. I 488; C. Hofmann, in Abhandlungen der Bayr. Akad. der Wissenschaften. 1852, S. 565. — Das Leben des Heiligen ist zu finden in J. Bollandi Acta sanctorum omnium, ad 12 febr.; vergl. Ch. Révillon, Étude historique et littéraire de l'ouvrage latin intitulé Vie de Saint Guillaume. Paris 1877.

Treibens müde. Er legt daher seine Waffen ab und begiebt sich in das Kloster Aniane, wo er, der berühmte Feldherr und Krieger, sich bereitwillig den niedrigsten Diensten unterzieht; freilich bricht manchmal, besonders wenn er Wein getrunken hat, sein ungeberdiges Temperament hervor, und die Mönche fliehen dann entsetzt über seine Wildheit. Nachdem er, kraft seiner riesenhaften Stärke, verschiedene Thaten zum Besten seiner Mitmenschen vollbracht, das Land von Räubern und Ungeheuern befreit und dem Teufel selbst schlecht mitgespielt hat, stirbt er als Heiliger in seiner Zelle zu Saint Guilhem du Desert.

Schließlich sei erwähnt, daß sich an den Cyklus Guillaumes noch einige Gedichte untergeordneter Bedeutung anlehnen, welche zum teil bestimmt sind, die Verwandten des Helden zu feiern, zum teil Thaten berichten, die geeignet sind, die Niederlage bei Alischamps wieder wett zu machen: Beuves de Comarchis, Rainouart, Bataille de Loquifer, Le Moniage Rainouart, Renier, Foulque de Candie*), abgeblaßte Kopien der besseren chansons de geste, welche namentlich aufgeführt zu haben genügt.

Kapitel VI.

Die Chansons de Geste.

III. Doon de Mayence. — Kleinere Sagenkreise.

Erinnern wir uns, daß als Mittelpunkt eines dritten Epen-Cyklus von den alten Dichtern Doon de Mayence bezeichnet wird (vergl. S. 74); während aber Karl und Guillaume d'Orange gegen die Sarazenen Italiens und Spaniens kämpfen, und durch ihre Waffenthaten die Feinde der Christenheit in deren eigenen Staaten demütigen oder sie, wenn sie Einfälle nach Südfrankreich unternehmen, in blutigen Schlachten zurückweisen und so die christliche Welt durch ihren Arm vor fürchterlicher Sklaverei bewahren, ist die dritte „geste" den Helden bestimmt, welche die Herrschaft der Franken an den Ufern des Rheins, in Bayern, in Sachsen, in Dänemark befestigten und das Christentum unter den germanischen Völkern verbreiteten. Die Epen dieses Cyklus stammen

*) Vergl. über Beuves de Comarchis von Adenès le Roi Histoire littéraire XX, 706—709; herausgegeben von A. Scheler, Bueves de Comarchis, chanson de geste. Bruxelles 1874 (Adenès bearbeitet damit ein älteres Gedicht: Le Siège de Barbastre, sehr zum Schaden des Originals; sieh: V. Keller, Le Siège de Barbastre und die Bearbeitung des Adenès le Roi. Marburg 1875). — Über die übrigen genannten Gedichte vergl. Histoire littéraire XXII, 529—545; sie sind sämtlich nicht ediert, mit Ausnahme des Foulque de Candie des Herbert le Duc: Tarbé, Le Roman de Foulque de Candie par Herbert le Duc. Paris 1860.

aus einer späteren Zeit, als die, welche Karl den Großen oder den Helden der Provence zum Mittelpunkt haben; man erkennt deutlich das Bestreben der Dichter, um einen gewissen historischen Kern, wie ihn ja die Züge Karls gegen die germanischen Völker bilden, und bei denen ein gewisser Odo oder Doon von Mainz eine Rolle gespielt haben wird, Gedichte zu gruppieren, die gewissermaßen als Bindeglieder aufzufassen sind und zu den karolingischen Epen hinüberleiten, indem sie die Vorfahren der dort auftretenden Helden besingen und deren Stammbaum möglichst weit zurück zu verfolgen bemüht sind. Auch sind die in ihnen geschilderten Situationen oft nur mehr oder minder schwache Abbilder entsprechender Vorkommnisse in den Karlsepen, unter welche dann die Dichter eine Fülle eigener Erfindungen gemischt haben, diese Bestandteile meist recht geschickt zu einem sich angenehm lesenden Ganzen verarbeitend. Das nationale Element tritt dabei auffallend in den Hintergrund, die Abenteuer der einzelnen Helden nehmen das Hauptinteresse in Anspruch — auch ein Beweis für die spätere Abfassung der hierher gehörenden Epen, deren Zuhörer sich weniger durch nationale Ideen begeistern, als durch Vorführung von wunderbaren Kampf- und Liebesabenteuern unterhalten lassen wollten. Man hat daher auch ganz passend diese Gedichte als „Biographische Epen" bezeichnet*), die sich von den sogenannten Abenteuerromanen nur dadurch unterscheiden, daß sie sich an den historischen Karl oder seine Nachfolger und ihre Thaten anlehnen und die epische Form bewahrt haben.

Ganz nach dem Muster der beiden anderen Cyklen ist dem Epos, das den Titel Doon de Mayence**) führt, eine sogenannte „Enfances" vorangestellt worden, welche, wie schon der Name sagt, die frühste Jugend und die ersten Thaten unseres Helden erzählt. Wir erfahren daselbst, wie sein Vater, Gui de Mayence, auf einer Jagd unabsichtlich einen Klausner tötet, aus Reue darüber der Welt entsagt und das Gelübde thut, zeitlebens die Stelle des Getöteten einzunehmen. Da er nicht zurückkehrt, so beschließt der Seneschal Herchembaut, sich seines Gebietes zu bemächtigen; zu diesem Zweck läßt er Guis Frau Marguerie, die er, da sie seine Liebesanträge entrüstet zurückgewiesen hat, gründlich haßt, als der Ermordung ihres Gatten verdächtig anklagen und einkerkern; ihrer drei Söhne gedenkt er sich durch einen willigen Helfershelfer zu entledigen. Zwei derselben finden ihren Tod, dem ältesten aber, Doon, gelingt es zu entkommen; nachdem er lange umhergeirrt, gelangt er in die Klausnerhütte seines Vaters, der, als er hört, was sich während

*) So Gaston Paris in seinem während des Druckes dieses Buches erschienenen Werke La Littérature française au moyen âge. Paris 1888, dessen Titel bei den Litteraturangaben S. 3 nachzutragen ist.

**) Doon de Mayence, chanson de geste, p. p. A. Pey. Paris 1859. In derselben Ausgabe sind auch die „Enfances" enthalten; zu Doon vergl. Histoire littéraire XXVI, 149—169; zu den Enfances ebenda 170—191; Pey, Notice sur Doon de Mayence. Eberts Jahrbuch I, 320.

seiner Abwesenheit zugetragen, seines Gelübdes uneingedenk, die Waffen ergreifen und den Schimpf rächen will. Doch plötzliche Blindheit und Stummheit hält ihn zurück; er überläßt alles der Fügung des Himmels und führt sein Einsiedlerleben weiter, unterstützt und erhalten durch seinen Sohn, der zu einem kräftigen Jüngling heranwächst. Nach einigen Jahren erfährt dieser durch einen Zufall, daß seine Mutter als Mörderin verbrannt werden solle, wenn nicht jemand ihre Verteidigung gegen Herchembaut unternehme. Sofort macht er sich auf den Weg nach Mayence, gelangt daselbst zur rechten Zeit an, besiegt Herchembaut, den Ankläger seiner Mutter, die darauf feierlich für unschuldig erklärt wird, und setzt sich nach mannigfachen Kämpfen gegen Herchembaut und dessen Sippe in den Besitz von Mayence.

Auf der Rückkehr von einem Turnier, in welchem er den Preis davongetragen hat, kommt er durch Paris, hält es aber nicht der Mühe für wert, den jungen König Karl zu begrüßen. Dieser, aufs äußerste darüber entrüstet, bricht in Schmähungen und Drohungen aus. Als Doon davon hört, kehrt er sofort um, stürzt in den Palast und stellt den Fürsten zur Rede, der zitternd ihn durch alle möglichen Versprechungen zu begütigen sucht. Doon jedoch beruhigt sich erst, als ihm Karl seinen Willen thut und ihm die Stadt Valclere im Sachsenlande zu Lehen giebt, eine Stadt, welche den Franzosen gar nicht gehört und sich noch im Besitz der Heiden befindet. Doons Aufgabe ist es nun, dieselbe zu erobern und dem Christentum dort eine Pflanzstätte zu bereiten, und die hierbei stattfindenden Kämpfe, an denen auch Garin de Montglane teilnimmt, die erstaunlichen Heldenthaten Doons und anderer christlicher Anführer, die wunderbaren, übrigens nach der epischen Schablone gearbeiteten Abenteuer, die sie zu bestehen haben, bilden den Gegenstand des im Mittelalter sehr beliebten Gedichtes. Natürlich setzt Doon seine Pläne durch, erobert Valclere und heiratet die schöne Flandrine, die sich zum Christentum bekehrende Tochter des heidnischen Anführers. Ihrer Ehe entspringen zwölf Söhne, die Stammväter einer mehr oder minder berühmten Nachkommenschaft: Gaufrey, der Vater Ogiers le Danois; Doon de Nanteuil; Grifon d'Hautefeuille, der Vater des Verräters Ganelon; Aimon de Dordon, der Vater der vier „Haimonskinder“ (vergl. Renaud de Montauban); Beuve d'Aigremont; der König Othon, der Vater zweier bei Roncesvalles umkommender Helden; Ripeus, der Vater des Anséis de Carthage; Sevin, der Vater des Huon de Bordeaux; der König Pierre, der Ahne des „Schwanenritters“ und Gottfrieds von Bouillon; Morant, der Vater Raimonds von Saint-Giles; Hernaut de Gironne; Girart von Roussillon. Zum teil hat sich ihrer selbst die Dichtung bemächtigt und sie zu Helden von Epen gemacht, wie Girart de Roussillon, über den S. 26 zu vergleichen ist, und Gaufrey*), dem ältesten der Söhne

*) Gaufrey, chanson de geste, p. p. Guessard et Chaballle. Paris 1859; vergl. Histoire littéraire XXVI, 191—212.

Doons, dessen Kämpfe behufs Befreiung seines in die Hand der Sarazenen gefallenen Vaters den Gegenstand eines langatmigen Epos des buntesten Inhalts bilden; an dieses Gedicht schließt sich dann unmittelbar die früher besprochene chanson de geste von Ogier le Danois an. Ein Enkel Doons de Mayence, Garnier de Nanteuil, Sohn Doons de Nanteuil, wird uns vorgeführt in der nunmehr zu erwähnenden chanson de geste Aye d'Avignon*), worin die Schicksale der vielumworbenen Aye mit großem Geschick, aber noch mit viel größerer Umständlichkeit erzählt werden. Diese, die Tochter des Herzogs Antoine von Avignon, wird von Karl mit seinem Waffengefährten und Freund Garnier von Nanteuil verlobt, obgleich sie ihr Vater Ganelons Sohn Berengar versprochen hatte. Letzterer, durch diese Rücksichtslosigkeit erbittert, schwört Rache und beschuldigt Garnier, kurze Zeit nach der Hinrichtung Ganelons ihm und seinen Verwandten den Vorschlag gemacht zu haben, den Kaiser zu ermorden. Nach altem Brauche findet nun ein Zweikampf statt, in welchem der Kämpe der „Verrätersippe“, Aubouin, besiegt wird und hierauf die Nichtigkeit seiner Anklage öffentlich erklärt. Nachdem eine scheinbare Versöhnung zwischen Berengar und Garnier stattgefunden hat, zieht dieser an der Spitze eines französischen Heeres gegen die Sarazenen, während seine junge Frau sich nach ihrer Heimat Avignon begiebt; dort aber wird sie von dem hinterlistigen Berengar belagert und fällt, nach tapferer Gegenwehr, in die Gewalt ihres sie lüstern begehrenden Feindes, der sie nach dem festen Schlosse Grailemont schleppt. Kaum kehrt Garnier aus dem Feldzuge zurück und hört von dieser Büberei, als er zur Befreiung seiner Frau gegen Grailemont zieht; das Schloß erliegt endlich seinem Ansturm, aber wer beschreibt seine Wut, wie er bemerkt, daß Berengar auf geheimen Wegen mit seiner Beute entkommen ist. Wohl wissend, daß ihm als Sohn Ganelons eine freundliche Aufnahme bei den Sarazenen zu teil werden wird, hat sich derselbe zu den Feinden Christi begeben und ist von ihnen mit vielen Ehren empfangen worden. Das Gedicht erzählt nun ausführlich die Kämpfe Garniers um seine Frau, die Liebe des Heidenkönigs Ganor zu der schönen Aye, den Tod Berengars und Garniers, und die Vermählung des die christliche Taufe empfangenden Ganor mit Aye, Begebnisse, die das Interesse der damaligen Zuhörer lebhaft in Anspruch nahmen und dem Werke große Beliebtheit verschafften, die aber im ganzen nicht gerade den Reiz der Neuheit haben und daher von uns an dieser Stelle nur angedeutet seien.

Die Tochter Garniers und Ayes ist die Herzogin Parise**), welche im

*) Aye d'Avignon, chanson de geste publiée d'après le ms. de Paris, par F. Guessard et P. Meyer. Paris 1861; vergl. Histoire littéraire XXII, 334—347; Osten, Die Verfasser der altfranzösischen chanson de geste Aye d'Avignon. Marburg 1885.

**) Parise la duchesse, chanson de geste, p. p. Guessard et Larchey. Paris 1860; vergl. Histoire littéraire XXII, 659—667.

Anfange des dreizehnten Jahrhunderts gleichfalls zum Gegenstand eines Epos gemacht wurde. Sie ist die Gemahlin Raymonds von Saint-Gilles; durch die Verwandten Ganelons, die schon ihrem Vater nach dem Leben getrachtet hatten, wird sie beschuldigt, ihren Schwager Beuve durch vergiftete Äpfel getötet und seinen Leichnam in einen Fluß geworfen zu haben. Falsche Zeugen sagen gegen sie aus, und die Verräter legen ihre Schlingen so listig, daß Raymond an die Schuld seiner Frau glaubt. Einer Regung des Mitleids jedoch nachgebend verwandelt er die ihr zugedachte Todesstrafe in Verbannung. Bevor sie die Stätte verläßt, wo sie so lange glücklich war, schleicht sie noch einmal an das Ruhebett Raymonds, den zu lieben sie nie aufgehört hat und entfernt sich erst, nachdem sie einen letzten Kuß auf die Stirn des Schlafenden gehaucht und das Zeichen des Kreuzes über ihm gemacht hat. Ein alter Ritter, namens Clarembaut, ist der einzige, der der unglücklichen Fürstin treu bleibt; in Begleitung von zehn seiner Söhne begiebt sie sich nach Köln und von da nach Ungarn. In einem Walde giebt sie einem Sohne das Leben, doch wird das Kind ihr noch am Tage seiner Geburt gestohlen und von den Räubern dem Könige von Ungarn gebracht, der es Hugo taufen und aufziehen läßt. Die trostlose Mutter aber kehrt nach Köln zurück und vermietet sich als Amme bei dem Grafen der Stadt, Tierri. Viele Jahre vergehen; Hugo wächst zu einem stattlichen, ritterlichen Jüngling heran, und der ungarische König findet so viel Gefallen an ihm, daß er ihm seine Tochter und sein Reich geben will. Hugo aber erklärt, erst seine Eltern ausfindig machen zu wollen; ein gütiges Geschick leitet ihn bei seinem Unternehmen, er schließt bald seine Mutter in seine Arme und kommt nach zahllosen Kämpfen und Abenteuern in seine Heimat, wo Raymond noch immer gebietet. Eine Versöhnung der lange getrennten Gatten findet statt, die Verräter werden lebendig verbrannt, Hugo aber heiratet nun die ungarische Prinzessin Sorplante und wird später König von Ungarn.

Auch ein Sohn ist der Ehe Ayes und Garniers entsprossen, Gui de Nanteuil*), dessen Kämpfe gegen das Verrätergeschlecht der Ganelons und Liebe zu der schönen Eglantine, der Tochter des Königs von der Gascogne, den Gegenstand einer sehr beliebten, oft von den Trobadors zitierten chanson de geste bildeten, die uns in einer zwar reimtüchtigen, sonst aber ziemlich oberflächlichen Redaktion erhalten ist. Hieran knüpft sich ein mehr als 20000 Verse aufweisendes Epos, Tristan de Nanteuil**), das die weiteren Schicksale Guis und Eglantines sowie das ihres Sohnes Tristan erzählt und ein wüstes Durcheinander der seltsamsten Abenteuer bietet, in denen übrigens auch der Sachsenkönig Guiteclin oder Witekind eine Rolle spielt.

---

*) Gui de Nanteuil, chanson de geste, p. p. P. Meyer. Paris 1861 (zusammen mit Aye d'Avignon); vergl. Histoire littéraire XXVI, 212—228.

**) Vergl. P. Meyer, Notice sur le Roman de Tristan de Nanteuil. Eberts Jahrbuch IX, 1—42; Histoire littéraire XXVI, 229—269.

Mit den Thaten Ganelons, der Haimonskinder, des Anséis de Carthage, Ogiers le Danois, Huons de Bordeaux greift die „geste Doon“ in die „geste du roi“ hinüber; die betreffenden Gedichte sind daher am passenden Orte schon im vierten Kapitel besprochen worden.

An die drei großen nationalen Sagenkreise, welche bis jetzt den Gegenstand unserer Darstellung gebildet haben, lehnen sich noch einige kleinere an, welche, ohne sich an die großen Epencentren anzuschließen, besonders in gewissen Provinzen populär waren; man könnte sie daher bezeichnend provinzielle Sagenkreise nennen. Verhältnismäßig am verbreitetsten war noch der lothringische Sagenkreis, wie die in den verschiedenen Dialekten der langue d'oïl abgefaßten Handschriften beweisen, und jedenfalls verdiente er auch dieses Ansehen am meisten. Er behandelt einen echt epischen Stoff, die Zwistigkeiten der lothringischen Barone gegen die der Picardie, und vermittelt ein anschauliches Bild des feudalen Lebens und Kämpfens: in keiner der uns erhaltenen chansons de geste tritt uns der stolze und wilde Charakter der unabhängigen Barone in deutlicherer Schroffheit entgegen, als in dieser gotischen Ilias, diesem Strauß echt volkstümlicher Poesien, denen der Hauch ihrer wilden Naturwüchsigkeit noch anhaftet, und deren herber Duft wohlthuender wirkt, als die fade Süßlichkeit der späteren Epen. Als die Macht der feudalen Herren gebrochen, und das Königtum erstarkt war, als die Poesie sich dann Karl dem Großen und seinen Helden zuwandte, gerieten die lothringischen Epen in Vergessenheit, die auch wohl noch dadurch gefördert sein mag, daß die Helden der betreffenden Gedichte lediglich Ausgeburten der dichterischen Phantasie sind, und daß die Überlieferung sich nicht an bestimmte Persönlichkeiten knüpfte — wenigstens hat man bis jetzt trotz eingehender Forschungen noch keinen historischen Hintergrund für die Lorrains ausfindig machen können. Der Heros des Cyklus ist Garin le Loherain; doch wie in den nationalen Epen den Vorfahren und den Nachkommen der Helden gebührende Berücksichtigung zu teil wird, so hat man dem Garin gewidmeten Epos ein die Schicksale seines Vaters behandelndes vorangesetzt und mehrere seine Kinder und Kindeskinder besingende angefügt, die ihre modernere Entstehungszeit nicht verleugnen. Der Vater Garins ist Hervis de Metz*), der nach wunderbaren Abenteuern, die ihn als Kaufmann sogar bis nach Tyrus führen, in den Besitz von Metz kommt, Karl Martell gegen Girard von Roussillon energisch Hilfe leistet, nach dieses Fürsten Tode sich von seinem Nachfolger Pipin lossagt, und, nachdem er Metz gegen die räuberischen Wandren siegreich verteidigt hat, mit seiner

---

*) Das Gedicht ist nicht ediert; vergl. Histoire littéraire XXII, 587—604; H. Hub, Inhalt und Handschriften-Klassifikation der Chanson de Geste Hervis de Metz. Heilbronn 1879; A. Rhode, Über die Beziehungen zwischen der Chanson de Geste Hervis de Metz und Garin le Loherain. (Ausgaben und Abhandlungen Band 3) Marburg.

Frau Beatrix an das Grab Christi pilgert. Das poetisch ziemlich dürftige Gedicht ist reich an kulturhistorisch interessanten Details und verdient eine hervorragende Stelle unter den Quellen unserer Kenntnis mittelalterlicher Einrichtungen.

Die beiden Söhne Hervis' sind Garin und Begon, jener Herzog von Metz, dieser von der Gascogne; Pipin, der ihren Wert erkennt, sucht ihre Freundschaft, und Frieden herrscht eine Zeit lang unter den germanischen und französischen Baronen, unter welch letzteren der Pfalzgraf Hardré der bedeutendste und einflußreichste ist. Aber bald soll der Zwist heftiger denn je entbrennen, und hier beginnt der zweite Teil des Lothringer-Cyklus, dem der Dichter Jehan de Flagy im zwölften Jahrhundert die uns erhaltene Redaktion zu teil werden ließ.*) Garin und Fromont, Hardrés Sohn, unternehmen zusammen einen Zug gegen die Sarazenen in der Provence, zur Unterstützung Thierris, des Königs von Arles. Dieser verspricht auf dem Sterbebette die Hand seiner Tochter, der schönen Blanchefleur, Garin; Fromont jedoch, schon lange auf das Königreich Arles lüstern, macht sie ihm streitig. Daher zahlreiche Feldzüge, Belagerungen und Einnahmen von Städten, stürmische und blutige Kämpfe. Endlich beschließt man, den König Pipin zum Schiedsrichter zu machen, und dieser, der bei dem Anblick der schönen Braut in heftiger Lust entbrennt und in der Erwerbung von Arles eine willkommene Vergrößerung seines Besitzes sieht, schlichtet den Streit dadurch, daß er Blanchefleur zu seiner eigenen Gemahlin macht, nachdem zwei Mönche beschworen, daß wegen naher Verwandtschaft eine Ehe zwischen ihr und Garin nicht möglich sei. — Garin und sein Bruder Begon heiraten zwei Schwestern, Töchter Milons, des Grafen von Blaives und Herrn des ganzen nördlichen Teiles von Guyenne; so vermögen sie ihre Gegner, deren Besitz zwischen Lothringen und der vereinigten Gascogne und Guyenne lag, ordentlich im Schach zu halten. Selbstverständlich fehlt es nicht an Reibereien und heftigen Kämpfen, die zum offenen Kriege aufflammen, als Begon, auf einer Reise zu seinem Bruder begriffen, von Leuten Fromonts auf der Jagd erschlagen wird, und Fromont die zur Sühne des Verbrechens gemachten Versprechungen nicht hält. Die Feinde Garins suchen nun vor allen Dingen den König auf ihre Seite zu bringen, und Pipin, durch das ihm gebotene Gold verlockt, giebt seine Verwandten preis. Als die Königin Blanchefleur ihm darüber Vorstellungen macht, versetzt er ihr zornig einen Faustschlag ins Gesicht. Die beleidigte Frau, in deren Herzen die Liebe zu Garin stets verstohlen fortgeglommen hat, sendet einen Boten an

*) Herausgegeben von P. Paris, Li Romans de Garin le Loherain. Paris 1832/35; von É. du Méril, La Mort de Garin le Loherain, poème du 12. siècle. Paris 1862; P. Paris, Garin le Loherain, chanson de geste, composée au 12. siècle par Jehan de Flagy, mise en nouveau langage. Paris 1862; vergl. Histoire littéraire XXII, 604—623; W. Vietor, Die Handschriften der geste des Loherains mit Texten und Varianten. Halle 1875; G. Büchner, Das altfranzösische Lothringerepos, Betrachtungen über dessen Inhalt, Form und Entstehung des Gedichts. Leipzig 1887.

ihren einstigen Verlobten und erklärt ihm, daß, wenn er diesen ihr angethanen Schimpf nicht räche, sie aufhören müßte ihn zu achten. Garin folgt dem Rufe, legt den unter königlichem Geleit zurückkehrenden Verwandten Fromonts einen Hinterhalt und tötet sie sämtlich. Damit ist das Signal zu einem neuen Kriege gegeben, in welchem Garin Gleiches mit Gleichem vergolten wird: er fällt in einem Hinterhalte vor Metz unter den Schwertern seiner Feinde.

Der Tod Garins fordert Rache; denn in diesen alten Lothringerepen heißt es Auge um Auge, Zahn um Zahn, und Mord kann nur mit Mord gesühnt werden. Die Aufgabe, Garin zu rächen, fällt seinem Sohne Girbert von Metz*) zu; in dem diesen Titel tragenden Epos wird die gänzliche Ausrottung der Feinde der Lothringer erzählt: Fromont, aus seinem Lande vertrieben, sucht ein Asyl bei den Sarazenen, verrät sein Vaterland und wird, da ein von ihm angeregter Feldzug gegen Frankreich fehlschlägt, von den Heiden ermordet; Fromondin, Fromonts Sohn, fällt von Girberts eigener Hand. Das im Mittelalter viel gelesene Gedicht ist reich an interessanten Episoden; sehr lebendig ist die Stelle geschrieben, in welcher erzählt wird, wie Girbert heimlich den Schädel Fromonts entwendet, ihn zu einem Trinkgefäß umarbeiten und sich von Fromondin Wein darin kredenzen läßt — eine Reminiszenz an die bekannte Geschichte der Langobardenkönigin Rosamunde.

Auch diesem Teile der Lothringer-Geste hat man im dreizehnten Jahrhundert noch Fortsetzungen gegeben, die aber nur geringen litterar-historischen Wert haben; eine Erwähnung verdient allenfalls die chanson de geste Anséis, fils du roi Girbert**), von unbekanntem Verfasser.

Eins der lieblichsten altfranzösischen Epen weist der Sagenkreis von Blaye auf, wir meinen dasjenige, welches die im ganzen Mittelalter vielfach gefeierte Geschichte der beiden Freunde Amis und Amiles***) behandelt.

---

*) Herausgegeben von E. Stengel, Girbert de Metz, von Jehan de Flagy. Romanische Studien I, 4; vergl. H. Suchier, Bruchstück aus Girbert de Metz. Romanische Studien I, 3; Histoire littéraire XXII, 623—633.

**) Vergl. Histoire littéraire XXII, 633—641. — In den ersten Jahren des sechszehnten Jahrhunderts hat ein Bürger von Metz, Philipp von Vigneulles, die verschiedenen Branchen des lothringischen Sagenkreises bis zum Tode Fromondins in Prosa umgearbeitet; vergl. O. Böckel, Philipp de Vigneulles Bearbeitung des Hervis de Metz. Marburg 1883.

***) Herausgegeben von C. Hofmann, Amis und Amiles und Jourdain de Blaivies. Zwei altfranzösische Heldengedichte des kerlingischen Sagenkreises. Erlangen 1852 (1882); vergl. E. Kölbing, Zur Überlieferung der Sage von Amicus und Amelius. Paul und Braune, Beiträge IV, 271; Klein, Sage, Metrik und Grammatik des altfranzösischen Amis und Amiles. Bonn 1875; Schwieger, Die Sage von Amis und Amiles. Berlin 1885; Modersohn, Die Realien in den chansons de geste „Amis und Amiles“ und „Jourdain de Blaivies“. Ein Beitrag zur Kultur- und eine Ergänzung der Litteraturgeschichte des französischen Mittelalters. Münster 1886; Histoire littéraire XXII, 288—299.

Beide waren an demselben Tage geboren, beide waren sich in körperlicher wie in geistiger Hinsicht zum Verwechseln ähnlich, und auch ihre Namen waren ziemlich die gleichen. Bald nach der gemeinschaftlichen Taufe von einander getrennt, haben sie, als sie herangewachsen sind, keine Ruhe, bis jeder sein anderes Ich wiedergefunden hat, und schwören, einander von jetzt ab nie wieder zu verlassen. Da sie vernehmen, daß der Kaiser im Kriege mit den Bretonen ist, so bieten sie ihm ihre Dienste an, und Karl beeilt sich dieselben anzunehmen, trotz der Eifersucht des alten, boshaften Hardré. Verschlagen sucht dieser Verräter unter dem Deckmantel der Freundschaft sich in das Vertrauen der beiden Freunde einzuschleichen, um später sie desto sicherer zu vernichten und die Ehre ihrer Thaten sich selber beizulegen; ja er geht so weit, daß er mit Amis in ein verwandtschaftliches Verhältnis tritt, indem er ihm seine Tochter Lubias zur Frau und die Grafschaft Blaye als Heiratsgut giebt. Lubias ist die würdige Tochter ihres hinterlistigen Vaters; gleich in der ersten Nacht sucht sie die Bande der Freundschaft zwischen Amis und Amiles zu lockern, indem sie Amiles eines Vergehens gegen ihre Ehre beschuldigt. Amis jedoch gebietet ihr Schweigen; sie spräche von dem besten Christenmenschen auf Erden, und eher wolle er sterben als das glauben, was sie sage. Amiles lebt inzwischen an dem Hofe des Königs, woselbst er die Würde eines Seneschal bekleidet; hier verliebt sich in ihn die schöne Tochter Karls, Belissent, die sich, nach der Weise aller Jungfrauen in den chansons de geste, selbst dem Ritter anbietet, ohne jedoch von seiten dieses das gewünschte Entgegenkommen zu finden. Da greift sie zu einer List, schleicht sich eines Nachts in Amiles' Schlafgemach, und findet, da er sie für eine Dienerin hält, ihres Wunsches Erfüllung. Hardré aber hat das Paar belauscht und hat nichts Eiligeres zu thun, als Karl von dem respektwidrigen Umgange des Ritters mit der Prinzessin zu benachrichtigen. Der König ist außer sich vor Zorn, und verlangt, daß Amiles, der sich für unschuldig erklärt, sich dem Gottesurteil unterwerfe; Hardré, seiner Sache ganz sicher, übernimmt es, seine Anklage mit den Waffen in der Hand zu erhärten. Inzwischen aber geht dem Ritter ein Licht auf, wer das Weib gewesen, das seine Liebe genossen, und er erbittet und erhält einen kurzen Aufschub, um mit seinem Freunde Amis die Sache zu überlegen. Dieser, durch einen Engel von der Amiles drohenden Gefahr unterrichtet, ist schon auf dem Wege zu ihm, und erbietet sich, an seines Freundes Statt den Kampf zu unternehmen; da er sich eines geheimen Umgangs mit der Prinzessin nicht bewußt ist, so kann er ruhigen Herzens dem Ausgange des Gottesurteils entgegensehen. Amiles sollte inzwischen sich nach Blaye begeben und bei Lubias seine Rolle spielen. Alles geschieht nach Wunsch, Amis siegt im Zweikampf und tötet Hardré, die Ehre der Prinzessin wird gerettet, Amiles gerechtfertigt. Aber eine neue Gefahr droht: der König giebt Amiles die Hand seiner Tochter, und Amis, der nicht aus der Rolle fallen darf, muß auch bei der Hochzeitfeier seinen Freund vertreten. Sobald er sich losmachen kann, eilt er nach

Blaye zurück und bewirkt, daß jede der beiden Frauen ihren rechtmäßigen Mann erhält. Sein Betrug aber hat den Zorn Gottes erregt, und ein Engel verkündet ihm, daß er zur Strafe aussätzig werden solle. Bald darauf befällt ihn die fürchterliche Krankheit; er wird von allen gemieden und schließlich von Lubias, die sich von ihm scheiden läßt, des Landes verwiesen. Nachdem er lange umhergeirrt ist, viele fabelhafte Abenteuer bestanden und vergebens die heiligen Stätten in Rom aufgesucht hat, nimmt er seine letzte Zuflucht zu seinem Freunde. Dieser empfängt den Unglücklichen mit offenen Armen und sorgt nach Kräften für seine leiblichen Bedürfnisse, so daß ihm nunmehr nichts fehlt, als, wie das Gedicht sich ausdrückt:

Fors la santé, dont il est desirans.

Aber auch diese soll ihm durch Amis wiedergegeben werden; auf Befehl eines Engels tötet er seine beiden Kinder, um mit dem Blute der unschuldigen Kleinen seinen Freund zu bestreichen und diesen dadurch vom Aussatz zu heilen. Die Stelle, eine der schönsten der altfranzösischen Epik, möge hier im Original mitgeteilt werden:

Dedens la chambre s'en est moult tost alez
Où li enfant gisoient lez à lez.
Dormans les treuve, bras à bras acolez,
N'ot dous si biax desci en Duresté.
Moult doucement les avoit resgardez,
Tel paor a que cheuz est pasmez,
Chiet lui l'espee et li bacins dorez.
Quant se redresce, si dist com cuens menbrez:
„Chaitis! que porrai faire?“

Li cuens Amiles un petit s'atarja,
Vers les enfans pas por pas en ala,
Dormans les treuve, moult par les resgarda,
S'espee lieve, ocirre les voldra;
Mais de ferir un petit se tarja.
Li ainznés freres de l'effroi s'esveilla
Que li cuens mainne qui en la chambre entra.
L'anfes se torne, son pere ravisa,
S'espee voit, moult grant paor en a.
Son pere apelle, si l'en arraisonna:
„Biax sire peres, por Dieu qui tout forma,
Que volez faire, nel me celez vos ja.
Ainz mais nus peres tel chose ne pensa.“
„Biaus sire fiuls, ocirre voz voil ja

Et le tien frere qui delez toi esta;
Car mes compains Amis qui moult m'ama
Dou sanc de voz li siens cors garistra,
Que gietez est dou siecle."

„Biax tres douz peres, dist l'anfes erramment,
Quant vos compains aura garissement,
Se de nos sans a sor soi lavement,
Noz sommez vostre de vostre engenrement,
Faire en poez del tout à vo talent.
Or noz copez les chiés isnellement;
Car Dex de gloire noz aura en present,
En paradis en irommez chantant
Et proierommez Jhesu cui tout apent
Que dou pechié voz face tensement,
Voz et Ami vostre compaingnon gent;
Mais nostre mere la bele Belissant
Noz saluez por Deu omnipotent."
Li cuens l'oït, moult grans pitiés l'en prent
Que touz pasmez à la terre s'estent.
Quant se redresce, si reprinst hardement.
Or orroiz ja merveilles, bonne gent,
Que tex n'oïstez en tout vostre vivant.
Li cuens Amiles vint vers le lit esrant,
Hauce l'espee, li fiuls le col estent.
Or est merveilles se li cuers ne li ment.
La teste cope li peres son anfant,
Le sanc reciut el cler bacin d'argent,
A poi ne chiet à terre.

Quant ot ocis li cuens son fil premier
Et li sans fu coulez el bacin chier,
La teste couche delez le col arrier,
Puis vint à l'autre, hauce le brant d'acier,
Le chief li tranche tres parmi le colier,
Le sanc reciut el cler bacin d'or mier,
Et quant l'ot tout, si mist la teste arrier.
Les douz anfans couvri d'un riche tapis chier,
Hors de la chambre ist li cuens sans targier,
Moult par a fait les huis bien verroillier.
Au conte Ami vint Amiles arrier
Qui el lit jut malades.

Der Aussatz weicht in der That sofort, und Amis tritt gesunder und schöner als je aus seiner Kammer. Da geschieht ein neues Wunder: als Amiles seiner Frau von seiner That erzählt, und die laut Jammernde nun nach dem Zimmer ihrer Kinder stürzt, findet sie die Totgeglaubten friedlich mit Äpfeln spielend. Amis kehrt nun nach Blaye zurück, nimmt seine ihn um Verzeihung bittende Frau wieder auf, setzt seinen Sohn Girart als Statthalter ein, und pilgert dann mit seinem Freunde nach dem heiligen Lande. Bei ihrer Rückkehr von dort werden sie bei Mortiers von Ogier le Danois erschlagen; ihre Leiber ruhen, auch im Tode vereint, Seite an Seite. — Die Sage von Amis und Amiles gehört, wie schon erwähnt, zu den verbreitetsten und berühmtesten des Mittelalters; am häufigsten lateinisch und französisch bearbeitet, ist sie doch in fast allen Sprachen Europas vorhanden und von Italien bis England, von Spanien bis Island, vom elften bis sechszehnten Jahrhundert gesagt und gesungen worden.*) „Die grauenvolle, von Blut und Thränen strömende Geschichte dieser mittelalterlichen Orestes und Pylades muß auf die Gemüter jener Zeit einen hinreißenden, erschütternden und durch jenes nach ungeheurer Buße endlich rettende und lösende Eingreifen überirdischer Mächte einen versöhnenden Eindruck gemacht haben, wie etwa auf die höher gebildeten Hellenen manche Stücke ihrer großen Tragiker. Sie wurde als wirkliche geglaubt, wie es denn überhaupt der wesentlichste Zug der epischen Volksdichtung ist, ihre Personen für geschichtlich zu halten und was von ihnen gesungen wird, nicht für Schöpfung der Phantasie, sondern im ganzen Ernste zu nehmen. Die beiden Freunde wurden zu Märtyrern erhoben und in Mortara und Novara, wo die Sage sie sterben ließ, als solche gefeiert.“ (C. Hofmann a. a. O.)

Im Zusammenhang mit Amis und Amiles steht ein zweites hierhergehörendes Epos, Jourdain de Blaivies**). Amis' Sohn Girart war durch den Neffen des Verräters Hardré, Fromont, ermordet worden, worauf dieser auch dem jungen Sohne Girarts, Jourdain, nach dem Leben trachtete. Das Kind wird aber durch die Aufopferung seines Hüters, der seinen eigenen Sohn statt des seines Herrn in den Tod gehen läßt, gerettet und gelangt nach den buntesten Abenteuern in den Besitz seiner Erbschaft. Auch dieses Epos, dessen Verfasser sicherlich den alten griechischen Roman des Apollonius von Tyrus gekannt hat, und das, wie Amis und Amiles die Freundestreue, so die Unterthanentreue und Selbstentsagung feiert, ist reich an interessanten Stellen, doch müssen wir uns versagen, näher darauf einzugehen, da noch andere Epen der Besprechung harren.

*) Vergl. die Litteraturnachweise in der Ausgabe von Amis und Amiles von C. Hofmann.

**) Herausgegeben von C. Hofmann in seiner Ausgabe des Amis und Amiles. Erlangen 1852 (1882); vergl. J. Koch, Über Jourdain de Blaivies, ein altfranzösisches Heldengedicht des karlingischen Sagenkreises. Königsberg 1875; Histoire littéraire XXII, 583—587.

Dem burgundischen Sagenkreise gehört an Auberi le Bourgoing*). Der Held dieses Epos ist wahrscheinlich eine historische Persönlichkeit, deren Andenken im Volke unter verschiedener Form weiter fortlebte; so führte ihn Jehan de Flagy in den von ihm verfaßten Teilen des Lothringercyklus als den Sohn einer der Töchter von Hervis von Metz vor, läßt ihn eine Rolle spielen in den endlosen Kriegen Garins und seiner Söhne und ihn schließlich vor Bordeaux sterben. In ganz anderer Gestalt tritt er uns in dem ihm selbst gewidmeten Gedichte entgegen; hier ist er der Sohn der Gräfin Erembor und Bazins von Genf, der nach dem Tode Girarts von Roussillon von Karl Martell das Herzogtum Burgund erhielt, das damals Vienne, Genf und Dijon umfaßte. Bazin ist aber wohl niemand anders als Boso, Graf von Burgund und Pavia, der von Karl dem Kahlen zum König von Arles ernannt wurde, Ermengard, des Kaisers Schwester, heiratete und später von Louis und Karlmann aus Vienne verjagt wurde. Der Bazin des Gedichtes nun wird von seinem Bruder und Stiefbruder, im geheimen Bunde mit seiner zweiten Frau, Hermesend von Turin, mit Hilfe der Lombarden aus seinem Lande verjagt und in Pavia eingekerkert; der junge Auberi aber entkommt seinen habsüchtigen Oheimen und rächt sich blutig, indem er die Söhne beider ermordet. Um der Verfolgung zu entgehen, flüchtet er aus seinem Vaterland und begiebt sich zum König Orri von Bayern, nur begleitet von einem entfernten Verwandten, dem freundlichen und verständigen Gasselin. Orri hat gerade mit den Rox (Russen) Krieg zu führen; die Ankunft Auberis genügt, um ihm den Sieg zuzuwenden. Niemand wird nun mehr gefeiert als der fremde Held, und der Ruhm seiner Tapferkeit und der Eindruck seiner Persönlichkeit ist derart, daß sich sowohl die Königin als ihre Tochter in ihn verlieben. Darüber kommt es zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen den beiden Frauen; sie achten nicht gehörig auf ihr Geheimnis, und so kommt es den Söhnen des Königs zu Ohren. Diese, die Gefahr fürchtend, welche die Ehre ihres Vaters läuft, beschließen, sich Auberis zu entledigen. Bei einem Kampfspiel soll der Mord geschehen; aber Auberi ist der stärkere und schlägt beide Prinzen nieder. Seines Bleibens ist natürlich jetzt in Bayern nicht, und so flieht er denn nach Flandern, wo er und sein Schildträger Gasselin die wunderbarsten Abenteuer bestehen. Inzwischen erneuern die Russen ihren Einfall in Bayern, König Orri fällt, und die Fürstinnen geraten in die Gefangenschaft. Kaum jedoch hat Auberi diese Nachricht vernommen, als er herbeieilt, die Eindringlinge vertreibt und die Damen befreit, eine That, welche die noch immer in ihn verliebte Königin Guibour dadurch belohnt, daß sie ihn zu ihrem Gemahl macht und damit zum König von Bayern; ihre Tochter Seneheut

*) Herausgegeben von P. Tarbé, Le Roman d'Aubery le Bourgoing. Reims 1849; A. Tobler, Aus der Chanson de Geste von Auberi. Nach einer Vatikanischen Handschrift herausgegeben. Leipzig 1870; vergl. Histoire littéraire XXII, 318—334.

überläßt ihr den geliebten Mann und wendet ihre Zuneigung Gasselin zu. Von jetzt ab nehmen die Thaten dieses jungen Mannes, dem die Hand der Prinzessin versprochen ist, sobald er Burgund zurückerobert hat, das Hauptinteresse des Lesers in Anspruch; Auberi selbst spielt nur noch eine ziemlich unwürdige Rolle. Im Ardennerwalde lebte ein berüchtigter Bandit, Lambert d'Oridon, der Schrecken der Witwen und Waisen, gefürchtet aber auch von den Baronen der Umgegend. Diesem fällt es ein, sich um die Hand Seneheuts zu bewerben, und Auberi, geblendet durch das Gold, das jener mit sich führt, verspricht ihm dieselbe, ohne an das seinem treuen Waffengefährten gegebene Wort zu denken. Das junge Mädchen, das ihrem Verlobten die Treue bewahren will, wird durch körperliche Züchtigung zum Gehorsam gebracht, und Auberi macht sich sorglos und die Ermahnungen seiner Frau unbeachtet lassend, nach Oridon auf, um die Besitzungen seines zukünftigen Schwiegersohns in Augenschein zu nehmen. Gleich am Tage seiner Ankunft berauscht er sich sinnlos; der schlaue Lambert bringt ihn während seines schweren Schlafes in eine sehr verfängliche Situation mit seinen beiden Nichten und droht ihm darauf ihn als Mädchenverführer zu töten. Auberi legt sich aufs Bitten, und das Leben wird ihm nur geschenkt unter der Bedingung, daß er auf jeden Fall, sei es durch List oder Gewalt, Seneheut dem Unhold ausliefert. Er verspricht alles, was man von ihm verlangt, um nur davonzukommen, und erfüllt sein auf Reliquien abgelegtes Versprechen, indem er seine Stieftochter unter dem Vorwande, Gasselin erwarte sie in einem nahen Kloster, um ihr den Verlobungsring zu überreichen, aus der bayrischen Hauptstadt fortlockt und sie trotz ihres Jammerns und Weinens Lambert zuführt. Allerdings verspricht er ihr, in kurzer Zeit mit seinen Scharen zu ihrer Befreiung herbeizueilen. Dies geschieht, und niemand ist eifriger auf die Bestrafung des Räubers bedacht, als Gasselin; das Glück ist seiner Liebe hold, Seneheut wird Lambert entrissen, er selber in seiner Burg belagert. Nach langen Kämpfen wird beschlossen, die Entscheidung der Angelegenheit dem Könige von Frankreich zu übertragen, und in stattlichem Zuge begeben sich Freund und Feind nach Paris. Als sie bei Saint-Denis vorbeikommen, treten sie auf Wunsch Auberis in die Kathedrale, um ihre Morgenandacht zu verrichten; diesen Augenblick hält Gasselin für die Ausübung seiner Rachepläne geeignet, er verbirgt sich hinter einem Pfeiler der Kirche in der Nähe des Altars und stößt seinem Feinde den Dolch in den Rücken. Aber wie groß ist sein Schmerz, als er sieht, daß das Opfer seiner That sein innig geliebter Oheim Auberi ist! Zu seinem Verderben hatte dieser kurz vor seinem Eintritt in den Dom seinen Mantel mit dem Lamberts vertauscht, und hierdurch getäuscht hatte Gasselin den todbringenden Streich gegen ihn gerichtet. Doch Lambert entgeht seinem Geschick nicht; kurze Zeit nachher fällt auch er durch Gasselins Hand. Dieser wird König von Bayern und Vater Naimes, des bekannten Ratgebers Karls des Großen.

Wenngleich auch dieses Epos an manchen Schwächen krankt, besonders durch die langausgesponnene, oft sich wiederholende Handlung ermüdend wirkt, so bietet es doch soviel Eigenartiges in Stoff und Behandlung, eine solche Fülle von naiven und grotesken Szenen, die der Dichter nicht nach Art der alten Epenschmiede seinen Vorgängern entnommen, sondern selbst geschickt erfunden hat, daß es zu den merkwürdigsten und fesselndsten der chansons de geste zu rechnen ist und in hohem Maße die Beachtung der Litteraturfreunde verdient.

Auch das folgende, den pikardischen Sagenkreis einführende Epos, Raoul de Cambrai*), gehört zu den ältesten und besten Vertretern der altfranzösischen Epik. Das Gedicht ist uns zwar nur in einer Redaktion des dreizehnten Jahrhunderts erhalten, doch nimmt der Kompilator desselben öfters auf das Original Bezug, als dessen Verfasser er einen gewissen Bertolais de Laon erwähnt, der wahrscheinlich ein Augenzeuge der von ihm berichteten Thaten war. Und daß wir es hier mit historischen Fakten zu thun haben, das beweist die Übereinstimmung des Gedichtes mit dem, was wir über die Geschichte Frankreichs im zehnten Jahrhundert wissen; sind wir doch unterrichtet, daß Herbert de Vermandois, der große Feind Karls des Einfältigen, in der That mehrere Söhne hatte, welche ihr väterliches Erbe gegen die usurpatorischen Gelüste Raouls de Cambrai verteidigten, und daß dieser Kampf im Jahre 943 stattfand.

Als Raouls Vater, Raoul genannt Taillefer, starb, hatte der König Ludwig die Grafschaft Cambrai Gibouin verliehen, und so seinen Neffen — denn Alais, Raouls Mutter, war die Schwester des Königs von Frankreich — enterbt. Als dieser herangewachsen ist, macht er, unterstützt von seinem Oheim Gerin d'Arras, trotzig sein Recht geltend, und der eingeschüchterte König verspricht ihm das erste Lehen, welches frei werden würde. Nach einigen Monaten stirbt Herbert, Graf von Vermandois, und sein Land wird, trotz der Einsprache der meisten französischen Barone, Raoul übertragen. So wenig aber Raoul die von ihm begangene Ungerechtigkeit sich hatte gefallen lassen, ebenso wenig die vier Söhne Herberts, und trotz der Bitten der Mutter und seines Schildträgers und Waffenbruders Bernier kommt es zum offenen Kriege. Dieser Bernier spielt eine wichtige Rolle in dem Gedichte; er ist der natürliche Sohn eines der Söhne Herberts, war zunächst der Knappe Raouls gewesen, dann von diesem zum Ritter geschlagen worden, und steht nun, obgleich er gegen seine eignen Verwandten zu Felde ziehen muß, treu auf Seiten seines Freundes Raoul, den Ungestüm desselben, wo er nur irgend kann, mäßigend, mit aufrichtigem und besonnenem Rat ihm beistehend. Der Krieg wird mit der größten Erbitterung geführt, und allenthalben bezeichnen brennende Dörfer und Flecken

*) Herausgegeben von Le Glay, Li Roumans de Raoul de Cambrai. Paris 1840; vgl. F. Settegast, Raoul de Cambrai. Ein altfranzösisches Heldenlied in deutscher Übersetzung. Herrigs Archiv, Band 70; Histoire littéraire XXII, 708—727.

den Zug des siegreichen Raoul. Selbst die Kirchen sind vor ihm nicht sicher, und trotz seines Versprechens wird die Abtei Origni eingeäschert, ohne daß er Gewissensbisse darüber empfindet. Als er Bernier, der bei der Verheerung des Gotteshauses seine Mutter, die Äbtissin desselben, verloren hat und vom tiefsten Schmerz darüber ergriffen ist, mit Hohn und mit Gewaltthätigkeiten begegnet, erklärt dieser jedes Band zwischen ihnen gelöst und geht, obgleich ihm Raoul Sühne anbietet, zu dessen Feinden, seinen Verwandten, über. Bald darauf kommt es zu einer gewaltigen Schlacht, in der auf beiden Seiten die erstaunlichsten Heldenthaten vollbracht werden, und in welcher Raoul, nachdem er noch eben frevelnd geäußert hat, daß selbst die Heiligen niemanden vor seiner Wut schützen könnten, von Bernier niedergeschlagen und getötet wird. Der Krieg wird noch eine Zeitlang fortgesetzt, bis auf Bitten der Mutter Raouls, die dem Mörder ihres Sohnes verzeiht, und durch Vermittlung der Geistlichkeit von Paris eine Versöhnung zustande kommt. Bernier heiratet die Tochter Gerins, und durch dies Familienband scheint der Frieden für immer gesichert. Nach einigen Jahren unternehmen Gerin und sein Schwiegersohn eine Wallfahrt an das Grab des heiligen Jakob von Compostella; auf der Rückkehr davon kommen sie an der Stätte vorbei, wo einst die Abtei Origni gestanden hatte; da erwacht die Erinnerung an den alten Zwist, und Gerin schlägt Bernier heimtückisch nieder, so den Tod seines edlen Neffen Raoul rächend. Dieser Mord giebt, als Berniers Söhne, Henri und Julien, herangewachsen sind, zu einem neuen Kriege Veranlassung; sie belagern Gerin in Arras, der Alte verläßt aber die Stadt mit Hilfe einer Verkleidung, begiebt sich in eine Einsiedelei und stirbt daselbst.

An Raoul de Cambrai sind noch zwei Epen zu knüpfen, die allerdings nur in losem Zusammenhange mit demselben stehen: Elie de Saint-Giles und Aiol; Elie ist wahrscheinlich Berniers Neffe, der Sohn Juliens, der später Graf von Saint-Giles wurde, und der Inhalt von Aiol schließt sich unmittelbar an das Elie gewidmete Gedicht an.

Elie von Saint-Giles*) hat sich grollend aus dem Vaterhause entfernt, da sein Vater Julien, ein berühmter Sarazenen-Besieger, an seinem Mut und seiner Tapferkeit gezweifelt hatte. Erst wenige Tage ist er unterwegs, als er von einem zu Tode verwundeten Ritter vernimmt, daß in geringer Entfernung von Angers eine Schlacht gegen die Sarazenen stattgefunden habe, daß der Kaiser Ludwig sich zwar der Stadt habe bemächtigen können, daß aber der wackere Guillaume d'Orange, sein Neffe Bertrand, Bernard von Brabant und Hernaut de Beaulande als Gefangene in der Hand der Ungläubigen geblieben

*) Herausgegeben von G. Raynaud, La Chanson d'Elie de Saint-Gille, accompagnée de la rédaction norvégienne traduite par E. Kölbing. Paris 1881; von W. Förster, Aiol et Mirabel und Elie de Saint-Gille. Zwei altfranzösische Heldengedichte mit Anmerkungen und Glossar zum ersten Male herausgegeben. II. Heilbronn 1882; vgl. Histoire littéraire XXII, 416—424.

seien. Der verwundete Ritter war vom Kaiser an Julien von Saint-Giles geschickt worden, um schleunige Hilfe zu erbitten. Sofort sucht Elie zum Kaiser zu stoßen; da trifft er auf eine große Schar Heiden, welche die oben genannten Helden fortführen, und der Überzahl nicht achtend und die Kraft einer ganzen Armee in seiner Faust spürend, dringt er auf die Feinde ein und befreit Guillaume und seine Genossen. Er selber aber fällt in die Gewalt der Ungläubigen. Mit Ketten beladen wird er nach Sourgalie zum Amiral geführt, der ihm befiehlt, sofort Muhamed anzubeten, und als er sich weigert, ihn hängen lassen will. Elie aber ergreift einen Knüttel, bahnt sich einen Weg durch die Menge, bemächtigt sich eines Pferdes und jagt, ohne verwundet worden zu sein, in vollem Galopp davon. Aber der Hunger beginnt ihn zu quälen, und das ist kein Wunder, denn seit er sich aus dem elterlichen Hause entfernt, hatte er nichts genossen. Doch der Himmel steht ihm bei; in einem Walde stößt er auf eine Gesellschaft Räuber, die sich eben anschicken, das herrlichste Mahl der Welt einzunehmen; Elie verjagt und tötet sie, mit Ausnahme eines Zwerges, Galopin, den er zu besonderen Diensten bei sich behält. Dieser Zwerg hat bald Gelegenheit, seine Dankbarkeit zu zeigen; in einem Kampfe wird Elie schwer verwundet und verdankt nur der Geschwindigkeit, mit der Galopin ihn fortschafft, sein Leben. Sie gelangen in die Stadt Sorbrie, das Besitztum des Amiral Macabre. Die Tochter dieses Sarazenenfürsten, die schöne Rosemonde, welche im Herzen schon längst Christin ist, verliebt sich in Elie, den sie mit der größten Sorgfalt selbst pflegt. Auf ihre Bitte hin verteidigt er sie gegen mehrere Fürsten, die sich um ihre Hand bewerben, wobei ihm Galopin wiederum große Dienste leistet, besonders dadurch, daß er das wunderbare Pferd seines Gegners Lubien stiehlt und ihm verschafft. Doch zieht er sich dadurch den Haß der Heiden zu, die ihn in einer Burg belagern; ein Zaubermittel — dieselben spielen in unserm Gedichte überhaupt eine große Rolle — läßt ihn Widerstand leisten, bis ein französisches Heer, unter Ludwigs eigener Führung, herbeikommt, sich Sorbries bemächtigt und Rosemondes Vater Macabre gefangen nimmt, der durch Galopin endet. Hierauf wird die Prinzessin getauft, und nun scheint nichts ihrer Heirat mit Elie im Wege zu stehen. Aber da ihr dieser als Pate gedient hat, erklärt der Bischof eine Vereinigung beider für unmöglich; Elie tröstet sich schnell, als der Kaiser ihm seine eigene Schwester Avisse zur Frau giebt, mit Bourges und Orleans als Lehen, aber Rosemonde weist alle ihr vorgeschlagenen Partieen ab und reicht, aus Verdruß den von ihr einzig Geliebten nicht erhalten zu haben, dem Zwerge Galopin ihre Hand. Nach einer Reise in das heilige Land wird mit großem Pomp die Hochzeit Elies mit Avisse gefeiert. — Das Gedicht ist seinem eigentlichen Kerne nach jedenfalls eines der ältesten Epen, wofür besonders die Erwähnung einer friedlichen Pilgerschaft nach Jerusalem spricht, die doch nur vor der Zeit der Kreuzzüge stattgefunden haben kann. In der erhaltenen Form aber ist es eine traurige Aneinanderreihung von Abenteuern, in denen das Wunderbare eine große Rolle

spielt, und ein deutlicher Beweis, wie weit man im dreizehnten Jahrhundert von dem Ideal der epischen Poesie entfernt war. Die Abenteuer-Romane, welche damals aufkamen, und welche, wie schon der Name sagt, nur eine Reihe der buntesten Abenteuer, ohne irgend ein ethisches Element, enthielten, wirkten verderblich auf die chansons de geste zurück. Derselbe Einfluß zeigt sich auch in dem Epos, das die Fortsetzung des eben besprochenen bildet, im Aiol.*)

König Ludwig hat zwar seine Schwester Avisse dem Grafen Elie von Saint-Giles als Belohnung treuer Dienste zur Frau gegeben; aber durch den Verräter Macaire de Lauzane beeinflußt, schickt er ihn in die Verbannung. Bei einem Einsiedler in den Landen von Bordeaux findet das vertriebene Paar gastliche Aufnahme, und Avisse schenkt dort einem Knaben das Leben, den sie Aiol nennt. Als dieser Knabe herangewachsen ist und in allen ritterlichen Künsten wohl erfahren, schickt ihn sein Vater an den Hof des Königs von Frankreich, seines Oheims. Mit dem verrosteten väterlichen Panzer angethan, in der Faust Elies gewaltige Lanze, welche aber mit der Zeit krumm geworden ist, auf dem trefflichen, aber ungestriegelten Rosse Marchegai sitzend, reitet er in Poitiers ein, ein Gegenstand des Spottes des Pöbels und der Straßenjungen, welche sich weidlich über den seltsamen Ritter lustig machen. In Orleans, dem Ziel seiner Reise, geht es ihm nicht besser; doch wird er aus seiner fatalen Lage erlöst durch seine eigene Tante, die Gräfin Isabeau, welche ohne ihn als ihren Verwandten zu erkennen, in ihr Haus nimmt und reichlich ausstattet. Nun trifft es sich, daß König Ludwig in Orleans durch den Grafen von Bourges belagert wird; Aiol nimmt allein die Herausforderung von vier Rittern an, besiegt sie und macht sogar den Grafen zum Gefangenen. Damit ist der Krieg beendet, und der junge Ritter, der noch immer seine Herkunft verschweigt, wird vom Könige mit den größten Gunstbezeugungen überhäuft. Die rechte Weihe aber erhält der Held erst durch einen Kampf gegen die Sarazenen, wozu sich bald Gelegenheit bietet: an einem Pfingsttage, als Ludwig gerade Hof hält, tritt ein ungeschlachter Abgesandter des Königs von Saragossa ein, und verlangt im Namen seines Herrn die Krone von Frankreich und im Namen der Götzen Mahon und Apollin die Vernichtung aller christlichen Kirchen. Wütend befiehlt der König den groben Gesellen zu fangen und ihm zur Strafe die Nase abzuschneiden und ein Auge auszustechen, und nur durch Aiols Dazwischentreten wird eine solche Verletzung des Völkerrechtes verhütet. Aiol wird nun selbst als Gesandter nach Saragossa geschickt, um dem spanischen Könige durch eine ebenso trotzige Herausforderung zu antworten. Während seine Begleiter mit denen des Heidenfürsten unterhandeln, entführt er

*) Herausgegeben von W. Förster, Aiol et Mirabel und Elie de Saint-Giles. Zwei altfranzösische Heldengedichte mit Anmerkungen und Glossar herausgegeben. I. Aiol et Mirabel. Heilbronn 1878; Aiol, chanson de geste publiée d'après le manuscrit unique de Paris, par J. Normand et H. Raynaud. Paris 1878; vergl. Histoire littéraire XXII, 274—288.

mit Gewalt dessen schöne Tochter Mirabel, welche bald in heftiger Liebe zu ihrem Räuber erglüht und ihm gern nach Frankreich folgt, um dort den christlichen Glauben anzunehmen und seine Frau zu werden. Nach vielen wunderbaren Abenteuern kommen sie zurück, Aiol giebt sich zu erkennen, heiratet Mirabel und bewirkt, daß sein Vater Elie von Saint-Giles wieder in seine alten Würden und Besitztümer eingesetzt wird. Der Rest des Gedichtes schildert die Strafe, die den Verräter Macaire trifft, der sein Leben an dem Galgen endet. — Das Epos, dessen Inhalt wir nur ganz oberflächlich erzählt haben, bietet besonders in seinem ersten Teile viele auch kultur-historisch interessante Stellen, während der zweite mit trivialen Abenteuern angefüllt ist, die keinen Anspruch auf Neuheit machen, und deren Lektüre auf den Leser ermüdend wirkt.

Daß ein Volk, welches so wie das französische die Thaten seiner Helden im Liede feierte, welches an den wunderbaren Kämpfen gegen die nordischen, besonders aber gegen die sarazenischen Heiden einen so großen Gefallen fand, nicht schweigend an dem großen Ereignis der Kreuzzüge vorüberging, daß es die Leiden und Heldenthaten seiner Ritter im fernen Orient zum Gegenstand seiner Dichtung machen mußte, wird dem selbstverständlich erscheinen, der die vorangehenden Blätter gelesen hat. Und so haben wir denn einen Cyklus von Gedichten, der diesen denkwürdigen Unternehmungen des Abendlandes gewidmet ist, allerdings nur dem ersten Kreuzzuge, der aber auch der phantastischste von allen war und auf die Gemüter den tiefsten Eindruck machte. Die ursprüngliche Form der Hauptepen des Sagenkreises der Kreuzzüge*) rührt her von einem Pilger Richard; doch ist diese Fassung nicht erhalten (von welcher chanson de geste wäre auch dies der Fall!), sondern nur eine Bearbeitung aus späterer Zeit durch Graindor aus Douai auf uns gekommen. Im großen Ganzen halten sich die Gedichte an die Geschichte, besonders da, wo es sich um die Einnahme Antiochias und Jerusalems handelt; wir brauchen daher auf den Inhalt nicht näher einzugehen, wollen jedoch nicht unterlassen hervorzuheben, daß Gottfried von Bouillon die Hauptrolle spielt und von dem Dichter mit allem Glanz der Ritterlichkeit ausgestattet ist. Und das mag auch der Grund gewesen sein, weswegen spätere Dichter, nach dem Vorbilde der großen Sagenkreise, noch eine Enfance Godefroy dazu dichteten, ja sogar den Ahnherrn Gottfrieds, Helias, den Ritter mit dem Schwan, besangen. Das letztgenannte Gedicht ist insofern interessant, als es die erste

*) Die hierhergehörenden Epen sind: La Chanson d'Antioche, composée au commencement du 13. siècle par le pèlerin Richard, renouvelée, sous le règne de Philippe-Auguste, par Graindor de Douai, p. p. P. Paris. Paris 1848; La Conquête de Jérusalem, faisant suite à la Chanson d'Antioche, composée par le pèlerin Richard et renouvelée par Graindor de Douai au 13. siécle, p. p. C. Hippeau. Paris 1868; La Chanson du Chevalier au cygne et de Godefroy de Bouillon, p. p. C. Hippeau. I. Le Chevalier au cygne. Paris 1874. II. Godefroy. Paris 1877 (vorher schon von Reiffenberg, Bruxelles 1846/48); vergl. Histoire littéraire XXII, 350—402; XXV, 507—618.

Bearbeitung der Lohengrinsage darstellt. Doch nicht genug damit, das vierzehnte Jahrhundert sah noch zwei Epen entstehen, deren Helden die Verwandten Gottfrieds sind, Balduin de Sebourg*), ein Vetter desselben und dritter König von Jerusalem, und Der Bastart von Bouillon**), der Sohn Balduins und der schönen Sarazenin Sinamonde. Aber wie weit sind wir hier von den alten Volksepen entfernt! Die äußere Form wird zwar noch beibehalten, auch das „Epenmotiv" der Sarazenenkämpfe, sonst aber sind es nur wüste Abenteuerromane meist faden, oft höchst sinnlichen Inhalts; die chansons de geste hatten sich überlebt, in der überreifen Frucht fraß der Wurm der Zerstörung, und nach diesen letzten Versuchen im vierzehnten Jahrhundert verlor die französische Dichtkunst den Geschmack am Epos; nach der Übersättigung trat der Ekel ein.

Wir haben bei den chansons de geste etwas länger***) verweilt, als es der Plan des Buches verlangte, einmal, weil keins der uns bekannten Kompendien das Nationalepos ausführlich behandelt hat, andererseits, weil es von Wert schien, das Vorhandensein einer reichen epischen Poesie im Altfranzösischen ausführlich darzulegen, da noch immer die Meinung verbreitet ist, daß der französischen Litteratur das Epos mangele, und daß vor Malherbe eine eigentliche nationale Litteratur nicht vorhanden gewesen sei. Der Leser der vorstehenden und folgenden Blätter wird sich von dem Gegenteil leicht überzeugen und zugestehen müssen, daß keine Epik der Welt sich mit der französischen an Reichtum, Fülle der Phantasie, Mannigfaltigkeit des Inhalts messen kann, wenn auch nicht geleugnet werden darf, daß tiefer Gedankeninhalt, philosophische Denkungsart, sittlich-feste Lebensanschauung oft zu vermissen ist; im

---

*) Herausgegeben von Bocca, Li Romans de Baudouin de Sébourc, troisième roy de Jérusalem, poème du 14. siècle. Valenciennes 1841; vergl. Histoire littéraire XXV, 537—593.

**) Herausgegeben von A. Scheler, Li Bastars de Bouillon, faisant suite au roman de Baudouin de Sébourc. Poème du 14. siècle. Bruxelles 1877; vergl. Histoire littéraire XXV, 593—618.

***) Und damit haben wir den Gegenstand noch lange nicht erschöpft; wir haben nicht besprochen den Floovant, dessen Held der Merowingerzeit angehört (herausgegeben von Guessard und Michelant. Paris 1858; vergl. A. Darmesteter, De Floovante, vetustiore gallico poemate et de merovingo cyclo. Paris 1877; F. Bangert, Beitrag zur Geschichte der Floovant-Sage. Marburg 1879; Histoire littéraire XXVI, 1—19), nicht von Hugo Capet, aus dem vierzehnten Jahrhundert, die romanhaften Schicksale des Begründers der neuen Dynastie behandelnd (herausgegeben von De la Grange, Hugues Capet, chanson de geste. Paris 1864; vergl. Histoire littéraire XXVI, 125—149); nicht von dem sehr interessanten Epos Jehan de Lanson, das zu dem karolingischen Sagenkreise gehört, aber noch keinen Herausgeber gefunden hat (vergl. Histoire littéraire XXII, 568—583), nicht von Bueves de Hanstone, (vergl. Histoire littéraire XVIII, 748—751), das gleichfalls noch eines Herausgebers wartet, nicht von Vespasien (La Destruction de Jérusalem, vergl. Histoire littéraire XXII, 412—416), nicht von Octavien, dessen in achtsilbigen paarweise gereimten Versen abgefaßte Version herausgegeben hat Vollmöller (Octavian, altfranzösischer Roman. Heilbronn 1883; vergl. Histoire littéraire XXVI, 334) u. a. m., doch glauben wir von den wichtigeren Epen keins übergangen zu haben.

elften bis dreizehnten Jahrhundert war die Litteratur eben noch im Jünglingsalter, wo ungestümer Jugendmut, heiße Sinnlichkeit, Lust zu kühnen Abenteuern, kurz die Freude am Leben in überschäumender Kraft die kühle Reflexion zurückdrängt.

Kapitel VII.

Artus- und Abenteuerromane. — Klassische Romane.

Der zweite Stoff, den die mittelalterliche französische Epik bearbeitet hat (vergl. S. 71), stammt von den Briten her, die, von den Angelsachsen besiegt und mit Vernichtung bedroht, sich teils nach Wales, teils nach der Bretagne zurückgezogen hatten. Die Briten waren ein sangeskundiges, musikliebendes Volk, welches die alten Sagen der Vorzeit auf Kinder und Kindeskinder vererbte, nach dem Verlust der nationalen Selbständigkeit seine Helden mit doppeltem Glanz umgab und in volleren Weisen feierte und sich so in schöne Hoffnungen auf die Zukunft hineinträumte. Diese Volkslieder, von britischen (d. i. keltischen) Sängern zur Begleitung der Rotte, der Ahnfrau unserer Violine und unseres Cello, vorgetragen, wurden bald in Frankreich sehr beliebt; zwar verstand man die fremden Worte nicht, fand aber ungemeines Gefallen an der begleitenden Musik. Jemehr nun diese Melodien in die Mode kamen, desto nachdrücklicher mußte sich bei den Zuhörern der Wunsch regen, auch den Inhalt der vorgetragenen Lieder kennen zu lernen. Hier nun spielten die Normannen die Rolle des Dolmetsch; kein anderes romanisches Volk stand so wie sie mit den Kelten, des Festlandes sowohl als Großbritanniens, im Verkehr, und als sie nun gar durch die Schlacht bei Hastings im Jahre 1066 sich zu Herren Englands gemacht hatten, wurden sie die berufenen Vermittler keltischen und romanischen Geistes. Besonders seit der Regierung Königs Stephan (1135—1154) fingen sie an sich für die Geschichte des Landes, welches sie an sich gebracht hatten, zu interessieren. Nun existierte aus dem zehnten Jahrhundert eine Sammlung britischer Sagen und Legenden, zusammengestellt von einem gewissen Nennius*), ein Werk, in welchem zum ersten Male Artus erwähnt wird, als britischer Heerführer und Sieger in mehreren Kämpfen gegen die Sachsen. Dieses Buch bearbeitete im zwölften Jahrhundert Gottfried von Monmouth, Bischof von Saint-Asaph († 1154) zu einer Historia regum Britanniae**); in dieser schildert er nicht nur den fabelhaften

---

*) Über die Historia Britonum des Nennius vergl. G. Heeger, Die Trojanersage der Briten. München 1886.

**) Herausgegeben von San Marte. Halle 1854.

Ursprung der Briten, die von niemand anders als von Brutus, dem Sohne des Silvius und Enkel des Askanius, herstammen, sondern erzählt auch die Geschichte der Nachfolger des Brutus und verweilt besonders bei dem Sohne Uterpendragons, dem berühmten Artus. Nachdem dieser Fürst die vaterländische Insel von den Sachsen befreit und Schottland, Irland, Norwegen und Gallien erobert hatte, wandte er sich gegen Rom, wurde aber, ehe er Italien erreichte, durch den Aufstand seines Neffen Modred zurückgerufen. Dieser, von Artus als Regent zurückgelassen, hatte sich den Königstitel angemaßt und Guanhumara, Artus' Frau, gezwungen, ihm ihre Hand zu reichen. In einer furchtbaren Schlacht wurde der Usurpator getötet, aber auch Artus erhielt schwere Wunden und wurde in das Land der Seligen entrückt, wo er, in Gesellschaft der Feen, ewiger Wonne teilhaftig wurde, und von wo er einst zurückkehren wird, sein Volk zu befreien. — Der Erfolg dieses Werkes von Gottfried war so groß, daß man sich beeilte, es ins Französische zu übertragen; die eine, uns nicht erhaltene Version stammte her von dem Anglo-Normannen Geoffrei Gaimar (um 1145), eine zweite, bekannt unter dem Namen Brut*), so genannt nach dem obenerwähnten Stammvater der Briten, von Wace (1155); eine anonyme, von der nur der Anfang erhalten ist, ist unter dem Titel Münchener Brut**) bekannt, und eine vierte ist nur bruchstückweise auf uns gekommen; die drei ersten in gereimten Achtsilbnern, die letzte in assonierenden Tiraden***). Die wichtigste von diesen Bearbeitungen ist zweifelsohne die von Wace, der übrigens sein Original nicht sklavisch übersetzt hat, sondern noch verschiedene, der bretonischen Überlieferung entnommene Züge hinzugethan hat: so weiß Gottfried noch nichts von der Tafelrunde, welche die besten Ritter des Königs Artus vereinte, während Wace mehrfach davon spricht.

Selbstverständlich waren es nicht dieses langatmige Gedicht des Wace und die anderen Bruts, welche durch die Spielleute vorgetragen wurden, sondern kürzere Episoden, Erzählungen fabelhafter Abenteuer, die einzelnen Helden zugestoßen waren, meistens Liebesgeschichten. Man bezeichnete sie mit Lais, nach einem keltischen Worte llais, das im allgemeinen Klang, Stimme,

---

*) Herausgegeben von Le Roux de Lincy, Le Roman de Brut, publié avec un commentaire et des notes. Rouen 1836/38; vergl. Ten Brink, Wace und Gottfried von Monmouth. Eberts Jahrbuch IX, 241. — Über Wace vergl. E. du Méril, La vie et les ouvrages de Wace. Eberts Jahrbuch I, 1; H. Hormel, Waces Leben und Werke. Franco-Gallia V, 1 f.

**) Herausgegeben von C. Hofmann und K. Vollmöller, Der Münchener Brut. Gottfried von Monmouth in französischen Versen des 12. Jahrhunderts. Aus der einzigen Münchener Handschrift. Halle 1877.

***) Vergl. P. Meyer, De quelques chroniques anglo-normandes qui ont porté le nom de Brut. Bulletin de la Société des Anciens Textes 1878, S. 104; O. Wendeburg, Über die Bearbeitung von Gottfried von Monmouth's Historia regum Britanniae in der Hschr. Brit. Mus. Harl. 1605. Erlangen und Braunschweig 1881.

Sang bedeutet und noch im englischen lay erhalten ist. Die meisten dieser Lais rühren her aus der Feder einer Frau, der **Maria von Frankreich***), welche in der Heimat der keltischen Fabeln, in der Bretagne, geboren war und während des ersten Drittels des dreizehnten Jahrhunderts am englischen Hofe lebte (daher ihr Beiname „de France", der für eine in ihrem Vaterland lebende Französin keinen Sinn gehabt hätte). Ihre Gedichte zeichnen sich durch anmutige Sprache, aber auch eine intensivere Sinnlichkeit aus, die den Leser der chansons de geste in eine ganz fremde Welt versetzt. Unter ihren Lais heben wir besonders hervor ihren **Lanval** (der Held gewinnt die Liebe der Elfenkönigin und wird von ihr in ihr Reich entrückt); **Iwonek** (ein wunderbarer Vogel dringt zu einer von einem eifersüchtigen und alten Ehemann eingeschlossen gehaltenen Frau, genießt, nachdem er menschliche Gestalt angenommen hat, die Liebe der Schönen, erleidet durch die Hinterlist des Alten den Tod und wird durch den mit der Frau erzeugten Sohn gerächt); **Tydorel** (ist der Sohn der Königin und des geisterhaften Ritters vom See; ihm ist kein Schlaf beschieden, und als man ihn darauf aufmerksam macht, daß ein Wesen ohne Schlaf nicht von Menschen abstammen könne, preßt er seiner Mutter das Geheimnis seiner Herkunft ab und sprengt darauf in den See, der sich für immer über ihm schließt); **Fresne** (die Mutter Fresnes hatte eine arme Frau, welche eines Zwillingspaars genas, des Ehebruchs beschuldigt, wird aber bald darauf gleichfalls von Zwillingen entbunden und setzt, um nun nicht ihrerseits in den häßlichen Verdacht zu kommen, Fresne aus; die Dichterin schildert die Wiedervereinigung des jungen Mädchens mit ihren Eltern und ihre Hochzeit); **Guingamor** (Geschichte eines Ritters, dem in Gesellschaft der Feenkönigin dreihundert Jahre wie drei Tage vergehen) u. a. m.**)

Außer den von Maria verfaßten Lais besitzen wir noch einige anonyme, welche wenigstens dem Titel nach genannt werden mögen: **Graelent, Melion, Ignaures, Doon, das Gedicht vom Sperber.*****)

---

*) Vergl. E. Mall, De aetate rebusque Mariae francicae nova quaestio instituitur. Halle 1867; K. Warnke, Über die Zeit der Maria von Frankreich. Gröbers Zeitschrift IV, 223. — Herausgegeben sind die Lais der Marie von K. Warnke. Halle 1885; übersetzt von Hertz, Marie de France. Poetische Erzählungen nach altbretonischen Liebessagen übersetzt. Stuttgart 1862; vergl. E. Erling, Li lais de Lanval, altfranzösisches Gedicht der Marie de France, nebst Th. Chestres Launfall neu herausgegeben. Kempten 1883.

**) Die genannten Lais und andere poetische Erzählungen des französischen Mittelalters finden sich in vortrefflicher Übersetzung bei W. Hertz, Spielmanns-Buch. Novellen in Versen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Stuttgart 1886. In der Einleitung findet sich eine gut orientierende Abhandlung über „die ältesten französischen Novellen".

***) Vergl. G. Paris, Lais inédits de Tyolet, de Guingamor, de Doon, du Lecheor et de Tydorel. Romania VIII, 29. — G. Paris, Le Lai d'Epervier. Romania VII, 1. — Monmerqué et Michel, Lai d'Ignaurès, en vers, du 12. siècle, suivi des lais de Melion et du Trot, en vers, du 13. siècle. Paris 1832. — W. Horák, Lai von Melion. Gröbers Zeitschrift VI.

Es bedurfte nur eines Schrittes, um aus diesen Lais die Artusromane entstehen zu lassen; man brauchte nur mehrere der einzeln erzählten Abenteuer zu vereinigen, sie mit einem gemeinsamen, wenn auch noch so dürftigen Bande zu umschlingen, einem Helden die zu erzählenden Erlebnisse zuzuschreiben, und sie in losen Zusammenhang mit Artus zu setzen — und der Artusroman*) war fertig. Ein Glück war es, daß sich dieser Bearbeitung einer der formgewandtesten, begabtesten und mit feinem Geschmack ausgerüsteten Dichter unterzog, wir meinen Crestien de Troyes**), den Hauptvertreter der zu besprechenden Dichtungsart. Sein Erstlingsroman, der Erec***), zeigt recht deutlich die eben geschilderte Entstehungsweise; hier können wir noch die lose aneinander gefügten Lais klar erkennen und müssen gestehen, daß der Dichter gerade keine großen Anstrengungen gemacht hat, sie in inneren Zusammenhang zu setzen, daß die Charakterzeichnung, das Herausarbeiten der Individualität, ziemlich oberflächlich behandelt ist, und daß von einer psychologischen Vertiefung und Verkettung kaum die Rede sein kann. Ganz anders aber faßt er, wie wir sehen werden, seine Aufgabe in den späteren Werken an.

Unter den Rittern, welche König Artus an seinem Hof zu Karadigan um sich geschart hat, ist der tapfersten einer Erec. Deshalb kann es nicht wunder nehmen, daß er von den Damen gern gesehen wird; er aber widersteht allen Liebeslockungen und verlobt sich mit Enide, der Tochter eines durch den Krieg verarmten Herrn. Nachdem die Hochzeit am königlichen Hofe mit allem Glanz gefeiert worden ist, begeben sich die Neuvermählten nach Outregalles, zu Erecs Vater Lac, wo ihrer neue Feste harren. Aber der Held kann das thatenlose Leben nicht auf die Länge ertragen; wird doch schon Tadel gegen ihn laut, und sind Ruhm und Ehre bei der Minne müßigen Tändelei aufs Spiel gesetzt. So faßt er denn den Entschluß, nur von Enide begleitet auf Abenteuer auszuziehen, schärft jedoch seiner Frau ein, kein Wort mit ihm zu reden und befiehlt ihr, voran zu reiten. Schon waren sie eine große Strecke geritten, ohne daß ihnen irgend etwas zugestoßen wäre, was nach einem Abenteuer aussah; da erblickt Enide drei Ritter, welche sich zum Kampfe gegen Erec anschicken. Sofort teilt sie das ihrem Gemahl mit; dieser schilt sie heftig wegen ihres Sprechens, stürzt dann auf die Feinde und überwindet sie; die erbeuteten Pferde muß Enide zur Strafe für die Übertretung des Gebotes führen. So geht es ihr noch ver-

---

*) Vergl. P. Paris, De l'origine et du développement des romans de la Table ronde. Romania I; San Marte, Die Arthursage. Quedlinburg und Leipzig 1842. J. Alton, Einiges zu den Charakteren der Artussage. Wien 1883.

**) Vergl. W. Holland, Crestien de Troyes. Eine litteratur-geschichtliche Untersuchung. Tübingen 1854. — Über die Lebensverhältnisse des Dichters wissen wir so gut wie nichts; seine Lebenszeit läßt sich nur annähernd bestimmen, etwa 1140—1210; seinen Beinamen hat er von dem an der Seine gelegenen Troies, der alten Residenz der Grafen von Champagne.

***) Herausgegeben von J. Bekker, Des Chrestien von Troyes Erec und Enide. Haupts Zeitschrift für deutsches Altertum X 373—550.

schiedene Male, wenn sie, von Sorge um das Leben des Gatten hingerissen, das gelobte Schweigen bricht. An seltsamen Abenteuern fehlt's den Beiden bald wahrlich nicht; es sei hier nur ein erbitterter Kampf gegen zwei Riesen erwähnt, die den Ritter Cadoc de Cabriole seiner Geliebten entführt hatten. Erec erschlägt die Räuber und schickt den Befreiten mit seiner Dame zu Artus. Die Wunden aber, die er in dem ungleichen Kampfe empfangen, sind so schwer, daß er infolge des Blutverlustes ohnmächtig zusammenbricht. Außer sich vor Schmerz will Enide, welche den Gatten für tot hält, sich mit seinem Schwerte das Leben nehmen, aber der gerade vorbeireitende Graf von Limors hindert sie an der Ausführung ihres Vorhabens, sucht die Weinende zu beruhigen und bietet ihr sich selbst als Ersatz für den Toten an. Trotz ihrer Weigerung läßt er sie auf sein Schloß bringen und ein prächtiges Hochzeitsmahl anrichten; aber zur rechten Zeit erwacht Erec aus seiner Ohnmacht und schlägt den Verwegenen, der sich anschickte, Enides Liebe mit Gewalt zu erzwingen, zu Boden. — Nicht minder gefahrbringend ist das Abenteuer, welches er bald darauf zu bestehen hat. Er kommt mit Enide an das dem Könige Evrain gehörende Schloß Brandiganz; trotzdem man ihn dringend warnt, es zu betreten, dringt er in dasselbe ein und gelangt in einen Garten, dessen Bäume mit herrlichen Früchten bedeckt sind, deren Genuß es aber unmöglich macht, den Ausweg wiederzufinden. Dieser Gefahr und anderen entgeht Erec glücklich; beim Weiterschreiten gewahrt er ein Zelt und in demselben auf einem goldenen Ruhebette eine Dame, deren Schönheit ihn in das höchste Staunen versetzt. Doch wird er aus seiner Bewunderung durch einen riesenhaften Ritter aufgerüttelt, der ihn zum Kampfe zwingt, aber von Erec überwältigt wird. Durch diese Niederlage wird der Zauber gebrochen, den jene Dame über den Ritter und eine ganze Schar gefangen gehaltener Herren und Damen ausgeübt hat, und Erec kehrt mit den Befreiten an den Hof des Königs zurück, wo seine Ankunft mit vielen Festlichkeiten gefeiert wird. Inzwischen ist Erecs Vater Lac gestorben, und Artus krönt nun feierlich den Sohn zum König des ihm zugefallenen Reiches.

Den Stoff zu seinem Epos fand Crestien wahrscheinlich in bretonischen Volksliedern vor; ihm gebührt das Verdienst, ein zusammenhängendes Ganzes daraus geschaffen zu haben, das dann seinerseits wieder dem deutschen Dichter Hartmann von der Aue für seinen Erec und Enide als Vorlage diente.*)

Viel entwickelter zeigt sich die Kunst Crestiens in seinem nächsten Roman, dem Cliges**); seine Geschicklichkeit, einen gegebenen Stoff zu modernisieren, dem Geschmack seiner Zeitgenossen anzupassen, ihm schillerndes und glitzerndes Beiwerk in Fülle zu verleihen, vor allem aber seine feine Charakterschilderung

---

*) Vergl. K. Bartsch, Über Crestiens von Troies und Hartmanns von der Aue Erec und Enide. Germania 1862, S. 141.

**) Herausgegeben von W. Förster, Halle 1884; vgl. Holland a. a. O. Seite 44 f.; Histoire littéraire XV, 209.

und seine meisterhafte Darlegung von Seelenzuständen treten hier in helles Licht. Die Quelle, welche der Dichter bei der Abfassung seines Romans benutzt hat, kennen wir nicht; wahrscheinlich war es ein griechischer Abenteuerroman, vielleicht hat er auch nur in verschiedenen griechischen und orientalischen Sagen vorhandene Züge benutzt und sie dem von ihm erfundenen Stoffe angepaßt — wie dem auch sein mag, der Cliges steht in jeder Beziehung hoch über dem nur kindische Abenteuer aneinander reihenden, die psychologische Vertiefung entbehrenden Erec. Der Vorwurf kann allerdings dem Dichter nicht erspart bleiben, daß er sein Gedicht unnötig in zwei Teile zerrissen hat, von denen nur der letzte die Thaten des Cliges behandelt, der erste dagegen die seines Vaters Alexander; wenn man sich aber erinnert, daß es im Geschmacke der Zeit lag, nicht nur den Helden, sondern auch dessen Ahnen und Nachkommen zu besingen, so wird man diese Zweiteilung, welche nach unseren heutigen Begriffen ein Kunstwerk nicht aufweisen darf, zu entschuldigen wissen.

Der Kaiser Alexander von Byzanz hatte zwei Söhne, Alexander und Alis; jener, der erstgeborene, hat nur einen Wunsch: durch König Artus zum Ritter geschlagen zu werden. Trotz aller Bitten und Versprechungen seiner Eltern macht er sich auf den Weg nach England, wird von Artus gut aufgenommen und begleitet denselben nach der Bretagne. Während der Überfahrt verliebt er sich in Soredamors, die Nichte des Königs, und auch diese Dame, welche bisher der Minne abhold war, wird von inniger Zuneigung zu dem ritterlichen Jüngling erfüllt. Inzwischen bricht in England ein Aufstand aus; Artus kehrt sofort zurück, schlägt die Empörer, stürmt ihre Burgen und läßt die Rädelsführer hinrichten. Auf das nachdrücklichste wird er hierbei von Alexander unterstützt; zur Belohnung erhält derselbe die Ritterwürde und die Hand der Geliebten, welche die Mutter des Helden wird, dessen Namen das Gedicht führt.

Inzwischen hatte sich in Griechenland das Gerücht von dem Tode Alexanders verbreitet, und Alis hatte den Thron bestiegen. Wie groß war daher das Erstaunen der Griechen, als eines Tages der Totgeglaubte mit seiner Gemahlin und seinem jungen Sohne landete! Doch behält Alis seine Würde, legt aber das Versprechen ab, um Cliges die Nachfolge zu sichern, daß er sich nicht verheiraten werde. Als jedoch nach dem Tode Alexanders seine Unterthanen in ihn dringen, sich eine Frau zu suchen, vergißt er seine Zusage und hält um die Hand der Tochter des Kaisers von Deutschland an. Cliges begleitet den Oheim auf seinem Hochzeitszuge nach Köln; kaum aber haben er und die junge Braut Fenice einander erblickt, als sie in heftiger Liebe entbrennen. Von Sehnsucht nach Cliges und von Gram über die ihr bevorstehende Ehe verzehrt, vertraut sich Fenice nach langem Bitten und Drängen ihrer Amme Thessala an, gesteht ihr ihre Liebe und klagt über ihr Los, daß sie einem ungeliebten Manne in die Arme führe; doch müsse ihr Geschick sich erfüllen, denn nie würde sie so der Ehre vergessen, daß sie sich

ihrem Gatten und ihrem Geliebten zugleich preis gebe. Thessala, in Zauberkünsten wohl erfahren, verspricht ihr Hilfe; sie braut einen Trank, der die Vollziehung der Ehe verhindert und bewirkt, daß Alis nur im Traume seine Gemahlin besitzen kann:

Tenir la cuide, n'an tient mie;
Meis de neant est an grant eise:
Neant anbrace et neant beise,
Neant tient et neant acole,
Neant voit, a neant parole,
A neant tance, a neant luite.
Mout fu bien la poisons confite,
Qui si le travaille et demainne.
De neant est an si grant painne,
Car por voir cuide et si s'an prise
Qu'il eit la forterece prise.
Einsi le cuide, einsi le croit,
Et de neant lasse et recroit.

Nach Beendigung der Hochzeitsfeierlichkeiten reisen die Gäste wieder zurück nach Constantinopel; Eliges aber zieht, nachdem er noch einen Versuch des Herzogs von Sachsen, Fenice zu entführen, vereitelt hat, dem Beispiele seines Vaters folgend an den Hof des Königs Artus. Hier erweist er sich in vielen Turnieren als seines Vaters würdig und besteht manche Abenteuer; aber die Sehnsucht nach der Geliebten läßt ihm keine Ruhe, er verabschiedet sich und kehrt nach Griechenland zurück. Nun endlich finden die Liebenden Gelegenheit, sich ihr süßes Geheimnis zu gestehen, das bisher nur die Augen einander verraten. Sofort wird ein Plan entworfen, der Fenice von ihren Fesseln lösen soll: sie wird einen Zaubertrank zu sich nehmen, der sie in bewußtlosen, totenähnlichen Zustand versetzen soll; man würde sie alsdann begraben, Eliges aber solle sie darauf zur verabredeten Zeit aus dem Sarge nehmen und mit ihr nach England flüchten. Mit Hilfe Thessalas wird dieser Plan ins Werk gesetzt; die totgeglaubte Fürstin wird unter dem Klagen des ganzen Volkes beigesetzt; zur Nachtzeit entnimmt sie Eliges ihrem unheimlichen Lager und bringt sie in einem abgelegenen Turm unter, und hier erfreuen sich die Liebenden zwei Jahre lang eines ungestörten Zusammenlebens. Ein thrazischer Ritter namens Bertrand entdeckt jedoch auf der Jagd den versteckten Zufluchtsort und benachrichtigt sofort den König, daß er unter einem blühenden Mandelbaum die tote Fenice in Eliges Armen gesehen habe. Dem Könige scheint eine Ahnung von dem Streiche aufzudämmern, den man ihm gespielt hat; eilends begiebt er sich an die bezeichnete Stelle, findet aber den Ort leer — Eliges ist mit Fenice schon unterwegs nach England zu König Artus. Nach Alis' bald darauf er-

folgendem Tode werden sie feierlich in das ihnen nunmehr zufallende Reich zurückgeholt.

Die Schicksale des Cliges und der schönen Fenice waren im Mittelalter wohl bekannt; das beweisen nicht nur die zahlreichen Anspielungen in provenzalischen Dichtern, sondern auch in deutschen, ja es hat sogar zwei deutsche Bearbeitungen des französischen Romans gegeben, durch Ulrich von Türheim und Konrad Fleck; dieselben sind uns leider nicht erhalten.

Auf bretonischen Sagen wiederum beruht der Roman von Lanzelot vom See, dem Wagenritter*), welcher die Entführung von Artus' Gemahlin Ginevra durch Meleagant und ihre Befreiung durch Lanzelot und Gauvain behandelt. Auch hier haben wir eine erstaunliche Fülle von Abenteuern vor uns, die gewandt und anregend erzählt sind und der Phantasie des Dichters das beste Zeugnis ausstellen. Crestien hat dieses Werk nicht selbst beendet, sondern die Weiterführung Gottfried von Laigny übertragen, der sich seiner Aufgabe mit großem Geschick im Sinne seines Vorgängers entledigt hat. Die Lanzelotsage ist auch im Auslande bekannt geworden; so besitzen wir eine niederländische und eine deutsche Bearbeitung, letztere von Ulrich von Zatzikhofen, doch weichen dieselben, ebenso wie die Prosabearbeitung des Romans durch Gautier Map und Robert de Borron in manchen Punkten wesentlich von der Crestienschen Fassung ab.**)

Im hellsten Glanze aber erstrahlt die Crestiensche Dichtkunst im Yvain (Le Chevalier au lyon)***); mit geradezu genialer Kunst weiß der Dichter die insipidesten Abenteuer dem Leser interessant zu machen, und wenn uns auch heutzutage der Inhalt kaum behagt, so werden wir doch unwillkürlich von der Form der Darstellung fortgerissen und folgen dem Erzähler mit Vergnügen in seinen oft mit dialektischer Schärfe versetzten Ausführungen. Nach unserer Meinung feiert im Löwenritter die altfranzösische Poesie ihren höchsten Triumph; Einheit des Inhalts, Vollendung der Sprache, meisterhafte Behandlung der dichterischen Form, psychologische Vertiefung — alles vereinigt sich, um ein Kunstwerk ersten Ranges zu schaffen.

Der Ritter Qualogrenanz hatte einst ein merkwürdiges Abenteuer zu bestehen gehabt: in der Bretagne war er einst in einem dichten Walde an eine Quelle gekommen, bei der er ein goldenes Becken fand; als er damit

---

*) Herausgegeben von P. Tarbé, Le Roman du Chevalier de la Charrette par Crestien de Troyes et Godefroy de Laigny. Reims 1849; von Jonckbloet, La Haye 1850; vergl. P. Märtens, Zur Lanzelotsage. Romanische Studien V, 557; G. Paris, Études sur les romans de la Table ronde. Romania X, 465; Histoire littéraire XV, 438.

**) Vergl. hierüber Holland, a. a. O. 117—147.

***) Herausgegeben von W. Holland, Li Romans du Chevalier au lyon von Crestien von Troies. Hannover 1862 (1880, 1885); von W. Förster, Der Löwenritter. Halle 1887; vergl. H. Goossens, Über Sage, Quelle und Komposition des Chevalier au lyon des Crestien de Troyes. Paderborn 1883; Histoire littéraire XV, 235—344.

Wasser schöpfte und dasselbe auf eine dabei befindliche Steinplatte ausgoß, hatte sich ein furchtbares Unwetter erhoben, und ein geharnischter Ritter war auf ihn zugesprengt, um ihn wegen des angerichteten Schadens zur Rede zu stellen; es hatte ein Kampf zwischen ihnen stattgefunden, in welchem er besiegt und seines Rosses beraubt worden war. Als an einem Pfingstfeste Qualogrenanz dies sein Erlebnis zum besten giebt, erwacht in König Artus das Verlangen, das Abenteuer selbst zu bestehen, und er beschließt mit einem glänzenden Gefolge von Rittern sich an die bezeichnete Quelle führen zu lassen. Ritter Yvain aber glaubt, als Vetter des Qualogrenanz, die Pflicht zu haben, diesen zu rächen, und macht sich unversäumt, ohne jemand etwas von seinem Vorhaben zu verraten und ohne Abschied zu nehmen, nach dem Zauberwalde auf, um so Artus zuvorzukommen. Als er Wasser aus der Quelle auf die Steinplatte gießt und dadurch das Unwetter hervorruft, erscheint auch ihm der Gewappnete und fordert ihn zum Zweikampf heraus; aber Yvain ist glücklicher als sein Vetter, er bringt seinem Gegner eine schwere Wunde bei und folgt dem Fliehenden bis in sein Schloß. Diese Tollkühnheit hätte ihm das Leben kosten können, wenn er nicht daselbst ein Fräulein angetroffen hätte, Lunette, der er einst einen Dienst erwiesen hat, und die aus Dankbarkeit ihm jetzt einen unsichtbar machenden Ring übergiebt, wodurch er in stand gesetzt ist, nicht nur der Verfolgung zu entgehen, sondern auch die Bewohner des Schlosses näher kennen zu lernen. Eine heftige Leidenschaft erfaßt ihn zu der Herrin des Waldes und der Quelle, deren Gatten er zu Tode verwundet hat, und seine Liebe findet in Lunette eine so warme Fürsprecherin, daß jene, die soeben noch in Klagen und Verwünschungen gegen den Mörder ausgebrochen, ihm ihre Hand reicht, damit ihm aber auch die Verpflichtung auferlegend, als Rächer aufzutreten, wenn durch die Zauberquelle Unwetter erregt würde. Mittlerweile sind auch Artus und seine Ritter an der Quelle angelangt, und um die Wahrheit des von Qualogrenanz Berichteten zu erforschen, thut der König ganz nach dessen Vorschrift; sofort bricht der Sturm los, und Yvain erscheint, um den Anstifter des Schadens zur Rechenschaft zu ziehen. Nachdem er den prahlsüchtigen Ritter Keu niedergeworfen hat, giebt er sich zu erkennen und führt den über diesen Ausgang des Abenteuers höchst erfreuten König und seine Ritter in sein Schloß, wo ihnen zu Ehren glänzende Feste veranstaltet werden.

Eine ganze Woche verweilt der König und die Seinen bei Yvain; als sie endlich zurückkehren, ermahnt Gauvain seinen Freund, sich nicht in der Ehe der Unthätigkeit zu überlassen, sich nicht zu „verliegen". Daher bittet Yvain seine Gemahlin um die Erlaubnis, mit Artus ziehen zu dürfen, um seinen Pflichten als Ritter nachgehen zu können; es wird ihm gewährt unter der Bedingung, daß er sich nach Ablauf eines Jahres wiedereinstellt. Die Frist vergeht unserem Ritter unter Waffenübungen und Abenteuern schnell; statt sie aber pünktlich einzuhalten und zur rechten Zeit in der neugegründeten Heimat zu erscheinen, begiebt er sich zunächst noch an den Hof des Königs; über diese

Gleichgiltigkeit und Untreue ist seine Frau so entrüstet, daß sie ihm durch eine Abgesandte befehlen läßt, nicht wieder vor ihr zu erscheinen. Der Kummer über seine Nachlässigkeit und über den Verlust der Geliebten bringt Yvain um den Verstand; fast nackt irrt er unstät umher, sein Leben mit dem rohen Fleisch des Wildes und mit Gaben, die ihm ein mitleidiger Eremit zu teil werden läßt, kümmerlich fristend. Durch drei Damen, die sich im Besitz einer Zaubersalbe befinden, von seinem Wahnsinn geheilt, sucht er seinen Schmerz in neuen Abenteuern zu vergessen, die wir nicht alle sämtlich*) aufzählen wollen; selbstverständlich geht er aus allen als Sieger hervor und zeigt sich als echter Freund der Unterdrückten und Waisen. Daß seine Frau schließlich ein Einsehen hat, ihm verzeiht und ihn wieder in Liebe bei sich aufnimmt, das wird der Leser schon erraten haben.

Einige Teile der Yvain-Abenteuer hat Crestien bretonischen und walisischen Sagen entlehnt; lebte doch Yvains Name im Munde der Barden von Wales, waren doch seine Erlebnisse Gegenstand der Dichtung, wie uns die walisischen Mabinogion**) beweisen. Freilich weicht in vielen Punkten auch wieder Crestien von dieser seiner Quelle ab, so daß man, wenn man die Differenzen nicht ihm zuschieben will, zwei unabhängige Sagengestaltungen anzunehmen haben wird.***) Möglich auch, daß Crestien die im Mittelalter weit verbreitete Sage von der „leicht getrösteten Witwe" gekannt hat, jedenfalls erinnert die Geschichte von den Liebeshändeln Yvains mit der Herrin der Zauberquelle sehr an diese dem Altertum entstammende Erzählung.†) Um diesen Kern ist alles andere gewickelt; aber mit welcher Genialität ist der abgedroschene, plumpe Stoff behandelt! „Wenn wir sehen," sagt Förster,††) „wie der Dichter es versteht, den Knoten derart zu schürzen, daß wir, ohne uns dessen bewußt zu werden, dazu geführt werden, die Witwe und ihren Schmerz ernst zu nehmen, wie wir deren Seelenkampf, den der Dichter in unübertroffener Weise dargestellt hat, verfolgen, durch welch sinnige Kombinationen es ihm gelingt, psychologisch die binnen drei Tagen vor sich gehende Wandlung zu motivieren, so daß wir, nicht etwa empört und abgestoßen, es sogar als ganz natürlich betrachten, daß die tief-

---

*) Erwähnung verdient, daß Yvain einen Löwen, der im Kampf mit einer Schlange begriffen und nahe daran war, erstickt zu werden, befreite, und daß der dankbare Löwe ihm nunmehr wie ein Hund folgte und treue Dienste leistete; daher Yvains Bezeichnung: Der Löwenritter.

**) Mabinogion, Plural von Mabinogi, bedeutet wahrscheinlich „Jugendthaten" oder „Jugendunterhaltungen"; es ist eine Sammlung walisischer Sagen, welche Lady Guest herausgegeben hat unter dem Titel: The Mabinogion from the Llyfr Coch o Hergest (Rote Buch von Hergest). London 1841—50.

***) Vergl. die schon erwähnte Abhandlung von Goossens; ferner C. Rauch, Die wälische, französische und deutsche Bearbeitung der Iweinsage. Berlin 1869.

†) Verfaßt von Petronius Arbiter, Satiricon (deutsch von Schlüter, Halle 1796); vergl. hierüber Dunlop, Geschichte der Prosadichtungen. Deutsch von Liebrecht. Berlin 1851. S. 40 f.; Grisebach, Die treulose Witwe. Wanderung einer Novelle durch die Weltlitteratur. Stuttgart 1877.

††) In der Einleitung seiner Cliges-Ausgabe, S. XVI.

betrübte Witwe den Mörder ihres inniggeliebten Gemahls am vierten Tage heiratet, so muß man sagen, daß Crestien mehr gethan hat, als der Schleifer, der aus einem unscheinbaren Stein den flimmernden und funkelnden Diamant herausschält. Um diesen Kern nun gruppiert Crestien den König Artus und seinen Hof, er führt uns an die Zauberquelle im Walde Broceliande, er führt uns Riesen im Kampfe vor, läßt uns in die Sklaverei der Fabriken einen flüchtigen Blick werfen — aber all dies ist nichts als Beiwerk, angethan, um sich gewogene Leser zu verschaffen, welche den modernsten aller Stoffe, die Artussage, heißgierig verlangten."

Es steht fest, daß das Gedicht Crestiens unserem Hartmann von der Aue*) als Vorbild gedient hat, desgleichen dem englischen Gedicht von Ywaine and Gawin, und daß es bis hoch im Norden bekannt wurde.

Auch die auf keltischen Anschauungen sich gründende Sage vom heiligen Graal hat Crestien poetisch bearbeitet in seinem (unvollendeten) Perceval**). Der Inhalt dieses an abenteuerlichen Zügen, an phantastischen und mystischen Begebnissen reichen Romans ist wohl zu bekannt***), als daß er hier wiedererzählt zu werden brauchte; es handelt sich, wie man weiß, um jene kostbare Schale (graal), in welcher Joseph von Arimathia das Blut des gekreuzigten Heilandes auffing, und welche in einem geheimnisvollen Tempel aufbewahrt wird; ihre zauberhafte Kraft gewährt denen, welche sie anschauen, die Befriedigung aller Wünsche, heilt Krankheiten, stillt die heftigsten Schmerzen, verschafft Überfluß an allen Gütern. Aber nur der geprüfte und bewährte Ritter kann dieses irdischen Paradieses teilhaftig werden; nur die reinste Hingebung an die Sache Gottes, verschönert durch die glänzendste Tapferkeit und durch die treueste, keuscheste Liebe, eröffnen den Zugang zu dem herrlichen Tempel, der das Kleinod birgt. Der Dichter schildert nun, wie Perceval auf seinen Fahrten auch nach der Graalburg kommt, die kostbare Schale an sich vorübertragen sieht, aber es nicht der Mühe für wert hält, nach ihrer Bedeutung und

*) Vergl. Güth, Das Verhältnis des Hartmannschen Iwein zu seiner altfranzösischen Quelle. Herrigs Archiv 56, S. 251; F. Settegast, Hartmanns Iwein verglichen mit seiner altfranzösischen Quelle. Marburg 1873; G. Gärtner, Der Iwein Hartmanns von der Aue und der Chevalier au lyon des Crestien von Troies. Breslau 1875.

**) Herausgegeben von Ch. Potvin, Perceval le Gallois ou le conte del Graal, par Crestien de Troyes. Mons 1865/72; vergl. Ch. Potvin, Bibliographie de Crestien de Troyes, comparaison des manuscrits de Perceval le Gallois; un manuscrit inconnu; chapitres uniques du ms. de Mons; autres fragments inédits. Bruxelles 1863; Histoire littéraire XV, 246—252; XXX, 27—29.

***) Sämtliche etwas ausführliche Kompendien der deutschen Litteraturgeschichte geben den Inhalt des Parzival von Wolfram von Eschenbach, der Crestien ziemlich genau benutzt hat, obgleich er einen gewissen Kyot als Gewährsmann anführt (siehe z. B. Vilmars Litteraturgeschichte 138 f.); vergl. A. Rochat, Wolfram von Eschenbach und Crestien de Troyes. Stuttgart 1858. — Auch Richard Wagners Parzival hat viel dazu beigetragen, die Sage auch in weiteren Kreisen bekannt zu machen.

Bestimmung zu fragen, und so des Schatzes verlustig geht; wie er sich neuen Läuterungen und Prüfungen unterziehen muß, bis er endlich für würdig erachtet wird, die Würde des Graalkönigs anzunehmen. Das Gedicht zu Ende zu führen wurde Crestien durch den Tod verhindert; Gaucher de Dourdan verfaßte eine Fortsetzung, die aber gleichfalls nicht ihren Abschluß fand, so daß noch mehreren Dichtern Gelegenheit gegeben war, sich an dem Stoff zu versuchen, Mennessier und Gerbert de Montreuil. Ob sie in dem Sinne Crestiens gedichtet haben, läßt sich nicht entscheiden; das jedoch läßt sich behaupten, daß unter ihren Händen der Graal eine ganz andere Bedeutung erhielt, als Crestien ihm ursprünglich beilegte; von den oben erwähnten mystischen Kräften desselben findet sich bei ihm noch nichts. Endlich hat ein Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, Robert de Boron, die Graalsage selbständig in drei Gedichten bearbeitet, Joseph von Arimathia, Merlin, Perceval, in denen er die Entstehung des Graal, seine ersten Wunder, seine Wanderung auf Erden, seine Eroberung durch Perceval und nach dessen Tode seine schließliche Entrückung in den Himmel schilderte.*) Von dieser Trilogie ist nur das erste Gedicht und der Anfang des zweiten erhalten**); doch kann man sich eine Idee von dem Ganzen machen nach der schon frühzeitig angefertigten Prosabearbeitung.***)

Während im Perceval das Ringen des Menschen nach Tugend, nach den göttlichen Geheimnissen zur Darstellung gelangt, wird in der Sage von Tristan und Isolde die irdische, sinnliche Liebe mit allen ihren Freuden und allen ihren Qualen ausgemalt. Tristan ist der Neffe des Königs Marc; er wird von diesem nach Irland geschickt um Isolde (Iseut), die Tochter der Königin von Irland und Verlobte Marcs, nach ihrer neuen Heimat zu geleiten. Sie erhält bei ihrer Abreise einen Zaubertrank, den sie mit ihrem Gatten teilen soll, und der eine durch nichts zu zerstörende Liebe in ihnen hervorrufen wird. Auf dem Schiffe aber, das sie nach Cornwallis führt, giebt sie Tristan von dem Tranke, und seitdem fesselt sie eine unbesiegbare Leidenschaft an einander. Infolge der Eifersucht des Königs Marc trennen sie sich, und Tristan heiratet in der Armorica eine andere Isolde, ohne jedoch das Bild der ersten aus seinem Herzen verbannen zu können. Als er in einem Kampfe durch ein vergiftetes Schwert zu Tode verwundet wird, schickt er, wissend, daß Isolde von Cornwallis im Besitz eines heilenden Zaubermittels

*) Vergl. Birch-Hirschfeld, Die Sage vom Graal, ihre Entwickelung und dichterische Ausbildung in Frankreich und Deutschland im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Leipzig 1877; A. Rochat, Der deutsche Parzival, der Conte del Graal und Crestiens Fortsetzer. Germania 1859, S. 414.

**) Le Saint Graal ou le Joseph d'Arimathia, première branche des romans de la Table Ronde, publié d'après des textes et des documents inédits, par E. Hucher. Le Mans 1875/79. — Merlin, publié par G. Paris et J. Ulrich. Paris 1886.

***) Vergl. hierüber Dunlop-Liebrecht, a. a. O. S. 64 f.

ist, einen Boten an dieselbe und trägt ihm auf, wenn es ihm gelänge, die Geliebte selbst zu ihm zu bringen, ein weißes Segel aufzuhissen, im entgegengesetzten Falle aber ein schwarzes. Seine Frau aber erfährt von dieser Verabredung, und von Eifersucht gequält, teilt sie ihm mit, daß ein Schiff mit schwarzen Segeln einfahre, in dem Augenblick, wo die ersehnten weißen Segel am Horizont sichtbar werden. Tristan stirbt, und Isolde haucht an der Leiche des Geliebten ihr Leben aus. — Dieser Stoff wurde zunächst von einem gewissen Béroul um das Jahr 1150 poetisch bearbeitet; doch besitzen wir nur geringe Fragmente von seinem Werke.*) Ganz verloren gegangen sind die Bearbeitungen Crestiens und La Chèvres.**) Endlich verfaßte gegen Ende des zwölften Jahrhunderts ein anglonormannischer Dichter, Thomas, seinen Roman von Tristan***), der uns zwar auch lückenhaft überliefert worden ist, von dem wir uns aber ein vollständiges Bild machen können, da wir die deutsche Bearbeitung desselben durch Gottfried von Straßburg und die englische Version kennen.

Nachdem wir die hauptsächlichsten Artusromane besprochen haben, können wir uns inbetreff der übrigen auf kurze Notizen beschränken. Die Thaten des schon mehrfach erwähnten Helden Gavain hat zum Gegenstand der Roman La Vengeance Raguidel, wahrscheinlich ein Werk des Dichters Raoul de Houdenc, der von seinen Zeitgenossen Crestien de Troyes gleich geschätzt wurde.†)

Daran würde sich schließen der Bel Inconnu von Renaud de Beaujeu, die Schicksale des Sohnes Gavains behandelnd††), ein Roman, der unter dem Titel Wigalois von dem deutschen Dichter Wirnt von

*) Eine Veröffentlichung der Fragmente Bérouls durch W. Meyer und E. Muret steht bevor.

**) Über La Chèvre vergl. Romania XVI, 362.

***) Herausgegeben von Fr. Michel, The poetical romances of Tristan in French, in Anglo-Normand and in Greek, composed in the 12. and 13. centuries. London 1835; vergl. E. Kölbing, Die nordische und englische Version der Tristan-Sage, mit litterarhistorischer Einleitung, deutscher Übersetzung und Anmerkungen herausgegeben. Heilbronn 1878/83; Vetter, La légende de Tristan, d'après le poème français de Thomas et les versions principales qui s'y rattachent. Marburg 1882; Röttiger, Der Tristan des Thomas, ein Beitrag zur Kritik und Sage desselben. Göttingen 1883; Bossert, Tristan et Iseult, poème de Gotfrit de Strasbourg, comparé à d'autres poèmes sur le même sujet. Paris 1865; O. Behagel, Gottfrieds von Straßburg Tristan und seine Quelle. Germania XXIII, S. 223; Romania XV, 481—602; XVI, 288 f.

†) Herausgegeben von C. Hippeau, Messire Gauvain ou la Vengeance Raguidel, poème de la Table ronde, du trouvère Raoul. Caen 1862; vergl. Histoire littéraire XXX, 45—67. — Über Raoul vergl. W. Zingerle, Über Raoul de Houdenc und seine Werke, eine sprachliche Untersuchung Erlangen 1880. Über die Lebensverhältnisse des Dichters ist nichts bekannt.

††) Herausgegeben von C. Hippeau, Le Bel Inconnu ou Giglain, filz du messire Gauvain et de la fée aux blanches mains, poème de la Table ronde par Renaud de Beaujeu, poète du 13. siècle. Paris 1860; vergl. Mebes, Der Wigalois des Wirnt von Gravenberg und seine altfranzösische Quelle. Neumünster 1879; Histoire littéraire XXX, 171—199.

Gravenberg nachgeahmt wurde. Von Raoul de Houdenc stammt der Meraugis de Portlesguez*), von einem gewissen Guillaume der Roman Fergus**), in welchem der Einfluß Crestiens sich deutlich bemerkbar macht; von unbekanntem Verfasser sind Durmars le Galois***) und Der gefährliche Kirchhof (Li Atres perillous)†).

Neben diesen Artusromanen, welche die Abenteuer der zur „Table ronde" gehörenden Ritter beschreiben, besitzen wir nun noch eine große Anzahl, etwa achtzig, Romane, welche mit König Artus und seinen Rittern nichts zu thun haben, sondern nur eine bunte Fülle merkwürdiger Abenteuer aufweisen, zwischen denen nur ein ganz loser Zusammenhang besteht. Von dem Motiv der Liebe machen sie den ausgedehntesten Gebrauch und erheben es oft zum treibenden Faktor der ganzen Handlung. Freilich von psychologischer Vertiefung ist nicht die Rede, man müßte denn annehmen, daß die Menschen damals anders gefühlt und empfunden haben, als jetzt. „Die Liebe erscheint in den Abenteuerromanen als eine Art elementarer Macht, ja als eine Art von Krankheit, welche das von ihr ergriffene Individuum in einen Zustand von Geistesabwesenheit versetzt, es seiner Willensfreiheit beraubt und zu ganz bestimmtem Handeln, das eher ein Dulden zu nennen ist, nötigt... Ihre Auffassung ist bald eine hyperideale, bald eine geradezu gemeinsinnliche; in letzterer Hinsicht erscheint namentlich bezeichnend, daß häufig die Frauen in offenster Weise die Initiative ergreifen, den Männern sich anbieten, ja sich aufdrängen, und zwar nicht etwa in leidenschaftlicher Neigung, der man alles verzeihen kann, sondern in rein sinnlicher Erregung." (Körting, Encyclopädie III, 377.) Wir wollen den Leser nicht mit der Vorführung aller dieser thörichten Geschichten, in denen sich oft eine entsetzliche Öde der Gedanken, ein banales Witzeln mit Worten und Gedanken breitmacht, langweilen, zumal sich dieselben oft zum Verwechseln ähnlich sehen, sondern uns mit der Besprechung einiger von ihnen und der Namhaftmachung der wichtigeren begnügen.

Wir beginnen mit dem Gedicht vom Ritter Horn††), weil es am

---

*) Herausgegeben von Michelant, Meraugis de Portlesguez, roman de la Table ronde par Raoul de Houdenc. Paris 1869; vergl. F. Wolf, Über Raoul de Houdenc und insbesondere seinen Roman Meraugis de Portlesguez. Wien 1865; Analyse von Littré, Journal des Savants 1869. Nov.; Histoire littéraire XXX, 220—237.

**) Herausgegeben von E. Martin, Fergus, Roman von Guillaume le Clerc. Halle 1872; vergl. Histoire littéraire XXX, 159—160.

***) Herausgegeben von E. Stengel, Tübingen 1873; vergl. W. Förster, Li romans de Durmart le Galois. Eberts Jahrbuch XIII, 65. 181; vergl. Histoire littéraire XXX, 141—159.

†) Abgedruckt in Herrigs Archiv 42. S. 135: Li Atres perillous. Roman aus dem Artussagenkreis; vergl. Histoire littéraire XXX, 78—82.

††) Herausgegeben von Fr. Michel, Horn et Rimenhild. Recueil de ce qui reste des poèmes relatifs à leurs aventures, composés en français, en anglais et en écossais, dans les 13., 14., 15. et 16. siècles. Paris 1845; von R. Brede

besten den Übergang von der chanson de geste zum Abenteuerroman verdeutlicht; es läßt sich unter keinen der großen Sagenkreise unterordnen, doch greifen Sarazenenkämpfe mehrfach in die Handlung ein, und die Form des Gedichts ist die epische, nämlich der assonierende Zwölfsilbner. Die Sarazenen machen einen Einfall in das Gebiet des Königs von Suddene (Surrey), Anluf, töten denselben und setzen seinen kleinen Sohn Horn mit einigen anderen Kindern vornehmer Sachsen auf einer Barke aus. Der Wind wirft das Fahrzeug an die Küste der Bretagne, und die Kinder werden durch den guten König Hunlaf gerettet. Hier wächst Horn unter der Aufsicht des Seneschal Herlant auf und zeichnet sich bald durch seine Schönheit, Körperkraft und Geschicklichkeit in der Handhabung der Waffen aus. Selbstverständlich verliebt sich die Tochter des Königs, Rimel oder Rimenhild, in unseren Helden, dieser aber läßt ihr mehr als freundliches Entgegenkommen unerwidert; erst müsse er, erklärt er ihr, sich einen Namen erwerben und zum Ritter geschlagen werden,

Et si vus, apres ço, a mei parlez d'amur
Ke ne turne a viltet al rei vostre seignur,
Vostre plaisir ferai, si plest al creatur.

Die Gelegenheit sich auszuzeichnen, bietet sich bald; die Sarazenen machen einen Einfall in die Bretagne, werden aber zurückgeschlagen, und gerade Horns Arm verdankt man die Befreiung aus drohender Gefahr. Er verlobt sich nun heimlich mit Rimel, setzt aber als Bedingung eines intimeren Verkehrs die Einwilligung ihres Vaters. Diesem aber wird durch einen Verräter, namens Wikle, heimtückisch hinterbracht, daß Horn seine Tochter verführt habe, und da dieser sich weigert, seine Unschuld bei den heiligen Reliquien zu beschwören, ein Verfahren, das er für unwürdig eines Ritters hält:

Cil doit fere serment cui son tens est alés,
Ki est vielz u est clop, u il est meshaigniez;
Unc ne vi fiz de rei a ki fust demandez,

so wird er des Landes verwiesen. Bevor er sich entfernt, nimmt er seiner Geliebten das Versprechen ab, ihm sieben Jahre treu zu bleiben, und empfängt von ihr einen Ring, der die wunderbare Eigenschaft hat, vor gewaltsamem Tode zu bewahren. Er begiebt sich nun zu Guderech, dem Könige von Westir (Irland), und zeichnet sich, unter dem angenommenen Namen Gudmod, so aus, daß er bald der Liebling und Freund des Königs und seiner beiden Söhne Gufer und Egfer wird, und daß die Prinzessin Lemburg in heftiger Liebe zu ihm entbrennt. Aber Horn bleibt Rimel treu, und kehrt, als er durch einen Pilger hört, daß nach Herlants Tode der Verräter Wikle an seine Stelle getreten sei und Rimel zwingen wolle, den König von Finland zu heiraten, nach

---

und E. Stengel, Das anglonormannische Lied vom wackeren Ritter Horn. Genauer Abdruck der Cambridger, Oxforder und Londoner Handschriften. Marburg 1883; vergl. Histoire littéraire XXII, 551—568.

der Bretagne zurück, kommt gerade am Hochzeitstage an, flieht mit der Geliebten auf sein Schiff und erlangt mit Leichtigkeit den Rücktritt des finnischen Königs und die Einwilligung Hunlafs zu seiner Ehe mit Rimel. Nunmehr denkt er daran, sein Erbe aus der Hand der Sarazenen zurückzuerobern; während er aber die Ungläubigen in Suddene vernichtet, empört sich der Verräter Wikle gegen den alten König Hunlaf und droht ihm seine Krone zu nehmen und seine Städte zu verbrennen, wenn er ihm nicht die Hand Rimels, Horns Frau, geben wolle. Schon ist Hunlaf im Begriff nachzugeben, schon wird Rimel zum Altar geschleppt, als Horn, durch einen Traum von allem benachrichtigt, erscheint und Wikle niederschlägt. Das Gedicht endet mit der Feier der Hochzeit Lemburgs mit Horns treuem Freunde und Gefährten Herderof, der König von Irland wird.

Wie Horn weisen auch noch folgende Romane auf englischen Ursprung*):

Wilhelm von England von Crestien de Troyes**), die Schicksale des Königs Wilhelm behandelnd, der infolge einer göttlichen Weisung sein Land verläßt, seiner Frau und seiner beiden Söhne beraubt, aber nach vielen Schicksalsprüfungen endlich wieder mit ihnen vereint wird; Guy de Warwyke***), die wunderbaren Thaten dieses Helden, seine Liebe mit Fenice von England und seinen Tod enthaltend; Blonde d'Oxford und Jehan de Dammartin von Philipp von Remi†), die Werbung eines Franzosen um eine schöne Engländerin und die Treue des Liebespaars besingend.

Bretonischer Herkunft sind folgende Romane: Amadas und Ydoine††), ein elendes Machwerk, in welchem Hexen und Zauberringe eine große Rolle spielen; Ille und Galeron von Gautier d'Arras†††), ein Roman reich

---

*) Womit nicht gesagt sein soll, daß sie Bearbeitungen englischer Werke wären; von Horn ist es wenigstens ziemlich sicher, daß die englische Version nach der französischen angefertigt wurde.

**) Herausgegeben von Fr. Michel, Chroniques anglo-normandes, recueil d'extraits et d'écrits relatifs à l'histoire de Normandie et d'Angleterre pendant les 11. et 12. siècles. Rouen 1836/40; vergl. L. Paulet, Guillaume d'Angleterre par Crestien de Troyes, translaté en français moderne, avec une introduction littéraire sur Crestien de Troyes par Ch. Potvin. Bruxelles 1863.

***) Nicht ediert; vergl. A. Tanner, Die Sage von Guy de Warwike. Untersuchung über ihr Alter und ihre Geschichte. Heilbronn 1877; Zupitza, Zur Litteraturgeschichte des Guy de Warwick. Wien 1874; vergl. Histoire littéraire XXII, 841—851; O. Winneberger, Eine Textprobe aus der altfranzösischen Überlieferung des Guy de Warwick. Frankfurter Neuphilologische Beiträge (1887) 86—108.

†) Herausgegeben von Le Roux de Lincy, The Romance of Blonde of Oxford and Jehan of Dammartin, by Philippe de Reimes, a trouvère of the 13. century. London 1859; von H. Suchier im 2. Bande der Oeuvres poétiques de Philippe de Remi, Sire de Beaumanoir. Paris 1884; vergl. L. Bordier, Philippe de Remi, Sire de Beaumanoir, jurisconsulte et poète national du Beauvaisis. Beauvais 1873; Ph. Schwan, Philippe de Remi, Sire de Beaumanoir und seine Werke. Romanische Studien IV, S. 351; Histoire littéraire XXII, 778—782.

††) Herausgegeben von C. Hippeau, Amadas et Ydoine, poème d'aventures. Caen 1863; vergl. Histoire littéraire XXII, 758—765.

†††) Nicht ediert; vergl. Histoire littéraire XXII, 851—864.

an Abenteuern, aber arm an Erfindung; ferner Richard der Schöne*), in welcher in geschickter Weise das Märchen vom dankbaren Toten und vom Sohn, der seinen Vater sucht, behandelt wird; Galeran de Bretagne von Renaud**), eine Art Griseldisgeschichte; vor allem der berühmte Roman Le Châtelain de Coucy***), ein nordfranzösisches Gegenstück zu der von uns S. 57 berichteten Geschichte des provenzalischen Trobadors Guilhem de Cabestanh: der Ritter zieht zum Kreuzzuge aus, nachdem er die Prüfungen einer abwechselnd glücklichen und durch Hindernisse gekreuzten Leidenschaft durchgemacht hat; er bedeckt sich mit Ruhm; endlich wird er von einem vergifteten Pfeile getroffen. In seiner letzten Stunde befiehlt er seinem Knappen, sein Herz der Dame von Fayel zu bringen; ihr habe es gehört, seitdem er sie kennen gelernt habe, ihr solle es auch bleiben. Der Knappe versucht, sich treulich seines Auftrages zu entledigen; aber er wird von dem Herrn von Fayel ergriffen, und dieser rächt sich ganz nach der Weise des Grafen von Roussillon. Er läßt aus dem Herzen ein Essen bereiten und dasselbe seiner Frau vorsetzen. Als diese dann erfährt, was sie genossen hat, beschließt sie „den Mund, der eine so edle Speise gekostet hat, durch keine gemeine Nahrung mehr zu beflecken" und macht ihrem Leben ein Ende.

Aus der Normandie dürfte stammen der Roman von Robert dem Teufel†); die Thaten und das Leben Roberts Courte-Heuse, des Sohnes Wilhelms des Eroberers, der durch viele Schandthaten sich berüchtigt machte und schließlich für seine Sünden Vergebung im heiligen Lande und in Rom suchte, scheint das historische Urbild des Helden dieses Gedichts gewesen zu sein. Die Herzogin von der Normandie war schon seit mehreren Jahren verheiratet, aber kinderlos geblieben. Da wandte sie sich an den Teufel und gebar auch wirklich bald darauf einen Knaben, der aber schon in frühster Jugend einen wilden, unbändigen Charakter verriet und, als er heranwuchs, durch seine Boshaftigkeit und Zügellosigkeit seinen Eltern herben Kummer bereitete. Besonders verfolgte er mit seinem Grimme die Geistlichen und Nonnen, die er mit der größten Grausamkeit behandelte, und deren Kapellen und Klöster er, so oft es nur anging, zerstörte. Als er jedoch seiner Mutter das Geständnis erpreßt, daß bei seiner Geburt der Teufel die Hand im Spiele gehabt hat,

---

*) Herausgegeben von W. Förster, Richard li Biaus. Wien 1874; vergl. Casati, Richars li Biaus, roman inédit du 13. siècle en vers. Analyse et fragments publiés pour la première fois. Paris 1868.

**) Herausgegeben von A. Boucherie, Le Roman de Galerent, Comte de Bretagne. Paris 1888.

***) Herausgegeben von Crapelet, L'Histoire du Châtelain de Coucy et de la dame de Fayel. Paris 1829; vergl. G. Paris, Le Roman du Châtelain de Coucy. Romania VIII, 343. — Über Jakemon Sakesep, den Verfasser des Romans, sieh Histoire littéraire XXVIII, 352.

†) Herausgegeben von G. S. Trébutien, Robert le Diable, en vers du 13. siècle. Paris 1837; vergl. Histoire littéraire XXII, 879—887.

und daß daher seine gottlose, grausame Natur stammt, entsagt er den Waffen und pilgert nach Rom, um durch den Papst Befreiung aus dem furchtbaren Bann zu erlangen. Ein in der Nähe von Rom wohnender Einsiedler legt ihm folgende Buße auf: er solle in Narrenkleidung durch Roms Straßen wandern und sich Hohn und Schläge der Volksmenge geduldig gefallen lassen; er solle bis auf weitere göttliche Anordnung nicht den Mund zum Reden öffnen; er solle keinen Bissen essen, den er nicht vorher den Hunden abgejagt hat. Willig unterzieht sich Robert dieser Buße, hilft dem Kaiser von Rom energisch gegen dessen Feinde, und beschließt sein Leben als Einsiedler, allem irdischen Glanz und Ruhme entsagend. — Der Stoff ist, wie wir später sehen werden, auch dramatisch behandelt worden, und ist, im Gewande der Meyerbeerschen Oper, auch dem heutigen Publikum nicht fremd.

Zahlreiche Anklänge an die Artusepen enthalten die auf nationalem Boden entstandenen Epen Li Chevaliers as deus epees*) und Joufrois**); eine Variante der Cymbeline-Sage bieten Le Comte de Poitiers***) und Gerbert de Montreuils Roman de la Violette†): in beiden handelt es sich um eine Frau, deren Tugend Gegenstand einer Wette ist, und welche, schmählich verleumdet, schließlich ihre Unschuld beweist; nach Italien versetzt uns das wunderliche Gedicht über Guillaume de Palerne††), in welchem ein in einen Wolf verzauberter spanischer Prinz eine große Rolle spielt, und in welchem Guillaume und seine Geliebte, um den Verfolgungen zu entgehen, bald in Bären-, bald in Hirschhäuten auftreten — die ältesten Muster der Cooperschen Rothäute! Gleichfalls auf Sicilien spielt die Handlung von Florian nnd Florette†††).

Leicht erklärlich ist es, daß zur Zeit der Kreuzzüge auch orientalische, besonders byzantinische Stoffe den reimlustigen Trouvères unter die Hände gerieten, und so haben wir eine ganze Anzahl von Abenteuerromanen, welche ihren griechischen Ursprung nicht verleugnen. An erster Stelle wäre da zu er-

---

*) Herausgegeben von W. Förster, Li Chevaliers as deus epees. Altfranzösischer Abenteuerroman. Halle 1877; vergl. Histoire littéraire XXX, 237—246.

**) Herausgegeben von C. Hofmann und F. Munker, Joufrois. Altfranzösisches Rittergedicht. Halle 1880.

***) Herausgegeben von Fr. Michel, Le Roman du Comte de Poitiers. Paris 1831; vergl. Histoire littéraire XXII, 782—788.

†) Herausgegeben von Fr. Michel, Le Roman de la Violette ou de Gerard de Nevers, par Gibert de Montreuil, en vers du 13. siècle. Paris 1834; vergl. A. Rochs, Über den Veilchenroman und die Wanderung der Euriautsage. Halle 1882; Histoire littéraire XVIII, 761—768; Romania X, 458.

††) Herausgegeben von Michelant, Paris 1876; vergl. E. Böhmer, Abfassungszeit des Guillaume de Palerne. Rom. Studien III, 131; Histoire littéraire XXII, 829—840.

†††) Herausgegeben von Fr. Michel. Edinburgh 1873; vergl. Histoire littéraire XXVIII, 139; Romania V, 112.

wähnen der Roman Eracles von Gautier d'Arras*), aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, ein Gedicht, welches bald nach seinem Entstehen von Otto von Freisingen ins Deutsche übertragen wurde. Eracles, der Sohn des römischen Senators Miriados und seiner Frau Casine, hatte vom Himmel drei wunderbare Gaben empfangen, diejenige kostbare Steine zu erkennen, Pferde zu beurteilen und Frauen zu durchschauen. Infolge dieser Eigenschaften gelangt er zu hohem Ansehen am Hofe des Kaisers, der sich, besonders als es sich um seine Vermählung handelt, ganz auf ihn verläßt. Da sucht Eracles seinem Herrn eine Gemahlin nicht aus der Zahl der vornehmen Damen der Hauptstadt, deren Fehler und Gebrechen er scharfen Auges durchschaut; vielmehr fällt seine Wahl auf ein einfaches, mit allen Vorzügen des Körpers und allen Tugenden des Herzens geziertes Mädchen, Atanais, die den Kaiser auch vollkommen glücklich macht. Sieben Jahre vergehen; da muß der Kaiser gegen einige Rebellen zu Felde ziehen, und obgleich ihm Atanais niemals den geringsten Grund zur Eifersucht gegeben hat, schließt er sie während seiner Abwesenheit in einen Turm. Diese unwürdige Behandlung erbittert die Kaiserin so, daß sie sich zu rächen beschließt. Mit Hilfe einer Kupplerin knüpft sie ein Verhältnis mit dem schönen Parides an und, listig ihre Umgebung täuschend, giebt sie sich ihm preis. Der Kaiser, von allen diesen Vorgängen durch den Scharfblick Eracles' unterrichtet, löst seine Ehe und willigt in die Verbindung Atanais' mit Parides. Das Gedicht berichtet hierauf, wie Eracles das griechische Reich gegen Cosroes verteidigt, das wahre Kreuz Christi nach Konstantinopel schafft, und das Reich noch lange und ruhmreich regiert. — Daß dem Gedicht historische Thatsachen zu grunde liegen, hat der Herausgeber desselben dargelegt; wir müssen uns hier mit einem Hinweis darauf begnügen.

An zweiter Stelle ist zu nennen Flore und Blancheflore**), ein Roman, der gleichfalls einen deutschen Bearbeiter, Konrad Fleck (um 1230), fand und auch sonst im ganzen Abendland verbreitet war.

Flore, der Sohn des Heidenkönigs Fetis, wird an demselben Tage geboren, wie Blancheflor, die Tochter einer christlichen Sklavin. Von frühster Jugend an zusammen erzogen, fassen sie, als sie heranwachsen, eine durch nichts zu zerstörende Liebe zu einander; vergebens trennt man sie, vergebens verbreitet man die falsche Nachricht von Blancheflors Tod, vergebens verkauft man das junge Mädchen in die Gefangenschaft: Flore eilt ihr ruhelos nach, findet sie nach

*) Herausgegeben von F. Maßmann, Eraclius, deutsches und französisches Gedicht des zwölften Jahrhunderts. Quedlinburg 1842; vergl. Histoire littéraire XXII, 791—807.

**) Herausgegeben von J. Bekker, Flore und Blanceflor, altfranzösisch, nach der Uhlandschen Abschrift der Pariser Handschrift herausgegeben. Berlin 1844; von E. du Méril, Flore et Blancheflor, publié d'après les manuscrits avec une introduction, des notes et glossaire. Paris 1856; vergl. Histoire littéraire XXII, 818—825; Herzog, die beiden Sagenkreise von Flore und Blanscheflur. Wien 1884.

vielen Abenteuern in Babylon, im Harem des Sultans, befreit sie durch List, führt sie in sein Reich zurück, das ihm inzwischen durch Erbschaft zugefallen ist, und heiratet sie, nachdem er sich hat taufen lassen. Eine Variante dieser Geschichte von treuer Liebe werden wir noch später bei den Fablels kennen lernen.

Von dem schon genannten Philippe de Remi rührt her der nunmehr zu erwähnende Roman La Manekine*). Der König von Ungarn hatte seiner sterbenden Gemahlin versprochen, wenn er sich wieder vermählte, nur ein Weib zu nehmen, das ihr ähnlich wäre. Vollkommen ähnlich aber ist ihr nur ihre Tochter Joie, und so dringen seine Räte darauf, sie der Mutter als Nachfolgerin zu geben; sie würden schon den Papst zur Vergebung dieser Sünde bewegen. Der König weist zuerst den Vorschlag von sich, verliebt sich aber schließlich doch in seine Tochter und will sie zwingen, den Ehebund mit ihm einzugehen. Joie aber wendet sich voller Abscheu von ihm und verstümmelt sich, um nicht ähnlichen Anträgen ausgesetzt zu sein, indem sie sich die linke Hand abhackt. Darüber ist der König so empört, daß er sie lebendig zu verbrennen befiehlt. Doch täuscht man ihn, indem man eine Puppe (mannequin) den Flammen übergiebt, das junge Mädchen aber auf eine Barke schafft und den Winden und Wellen preisgiebt. Das Fahrzeug landet in Schottland, und der junge König dieses Landes verliebt sich so in die schöne Dulderin, daß er sie zu seiner Gemahlin macht. Trotz der Ränke ihrer Schwiegermutter weiß sie sich ihres Mannes Liebe zu bewahren; sie versöhnt sich mit ihrem Vater, der schon lange sein grausames Verfahren gegen sein einziges Kind bereut hat, und erhält durch ein Wunder der Jungfrau Maria die abgeschlagene Hand zurück. — Dieser Stoff hat so gefallen, daß er im vierzehnten Jahrhundert auch dramatisch bearbeitet wurde.

Sehr interessant ist der Roman Partenopeus de Blois von Denis Pyram**), insofern hier eine abendländische Bearbeitung der bekannten Apulejusschen Erzählung von Amor und Psyche vorliegt, nur daß dabei die Rollen vertauscht sind: hier ist es der Ritter Partenopeus, den die Neugier treibt, seine Geliebte, die Königin Melior von Griechenland, bei Nacht zu sehen, wobei er einen Tropfen Öl auf ihren Busen fallen läßt, sie dadurch erweckt und ihren Zorn heraufbeschwört.

Erwähnen wir schließlich noch den gleichfalls in orientalischen Gegenden sich abspielenden Roman Blancandin***); den seinen östlichen Ursprung

---

*) Herausgegeben von Fr. Michel, Le Roman de la Manekine par Philippe de Reimes. Paris 1840; vergl. Histoire littéraire XXII, 864—868.

**) Herausgegeben von Crapelet, Partenopeus de Blois. Paris 1834; vergl. Histoire littéraire XIX, 629—648; Kölbing, Über die nordischen Gestaltungen der Partenopeussage. Eine litterarhistorische Abhandlung. Straßburg 1873.

***) Herausgegeben von H. Michelant, Blancandin et l'Orgueilleuse d'Amour, roman d'aventures; vergl. Histoire littéraire XXII, 765—778.

nicht verleugnenden Cleomades von Adenès li Rois*), dessen Held auf einem hölzernen Pferde durch die Lüfte fährt; Athis und Profilias von Alexandre de Bernai**), die Geschichte zweier Freunde, deren Zuneigung so groß ist, daß der eine dem andern seine Frau abtritt, und endlich den Roman de Mahomet, die wunderbaren Lebensschicksale und abscheulichen Betrügereien des Stifters der moslemitischen Religion enthaltend, von Alexandre du Pont***), so glauben wir unseren Lesern die wichtigsten Abenteuerromane genannt und sie genug mit jenen merkwürdigen Erzeugnissen des Mittelalters bekannt gemacht zu haben, die als die Vorläufer des modernen Romans anzusehen sind und als solche das Interesse des Litteraturfreundes beanspruchen dürfen.

Im Anschluß an diese dem Orient ihre Stoffe entlehnenden Epen haben wir noch einen Blick zu werfen auf diejenigen Werke, welche ausgesprochenermaßen auf Nachahmung der Antike beruhen, auf die Romane von „Rome la grant“ (S. 71).

Irrig und leicht zu widerlegen ist die Ansicht derer, welche glauben, daß das Mittelalter, die Zeit vor der Renaissance außerhalb jeder Verbindung mit dem klassischen Altertum gestanden habe, daß die edelsten Schätze menschlichen Denkens ihm ein Buch mit sieben Siegeln gewesen seien. Nachdem die Menschheit im Altertum eine fröhliche und heitere Jugend verlebt hatte, lag sie jetzt in tiefem Schlafe, um erst zur Zeit der Renaissance zu erwachen, nunmehr einem gereiften Manne vergleichbar. Wie aber bei dem schlafenden Organismus das innere Leben fortagiert, und die leiblichen Funktionen, wenn auch in geschwächtem Maße, dieselben bleiben, so atmete auch der Geist des Altertums unter der Decke des Mittelalters ruhig fort, um dann am Morgen der Renaissance zu neuem Leben zu erwachen. Nie war das Band, welches das Altertum mit der Zeit des Wiederauflebens der Wissenschaften verknüpfte, zerrissen, nie hatte man aufgehört, die Alten zu studieren und an ihnen sich zu bilden. Freilich war die Art und Weise des Studiums, die Wahl der studierten

---

*) Herausgegeben von H. van Hasselt, Cleomadès par Adenès li Rois. Bruxelles 1865/66; vergl. De Chatelain, Cleomadès, conte traduit en vers français modernes du vieux langage d'Adenès le Roy, contemporain de Chaucer. Londres 1859.

**) Herausgegeben von A. Weber, Athis und Profilias. Erste Ausgabe der französischen Originaldichtung nebst einer Einleitung. Stöfa 1884; vergl. W. Grimm, Die Sage von Athis und Prophylias. Haupts Zeitschrift für deutsches Altertum XII, 185; Histoire littéraire XV, 179.

***) Herausgegeben von Reinaud et Fr. Michel, Le Roman de Mahomet, en vers du 13. siècle, par Alexandre du Pont, et Livre de la loi au Sarrazin, en prose du 14. siècle, par Raymond Lulle. Paris 1831; von Ziolecki, Alexander du Ponts Roman de Mahomet. Ein altfranzösisches Gedicht des dreizehnten Jahrhunderts. Oppeln 1887.

Klassiker und der Erfolg der getriebenen Studien ganz anders im Mittelalter, als in der Renaissance.

Besonders erfreuten sich die lateinischen Schriftsteller Lucan, Statius, Virgil und Ovid eines eifrigen Leserkreises; einerseits mußte man sich, da das Latein die Sprache der Gelehrten und der Kirche war, nach guten Vorbildern schulen, andererseits schlugen die genannten Klassiker in ihren Werken Saiten an, welche mächtig in den Gemütern jener Zeit anklangen und den Hang zum Wunderbaren, Phantastischen vollauf befriedigten, ganz abgesehen davon, daß die Franzosen ihren Ursprung bis in das Altertum zurückführten und die Trojaner als ihre Vorfahren zu betrachten pflegten. Bekanntschaft mit den griechischen Schriftstellern schöpfte man allerdings nur aus lateinischen Übersetzungen und Bearbeitungen; Homer wird zwar oft mit Worten der Bewunderung erwähnt, aber gelesen hat man ihn nicht; an seine Stelle traten die jämmerlichen Machwerke eines Dares Phrygius und Dictys Cretensis.*)

Bemerkenswert ist, wie die mittelalterlichen Dichter es verstanden, die antiken Fabeln nach dem Geschmack der Zeit umzuschmieden, sich zu assimilieren und den Vorgängen des grauen Altertums mittelalterliches Gepräge zu verleihen. Man kann sich kaum eine größere Naivität vorstellen als die, mit welcher die mittelalterlichen Verhältnisse und Anschauungen auf das Altertum angewandt werden; die Kampfspiele der Griechen werden zu Turnieren, Helden wie Hektor und Achilles, Äneas und Alexander zu Rittern, die ihre „Knappen" mit sich führen, die Kriegskunst und Kriegswerkzeuge des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts werden schon vor Troja gebraucht, die Galanterien der höfischen Kreise florieren nicht minder am Hofe des Agamemnon und des Priamus, als an dem des christlichen Königs von Frankreich; die bretonischen Zauberer und Feeen finden ihr Abbild in der Medea und ihr verwandten Personen. Wir haben von dieser Eigentümlichkeit der betreffenden Epen schon in dem allgemein der französischen Epik gewidmeten (III.) Kapitel gehandelt und verweisen auf die dort befindlichen Erörterungen.

Wohl am beliebtesten war die Trojanersage, die in Benoit de Sainte-More (um die Mitte des zwölften Jahrhunderts) einen geschickten Bearbeiter fand; ihm diente für seinen Roman de Troie**) als Vorlage, wie bereits erwähnt, nicht Homer, sondern zwei im Mittelalter viel gelesene Prosa-

---

*) Vergl. R. Dernedde, Über die den altfranzösischen Dichtern bekannten epischen Stoffe aus dem Altertum. Erlangen 1887.

**) Herausgegeben von Joly, Bénoit de Sainte-More et le Roman de Troie ou les métamorphoses d'Homère et de l'Épopée gréco-latine au moyen âge. Paris 1871. — Vergl. Greif, Die mittelalterliche Bearbeitung der Trojanersage und Benoit von Sainte-More. Marburg 1886. — H. Dunger, Die Sage vom Trojanischen Krieg in den Bearbeitungen des Mittelalters und ihren antiken Quellen. Leipzig 1869. — H. Dunger, Dictys Septimius. Über die ursprüngliche Abfassung und die Quellen der Ephemeris belli trojani des Dictys Cretensis. Dresden 1878. — Wagner, Beitrag zu Dares Phrygius. Philologus 38. S. 91. — G. Körting, Dictys und Dares. Ein Beitrag zur Geschichte der Trojasage in ihrem Übergange

bearbeitungen, die des Phrygiers Dares, der von Homer erwähnt wird und eine Geschichte der Zerstörung seiner Vaterstadt geschrieben haben soll, und die des Kreters Dictys, der dasselbe Faktum von griechischem Gesichtspunkte aus behandelte. Benoits eigene Zuthat ist das mittelalterliche höfische Kostüm, in das er seinen Gegenstand und die von ihm vorgeführten Personen kleidete, und eine Reihe von Zusätzen und Erweiterungen, in denen er nach dem Geschmack seiner Zeit seiner Phantasie kühn die Zügel schießen läßt. Was den Inhalt betrifft, so enthält der Roman de Troie eine Darstellung der Argonautensage, der Kämpfe des Herakles gegen Laomedon, des trojanischen, gegen Laomedons Sohn Priamus geführten Krieges, der Zerstörung Trojas, der Schicksale der nach dem Falle ihrer Vaterstadt übrig gebliebenen Trojaner sowie der nach der Heimat zurückkehrenden griechischen Fürsten.

Selten hat ein Buch solche Verbreitung gefunden als Benoits Trojanerkrieg; das beweisen nicht nur die zahlreichen Handschriften, sondern auch die mehrfachen Umarbeitungen und Prosaredaktionen; in fast alle Sprachen Europas wurde er übersetzt, Chaucer und Boccaccio entnahmen ihm Stoffe und noch im fünfzehnten Jahrhundert wurde er als Geschichtswerk eifrig gelesen.

Stofflich schließt sich an den Trojaroman an der gleichfalls Benoit de Sainte-More zugeschriebene Roman d'Eneas*), eine in der oben charakterisierten Weise abgefaßte Bearbeitung des Virgilschen Heldengedichtes, in welcher die Flucht des Äneas nach der Zerstörung Trojas, seine Fahrten und die Gründung seiner Herrschaft in Italien geschildert werden — ein Stoff, der sich bei den Franzosen, die ja von den Trojanern ihre Herkunft ableiteten, großer Beliebtheit erfreute. Er war die Vorlage der Eneit des Heinrich von Veldeke.

Nicht minderer Beliebtheit erfreute sich die Sage von Ödipus und dem Zuge der Sieben gegen Theben; einerseits sagte der Stoff dem romantischen Mittelalter sehr zu, andererseits war die Thebais des Statius ein Werk, das fast dasselbe Ansehen genoß als die Äneis des Virgil, und es lag nahe, nachdem die Bearbeitung der Troja-Sage so großen Beifall gefunden hatte, dem stets nach mehr verlangenden Publikum auch die Geschichte des Ödipus in volkstümlicher Bearbeitung vorzulegen. Der Name des Verfassers des Roman de Thèbes**) ist nicht bekannt, doch ist vielleicht gleichfalls

---

von der antiken in die romantische Form. Halle 1874. — L'Abbregié de Troyes (nach Dictys und Dares, sowie nach einer Handschrift der Breslauer Stadtbibliothek ꝛc.) herausgegeben von Burger. Breslau 1878.

*) Der Roman ist noch nicht ediert. Vergl. A. Pey, Essai sur li Romans d'Eneas, d'après les manuscrits de la Bibliothèque impériale. Paris 1856; A. Pey, L'Énéide de Henri de Veldeke et le Roman d'Eneas attribué à Benoit de Sainte-More. Eberts Jahrbuch II, 1.

**) Vergl. L. Constans, La légende d'Oedipe étudiée dans l'antiquité, au moyen âge et dans les temps modernes, en particulier dans le Roman de Thèbes, texte français du 12. siècle. Paris 1881. — Der Roman ist noch nicht ediert, doch bereitet L. Constans eine Ausgabe vor.

Benoit de Sainte-More als solcher anzusehen, zumal die Art und Weise den Stoff zu behandeln dieselbe ist wie im Troja- und Äneas-Roman.

Besonders aber mußte die Gestalt Alexanders, sein phantastischer Zug in den Orient, seine heroischen Kämpfe das Interesse des Mittelalters reizen; glaubte man doch in seiner ritterlichen Figur die Summa aller Vollkommenheit, das Urbild aller Tapferkeit zu sehen, und entsprach der abenteuernde, großmütige Charakter des griechischen Fürsten doch vollkommen dem der Gestalten, welche dem Volke aus den bisherigen epischen Schöpfungen bekannt waren. Aber auch hier wurden als Quelle benutzt nicht die griechischen und römischen Schriftsteller, welche das Leben Alexanders zum Gegenstand haben, sondern eine im dritten Jahrhundert zu Alexandria verfaßte Zusammenstellung der volkstümlichen Alexandersagen, die unter dem Namen des Callisthenes, eines Zeitgenossen Alexanders — daher auch Pseudo-Callisthenes*) genannt — weit und breit bekannt wurde. Durch die Vermittelung des Lateinischen wurde das Abendland mit der Alexandersage bekannt; Julius Valerius**) übersetzte im vierten Jahrhundert den Pseudo-Callisthenes, und ein im nächsten Jahrhundert aus des Valerius Werk veranstalteter Auszug Epitome***), der wegen seiner gedrängten Übersichtlichkeit sehr beliebt war, ist als die Quelle der meisten mittelalterlichen Bearbeitungen anzusehen. Zurückgedrängt wurde der Einfluß dieses Auszuges erst durch die von dem Archipresbyter Leo im zehnten Jahrhundert angefertigte freie Bearbeitung des Pseudo-Callisthenes, die Historia de proeliis†).

Die älteste französische Redaktion der Alexandersage ist die schon erwähnte (S. 16) des Alberich von Besançon, welche dem deutschen Alexanderliede des Pfaffen Lamprecht als Vorlage gedient hat. Das nur 105 Verse enthaltende Bruchstück geht über die ersten Kinderjahre des Helden nicht hinaus. Eine Erweiterung fand dieses Werk durch den Clerc Simon, der außerdem statt des Achtsilbners den epischen Zehnsilbner anwandte; auch dieses Werk ist uns nur bruchstückweise erhalten. Die größte Berühmtheit von allen französischen Bearbeitungen erlangte aber der Roman d'Alixandre††) von Lambert li Tors und Alexandre de Bernai (im zwölften Jahrhundert);

*) Herausgegeben von K. Müller (Bibliothèque des auteurs grecs). Paris 1846; vergl. J. Zacher, Pseudo-Callisthenes. Forschungen zur Kritik und Geschichte der ältesten Aufzeichnungen der Alexandersage. Halle 1867. — Das bedeutendste und umfassendste Werk über die Alexandersage im Mittelalter ist das von Paul Meyer, Alexandre le Grand. (Band 5 u. 6 der Bibliothèque française au moyen âge.) Paris 1886.

**) Herausgegeben von K. Müller. Paris 1846.

***) Herausgegeben von Zacher. Halle 1867.

†) Herausgegeben von Landgraf. Erlangen 1885.

††) Herausgegeben von H. Michelant, Li Romans d'Alexandre par Lambert li Tors et Alexandre de Bernay. Stuttgart 1846; Le Court de la Villethassetz et E. Talbert, Alexandriade ou Chanson de geste d'Alexandre le Grand, épopée romane du 12. siècle, de Lambert le Court et Alexandre de Bernay. Paris 1861; Histoire littéraire XV, 163—179.

hier finden wir Alexander ganz im Gewande eines mittelalterlichen Fürsten wieder, begabt mit allen ritterlichen Tugenden, besonders aber mit der den Trouvères so werten Freigebigkeit, als das Ideal eines Ritters ohne Tadel, wert neben Karl dem Großen und König Artus genannt zu werden. Auch metrisch ist das Gedicht interessant, insofern als in ihm zum ersten Male das Versmaß des Alexandriners durchgeführt ist, jener Vers, der von nun ab seine unumschränkte Herrschaft auf dem Gebiet der französischen Poesie behauptete.

Schließlich sei erwähnt, daß auch die Geschichte des römischen Alexanders, die Julius Cäsars, der altfranzösischen Epik bekannt war; wurde doch des Lucan Pharsalia im Mittelalter eifrig gelesen, und gewährten doch die Liebeshändel Cäsars mit Kleopatra hinlänglich Stoff zur Bethätigung der Phantasie. Der Dichter des aus nahezu 10 000 Alexandrinern bestehenden Roman de Julius Cesar*) heißt Jacot de Forest; sein Werk ist eigentlich nichts als eine Versifikation eines Prosaromans über Cäsar, der Hystore de Julius Cesar von Jehan de Tuim**), der im dreizehnten Jahrhundert lebte.

Kapitel VIII.

Kleinere epische Dichtungen.

I. Fabeln.

Während die Ritterromane mehr den Geist des Zeitalters als den der Nation atmen, tragen die Poesieen, die wir in diesem Kapitel zu betrachten haben, schon das Gepräge jenes nationalen Charakters, welcher von da ab aus der französischen Litteratur nicht mehr verschwindet. Der sichere und schnelle Scharfblick, der die Franzosen in allen Verhältnissen des praktischen Lebens auszeichnet, verbunden mit einer gewissen Nüchternheit des Denkens, welches sich gegen tiefe begeisternde Empfindungen sträubt, zog sie von jeher zur Satire und flößte ihnen eine Vorliebe für die Allegorie ein, die man zu allen Zeiten angewendet hat, um prosaische Gedanken und Empfindungen mit den Farben der Poesie zu schmücken. In der ernsten Poesie werden feine und richtige Beobachtung der Thatsachen und das geschickteste Raisonnement den Mangel an tiefem und starkem Gefühl niemals ersetzen. Aber jene wesentlich französischen

---

*) Vergl. Settegast, Jacos de Forest e la sua fonte. Giornale de filologia romanza II, 172; Histoire littéraire XIX, 681—687.

**) Herausgegeben von Settegast, Li hystore de Julius Cesar, eine altfranzösische Erzählung in Prosa von Jehan de Tuim. Halle 1881.

Vorzüge sind der Satire, der heiteren Erzählung, sowie dem Lustspiel ganz unentbehrlich: und so verdankt denn auch die französische Poesie gerade diesen drei Gattungen den schönsten Teil ihres Glanzes.

Die lange Reihe dieser wahrhaft nationalen Denkmäler des französischen Geistes beginnt mit dem berühmten „Roman vom Fuchs", dieser unerschöpflichen Quelle, aus welcher die Fabeldichter aller neuern Völker bis auf unsere Tage geschöpft haben. Die einzelnen Erzählungen, aus welchen dieses eigentümliche Epos sich gebildet hat, gehen bis ins vierte Jahrhundert unserer Zeitrechnung und noch weiter hinauf. Vielleicht muß man ihren Ursprung ganz nahe an der Wiege des germanischen Stammes suchen, dessen Vorliebe für Wald- und Feldleben die Beobachtung der Tierwelt von jeher weit mehr begünstigte, als die frühzeitig in Städte zusammengedrängte Gesellschaft der Alten. Erst später scheint die Bekanntschaft mit den Aesopischen Fabeln die volkstümlichen Dichtungen der Franken bereichert zu haben, ohne jedoch ihren Charakter wesentlich zu ändern, und es wäre vielleicht natürlicher, die Herrschaft des Löwen in einem nordischen Tierreich diesem litterarischen Einfluß zuzuschreiben, als mit Grimm bis zur Wiege des Menschengeschlechts hinauf zu steigen, um in einer uralten, allen Völkern des indogermanischen Stammes gemeinschaftlichen Epopöe die Quelle aller orientalischen, griechischen und deutschen Fabeln zu suchen. Und daß die Äsopischen Fabeln im Mittelalter viel gelesen wurden, das beweisen die mehrfachen Bearbeitungen, welche unter dem Namen Isopet erschienen, und welche zum teil auf Äsop selbst, zum teil auf einer Fabelsammlung beruhten, die einem „Romulus imperator" zugeschrieben wurde, und die weiter nichts ist als eine Überarbeitung der Fabeln des Phädrus, vermehrt um einige solche orientalischen Ursprungs. Dieses Werk soll der König Alfred von England ins Englische übersetzt haben, und nach dieser, übrigens nicht erhaltenen, Version verfaßte Maria von Frankreich*) ihren Isopet**) Die Dichterin hat ihren Fabeln das Gepräge eines für jene Zeit merkwürdig methodischen und verständigen Geistes aufgedrückt. Man hat sie wegen des anmutigen Plaudertons einiger ihrer Erzählungen mit Lafontaine verglichen. Aber wenn man ohne Vorurteil ihre sentenzenreichen Fabeln liest, begleitet von Nutzanwendungen, die eigentlich nur Betrachtungen wiederholen, von denen der epische Teil der Fabel ohnehin nur zu sehr beschwert wird, so

---

*) Vergl. A. Joly, Marie de France et les fables du moyen âge. Caen 1863; E. Mall, Zur Geschichte der mittelalterlichen Fabellitteratur und insbesondere des Esope der Marie von Frankreich. Ebenda IX, 161; O. Keller, Untersuchungen über die Geschichte der griechischen Fabel. Jahrbücher für klassische Philologie. 4. Supplementband, 307—418; L. Hervieux, Les Fabulistes latins depuis le siècle d'Auguste jusqu'à la fin du moyen âge. Paris 1884. — Über Marie de France vergl. die Anmerkung S. 156.

**) Herausgegeben von Roquefort, Marie de France, Poésie ou recueil de fables et autres productions de ce poète anglonormand du 13. siècle. Paris 1819/20.

muß man überrascht sein, in der Dichterin des dreizehnten Jahrhunderts weit mehr von dem nüchternen Menschenverstande als von der anmutigen Leichtigkeit und Natürlichkeit zu finden, die den berühmten Fabeldichter des siebenzehnten Jahrhunderts auszeichnen. Man lese die bekannte Fabel vom Wolf und dem Lamm:

Dou leu e de l'aingniel.

Ce dist dou leu e dou aignel,
Qui beveient a un rossel:
Li lox a la sorse beveit
E li aigniaus aval esteit.
Ireement parla li lus,
Ki mult esteit cuntralius;
Par mautalent palla a lui:
„Tu m'as“, dist it, „fet grant anui“.
Li aignez li ad respondu:
„Sire, eh quei?“ — „Dunc ne veis tu?
Tu m'as ci ceste aigue tourblee:
N'en puis beivre ma saolee:
Autresi m' en irai, ce crei,
Cum jeo ving, tut murant de sei.“
Li aignelez adunc respunt:
„Sire, ja bevez vus amunt:
De vus vient kankes j'ai beu.“
„Qoi,“ fist li lox, „maldis me tu?“
L'aigneus respunt: „N'en ai voleir.“
Li lous li dit: „Jeo sai de veir:
Ce meisme me fist tes pere
A ceste surce u od lui ere,
Or ad sis meis, si cum jeo crei.“
„Qu'en retraiez“, feit il, „sor mei?
N'ere pas nez, si cum jeo cuit.“
„E cei pur ce“, li lus a dit,
Ja me fais tu ore cuntraire
E chose ke tu ne deiz faire.“
Dunc prist li lox l'engnel petit,
As denz l'estrangle, si l'ocit.

Moralité.

Ci funt li riche robeur,
Li vesconte e li jugeur,
De ceus k'il unt en lur justise.
Fausse aqoison pur cuveitise

Truevent assez pur eus cunfundre.
Suvent les funt as plaiz semundre,
La char lur tolent e la pel,
Si cum li lox fist a l'aingnel.

Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts brachte ein unbekannter Dichter die drei ersten Bücher des „Romulus", 58 Fabeln enthaltend, in Verse und nannte sein Werk gleichfalls Esopus. Von diesem Esopus besitzen wir mehrere französische Übersetzungen, von denen die beste ist der Lyoner Isopet.*)

Das älteste bekannte schriftlich bearbeitete Stück des Romans vom Fuchs ist der lateinische Isengrimus**), das um 1100 verfaßte Werk eines flandrischen Dichters. Die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts ließ in derselben Landschaft den Reinardus Vulpes***) entstehen, gleichfalls ein lateinisches Gedicht, welches schon einen viel größern Teil der den Inhalt des „Roman vom Fuchs" bildenden Überlieferungen umfaßt. Aber erst am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts scheint die französische Poesie sich dieses vortrefflichen und wahrhaft nationalen poetischen Stoffes bemächtigt zu haben. Das unter dem Kollektivnamen Roman de Renart†) bekannte Gedicht umfaßt die Werke mehrerer größtenteils anonymer Dichter, welche in ihrer Weise und mit mehr oder weniger lehrhafter Tendenz die volkstümlichen Geschichten von den Listen und Abenteuern des Fuchses bearbeitet haben, indem sie zugleich sogenannte Äsopische Fabeln hineinmischten, und diesen ganzen Stoff durch eigene Empfindungen vermehrten. Natürlich bildet diese Masse von Versen verschiedener Dichter noch kein nach einem Plane gearbeitetes satirisches Epos, wie die deutsche Poesie es in ihrem „Reineke Fuchs" besitzt. Die Teile oder „Branches" des französischen Roman de Renart sind ziemlich lose mit einander verknüpft. Ihr dichterischer Wert ist ungleich. Im allgemeinen findet man in ihnen weder jene fast dramatische Handlung, noch jene tiefe und selbstbewußte Satire der vom Egoismus

---

*) Herausgegeben von W. Förster, Lyoner Isopet. Altfranzösische Übersetzung des dreizehnten Jahrhunderts in der Mundart der Franche-Comté. Heilbronn 1882.

**) Isengrimus, herausgegeben und erklärt von E. Voigt. Halle 1884.

***) Reinardus Vulpes. Emendavit et adnotavit G. Knorr. Eutin 1860; vergl. E. Schulze, Über Reinhardus Vulpes (ed. Knorr). Ein Beitrag zur Reinhardssage. Züllichau 1862.

†) Herausgegeben von Méon et Chabaille, Le Roman de Renart, publié d'après les manuscrits des 13., 14. et 15. siècles avec variantes et corrections. 5 vols. Paris 1826/35; von E. Martin, Le Roman de Renart. Strasbourg 1882/87; vergl. Jonckbloet, Étude sur le Roman de Renart. Groningen 1863; P. Paris, Nouvelle étude sur le Roman de Renart. L'Institut 1860. Heft 11/12; C. Potvin, Le Roman de Renart, mis en vers d'après les textes originaux, précédé d'une introduction et d'une bibliographie. Bruxelles 1860; P. Paris, Les Aventures de Maître Renart et d'Ysengrim son compère, mis en nouveau langage, racontées dans un nouvel ordre et suivies de nouvelles recherches sur le Roman de Renart. Paris 1861.

geleiteten und beherrschten Gesellschaft, welche einen besonderen Vorzug des „Reineke“ von Nikolaus Baumann und Heinrich von Alkmar bilden. Der alte französische Roman de Renart ist mehr einer Masse bearbeiteten Materials, als einem vollendeten Gebäude vergleichbar. Aber unter diesen poetischen Materialien findet man ganz vortreffliche Stücke und, was den sehr alten und wesentlich germanischen Ursprung dieser Überlieferungen bezeugt, statt sich sonderlich um epigrammatische Pointen Mühe zu geben, geben sich die Dichter meistens in behaglicher Weise einer heiteren und unbefangenen Betrachtung der Tierwelt hin, ohne sich jedoch die schlagenden Vergleichungspunkte entgehen zu lassen, welche diese für die Erkenntnis menschlicher Charaktere und gesellschaftlicher Verhältnisse überall darbietet. Der herrschende Charakter des Roman de Renart ist noch der der epischen Erzählung, die an und für sich interessiert; aber schon beginnt der satirische Hang der Franzosen der Reinheit der Gattung Eintrag zu thun. In der Mehrzahl der Abenteuer werden die listigen Streiche des Fuchses mit der gemütlichsten Behaglichkeit geschildert, ohne irgend eine bestimmte moralische Tendenz, aber gern erlauben sich die Dichter Anspielungen auf gleichzeitige Ereignisse und Personen. Übrigens, wie wir schon bemerkten, ist die Physiognomie der zahlreichen französischen Gedichte, welche den Namen des „Renart“ tragen, keineswegs dieselbe. Die ältesten Fragmente, die des Pierre von St. Cloud*), geben weniger auf Sentenzen und Betrachtungen, als die späteren Fortsetzungen, aber sie gewinnen an Poesie, was sie dadurch vielleicht an „Esprit“ verlieren. Die erste jener Fortsetzungen, Die Krönung des Fuchses, schreibt sich aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts her. Eine andere Bearbeitung des Fuchsromans verdankt man dem Jaquemars de Giélée, aus Lille, welcher gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts seinen satirisch gehaltenen Renart le Nouvel**) schrieb. Das vierzehnte Jahrhundert bereicherte die Fuchslitteratur durch den Renart contrefaict***), ein zwischen 1320 und 1368 geschriebenes, reich mit Allegorieen versetztes Gedicht von 32,000 Versen; aber erst gegen das Ende des Mittelalters bemächtigte sich der niederländische und deutsche Genius dieser reichen Schätze alter volkstümlicher Poesie und schuf aus ihnen das Meisterwerk poetischer Satire, welches den Ruhm des „Reineke“ zu allen gebildeten Völkern getragen hat. Damit der Leser eine Vorstellung gewinne von der behaglichen Breite und dem anmutigen Sichgehenlassen, welches in der französischen, ältern Bearbeitung dieser poetischen Stoffe herrscht, geben wir hier die folgende Stelle:

---

*) Über den Dichter vergl. Romania XVII, 300.

**) Herausgegeben von J. Hodoy, Renart le Nouvel. Roman satirique composé au 13. siècle par Jacquemars Giélée de Lille, précédé d'une introduction historique. Paris 1874.

***) Herausgegeben von F. Wolf, Le Roman de Renart le Contrefait. Wien 1861; P. Tarbé, Le Roman de Renart Contrefait par Le Clerc de Troyes, fragments. Reims 1851.

Si conme Renart manja le poisson aus charretiers.

Seigneurs, ce fu en cel termine
Que li douz tens d'esté decline
Et ivers revient en saison,
Et Renart fu en sa maison.
Mais sa garison a perdue,
Ce fu mortel desconvenue:
N'ot que doner ne que despendre
Ne ses detes ne pooit rendre;
N'a que vendre ne qu'acheter
Ne s'a de quoi reconforter.
Par besoing s'est mis a la voie;
Tot coiement que nus nel voie
S'en vait par mi une jonchere
Entre le bois et la rivere.
Si a tant fait et tant erré
Qu'il vint en un chemin ferré:
El chemin se cropi Renarz,
Si coloie de totes parz,
Ne set sa garison ou querre,
Car la fains li fait molt grant guerre,
Ne set que faire, si s'esmaie.
Lors s'est couchiez les une haie:
Ilec atendra aventure.
Atant es vos grant aleure
Marcheant qui poisson menoient
Et qui devers la mer venoient.
Harenz fres orent a plenté:
Car bise avoit auques venté
Trestote la semaine entere
Et bons poissons d'autre manere
Orent assez granz et petiz,
Dont lor paniers sont bien enpliz.
Que de lamproies que d'anguiles,
Qu'il orent acheté as viles,
Bien fu chargiee la charete.
Et Renarz qui tot siecle abete
Si fu bien loins d'aus une archiee.
Quant vit la charette chargiee
Des anguiles et des lamproies,
Musant fuiant par mi ces voies

Cort au devant por aus decoivre,
Qu'il ne s'en puisent aparcoivre.
Lors s'est couchiez en mi la voie:
Or oiez com il les desvoie.
En un gason s'est voutrilliez
Et come morz aparelliez
Renarz qui tot le mont engingne,
Les iex cligne, les denz rechingne,
Si tenoit s'alaine en prison.
Oistes mais tel traison?
Illeques est remes gisanz.
Atant es vous les marcheanz:
De ce ne se prenoient garde.
Li premiers le vit, si l'esgarde,
Si apela son compaignon:
Vez la ou gorpil ou gaignon.
Quant cilz le voit, si li cria:
C'est li gorpilz, va, sel pren, va,
Filz a putain, gart ne t'eschat!
Or saura il trop de barat,
Renarz, s'il ne nous let l'escorce.
Li marcheanz d'aler s'esforce
Et ses conpains venoit apres
Tant qu'il furent de Renart pres.
Le gorpil trovent enversé;
De toutes parz l'ont renversé,
Pincent le col et puis la coste,
Il n'ont pas peor de tel oste.
Li uns a dit que troi sols vaut;
Li autres dist: se diex me saut,
Ainz vaut bien quatre a bon marchié.
Ne somes mie trop chargié:
Jetons le sus nostre charete.
Vez con la gorge a blanche et nete!
A cest mot se sont avancié
Si l'ont ou charretil lancié
Et puis se sont mis a la voie.
Li uns a l'autre en fait grant joie
Et dient: n'en ferons ore el,
Mais enquenuit en nostre ostel
Li reverserons la gonele.
Or leur plaist auques la favele.

Mais Renarz n'en fait que sourire,
Que moult a entre faire et dire.
Sor les paniers se jut adenz,
Si en a un overt as denz,
Et si en a, bien le sachiez,
Plus de trente harenz sachiez.
Auques fu vuidiez li paniers,
Moult par en menja volentiers.
Onques n'i quist ne sel ne sauge.
Encor ancois que il s'en auge
Getera il son ameçon:
Je n'en sui mie en soupecon.
L'autre panier a asailli,
Son groing i mist, n'a pas failli
Qu'il n'en traïst trois res d'anguiles.
Renarz qui sot de maintes guiles,
Trois hardiaus mist entor son col:
De ce ne fist il pas que fol.
Son col et sa teste passe outre
Les hardeillons, puis les acoutre
Desor son dos que tout s'en cuevre:
Des or pourra bien laissier uevre.
Or li estuet engin porquerre
Conment il vendra jus a terre:
N'i trueve planche ne degré.
Agenoilliez s'est tout de gré
Por veoir et por esgarder
Con son saut pourra miex garder.
Puis s'est un petit avanciez,
Des piez devant s'est tost lanciez
De la charete en mi la voie:
Entour son col porte sa proie.
Et puis qant il ot fait son saut
As marcheanz dist: diex vous saut!
Cilz tantes d'anguiles est nostres
Et li remananz si soit vostres.
Li marcheanz quant il l'oirent,
A merveilles s'en esbairent,
Si escrient: vez le gorpil!
Si saillirent au charretil
Ou il cuiderent Renart prendre;
Mais il nes volt pas tant atendre.

Li uns des marcheanz esgarde,
A l'autre dist: mauvaise garde
En avons prise, ce me semble.
Tuit fierent lor paumes ensemble.
Las! dist li uns, con grant domage
Avons eu par nostre outrage!
Moult estion fol et musart
Andui qui creion Renart.
Les paniers a bien souffachiez,
Si les a auques alegiez,
Que deus rez d'anguiles enporte:
La male passion le torde!

II. Fablels.

Die Neigung, sich durch mehr oder weniger fabelhafte Erzählungen zu unterhalten, war in Frankreich von jeher vorhanden. Sie wurde durch die Menge neuer Eindrücke, welche die Einbildungskraft des noch jugendlichen Volkes durch die Kreuzzüge empfing, in hohem Grade begünstigt. Im Orient machte man die Bekanntschaft der arabischen Mährchen, die Wunder der „Tausend und eine Nacht" erheiterten die Nachtwachen des Kreuzfahrers und die seines sarazenischen Gegners; man brachte sie mit heim ins Vaterland, noch vermehrt und verschönert durch das, was man selbst erfahren. Einmal erweckt aber, zögerte der gallische Geist nicht, alle diese Blüten einer ausländischen Poesie sich anzueignen, indem er gleichzeitig sie der blendenden Farbe der orientalischen Phantasie beraubte, um sie durch die neckische und bisweilen ein wenig frivole Heiterkeit zu ersetzen, welche unsere westlichen Nachbarn jederzeit charakterisiert hat. Die französischen Fablels (auch Fableaux, Fabliaus, aber nicht Fabliaux zu nennen)*) wurden das getreue Bild des bürgerlichen Lebens einer Epoche, deren höchste Lebensverhältnisse ihre Spur in den Ritterromanen zurückließen.

*) Die beste Fablelssammlung ist die von A. de Montaiglon et G. Raynaud, Recueil général et complet des fabliaux des 13. et 14. siècles, imprimés ou inédits. Publiés avec notes et variantes. Paris 1872/88; ältere Sammlungen sind: Le Grand d'Aussy, Fabliaux et contes du 12. et 13. siècle, traduits ou extraits d'après divers manuscrits du temps. Paris 1781 (1829); Barbazan et Méon, Fabliaux et contes, publiés par Barbazan, nouvelle édition par Méon. Paris 1808 (Nouveau recueil par Méon, Paris 1823); A. Jubinal, Nouveau recueil de contes, dits, fabliaux et autres pièces inédites des 13., 14. et 15. siècles. Paris 1842; M. Robert, Fabliaux inédits. Paris 1834; Moland et d'Héricault, Nouvelles françaises en prose du 13. siècle. Paris 1856; Histoire littéraire XXIII, 69—215. — Die Fablels, auch Contes genannt, sind rein erzählender Natur; mischen sich in die Erzählung noch moralisch-satirische Gedanken, so entsteht das Dit, als dessen Hauptvertreter die Dichter Rustebuef und Baudouin de Condé zu nennen sind.

Neckisch und beißend, aber durchaus nicht scharf untersuchend, mehr geneigt über ihre Gegner zu lachen, als ihre Gründe zu widerlegen, unwiderstehlich zur Opposition getrieben, ohne jedoch der Autorität entraten zu können, verspotteten und neckten die Franzosen schon im Mittelalter die Priester, denen sie ihr Gewissen ohne Widerstand unterwarfen, und die hohen Herren, deren Macht sie fürchteten. Man darf sich nicht eben sehr verwundern über die Nachsicht, mit welcher die Geistlichkeit in den Fablels und Volksliedern tausend pikante und durchaus nicht blöde Scherze und satirische Anspiegelungen gewähren ließ, während sie in anderen Zeiten und anderen Ländern anscheinend weit geringere Dinge strenge geahndet hat. Die religiöse und politische Opposition, wie sie in der französischen Volkspoesie des Mittelalters sich aussprach, war eben nur ein Spiel des Geistes, in welches heftige Leidenschaften sich noch nicht mischten, und man wußte schon damals recht gut, daß en France tout finit par des chansons.

Übrigens sind nicht alle Fablels in demselben Ton gehalten. Es giebt deren, die durch Kraft und Wahrheit des Gefühls und ungekünstelte Anmut der Sprache sich zum Range wahrhafter Poesie erheben: wie das berühmte Fablel von Aucassin und Nicolette.*) Wäre die ganze Ritterpoesie zu Grunde gegangen, so würde diese reizende Erzählung hinreichen, um die Dichter zu rechtfertigen, wenn sie das verlorene Paradies dieser Zeit der zarten und kühnen Liebe feiern, die die Welt bezwang, indem sie die Welt vergaß. Die Geschichte von Aucassin und Nicolette hat poetischen Schwung genug, um sich niemals in Frivolität zu verirren, und die französische Energie und Heiterkeit, welche sie überall atmet, hält gleichzeitig die sentimentale Uebertreibung von ihr ferne, die in den Ritterpoesieen der Deutschen so oft vorherrscht. Sie ist das in hohem Grade lebendige und poetische Gemälde einer leidenschaftlichen, aber durch Treue geheiligten Liebe. Der Dichter ladet uns zuerst in Versen ein, uns seines Gesanges zu erfreuen, dem kein Kummer widerstehen könne. Dann beginnt die Erzählung in Prosa, um (wie in den Erzählungen des Phantasus von Tieck) sich zu Versen zu erheben, sobald die dargestelle Situation dem Gefühl des Dichters einen lebhaften Schwung giebt:

Garin, Graf von Beaucaire, wird durch Bongars von Valence bekriegt. Die Gefahr ist groß, denn der Graf selbst ist alt und schwach, und Aucassin, sein schöner und tapferer Sohn, weigert sich, zu den Waffen zu greifen. Seine Kraft ist gebrochen durch seine unglückliche Liebe zu Nicolette, der schönen

*) Herausgegeben von A. Delvau, Aucasin et Nicolete, roman de chevalerie provençal-picard, publié avec introduction et traduction. Paris 1866; A. Bida, Aucasin et Nicolete, chante-fable du 12. siècle, traduite par Bida; révision du texte original et préface par G. Paris. Paris 1878; Suchier, Aucassin und Nicolette. Neu nach den Handschriften herausgegeben. Paderborn 1878 (1881); vergl. Brunner, Über Aucassin und Nicolette. Halle 1881; Histoire littéraire XIX, 748; Übersetzt von Hertz, Aucassin und Nicolette, altfranzösischer Roman. Wien 1865.

Pflegetochter des Vicomte von Beaucaire. Obwohl er sein Herz den Eltern geöffnet hat, sind diese doch taub geblieben gegen seine dringenden Bitten. Sie rechnen auf eine Prinzessin oder Gräfin für ihren Sohn, und Nicolette besitzt nichts als ihre Tugend und ihre Schönheit; der Vicomte hat sie von sarazenischen Seeräubern gekauft und sie aus Mitleid erzogen. Er hat ihr einen „Bachelier" zugedacht, der sie mit Ehren ernähren soll. Da alle Vorstellungen fruchtlos bleiben, so droht der Graf, Nicolette als Zauberin zu verbrennen, und der Vicomte, um sie zu retten und seinen Lehnsherrn nicht zu erzürnen, schließt sie in einen Turm ein, an dessen Fenstern sie nun ihre Klagen den Rosen und Nachtigallen des Gartens vorsingt. Aber diese sentimentale Stimmung dauert nicht lange; denn, sagt sie:

Por vos sui en prison misse
En ceste canbre vautie
U je trai molt male vie.
Mais par Diu le fil Marie!
Longement n'i serai mie
Se jel puis fare.

Alle Welt glaubt sie tot, und Aucassin, in der Leidenschaft seines Schmerzes, zieht den Vicomte darüber zur Rechenschaft. Der brave Mann ermahnt ihn, seinen thörichten Wünschen zu entsagen, wiederholt ihm buchstäblich die Drohungen seines Vaters (wie die Herolde bei Homer ihre Gesandtschaften ausrichten) und fragt ihn endlich, ob er denn wegen Nicolette durchaus zur Hölle fahren und die Hoffnung auf das Paradies verlieren wolle. — „Eh!" ruft Aucassin: „En Paradis qu'ai je a faire? je n'i quier entrer, mais que j'aie Nicolete ma tresdouce amie que j'aim tant. C'en Paradis ne vont fors tex gens con je vos dirai: il i vont ci viel prestre et cil viel clop et cil manke qui tote jor et tote nuit cropent devant ces autex et en ces viés creutes, et cil a ces viés capes ereses et a ces viés taceles vestures, qui sont nu et decaus et estrumelé, qui moeurent de faim et d'esci et de froit et de mesaises. Icil vont en Paradis; aveuc ciax n'ai jou que faire. Mais en Infer voil jou aler: car en Infer vont li bel clerc et li bel cevalier qui sont mort as tornois et as rices gueres, et li bien sergant et li franc home. Aveuc ciax voil jou aler, et s'i vont les beles dames cortoises, que eles ont deus amis ou trois avoc leur barons, et s'i va li ors et li argens et li vairs et li gris, et si i vont harpeor et jogleor et li roi del siecle. Avoc ciax voil jou aler, mais que j'aie Nicolete, ma tresdouce amie, aveuc mi.

Man sieht hier deutlich, wie die Gegenwirkung der weltlichen Natur gegen den asketischen Spiritualismus der Kirche nicht auf sich warten ließ, wie man sehr früh über ein Joch zu spotten wußte, welches man übrigens weit entfernt war abschütteln zu können oder auch nur zu wollen. — Doch folgen wir noch ein wenig der Erzählung unseres Dichters:

Unterdessen werden die Angriffe des Feindes täglich gefahrdrohender. Aucassin giebt endlich den Bitten seines Vaters nach. Er entschließt sich zu Pferde zu steigen, sobald er das Versprechen empfangen, nach dem Siege Nicolette sehen zu dürfen, um ihr zwei oder drei Worte zu sagen und sie ein einziges Mal zu küssen. So zieht er zum Kampfe aus. Aber seine Seele ist ganz bei Nicolette, so daß sein feuriges Roß ihn mitten unter die Feinde trägt, ehe er es auch nur merkt. Man greift ihn, nimmt ihm Lanze und Schild und führt ihn davon, beratschlagend, auf welche Weise er sterben soll. Da erwacht er aus seinen Träumen. „Ha Dix!“ ruft er aus, „douce creature! sont cou mi anemi mortel qui ci me mainent, et qui ja me cauperont la teste? et puis que j'arai la teste caupee, jamais ne parlerai a Nicolete me douce amie que je tant aim. Encor ai je ci une bone espee, et siés sor bon destrir sejorné; se or ne me deffent por li, onques Dix ne li aït, se jamais m'aime!“ — Die Liebe giebt ihm außergewöhnliche Kraft; er stürzt auf die Feinde los, nimmt ihren Führer gefangen und kehrt, seinen Gefangenen mit sich führend, siegreich ins Schloß zurück. Aber der alte Vater, statt nun sein Versprechen zu halten, schmält seinen tapfern Sohn nur aus, weil er seiner That zu sehr sich gerühmt. Er kennt ihn nicht. Aucassin erwidert kein Wort, aber er läßt seinen Gefangenen wieder zu Pferde steigen, führt ihn hinaus und giebt ihm ohne Lösegeld die Freiheit, nachdem er ihn Frieden und Freundschaft mit seinem Vater hat schwören lassen. Darauf erleidet er geduldig das Schicksal Nicolettes. Diese, aus ihrem Gefängnisse entwischt, kommt an dem Turme vorüber, der ihren Freund gefangen hält, nimmt zärtlich Abschied von ihm und entflieht in einen großen, dichten, benachbarten Wald.

Or se cante.

Nicolete o le vis cler
Fu montee le fossé,
Si se prent a dementer
Et Ihesum a reclamer.
Peres, Roi de Maïsté,
Or ne sai quel part aler.
Se je vois u gaut ramé,
Ja me mengeront li lé,
Li lion et li sengler,
Dont il i a a plenté.
Et se j'atent le jor cler,
Que on me puist ci trover,
Li fus sera alumés,
Dont mes cors iert enbrasés.
Mais, par Diu de Maïsté,
Encor aim jou mix assés

Que me mengucent li lé,
Li lion et li sengler,
Que je voisse en la cité:
Je n'irai mie.

Or dient et content et fabloient.

Nicolete se dementa mout, si com vos avés oï; ele se comanda a Diu, si erra tant qu'ele vint en le forest. Ele n'osa mie parfont entrer por les bestes sauvaces et por le serpentine si se quatist en un espés buisson, et soumax li prist, si s'endormi dusqu' au demain a haute prime, que li pastorel iscirent de la vile et jeterent lor bestes entre le bos et la riviere, si se traien d'une part a une mout bele fontaine qui estoit au cief de la forest, si estendirent une cape se missent lor pain sus. Entreus qu'il mengoient, et Nicolete s'esveille au cri des oisiax et des pastoriax, si s'enbati sor aus. 'Bel enfant', fait ele, 'dame dix vos i ait.' 'Dix vos benie', fait li uns qui plus fu enparlés des autres. 'Bel enfant', fait ele, 'conissiés vos Aucassin le fil le conte Garin de Biaucaire?' 'Oïl, bien le counisçons nos.' 'Se dix vos ait, bel enfant,' fait ele, 'dites li qu'il a une beste en ceste forest, et qu'i le viegne cacier, et s'il l'i puet prendre, il n'en donroit mie un menbre por cent mars d'or ne por cinq cent ne por nul avoir. Et cil le regardent, si le virent si bele qu'il en furent tot esmari. 'Je li dirai?' fait cil qui plus fu enparlés des autres; 'dehait ait qui ja en parlera ne qui ja li dira! c'est fantosmes que vos dites; qu'il n'a si ciere beste en ceste forest, ne cerf ne lion ne sengler, dont uns des menbres vaille plus de dex deniers u de trois au plus; et vos parlés de si grant avoir! ma dehait qui vos en croit, ne qui ja li dira! Vos estes fee, si n'avons cure de vo conpaignie, mais tenés vostre voie.' 'Ha, bel enfant', fait ele, 'si ferés: le beste a tel mecine que Aucassins ert garis de son mehaig, et j'ai ci cinq sols en me borse; tenés, se li dites. Et dedens trois jors li covient cacier, et se il dens trois jors ne le trove, jamais n'iert garis de son mehaig. 'Par foi', fait il, 'les deniers prenderons nos, et s'il vient ci, nos li dirons, mais nos ne l'irons ja querre.' 'De par Diu', fait ele. Lors prent congié as pastoriaus, si s'en va.

Unterdessen ist Aucassin aus seinem Gefängnisse entlassen, weil man Nicolette tot glaubt. Kaum befreit, steigt er zu Pferde, um seine Schöne zu suchen; er durchreitet nach allen Richtungen die Forst, ohne auf die Dornen zu achten, die seine Kleider und seine Haut zerreißen. Endlich, in der dritten Nacht, erblickt er im Mondschein eine anmutige aus Blättern und Blumen geflochtene Laube. Er erkennt daran sofort die Hand seiner Nicolette: „Eh Dix!“ ruft er, „ci fu Nicolete, me douce amie, et ce fist ele a ses beles mains! Por le douçour de li et por s'amor me descendrai je ore ci et m'i reposerai

anuit mais. Il mist le piè fors de l'estrier por descendre, et li cevaus fu grans et haus. Il pensa tant a Nicolete, se tresdouce amie, qu'il cai si durement sor une piere, que l'espaulle li vola hors du liu. — Mit großer Mühe bindet er sein Pferd an einen Baumast und schleppt sich in die Laube. Et il garda par mi un trau de le loge, si vit les estoiles el ciel, s'en i vit une plus clere des autres, si conmença a dire:

Estoilete, je te voi,
Que la lune trait a soi;
Nicolete est aveuc toi,
M'amiete o le blont poil etc.

Sobald Nicolette Aucassins Gesang hört, eilt sie zu ihm (denn sie war neben der Laube im Gebüsch versteckt). ‚Biaus doux amis,' ruft sie ihm zu, ‚bien soiiés vos trovés'. ‚Et vos, bele douce amie, soiés li bien trovee!' Ils s'entrebaissent et acolent, si fu la joie bele. — Nicolette verbindet die Wunde ihres Freundes, und am Morgen steigt Aucassin zu Pferde, nimmt sie vor sich auf den Sattel, und der Dichter fährt fort:

Aucassins li biax, li blons,
Li gentix, li amourous,
Est issus del gaut parfont,
Entre ses bras ses amors
Devant lui sor son arçon.
Les ex li baise et le front,
Et le bouce et le menton.
Ele l'a mis a raison.
‚Aucassins, biax amis dox,
En quel tere irons nous?'
‚Douce amie, que sai jou?
Moi ne caut u nous aillons,
En forest u en destor,
Mais que je soie aveuc vous' etc.

Es würde zu weit führen, wollten wir der Erzählung des alten Trouvère durch alle die Abenteuer folgen, welche die beiden Liebenden noch zu bestehen haben, ehe sie das Ziel ihrer Wünsche erreichen. Vielleicht wird die eben gegebene Probe hinreichen, eine Vorstellung von der glücklichen Mischung naiver Heiterkeit und zarter Empfindung zu geben, welche diese anmutige Dichtung durchweht und ihr einen Platz unter den besten litterarischen Denkmälern des Mittelalters sichert.

Freilich findet sich nun dieser ungekünstelt gefühlvolle Ton nicht in allen französischen Fablels. Sehr viele von ihnen zeigen mehr gesunden Menschenverstand, neckischen Frohsinn als poetischen Schwung und bisweilen eine zu

ekelhaftem Cynismus gesteigerte Frivolität. Die Sitten des Mittelalters finden sich in ihnen wieder, in ihrer Plumpheit und Rohheit, wie in ihrer Kraft und Natürlichkeit. Man behandelt in ihnen die Mönche und Ehemänner ziemlich unsanft, man spottet über Dummheit und Pedanterie überall wo man sie findet, ohne weder Geschlecht noch Stand zu verschonen*). Aber die Erfindung ist fast immer pikant und anziehend, und die Sprache, obwohl weit entfernt von der ausgesuchten Eleganz Boccaccios, dessen Hauptquelle die altfranzösischen Fablels waren, läßt im ganzen weder Leichtigkeit noch Kraft vermissen. Von vielen Fablels, die sich in den Handschriften der Pariser Bibliothek vorfinden, sind die Verfasser uns unbekannt, und angesichts ihrer außerordentlichen Menge möchte man fast glauben, daß alle Welt deren machte, und daß man es oft nicht einmal der Mühe wert hielt, den Namen des Verfassers darunter zu setzen. Unter den Fableldichtern, die wir kennen, nimmt Rustebuef**), ein Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, Zeitgenosse Ludwigs des Heiligen und Philipps des Kühnen, eine der ersten Stellen ein. Der Dichter, von niederer Geburt und Laie, hatte einen schweren Stand in einem Jahrhundert, das nur dem Priester und dem Ritter den Dienst der Musen verzieh. Wenn man ihm glauben darf, ließen die Großen, die er amüsierte, ihn fast Hungers sterben und „seit Trojas Ruin sah man einen so vollständigen wie den seinigen nicht". Aber dieses Ungemach hat nur seine Satire geschärft, ohne seiner Laune zu schaden. Seine Fablels zeichnen sich durch glückliche Erfindung und Gewandtheit des Stiles aus, und wir mögen es uns nicht versagen, wenigstens eine Probe davon zu geben. Wir wählen das „Testament des Esels" aus.

Der Dichter beginnt mit sehr verständigen und beinahe pathetischen Klagen über den Neid und die üble Nachrede, welche das gesellige Leben vergiften; an diesen Eingang knüpft er die Geschichte eines reichen aber geizigen Priesters, der — einen Esel hatte, welchen er über die Maßen liebte. Nach langen Dienstjahren stirbt der Esel und sein dankbarer Herr giebt ihm ein Grab in der geweihten Erde des Gottesackers. Diese unerhörte That wird durch die Neider des Priesters sofort vor den Bischof gebracht, einen eben so freigebig und stattlich lebenden Herrn, als der Priester sparsam und filzig war. Entzückt von der herrlichen Gelegenheit, durch eine gehörige Geldstrafe das

---

*) Litterarisch interessant ist das burleske Fablel (man könnte es auch als komisches Epos bezeichnen) Audigier, in welchem die chansons de geste, die Freude früherer Generationen, lächerlich gemacht werden. Wenn es gestattet ist, Kleines mit Großem zu vergleichen, so dürfte an des Cervantes Don Quijote und die Rolle, die dies Buch den Ritterromanen gegenüber spielt, erinnert werden.

**) Herausgegeben von A. Jubinal, Oeuvres complètes de Rutebeuf, trouvère du 13. siècle. Paris 1839 (1874); von A. Kreßner, Rustebuefs Gedichte. Nach den Handschriften der Pariser Nationalbibliothek herausgegeben. Wolfenbüttel 1885; vergl. Histoire littéraire XX, 719—783; S. Samosch, Italienische und französische Satiriker. Berlin 1879.

Gesetz zu rächen, läßt der Bischof den Angeklagten zitieren und stellt ihn zur Rede:

Il fut semons; li prestres vient:
Venuz est, respondre covient
A son evesque de cest cas,
Dont li prestres doit estre quas.
„Faux desleaus, Deu anemis,
Ou avez vos vostre asne mis?“
Dist l'evesques, „molt avez fet
A sainte Eglise grant mesfet;
Onques mes nul si grant n'oi,
Qui avez vostre asne enfoi
La ou on met gent crestienne!
Par Marie l'Egyptienne,
S'il puet estre chose provee,
Ne par la bone gent trovee,
Je vos ferai metre en prison,
Qu'onques n'oi tel mesprison!“
Dit li prestres: „Biaus tres dolz sire,
Tote parole se let dire;
Mes je demant jor de conseil,
Qu'il est droiz que je me conseil
De ceste chose, s'il vos plet.“ —

Er erlangt den erbetenen Aufschub und kehrt getrosten Mutes heim, voll des Vertrauens auf seine beste Freundin,

C'est sa borse qui ne li faut
Por amende ne por deffaut.

Am festgesetzten Tage erscheint er vor dem Bischof und führt seine Sache mit 20 Livres im Gürtel wie folgt:

L'evesques si de lui s'aproche
Que parler i pot boche a boche,
Et li prestres lieve la chiere,
Qui lors n'ot pas monoie chiere.
Desoz sa chape tint l'argent,
Ne l'osa montrer por la gent.
En conseillant conta son conte:
„Sire, ci n'afiert plus lonc conte.
Mes asnes a lonc tenz vescu;
Molt avoie en lui bon escu,
Il m'a servi, et volentiers,
Molt loiaument vint ans entiers,
Se je soie de Dieu assous.

Chascun an gaagnoit vint sous,
Tant qu'il ot espargnié vint livres.
Pour ce qu'il soit d'enfer delivres
Les vos lesse en son testament."
Et dist l'evesques: „Diex l'ament,
Et si li pardoint ses meffez
E toz les pechiez qu'il a fez."

Und die Moral, welche der Dichter für uns aus der schönen Geschichte zieht? Sie hat wenig gemein mit dem strengen Tadel der Verleumdung und Schmähsucht, der die Erzählung eröffnet.

Rutebues nos dist et enseigne,
Qui deniers porte a sa besoingne
Ne doit doter mauves liens.
Li asnes remest crestiens,
Qu'il paia bien et bel son les.
A tant la rime vos en les.

Es geht ein kosmopolitischer Zug durch die Fablel-Litteratur. Viele ihrer Stoffe gehören weder ausschließlich Frankreich noch Europa noch dem Mittelalter an; man findet sie bei den Arabern, den Persern, selbst in Indien und China wieder. So ist z. B. das berühmte Buch Von den sieben weisen Meistern oder Dolopathos*), eine der ergiebigsten Quellen der mittelalterlichen Unterhaltungslitteratur, im zweiten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung in Indien verfaßt, dann ins Arabische, Persische, Ebräische und in fast alle europäischen Sprachen übersetzt und von den Dichtern aller Völker ausgebeutet worden. Aber kein Volk zeigte für das Fablel, für die leichte, neckische Erzählung so viel Talent und Vorliebe als die Franzosen**) und sie

---

*) Herausgegeben von A. Keller, Li Romans des sept sages de Romme, nach der Pariser Handschrift. Tübingen 1836; von Brunet et Montaiglon, Li Romans de Dolopathos, publié d'après deux manuscrits. Paris 1856; vergl. A. Mussafia, Über die Quelle des altfranzösischen Dolopathos. Wien 1865; (Johannes de Alta Silva's Dolopathos sive de rege et septem sapientibus (ca. 1184). Herausgegeben von Österley. Straßburg 1876); Beiträge zur Litteratur der sieben weisen Meister. Wien 1868; Histoire littéraire XIX, 809—825. — Eine andere Quelle der Fableldichtung ist das im Mittelalter weit verbreitete Buch Gesta Romanorum, ursprünglich Sagen der römischen Geschichte, dann aber beliebig zugefügte Erzählungen enthaltend, herausgegeben von H. Österley. Berlin 1872; übersetzt von Th. Gräße, Gesta Romanorum, das erste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters, zum ersten Male vollständig aus dem Lateinischen ins Deutsche übertragen. Leipzig 1842. — Über die Fablels sind einzusehen folgende Schriften: Formentin, Essai sur les fabliaux français du 12. et du 13. siècle. Saint-Étienne 1877; Dunlop-Liebrecht, Geschichte der Prosadichtungen. Berlin 1851. S. 192—209; G. Paris, Les Contes orientaux dans la littérature française du moyen âge. Paris 1877; Landau, Die Quellen des Decameron. Berlin 1887.

**) Es seien noch einige besonders herausgegebene Fablels und Dits namhaft gemacht: Das Vorbild der Ring-Geschichte in Lessings Nathan Li dis du vrai aniel. Die Parabel von dem echten Ringe. Herausgegeben von A. Tobler. Leipzig 1871

sind nicht nur die Lehrmeister der italienischen Novellisten gewesen, von den Cento Novelle antiche und Boccaccio an bis auf Annibale Campeggi (Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts), sie haben nicht nur Chaucer in seinen Canterbury-Geschichten als Vorbild gedient, auch deutsche Dichter, wie Hans Sachs und Bürger haben aus dieser reichen Vorratskammer der mittelalterlichen Dichtung geschöpft.

III. Satire und Allegorie.

Aber die Dichter des zwölften und noch mehr die des dreizehnten Jahrhunderts begnügten sich nicht, verstohlen die Mißbräuche ihrer Zeit zu verspotten. Mitten in diesem goldenen Zeitalter unbefangenen Glaubens erheben sich männliche, selbst leidenschaftliche Rufe gegen die Fehler aller Großen der Erde. Die tiefe religiöse Erregung, welche den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts bezeichnet, und die nur durch die blutige Reaktion Innocenz des Dritten unterdrückt wurde (seit 1215), macht sich in vielen französischen Gedichten dieser Epoche bemerklich. Schriftsteller jedes Standes tadeln einstimmig die Habsucht und die Härte des hohen Klerus. Graf Thibaut von der Champagne selbst (vergl. über ihn im nächsten Kapitel), der sich nicht hatte weigern können, vierzig Tage lang gegen die Albigenser zu dienen, kann sich nicht enthalten, laut über die Urheber dieser Verfolgung seine Meinung zu sagen:

Ce est des clercs qui ont laissé sermons
Pour guerroier et pour tuer les gens:
Jamais en Dieu ne fust tels homs creans,
Notre chief fait tous les membres doloir.

Unter den lehrhaften Gedichten dieser Zeit, welche sich eine ernste Satire zum Zweck setzen, heben wir hervor:

La Bible Guiot von Guiot de Provins*). Der Verfasser muß einer jener Schriftsteller bürgerlichen Standes gewesen sein, welche, indem sie ihr Talent für Dichtkunst und Gesang geltend machten, von der Gunst reicher Herren und Ritter lebten, mit dem Vorbehalt, einst sich unter den Schutz irgend eines geistlichen Ordens zu begeben, sobald das Alter ihnen ihr aben-

---

1884); Del tumbeor Nostre Dame. Herausgegeben von W. Förster. Romania II; Du valet qui d'aise à malaise se met. Herausgegeben von W. Förster. Jahrbuch 13; Le chevalier, la dame et le clerc, p. p. P. Meyer. Romania I; Gautier d'Aupais et le chevalier à la corbeille, p. p. F. Michel. Paris 1835; Dits et contes de Baudouin de Condé et de son fils Jean de Condé, p. p. A. Scheler. Bruxelles 1866/67; Die Gedichte von Jean de Condé. Herausgegeben von A. Tobler. Stuttgart 1860 (vergl. A. Scheler, Notice littéraire sur Jean de Condé. Bruxelles 1863); Dits de Watriquet de Couvin, poète du 12. siècle, p. p. A. Scheler. Bruxelles 1868 u. a. m.

*) Des Guiot de Provins bis jetzt bekannte Dichtungen, altfranzösisch und in deutscher metrischer Übersetzung mit Einleitung 2c. von F. Wolfart und San Marte (A. Schulz). Halle 1861.

teuerliches und unstätes Leben verleiden würde. Er schrieb seine „Bibel“ am Ende dieser Laufbahn, zwischen 1203 und 1208.

Dou siecle puant et orrible
M'estuet commencier une Bible,
Por poindre et por aguilloner
Et por grant essample doner.

Sein erster Angriff richtet sich gegen die großen Herren seiner Zeit, die, nach seiner Meinung, nicht mehr die Dichtkunst und die Feste lieben, wie in den glücklichen Tagen seiner Jugend:

Si honis siecles mais ne fu;
Je ne voi mais feste ne cort.
Tant povrement lou siecle cort,
Que nus n'i ose joie faire.
Bien sont perdu li biau repaire,
Li grant pales dont je sospir
Qui furent fait por cors tenir.
Les cors tindrent li ancessor,
Et as festes firent honor
De biau despendre et de doner
Et des chevaliers anorer, etc.

Sodann, obwohl er selbst seit zwölf Jahren das schwarze Kleid der Mönche von Clugny trägt, donnert er gegen die Laster des Klerus, ohne den Papst selbst zu verschonen. Er vergleicht ihn mit dem Polarstern, der die Schiffer leitet. Aber was werden diese beginnen, wenn Wolken den Stern bedecken?

Molt est l'estoile et bele et clere.
Tiex devroit estre notre pere;
Clers devroit il estre et estables,
Que ja pooir n'eust Deables
En lui, n'en ses commandemenz.
Quant li pere ocist ses enfanz,
Grant pechié fet. Ha! Rome, Rome,
Encor ociras tu maint home.
Vos nos ociez chascun jour;
Crestientez a pris son tour.
Tout est perdu et confondu
Qant li chardonal sont venu, etc.

Was die Spitze der Satire Guiots ein wenig abstumpft, ist ihre Allgemeinheit. Sie fertigt die Ärzte, die Rechtsgelehrten ab wie den Adel und den Klerus, und überall trägt sie Sorge, die Ausnahmen zuzulassen[1], „welche die Regel bestätigen.“ Alles gerechnet ist es kein Meisterwerk der Kunst des

Horaz und Juvenal, aber ein kostbares Denkmal des französischen Geistes und eine reiche Sammlung echter Zeugnisse für die, welche es angeht, die geistige Bewegung jenes so tief erregten Zeitalters kennen zu lernen.

Nicht minder scharf ist Hugo de Berze in seiner Bibel*); wir führen eine Stelle über die Nonnenklöster an, welche kultur-historisches Interesse hat; er würde, sagt er, darüber viel Gutes berichten:

S'eles tenoient chasteee
Si comme ele estoit ordenee;
Mes eles ont mesons plusors
Ou l'en parole et fet d'amors
Plus c'on ne fet de Dieu servir.

Auch der obenerwähnte Rustebuef wird manchmal sarkastisch-scharf gegen die Geistlichkeit und verderbenbringenden Mönchs- und Nonnenorden.

Eine Sonderstellung nimmt der nunmehr zu erwähnende Rosenroman**) ein; in seinem ersten, kürzeren Teile ist er allegorisch, in seinem zweiten, um das Fünffache längeren, satirisch-didaktisch. Wohl kein Werk ist im Mittelalter in Frankreich so viel gelesen worden, und keines hat so viele sich widersprechende Urteile hervorgerufen, als der Roman de la Rose. Während hervorragende Männer wie Clement Marot sich in seinem Lobe ergehen, verdammen ihn andere nicht minder hochstehende Männer. So hielt Gerson, der berühmte Kanzler der Universität von Paris die Lektüre des Romans für verderblich; er bekämpfte ihn in einer besonderen Schrift unter dem Titel: Tractatus magistri Joannis Gerson, contra Romantium de Rosa, qui ad illicitam venerem, et libidinosum amorem utriusque status homines quodam libello excitabat (1402) und anderwärts sagt er: auferatur ergo libellus talis, et exterminetur absque ullo usu in futurum, specialiter autem in his partibus, in quibus utitur personis infamibus et prohibitis.

Zwei total verschieden beanlagte Dichter sind aber auch bei der Abfassung des Rosenromans thätig gewesen, der gemütreiche, lyrisch gestimmte Guillaume de Lorris (gestorben um 1240), und der gelehrte, aber spöttische Jean Clopinel, aus Meun an der Loire, daher gewöhnlich Jean de Meun genannt (gestorben 1305). So kommt es denn, daß die beiden Teile des Gedichts durchaus nicht dieselbe Gesinnung widerspiegeln; zwar hat Jean die von

*) Herausgegeben in Barbazan et Méon, a. a. O. II, 394; vergl. Histoire littéraire XVIII, 816—821.

**) Herausgegeben von Méon, Le Roman de la Rose. Paris 1814; F. Michel, Le Roman de la Rose. Nouvelle édition, revue et corrigée. Paris 1864; J. Croissandeau, Le Roman de la Rose. Orléans 1880; P. Marteau, Le Roman de la Rose. Édition accompagnée d'une traduction en vers, précédée d'une introduction, de notices historiques et critiques, suivie de notes et d'un glossaire. Orléans 1878/79; Püschel, Li Romans de la Rose. 1. partie, p. G. de Lorris. Berlin 1872; vergl. Histoire littéraire XXIII, 1—60; S. Samosch, Italienische und französische Satiriker. Berlin 1879.

Guillaume begonnene, dem Roman zu Grunde liegende Erzählung fortgeführt, dieselben Personen verwandt, die dichterische Maschine im Sinne seines Vorgängers weiter arbeiten lassen — und doch, welche Wandlungen im Innern, im Ideengang, im Charakter der handelnden Personen!

Während Guillaume die sinnige, zarte Liebe besingt, macht sich Jean darüber lustig und hält die wahrhaft Liebenden für Narren; während jener die Frauen mit der größten Achtung umgiebt, findet dieser nicht genug freche Worte, um sie herunterzuziehen; die zarte Allegorie mit der Rose wird bei Jean plump und poesielos; die bei Guillaume doch noch Leben verratenden Personen werden unter Jeans Händen zu reinen Schemen, die nur dazu da sind, das Wissen und die Gelehrsamkeit ihres Schöpfers auszukramen. Aber gerade diesem doppelten Gesicht verdankte vielleicht der Roman seine Beliebtheit; die Frauen und jungen Leute erfreuten sich an den minnigen Versen Guillaumes, während die Gelehrten die in Jeans Fortsetzung zum ersten Mal in der Volkssprache dargelegten wissenschaftlichen Erörterungen mit Behagen lasen und die derben Bürger mit breitem Lachen in die stets ihre Anhänger findenden Cynismen einstimmten. Wir versuchen in den folgenden Zeilen eine gedrängte Analyse des wichtigen Werkes zu geben.

Der Roman, bestehend aus mehr als 22 000 paarweise reimenden Achtsilbnern, beginnt mit der Erzählung eines Traumes, den der Dichter im Frühling hatte, im Mai, „wo jegliche Kreatur liebt.“ Ihn träumte, er ginge außerhalb der Stadt spazieren, und käme nach und nach zu einer schönen von einem Bache durchströmten Wiese. Mitten in dieser Wiese lag ein prächtiger Garten, umgeben von einer hohen Mauer, auf der der Dichter (l'Amant) folgende Gestalten in Gold und Azur gemalt erblickt: Haine, Felonie, Avarice, Villenie, Convoitise, Envie, Tristesse, Vieillesse, Papelardie (hypocrisie), Pauvreté. Jedes dieser Gemälde wird anmutig beschrieben. Der Liebende geht um die Mauer herum, um einen Eingang zu finden; endlich erblickt er eine enge Pforte, die ihm durch Oyseuse geöffnet wird. Durch diese Dame erfährt er auch, daß der Garten Déduit gehört, der sich oft mit seinem Gefolge in demselben vergnüge.

Auf seinem Gange durch den Garten bewundert der Dichter die Schönheit desselben und giebt eine Beschreibung der verschiedenen Bäume und Tiere, die er sieht.

Endlich gelangt er auf einen freien Platz, wo er Déduit mit seinen Gefährten mit Spiel, Gesang und Tanz sich belustigen sieht. Die ganze Schar tanzt nach dem Gesange einer Dame, Leesce. Während er in Zuschauen versunken ist, fordert ihn eine Dame, Courtoisie, auf, an dem Tanze teilzunehmen. Auf diese Art in die Nähe der Gesellschaft gebracht, giebt der Dichter eine Schilderung der Hauptgestalten: Déduits, seine Freundin Leesce, und Amours, der sich an Déduits Seite befand. Im Gefolge Amours bemerkt er einen schönen Knaben, Doulx Regard, der die beiden Bogen der Liebe zu hüten hat,

von denen der eine voll Knoten und Splitter ist, während der andere glatt und schön bemalt erscheint. Doulx Regard hatte fünf Pfeile in der rechten Hand, Toute Beauté, Simplesse, Franchise, Compagnie, Beau-Semblant; die Spitzen der Pfeile waren aus Gold. Außerdem hatte er noch fünf Pfeile, die schwarz und rostig waren, Orgueil, Villenye, Honte, Convoitise, Déséspoir. Es folgt das Porträt der Damen des Hofes von Déduit: sie heißen Beauté, Richesse, Jolivité, Largesse, Franchise, Courtoisie, Jeunesse.

Während er die Schönheit dieser Damen bewundert, befiehlt Amour, immer darauf bedacht, die Zahl seiner Sklaven zu vermehren, seinem Knappen Doulx Regard, den Bogen auf ihn zu richten. L'Amant flieht und wird von Amour verfolgt. Auf der Flucht sieht er neue Schönheiten des Gartens; unter anderen auch einen köstlichen Rosenstrauch, dessen Geruch den ganzen Garten erfüllte.

Sein ganzes Streben geht nun danach, die schönste unter den schönen Knospen zu pflücken; plötzlich wird er von den Pfeilen Amours getroffen, ergiebt sich ihm und bietet ihm als Pfand sein Herz an, welches der Liebesgott mit einem kleinen Goldschlüssel schließt.

Nach Erteilung verschiedener Lehren verschwindet Amour und läßt den Liebenden in großer Betrübnis zurück. Da nähert sich ihm Bel Accueil, der Sohn Courtoisies, und erbietet sich, ihm den Weg zu den Rosen zu bahnen; aber ein schwarzer, struppiger Mann stellt sich ihnen in den Weg und befiehlt ihnen drohend, den Garten zu verlassen; es ist Dangier, der Male Bouche, Honte und Peur als Begleiter mit sich führte. Honte ist die Tochter von Raison; ihr Vater ist Meffait. Der Liebende, sich aus dem Garten verjagt sehend, verzweifelt und klagt Amour an; da steigt Raison aus dem von ihr bewohnten Turme herab und rät ihm, das Joch jenes abzuschütteln und sich nicht der thörichten Leidenschaft hinzugeben, die die Rosenknospe in ihm erweckt habe. Der Liebende jedoch weist die Raison zurück und sucht einen Freund auf, dem er all sein Leid klagt; und dieser giebt ihm auf, sich mit Dangier zu versöhnen. Dangier will alles vergessen, vorausgesetzt, daß der Liebende die den Garten umgebenden Hecken nicht überschreitet. Das ist eine zu harte Bedingung; Franchise und Pitie vereinen daher ihre Bitten mit denen L'Amants und verschaffen ihm so wieder den Eintritt in den Garten mit Bel Accueil. In der Folge der überstandenen Gefahren erscheint die Knospe schöner als je, und der Liebende, in neuer Glut entbrannt, begehrt sie zu küssen. Bel Accueil verbietet es, doch Venus, die dazu kommt, befiehlt, dem Liebenden seinen Willen zu lassen. Entzückt küßt L'Amant die Rose. Kaum hat Male Bouche dies gesehen, als sie, immer bereit, Böses zu melden, es der Jalousie mitteilt. Diese beschließt, sofort dem Liebenden Händel anzustiften. Vergebens stellt ihr Honte vor, daß man den giftigen Reden Male Bouches nicht Glauben schenken dürfe; Jalousie, die sich mit dem Gedanken trägt, den Garten mit neuen Mauern zu umgeben und in der Mitte einen Turm zu bauen, der Bel Accueil zum Gefängnis dienen soll, läßt sich nicht von ihrem Vorhaben abbringen.

Bel Accueil wird wirklich von ihr gefangen gesetzt und von Dangier, Peur, Honte, Male Bouche bewacht. Der Liebende, entsetzt über die Ungerechtigkeit, die Bel Accueil widerfahren ist, beschließt zuerst, sich den Tod zu geben; dann aber, sich ganz der Vorsehung Amours anheim zu geben. (Bis hier geht Lorris Werk.)

Die Vernunft glaubt jetzt den Augenblick gekommen, L'Amant von seiner thörichten Liebe zurückzubringen. Aber L'Amant ist taub gegen alle Vorstellungen, er erklärt sich als Lehnsmann Amours, nichts kann ihn von ihm scheiden. Raison, an der Bekehrung L'Amants verzweifelnd, überläßt ihn sich selbst. Dieser wendet sich um Hilfe an den Freund, und dieser rät ihm, die Wächter Bel Accueils auf seine Seite zu bringen; gelänge ihm dies, so würde er auch bald die Rose pflücken können. Der Liebende, der davon nichts wissen will, die grausamen Wächter freundlich zu stimmen, bittet um ein anderes Mittel. Ami rät den Weg Trop Donner einzuschlagen, den Largesse ehedem hatte erbauen lassen; gerne wolle er ihm helfen, auf diesen Weg zu kommen, aber dazu gehöre viel Geld, und er sei zu arm; hierbei erzählt er die Art und Weise, wie er arm geworden: durch die Nichtswürdigkeit seiner Bekannten, besonders aber der Frauen. Er findet nicht Schmähungen genug gegen das weibliche Geschlecht und giebt L'Amant nicht gerade sehr ehrenwerte Anweisungen die Frauen zu verführen, was übrigens nicht schwer sei, denn

Toutes estes, seres ou futes
De fait ou de volonte putes.

Er hüte sich also, sich an ein so verderbtes Geschlecht, wie das der Frauen, zu heften, und nehme sich ein Beispiel an Herkules und Simson. — In der guten alten Zeit wäre es besser gewesen: die Reichtümer waren gleichmäßig unter die Menschen verteilt, Friede und Eintracht herrschte unter ihnen. Aber bald brachen Betrug und Ehrgeiz diese friedlichen Bande. Die Armut stieg aus der Hölle herauf und führte ihre Söhne Larcin, Discorde und Guerre mit sich; man fing an, das Gold dem Schoße der Erde zu entreißen; man teilte das Land ein; der Neid erwachte, man griff sich gegenseitig an und sah sich endlich genötigt, einen Mann zu wählen, der fähig war, die Eintracht aufrecht zu halten:

Ung grant vilain entr'eus eslurent
Le plus ossu de quanqu'il furent,
Le plus corsu et le greignor
Si le firent prince et seignor.

Aus jener Zeit stammen auch die Steuern und Abgaben.

L'Amant, dem Rate Amis folgend, macht sich auf den Weg zu Richesse, wird aber von dieser zurückgewiesen. Als Amour seinen Vasall so traurig über sein Mißgeschick sieht, verläßt er den Himmel, den er bewohnt, nähert sich jenem und fragt ihn, ob er die gegebenen Befehle noch wohl im Gedächtnisse habe. L'Amant wiederholt sie ihm sofort, und Amour, entzückt über das Ge-

dächtnis und die Gelehrigkeit seines Schülers, verspricht ihm von neuem seinen Schutz. Sofort beruft er seine Barone, um das Schloß, in dem Bel Accueil schmachtet, zu belagern. Es erscheinen Oyseuse, Noblesse de Cœur, Simplesse, Franchise, Pitié, Largesse, Hardiesse, Honneur, Courtoisie, Déduit, Seureté, Jeunesse, Patience, Humilité, Bien Celer, Contrainte-Abstinence und Faulx Semblant. Amour eröffnet ihnen, um was es sich handele; er habe sie entboten, nachdem er seine treuen Diener Ovid, Tibull, Gallus und Guillaume de Lorris verloren; er ermahnt sie, tapfer das Schloß der Jalousie anzugreifen.

Zunächst werden Abstinence und Faulx Semblant abgesandt; sie täuschen Male Bouche unter dem Scheine von Heiligen, die gekommen sind, sie zu bekehren und halten ihr eine lange Rede über die Verleumdung. Male Bouche geht in sich und will beichten, da wird sie von Abstinence überfallen und dermaßen geknebelt, daß sie die Zunge heraussteckt, die ihr Faulx Semblant sofort abschneidet; hierauf dringen sie in den Hof des Schlosses und ermorden die normannischen Soldaten, die der Wein in tiefen Schlummer versenkt hatte. L'Amant wird nun durch eine Alte zu Bel Accueil geführt, und beide Freunde bezeugen ihre Freude über das Wiedersehen durch gegenseitige Umarmungen. Doch der Gedanke an die Rose läßt dem Liebenden keine Ruhe, und Bel Accueil führt ihn zu ihr; schon ist er im Begriff ihr einen Kuß zu geben, da kommt Dangier mit Honte und Peur dazu. Bel Accueil wird jämmerlich geschlagen und gefesselt, der Liebende aber aus dem Schlosse gejagt.

Nun entbrennt der Kampf zwischen den feindlichen Heeren. Amours Partei ist im Nachteile; er bittet daher um einen Waffenstillstand von zwölf Tagen, während welcher Zeit er seine Mutter Venus um Hülfe angeht. Diese, obgleich in tiefer Trauer um ihren Geliebten Adonis, läßt sofort sechs Tauben an ihren Wagen spannen und begiebt sich zu dem Heere der Liebe, wo man nun neuen Mut faßt.

Inzwischen war Nature, den Untergang des Menschengeschlechtes fürchtend, in ihrer Schmiede beschäftigt, die Verluste zu ersetzen, die sie täglich erlitt. Von einem Gedanken gequält, entschließt sie sich, ihrem Priester, dem Genius, zu beichten und ihm die Lust zu gestehen, die sie gehabt hatte, das menschliche Geschlecht umkommen zu lassen. Diese Beichte ist eine reine Encyklopädie des damaligen Wissens: Nature giebt Genius eine genaue Schilderung von der Schöpfung der Welt, der Bildung der Planeten, ihrem Lauf und der Harmonie, die zwischen ihnen herrscht. Der Komet ist ein in der mittleren Luftschicht sich bewegender und nicht am Firmament befestigter Körper; Nature weist die Meinung zurück, daß dies Meteor den Tod eines Großen anzeige; sie verdienen nicht, daß der Komet ihnen diese Ehre erweist, da die Leiche eines Königs nicht verschieden ist von der eines Kärrners. Die Tugend allein macht den Adel aus, und oft sieht man die Leute aus dem niedrigsten Stande die edelsten Gesinnungen hegen.

In der Beichte fortfahrend, setzt Nature auseinander, wie sich der Donner

bildet, und welches seine Wirkungen sind; spricht darauf von den Wolken, Regenbogen, Brenngläsern, Teleskopen, den Gedanken des Menschen im Schlafen und Wachen, und kommt endlich zu ihrem eigentlichsten Punkt: „Die Pflanzen blühen in ihrer Jahreszeit, die Bäume geben Früchte zur rechten Zeit, die Fische folgen den Regeln, die ich ihnen gegeben habe. Aber der Mensch, das Ebenbild Gottes, für den ein Gott sich geopfert, hat sich allen Arten von Lastern hingegeben, für die ich heute Rache verlange, besonders aber für die Fehler gegen die von mir aufgestellten Gesetze in betreff der Fortpflanzung." Sie fordert den Genius auf, den Amour in seinem Felde aufzusuchen und ihm zu verkünden, daß sie alle die exkommuniziere, die es versäumen, an der Vervielfältigung ihrer Art zu arbeiten. Sofort kommt Genius diesem Befehle nach, und priesterlich gekleidet und eine Wachskerze in der Hand haltend, besteigt er eine Kanzel, entfaltet die Gebote der Natur und schleudert das Anathema gegen die, welche sich davon entfernten. Darauf verkündet er die Bulle der Vergebung für die, welche ihre Talente nicht rosten ließen. „Arbeitet, arbeitet kräftig, um das wieder gut zu machen, was die Scheere der Atropos alle Tage zerstört; ihr werdet dadurch vermeiden, in die Hände der drei Höllenfurien zu fallen und der drei Höllenrichter: macht euch vielmehr würdig, in jene schönen Wiesen einzugehen, wo das Licht ewig und rein ist." Es folgt eine Beschreibung des Paradieses. Durch Genius angefeuert, beginnt der Sturm auf das Schloß Jalousies von neuem, Venus schleudert ihre Pfeile und Feuerbrände hinein und die Belagerten verlassen es endlich, um nicht durch die Flammen umzukommen. So gelangt L'Amant endlich zu dem ersehnten Ziele; er pflückt die Rose. Damit endigt der Traum. — Der Roman von der Rose*) bezeichnet in der französischen Litteratur den Verfall der mittelalterlichen Dichtkunst. Er begründet die Herrschaft des Esprits, der Sentenz, des „gesunden Menschenverstandes" und der Allegorie auf einem Gebiete, wo der freie Aufschwung der Phantasie allein wahrhaft Erhabenes erzeugen kann.

IV. Didaktik.

Wir sahen soeben, daß der Rosenroman eine Encyklopädie des Wissens der damaligen Zeit vorstellt; eine eben solche, aber in Prosa, liegt vor in des Italieners Brunetto Latini Schatzkästchen (Li Tresors**). Daneben wurden

*) Der Rosenroman war jedenfalls das Vorbild des Birnenromans, der zwar in der Histoire littéraire unter die Abenteuerromane gerechnet wird, wegen seines vorherrschend allegorischen Gewandes aber hier eine Erwähnung verdient. Herausgegeben von F. Stehlich, Messire Thibaut, Li romanz de la Poire. Erotisch-allegorisches Gedicht aus dem dreizehnten Jahrhundert. Halle 1881; vergl. Histoire littéraire XXII, 870; L. Holland, Über den Roman de la Poire. Eberts Jahrbuch II, 365.

**) Herausgegeben von Chabaille, Brunetto Latini, Li Livres dou Tresor. Paris 1863; vergl. Th. Sundby, Brunetto Latinis levnet og skrifter. Kopen-

einzelne Teile der Wissenschaft der poetischen Behandlung unterworfen, wobei aber sich als charakteristischer Zug herausstellt, daß man blind auf die Worte der alten Meister Aristoteles und Plinius schwur, ohne sich die Mühe zu nehmen, selbständige Studien und Beobachtungen anzustellen. Die Kritik war ja eben eine der mächtigsten Stützen der Renaissance; da erst begann man mit Gewissenhaftigkeit alle Überlieferungen zu prüfen; da wollte man mit eignen Augen sehen, mit eignen Händen berühren alles, wovon die Alten berichtet hatten, um sich selbst ein Urteil zu bilden. Im Mittelalter dagegen nahm der durch die christlich-mystische Religion für den Aberglauben empfänglich gemachte menschliche Geist mit blindem Glauben alles an, was die Überlieferung erzählte, selbst die wunderbarsten Dinge. Keinem fiel es ein, sich durch Selbstanschauung von der Wahrheit der berichteten Fakta zu überzeugen. Einen wesentlichen Beweis hierfür liefern die im Mittelalter ungemein verbreiteten Bücher über die Natur, über Steine, Pflanzen und Tiere, die sogenannten lapidaria, volucraria, bestiaria. Aus ihnen lernen wir, was in jener Zeit das Studium der Naturwissenschaft ausmachte; sie sind von außerordentlicher Bedeutung für die Stellung der Naturgeschichte als eines Bildungsmomentes zur ganzen geistigen Entwickelung im Mittelalter. In den ältesten Fassungen, den griechischen und syrischen, so zu sagen nur ein wissenschaftliches Lehrbuch, wurden dem „Physiologus" von christlichen Lehrern biblisch-allegorische Deutungen der Vorgänge aus der Tierwelt beigefügt, und diese Allegorien gewannen ein solches Übergewicht, daß sie als das Wesentlichste der betreffenden Bücher angesehen wurden, und daß das Naturwissenschaftliche dabei in den Hintergrund trat.*) In diesem Zustande befinden sich die französischen Tierbücher (bestiaires). Das älteste derselben ist das des anglonormannischen Priesters Philippe de Thaon**), um 1121 verfaßt, aus dem wir eine Stelle zitieren wollen, um einen Begriff von der eigentümlichen Behandlungsweise zu geben: „Der Panther ist ein Tier wertvollen Wesens; nun hört seines Namens Bedeutung. Pan im Griechischen bedeutet Alles; denn von solcher Natur ist er, daß er viele Kräfte hat und mehrere Farben. Sanft ist er und mild, von den Tieren wird er geliebt, und alle liebt er, mit Ausnahme des Drachen. Dieses Tier (der Panther) frißt verschiedene Kost; wenn es satt ist, kriecht's in seine Höhle, schläft dort drei Tage und erwacht am dritten. Wenn es sich nun aufrichtet, stößt es einen lauten Schrei aus, und dabei geht aus seinem Munde ein Geruch

---

hagen 1869. — Der Verfasser schrieb sein Werk französisch, weil, sagt er, la parleure en est la plus delitable.

*) Über die Tierbücher vergl. V. Carus, Geschichte der Zoologie. 1872. S. 108 f.; A. de Gubernatis, Zoological mythology of the legends of animals. London 1872; A. Kreßner, Über die Tierbücher des Mittelalters. Herrigs Archiv 55. S. 241 f.

**) Herausgegeben von W. Wright, Popular treatises on science written during the middle ages. London 1841. S. 74—131. — Bemerkenswert ist, daß das Gedicht in paarweise reimenden Sechssilbnern abgefaßt ist.

so süß wie Balsam und Piment. Die Tiere, welche ihn hören, eilen aus Nah und Fern herbei, folgend dem Geruch, der bei dem Schrei des Panthers entsteht. Der Drache allein, wenn er die Aufforderung hört, wird von großer Furcht ergriffen; er flieht den Geruch, verkriecht sich in die Erde und liegt wie tot da, häßlich und mißgestaltet; nicht kann er sich bewegen. Das hat eine Bedeutung. Der Panther stellt das Leben dar des Sohnes der heiligen Maria; und wir sind die Tiere, und der Drache der Teufel, in richtigem Vergleiche. Drei Tage lag Gott in der Erde, um unsere Seelen zu erwerben; am dritten stand er auf, er rief sein Volk, versammelte all die Seinen, schmetterte zu Boden den Teufel, ganz wie es dem Drachen geschah, ohne Zweifel. Durch seinen Tod nahm uns Gott dem Fürsten des Todes, befreite uns vom Tode, trug unsere Schmerzen u. s. w."

Aus dem dreizehnten Jahrhundert stammen die Bestiaires des Gervaise*) und des Guillaume**), während der wahrscheinlich dem folgenden Jahrhundert angehörende Richard von Fournival in seinem Bestiaire d'Amour***) die Vorgänge im Tierreich auf Vorgänge im Lieben und Liebeswerben bezieht und eine Menge Geist in lächerlichen Spitzfindigkeiten vergeudet.

Neben diesen Tierbüchern gab es, wie schon oben angedeutet, auch Steinbücher, die Steine und ihre Eigenschaften beschreibend, und seit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts mystische Erklärungen aufweisend†), sowie solche, welche speziell den Vögeln gewidmet waren, sogenannte Volucraires††).

Sehr reich ist die altfranzösische Litteratur auch an Kosmographieen (Images du Monde), unter denen die in vielen Handschriften erhaltene des Gautier von Metz†††) die bekannteste ist. Es geht durch das ganze Mittelalter der Zug, die bisher in den Klöstern vergrabenen Schätze des Wissens der großen Menge des Volkes bekannt zu machen; daher die zahlreichen Versuche, solche berühmten lateinischen Werke, wie des Honorius Augustodunus:

---

*) Herausgegeben von P. Meyer. Romania I, 420 f.

**) Herausgegeben von C. Hippeau, Le bestiaire divin par Guillaume le clerc de la Normandie. Caen 1852; von Fr. Mann. Heilbronn 1888.

***) Herausgegeben von C. Hippeau, Le Bestiaire d'Amour par Richard de Fournival, suivi de la Réponse de la dame. Paris 1860.

†) Vergl. Pannier, Les Lapidaires français du moyen âge. Paris 1881. Sie beruhen auf einem lateinischen Gedicht des Bischofs von Rennes, Marbod, im elften Jahrhundert; vergl. P. Neumann, Über die älteste französische Version des dem Bischof Marbod zugeschriebenen Lapidarius. Breslau 1881; R. Reinsch, Der französische Prosalapidarius der Arsenalhandschrift. Herrigs Archiv 68.

††) Über das Volucraire des Osmond vergl. Histoire littéraire XXIII, 319—321.

†††) Vergl. Fritsche, Untersuchung über die Quellen der Image du Monde des Walther von Metz. Halle 1881; den sehr lesenswerten Artikel in Histoire littéraire XXIII, 292—335. — L'Image du Monde. Poème inédit du milieu du 13. siècle, étudié dans ses diverses rédactions françaises d'après les manuscrits des bibliothèques de Paris et de Stockholm, par C. Fant. Upsala 1887.

De Imagine mundi libri III, des Guillaume de Conches: Historia mundi, des Vincenz von Beauvais: Speculum majus, des Bernhard von Chartres: Megacosmus und Microcosmus u. a. in die Volkssprache zu übertragen.

Von dem eben erwähnten, viel belesenen Geistlichen Philippe de Thaon haben wir ferner eine Art gereimten Kalender, einen sogenannten Computus*). Daneben giebt es Unterweisungen über den Jagdsport**), Lebens- und Gesundheitsregeln***), Anweisungen, ein vollkommener Ritter zu sein, Vorschriften über feines Benehmen†), Kochbücher, Schachaufgaben, kurz alle irgend wie wichtigen Themata fanden schon damals ihre Erörterung und ihre Litteratur. Selbstverständlich sind Belehrungen in der Liebeskunst sehr zahlreich; meistens fußen sie auf des Ovid Ars amandi, nehmen oft aber auch — und darin läßt sich der Einfluß des Rosenromans erkennen — allegorische Form an.††)

V. Religiöse Dichtungen.

Was aber sollen wir sagen von der geradezu erstaunlichen Fülle religiöser Poesieen? Wo Worte hernehmen, um die Thaten und Wunder der Heiligen zu schildern, welche den Gegenstand einer ganzen Litteraturgattung ausmachten? Dem unter dem Bann der Kirche stehenden Mittelalter boten die naiven Geschichten des alten und des neuen Testaments einen willkommenen Stoff; herrscht doch hier, besonders in dem Leben Jesu, das Wunderbare, das Erstaunliche, das Unglaubliche, woran man damals so großen Gefallen fand, und das man, je fabelhafter es erschien, um so emsiger glaubte. Aus der alten jüdischen Geschichte haben besonders die Kämpfe der Maccabäer das Mittelalter interessiert; wir besitzen mehrere Prosaübersetzungen der betreffenden biblischen Bücher, sowie ein im Stil der chansons de geste gehaltenes Gedicht von Pierre du Riés (zwölftes Jahrhundert); ferner eine Nachahmung der Bücher

---

*) Herausgegeben von E. Mall, Li Cumpoz de Philippe de Thaon. Strassburg 1873.

**) Le livre du roi Dancus, texte français inédit du 13. siècle, suivi d'un traité de fauconnerie, p. p. Martin-Dairvault. Paris 1883; vergl. H. Werth, Altfranzösische Jagdlehrbücher nebst Handschriften-Bibliographie der abendländischen Jagdlitteratur überhaupt. Gröbers Zeitschrift XII.

***) Vergl. H. Suchier, Altfranzösische Lebensregeln. Rom. Studien I, 3; W. Förster, Altfranzösische Gesundheitsregeln. Gröbers Zeitschrift I. S. 97.

†) Li Romans des eles de courtoisie, par Raoul de Houdenc, p. p. A. Scheler. Bruxelles 1868.

††) Li Ars d'amour, de vertu et de boneurté, par Jehan le Bel, p. p. J. Petit. Bruxelles 1867; L'Art d'amor und Li Remedes d'amor. Zwei altfranzösische Lehrgedichte, herausgegeben von G. Körting; vergl. G. Körting, Altfranzösische Übersetzung der Remedia amoris des Ovid. Nach der Dresdener Handschrift herausgegeben. Leipzig 1871; Maistre Elies Überarbeitung der ältesten französischen Übertragung von Ovids Ars amatoria, herausgegeben von H. Kühne und E. Stengel. Marburg 1886; Über die Arts d'amour im allgemeinen vergl. Histoire littéraire XXIX, 455—525.

Tobias*) durch Guillaume (le clerc de Normandie), den wir schon mehrfach zu erwähnen Gelegenheit hatten. Zahlreicher sind die auf die Evangelien zurückgehenden Werke, wobei jedoch weniger die Synoptiker, als die apokryphen Evangelien über die Kindheit Jesu und über die Geschichte seiner Eltern und Voreltern ins Auge gefaßt wurden. Die wunderlichen Sagen aus der Jugendzeit Jesu**), seine siegreiche Niederfahrt zur Hölle***) wurden, wie in allen abendländischen Litteraturen, so auch in der französischen besungen. Vorzüglich aber heftete sich die Poesie an die Gestalt der Jungfrau Maria, und ihr Leben und die von ihr bewirkten Wunder haben eine Fülle von Dichtungen hervorgerufen, unter deren Verfassern die besten Namen sich finden.†) Zu einer wahren Flut aber schwillt die Litteratur der Heiligenlegenden an, und man muß staunen ob der Naivität des Publikums, das an den abgeschmacktesten Fabeln sich erbauen konnte, und der Benommenheit der Dichter, die ihre mehr oder weniger guten Verse an dergleichen Stoffe verschwendeten. Wir muten es dem Leser nicht zu, uns durch diese oft zu wahren Epen gewordenen Gedichte zu folgen, die Wunderthaten des heiligen Nikolaus, des heiligen Thomas, der heiligen Margarete und anderer mehr oder weniger fragwürdigen Kirchenhelden im Detail kennen zu lernen; wir konstatieren nur das Dasein dieser religiös-didaktischen Litteratur.††)

---

*) La Vie de Tobias, de Guillaume le Clerc de Normandie. Herausgegeben von R. Reinsch. Herrigs Archiv 62, 375; vergl. Seeger, Über die Sprache des Guillaume le Clerc de Normandie und über den Verfasser und die Quellen des Tobias. Halle 1881.

**) Vergl. R. Reinsch, Die Pseudo-Evangelien von Jesu und Mariä Kindheit in der romanischen und germanischen Litteratur. Mit Mitteilungen aus Pariser und Londoner Handschriften. Halle 1879; La Nativité et l'Enfance Nostre Seigneur, von Gautier de Coincy (?), herausgegeben von R. Reinsch. Herrigs Archiv 67.

***) Vergl. Trois versions en vers de l'Évangile de Nicodème, p. p. G. Paris et A. Bos. Paris 1885 (die eine stammt von André de Coutances).

†) Les Miracles de la sainte Vierge, traduits et mis en vers par Gautier de Coincy, prieur de Vic-sur-Aisne et religieux bénédictin, p. p. Poquet. Laon 1858; La Nativité Nostre Dame von Gautier de Coincy, herausgegeben von R. Reinsch. Herrigs Archiv 67; Du beneoit dent, herausgegeben von R. Reinsch. Herrigs Archiv 67; Adgars Marienlegenden, herausgegeben von C. Neuhaus. Heilbronn 1886; Vie de la Vierge Marie de Maître Wace, publiée d'après un manuscrit inconnu aux premiers éditeurs [Mancel et Trébutien, L'Établissement de la Fête de la Conception. 1842], suivie de la Vie de Saint-George, p. p. V. Luzarche. Tours 1859; Wollenberg, Trois vieux poèmes en l'honneur de la Sainte Vierge. Herrigs Archiv 27; H. Suchier, Mariengebete, französisch, portugiesisch, provenzalisch. Halle 1877.

††) Einige Ausgaben von Heiligenlegenden mögen hier angegeben werden: Maistre Waces St. Nicholas. Ein altfranzösisches Gedicht des zwölften Jahrhunderts herausgegeben von N. Delius. Bonn 1850. — La Vie de Saint Thomas, le martyr archévêque de Canterbury, par Garnier de Pont Sainte-Maxence, poète du 12. siècle, p. p. Hippeau. Paris 1859; vergl. E. Étienne, Le poème de Saint Thomas le Martyr et Garnier de Pont-Sainte-Maxence. Paris 1883; A. Mebes, Über Garnier von Pont-Sainte-Maxence. Breslau 1876. — L. Holland, Die Legende der heiligen Margarete, altfranzösisch und deutsch. Hannover 1863; A. Scheler, Deux rédactions diverses de la Légende de Sainte Marguerite en

Kapitel IX.

Die Anfänge der dramatischen Poesie.

Im Beginne des Mittelalters unterlag das Theater*) mit fast allen andern geistigen Genüssen dem Banne der Kirche und der Rohheit der Barbaren. Aber freilich war es schon lange nicht mehr jene Schaubühne, auf welcher der Genius des Altertums in den Stücken eines Aeschylus, eines Sophokles, eines Aristophanes seine schönsten Triumphe gefeiert hatte. Einst die Priesterin der Weisheit und der Vaterlandsliebe, war die Bühne unter der römischen Herrschaft zur Dienerin der schamlosen Ausschweifung herabgesunken, und die Geistlichkeit hatte vollkommen Recht, wenn sie Darstellungen verbot, welche die Sitten verweichlichten und die Phantasie befleckten, ohne den Geschmack

vers français. Bruxelles 1877; A. Joly, La Vie de Sainte Marguerite, poème inédit de Wace, précédé de l'histoire de ses transformations et suivi de divers textes inédits etc. Paris 1879. — V. Luzarche, Vie du pape Grégoire le Grand, légende française. Tours 1857; A. de Montaiglon, La Vie de Saint Grégoire le Grand. Romania VIII, 509; vergl. H. Bieling, Ein Beitrag zur Überlieferung der Gregorlegenden. Berlin 1874. — A. Weber, La Vie de St. Jehan Bouche d'or. Romania VI, 328. — Vie et martyre de Sainte-Félicité et de ses sept fils. Légende du Commencement du 14. siècle, p. p. H. Beronius. Lund 1878. — Vie de St. Alban, a poem in Norman-French, ascribed to Matthew Prior, ed. R. Atkinson. London 1876; vergl. Suchier, Über die Matthew Prior zugeschriebene Vie de St. Alban. Halle 1876; Uhlemann, Über die anglo-normannische Vie de Saint Alban in bezug auf Quelle, Lautverhältnisse und Flexion. Straßburg 1880. — Les voyages merveilleux de Saint Brandan à la recherche du paradis terrestre, légende en vers du 12. siècle, p. p. Fr. Michel. Paris 1878; Suchier, Brandans Seefahrt, anglo-normannischer Text. Rom. Studien I, 5. — Barlaam und Josaphat. Französisches Gedicht aus dem dreizehnten Jahrhundert von Gui de Cambrai, herausgegeben von H. Zotenberg und P. Meyer. Stuttgart 1864; Chardrys Josaphaz, Set Dormanz und Petit Plet. Dichtungen in der anglo-normannischen Mundart des 12. Jahrhunderts, herausgegeben von J. Koch. Heilbronn 1879; vergl. A. Reinbrecht, Die Legende von den Siebenschläfern und der anglo-normannische Dichter Chardri. Göttingen 1880; F. Liebrecht, Die Quellen des Barlaam und Josaphat. Eberts Jahrbuch 2, 314. — Vie Marie l'Egyptienne und Vie Sainte Elysabel von Rustebuef; vergl. die Ausgaben von Jubinal und Kreßner.

*) Vergl. Ch. Magnin, Les Origines du théâtre moderne, ou Histoire du génie dramatique depuis le 1er jusqu'au 16. siècle, précédées d'une introduction contenant des études sur les origines du théâtre antique. Paris 1838 (1868); Ebert, Entwickelungsgeschichte der französischen Tragödie. Gotha 1856; E. Du Méril, Origines latines du théâtre moderne. Paris 1849; E. Du Méril, Histoire de la comédie. Paris 1864/69; H. Tivier, Histoire de la littérature dramatique en France depuis ses origines jusqu'au Cid. Paris 1873; B. Pifteau et J. Goujon, Histoire du théâtre en France des origines au Cid. Paris 1880; Fournier, Le Théâtre français avant la renaissance. Paris 1880; M. Sepet, Le Drame chrétien au moyen âge. Paris 1878; Hawkins, Annals of the French stage from its origins to the death of Racine. London 1885; L. Petit de Julleville, Histoire du théâtre en France. Les Mystères. Paris 1886.

und die Formen des geselligen Lebens zu bilden.*) Für die Dauer jedoch konnte der ascetische Spiritualismus der Kirche sich eben so wenig halten, als die rauhe und plumpe Tugend der neubekehrten Barbaren. Gegenüber den Forderungen einer rein geistigen und transzendentalen Religion, unter dem Getümmel zahlloser Kriege bewahrte das menschliche Gemüt das Gefühl des Schönen und das Bedürfnis wie die Kraft, ihm ein sinnlich wahrnehmbares Dasein zu geben. Die Poesie erwachte aus ihrem Schlummer mit den anderen Künsten der alten Welt. Bei wenig gebildeten, aber jugendlichen und kraftvollen Völkern mußte sie damit beginnen, heldenmütige und wunderbare Thaten zu preisen und den Empfindungen Worte zu leihen, welche die Gesamtheit belebten: denen der Liebe, der Ehre und der Religion. Sodann, als die Überlegung die Leidenschaften zu mäßigen begann, als das gesellige Leben sich künstlicher organisierte, als die individuellen Charaktere sich aus der imposanten Einheit hervorhoben, welche die Jugend der Völker charakterisiert, als das Individuum seine Berechtigung und seine Kraft zu fühlen begann angesichts der Prinzipien und der Massen — da zögerte man nicht länger, sich auch in die Laufbahn der dramatischen Dichtung zu wagen, der schwierigsten und reichsten aller poetischen Formen, insofern sie das Gemälde des ganzen geistigen und materiellen Daseins der Völker entwirft und deren Sitten gleichzeitig zu bilden und anschaulich zu machen dient. Und, eine eigentümliche Wendung des Schicksals, diese Wiedergeburt der Schaubühne ereignete sich im Schoße derselben Kirche, die am meisten dazu beigetragen, sie zu zerstören. Wie zu den Zeiten des Thespis nahm die Religion zu den Reizen theatralischer Vorstellungen ihre Zuflucht, um ihnen neue Herrschaftsmittel zu entleihen: nur daß sie wider Willen und im Gegensatz gegen ihre eigenen Grundsätze da Zugeständnisse machte, wo der heidnische Polytheismus nur dem Zuge seiner Natur gefolgt war. So wurden denn auch die theatralischen Gebräuche, welche sehr früh in den Gottesdienst Eingang fanden, anfangs sehr mit Recht von den wahren Kämpen des Glaubens verdammt. „Theophylax“ — sagt Cedrenus, ein Byzantinischer Schriftsteller des elften Jahrhunderts — „ist der Urheber des noch bestehenden Gebrauches, Gott und das Andenken der Heiligen an den Festtagen durch ungeziemende Worte, durch Geschrei und Gelächter zu beleidigen, mitten während der heiligen Gesänge, die wir Gott mit zerknirschtem Herzen um unserer Seligkeit willen darbringen müssen. Er hatte eine Menge ehrloser Menschen versammelt und an ihre Spitze einen gewissen Euthymus gestellt; und er unterwies sie, satanische Tänze, unziemliches Geschrei und schlechten Häusern entnommene Lieder in den Gottesdienst zu mischen.“ Aber Sitten und Bedürfnisse der Menschen tragen nur zu häufig über die Strenge der Grundsätze den Sieg davon. Die Gewohnheit, die Strenge des Kultus durch heitere Zwischenspiele zu mildern und den Augen der Gläubigen Genüsse zu bereiten, nachdem

*) R. Prölß, Geschichte des neueren Dramas. Leipzig 1881.

man ihnen die Geheimnisse der Religion gepredigt — dieser ein wenig heidnische Gebrauch schlich sich früh genug in alle Kirchen des Abendlandes ein. Die Messe war schon zur Zeit Gregors des Großen, am Ende des sechsten Jahrhunderts, eine fast dramatische Gedächtnisfeier des Leidens Christi. In der heiligen Nacht sang man die Passionsgeschichte mit verteilten Rollen. Christus sang Tenor, Pilatus Baß, Soldaten und Volk bildeten die Chöre, Rezitative ergänzten die Handlung. Handelte es sich um das Weihnachtsfest, so stellte man in der Kirche alles dar, was im Evangelium vorkommt: die Krippe, die Hirten, die Anbetung der Könige aus dem Morgenland. Am Charfreitag sah man das Grab des Heilandes, aus welchem er sich am Ostermorgen vor den Augen der entzückten Menge erhob. Die Ereignisse des Lebens Christi, die Legenden der Heiligen, alle wichtigen Vorgänge der heiligen Geschichte lieferten Gegenstände für diese Darstellungen.

Die älteste Form der kirchlich-dramatischen Aufführung ist uns erhalten im sogenannten Sponsus, der Geschichte von den klugen und thörichten Jungfrauen (vergl. S. 15); es ist ein seltsames Gemisch von lateinischer Prosa und Poesie mit romanischen Brocken, recht geeignet, der das Latein nicht verstehenden Menge die vorgetragenen Worte doch in etwas verständlich zu machen. Die Vorstellung beginnt mit einem Frauenchor:

Ubi est Christus, meus dominus et filius excelsus?
Eamus videre sepulcrum.

Worauf der das Grab hütende Engel antwortet:

Quem queritis in sepulcro, o christicole, non est hic. Surrexit sicut predixerat. Ite, nunciate discipulis ejus quia precedet vos in Galeleam. Vere surrexit Dominus de sepulcro cum gloria. Alleluia.

Hierauf tritt der Bräutigam auf und spricht in bezug auf sich folgende Verse:

Adest sponsus qui est Christus:
Vigilate, virgines;
Pro adventu ejus gaudent
Et gaudebunt homines;
Venit enim liberare
Gentium origines,
Quas per primam sibi matrem
Subjugarunt demones.
Hic est Adam qui secundus
Perpropheta dicitur,
Per quem scelus primi Ade
A nobis diluitur.
Hic pependit ut celesti
Patrie nos redderet,

14

Ac de parte inimici
Liberos nos traheret.
Venit sponsus qui nostrorum
Scelerum piacula
Morte lavit atque crucis
Sustulit patibula.

Jetzt erhebt der Chor der klugen Jungfrauen seine Stimme (in romanischer Sprache!):

Oiet, virgines, aiso que vos dirum!
Aisel presen, que vos comandarum:
Atendet un espos, Jhesu Salvaire a nom.
Gaire no i dormet
Aisel espos que vos hor atendet.

Die thörichten Jungfrauen bemerken, daß es ihnen an Öl gebricht; sie brechen in bittere Klagen aus:

Dolentas! chaitivas! trop i avem dormit!

Vergebens wenden sie sich an ihre Gefährtinnen, vergebens an die Kaufleute; Christus kommt mitten in ihren Klagen an und überweist sie den Teufeln:

Amen dico,
Vos ignosco,
Nam carete lumine;
Quod qui pergunt,
Procul pergunt
Hujus aule lumine.
Alet, chaitivas! alet, malaureas!
A tot jors mais vos so penas livreas
En efern ora seret meneias.

Dämonen packen sie und stürzen sie in die Hölle. Hierauf wird den Ungläubigen, Juden und Heiden, eine Reihe von Zeugen und Propheten auf Christum vorgeführt, die sie zum Aufgeben ihres Irrtums und zum Glauben an den Sohn der Maria bewegen sollen. Nachdem Moses, Jesaja, Jeremja, Daniel, Habakuk, David, Simeon, Elisabeth, Johannes der Täufer — Virgil, Nebukadnezar, die Sybille Christum bekannt haben, stimmt die ganze Gesellschaft einen Lobgesang an.

Von allen Stoffen des Evangeliums waren es besonders das Leiden und die Auferstehung Christi, welche der Schaulust der Menge möglichst eindringlich vorgeführt wurden. Man bezeichnete derartige Dramen, welche die Geheimnisse des Glaubens behandelten, kurzweg mit Mystères, während diejenigen, welche mehr die von den Heiligen vollbrachten Wunder betonen, den Namen Miracles führen. Die einfache, kunstlose Form des Sponsus wurde zwar bald aufgegeben, und die Dichter suchten durch Einschaltung sehr weltlicher Szenen das Interesse

der Zuhörer zu fesseln und ihre Lachlust zu erregen, aber ein gewisser äußerer Zusammenhang mit der Kirche wurde doch in der ersten Zeit stets gewahrt. Freilich kann von wirklichen Kunstwerken hier ebenso wenig die Rede sein, wie bei den chansons de geste; es herrscht ein wildes Chaos von Personen und Begebnissen, neben echt tragischen Stellen findet sich widerwärtige Komik, neben poetisch empfundenen, erhabenen Worten die größten Trivialitäten; von einer Einheit der Handlung ist keine Spur vorhanden. Roh wie die Stücke selbst war auch die Darstellung. Dieselbe fiel bestimmten aus den Handwerkerkreisen sich rekrutierenden Vereinigungen oder Brüderschaften zu, welche jedenfalls mit anerkennenswertem Eifer ihre Rollen auswendig lernten, von der Kunst der Rezitation aber natürlich keine Ahnung hatten und wohl kaum die Anfangsgründe der Mimik kannten. Nicht minder primitiv waren die Bühnen jener Zeit, zumal stehende Schauspielhäuser erst seit dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts vorkommen. Gewöhnlich stellte das Theater in drei Etagen gleichzeitig die Hölle, die Welt und den Himmel dar. Die Hölle erschreckte die Zuschauer in Gestalt eines ungeheuren, geöffneten Drachenmauls; im Himmel sah man Gott den Vater auf seinem Throne neben dem „Lamme“ und von Heiligen und Seligen umgeben. Die Welt, auf der das Stück größtenteils spielt, nahm die mittlere Etage ein. Das berühmteste aller Mysterien, das Musterbild der meisten anderen, war das Grand Mystère von Jean Michel.*) Es besteht aus drei Teilen: la Conception, la Passion und l'Ascension und zerfällt in 174 Akte, die wenigstens 400 Spieler verlangen. Da ein Tag für die Darstellung nicht ausreichte, so teilte man das Drama in „journées“, ein Ausdruck, aus welchem die Spanier jornada (das deutsche „Aufzug“) gemacht haben, ohne an seine ursprüngliche Bedeutung zu denken. Bei aller seiner Plumpheit und seinen ermüdenden Längen zeigt das Stück eine großartige und kühne Anlage. Johannes der Täufer eröffnet die erste Journée mit einer Predigt in der Wüste. Die folgenden Szenen stellen die Ereignisse der heiligen Geschichte in ihrer historischen Aufeinanderfolge dar, ausgeschmückt durch Erfindungen einer nicht gewöhnlichen Einbildungskraft und, um die Geduld des Publikums nicht zu ermüden, mit trivialen und ziemlich leichtfertigen Possen gemischt. Dabei ist man überrascht, mitten unter diesen Belustigungen eines barbarischen Geschmacks Stellen von wahrhaft poetischer Schönheit anzutreffen, z. B. die Worte, in welchen Maria sich an ihr Kind wendet:

Mon cher enfant, ma tresdouce portée,
Mon bien, mon cœur, mon seul avencement,
Ma tendre fleur que j'ay longtemps portée
Et engendré de mon sang proprement:

*) Vergl. A. Chéreau, Jean Michel de Pierrerive, premier médecin de Charles VIII et le mystère de la Passion. Bulletin du bibliophile et du bibliothécaire. 1864. S. 776. — O. Le Roy, Étude sur les Mystères, monuments historiques et littéraires, la plupart inconnus. Paris 1837.

Tu m'as donné cognoissance certaine
Qu'a ton pouvoir ame ne se compere;
Pourquoi t'adore et te clame a voix plaine,
Mon doulx Enfant, mon vray Dieu et mon Pere.

Auch fehlt dem Dialog nicht jene Leichtigkeit, welche zu allen Zeiten die französische Unterhaltung auszeichnete, und bisweilen läßt der Schwulst von Ausrufungen und gehäuften Kraftausdrücken Züge nicht gewöhnlicher Energie und Erhabenheit durchblicken.*)

Diejenige Brüderschaft, welche die Mysterien am besten zur Darstellung brachte, war die ursprünglich aus Pilgern zusammengesetzte Confrérie de la Passion, welche gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts sich zusammenthat, 1402 vom König bestätigt wurde und bis gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts in Thätigkeit war. Der anbrechende Morgen der Renaissance brachte ihr und den Mysterien den Todesstoß; im Jahre 1548 erklärte sich der Oberstaatsanwalt von Paris gegen ces gens non lettrés ni entendus en telles affaires, de condition infime, comme un menuisier, un tapissier, un vendeur de poisson, qui ont fait jouer les actes des apôtres, en y ajoutant plusieurs choses apocryphes. Tant les entrepreneurs que les joueurs sont gens ignares, ne sachant ni a ni b, qui oncques ne furent instruits ni exercés en théâtres, und gegen Ende desselben Jahres verbot das Parlament von Paris ausdrücklich die dramatischen Darstellungen von Stoffen aus der heiligen Schrift, weniger dazu bewogen durch die Äußerung des Oberstaatsanwaltes, als um den Hugenotten nicht den Vorwand zu neuen Angriffen gegen die Gebräuche der Kirche zu liefern.

Miracle-Spiele, welche von Heiligen zu ihren Lebzeiten und nach ihrem Tode verrichtete Wunder zur Anschauung brachten, gab es naturgemäß in viel größerer Zahl, als Mysterien. Wir haben in dem voraufgehenden Kapitel gesehen, wie beliebt im Mittelalter die Heiligenlegenden waren; was lag näher, als diese epischen Dichtungen für die Bühne zu bearbeiten? Man konnte eines

*) Andere Mysterien sind enthalten in A. Jubinal, Théâtre du 15. siècle. Mystères inédits. Paris 1837. — Einzelausgaben: V. Luzarche, Adam, drame anglo-normand du 12. siècle. Tours 1854; L. Palustre, Adam, mystère du 12. siècle. Texte critique accompagné d'une traduction Paris 1877; J. de Rothschild, Mistère du vieil Testament, publié avec introduction, notes et glossaire. Paris 1878/79; H. de la Villemarqué, Le grand Mystère de Jésus, passion et résurrection. Drame breton du moyen âge. Paris 1865; G. Paris et G. Raynaud, Le Mystère de la Passion d'Arnoul Greban, publié d'après les mss. de Paris avec introduction et glossaire. Paris 1878; Ch. Ubel, Le Mystère de Saint Clément, d'après un ms. de la bibliothèque de Metz. Metz 1861; F. Guessard et E. de Certain, Le Mystère du siège d'Orléans. Paris 1862; (vergl. H. Tivier, Étude sur le mystère du siège d'Orléans et sur Jacques Millet, auteur présumé de ce mystère. Paris 1868); E. Fournier, Le Mystère de Robert le Diable, mis en deux parties, avec transcription en vers modernes en regard du texte du 14. siècle. Paris 1879.

dankbaren Publikums sicher sein. Auch mehrere chansons de geste genossen die Ehre einer Dramatisierung, so die liebliche Geschichte von Amis und Amiles, der Veilchenroman, der Roman von der Manekine.*) Drei Dichter ragen im dreizehnten Jahrhundert besonders als Verfasser von Miracles hervor, und sie sind recht eigentlich als die Begründer des französischen Theaters anzusehen: Adam de la Halle († 1268), Rustebuef, der schon erwähnte Fableldichter, und Jean Bodel d'Arras, wohl der bedeutendste von ihnen. Während der sonst recht humoristische Rustebuef in ernsten Versen das Schicksal des Theophilus schildert, der seine Seele dem Teufel, um irdischer Habsucht willen, verschrieben hat und nur durch das Dazwischentreten der Mutter Gottes vor elendem Lose bewahrt wird,**) pulsiert in den Werken der beiden anderen Dichter, in Adams***) Jus du Pèlerin, Jus Adam, Jus de Robin et de Marion, sowie in Jean Bodels Jus de Saint Nicolas†) eine frische komische Ader; man sieht deutlich, die Heiligengeschichte ist ihnen nur Rahmen für ihre tollen, oft derben Späße. Es sei uns gestattet, auf das letztgenannte Miracle etwas näher einzugehen und seinen Inhalt in aller Kürze mitzuteilen.

Nachdem ein Sprecher in der Manier der Plautus'schen Prologe den Inhalt des Stückes, das am Abend vor dem dem Heiligen geweihten Tage gespielt wurde, angegeben hat, werden wir an den Hof eines heidnischen Königs geführt. Der Läufer Auberon berichtet dem Fürsten, daß die Christen in sein Land eingefallen seien und daselbst arge Verwüstungen anrichten. Aufgebracht darüber wendet jener sich an seinen Götzen Tervagant, macht ihm harte Vorwürfe und droht, ihn zerstückeln und verbrennen zu lassen, wenn er ihm nicht zum Siege verhelfe. Der Seneschal rügt diese Heftigkeit und fordert den König auf, mit nackten Knieen und Ellenbogen des Götzen Verzeihung zu erflehen und ihn zu bitten, ein Zeichen über den Erfolg des Krieges zu geben. Es geschieht so, und das Götzenbild lacht zuerst, dann weint es. Der Seneschal erklärt das Wunder so, daß Tervagant sich freue über den Sieg über die

*) Vergl. L. Voigt, Die Mirakel der Pariser Handschrift 819, welche epische Stoffe behandeln, auf ihre Quellen untersucht. Halle 1883. — Diese und die im Folgenden genannten Miracles finden sich gedruckt bei Monmerqué et Michel, Théâtre français au moyen âge. Paris 1874.

**) Gedruckt in den oben (S. 192) angegebenen Ausgaben der Gedichte Rustebuefs; ferner in Monmerqué et Michel S. 136 und bei H. Klint, Le Miracle de Théophile de Rustebuef, revu sur les manuscrits, traduit et accompagné de notes. Upsala 1869.

***) Gedruckt bei Monmerqué et Michel S. 20—135; A. Rambeau, Die Adam de la Hale zugeschriebenen Dramen, getreu nach den Handschriften herausgegeben. (Ausgaben und Abhandlungen. Heft 58. Marburg); vergl. E. de Coussemaker, Oeuvres complètes du trouvère Adam de la Halle (poésies et musique). 1872; L. Bahlsen, Adam de la Hale's Dramen und das Jus du pèlerin. (Ausgaben und Abhandlungen. Heft 27. Marburg).

†) Gedruckt bei Monmerqué et Michel S. 157—207; vergl. A. Kreßner, St. Nicolaus in der Tradition und mittelalterlichen Dichtung. Herrigs Archiv 59. S. 33.

Christen, aber weine, weil der König ihn verlassen werde. Nachdem dieser seine Anhänglichkeit an den Gott fest erklärt hat, wird Auberon abgeschickt, um die Vasallen des Königs zum Kriege zu entbieten.

Nachdem Auberon sich bei einem Schankwirt gestärkt hat und durch seine List zechefrei ausgegangen ist, begiebt er sich an die Höfe der einzelnen Vasallen, zu dem Emir von Orkenie, dem von Oliferne, von Arbre-Sec, von Iconien und entledigt sich seines Auftrags. Bereitwilligst versprechen sie ihre Hilfe und treffen auch nach kurzer Zeit mit einer so bedeutenden Streitmacht ein, daß ihrer hundert auf einen Christen kommen.

Die beiden feindlichen Heere stehen einander gegenüber; das Häuflein der Christen erkennt bald, daß die letzte Stunde geschlagen hat; aber mutig gehen sie in den Tod; ein Engel verheißt ihnen die Siegeskrone im Paradies. Sie werden alle erschlagen, nur ein alter Mann, der vor einem Bilde des heiligen Nikolaus im Gebet versunken lag, wird geschont und mitsamt dem Bilde von den Fürsten ihrem Könige vorgeführt als eine „merveille“. Auf die Frage des letzteren, was denn das für ein Götze wäre, von dem er Hilfe erhoffe, antwortete der Christ: „Herr, das ist der heilige Nikolaus, der den Betrübten zu Hilfe kommt; seine Wunder sind gar groß; allen Verlust macht er wieder gut, die Verirrten bringt er auf den rechten Weg, die Ungläubigen wendet er zu Gott; den Blinden giebt er das Gesicht wieder und die Ertränkten erweckt er zu neuem Leben; wird irgend etwas seiner Hut anvertraut, so ist es nicht verloren; wäre dieser Palast voll Gold und würde sein Bild auf den Schatz gelegt, so würde nichts davon entwendet werden können: eine solche Gnade hat ihm Gott erwiesen.“ Da lacht der König höhnisch auf und befiehlt, seine Schatzkammern zu öffnen, die Wächter davon zu entfernen, überhaupt auf jede Weise den Zutritt dazu zu erleichtern, auf das Gold aber als alleinigen Schutz das erbeutete Bild des heiligen Nikolaus zu legen. Würde das Geringste von dem Schatze gestohlen, und wäre es auch nur so groß wie ein Auge, so sei es um des Christen Leben geschehen. Der Gefangene wird darauf in einen Kerker geworfen, von einem Engel jedoch getröstet und zum Vertrauen auf Gott und St. Nikolaus aufgefordert.

Der Dichter führt uns hierauf in das Wirtshaus zurück, wo wir die Bekanntschaft von zwei Dieben, Cliquet und Pincedé, machen, die sich im Weine gütlich thun und mit Würfelspiel die Zeit hinbringen. Ein dritter Kumpan, Rasoir, kommt zu ihnen und verkündet, daß alle Sorge nun ein Ende habe; denn jeder habe Zutritt zu dem Schatze des Königs und dürfe daraus entnehmen, so viel er nur tragen könne; die Wächter seien entfernt, nur ein totes Götzenbild sei mit der Hut des Goldes betraut. Nachdem sie sich tüchtig Mut getrunken und auch den Wirt ins Geheimnis gezogen haben, machen sie sich mit einem großen Sacke auf und kehren bald, unter der kostbaren Last keuchend, in das Wirtshaus zurück. Das Gelage beginnt von neuem, bis endlich die edlen Genossen von tiefem Schlafe überwältigt werden.

Der Seneschal des Königs hat inzwischen geträumt, daß der Schatz seiner Majestät vor seinen Augen in die Erde gesunken sei; pflichteifrig springt er von seinem Lager auf, eilt nach der Schatzkammer und findet dieselbe wirklich bestohlen. Der zornige König läßt sofort den Christen vor sich bringen und kündet ihm sein Ende an; doch läßt er sich durch das inständige Bitten desselben noch zu einem Aufschube von einem Tage bewegen. Im Vertrauen auf die göttliche Hilfe betet der Christ inbrünstig zum heiligen Nikolaus, und ein Engel verheißt ihm baldige Linderung seiner Leiden.

St. Nikolaus nämlich erscheint nunmehr den schlaftrunkenen Räubern und kündet ihnen an, daß ihr Galgen schon errichtet und ihr Ende nahe wäre, wenn sie ihm nicht gehorchten und den erbeuteten Schatz wieder an Ort und Stelle trügen. Angsterfüllt kommen die Diebe dem Befehle nach, und damit nicht wieder einer den anderen verführe, beschließen sie, sich auf immer zu trennen.

Der Seneschal, durch einen Traum von der Rückkehr der gestohlenen Schätze benachrichtigt, teilt die frohe Botschaft dem Könige mit, der sofort, zum großen Leidwesen des Henkers Durand, den Christen aus dem Kerker befreien läßt. Das von Nikolaus bewirkte Wunder aber macht einen so tiefen Eindruck auf den heidnischen König, daß er seinen Glauben abschwört und sich zum Christentume bekennt. Dasselbe thut sein Hof und seine Vasallen, nicht ohne Widerstreben von seiten des Emirs von Arbre-Sec, der offen erklärt: „St. Nikolaus, wider meinen Willen und gezwungen bete ich dich an. Nur mein Äußeres wirst du besitzen und nur mit dem Munde bekenne ich mich als den deinigen; mein Glaube steht fest bei Mahomet.“ Der Götze Tervagant wird aus dem Tempel gestoßen, während der Christ zum Lobe und Preise Gottes ein Te Deum anstimmt.

Wie die vom Rosenroman in die Litteratur eingeführte Allegorie sich auch des Dramas bemächtigt, werden wir in dem dem fünfzehnten Jahrhundert gewidmeten Kapitel sehen.

Kapitel X.

Die Anfänge der lyrischen Poesie.

(11. bis 13. Jahrhundert.)

Es scheint, daß Leid und Lust des französischen Volkes sich schon in früher Zeit in Liedern Luft gemacht hat. Die Gewandtheit, einen guten Einfall, einen Gedanken, ein Gefühl in Verse zu bringen, ist sehr alt in Frankreich, besonders in der Normandie, dem Vaterlande einer auffallend großen Zahl französischer Dichter. Schon im 11. Jahrhundert erheiterten dort die Frauen durch lustige

Gesänge (nugaces cantilenae) die Pausen der religiösen Prozessionen; Abälard und der heilige Bernhard selbst waren als sehr weltliche Chansonniers beliebt, ehe man sie als Lichter der Kirche verehrte, und es ist wahrscheinlich, daß die Anfänge der lyrischen Poesie im Norden von Frankreich das unabhängige und naive Erzeugnis des normännischen Geistes waren.

Die französische Lyrik in den ersten Jahrhunderten der Litteratur*) zeichnet sich durch natürliche Einfachheit und durch viele Anklänge an die alten Epen aus; wie der Epiker, sucht auch der Volkssänger, selbst wenn er eigene Empfindungen ausdrückt, dieselben zu objektivieren; sein Selbst tritt in den Hintergrund, und er überläßt es den redend und handelnd eingeführten Personen, die Gefühle und Gedanken, die ihn bewegen, zum Ausdruck zu bringen. Selbstverständlich spielt die Liebe die Hauptrolle in dieser Lyrik, freilich nicht immer die keuscheste, da eine große Zahl der Gedichte uns die an einen Alten verheiratete, unter dem unnatürlichen Verhältnis schwer leidende Frau vorführen, die zu einem Alters- und Gesinnungsgenossen in heißer Glut entbrennt und sich nicht scheut, die Grenze strenger Zucht und Sitte zu überschreiten.

Von diesen echt volkstümlichen Liedern haben wir nur eine geringe Anzahl, und das wenige, das wir haben, läßt uns den Untergang des übrigen schmerzlich empfinden. Wenn man sich durch die langen, gar zu eintönigen, weitschweifigen Epen durchgearbeitet hat, wird man mit freudiger Überraschung hier wahre Herzenstöne vernehmen, die einfache Kunst, mit der Situationen skizziert, Personen charakterisiert werden, bewundern, und sich nicht scheuen, sie dem Besten, das der Volksgeist gesungen, beizurechnen. Einige Proben, in der trefflichen Übersetzung von K. Bartsch**), mögen hier mitgeteilt sein:

---

*) Vergl. F. Wolf, Altfranzösische Volkslieder. Leipzig 1831; P. Paris, Romancero français. Paris 1833; W. Wackernagel, Altfranzösische Lieder und Leiche, mit grammatischen und litterarhistorischen Abhandlungen. Basel 1846; E. Mätzner, Altfranzösische Lieder, berichtigt und erläutert, nebst Glossar. Berlin 1858; J. Brakelmann, Die altfranzösische Liederhandschrift Nr. 389 auf der Stadtbibliothek zu Bern. Herrigs Archiv 41, 339; J. Brakelmann, Die 23 altfranzösischen Chansonniers in den Bibliotheken Frankreichs, Italiens und der Schweiz. Herrigs Archiv 42, 43; J. Schirmer, Altfranzösische Lieder. Herrigs Archiv 33, 391. 41, 81; C. Hofmann, Altfranzösische Lieder aus dem Berner Codex 389. Sitzungsbericht der Münchener Akademie der Wissenschaften 1867. II, 486; A. Rochat, Die Liederhandschrift 231 der Berner Bibliothek. Eberts Jahrbuch X, 73; K. Bartsch, Altfranzösische Romanzen und Pastourellen. Leipzig 1870; M. Haupt, Französische Volkslieder. Leipzig 1877 (aus seinem Nachlaß herausgegeben von A. Tobler); G. Jakobsthal, Die Texte der Liederhandschrift von Montpellier. Diplomatischer Abdruck. Gröbers Zeitschrift III, 526. IV, 278. — F. Wolf, Über altfranzösische Romanzen und Hofpoesie. Wien 1834; J. Brakelmann, Die Pastourelle in der nord- und südfranzösischen Poesie. Ein Beitrag zur französischen Litteraturgeschichte des Mittelalters, nebst einem Anhange ungedruckter Pastourellen. Jahrbuch IX, 55. 307; G. Gröber, Die altfranzösischen Romanzen und Pastourellen. Zürich 1872. — F. Orth, Über Reim- und Strophenbau in der altfranzösischen Lyrik. Kassel 1882. — Histoire littéraire XXIII, 512—831.

**) Alte französische Volkslieder. Übersetzt von Karl Bartsch. Heidelberg 1882.

Die Schwestern.

Am Samstag Abend, wenn die Woche scheidet,
Gehn Hand in Hand zum Bad am Quell der Haide
Gaiette und Oriour, die Schwestern beide.
    Nachtwind weht, und Zweige rauschen:
    Süß ist's Lieb' um Liebe tauschen.

Vom Ritterspiel kehrt Gerhard der Geselle;
Gaiette hat er gesehen an der Quelle,
Und sanft umschlungen hat sein Arm sie schnelle.
    Nachtwind ꝛc.

„Hast Du vom Wasser, Oriour, genommen,
Kehr' heim den Weg zur Stadt, den wir gekommen;
Bei Gerhard bleib' ich, der mein Herz gewonnen."
    Nachtwind ꝛc.

Betrübt und bleich geht Oriour von hinnen,
Sie geht und weint und seufzt im Herzen drinnen,
Daß sie die Schwester nicht mit heim soll bringen.
    Nachtwind ꝛc.

„Ach, wär' ich nie," sprach Oriour, „geboren!
Im Thal hab' ich mein Schwesterlein verloren:
Gerhard entführt sie, der sie sich erkoren."
    Nachtwind ꝛc.

Gaiett' und Gerhard wandern sonder Bangen,
Bis sie in seines Landes Stadt gelangen:
Dort hat er als Gemahlin sie umfangen.
    Nachtwind ꝛc.

Wir brauchen wohl kaum auf den wiederkehrenden Refrain aufmerksam zu machen, der echte Volkspoesie stets zu begleiten pflegt (S. 45). Nun ein Beispiel von dem oben erwähnten Abscheu vor dem alten Mann, dem in zahlreichen Liedern Ausdruck gegeben wird:

Vater mein und Mutter
Schworen heilig drauf,
Daß ich in sechs Wochen
Habe Mann und Haus.
    Ich geh' in den lustigen Wald,
    Den lustigen Wald alsbald.

Daß ich in sechs Wochen
Habe Mann und Haus,
Einen alten Kracher;
Doch dann treib' ichs kraus.

Einen alten Kracher,
Doch dann treib' ichs kraus,
Grade nach Cornwallis
Schick' ich ihn hinaus.

Grade nach Cornwallis
Schick' ich ihn hinaus,
Und mit seinem Gelde
Mach ich flott ein Haus.

Und mit seinem Gelde
Mach' ich flott ein Haus;
Einen hübschen Jungen
Wähl' ich dann mir aus.

Einen hübschen Jungen
Wähl' ich dann mir aus;
Knurrt der Alte, kratz' ich
Ihm die Augen aus.

Knurrt der Alte, kratz' ich
Ihm die Augen aus;
Und dann gehn wir scherzen
In den Wald hinaus.
Ich geh' in den lustigen Wald,
Den lustigen Wald alsbald.

Bei dieser übermütigen Stimmung allein bleibts nicht immer, und wir haben eine ganze Anzahl „Müllerlieder", in denen frisch zur That geschritten wird. Überhaupt überwiegt das sinnliche Element in der alten Volksdichtung der Franzosen; von dem minniglichen Schmachten und Sehnen deutscher Lyrik ist dort nichts zu merken, man geniert sich nicht die Dinge bei ihrem richtigen Namen zu nennen, und selbst die Mägdlein geben ihrer Sehnsucht, ihre „Mädchenblüte" abzuwerfen, ungescheut Ausdruck.

Die hauptsächlichsten Arten der volkstümlich-nationalen Dichtung sind 1) die Romanze, in epischer Form kurze Vorgänge aus dem Liebesleben schildernd, teils objektiv erzählend (chansons d'histoire), teils den Dichter als mithandelnd einführend (sons d'amour); hierher würde das oben mitgeteilte Gedicht „Die Schwestern" zu rechnen sein; 2) die Pastourelle, in welcher es sich um das Begegnen eines Ritters oder eines Schäfers mit einer Schäferin und beider Liebesabenteuer handelt; wir haben von der ganz ähnlichen litterarischen Erscheinung in der Provence S. 48 gesprochen und lassen hier noch eine Probe folgen:

Schäfer und Schäferin.

Schäferin und Schäfer beide
Sitzen in dem schattigen Hain,
Sitzen nahe Seit' an Seite
Ungesehn und ganz allein.
Das verstehst du nicht, lirlon lirlette,
Das verstehst du nicht, lirlon lirle.

Und der Schäfer nahm die Schäf'rin,
Warf sie auf den Rasen hin.

„Holla, holla," sprach die Schäf'rin,
„Schatz, was kommt dir in den Sinn?"
Das verstehst du nicht, lirlon lirlette,
Das verstehst du nicht, lirlon lirle.

„Küßt man denn in deinem Lande
So die jungen Mägdelein?" —
„Ach, vergieb mir, süßes Liebchen,
Das that nur der Liebe Pein.
Das verstehst du nicht, lirlon lirlette,
Das verstehst du nicht, lirlon lirle.

Daß ich so dich mußte herzen,
Meine Lieb' nur war es, sieh!
Reich' mir deine roten Lippen,
Setze dich auf meine Knie!
Das verstehst du nicht, lirlon lirlette,
Das verstehst du nicht, lirlon lirle.

Reich mir deine roten Lippen,
Setze dich auf meine Knie.
Wer den Augenblick nicht nützet,
Nenn' ich einen Klugen nie."
Das verstehst du nicht, lirlon lirlette,
Das verstehst du nicht, lirlon lirle.

3) das Tanzlied oder Ballade, in bezug auf welche wir auf S. 46 verweisen; 4) das Lied, rein lyrisch, oft auch religiös angehaucht, wovon auch noch ein Beispiel, gleichfalls in der Übersetzung von Bartsch, hier stehen mag.

Gruß der Nachtigall.

O Nachtigall im schattigen Hain,
Geh, bitt' ich, einen Gruß zu tragen
Zu meinem süßen Freund: daß mein
Er nicht vergißt, laß' ich ihm sagen.

O Nachtigall, ich bitte dich,
Geh, wirb mir eine Botschaft balde,
Geh, sage meinem Lieb, daß ich
Sein warte dort im grünen Walde.

Daß er dahin mich sprechen geh',
Das mache fröhlich mir das Herze;
Denn jedesmal wenn ich ihn seh'
Bin ich geheilt von allem Schmerze.

Und wenn des Nachts ich schlafen soll,
Da wach' ich oftmals auf mit Harme;
Mich dünkt, den ich so liebevoll
Im Herzen trag', halte ich im Arme.

Da er mich liebt in Stätigkeit,
Bleibt meine Lieb' ihm unverloren;
Ob Mißgunst sich verschwört und Neid,
Er hat vor allen mich erkoren.

Aber diese Entwickelung einer wahrhaft nationalen Lyrik scheint nur zu bald durch das Eindringen einer fremden Litteratur unterbrochen und gefälscht zu sein. Seit dem Beginne der Kreuzzüge entwickelte sich ein sehr lebhafter Verkehr zwischen dem Norden Frankreichs und den blühenden Provinzen des Südens. Die französischen Ritter lernten dort alle Genüsse einer vorgeschrittenen Civilisation kennen, welche den Lebensfreuden den Glanz der Kunst und die Bedeutsamkeit einer Wissenschaft verlieh, und die Besiegten wurden die Lehrmeister der Sieger in allem, was auf die vom Rittertume gepflegte Sittenfeinheit und Geistesbildung Bezug hatte. Die Ritter des nördlichen Frankreichs fingen an, die Kunst und das Leben der Trobadors nachzuahmen. Bald gab es in Frankreich eine große Zahl von Trouvères, d. h. ritterlichen Dichtern, und von Jongleurs (Jogleors), welche, die Trouvères begleitend, deren Lieder vortrugen oder auch allein das Land durchstreiften, um durch Apollos Kunst ihr Brot zu verdienen.*) Natürlich erfreuten sich diese Letztern nicht gerade der hohen Achtung, welche damals dem freien und unabhängigen Dichter gezollt wurde. Ihre Zudringlichkeit und ihre Habsucht zogen sogar mehr als einmal die Aufmerksamkeit der Gesetzgeber auf sich. Philipp August verbot ihnen seinen Hof, damit sie die den Armen bestimmten Almosen nicht davontrügen, und der Verfasser der Chronik von St. Denis lobt ihn deswegen nicht wenig, indem er seine Erzählung mit den Worten beschließt: Se tuit le prince et li riche home fesoient aussi come li preuzdons fist, il ne corroit mie tant de lecheurs aval le pays. — Die Trouvères dagegen waren in der Gesellschaft hoch angesehen; man zählte die höchsten Namen Frankreichs zu ihnen, und die lyrische Poesie wurde fast ein Monopol des Ritterstandes, in Frankreich sowie in der Provence und in Deutschland. Im allgemeinen kann man nicht eben sagen, daß die französische Litteratur dabei viel gewonnen hätte. Die Franzosen besaßen weder die Gefühlswärme noch die glühende Phantasie der provenzalischen Trobadors. Es gelang ihnen sehr gut, sich die Formen der Poesie des Südens anzueignen; aber in ihren besten Gesängen läßt ein Anflug konventionellen und kalten Tons die Nachahmung empfinden: wir fühlen fast immer, daß die Dichter sich auf ein von der Natur ihnen nicht bestimmtes Gebiet ge-

*) Vergl. E. Freymond, Jongleurs und Menestrels. Heidelberg 1883.

wagt haben. Die französische Chanson sollte sich später im Munde des Volkes verjüngen; aus ihrem Verkehr mit der vornehmen Welt hat sie, eine gewisse Eleganz und Regelmäßigkeit der Form ausgenommen, wenig Nutzen gezogen.

Der berühmteste der lyrischen Dichter dieser Epoche ist Thibaut, König von Navarra, Graf von der Champagne (1201—1253).*)

Seine Geburt, seine gesellschaftliche Stellung und die Ereignisse seines Lebens schienen ihn zum Vermittler der beiden litterarischen Nationalitäten bestimmt zu haben, welche sich damals in Frankreich teilten. Durch seinen Vater und sein Leben in der Champagne gehörte er dem nördlichen Frankreich an, während die Erziehung, welche er von seiner Mutter Blanca, der Tochter des Königs von Navarra empfing, ihn frühzeitig in die anmutigen und poetischen Lebensformen des Südens einführte. Sein mehr für die Eindrücke empfänglicher als standhafter Charakter ließ ihn in den Unruhen seiner Zeit eine oft zweifelhafte Rolle spielen. Dreimal, während der Minderjährigkeit Ludwigs, verband er sich mit den Häuptern des hohen Adels gegen die Regentschaft, dreimal verriet er seine Bundesgenossen, indem er einer thörichten Leidenschaft für die Königin-Mutter, Blanca von Castilien, nicht widerstehen konnte. Später, nach dem Beispiele vieler galanten Ritter seiner Zeit, legte er sich auf die Frömmigkeit, ließ Ketzer verbrennen und zog ins heilige Land (1239), wo er nicht mehr Lorbeern gewann als in den abenteuerlichen Unternehmungen seiner muntern Jahre. Die Zeitgenossen rühmen weder seine Tapferkeit noch seine Weisheit, aber sie bewundern einstimmig den dichterischen und musikalischen Zeitvertreib seiner Mußestunden, meist Lieder der Liebe und noch mehr der Galanterie, im Geschmack der Trobadors, und voll von Anspielungen auf sein Verhältnis zur Königin Blanca. „Et pour ce (sagt die Chronik von St. Denis) que profondes pensees engendrent melancolies, il lui fu loé d'aucuns sages homes qu'il s'estudiast en biaus sons de vielle et en douls chans delitables. Si fist entre lui et Gace Brulé les plus belles chansons et les plus delitables et melodieuses qui oncques fussent oïes en chanson ne en vielle, et les fist ecrire en sa sale a Provins et en celle de Troies. Et sont appellees les chansons du roi de Navarre." Viele dieser Lieder, zu denen der edle Trouvère, wie man sieht, nicht nur den Text, sondern auch die Musik lieferte, haben in hohem Maße den Vorzug geschickten und leichten Versbaues und einer eleganten, anmutigen Sprache. Man lese z. B. das folgende Liedchen:

Robert, veez de Perron,
Com il a le cuer felon,
Qu'a un si lointain baron

*) Herausgegeben von La Ravalière, Les Poésies du roy de Navarre (Thibaut IV). Paris 1742; von P. Tarbé, Chansons de Thibault. Reims 1851. — Vergl. Davids, Über Form und Sprache der Gedichte Thibauts IV. von Champagne. Leipzig 1886.

Velt sa fille marier,
Qui a si clere façon
Que l'en s'i porroit mirer.

E dex, com ci faut raison!
Elle a dous vis a foison,
Gente de toute façon,
Or vos en vueille mener.
Robers ne vaut un bouton
Qui si l'en lera aler.

Sire, vos doit on blasmer,
S'einsi l'en lessiez mener
Ce que tant poez amer
Et ou avez tel pooir.
Nel devez lessier aler
Por terre ne por avoir.

Mout par avroiz le cuer noir
Quant vos en savrez le voir;
N'avrez force ne pooir
De li veoir ne sentir:
Et sachiez, si belle a voir
Doit on pres de lui tenir.

Robert, je vueil mielz morir,
Si li venoit a plesir,
Que l'en lessasse partir
Por trestote ma contré.
Helas qui porroit gesir
Une nuit lez son costé!

Sire, dex vos doint joir
De ce qu'avez desiré.
Robert, je m'en crien morir
Quant il l'ont fait maugré de.

Was Gedanken und Empfindungen angeht, so erheben die Chansons und Jeux-partis dieses berühmtesten der Trouvères sich nicht über das Maß einer anmutigen Galanterie, welche sich mit Leichtigkeit in den konventionellen Formen der ritterlichen Sitte bewegt. Als der Dichter später den Spielen der Liebe entsagte und fromm wurde, spiegelte sich auch dieser Umschwung in seinen Versen ab. Die von Lévesque de la Ravallière im Jahre 1742 herausgegebene erste Sammlung seiner Gedichte enthält auf 39 Liebeslieder, 12 jeux-partis, 2 pastourelles, 13 fromme Serventois. Sie beziehen sich meist auf den

Kreuzzug des Dichters und machen mehr als die Liebesgedichte den Eindruck der Wärme und Aufrichtigkeit.*)

Aus der großen Zahl der mit Thibaut gleichzeitig lebenden Trouvères nennen wir den das Volkslied sehr gut kopierenden Audefroi le Bastart (Ende des zwölften Jahrhunderts); Quesne de Bethune († 1224), Pierre Mauclerc, Herzog von der Bretagne; den Chastelain de Coucy, dessen tragische Abenteuer wir oben (S. 170) erzählt haben († 1221), den berühmten Dichter der Artusromane Crestien de Troyes; Gaces Brulez, den Freund des Königs von Navarra; Hugues de Bercy; Jacques de Chison; Robert de Marberoles; Thierri de Soissons; Dans Helinand, den Hofdichter Philipp Augusts. Wir könnten dieses Namenverzeichnis zu mehreren Hunderten ausdehnen, darunter Fürsten, Herzöge, Grafen und Herren in großer Anzahl.**) Aber da ihre Poesieen im allgemeinen nur ziemlich eintönige Variationen desselben Themas sind, glauben wir dem Leser durch Aufzählung ihrer Namen und Titel keinen Dienst zu erweisen.

Kapitel XI.

Die Anfänge der Geschichtsschreibung.

Geschichtliche Elemente enthalten, des wird sich der Leser erinnern, bereits zahlreiche chansons de geste; doch werden die historischen Fakta nur zu sehr durch die hinzugethanen Gebilde der Phantasie erdrückt und verlieren an Deutlichkeit durch die üppig sich herumrankenden Erzeugnisse des Volksaberglaubens.

Das Verdienst, sich strenger an die Geschichte gehalten und seine Phantasie gebührend gezügelt zu haben, gehört dem bereits mehrfach erwähnten normannischen Dichter Wace an. In der epischen Form verfaßte er nach den lateinischen Geschichtswerken des Dudo von St. Quentin (Ende des zehnten Jahrhunderts) und Wilhelm von Jumièges (Ende des elften Jahrhunderts) den Roman de Rou***), eine Geschichte der Normannen und ihrer Herzöge, von

---

*) Über die Bedeutung der genannten Dichtungsarten vergl. das Kapitel über die provenzalische Litteratur.

**) Vergl. auch A. Scheler, Trouvères belges du 12. au 14. siècle, chansons d'amour, jeux-partis, pastourelles, dits et fabliaux. Quesnes de Béthune, Henri III, Gillebert de Berneville, Mathieu de Gand, Jacques de Basieux, Gauthier le Long etc. publiés et annotés. Bruxelles 1876. Nouvelle série. 1879. — P. Tarbé, Les Oeuvres de Blondel de Néelle. Reims 1862. Blondel soll der Sänger sein, der die Befreiung Richards Löwenherz aus der Gefangenschaft bewirkte.

***) Herausgegeben von F. Pluquet, R. Wace, Le Roman de Rou et des Ducs de Normandie. Rouen 1827; von H. Andresen, Maistre Waces Roman de

Rollo bis zu Wilhelm dem Eroberer, und der ersten normannischen Könige von England bis zu Heinrich I., und zwar bis zur Schlacht bei Tinchebrai im Jahre 1106. Wace ließ dieses Werk unvollendet, weil Heinrich II. inzwischen Benoit de Sainte-More zum Hofhistoriographen ernannt hatte; es besteht aus drei Teilen: der erste enthält 750 Achtsilbner, der zweite 4425 Alexandriner und der dritte 11500 Achtsilbner. Das beifolgende Fragment des Romans, eine Schilderung der Schlacht bei Hastings, möge eine Probe seiner Manier und seines Stiles geben:

Quant il orent chevalchie tant
Qu'as Engleis vindrent apreismant,
Sire, dist Taillefer, merci,
Jo vos ai longuement servi,
Tot mon servise me devez:
Hui s'il vos plaist le me rendez.
Por tot guerredon vos requier
Et si vos voil forment preier:
Otreiez mei, que jo n'i faille,
Le premier colp de la bataille.
Li dus respondi: Jo l'otrei.
E Taillefer poinst a desrei,
Devant toz les altres se mist.
Un Engleis feri si l'ocist;
Desoz le piz par mi la pance
Li fist passer ultre sa lance.
A terre estendu l'abati.
Pois traist s'espee, altre en feri.
Pois a crie: Venez, venez!
Que faites vos? Ferez, ferez!
Dont l'ont Engleiz avirone.
Al secont colp qu'il out done
Eis vos noise levee et cri,
Et d'ambes parz pople estormi.
Normant a assaillir entendent,
Et li Engleis bien se deffendent;
Li un fierent, li altre botent.

Rou et des Ducs de Normandie. Nach den Handschriften von neuem herausgegeben. Heilbronn 1877/79; vergl. A. Malet, The Conquest of England, from Wace's poem of the Roman de Rou. Now first translated into English rhyme, with the Franco-Norman text after Pluquet and the notes of Le Prevost, E. Taylor and others. London 1860. — G. Körting, Über die Quellen des Roman de Rou. Leipzig 1867; G. Körting, Über die Echtheit der einzelnen Teile des Roman de Rou. Eberts Jahrbuch VIII, 170; H. Hormel, Waces Leben und Werke. Franco-Gallia V, 1.

Tant sont hardi, ne s'entredotent.
Eis vos la bataille assemblee
Donc encor est grant renommee.
Mult oissiez grant corneiz
Et de lances grant croisseiz,
De machues grant fereiz
Et d'espees grant chapleiz.
A la feie Engleis rusoent,
A la feie recouroent;
Et cil d'oltremer assailleient
Et bien sovent se retraeient.
Normant escrient: Dex aie!
La gent englesche: Ut, ut escrie.

Von Wace ist ferner die Chronique ascendente*), ein aus 315 Alexandrinern bestehendes Gedicht, welches eine Geschichte Heinrichs II. giebt und einiges von jedem seiner neun Vorfahren berichtet, aufsteigend bis zu Rollo; daher der Name.

Ebenso wenig wie Wace hat sein Werk vollendet der Konkurrent dieses Dichters, der Verfasser des Troja- und des Äneas-Romans, Benoit de Sainte-More. In seiner Chronik**) benutzt er dieselben Werke wie Wace; aber sein Stil ist gefeilter als der dieses Dichters, allerdings auch öfters schwülstig und unklar.

Den Krieg Heinrichs II. gegen den König von Schottland (1173—1174) besingt Jourdain Fantosme, ein Anglonormanne, und bietet in seinem Gedicht***) einen wertvollen Beitrag zu unserer Kenntnis der Zeitgeschichte; noch wichtiger aber in diesem Sinne und für den Kulturhistoriker von größtem Wert ist die von unbekanntem Dichter herrührende Vie de Guillaume le Maréchal†), enthaltend die Lebensbeschreibung des Grafen von Pembroke, des Regenten von England während der Minderjährigkeit Heinrichs III.

Endlich sei noch erwähnt die Reimchronik des Philippe Mousket††) aus Tournai, eine Geschichte Frankreichs von der Eroberung Trojas an bis zum Jahre 1242 enthaltend. Der poetische Wert dieser mehr als 31000 Verse

*) Herausgegeben von Andresen, im ersten Teile seiner Ausgabe der Roman de Rou. — Vergl. H. Hormel, Untersuchung über die Chronique ascendante und ihren Verfasser. Marburg 1880.

**) Herausgegeben von Fr. Michel in Chroniques des Ducs de Normandie. Paris 1836/44. — Vergl. Romanische Forschungen I, 337, II, 477.

***) Herausgegeben von Fr. Michel a. a. O.; vergl. Romania X, 306; Gröbers Zeitschrift XI, 231. 344.

†) Vergl. Romania XI, 22; XII, 135. — Eine Ausgabe dieses interessanten Gedichtes durch P. Meyer steht bevor.

††) Herausgegeben von Baron de Reiffenberg, Chronique rimée de Philippe Mousket. Bruxelles 1836/38.

langen Reimerei ist gleich Null, dagegen hat sie historischen Wert und ist auch für die Litteraturgeschichte insofern von Bedeutung, als Mousket bei der Schilderung der karolingischen Zeit oft auf die chansons de geste bezug nimmt, ganze Partien derselben zitiert und häufig Titel und Bruchstücke von solchen Epen giebt, die uns verloren gegangen sind.

Die vorzüglichsten historischen Werke dieser Zeit aber sind in ungebundener Rede geschrieben, und dieser Umstand giebt uns genügende Veranlassung zu einigen Worten über die altfranzösische Prosa.

Die Entwickelung der französischen Prosa ist der der anderen Sprachen lateinischen Ursprungs, selbst der italienischen Prosa, vorangegangen. Wir haben gesehen, daß man im elften Jahrhundert bereits Romane, Chansons und andere Gedichte in großer Zahl in romanischer Sprache verfaßte; die Geschichte aber wurde lateinisch geschrieben, das antike Idiom herrschte auf der Kanzel und im Gerichtssaale; man betrachtete die volkstümliche Prosa eben nur als Mittel, sich im Umgange des Privatlebens verständlich zu machen; wofern man sich nur verstand, kümmerte man sich wenig weder um Wohlklang, noch um Richtigkeit des Ausdrucks. In Italien und Spanien dauerte dieser Zustand der Vulgärsprache bis zum Anfange des vierzehnten Jahrhunderts; die italienische Sprache erwartete das Genie eines Dante, um das Abbild der geistigen Kultur ihres Volkes zu werden und in dem Heiligtume der Kunst zur Seite ihrer Mutter sich niederzulassen. In Frankreich geschah diese bedeutsame Veränderung um ein Jahrhundert früher. Das gesellige Talent der Franzosen, ihre klare und methodische Art zu denken befreite sich früh von den Fesseln, durch welche die versteinerten Formen des scholastischen Lateins die freie Behandlung des Gedankens verhinderten. Der bekannte Ausspruch Voltaires: „Was nicht klar ist, ist nicht französisch“, war schon beinahe an der Wiege des französischen Volkes eine Wahrheit. Wir haben bereits bemerkt, daß, unter allen neueren Sprachen, die französische zuerst die Ehre hatte, in Staatsverhandlungen angewandt zu werden. Wilhelm der Eroberer drang sie den Rechtsgelehrten und selbst der Geistlichkeit Englands auf, im dreizehnten Jahrhundert sprach man sie an allen Höfen wie zur Zeit des großen Ludwig. Die große Bewegung der Kreuzzüge, der Ruhm der Universität von Paris und der Aufschwung des französischen Volkes unter der Regierung Ludwigs IX. waren hierauf von großem Einfluß. Die durch den heiligen König hergestellte Ordnung und Gerechtigkeit zogen die Fremden nach Paris, um dort Scholastik und Theologie zu studieren; sie lernten dort Französisch, übten sich es zu sprechen und zu schreiben. Im Jahre 1269 schrieb der Italiener Brunetto Latini, der Lehrer Dante's, in französicher Sprache sein Buch: Le Trésor. (Vergl. oben S. 202.)

Und Dante selbst bezeugt aufs ausdrücklichste diese frühzeitige Überlegenheit der französischen Prosa, indem er sagt (in seinem Buche „de eloquentia vulgari“): „Die langue d'oïl, um ihrer Anmut und Leichtigkeit willen, hat

den Vorteil, alles zu besitzen, was in vulgärer Prosa erfunden oder geschrieben ist: die mit den Thaten der Griechen und Römer gefüllten Bücher, die langen Erzählungen von Artus und viele andere geschichtliche und wissenschaftliche Werke."

Es würde zu weit führen, wollten wir in dieser kleinen Skizze allen den Ursachen nachdenken, welche zu diesem bemerkenswerten Resultat mitgewirkt haben mögen. Jedoch eine ist darunter, die man durchaus nicht aus dem Gesicht verlieren darf, um sich eine richtige Vorstellung von der Natur und dem Werte der französischen Prosa zu machen. Es haben nämlich der gesunde Verstand, die gesellige Gewandtheit und vielleicht auch die Leichtfertigkeit der Franzosen sie frühzeitig von dem Übergewicht befreit, welches ein überliefertes und dem Leben vollkommen fremdes Wissen in der Bildung aller andern neueren Völker lange behauptet hat. Schon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts steht die französische Prosa unter dem Einfluß des Lebens und nicht der Schule. Die ersten französischen Prosaiker, die einen ehrenvollen Platz in der Litteratur behaupten, sind nicht in Klöster eingeschlossene Gelehrte. Es sind Ritter, Krieger, Staatsmänner, welche schreiben, was sie während eines bewegten Lebens gesehen, gefühlt, gethan haben. Die ersten Meisterwerke der französischen Prosa sind also nicht Abhandlungen über abstrakte wissenschaftliche Gegenstände, es sind Memoiren, das heißt historische Erzählungen, welche die öffentlichen Ereignisse so darstellen, wie der Verfasser sie gesehen oder wie man sie ihm erzählt hat, ohne auf gelehrte Genauigkeit Anspruch zu machen. Es versteht sich von selbst, daß man in diesen Geschichten immer vieles auf Rechnung der Eigenliebe des Verfassers, so wie seiner Zu- und Abneigung setzen muß. Doch gewinnen dabei nicht selten die Anmut und die Kraft des Ausdrucks und die Richtigkeit der Färbung, was die historische Zuverlässigkeit einbüßen mag. Die französische Litteratur des dreizehnten Jahrhunderts besitzt zwei Werke dieser Art, die uns ein treueres Bild von dem Leben der Zeit geben als alle lateinischen Chroniken und die, in bezug auf Form und Inhalt, zu den in ihrer Art besten Denkmälern des Mittelalters zählen. Das erste dieser Werke ist: La Conqueste de Constantinople von Geoffroi de Villehardouin*). Villehardouin, Marschall der Champagne (geb. etwa 1160, gest. 1213), nahm an dem berühmten Zuge einer Anzahl französischer Ritter und Herren teil, welche zur Befreiung des heiligen Landes aus Frankreich auszogen, unterwegs ihren Plan änderten, mit

*) Herausgegeben von N. de Wailly, La Conquête de Constantinople par Geoffroi de Villehardouin, avec la continuation de Henri de Valenciennes. Texte original, accompagné d'une traduction. Paris 1872; vergl. B. Tobt, Die Eroberung von Konstantinopel im Jahre 1204. Aus dem Altfranzösischen des Gottfried von Villehardouin mit Ergänzung aus anderen zeitgenössischen Quellen. Halle 1878; Sepet, Geoffroy de Villehardouin (Conquête de Constantinople). Analyse historique et littéraire. Paris 1874. — A. Kreßner, Über den epischen Charakter der Sprache Villehardouins. Herrigs Archiv 57, 1.

den Venetianern vereinigt im Jahre 1204 Konstantinopel eroberten, dort einen Kaiser ihrer Wahl einsetzten und eine Zeit lang die poetische Anarchie des Lehns- und Ritterwesens auf den Trümmern des zusammengestürzten byzantinischen Reiches aufrichteten. Alle bedeutenden Züge des Mittelalters: stolze Unabhängigkeit der Ritterschaft, Reichtum und überlegene Politik der kaufmännischen und republikanischen Städte, glühende Andacht und ungebändigtes Streben nach Gewinn und Eroberung finden sich in dieser seltsamen Unternehmung vereinigt: mehr einem in Handlung gesetzten Ritterroman vergleichbar als einem historischen Ereignis. Villeharbouin ist Zeuge aller dieser Wunder gewesen; er hat seinen Anteil an der Arbeit wie an der Beute gehabt. Nach vielen Kämpfen erhielt er die Stadt Messinopel in Thessalien zugeteilt; er starb daselbst 1213, und seine Familie, mit den französischen Kaisern von Konstantinopel verbündet, bestand noch lange nach ihm im Orient und besaß die Herzogtümer Korinth und Argos. — Er berichtet in seiner Chronik zuerst, wie die französischen Ritter auf den Gedanken kamen, in das heilige Land zu ziehen. Es war ein heiliger Mann, der hieß Fulko von Neuilly und war Pfarrer dieses Orts. „Cil Folques dont je vos di, comença a parler de Deu par France et par les autres terres entor.“ Der „Apostel“ von Rom, Innocenz III., schickt zu diesem heiligen Manne und läßt ihm sagen, daß er den Kreuzzug predige. Im Jahre darauf, „bei einem schönen Turnier in der Champagne,“ nehmen eine Menge Herren das Kreuz. Aber man braucht Schiffe. Sechs Abgesandte werden erwählt, um solche in Venedig zu erbitten. Villeharbouin befindet sich unter ihnen. Sie kommen an und unterhandeln mit dem neunzigjährigen Dogen Dandolo und mit den bedeutendsten Mitgliedern des Senates. Sodann, (denn Venedig war damals noch eine demokratische Stadt), müssen sie „demütig das Volk angehen.“ „Seignor,“ sagt Villeharbouin, „li baron de France li plus halt et li plus poesteif nos ont a vos envoiez; si vos crient merci, que il vos preigne pitié de Jerusalem qui est en servage de Turs, que vos por Dieu voilliez lor compaignier a la honte Jesu-Crist vengier. Et por ce vos i ont eslis que il sevent que nule genz n'ont si grant pooir, qui sor mer soient, come vos et la vostre genz. Et nos comanderent que nos vos en chaïssiens as piez, et que nos n'en leveissiens jusques a tant que vos ariez otroié que vos ariez pitié de la Terre sainte d'outremer.“

Darauf fallen die sechs Gesandten weinend auf die Knie; und der Doge und alle andern erheben die Hände und rufen mit lauter Stimme: „Nos l'otrions, nos l'otrions!“ Enqui ot si grant bruit et si grant noise, que il sembla que terre fondist.

Mit einer männlichen und festen Bündigkeit, die eben so sehr durch seinen Charakter bedingt wird als durch die Formen der Sprache, fährt Villeharbouin fort, die Vorbereitungen zum Kreuzzuge darzustellen, die Streitigkeiten der Führer, die politischen Intriguen, welche das Ziel der Unternehmung verrückten

und sie nach Konstantinopel wandten zur Unterstützung des Prinzen Alexius gegen seinen Oheim, den Usurpator Alexius III., welcher den Vater jenes Prinzen, seinen eigenen Bruder Isaak II. Angelus, im Jahre 1195 der Augen beraubt und ins Gefängnis geworfen hatte. Die Hinterlist und Furchtsamkeit des griechischen Hofes wird gegen den rauhen und leidenschaftlichen Ehrgeiz der Kreuzfahrer vortrefflich in Kontrast gestellt. Kaum ist Alexius durch den Beistand der Lateiner auf den Thron erhoben, als er darauf sinnt, so gefährliche Gäste zu entfernen. Aber diese haben durchaus keine Eile, ihre Beute im Stiche zu lassen. Sie setzen Trotz gegen List. Drei Abgesandte, Quesne de Bethune, Geoffroy de Villeharbouin und Miles le Brabans de Provins kommen nach Konstantinopel, den Kaiser mitten unter seinen Hofleuten zur Rede zu stellen.

Par le conseil as autres messages mostra la parole Coenes de Betune, qui mult ere sages et bien emparlez: „Sire, nos somes a toi venu de par les barons de l'ost et de par le duc de Venise. Et saches tu que il te reprovent le grant servise que il t'ont fait, con la gens sevent et cum il est apparisant. Vos lor avez juré, vos et vostre peres, la convenance a tenir que vos lor avez convent; et vos chartes en ont. Vos ne lor avez mie si bien tenue com vos deussiez. Semont vos en ont maintes foiz, et nos vos en semonons, voiant toz voz barons, de par als, que vos lor taignoiz la convenance qui est entre vos et als. Se vos le faites, mult lor ert bel; et se vos nel faites, sachiez que des hore en avant il ne vos tienent ne por seignor ne por ami; ainz porchaceront que il auront le leur en totes les manieres que il porront. Et bien vos mandent-il que il ne feroient ne vos ne altrui mal, tant que il l'aussent desfié; que il ne firent onques traïson, ne en lor terre n'est il mie acostumé que il le facent. Vos avez bien oï que nos vos avons dit, et vos vos conseilleroiz si con vos plaira“.

Die Griechen sind über diese Sprache erstaunt. „Oui“, sagten sie, „onques mais nus n'avoit esté si ardiz qui ossast l'empereor de Constantinople desfier en sa chambre meismes.“ — Es wird ein anhaltender, verzweifelter Widerstand geleistet. Die Griechen setzen alle ihre Kenntnisse und Kunstfertigkeiten in Bewegung, um die Flotte der Lateiner zu verbrennen. Diese, unwissend und überrascht, setzen den Maschinen der Feinde nichts als ihre Kühnheit entgegen. Der Historiker schildert das vortrefflich. Die Griechen hatten 17 Schiffe mit Werg und Pech gefüllt. „Et une nuit,“ erzählt Villeharbouin, a mie nuit, mistrent le feu es nés, et laissierent les voiles aler al vent; et li feus aluma mult halt, si que il sembloit que tote la terre arsist. Et ensi s'en vienent vers les navies des pelerins; et li criz lieve en l'ost, et saillent as armes de totes parz. Li Venisien corrent a lor vaissiaus, et tuit li autre qui vaissials i avoient; et les comencent a rescore dou feu mult viguerosement. Et bien tesmoigne Joffrois li mareschaus de Champaigne, qui ceste ovre dita, que onques sor mer ne s'aiderent genz

mielz que li Venisien firent; qu'il sailirent es galies et es barges des nés et prenoient les nés totes ardanz a cros, et les tiroient par vive force devant lor anemis fors del port, et les metoient el corrant del Braz, et les laissoient aler ardant contreval le Braz. Des Grex i avoit tant sor la rive venuz que ce n'ere fins ne mesure; et ere li criz si granz que il sembloit que terre et mers fondist.

So weiß die einfache und natürliche Sprache des alten französischen Ritters die großen und malerischen Szenen des Krieges zu schildern. Und mitten unter diesen wahrhaft epischen Gemälden begegnen wir überrascht den Anfängen einer politischen Geschichte, einfach freilich und sehr naiv, aber voll gesunden Verstandes und oft für eine nicht gewöhnliche Einsicht in Staatsgeschäfte Zeugnis ablegend. Villemain hat recht, wenn er findet, daß der Verfasser dieses Buches, der zugleich eine von dessen Hauptpersonen ist, uns in seinen Thaten die Wirklichkeit jenes Ritterlebens zeigt, dessen ideales Bild die Ritterromane entwerfen. „Ein Mann der That und des Rates bewahrte er Vorsicht und Redlichkeit in den tollkühnsten und ungerechtesten Unternehmungen. Er giebt uns eine Vorstellung von jenen festen und strengen Charakteren der alten Zeit, die sich in fest geschlossener Einheit bewegten, den Stahlrüstungen vergleichbar, mit welchen die Krieger bedeckt waren."

Noch eine zweite Darstellung des vierten Kreuzzuges besitzen wir, aus der Feder des um 1250 lebenden pikardischen Ritters Robert de Clari.*) Auch er hat sich selber an dem Zuge beteiligt, dessen Ergebnis die Stiftung des lateinischen Kaiserreichs war; aber im Gegensatz zu Villehardouin kritisiert er oft bitter das Benehmen der Großen gegenüber den „povres chevaliers", deren Meinung er vertritt. Daneben enthält sein Buch auch interessante Details über Konstantinopel, die in einfacher, angenehm sich lesender Sprache vorgetragen werden.

Letzteres kann nicht behauptet werden von der Fortsetzung des Villehardouinschen Werkes, welche Henri de Valenciennes**) verfaßte; sie erinnert eher an eine in Prosa umgesetzte chanson de geste nebst den obligaten banalen Gemeinplätzen, als an eine geschichtliche Darstellung. Übrigens ist sie unvollendet.

In den vortrefflichen Memoiren Joinville's***) malt sich, in einer

*) Herausgegeben von Hopf, Robert de Clari, La Prise de Constantinople. 1873; vergl. über Robert von Clari Romania VIII, 462.

**) Herausgegeben von N. de Wailly in seiner Villehardouin-Ausgabe; vergl. H. Helbig, Henri de Valenciennes, précurseur de Froissart. Liège 1861.

***) Herausgegeben von F. Michel, Mémoires de Jean sire de Joinville, ou Histoire et Chronique du très chrétien roi saint Louis. Paris 1858; von N. de Wailly, Oeuvres de Jean sire de Joinville, comprenant l'Histoire de saint Louis, le Crédo et la Lettre à Louis X, avec un texte rapproché du français moderne mis en regard. Paris 1866; N. de Wailly, Histoire de Saint Louis. Texte original ramené à l'orthographe des chartes, précédé de notices sur la langue et la

Sprache voll Anmut und Leben, mehr die heitere Laune und die Freimütigkeit des französischen Ritters als der hochgespannte Enthusiasmus des Kreuzfahrers und die rauhe Tapferkeit des mittelalterlichen Kriegsmanns. Joinville, als Vasall des poetischen Grafen Thibaud von der Champagne, Königs von Navarra, empfing nach der Sitte der Zeit seine ritterliche Erziehung am Hofe seines Lehnsherrn. Bei dem Bankett, welches Ludwig IX. im Jahre 1241 zu Saumur gab, um den Ritterschlag seines Bruders, des Grafen von Poitiers zu feiern, war er als écuyer tranchant (Bratenschneider) des Grafen von Champagne zugegen. Im Jahre 1243 beerbte er seinen Vater, wurde Seneschal der Champagne und verheiratete sich. Zu Ostern 1248 verließ er mit 9 Rittern und 100 Knechten seine Heimat, um den König auf der Kreuzfahrt nach Ägypten zu begleiten. Er war seinem frommen Herrn ein treuer Gefährte, kämpfte bei Damiette und Mansurah und teilte dann die Gefangenschaft des Monarchen und des Heeres. Auch nach der Rückkehr in die Heimat brachte er einen großen Teil seiner Zeit am Hofe oder sonst in den Geschäften des Königs zu; zur Teilnahme an dessen zweitem Kreuzzuge (1270) ließ er sich aber nicht überreden. Seit 1270, nach dem Tode Ludwigs IX., lebte er zurückgezogen auf seinen Gütern in Joinville. Im Jahre 1282 trat er im Kanonisations-Prozeß des Königs als Zeuge auf; 1298 am 5. August war er zugegen, als man dessen Körper ausgrub. Das Manuskript des Werkes, welches seinen Namen berühmt gemacht hat, überreichte er im Jahre 1309 dem Prinzen Louis, dem Sohne der Königin Johanna, der Gemahlin Philipps IV., die es 1305 bei ihm bestellt hatte.

Es ist nicht etwa eine gut stilisierte Lobschrift, wie begünstigte Höflinge sie wohl nach dem Tode des Herrn schreiben, dem sie ihr Glück verdanken. Joinville liebt seinen König zärtlich; er hängt an ihm mit der ganzen Wärme, welche eine lange Gemeinschaft von Thaten, Gehorsam, Unglücksfälle und Erfolge einem loyalen Ritter einhauchen mußten, der dem besten Könige diente, welchen das Mittelalter gesehen hat. Aber glücklicherweise bedarf ein König wie Ludwig IX. nicht der Schmeicheleien seines Biographen. Indem wir das Buch Joinville's lesen, fühlen wir es lebhaft, daß die angeborene Freimütigkeit und heitere Laune des Franzosen hier durch die Loyalität des ritterlichen Vasallen fast niemals beengt werden, und diese Abwesenheit jedes Zwanges und jeder versteckten Tendenz giebt diesen Geschichten aus der guten alten Zeit einen eigentümlichen Reiz. Das Verhältnis des Königs zu Joinville erinnert an die Beziehungen eines Vaters zu einem lebhaften und selbst ein wenig leichtfertigen, aber von Herzen guten und treuen Sohne. — Li bon roys, sagt Joinville,

---

grammaire de Joinville et suivi d'un glossaire. Paris 1881 (1884). Vergl. Vitet, Joinville, Saint Louis et le 13. siècle. Revue des deux mondes. 1. mai 1868; Ch. Hequet, Le Sire de Joinville, essai biographique. Châlons-sur-Marne 1870; F. Didot, Étude sur la vie et les travaux de Jean sire de Joinville. I. Paris 1870.

m'apela une foiz et me dist: „Je n'os parler a vous pour le soutil senz dont vous estes, de chose qui touche a Dieu; et pour ce ai je appelei ces dous freres qui ci sont, que je vous vueil faire une demande.“ La demande fu teix: „Seneschaus, fist il, quex chose est Diex?“ Et je li diz: „Sire, ce est si bone chose que mieudres ne puet estre.“ — „Vraiement, fist il, c'est bien respondu; que ceste response que vous avez faite, est escripte en cest livre que je tieing en ma main. Or vous demant je, fist il, lequel vous ameriés miex, ou que vous fussiés mesiaus, ou que vous eussiés fait un pechié mortel?“ Et je, qui onques ne li menti, li respondi que je en ameroie miex avoir fait trente, que estre mesiaus. Et quand li frere s'en furent parti, il m'appela tout seul, et me fist seoir a ses piez, et me dist: „Comment me deistes vous hier ce?“ Et je li diz que encore li disoie je. Et il me dist: „Vous deistes comme hastis musarz, car vous devez savoir que nulle si laide mezelerie n'est comme d'estre en pechié mortel, pour ce que l'ame qui est en pechié mortel est semblable au dyable: par quoy nulle si laide meselerie ne puet estre, etc., etc.

Wer erkennt in der Antwort des braven Seneschal nicht den Landsmann Aucassins, der dem Paradies ein Schnippchen schlägt, wofern es nicht Nicolette einschlösse, „sa tresdouce amie qu'il aim tant.“ Diese freimütige Heiterkeit Joinvilles, die dem Gefühl gerade genug Raum giebt, um nicht frivol zu werden — sie verleugnet sich nie, selbst nicht in den ernstesten Lagen. Während er von einer blutigen Schlacht berichtet, in welcher die Sarazenen Sieger blieben und wo il avoit bien un journel de terre derriere les Templiers, qui estoit si chargiez de pylés que li Sarrazin lour avoient lanciés, que il n'y paroit point de terre pour la grant foison de pylés — selbst bei dieser tragischen Erzählung behält er genug gute Laune, um hinzuzusetzen: Li maistres dou Temple perdi l'un des yex, et l'autre avoit il perdu le jour de quaresme-pernant, et en fu mors li diz sires, que Diex absoille! — In den Schilderungen, welche Joinville uns von Ereignissen und Zuständen giebt, die seine Phantasie lebhaft erregt haben, erhebt sich sein Stil bisweilen zu wahrhaft klassischer Wahrheit und Kraft. Man lese z. B. die Darstellung der Abreise von Marseille und der ersten Eindrücke der Seereise:

Au mois d'aoust entrames en nos neis a la Roche de Marseille. A celle journée que nous entrames en nos neis, fist l'on ouvrir la porte de la nef, et mist l'on touz nos chevaus ens, que nous deviens mener outremer; et puis reclost l'on la porte et l'enboucha l'on bien, aussi comme l'on naye un tonnel, pour ce que, quant la neis est en la grant mer, toute la porte est en l'yaue. Quant li cheval furent ens, nostre maistres notonniers escria a ses notonniers, qui estoient ou bec de la nef, et lour dist: „Est arée vostre besoingne?“ Et il respondirent: „Oil, sire; vieingnent avant li clerc et li provere.“ Maintenant que il furent

venu, il lour escria: „Chantez, de par Dieu!“ Et il s'escrierent tuit a une voiz: Veni creator Spiritus. Et il escria a ses notonniers: „Faites voille, de par Dieu!“ Et il si firent. Et en brief tens li venz se feri ou voile et nous ot tolu la veue de la terre, que nous ne veismes que ciel et yaue; et chascun jour nous esloigna li venz des païs ou nous aviens estei neiz. Et ces choses vous moustre je que cil est bien fol hardis, qui se ose mettre en tel peril, atout autrui chatel ou en pechié mortel; car l'on se dort le soir la ou on ne sait se l'on se trouvera ou font de la mer au matin.

Der Teil des Buches, welcher von dem Charakter und von der innern Verwaltung Ludwigs IX. handelt, ist reich an Stellen rührender Einfachheit und Wahrheit. Natürlich muß der Biograph des heiligen Königs die Frömmigkeit als Mittelpunkt und Grundlage des Charakters seines Helden ansehen, muß versucht sein, über alles das zu schweigen, was es an menschlichen Schwächen im Leben des heiligen Märtyrers etwa gegeben hat. Aber augenscheinlich entfernt er sich in dem, was er sagt, nicht von seiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit: die Übertreibungen eines Schmeichlers haben nicht die naturmäßige Einfachheit dieser Schilderungen. Wir wären nicht in Verlegenheit, wenn es gälte, dieses Urteil durch zahlreiche und ausgedehnte Zitate zu unterstützen, beschränken uns aber auf die nachfolgenden kurzen Bruchstücke.

Je fu bien vint-dous ans en sa compaignie, que onques Dieu ne li oy jurer, ne sa Mere, ne ses sains; et quant il vouloit aucune chose affermer, il disoit: „Vraiement il fu ainsi,“ ou „Vraiement il est ainsi.“

„Onques ne ly oy nommer le dyable, se ce ne fu en aucun livre la ou il afferoit a nommer, ou en la vie des sains de quoi li livres parloit. Et c'est grans honte au royaume de France, et au roy quant il le seuffre, que a peinne puet l'on parler que on ne die: „Que dyables y ait part!“ Et c'est grans faute de languaige, quant l'on approprie au dyable l'ome ou la femme qui sont donnei a Dieu des que il furent baptizié. En l'ostel de Joinville, qui dit tel parole, il doit la bufe ou la paumelle, et y est cis mauvais languaiges presque touz abatus.

An einer anderen Stelle ist von den Einrichtungen die Rede, welche Ludwig traf, um seinem Volke eine tüchtige Rechtspflege zu sichern.

La prevostés de Paris estoit lors vendue aus bourjois de Paris, ou a aucuns; et quant il avenoit que aucun l'avoient achetee, si soustenoient lour enfans et lour neveus en lour outraiges; car li jouvencel avoient fiance en lour parens et en lour amis qui la prevostei tenoient. Pour ceste chose estoit trop li menus peuples defoulez, ne ne povoient avoir droit des riches homes, pour les grans presens et dons que il fesoient aus prevoz. Qui a ce temps disoit voir devant le prevost, ou qui vouloit son sairement garder, qu'il ne fust parjures d'aucune debte ou d'aucune chose ou fust tenus de respondre, li prevoz en levoit amende, et estoit

punis. Par les grans injures et par les grans rapines qui estoient faites en la prevostei, li menus peuples n'osoit demourer en la terre le roy, ains aloient demourer en autres prevostés et en autres signouries. Et estoit la terre le roy si vague, que quant li prevoz tenoit ses plaiz, il n'i venoit pas plus de dix personnes ou de douze. Avec ce il avoit tant de maufaitours et de larrons a Paris et dehors, que touz li païs en estoit pleins. Li roys, qui metoit grant diligence comment li menus peuples fust gardez, sot toute la veritei; si ne vout plus que la prevostés de Paris fust vendue, ains donna gaiges bons et grans a ceus qui des or en avant la garderoient. Et toutes les mauvaises coustumes dont li peuples pooit estre grevez, il abati; et fist enquerre par tout le royaume et par tout le pays, ou l'on pourroit trouver home qui feist bone justise et roide, et qui n'espargnast plus le riche home que le provre. Si li fu enditiez Estiennes Boilyaue, liquex maintint et garda si la prevostei, que nus malfaiterres, ne liarres, ne murtriers n'osa demourer a Paris, qui tantost ne fust pendus ou destruiz; ne parentés, ne lignaiges, ne ors, ne argens ne le pot garantir. La terre le roy commença a amender, et li peuples y vint pour le bon droit que on y fesoit. Si mouteplia tant et amenda, que les ventes, les saisinnes, li achat et les autres choses valoient a double que quant li roys y prenoit devant.

Solche, von Joinville keineswegs übertriebenen Resultate erheben die berühmten letzten Aussprüche des sterbenden Königs, wie der biedere Ritter sie uns mitteilt, weit über die Bedeutung der meisten jener Reden, welche die Historiker ehedem nach dem Beispiel des Thucydides und Livius ihren Helden in den Mund zu legen pflegten. Folgende Probe möge dieses Kapitel beschließen:

A justices tenir et a droitures soies loiaus et roides a tes sougiez, sanz tourner a destre ne a senestre, mais adès a droit, et soustien la querelle dou povre jeusques a tant que la verités soit desclairie. Et se aucuns a action encontre toy, ne le croi pas jeusques a tant que tu en saches la verité; car ainsi le jugeront ti conseillier plus hardiement selon verité, pour toy ou contre toy. Se tu tiens riens de l'autrui, ou par toy ou par tes devanciers, se c'est chose certeinne, rent le sanz demourer; et se c'est chose douteuse, fai le enquerre par saiges gens isnellement et diligenment. A ce dois mettre t'entente comment tes gens et ti sougiet vivent en paiz et en droiture desouz toy. Meismement les bones villes et les coustumes de ton royaume garde en l'estat et en la franchise ou ti devancier les ont gardees; et se il y a aucune chose a amender, si l'amende et adresce, et les tien en faveur et en amour; car par la force et par les richesces des grosses villes douteront li privé et li estrange de mespenre vers toy, especialment ti per et ti baron. Honneure et aime toutes les personnes de sainte Esglise, et garde que on ne leur soustraie ne apetise leur dons et leur aumosnes que ti devancier leur

auront donné. L'on raconte dou roy Phelippe, mon aïeul, que une foiz li dist uns de ses conseilliers, que mout de tors et de forfaiz li fesoient cil de sainte Esglise, en ce que il li tolloient ses droitures et apetissoient ses justices; et estoit mout grans merveille comment il le souffroit. Et li bons roys respondi que il le creoit bien; mais il regardoit les bontés et les courtoisies que Diex li avoit faites: si vouloit miex lessier aler de son droit, que avoir contens a la gent de sainte Esglise. A ton pere et a ta mere porte honneur et reverence, et garde leur commandemens. Les benefices de sainte Esglise donne a bones personnes et de nette vie, et si le fai par conseil de preudomes et de nettes gens. Garde toy de esmouvoir guerre, sans grant conseil, contre home crestien; et se il le te couvient faire, si garde sainte Esglise et ceus qui riens n'i ont mesfait. Se guerres et contens meuvent entre tes sousgis, apaise les au plus tost que tu pourras. Soies diligens d'avoir bons prevos et bons baillis, et enquier souvent d'aus et de ceus de ton hostel, comme il se maintiennent, et se il a en aus aucun vice de trop grant couvoitise, ou de fauseté, ou de tricherie. Travaille toi que tuit vilain pechié soient osté de ta terre; especialment vileins seremens et heresie fai abatre a ton pooir. Pren te garde que li despens de ton hostel soient raisonnable. Et en la fin, tres douz fiz, que tu faces messes chanter pour m'ame et oroisons dire par tout ton royaume; et que tu m'otroies especial part et planiere en touz les biens que tu feras. Biaus chiers fiz, je te doing toutes les beneissons que bons peres puet donner a fil. Et la benoite Trinités et tuit li saint te gardent et deffendent de touz maus; et Diex te doint grace de faire sa volenté touzjours, si que il soit honorez par toy, et que tu et nous puissiens apres ceste mortel vie estre ensemble avec li et li loer sanz fin. Amen."

Kapitel XII.

Die französische Litteratur im fünfzehnten Jahrhundert.

Die vorangehenden Kapitel schilderten die Entstehung der französischen Nationalität und den ersten Aufschwung des litterarischen Geistes der Franzosen. Wir versuchten, im Charakter des Volkes den Einfluß der Franken und Normannen auf die keltisch-romanische Grundlage seiner Civilisation zu erkennen; wir sahen, wie der ritterliche Geist frühzeitig keimte in den Nachkommen der Krieger Karls des Großen, wie Frankreich lebendigen Anteil nahm an der ersten großen geistigen Bewegung des Mittelalters, zu der die Kreuzzüge das

Zeichen gaben. Die epische Poesie, das natürliche Erzeugnis einer jugendlichen, durch die Reflexion noch nicht gebrochenen Einbildungskraft, ging zuerst aus der Nacht einer langen Barbarei hervor, ohne jedoch in Frankreich die jedem Kunstwerk wesentliche Formvollendung erlangen zu können. Sodann, mitten unter dem Waffengeklirr der bekreuzten Ritter und den heiligen Gesängen eines mächtigen und herrschenden Klerus, wagte der ein wenig leichtfertige französische „Menschenverstand" seine ersten Angriffe gegen die Autorität in den zahllosen mehr oder weniger geistreichen Fablels; die scholastische Gelehrsamkeit, im Bunde mit dem gleichzeitig methodischen und frivolen Geiste des Volkes, kündigte dem ritterlichen Enthusiasmus in dem „Roman von der Rose" den Krieg an — und während die lyrische Poesie durch den Schmuck fremder, noch nicht vollständig nationalisierter Formen augenscheinlich noch beengt wurde — erreichte die französische Prosa in den Memoiren zweier kriegerischen Staatsmänner eine für eine so entfernte Epoche wahrhaft erstaunliche Gewandtheit und Klarheit. Man kann nun eigentlich nicht sagen, daß die beiden folgenden Jahrhunderte bis zum Ende des Mittelalters die Hoffnungen dieser Jugendzeit der französischen Litteratur getäuscht hätten. Das vierzehnte Jahrhundert führte keine jener geistigen Umwälzungen im Reich der Gedanken herbei, wie sie später mehr als einmal den geistigen Zustand Frankreichs und Europas umgewandelt haben. Auf den ersten Blick scheinen die moralischen und materiellen Gewalten dieselben zu bleiben. Die Ritter fahren fort, in Turnieren und Schlachten zu glänzen, man macht reichlich Chansons zu Ehren der Damen, die ritterlichen und allegorischen Romane vervielfältigen sich, man macht sich lustig über Priester, Ehemänner, Frauen und alle Welt, ohne daß der Gehorsam gegen die Kirche irgendwie abzunehmen scheint: und dennoch fühlen wir, daß die gute alte Zeit vorüber ist und sind keineswegs erstaunt, am Ende der Epoche den Glanz aller großen Institutionen des Mittelalters plötzlich erbleichen zu sehen vor der aufgehenden Sonne eines neuen Jahrhunderts. Seit dem Beginne des vierzehnten Jahrhunderts nämlich untergräbt eine innere und unwiderstehliche Auflösung alle moralischen Grundlagen der mittelalterlichen Kultur und Gesellschaft. Die Kreuzzüge hatten, indem sie die vollständigste Entwickelung und die glänzendsten Resultate des Rittergeistes reiften, nichtsdestoweniger dessen Lebenskraft erschöpft. Der Kampf eines mystischen Enthusiasmus gegen die Interessen einer sehr materiellen Wirklichkeit entschied sich zu Gunsten der letztern. Bald unterschied sich der Ritter von dem ihn bekämpfenden Bürger nur noch durch die Pracht seiner Rüstung, den Ungestüm seines Ehrgeizes und seiner Habsucht und durch die Lockerheit seiner Sitten. Die Liebe der guten alten Zeit wich einer Galanterie, in welcher gerade die Übertreibung der Huldigungen für die beständig zunehmende Leichtfertigkeit der Gesinnungen Zeugnis ablegte. Auf der andern Seite gewinnt der Geist der nüchternen Überlegung, der von Anbeginn eine große Rolle in Frankreich spielte, einen mächtigen Aufschwung in dem Maße, wie der Einfluß der Wissenschaften im „dritten Stande" sich ausdehnt. Die

Allegorie, diese unerquickliche Vertreterin des abnehmenden Dichtergeistes, begnügt sich nicht mehr mit der Beherrschung der didaktischen und satirischen Poesie; sie unterwirft das Theater, welches nach einer tausendjährigen Vernachlässigung sich eben wieder den Zuschauern geöffnet hatte; der Volksgeist, der französische bon sens beginnt seine Kraft in der Litteratur zu entfalten. Er erzeugt das Vau-de-Ville und die Farce; anfangs Zeitvertreib einer lebhaften und lebenslustigen Menge, dann furchtbare Waffen des hundertarmigen Riesen: öffentliche Meinung. — Endlich wurde die Kunst Joinville's mit mehr oder weniger Erfolg kultiviert, und am Ende des Zeitraumes bekundet sich der unermeßliche Fortschritt in politischer Hinsicht durch ein Denkmal französischer Geschichtsschreibung, welches noch jetzt nicht nur den Historiker von Fach, sondern jeden denkenden Freund der Geschichte interessieren muß. Mit einem Worte: die Zersetzung aller Überzeugungen des Mittelalters, wie sie im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert unwiderstehlich vor sich ging, trug in Frankreich wie anderwärts dazu bei, den Gedanken zu entwickeln und sein Gebiet zu erweitern. Aber sei es, daß das Elend langer und oft für Frankreich unglücklicher Kriege auf der Phantasie der Dichter lastete, oder daß das Schwinden des Rittersinnes den französischen Geist nur seiner natürlichen, den idealen Entzückungen der Poesie nicht eben günstigen Stimmung wiedergab: kein Dichter ersten Ranges wußte durch seine individuelle Begabung die schöpferische Kraft zu ersetzen, welche die Massen nur in der Jugend der Völker durchweht. Aus diesem Grunde glaubt der Verfasser sich verpflichtet, die Litteraturgeschichte dieses Zeitraumes hier nur in sehr gedrängter Weise zu behandeln. Wir werden nur denjenigen Werken eine genauere Aufmerksamkeit zuwenden, welche augenscheinlich eine Veränderung in der Denk- und Empfindungsweise oder einen Fortschritt in der Sprache bekunden; vornehmlich aber denjenigen, welche in den Geist des Volkes Samenkörner streuten, bestimmt in den folgenden Epochen zu keimen und Früchte zu tragen.

I. Epische Poesie.

Das, was wir über den Verfall des ritterlichen Geistes gesagt haben, läßt den Leser schon erraten, daß keineswegs die poetische Bedeutsamkeit der hier zu betrachtenden Werke ihnen ihren Platz an der Spitze der nachfolgenden Darstellungen anweist. Wir glauben nur so viel als möglich der Anordnung der vorigen Kapitel treu bleiben zu müssen, um das vergleichende Studium beider Epochen nicht zu erschweren.

Es liegt in der Natur des Menschen, daß in demselben Maße, wie die Gefühle, auf welchen seine sittliche Existenz beruht, sich abschwächen, er dazu neigt, durch Affektation den Mangel innerer Wärme zu ersetzen und zur Übertreibung seine Zuflucht zu nehmen, um sich und anderen das Erkalten seines Herzens zu verbergen. Die Geschichte des ritterlichen Epos in Frankreich

während der letzten beiden Jahrhunderte des Mittelalters giebt davon ein in die Augen fallendes Beispiel. Zuvörderst — das unfehlbare Zeichen des Verfalls einer poetischen Gattung — man entledigt sich der leichten Fessel des Metrums, um sich in einer weitschweifigen und oft schwülstigen Prosa bequem gehen zu lassen. Wie in Deutschland weicht das eigentliche Ritterepos dem prosaischen Ritterroman, dieser Lieblingslektüre des französischen Publikums, bis um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts. Nach ihrem Inhalte zerfallen diese Romane in zwei Klassen, insofern sie nämlich prosaische Umschreibungen der alten Heldengedichte oder neue Erfindungen sind. Nicht mehr getragen von den volkstümlichen Überlieferungen und Überzeugungen, welche über die alten Ritterepen einen so eigentümlichen Reiz ausgießen — schildern diese letzteren fast sämtlich das Ideal eines Ritters ohne Furcht und Tadel, eben so entfernt von dem frivolen, eigennützigen und rohen Geist des vierzehnten Jahrhunderts, als von der ungekünstelten und enthusiastischen Einfachheit der Zeit der Kreuzzüge. Eine Masse gehörig aufgetragener Abenteuer schmeicheln der schon ein wenig blasierten Neugierde der Leser, das Wunderbare, das Feenwesen spielt dabei beständig eine große Rolle — und nachdem er alle Gefahren und Versuchungen tapfer bestanden, gewinnt der Held am Ende seine Prinzessin und besteigt gewöhnlich den Thron irgend eines fabelhaften Königreichs oder Kaisertums.*)

Ziemlich selbständig ist jedoch der Prosaroman L'ystoyre et plaisante Cronicque du petit Jehan de Saintré et de la jeune dame des belles cousines sans autre nom nommer**) von Antoine de la Sale (geb. 1398), in welchem der Bruch zwischen der Romantik der Ritterromane und der Wirklichkeit sich zusehends vollzieht; die Ritter sind gewöhnliche Menschen, nicht mit wunderbaren und riesenhaften Eigenschaften ausgerüstete Wesen; sie erlangen ihren Ruhm kraft der ihnen innewohnenden Stärke und Geschicklichkeit, nicht aber durch die Hilfe von Feen und Zauberern; sie kämpfen gegen ihresgleichen, nicht gegen übernatürliche Wesen, wie Riesen, Zwerge, Drachen; sie sind nicht Paladine Karls des Großen oder des Königs Artus, sondern Menschen der Gegenwart, Gestalten der Zeitgeschichte.

Ferner ist als einer von den Romanen, in denen die Stimmung der Gemüter sich spiegelt, wenn er auch nicht von großem dichterischen Wert ist, Jean de Paris***) zu nennen, ein Werk des fünfzehnten Jahrhunderts, ein Sittengemälde seiner Zeit und gleichzeitig eine politische Satire gegen die Eng-

---

*) Vergl. das schon mehrfach zitierte Werk von Dunlop, Geschichte der Prosadichtungen. Deutsch von F. Liebrecht. Berlin 1851. — Auszüge und Sammlungen der Ritterromane bieten Tressan, Corps d'extraits de romans de chevalerie. Paris 1782; die Bibliothèque universelle des romans. Paris 1775/89; die Nouvelle Bibliothèque des romans. Paris 1798/1805.

**) Herausgegeben von Guichard. Paris 1843.

***) Le Romant de Jehan de Paris, roy de France, p. p. A. de Montaiglon. Paris 1867.

länder. Wir finden darin die Abenteuer eines französischen Prinzen, Johann von Paris, welcher als Nebenbuhler eines Königs von England auftritt, um die Hand einer spanischen Prinzessin zu gewinnen. Die ganze Erzählung atmet die Verachtung, mit welcher der elegante, gesellige Franzose auf die Plumpheit seines englischen Besiegers schon damals herabzublicken versuchte. Die Eitelkeit des Schwächern macht ihre geistigen Gaben, ihre geselligen Talente geltend gegen die überlegene Kraft eines instinktmäßig gehaßten Nationalfeindes. Johann von Paris, als Kaufmann verkleidet, kommt seinem stolzen Nebenbuhler überall zuvor und verdunkelt dessen Glanz. Überall weiß er ihn zu blenden und zu mystifizieren. Endlich gefällt er natürlich der Prinzessin, giebt sich zu erkennen und heiratet sie. Es versteht sich von selbst, daß der König von England und sein Gefolge die ungeschicktesten Menschen von der Welt sind. Ohne auf den Rang eines Kunstwerks Anspruch machen zu dürfen, ist das Ganze wenigstens ein lebensvoller und echt nationaler Scherz, der statt eines affektierten chevaleresken Enthusiasmus uns die Sitten der Zeit schildert, so wie sie waren. Der Stoff liegt, nebenbei gesagt, der komischen Oper gleichen Namens von Boieldieu zu Grunde. Übrigens steht Johann von Paris in seiner Gattung nicht allein da. Mit einer Menge ähnlicher Erzählungen hält er gewissermaßen die Mitte zwischen dem eigentlichen Ritterroman und den satirisch-lehrhaften Werken, mit denen wir uns im folgenden Abschnitte zu beschäftigen haben.

Dasselbe Schicksal, wie die Ritterromane, hatten auch die Fablels; sie wurden in Prosa verwandelt, bedeutend vermehrt, und bildeten unter dem Titel Cent nouvelles nouvelles eine Lieblingslektüre des fünfzehnten Jahrhunderts und eine Fundgrube für die Dichter späterer Zeiten.*)

II. Didaktische und satirische Poesie.

Wir wurden bereits aufmerksam auf die natürliche Vorliebe der Franzosen für jene aus geistreichen Einfällen, ziemlich nüchternen Betrachtungen und Allegorien und leichtfertigen Erzählungen gemischten Kompositionen, für welche der „Roman von der Rose“ das erste Muster lieferte. Diese Art zu denken und sich auszudrücken wurde durch den geistigen Zustand der französischen Gesellschaft im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert mächtig begünstigt. In allen großen Lebensverhältnissen wich der Enthusiasmus der Herrschaft der Interessen, die Gesellschaft hatte das Vertrauen auf die Festigkeit ihrer Grundlagen verloren und wagte gleichwohl noch nicht, dem Übel auf den Grund zu gehen, um sich auf einem neuen Fundament wieder aufzubauen. Die wahre Poesie, die, welche aus dem Herzen kommt und zum Herzen geht, mußte somit not-

---

*) Herausgegeben von Leroux de Lincy. Paris 1841.

wendig schwächer und immer schwächer werden. Die Scholastik triumphierte neben der Leichtfertigkeit; fast alle größeren Gedichte arteten in kalte Allegorien aus, die eine sehr gewöhnliche Moral lehren, wenn sie nicht geradezu die Üppigkeit und Entartung der Epoche in einer zum wenigsten sehr zweifelhaften Absicht schildern.

In diesem halb pedantischen, halb burlesken Stile verteidigte um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts Martin Franc, Sekretär der Päpste Felix V. und Nikolaus V., die Damen gegen die Spöttereien des Romans von der Rose, in seinen Conseils aux Dames. Réné d'Anjou (1409—1480) bediente sich desselben, um sich über seine Hofleute lustig zu machen, in seinem Gedicht: „L'Abusé en Cour".*) Er personifiziert darin seinen Hof als eine vornehme, mit Versprechungen freigebige und mit den Hoffnungen ihrer Anbeter ihren Spott treibende Dame. Pierre Michault, Sekretär des Herzogs Philipp des Guten von Burgund, läßt in seinem Doctrinal de la cour die Luxure, den Orgueil, die Fausseté als „Schulmeister" der Großen sprechen und ihnen seltsame ironisch zu verstehende Lehren geben, z. B.:

Faites plaisir à chacun et chacune;
Si vous tenez de cent promesse une,
C'est bien assez. Mais promettez toujours.

Der Tanz vor den Blinden (la danse aux aveugles) desselben Verfassers stellt das menschliche Leben als einen großen Ball dar, auf dem drei Blinde, l'Amour, la Fortune und la Mort den Takt zum Tanze schlagen.**)

Olivier de la Marche***), Zeit- und Hofgenosse Michault's, gefiel sich in einer noch burleskeren Übertreibung der Allegorie. Seine Conseils aux dames geben dem Muster einer tugendhaften Frau ceinture de chasteté, tablier de diligence und pantoufles d'humilité. Selbst die Reimchroniken schmückte man mit allegorischen Figuren und Reden. Die historischen Sujets dieser Werke hindern die Verfasser keineswegs, sich dem Zuge ihrer romanhaften Einbildungskraft nach Belieben zu überlassen oder nach Herzenslust Moral und scholastische Spitzfindigkeiten zum Besten zu geben. Auf diese Weise schrieb Olivier de la Marche die Geschichte Karls des Kühnen unter dem Titel: le Chevalier délibéré (Neudruck Paris 1842). Martial d'Auvergne, unter Karl VII. Prokurator am Parlament zu Paris, erzählt

*) Rénés Werke, unter denen noch ein Schäferroman: Regnault et Jehanneton ou les Amours du bergier et de la bergeronne, und die allegorischen Gedichte: Le livre du Cuer d'amours espris und Mortiffiement de Vaine Plaisance zu nennen sind, sind herausgegeben von Quatrebarbes. Angers 1843.

**) Herausgegeben von Douxfils. Lille 1784.

***) Vergl. H. Stein, Olivier de la Marche, historien, poète et diplomate bourguignon. Bruxelles 1888.

in seinen Vigiles de Charles VII. die Geschichte seines Herrn.*) Die Heldin des Jahrhunderts, die Jungfrau von Orleans, wird in dieser Weise darin eingeführt:

Tost après en ceste douleur
Vint au Roy une bergerelle,
Du vilaige dit Vaucouleur,
Qu'on nommait Jehanne la Pucelle.

C'estoit une povre bergiere,
Qui gardait les brebiz ès champs,
D'une doulce et humble maniere,
De l'aage de dix-huit ans.

Devant le Roy on l'amena,
Ung ou deux de sa congnoissance,
Et alors elle s'enclina
En luy faisant la reverence.

Le Roy par jeu si alla dire:
A! ma mye, ce ne suis je pas;
A quoy elle respondit: Sire,
Ce estez vous, je ne faulx pas.

Ou nom de Dieu, si disoit elle,
Gentil Roy, je vous meneray
Couronner à Reims qui que vueille,
Et siege d'Orleans leveray, etc. etc.

Zwischen den verschiedenen Gesängen oder Vigiles, welche dieses Gedicht bilden, preisen allegorische Figuren, wie l'Agriculture, la Théologie den Ruhm des Königs. — Man könnte eine Menge Autoren jener Zeit anführen, die auf ähnliche Weise die französische Litteratur bereichert haben. Aber nur der Name eines Einzigen davon ist berühmt geblieben: Alain Chartier, Hofdichter im Dienste Karls VII. Nicht daß er seine Zeit- und Kunstgenossen an poetischem Genie übertroffen hätte. Im Gegenteil, es fehlt ihm bisweilen sogar jene geistreiche Leichtfertigkeit, welche, eine wahrhaft französische Muse, die Kinder des schönen Frankreichs selten im Stiche läßt. Wenn man die nüchternen und sehr gewöhnlichen Sentenzen seines Breviaire des Nobles oder seines Débat de deux fortunés d'Amour liest, so macht man sich gerade keine große Vorstellung von dem feinen Geschmack der Dauphine, Margarete von Schottland, der Gattin Ludwigs XI., die, so häßlich der

*) Les Poésies de Martial de Paris, dit d'Auvergne. Paris 1724. — Siège d'Orléans. Chronique métrique relative à Jeanne d'Arc. Orléans 1866.

Dichter war, einst in Gegenwart ihres Hofes „baisa la précieuse bouche d'où estoient isseu et sorti tant de bons mots et vertueuses paroles." Aber Chartiers Gelehrsamkeit und seine Vertrautheit mit der „guten Gesellschaft" seiner Zeit haben ihm einen großen Einfluß auf die Ausbildung der französischen Sprache verschafft, welche unter dem Antriebe seines regelmäßigen, methodischen Geistes einen Schritt weiter zu der Präzision und Klarheit machte, zu der sie von Natur sich hinneigt. Außer den schon genannten Werken schrieb Chartier ein Livre des quatre Dames, eine Art moralisierenden Romans. Die vier Damen lieben vier Krieger, welche alle an der Schlacht bei Azincourt teil nahmen. Jede von ihnen erzählt ihre Liebe und ihren Schmerz. Einer der Krieger ist auf dem Schlachtfelde getötet, ein anderer gefangen und nach England geführt. Man weiß nichts von dem Schicksale des Dritten. Der letzte ist entflohen und wohlauf. Man errät leicht die Moral des Werkes.*) Alain Chartier starb gegen 1460.

Noch weniger Kunst, aber bei weitem mehr Originalität und Leben treffen wir an, indem wir von diesen Gesetzgebern des Geschmacks im fünfzehnten Jahrhundert zu einigen poetischen Naturkindern übergehen. Freilich muß uns diese Natur heutzutage ein wenig roh erscheinen: nichtsdestoweniger aber verleiht sie den Erzeugnissen ihrer Lieblinge einen Reiz, der die scholastischen Subtilitäten und die gesuchten Ausdrücke der Nachahmer des Romans von der Rose reichlich aufwiegt. Es ist fast überflüssig zu bemerken, daß es sich hier um größtenteils leichte und zum teil selbst leichtfertige Poesien handelt: das getreue Bild eines Geschlechts, welches eigentlich kein anderes Interesse mehr kannte als das Vergnügen, und welches noch die Kunst nicht besaß, seinen Egoismus und seine Genußsucht unter dem Firniß des feinen Anstandes und des philanthropischen Jargons unserer Tage zu verbergen. — Das berühmteste dieser „enfants perdus" der Poesie ist François Corbuel, mit dem Beinamen Villon.**) In Armut 1431 zu Paris geboren und mitten unter dem Schwarme ausgelassener Studenten daselbst aufgewachsen (eine Sphäre, die er sein Leben hindurch nicht mehr verlassen hat), stellt er die derbe, volksmäßige Satire und die Schamlosigkeit der Völlerei in ihrer frechsten Nacktheit dar. Er blieb nicht bei dem stehen, was man heutzutage vielleicht Durchtriebenheiten und Jugendstreiche nennen würde. Sein geringer Skrupel über das „Mein und Dein" gab ihm mehr als einmal mit des Königs Justiz zu schaffen.

*) Herausgegeben von Vallet de Viriville. Paris 1858/59; vergl. G. du Fresne de Beaucourt, Les Chartiers. Recherches sur Guillaume, Alain et Jean Chartier. Caen 1869; Delaunay, Alain Chartier. Paris 1876.

**) Herausgegeben von P. Jannet, Oeuvres complètes de François Villon. Paris 1866; von P. Lacroix. Paris 1877; von L. Moland. Paris 1879. — Vergl. A. Stimming, François Villon. Berlin 1869; Nagel, François Villon, Darstellung seines Lebens nach seinen Gedichten. Berlin 1877; A. Longnon, Étude biographique sur François Villon. Paris 1877; C. Bijvanck, Essai critique sur les œuvres de François Villon. I. Le Petit Testament. Leyden 1883.

Im Châtelet gefangen gesetzt, den Galgen vor Augen reimt er seine Grabschrift und macht (1456) sein **Testament** in nicht eben sehr melancholischen Versen: Ein Trunkenbold soll sein Faß bekommen, ein Pfarrer seine Geliebte; er vermacht seinen Fluch dem Häscher, der ihn gefangen und zwei Prozesse einem zu fettem Freunde, um ihn von seinem Schmeerbauch zu heilen. Den armen Pariser Studenten bestimmt er sein Bachelier-Diplom, den Kneipwirten seine Schulden, den Juristen seine schlimmen Händel, seinem Verteidiger — eine Ballade. Ohne Furcht noch Zorn gefällt er sich, das Bild des Todes, der ihn erwartet, zu betrachten. In einer seltsamen Ballade schildert er sich selbst, wie er am Galgen hängt, vom Regen gewaschen, von der Sonne getrocknet, durch den Wind geschaukelt. Ohne eben besondere Reue zu empfinden, bittet er seine ihn überlebenden „Brüder" Gott anzuflehen, daß er ihm vergebe; und wenn ihnen der Name „Brüder" im Munde eines Mannes „occis par justice" mißfällt, so mögen sie bedenken, daß nicht alle Menschen „ont le bon sens assis" und daß er insbesondere nur das bißchen Verstand besessen, was Gott ihm verliehen; denn, fügt er hinzu, „von meinen Zeitgenossen konnte ich aus guten Gründen keinen borgen". Diesmal durch seine Geistesgegenwart gerettet, fällt er nur zu bald aufs neue der Gerechtigkeit in die Hände, um ihr durch seine Kühnheit und seinen Geist noch einmal zu entrinnen. Schon zum Galgen verurteilt, besaß er die Geistesstärke oder, wenn man will, die Unverschämtheit, darüber in folgendem Quatrain seine Späße zu machen:

Je suis François, dont ce me poise,
Né de Paris emprès Pontoise;
Or d'une corde d'une toise
Saura mon col que mon cul poise.

Dieser etwas cynischen Sorglosigkeit verdankte er seine Begnadigung durch Ludwig XI., und den Rest seiner Tage scheint er, durch einige vornehme Herren protegiert, ziemlich fröhlich verlebt zu haben. Er starb zu Saint-Maixent in Poitou, bei dem Abt des Ortes, seinem Beschützer. Ein eigentümlicher Zug in Villons Charakter ist es, daß dieses wahrhafte „enfant sans souci" seine Tage nicht der Traurigkeit und der Reue, wohl aber einer träumerischen, zarten Schwermut gehabt hat. In dieser Stimmung gefällt er sich in philosophischer Betrachtung der Gebrechlichkeit aller menschlichen Dinge, und seine Lyra findet dann Akkorde von wahrhaft reizender Anmut und Natürlichkeit. Man lese z. B. die folgenden Strophen seiner Ballade „Von den Damen der alten Zeit":

Dictes moy où n'en quel pays
Est Flora, la belle Romaine;
Archipiada, ne Thaïs,
Qui fut sa cousine germaine;
Echo, parlant quand bruyt on maine
Dessus riviere ou sus estan,

Qui beauté eut trop plus qu'humaine?
Mais où sont les neiges d'antan!

Où est la tres sage Heloïs,
Pour qui fut chastré et puis moyne
Pierre Esbaillart a Sainct-Denys?
Pour son amour eut cest essoyne.
Semblablement, où est la royne
Qui commanda que Buridan
Fust jetté en ung sac en Seine?
Mais où sont les neiges d'antan!

La royne Blanche comme ung lys,
Qui chantoit a voix de sereine;
Berthe au grand pied, Bietris, Allys;
Harembourges, qui tint le Mayne,
Et Jehanne, la bonne Lorraine,
Qu'Anglois bruslerent a Rouen;
Où sont ilz, Vierge souveraine? . . .
Mais où sont les neiges d'antan!

Und ähnlich sagt er in seinem Grand Testament:

Je congnoys que povres et riches,
Sages et folz, prebstres et laiz,
Noble et vilain, larges et chiches,
Petiz et grans, et beaulx et laidz,
Dames a rebrassez colletz,
De quelconque condition,
Portant atours et bourreletz,
Mort saisit sans exception.

Et meure Paris ou Helene,
Quiconque meurt, meurt a douleur.
Celluy qui perd vent et alaine,
Son fiel se crueve sur son cueur.
Puys sent, Dieu sçait quelle sueur,
Et n'est qui de ses maulx l'allege,
Car enfans n'a, frere ne sœur,
Qui lors voulsist estre son pleige.

Le mort le faict fremir, pallir,
Le nez courber, les veines tendre,
Le col enfler, la chair mollir,
Joinctes et nerfs croistre et estendre.

Corps feminin, qui tant es tendre,
Polly, souef, si precieulx,
Te fauldra il ces maulx actendre?
Ouy, ou tout vif aller es cieulx.

Von seiner vergeudeten Jugend spricht er in seinem Grand testament mit wahrhaft rührender Schwermut:

Je plaings le temps de ma jeunesse,
Ouquel j'ay plus qu'autre gallé,
Jusque a l'entree de vieillesse,
Qui son partement m'a celé.
Il ne s'en est a pied allé
N'a cheval; las! et comment donc?
Soudainement s'en est vollé,
Et ne m'a laissé quelque don.
Allé s'en est, et je demeure,
Pauvre de sens et de sçavoir.
Bien sçay se j'eusse estudié
Ou temps de ma jeunesse folle,
Et a bonnes meurs dedié,
J'eusse maison et couche molle!
Mais quoy? je fuyoye l'escolle,
Comme faict le mauvays enfant. . .
En escrivant ceste parolle,
A peu que le cueur ne me fend.

Aber diese Anwandlungen von Empfindsamkeit sind nur vorübergehend. Bald findet er seine ganze Sorglosigkeit wieder und gefällt sich mit unglaublicher Offenherzigkeit darin, in lustigen Versen seine Schelmenstreiche und Ausschweifungen zu erzählen. Dies ist das Thema seiner Franches repues, in welchen er die Kunst lehrt, auf fremder Leute Kosten lustig zu leben. Endlich hat er eine Menge Balladen und Kouplets hinterlassen, fast lauter Gelegenheitsgedichte, was ihnen oft ein Leben und eine Wahrheit giebt, wie sie sich in den Gedichten jener Epoche selten genug finden.

Zuerst unter den Dichtern dieses Jahrhunderts hat Villon die frostigen Allegorien des Romans von der Rose und seiner unzähligen Nachahmer verschmäht und einfach und natürlich gesagt, was er fühlte und dachte: ein Verdienst, welches ihm jenen berühmten Lobspruch Boileaus eingetragen hat:

Villon sut le premier, dans ces siècles grossiers,
Débrouiller l'art confus de nos vieux romanciers.

Villon ist der originellste und populärste unter den witzigen Spöttern, welche die Litteraturgeschichte des fünfzehnten Jahrhunderts in Frankreich nennt. Wir

können kurz sein in Bezug auf seine zahlreichen Kunstgenossen, die mit ihm in Leichtfertigkeit des Charakters zum Teil wetteiferten, ohne ihn jedoch in Einbildungskraft und natürlicher Anmut zu erreichen.

Neben ihm sei, der Charakterähnlichkeit wegen, ein anderer Dichter erwähnt, gleichfalls ein Mann aus dem Volke, ohne Kenntnisse und feine Erziehung, aber mit gesundem Sinn begabt, der am Anfange des 15. Jahrhunderts dem Volksliede einen Aufschwung zu geben wußte, den wir also eigentlich erst im nächsten Abschnitt nennen müßten.

Olivier Basselin (1400—1450?), Walkmüller im Thal von Vire (Val de Vire) in der Normandie, erwarb sich unter seinen ländlichen Nachbarn einen Ruf sowohl durch seine Tapferkeit gegen die Engländer, als durch die Lieder, mit welchen er ihre Feste und Trinkgelage zu erheitern wußte. Ein fröhlicher Kamerad, den Wein, gute Gesellen und das Vaterland liebend, ist er gewissermaßen der Béranger seiner Zeit. Seine sämtlich dem Wein und dem Vergnügen gewidmeten Liedchen drücken die Empfindungen des Volks so treu aus, daß sie bald mehr für die Erzeugnisse des Landes als eines einzelnen Mannes galten (die beste Probe des Volksliedes). Sie wurden überall gesungen unter dem Namen „Chansons du Val (Vau) de Vire“, ein Ausdruck, der, als man seinen Ursprung vergessen hatte, der Bezeichnung Vau-de-Ville ihre Entstehung gab.*)

Wir fügen einige Proben bei:

A son nez.

Vau-de-Vire.

Beau nez, dont les rubis ont cousté mainte pipe
De vin blanc et clairet,
Et duquel sa couleur richement participe
Du rouge et violet;

Gros nez! Qui te regarde a travers un grand verre,
Te juge encor plus beau;
Tu ne ressembles point au nez de quelque here
Qui ne boit que de l'eau.

Un coq d'Inde, sa gorge a toy semblable porte:
Combien de riches genz
N'ont pas si riche nez! Pour te peindre en la sorte,
Il faut beaucoup de temps.

*) Ausgabe von Lacroix. Paris 1858. — Vergl. A. Gasté, Ollivier Basselin et le vau-de-vire. Paris 1877; W. Kasten, Vaux-de-Vire d'Olivier Basselin. Neuphilol. Centralblatt I N. 4/5. — Die meisten der unter seinem Namen überlieferten Lieder sind für unecht erklärt und dem Advokaten Jean le Houx († in Vire 1616) vindiziert worden von A. Gasté, Les vaux de vire de Jean le Houx. Paris 1875.

Le verre est le pinceau, duquel on t'enlumine;
  Le vin est la couleur
Dont on t'a peint ainsi plus rouge qu'une guisgne,
  En beuvant du meilleur.

On dit qu'il nuit aux yeux; mais seront-ils les maistres?
  Le vin est guarison
De mes maux: j'aime mieux perdre les deux fenestres
  Que tout la maison.

Eloge du vieux-temps.
Vau-de-Vire.

Qui es comme moy un buveur,
Ne craint tant trouver un voleur,
Comme un mauvais beuvrage:
Car d'un voleur on se défend;
Mais celuy qui mauvais vin prend,
Bientost perd tout courage.

Je vouldrois, beuvant mauvais vin,
Me voir la gorge tout soudain
Bien courte devenue;
Mais, quand le bon vin je boirois,
Que le col j'eusse encor trois fois
Aussi long qu'une grue.

Quant a l'eau, ne me parlez point
D'en boire, si n'y suis contraint,
Ou si ne suis hermite;
Encor fauldroit il quelquesfois
Que vin je beusse dans les bois,
Ou je mourrois bien viste.

Je sçay bien que je boy des mieux;
Mais j'en ressemble a mes ayeulx:
Il faut suivre nos peres.
S'on laisse les vieilles façons,
Jamais, si bien que nous pensons
N'iront droict nos affaires.

Guillaume Coquillart, Offizial an der Stiftskirche von Rheims, spottet in seinen Droicts nouveaux*) über die Sitten seiner Zeitgenossen

*) Herausgegeben von P. Tarbé. Reims 1847; von D'Héricault. Paris 1857.

und über seine eigenen, und seine kirchliche Würde hindert ihn durchaus nicht, dabei eine gründliche Kenntnis der weiblichen Thorheiten und Schwächen an den Tag zu legen.

Guillaume Cretin, der bis in das Zeitalter Franz I. lebte, erzählte die Geschichte Frankreichs in Versen. Sein Gedicht auf die Geburt des Dauphin, 1517, zeichnet unter den mythologisierenden Allegorieen, welche man damals bei solchen Gelegenheiten zum Besten zu geben pflegte, sich aus durch Eleganz der Sprache und Leichtigkeit der Versbildung. Wir geben eine Stelle daraus als Probe:

Lors en prez verdz, soubz plaisante saulsoye
. . . .
Vis arriver l'ancien franc bergier,
Nommé Gallus, qni pour le heberger
Feit acoustrer une chambre nattee
D'arbres floriz, où Dame Galatee,
Noble bergere, avec luy print sesjour.
Le franc Gaultier y amena ce jour
S'amye Helene, et, pour leur couverture,
Ung pavillon dresserent de verdure.
Pan s'i trouva jouant des chaleumeaux,
Accompaigné d'ung tas de bons hommeaux
. . . .
Puis Coridon, Menalcas, Palemon,
Paris de Troye et l'amoureux Damon.
. . . .
Pour y venir, nymphes, hamadryades
Et puis aussi nayades et dryades
Laisserent soins des forestz et des eaux
Et le bastir de rameaux et roseaux;
Feirent au vueil et gré de leurs ententes
Beaux cabinetz et umbrageuses tentes.
. . . .
Là, sans debat, riote ou noyse aulcune
Chascun choisit, pour dancer, sa chascune;
Et quant on eut a loysir bancqueté,
Dancé, sailli, couru et cacqueté,
Le bon Gallus, pasteur d'experience,
Requist avoir quelque temps audience.
Incontinent pres de lui s'approcherent,
Et sur belle herbe a monceaulx se coucherent,
Affin d'entendre et promptement ouyr
Ce qui devoit la brigade esjouir,

Et sur ce poinct, sans faire aultre prologue,
Eut mys avant ung petit dialogue.

Gallus.

Pasteurs loyaulx
En ces jours beaulx
Je vous convye
A jeux nouveaux,
. . . .
Priant Dieu, avant qu'on desvie,
Que le grant Pasteur ayt envye
De garder des loups noz troppeaux.

Dann verkündet Galatea die Geburt des königlichen Kindes, unter welchem die Schäfer in Ruhe ihres Lebens froh werden sollen. Gallus antwortet und Galatea schließt endlich mit dem Gesange:

Tout florira,
Dont perira
Pale famine;
Peuple rira,
Bled cueillera
Septier pour mine,
Aux champs floris
Moutons cheris
Seront nourriz,
En cueillant vermeille framboise.
Plaise donc a tous bons esperitz
Prier Dieu garder de perilz
Françoys Daulphin, natif d'Amboise.

Charles de Bordigné*) endlich, Priester zu Angers, erzählt in seinem Pierre Faifeu (1531) eine Menge lustiger, den Abenteuern des deutschen Eulenspiegel vergleichbarer Anekdoten. Man findet in ihnen die Familienzüge der alten französischen Fablels wieder. Hören wir z. B. wie er den alten Volksschwank vom „Flohpulver" erzählt:

La poudre aux puces.

Pour son plaisir, non d'argent trop muny,
Faifeu alla d'esprit non immuny
Pour mieux user de cautelle ou miracle

---

*) Ein Neudruck seines Werkes erschien Paris 1723.

Chez les Bretons vendre le tyriacle,
En se vantant qu'il guerit tous les maux,
Sans y faillir, tant soient ils anormaux!
Bref, quand eust fait bien ou mal ses repuces,
Il s'en alla vendre la poudre aux puces.
Il avoit fait force petits cornets
Ou n'y avoit que scieure de bois
Bien fort poudré. Adonc a ses abbois
Chacun accourt; lors en fist bonne vente:
Car pour tout vray publiquement se vante:
Que les puces toutes fera mourir.
Là eut argent, pour son fait secourir,
Tant et si bien, qu'il fut assez content.
L'un des presens s'advisa tout content,
Que bien sont fous de là s'estre amusés,
Sans qu'il leur dist la maniere d'user
De la poudre que il leur a vendue;
A Faifeu va, sans faire autre attendue
Luy demander la maniere et la sorte
Qu'il faut user de la poudre qu'il porte.
Il luy respond sans faire long caquet,
Que mettre faut les puces en paquet,
Puis les prendre, chacune seule a seule
Et leur pousser la poudre dans la gueule:
Toutes mourront sans faire long sejour.
Lors chacun rit d'avoir en celuy jour
Tel passe-temps, et si bonne responce:
Mais tout soudain le galland fist esponce
Avec l'argent qu'eut par son plaisant jeu;
Il s'en alla et sans leur dire adieu.

Wir glauben, daß die vorstehenden Proben und Bemerkungen genügen können, um eine Vorstellung von den Produktionen des französischen „esprit“ im fünfzehnten Jahrhundert zu geben. Sehen wir jetzt zu, welche Spuren das poetische „sentiment“ dieser Epoche in der Litteratur zurückgelassen hat.

III. Lyrische Poesie.

Um sich von dem Zustande der Liederpoesie im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert einen richtigen Begriff machen zu können, darf man zuvörderst die Poesie der „guten Gesellschaft“ nicht mit den eigentlichen Volksliedern verwechseln. Die erstere bleibt nach Form und Inhalt den Traditionen der ritterlichen Poesie

der ersten Epoche getreu. Nur nähert der poetische Dialekt sich mehr und mehr der Umgangssprache, die Formen glätten sich, man erlangte eine außerordentliche Gewandtheit in der Behandlung des Reims und des Verses und gewann dabei nicht selten eine Vorliebe für Versspielereien, in welchen Gedanke und Empfindung von dem Geklingel künstlich geordneter Reime übertäubt wurden. Man bewunderte Verse wie den folgenden:

De
ce
lieu
Dieu
sort
mort. Oder:

Molinet n'est sans bruit ni sans nom, non;
Il a son son; et comme tu vois, voix. Oder auch:
Benins lecteurs, tres diligens gens, gens,
Prenez en gres mes imparfaits faicts faicts.

Außer den lais und vire-lais machte man Quatrains, Triolets, Rondeaux, chants royaux, Balladen: Poesien, welche im Inhalte einander sämtlich ähnlich, sich nur durch die Anordnung der Verse unterscheiden. Die französischen Balladen insonderheit sind nicht mit den Volksgesängen zu verwechseln, welche die Engländer so benannt haben und die durch Bürger und Schiller mit solchem Glück nachgeahmt worden sind. Sie sind gewöhnlich Liebeslieder oder bloße poetische Scherze und bestehen aus drei Strophen jede von acht Versen, denen gewöhnlich ein „envoi“ von vier Versen folgt, welches den Gedanken des Gedichtes kurz zusammenfaßt.

Unter der großen Menge von unbedeutenden und ganz konventionellen Gedichten, welche die einmal erworbene Fertigkeit elegant zu reimen hervorbrachte, zeichnen wir Froissart und Karl von Orleans aus: beide echte Kinder Frankreichs, fröhlich, sorglos, ritterlich in der französischen Bedeutung des Worts, aber mit einer Feinheit des Geschmacks und selbst mit einer gewissen Wärme des Gefühls ausgestattet, wie sie in dieser halb barbarischen Epoche sich ziemlich selten finden. Da wir auf Froissart's Leben und persönlichen Charakter später zurückkommen müssen, so beschränken wir uns an dieser Stelle auf Mitteilung einiger seiner hübschen Rondeaux*):

Rondelet sur un départ.

Le corps s'en va, mes le cœr vous demeure.
Tres chiere dame, adieu jusqu'au retour!
Trop me sera lointainne la demeure.
Le corps s'en va, mes le cœr vous demeure.

*) Poésies de Froissart, p. p. A. Scheler. Bruxelles 1870/72.

Très chiere dame, adieu jusqu'au retour.
Mes doulz penser, que j'aurai a toute heure,
Adoucera grant part de ma dolour.
Le corps s'en va, etc.

oder

Mon doulz ami, adieu jusqu'au revoir,
Qui bien briefment devers moi vous ramainne;
De vous ferai loyalment mon devoir.
Mon doulz ami, adieu jusqu'au revoir,
Qui bien briefment devers moi vous ramainne;
Si souhaiter pouvoit estre veoir,
Vous me verriez trente fois la semaine;
Mais puisqu'ainsi il n'est dans mon pouvoir,
Mon doulz ami, etc.

oder

Amours, amours, que volés de moi faire!
En vous ne puis veoir riens de seür,
Je ne cognois ne vous ne vostre afaire.
Amours, amours, que volés de moi faire!
En vous ne puis veoir riens de seür.
Lequel vault mieulz: pryer, parler ou taire?
Dittes le moi, qui avés bon eür.
Amours, amours, etc.

Karl, Herzog von Orleans*) (1391—1465), Sohn der berühmten Valentine Visconti von Mailand und des unglücklichen Ludwig von Orleans, Bruders Karl VI., den der Herzog Johann von Burgund, sein Vetter, am 23. November 1407 ermorden ließ, Vater Ludwigs XII., scheint von seiner italienischen Mutter jenes Gefühl für das Schöne und Wohlanständige geerbt zu haben, welches die Mehrzahl ihrer poetischen Landsleute auszeichnet. Das Schicksal schien ihn ganz andere Wege führen zu wollen, als die des galanten lyrischen Dichters. Er war erst sechszehn Jahre alt, als der tragische Tod seines Vaters ihm die Pflicht der Rache gegen einen mächtigen Feind auflegte und ihn an die Spitze einer der beiden Parteien stellte, welche damals Frankreich zerrissen. Die scheinbare Versöhnung, welche in Gegenwart des Königs

---

*) Poésies de Charles d'Orléans, publiées avec notes par A. Champollion-Figeac. Paris 1842; Charles d'Orléans, poésies complètes, revues sur les manuscrits, avec préface, notes et glossaire, p. p. Ch. d'Héricault. Paris 1875. — Vergl. C. Beaufils, Étude sur la vie et les poésies de Charles d'Orléans. Paris 1861; W. König, Zur französischen Litteraturgeschichte. Studien und Skizzen. Halle 1877; W. Besant, Studies of Early French poetry. London 1877; Délecluze, Les deux prisonniers de Windsor, Charles d'Orléans et Jacques I d'Écosse. Paris 1859.

am 9. März 1409 zu Chartres stattfand, verzögerte den Ausbruch des Bürgerkrieges nur ein wenig. Karl von Orleans, der 1409 nach dreijähriger Ehe seine erste Gemahlin, Isabella von Frankreich, Witwe Richards II. von England, verloren hatte, vermählte sich mit Bonne d'Armagnac, der Tochter des mächtigen Grafen Bernard d'Armagnac. Der Krieg der Burgunder und der Armagnacs verwüstete das Land. Der Einfall der Engländer machte das Unglück vollständig. Am 25. Oktober 1415 unterlag die französische Ritterschaft bei Azincourt den Bogenschützen Heinrichs V. Karl von Orleans war in der Zahl der Gefangenen; man hatte ihn schwer verwundet aus einem Haufen von Toten hervorgezogen; und 25 Jahre vergingen, ehe er durch die Hilfe Philipps von Burgund, des Sohnes seines Todfeindes, seine Freiheit wiedererlangte. Schon seit 1416 zum zweiten Mal Witwer, befestigte er die Versöhnung durch seine Heirat mit Marie von Cleve, der Nichte des Herzogs; und, von nun durch das Mißtrauen Karls VII. von der hohen Politik ausgeschlossen, erheiterte er die Muße seine Alters, auf dem Schlosse zu Blois, durch die poetischen Übungen, welche er während seiner Gefangenschaft lieb gewonnen hatte. Er umgab sich mit einem kleinen Hofe ritterlicher, poetischer Freunde, wie Réné d'Anjou, Jean d'Alençon, Jean II. de Bourbon, Charles de Nevers; aber auch Leute geringer Herkunft, wie Olivier de la Marche und selbst der zerlumpte Villon waren willkommen. Man emanzipierte sich in diesem Kreise keineswegs vollkommen von jener subtilen und der Allegorie ergebenen Schule, welche in dem Roman von der Rose ihr Gesetzbuch verehrte. „Faux Semblant", „Bel Accueil", „Dangier" und andere Personen dieser Familie spielen auch in den Gedichten des Herzogs und seiner Freunde eine bedeutende Rolle. Der Dichter, von l'Amour verwundet, flüchtet nach l'Hermitage de Pensée, in le Bois de Mélancolie oder la Forêt de Tristesse, und der Arzt Espoir reicht ihm einen erquickenden Trank. Die Allegorie war eben eine Art von Mythologie geworden, deren die Poeten nicht zu entraten wagten. Doch wenn Karl von Orleans sich dieses konventionellen Kostüms nicht vollständig zu entledigen weiß, so versteht er es wenigstens mit Anmut und Ungezwungenheit zu tragen. So führt ihn in der „Lettre de retenue", seiner ersten Elegie, „Jeunesse" in ein Schloß, wo er Unterweisung in der Kunst zu lieben empfängt. Nachdem er sie gut begriffen, empfängt er folgenden Lehrbrief:

Dieu Cupido et Venus, la Deesse,
Ayant povoir sur Mondaine Liesse,
Salus de cueur, par nostre grant humblesse,
A tous amans.

Savoir faisons que le duc d'Orleans
Nommé Charles, a present jeune d'ans,
Nous retenons pour l'un de noz servans
Par ces presentes;

Et lui avons assigné sur noz rentes
Sa pension en joyeuses attentes,
Pour en joïr par noz lettres patentes
Tant que vouldrons;

En esperant que nous le trouverons
Loyal vers nous, ainsi que fait avons
Ses devanciers, dont contens nous tenons
Tres grandement.

Man hat sehr richtig bemerkt, daß diese Art, die Sprache der königlichen Edikte heiter zu parodieren, mit dem Stil Voltaire's mehr Ähnlichkeit zu haben scheint, als mit dem des fünfzehnten Jahrhunderts. Vor allem weiß der Dichter reizende und wahrhaft poetische Worte zu finden, wenn er die Freuden des Frühlings und der durch die Liebe verschönten Muße besingt. Hören wir ihn z. B. die Rückkehr des Sommers in den folgenden Rondeaux begrüßen:

Les fourriers d'Esté sont venus
Pour appareillier son logis,
Et ont fait tendre ses tappis,
De fleurs et verdure tissus.

En estandant tappis velus,
De vert herbe par le païs,
Les fourriers d'Esté sont venus
Pour appareillier son logis.

Cueurs d'ennuy pieçà morfondus,
Dieu mercy, sont sains et jolis;
Alez vous en, prenez païs,
Yver, vous ne demourrés plus;
Les fourriers d'Esté sont venus.

Le temps a laissié son manteau
De vent, de froidure et de pluye,
Et s'est vestu de broderie,
De soleil rayant, cler et beau.

Il n'y a beste ne oyseau,
Qu'en son jargon ne chante ou crye:
Le temps a laissié son manteau
De vent, de froidure et de pluye.

Riviere, fontaine et ruisseau
Portent, en livree jolye,

Gouttes d'argent d'orfaverie,
Chascun s'abille de nouveau:
Le temps a laissié son manteau
De vent, de froidure et de pluye.

Oder in folgender Ballade:

Trop long temps vous voy sommeillier,
Mon cueur, en dueil et desplaisir;
Vueilliez vous, ce jour, esveillier,
Alons au bois le May cueillir,
Pour la coustume maintenir.
Nous orrons des oyseaulx le glay
Dont ilz font les bois retentir,
Ce premier jour du mois de May.

Le Dieu d'Amours est coustumier,
A ce jour, de feste tenir,
Pour amoureux cueurs festier
Qui desirent de le servir;
Pour ce fait les arbres couvrir
De fleurs, et les champs de vert gay,
Pour la feste plus embellir,
Ce premier jour du mois de May.

Bien sçay, mon cueur, que faulx Dangier
Vous fait mainte paine souffrir;
Car il vous fait trop eslongner
Celle qui est vostre desir.
Pour tant vous fault esbat querir;
Mieux conseillier je ne vous sçay
Pour vostre douleur amendrir,
Ce premier jour du mois de May.

Envoi.

Ma Dame, mon seul souvenir,
En cent jours n'auroye loisir
De vous raconter, tout au vray,
Le mal qui tient mon cueur martir,
Ce premier jour du mois de May.

Und wenn dieses romantische Naturgefühl in den Tagen der Trübsal in ihm erwacht, so lindert es seinen Kummer und läßt ihn jene Thränen vergießen, durch welche die Poesie die Schmerzen ihrer Lieblinge zu stillen weiß:

Le beau souleil, le jour saint Valentin
Qui apportoit sa chandelle alumee,
N'a pas long temps, entra un bien matin
Priveement en ma chambre fermee.
Celle clarté, qu'il avoit apportee,
Si m'esveilla du somme de Soussy
Où j'avoye toute la nuit dormy
Sur le dur lit d'Ennuieuse Pensee.

Ce jour aussi, pour partir leur butin
Des biens d'Amours, faisoient assemblee
Tous les oyseaulx, qui parlant leur latin,
Crioyent fort, demandant la livree
Que Nature leur avoit ordonnee:
C'estoit d'un per, comme chascun choisy;
Si ne me pus rendormir, pour leur cry,
Sur le dur lit d'Ennuieuse Pensee.

Lors en moillant de larmes mon coessin,
Je regrettay ma dure destinee,
Disant: Oyseaulx, je vous voy en chemin
De tout plaisir et joye desiree;
Chascun de vous a per qui lui agree,
Et point n'en ay, car Mort, qui m'a trahy,
A prins mon per, dont en dueil je languy
Sur le dur lit d'Ennuieuse Pensee.

Das Alter, dieser grausame Feind der Liebe und des Vergnügens, kann der guten Laune des fröhlichen französischen Ritters nichts anhaben, ob er gleich nur zu gut weiß, was es ihn gekostet hat. Er scherzt darüber, wie z. B. in den folgenden Versen, in denen er von seiner Brille spricht:

Par les fenestres de mes yeulx,
Ou temps passé, quant regardoye,
Advis m'estoit, ainsi m'ait Dieux,
Que de trop plus belles veoye
Qu'a present ne fais: mais j'estoye
Ravy en plaisir et lyesse,
Es mains de ma Dame Jeunesse.
Or, maintenant que deviens vieulx,
Quant je lis ou livre de Joye,
Les lunettes prens pour le mieulx;
Par quoy la lettre me grossoye
Et n'y voy ce que je souloye.

Pas n'avoye ceste foiblesse
Es mains de ma Dame Jeunesse.
Jeunes gens, vous deviendrez tieulx,
Se vivez et suivez ma voie.

Schon 1437 hatte er von Amour, dem Gebieter seiner Jugend, einen feierlichen poetischen Abschied genommen, um sich in dem Schlosse Non-Chaloir mit Confort und Passe-Temps zu trösten, und in diesen Tröstungen spielen die dichterischen Geistesspiele seiner letzten Jahre eine große Rolle. Man machte in Blois Balladen und Rondeaux auf gegebene Themen, um sich an der überwundenen Schwierigkeit zu ergötzen. Einst hatte der Herzog für einen solchen Balladen-Wettstreit das Thema gegeben: Je meurs de soif aupres de la fontaine, und Villon, der arme Pariser Student, trug über alle Konkurrenten, auch über seinen vornehmen Gastfreund, den Sieg davon.

Die französischen Beurteiler nennen ihn „den letzten Trouvère", indem sie in seinen Liedern und Balladen mehr gekünstelte Eleganz als wahres Gefühl finden. Er ist in dieser Beziehung der getreue Vertreter des hinsterbenden, ausgearteten Rittertums. Aber in bezug auf natürliche Anmut und Eleganz der Sprache und des Verses kann man ihn den Vorläufern der Renaissance beizählen, die durch seine italienische Mutter auf seine Erziehung gewirkt hatte.

Um 1802 veröffentlichte Vanderbourg in Paris die Poesieen der Clotilde von Surville, einer edlen Dame des fünfzehnten Jahrhunderts, geboren 1405, gestorben nach 1495. Die Person der auf dem Titel genannten Verfasserin ist historisch. Sie heiratete im Jahre 1421 Berenger von Surville, an welchen mehrere der schönsten Gedichte der Sammlung gerichtet sind. Ihre Schönheit und ihr Geist erregten die Bewunderung der Zeitgenossen. Karl von Orleans kannte ihre Poesieen und empfahl sie der Aufmerksamkeit der Dauphine Margareta von Schottland, der Beschützerin Alain Chartiers, die vergeblich die Verfasserin an den Hof zu ziehen versuchte. Aber alles dieses beweist nicht die aus guten Gründen verdächtige Echtheit der von Vanderbourg veröffentlichten Gedichte. Er hatte sie von den Erben eines Marquis von Surville empfangen, welcher, nachdem er im Jahre 1792 ausgewandert war, nach Frankreich zurückkehrte, um die Revolution zu bekämpfen, und durch ein Kriegsgericht zum Tode verurteilt wurde. Man behauptet, daß er die Gedichte seiner Urältermutter in den Archiven seiner Familie gefunden, daß er sie entziffert, abgeschrieben und wenige Tage vor seinem Tode seinen Freunden empfohlen habe. Niemand hat also die Original-Handschrift Clotildens gesehen; es ist nicht mehr möglich, ihre Echtheit diplomatisch zu beweisen; und wenn man nur die inneren, aus dem Stil und dem Inhalt dieser problematischen Gedichte entnommenen Gründe zu Rate zieht, so ist man genötigt, dem fünfzehnten Jahrhundert diese köstliche Blume seines Dichterkranzes streitig zu machen. Zunächst ist Clotilde in ihren Dichtungen gelehrter als ihre Zeit. Sie erwähnt Bücher, die noch nicht existierten; sie spricht von den Trabanten

des Saturn, die noch nicht entdeckt waren; sie beobachtet in der Versbildung Regeln, welche ihre Zeitgenossen nicht kannten; so läßt sie männliche und weibliche Reime sorgfältig abwechseln und vermeidet aufs strengste den Hiatus. Endlich herrscht in dem Stil dieser Poesieen eine Eleganz, eine Bestimmtheit, die überall das Französische Racines und Voltaires unter der gotischen Verkleidung erkennen läßt. Nun ist es überdies eine Thatsache, daß Herr von Surville es vergeblich versucht hat, sich durch eigene Gedichte einen Namen zu machen. Wir glauben daher der Meinung Villemains beitreten zu dürfen, welcher der Ansicht ist, daß der poetische Marquis sich die kleine Mystifikation erlaubt hat, um sich vom Publikum für die Gleichgiltigkeit Genugthuung zu verschaffen, mit welcher dasselbe seine eigenen Werke aufgenommen hatte. Zum Überfluß atmen mehrere Gedichte der vorgeblichen Clotilde einen sehr sentimentalen Royalismus, der weit eher nach dem Emigranten von 1792 schmeckt, als nach dem Ritterfräulein des fünfzehnten Jahrhunderts.*) Hören wir z. B. die folgende Strophe ihrer „Héroïde“ an Berenger, ihren Gatten:

Bellone, au front d'arhain, ravage nos provinces;
France est en proye aux dents des léoparts:
Banny par ses subjets, le plus noble des princes
Erre, et proscript en ses propres remparts,
De chastels en chastels et de villes en villes
Contrainct de fuyr lieux où debvoit régner,
Pendant qu'hommes félons, clercs et tourbes serviles
L'ozent, o crime! en jusdment assigner!
Non, non, ne peult durer tant coulpable vertige.
O peuple Franc, reviendraz à ton roy!

Die schöne Clotilde scheint selbst eine gewisse prophetische Gabe zu besitzen, indem sie hinzufügt:

Et, pour te rendre à luy, quand faudroit d'ung prodige,
L'attends du ciel, en ce commun desroy.

Aber wie es sich damit verhalte, diese Gedichte verdienen an und für sich gar wohl gelesen zu werden, und der unbekannte Verfasser hat sich in ihnen ein bleibendes Denkmal gesetzt.

IV. Dramatische Poesie.

Neben den Mysterien und Miracles spielte man schon im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts Moralitäten. Eine Genossenschaft von Pariser Advokaten, les clercs de la Bazoche**), unter der Regierung Philipps des

---

*) Vergl. W. König, Étude sur l'authenticité des poésies de Clotilde de Surville. Halle 1875.

**) Vergl. A. Fabre, Études historiques sur les Clercs de la Bazoche, suivies de pièces justificatives. Paris 1856.

Schönen (1285—1314) gegründet, hatte seit langer Zeit das Vorrecht, die öffentlichen Festlichkeiten zu ordnen, die man bei feierlichen Gelegenheiten veranstaltete. Eifersüchtig auf die Beliebtheit der Confrères de la Passion wollten sie gleichfalls Mysterien spielen. Aber der Erzbischof untersagte es ihnen, und um sich nicht verdunkeln zu lassen, sahen sie sich nun gezwungen auf etwas Neues zu denken. Sie fingen damit an, die Mysterien einfach abzukürzen und sie unter dem Titel Moralitäten*) darzustellen. Bald aber siegte dabei der wissenschaftliche und grübelnde Geist, der in der Gesellschaft des fünfzehnten Jahrhunderts erwacht war, über die Ehrfurcht vor der Überlieferung. Die Kälte und spitzfindige Reflexion, welche den Roman von der Rose und die anderen allegorischen Gedichte erzeugt hatte, bemächtigte sich auch der Schaubühne. Die Charakterkomödie, das Meisterstück des modernen Geistes, kündigte sich durch unförmliche Darstellungen an, in denen kalte Allegorieen die Personen ersetzten. Jean Molinet z. B., einer der ersten, die diese Gattung pflegten, brachte eine Moralität Du Rond et du Carré auf die Bühne. Es gab eine Moralität von dem Bien advisé und Mal advisé, in welcher die Verbalformen regno, regnavi und regnabo als Personen auftreten. In einer andern giebt Repentir dem Abraham das Messer in die Hand, um seinen Sohn zu opfern. Der ganze Katechismus, die christliche Heilsordnung wurde durch allegorische Gestalten in Scene gesetzt. Auch scheint man sich daran gewagt zu haben, Ereignisse der französischen Geschichte dramatisch darzustellen. Gringoire, ein Dichter des fünfzehnten Jahrhunderts, brachte in einem langen Drama die Geschichte des heiligen Ludwig auf die Bühne, und da wir erst einen kleinen Teil der alten dramatischen Manuskripte kennen**), welche die Bibliotheken Frankreichs füllen, so ist es nicht unwahrscheiulich, daß dieser Versuch nicht der einzige seiner Art ist. Frankreich scheint im fünfzehnten Jahrhunderte dem historischen Drama wie der Charakterkomödie und dem Trauerspiel ziemlich nahe gekommen zu sein. Aber es verfehlte beide, weil ihm ein Mann fehlte. Es war Shakspeare beschieden, zu sehen und zu vollenden, was das Mittelalter nur geahnt und mit schwacher Hand versucht hatte.

Auf daß jedoch die dramatischen Versuche dieser Jahrhunderte für die Vervollkommnung der Kunst und für den französischen Ruhm nicht gänzlich verloren gingen, mußte der gesunde Menschenverstand und das satirische Talent der Nation frühzeitig seinen Platz auf der Schaubühne in Besitz zu nehmen. Nachdem es lange in den Fablels und Chansons geglänzt, schuf es das Lust-

---

*) Sammlungen von Moralitäten und den gleich zu erwähnenden Farcen und Sotien hat veranstaltet S. Caron, Recueil de plusieurs farces, sotties et moralités. Paris 1798/1806; Fr. Michel, Recueil de farces, moralités et sermons joyeux. Paris 1837; L. Jacob, Recueil de farces, soties et moralités du 15. siècle, réunies pour la première fois. Paris 1859.

**) cf. E. Fournier, Le théâtre français avant la renaissance. Paris 1872; Géruzez, Essais de Littérature française. Paris s. a. S. 256—278 (De la Comédie politique sous Louis XII).

spiel und die Posse und gab ihnen von vorne herein ein Leben und ein Feuer, welche mitten in der Barbarei des Mittelalters dem französischen Volke seinen Molière verhießen. Die Clercs de la Bazoche versuchten zuerst komische Sujets darzustellen. Die Allegorie selbst, die man immer nicht los werden konnte, ist darin bisweilen voll von poetischem Leben. Wir sehen z. B. Le Vieux Monde die Scene eröffnen und sich beklagen, daß es mit ihm schlechten Fortgang habe. Abus tritt auf, schläfert ihn ein und verspricht ihm, alles in Ordnung zu bringen. „Du mußt dich nicht so plagen“, sagt er ihm; „mach dir's bequem, schlaf dich aus, ich nehme alles auf mich.“ Vieux Monde legt sich schlafen, und Abus, nun Herr des Platzes, ruft seine Helfershelfer. Er klopft an mehrere Bäume, und man sieht daraus hervorgehen Sot Dissolu als Geistlichen gekleidet, Sot Glorieux als Soldaten, Sot Fripon in der Robe des Richters.

Allons, des cartes a foison,
Vin clair et tonte gourmandise

sagt der Vertreter des Klerus;

A l'assaut, a l'assaut

ruft der Soldat:

A cheval, sus en point, en armes!
Je feray pleurer maintes larmes
A ces gros villains de village.

Mit diesem Gefolge fängt Abus an, die eingeschlafene alte Welt zu plündern. Dann schafft er eine neue, die einen noch schlechtern Fortgang nimmt und endlich in den Abgrund stürzt.

Das beste aller dieser Stücke der „Bazoche“ ist die berühmte Farce vom Pathelin*), das Werk eines unbekannten Verfassers, zum ersten Male dargestellt im Jahre 1480. Die Franzosen haben es noch nicht vergessen. Man spielt es, etwas neumodisch aufgestutzt, noch heute auf manchen Pariser Theatern.**) Die Clercs de la Bazoche sind darin so vernünftig, sich

*) Herausgegeben von F. Génin, Maistre Pierre Patelin. Texte revu sur les mss., avec une introduction et des notes. Paris 1854; von L. Jacob, Maistre Pierre Pathelin, suivi du nouveau Pathelin et du Testament de Pathelin, farces du 15. siècle. Paris 1859. (vergl. Muret, Über den Nouveau Pathelin. Berlin 1865; Muret, Le Testament de Pathelin. Herrigs Archiv 39. S. 49); L. Jacob, La Farce du Maître Pathelin, publiée avec notes etc. Paris 1876. — Vergl. W. Stähle, La Farce de Pathelin in litterarischer, grammatischer und sprachlicher Hinsicht. Marburg 1862; O. Dickmann, Maistre Pierre Pathelin. Essai littéraire et grammatical, précédé d'un résumé succinct de l'histoire du théâtre français. Hamburg 1875; Schäffer, Maistre Pierre Pathelin. Grammatische Untersuchung. Darmstadt 1877; A. Vogt, La Farce de l'avocat Pathelin. Ein Beitrag zur französischen Metrik. Fellin 1882.

**) E. Fournier, La vraie farce de Maître Pathelin, mise en trois actes et en vers modernes. Paris 1872. — Deutsche Bearbeitungen sind: A. Bösch, Advokat Patelin. Lustspiel in drei Akten, für die deutsche Bühne bearbeitet. Frankfurt a. M. 1879; A. Graf Wickenburg, Meister Pathelin, altfranzösischer Schwank. Übersetzt und für die deutsche Bühne bearbeitet. Wien 1883.

über die Schwächen ihres eigenen Standes lustig zu machen, indem sie die Kniffe eines armen und spitzbübischen Advokaten darstellen. In der ersten Scene macht Guillemette, des Advokaten Pathelin Frau, ihrem Manne Vorwürfe:

Je vy que chascun vous vouloit
Avoir, pour gaigner sa querelle;
Maintenant chascun vous appelle
Par tout: Avocat dessoubz l'orme.

Pathelin verteidigt sich so gut er kann und verspricht, einen neuen Rock zu beschaffen.

Je m'en vueil aller a la foire.
G. A la foire?
P. Par saint Jehan! voire;
A la foire, gentil marchande,
Vous desplaist il, se je marchande
Du drap, ou quelque autre suffrage
Qui soit bon a nostre mesnage?
Nous n'avons robe qui rien vaille.
G. Vous n'avez ne denier ne maille,
Que ferez vous?
P. Vous ne sçavez.
Belle dame, se vous n'avez
Du drap pour nous deux largement,
Si me desmentez hardiment.
Quel couleur vous semble plus belle?
D'ung gris vert? d'ung drap de Brucelle
Ou d'autre? Il me le faut sçavoir.
G. Tel que vous le pourrez avoir:
Qui empruncte ne choisit mye.
P. (en comptant sur ses doigts.)
Pour vous, deux aulnes et demye,
Et, pour moy, trois, voire bien quatre,
Ce sont . . .
G. Vous comptez sans rabattre:
Qui dyable les vous prestera?
P. Que vous en chault qui ce sera?
On me les prestera vrayement,
A rendre au jour du Jugement.

Pathelin begiebt sich wirklich zum Tuchhändler und
par blasonner et attraper
en luy usant de beau langaige

weiß er das Tuch ohne Bezahlung davon zu tragen. Dann verteidigt er gegen denselben Tuchhändler den „maître Agnelet“, dessen Schäfer, der wegen einiger gestohlener Schafe von seinem Herrn verklagt ist. Der Schäfer, Pathelins Rate folgend, antwortet auf alle Fragen des Richters nichts als „bée!“ Die Unverschämtheit Pathelins erhitzt das Gemüt des Tuchhändlers. In seiner Wut weiß er sein Tuch nicht mehr von seinen Schafen zu trennen, und nachdem der Richter ihn vergeblich erinnert „de revenir à ces moutons“, macht er durch Freisprechung des Schäfers der Sache ein Ende. Zum Schluß bezahlt dieser Herrn Pathelin mit seiner eigenen Münze. Statt ihm den bedungenen Lohn zu zahlen, antwortet er wieder „bée“ auf alles, was man zu ihm sagt, und Pathelin, der jedermann zum besten gehalten, muß es endlich dulden, daß man auf seine Rechnung lacht.

Me fais tu manger de l'oë?
Maugrebieu! ay je tant vescu
Qu'un bergier, un mouton vestu,
Un villain paillart, me rigolle?

Natürlich besteht das Hauptverdienst des Stückes nicht in dieser sehr einfachen und selbst ein wenig plumpen Intrigue, sondern in der Komik, mit welcher fast alle Scenen reichlich gewürzt sind, und deren Kraft vier Jahrhunderte nicht völlig zerstört haben.

Endlich müssen wir hier noch der Enfans Sans Soucy gedenken, einer Gesellschaft junger Leute aus den besten Familien von Paris, die sich mit den Passionsbrüdern verbunden hatte, um den Ernst der Mysterien durch burleskkomische Zwischenspiele (soties) zu mildern. Diese schon von Karl VI. privilegierte Gesellschaft, mit ihrem Prince des sots an der Spitze, erinnert in gewisser Weise an die Karnevals-Gesellschaften in Köln und andern Städten Deutschlands. Geschützt durch die Gunst des Publikums und der Fürsten blühten die Enfans Sans Soucy bis zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts. Franz I., der „Vater der Wissenschaften“, verbot ihre Darstellungen, weil er ihre Satire fürchtete. Später traten sie mehrmals wieder zusammen, um dann, gegen das Ende des Jahrhunderts, dem Elende der Bürgerkriege zu weichen sowie der Umwandelung des litterarischen Geschmacks, welche die „Wiedergeburt der Wissenschaften“ auch in Frankreich herbeiführte.

V. Historiker des Zeitraums.

Die vier großen Denkmäler der alten französischen Prosa repräsentieren in merkwürdiger Weise den Geist der verschiedenen Zeiträume, deren Geschichte sie erzählen. Die Würde und Kühnheit des alten Feudal-Adels atmen in Villeharbouin's kurzer und energischer Rede; der brave Joinville schildert

uns die Geburt des französischen Nationalbewußtseins unter der Ägide eines eben so patriotischen als frommen Königs. Froissart, der Geschichtschreiber des vierzehnten Jahrhunderts, weiß mit schlagender Wahrheit alle Züge der fröhlichen und heroischen Anarchie zu zeichnen, inmitten deren er lebte, während der gedrängte Stil und die reifen und verständigen Betrachtungen des Commynes Zeugnis ablegen, nicht nur für den hervorragenden Geist des Verfassers, sondern auch für die geistige Umwandlung, welche gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts dem Jugendalter aller abendländischen Völker ein Ende machte.

Froissart (1337—1410) wurde zu Valenciennes geboren.*) Sein Vater, ein Wappenmaler, bestimmte ihn für die Kirche, ohne die natürliche Anlage des Jünglings dabei zu Rate zu ziehen. Denn dieser fühlte wenig geistlichen Beruf in sich, wenn man glauben darf, was er selbst von seinen Neigungen sagt:

Au boire je prens grant plaisir:
Aussi fai je au beaus draps vestir.
En viande fresche et nouvelle
Quant a table m'en voy servir
Mon esperit se renouvelle.
Violettes en leurs saisons
Et roses blanches et vermeilles
Voy volentiers; car c'est raisons;
Et chambres pleines de candeilles,
Jus et danses et longues veilles
Et beaus lis pour li rafraichir
Et au couchier, pour mieux dormir,
Espices, clairet et rocelle.

Diese Neigungen hielten ihn indessen nicht ab, sich die Priesterweihe geben zu lassen. Aber weit entfernt, sich in der Strenge des Mönchslebens zu begraben, gesellte er sich zu dem Hofe eines fröhlichen Kavaliers, Robert de Namur, Herrn von Montfort. Bald verleidete ein Liebeskummer ihm sein Vaterland. Er erfuhr, daß eine Dame, an die er viele Huldigungen verschwendet, auf dem Punkte stand sich zu verheiraten, und, nachdem er drei Monate lang vor Ärger krank gelegen, ging er nach England, woselbst die Königin, Philippa von Hennegau, ihn sehr gnädig an ihrem Hofe empfing. Seit dieser Zeit führte er bis wenige Jahre vor seinem Tode das fröhliche und bewegte Leben eines Trobadors der guten Zeit: von Hof zu Hof, von Schloß zu Schloß reisend,

*) Vergl. P. Paris, Nouvelles recherches sur la vie de Froissart et sur les dates de la composition de ses chroniques. Bulletin du bibliophile et du bibliothécaire. 1860. S. 851; E. Béguet, Froissart. Revue des deux Mondes, mai 1832; F. Kervyn de Lettenhove, Etude littéraire sur le XIV ième siècle. Paris 1858; Weber, Jean Froissart und seine Zeit. Raumers „Historisches Taschenbuch", 1871.

überall gegenwärtig, wo es Feste und muntere Gesellschaft gab, nach Gelegenheit Verse machend und Messe lesend und ungeachtet aller dieser Zerstreuungen unablässig an dem Werke seines Lebens arbeitend, an jener Geschichte seiner Zeit, zu welchem schon sein erster Herr, Robert von Namur, den ersten Gedanken in ihm erweckt hatte. Die Pfründe von Lestines, welche er 1373 empfing, machte ihn seinem beweglichen und abenteuernden Leben nicht abwendig. Im Dienste des Herzogs Wenzel von Brabant vereinigte er die Poesieen dieses Herrn und einen Teil seiner eigenen in dem Roman „Méliador oder der Ritter mit der goldenen Sonne“. Nach Wenzels Tode 1383 trat er in den Dienst des Grafen von Blois, für dessen Hof er pastourelles und epithalames, Idyllen und Hochzeitslieder, verfaßte. Eine Reise an den Hof des Grafen Gaston von Foix verschaffte ihm die Bekanntschaft des Ritters Espaing de Lion, der fast bei allen Kriegsbegebenheiten der Zeit zugegen gewesen war: eine wahre Fundgrube für den wißbegierigen Chronisten. Um 1395 ist Froissart wieder in England, wo Richard II. ihn sehr gnädig aufnimmt. Endlich, da das Alter sich bemerklich macht, bleibt er in seinem Kanonikat zu Chimay, beschäftigt, seine Chronik abzuschließen. Er starb dort im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts.

Das Werk seines Lebens, die Chroniques de France, d'Angleterre, d'Ecosse, d'Espagne, de Bretagne*), welches alle Romane und Balladen jenes Zeitraumes überlebt hat, ist eine allgemeine Geschichte der westeuropäischen Staaten, vom Jahre 1326 bis gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Allerdings nicht eine Geschichte, wie ein moderner Historiker sie in seinem Studierzimmer schreibt, tausend Bücher und Dokumente zu Rate ziehend und mit vorsichtiger Hand die Bedeutung jedes Ereignisses abwägend, ehe er ihm seine Stelle im Vordergrunde oder im Hintergrunde seines Gemäldes anweist. Die Quellen, die Froissart befragt hat, sind seine eigenen Erfahrungen und die Erzählungen kundiger Personen; und der mehr oder minder starke Eindruck, welchen diese Erfahrungen und Nachrichten auf die Einbildungskraft des Verfassers gemacht haben, entscheidet allein über die Stelle, welche sie im Buche einnehmen. Sehr oft läßt er sogar ganz einfach seine Berichterstatter sprechen, ohne den geringsten Umstand der Unterhaltung zu vergessen, welche er ihren Mitteilungen verdankt, und nur die großen Ereignisse, die Schlachten und entscheidenden Vorgänge bewahrt er für den Griffel des Geschichtsschreibers. Aber was das Werk dabei an Methode und Regelmäßigkeit verliert, das gewinnt es

*) Herausgegeben von S. Luce, Chroniques de Jean Froissart. Paris 1869/74; von Kervyn de Lettenhove, Oeuvres de Froissart. Bruxelles 1863/77; von C. Buchon, Les chroniques de Sire Jean Froissard qui traitent des merveilleuses emprises, nobles aventures et faits d'armes advenus en son temps en France etc. Nouvelle édition. Paris 1879. — Vergl. S. Luce, Commentaire critique sur quatre années des Chroniques de Jean Froissart et du règne de Charles V, précédé de quelques mots sur la méthode historique. Paris 1878.

an Leben und Wahrheit. Man darf bei Froissart weder politische Maximen noch gelehrt geordnetes Detail der Statistik und Gesetzgebung suchen. Aber er zeichnet uns die Ritter des vierzehnten Jahrhunderts, wie sie waren: stolz und tapfer in der Schlacht, leichtsinnig in der Liebe, grausam und edelmütig nach Laune und Gelegenheit, die Formen des ritterlichen Wesens genau beobachtend, nachdem dessen geistige Grundbedingungen ihnen längst abhanden gekommen. — So ladet der Prinz von Wales nach der Schlacht bei Poitiers im Jahre 1356 alle vornehmen, von ihm gefangenen Franzosen zur Tafel:

Et assist li princes le roy Jehan, monsigneur Jakemon de Bourbon, monsigneur Jehan d'Artois etc. a une table moult haute et bien couverte; et tous les aultres signeurs, barons et chevaliers, as aultres tables. Et toutdis servoit li princes audevant de la table dou roy et par toutes les aultres tables ossi, si humlement que il pooit; ne onques ne se volt seoir a la table dou roy, pour priiere que li rois en fesist, ains disoit toutdis que il n'estoit mies encores si souffissans que il apertenist a lui de seoir a la table de si grant prince et de si vaillant homme que li corps de l estoit et que moustré avoit a la journee.

Und dieser Prinz van Wales, der sich so demütig weigerte, an der Tafel des Königs von Frankreich Platz zu nehmen, er war der rebellische Vasall jenes Königs und hatte sich nicht das mindeste Bedenken gemacht, seinen Herrn zu bekriegen, sein Land zu verwüsten, ihn selbst zum Gefangenen zu machen. So erzählt denn auch Froissart die Treulosigkeiten und grausamen Handlungen seiner Hauptpersonen ohne die geringste Sentimentalität oder Entrüstung. Wird er gastfreundlich empfangen an dem Hofe eines tapferen und ritterlichen Fürsten, so macht es ihm wenig aus, wenn dieser vortreffliche Mann vielleicht seinen eigenen Sohn umgebracht hat, wie z. B. le bon signeur Gaston de Foix. Froissart spricht als Kind seines Jahrhunderts und seines Volkes, als fröhlicher und wißbegieriger, aber sehr unparteiischer Zuschauer alles Glänzenden und Außerordentlichen, was sich ereignet. Das Leben gefällt ihm, wie es eben ist, und er zeichnet es, wie er es sieht, ohne den Politiker oder Moralisten spielen zu wollen. Dadurch gewinnen seine Darstellungen oft einen Reiz der Natur und der Wahrheit, den die gelehrten Historiker meistens vergeblich durch die Kunst der Komposition aufzuwiegen suchen. Walter Scott verdankt ihm nicht wenig in seinen klassischen Schilderungen des mittelalterlichen Lebens. — Als Beispiel von Froissarts Art zu erzählen, setzen wir noch die berühmte Geschichte von den heldenmütigen Bürgern von Calais hierher:

Lors se parti des crestiaus messires Jehans de Viane, et vint ou marchié, et fist sonner la cloche pour assambler toutes manieres de gens en le hale. Au son de le cloche vinrent il tout, hommes et femmes, car moult desiroient a oir nouvelles, ensi que gens si astrains de famine que plus n'en pooient porter. Quant il furent tout venu et assamblé en le place, hommes et femmes, messires Jehans de Viane leur remonstra

moult doucement les paroles toutes teles que chi devant sont recitees,*) et leur dist bien que aultrement ne pooit estre, et euissent sur ce avis et brief response. Quant il oirent ce raport, il commencierent tout a criier et a plorer telement et si amerement qu'il ne fust nulz si durs coers ou monde, se il les veist et oist yaus demener, qui n'en euist pité, et n'eurent en l'eure pooir de respondre ne de parler. Et mesmement messires Jehans de Viane en avoit tel pité que il en larmioit moult tenrement.

Une espasse apries, se leva en piés li plus riches bourgois de le ville, que on clamoit sire Ustasse de Saint Piere, et dist devant tous ensi: „Signeur, grans pités et grans meschiés seroit de laissier morir un tel peuple que ci a, par famine ou autrement, quant on y poet trouver aucun moiien. Et si seroit grant aumosne et grant grasce a Nostre Signeur qui de tel meschief les poroit garder. Je, endroit de moy, ay si grant esperance d'avoir grasce et pardon envers Nostre Signeur, se je muir pour ce peuple sauver, que je voeil estre li premiers. Et me metterai volentiers en pur ma chemise, a nu chief et a nus piés, le hart ou col, en le merci dou gentil roy d'Engleterre.“

Quant sires Ustasses de Saint Piere eut dit ceste parole, cescuns l'ala aourer de pité, et pluiseurs hommes et femmes se jettoient a ses piés tenrement plorant: c'estoit grans pités dou là estre, yaus oir et regarder.

Secondement, uns aultres tres honnestes bourgois et de grant afaire, et qui avoit deux belles damoiselles a filles, se leva et dist tout ensi, et qu'il feroit compagnie a son compere sire Ustasse de Saint Piere; on appelloit cesti sire Jehan d'Aire.

Apries se leva li tiers, qui s'appelloit sire Jakemes de Wissant, qui estoit riches homs de meuble et d'iretage, et dist que il feroit a ses deux cousins compagnie. Ensi fist sire Pieres de Wissant ses freres, et puis li cinquimez et li siximez. Et se desvestirent là cil six bourgois tout nu, en pur leur braies et leurs chemises, en le hale de Calais, et misent hars en leurs colz, ensi que ordenance se portoit. Et prisent les clés de le ville de Calais et dou chastiel; cescuns des six en tenoit une puignie.

Si s'en alerent li six bourgois, en cel estat qne je vous di, avoec monsigneur Gautier de Mauni qui les amena tout bellement devers le palais dou roy, et messires Jehans de Viane rentra en le ville de Calais.

---

*) Die Bedingungen, unter welchen König Eduard III. von England den Bürgern und Verteidigern der hart bedrängten Stadt das Leben schenken wollte. Sie lauten: La plus grant grasce qu'il poront trouver ne avoir en moy, c'est que il se partent de le ville de Calais six des plus notables bourgois, en purs les chiés et tous deschaus (pieds nus), les hars ou col, les clés de le ville et dou chastiel en leurs mains. Et de chiaus je ferai ma volenté, et le demorant je prenderai a merci.

Li rois estoit a celle heure en sa cambre, a grant compagnie de contes, de barons et de chevaliers. Si entendi que cil de Calais venoient en l'arroy que il avoit deviset et ordonnet; si se mist hors et s'en vint en la place devant son hostel, et tout cil signeur apres lui et encores grant fuison qui y sourvinrent, pour veoir chiaus de Calais ne comment il fineroient. Et meismement la royne d'Engleterre, qui moult enchainte estoit, sievi le roy son signeur. Evous venu monsigneur Gautier de Mauni et les bourgois dalés lui qui le sievoient, et descendi en la place, et puis s'en vint devers le roy et li dist: „Monsigneur, veci le representation de le ville de Calais, a vostre ordenance.“ Li rois se taisi tous quois et regarda moult fellement sur chiaus; car moult haoit les habitans de Calais, pour les grans damages et contraires que dou temps passet sus mer li avoient fais.

Cil six bourgois se misent tantost en genoulz par devant le roy, et disent ensi en joindant leurs mains: „Gentilz sires et gentilz rois, ves nous chi six, qui avons esté d'ancisserie bourgois de Calais et grans marceans. Si vous aportons les clés de le ville et dou chastiel de Calais, et le vous rendons a vostre plaisir, et nous mettons en tel point que vous nous vees, en vostre pure volenté, pour sauver le demorant dou peuple de Calais; si voellies avoir de nous pité et merci par vostre tres haute noblece.“ Certes il n'i eut adonc en le place signeur, chevalier ne vaillant homme, qui se peuist abstenir de plorer de droite pité, ne qui peuist en grant piece parler. Li rois regarda sus yaus tres ireusement, car il avoit le coer si dur et si espris de grant courous que il ne peut parler; et quant il parla, il commanda que on leur copast les tiestes tantost.

Tout li baron et li chevalier qui là estoient, en plorant prioient si acertes que faire le pooient au roy qu'il en vosist avoir pité, merci; mais il n'i voloit entendre . . . A ce point se grigna li rois et dist: „Messire Gautier, souffrés vous, il ne sera aultrement, mes on face venir le cope-teste. Chil de Calais ont fait morir tant de mes hommes, que il couvient chiaus morir ossi.“

Adonc fist la noble royne d'Engleterre grant humilité, qui estoit durement enchainte, et ploroit si tenrement de pité que on ne le pooit soustenir. Elle se jetta en jenoulz par devant le roy son signeur et dist ensi: „Ha! gentilz sires, puis que je apassai le mer par deçà en grant peril, si com vous savés, je ne vous ay riens rouvet ne don demandet. Or vous pri jou humlement et requier en propre don que, pour le fil sainte Marie et pour l'amour de mi, vous voelliés avoir de ces six hommes merci.“

Li rois attendi un petit de parler et regarda la bonne dame sa femme, qui moult estoit enchainte et ploroit devant lui en jenoulz moult

tenrement. Se li amolia li coers, car envis l'euist couroucie ens ou point là ou elle estoit; si dist: „Ha! dame, je amaisse mieulz que vous fuissies d'autre part que ci. Vous me priiés si acertes que je ne le vous ose escondire; et comment que je le face envis, tenés, je les vous donne: si en faites vostre plaisir.“ La bonne dame dist: „Monsigneur, tres gans mercis.“

Lors se leva la royne et fist lever les six bourgois, et leur fist oster les chevestres d'entours les colz, et les amena avoecques lui en sa cambre, et les fist revestir et donner a disner tout aise; et puis donna a çascun six nobles, et les fist conduire hors de l'ost a sauveté.

In Calais durften sie nicht bleiben, indem der König ihre Häuser konfiszierte. Die „gute Königin“, welche sie gerettet und einem jeden sechs Nobles geschenkt, genierte sich durchaus nicht, bei dieser Gelegenheit die Grundstücke des einen von ihnen, des Jean d'Aire, in Besitz zu nehmen. Der Verfasser findet das natürlich ganz in der Ordnung und erzählt es in derselben unbefangenen Weise, wie die hier mitgeteilte Begnadigung der patriotischen Bürger.*)

Es bleibt nun noch übrig, von Commynes und seinem Werke zu sprechen.

Philippe de Commynes (1445—1509) wurde auf dem Schlosse Commynes in Flandern geboren. Einer der vornehmsten Familien des Landes entsprossen, begab er sich frühzeitig (1464) an den Hof seines Herrn, des Herzogs Philipps des Guten von Burgund. Nach dem Tode dieses Fürsten diente er dessen Sohne, Karl dem Kühnen; aber bald wußte die kalte Überlegung des jungen Staatsmannes die Lage der Dinge viel besser zu würdigen als sein Herr. Er begriff, daß die Jahrhunderte der „kühnen“ Fürsten vorüber waren, und benutzte wohlweislich die sich darbietende Gelegenheit, dem Könige Ludwig XI. von Frankreich einen wichtigen Dienst zu leisten, als dieser gegen seine Gewohnheit sich zu einer Unvorsichtigkeit hatte hinreißen lassen, indem er seinen Gegner Karl den Kühnen auf dessen Schloß zu Péronne besuchte. Bald darauf zog Commynes die Partei des Verständigeren der des Verwegneren vor; er trat 1472 in den Dienst Frankreichs und bis zum Tode Ludwigs XI. spielte er in allen militärischen und diplomatischen Unternehmungen dieses Fürsten eine große Rolle. Später ließ er sich in einige etwas gewagte Intriguen ein. Als Mitglied des Regentschaftsrates während der Minderjährigkeit Karls VIII. wagte er mit den Prinzen eine Art Verschwörung und Aufstand gegen Anna von Beaujeu. Mit dem alten Herzog von Bourbon vom Hofe verwiesen, kehrte er nach zwei Jahren dahin zurück,

*) Gewissermaßen eine Fortsetzung Froissarts ist die Chronique de Bertrand du Guesclin von Cuvelier (herausgegeben von Charrière, Paris 1839), eine beinahe 23,000 Alexandriner umfassende Reimchronik. Das Werk, das letzte Aufflackern der mittelalterlichen Epik repräsentierend, verdient in Bezug auf historische Genauigkeit nicht unbedingtes Vertrauen.

um neue Intriguen anzuzetteln, und diesmal ging es ihm schlecht. Man sperrte ihn 1486 in einen jener Käfige, die er selbst in seinen Memoiren (VI. 11.) beschreibt: Caiges de fer, et d'aultres de boys, couvertes de plaques de fer par le dehors et par le dedans, avec terribles ferrures de quelque huict pieds de large, et de la hauteur d'ung homme, et ung pied plus. Da blieb er acht Monate lang und war dann ein Jahr lang Gefangener in Paris. Nach seiner Befreiung diente er dem Könige noch einige Jahre und zog sich dann in sein Schloß Argenton zurück, wo er 1509 starb.

Das Werk, welches er hinterlassen,*) umfaßt die Geschichte der Regierungen Ludwigs XI. und Karls VIII., von 1464—1498, so wie die hervorragenden Ereignisse in der Geschichte der Nachbarländer, insofern sie mit Frankreich in Verbindung standen. Man kann es zu den Memoiren rechnen, insoweit der Verfasser nur das ausführlich erzählt, was er selbst gesehen und gethan, oder was er von den handelnden Personen erfahren. Und dennoch, welcher Abstand zwischen dieser Art, die Geschichte zu schreiben, und dem Geplauder eines Froissart und Joinville! Für Commynes giebt es in der Geschichte nicht mehr einzelne Ereignisse, welche an sich seine Einbildungskraft reizen. Was er vor allem anschaulich machen will, das ist die innere Verbindung zwischen den Thaten der Menschen und dem, was sie ihr Schicksal nennen: die Ereignisse werden ihm bereits zur Handlung. Bei der Schilderung von Schlachten und ähnlichen die Augen der Menge blendenden Vorgängen ist er fast immer kurz, bisweilen sogar trocken. Er ist weder Anekdotenerzähler, noch kommt es ihm darauf an, zur chronique scandaleuse seiner Zeit seinen Beitrag zu liefern. Aber er vergißt nichts, was die Beweggründe einer wichtigen Staatshandlung aufklären und deren Folgen begreiflich machen kann, und seine Betrachtungen sind immer die eines reifen, verständigen und selbst geistreichen Geschäftsmannes. Es versteht sich, daß er bei alledem Menschen und Thatsachen nicht wie ein Philanthrop unseres Jahrhunderts beurteilt. Er erzählt die Treulosigkeiten, die Grausamkeiten seines Herrn in ziemlich gleichmütiger Weise. Wenn Ludwig XI. einen Kämmerer des Königs von England sehr achtet, weil dieser über die Summen, die er insgeheim vom Könige von Frankreich annimmt, niemals Quittung ausstellt — oder wenn er irgend einen rechtschaffenen Mann, der seinen Absichten im Wege steht, in einen eisernen Käfig steckt — so ist Commynes keineswegs hinreichend Idealist, um sich darüber zu entrüsten. Aber

*) Herausgegeben von R. Chantelauze, Mémoires de Philippe de Commynes. Nouvelle édition. Paris 1881; E. Benoist, Les Lettres de Philippe de Commynes aux Archives de France, recueillies. Lyon 1864; Kervyn de Lettenhove, Lettres et négociations de Philippe de Commines, avec un commentaire historique et biographique. Bruxelles 1867/74. — Vergl. Arnold, Die ethisch-politischen Grundanschauungen des Philippe de Commynes. Dresden 1873; Timpe, Étude sur Philippe de Commines. Lübeck 1879

darum glaube man nicht, es mit einem niedrigen Tyrannenschmeichler, mit einem Manne ohne Gewissen zu thun zu haben. Wenn Commynes sich weder für die Freiheit, noch für die Tugend begeistert, so ist er doch viel zu verständig, um deren Wert zu verkennen — und was er niemals vergiebt oder entschuldigt, das ist eine unnötige Grausamkeit oder Perfidie. Was er über die Eroberungssucht sagt, über die Pflicht der Fürsten, ihre Macht und das Glück ihrer Unterthanen nicht in gewagten Unternehmungen aufs Spiel zu setzen, und über die Notwendigkeit, die Rechte der Unterthanen zu achten — alles das ist der besten Geschichtschreiber aller Zeiten würdig. Und wenn die Größe der Ereignisse einmal die bedachtsamen und gemessenen Worte dieses Politikers belebt, so fühlt der Leser sich um so bewegter, je unbedingter der Verfasser bloß rhetorische Effekte verschmäht. Die folgenden Mitteilungen werden dazu beitragen, diese Bemerkungen zu rechtfertigen und das Interesse des Lesers für jenes merkwürdige Denkmal des französischen Geistes in Anspruch zu nehmen.

Wir beginnen mit einigen Stellen, welche den Charakter und das Schicksal Ludwigs XI., der Hauptperson der Memoiren, betreffen:

Entre tous ceulx que j'ay jamais congneuz, le plus saige pour soy tirer d'ung mauvais pas, en temps d'adversité, c'estoit le roy Loys XI, nostre maistre, et le plus humble en parolles et en habitz; qui plus travailloit a gaigner ung homme qui le povoit servir ou qui luy povoit nuyre. Et ne se ennuyoit point a estre refusé une fois d'ung homme qu'il praticquoit a gaigner; mais y continuoit, en luy promettant largement, et donnant par effect argent et estat qu'il congnoissoit qui luy plaisoit. Et ceulx qu'il avoit chassez et deboutez en temps de paix et de prosperité, il les rachaptoit bien chier quant il en avoit besoing, et s'en servoit; et ne les avoit en nulle hayne pour les choses passees. Il estoit naturellement amy des gens de moyen estat, et ennemy de tous grans qui se povoient passer de luy. Nul homme ne presta jamais tant l'oreille aux gens, ny ne s'enquist de tant de choses, comme il faisoit, ny ne voulut jamais congnoistre tant de gens: car aussi veritablement il congnoissoit toutes gens d'auctorité et de valleur, qui estoient en Angleterre, Espaigne et Portingal, Italie, et es seigneuries du duc de Bourgongne, et en Bretaigne, comme il faisoit ses subgectz. Et ces termes et facons qu'il tenoit, dont j'ay parlé cy dessus, luy ont saulvé la couronne, veu les ennemys qu'il s'estoit luy mesme acquis a son advenement au royaulme. Mais sur tout luy a servy sa grant largesse: car ainsi comme saigement conduisoit l'adversité, a l'opposite, des ce qu'il cuydoit estre asseuré, ou seullement en une trefve, se mettoit a mescontenter les gens, par petitz moyens, qui peu luy servoient, et a grant peine povoit endurer paix. Il estoit legier a parler de gens, et aussi tost en leur presence que en leur absence, sauf de ceulx qu'il

craignoit, qui estoient beaucoup: car il estoit assez craintif de sa propre nature. Et quant pour parler il avoit receu quelque dommaige, ou en avoit suspection, et le vouloit reparer, il usoit de ceste parolle au personnaige propre: „Je scay bien que ma langue m'a porté grant dommaige, aussi m'a elle faict quelquefois du plaisir beaucoup: toutesfois c'est raison que je repare l'amende.“

Die folgende Anekdote möge deutlich machen, was der Verfasser damit sagen will. Sie trug sich im Jahre 1475 zu, als Ludwig XI. den König Eduard IV. von England zu einem für England eben so schimpflichen, als für Frankreich vorteilhaften Frieden verleitet hatte.

Il n'estoit riens au monde dont le Roy eust plus grant paour que de ce qu'il luy eschappast quelque mot parquoy les Anglois pensassent que on se mocquast d'eulx; et d'adventure, le lendemain apres ceste veue, comme il estoit en son retraict, que nous n'estions que trois ou quatre, il luy eschappa quelque mot de risee, touchant ces vins et presens qu'il avoit envoyez a l'ost des Anglois; et en se tournant, il apperceut ung marchant gascon, qui demouroit en Angleterre, lequel luy estoit venu demander ung congiè, pour tirer une certaine quantité de vin de Gascongne sans riens payer du droit du Roy, et estoit chose qui povoit prouffiter audict marchant, s'il luy estoit accordé. Ledict seigneur fut tres esbahy, quant il le veit, et comme il povoit estre entré: il luy demanda de quelle ville il estoit en Guyenne, et s'il estoit mariè en Angleterre. Le marchant luy respondit que ouy, mais qu'il n'y avoit gueres vaillant. Incontinent le Roy luy bailla ung homme, avant que partir de là, qui le conduisit a Bourdeaulx; je parlay a luy par le commandement du Roy, et eut ung tres bon office en la ville, dont il estoit né, et la traicte des vins qu'il demandoit, et mil francz contans pour faire venir sa femme; et envoya ung sien frere en Angleterre sans ce qu'il y allast: et ainsi le Roy se condampna en ceste amende, congnoissant qu'il avoit trop parlé.

Genötigt, hier die Mehrzahl der in hohem Grade wahren Schilderungen zu übergehen, welche Commynes von der letzten Lebenszeit des alten Tyrannen entwirft, geben wir wenigstens einige Stellen des 6. Buches (Kap. 11). Sie sind ebenso wichtig für die Kenntnis des Geschichtschreibers als für die des Königs:

Pour ce, je veulx faire comparaison des maulx et douleurs qu'il a faict souffrir a plusieurs et ceulx qu'il a soufferts avant mourir, pour ce que j'ay esperance qu'ilz l'auront mené en paradis, et que ce aura estè cause en partie de son purgatoire: et si n'ont esté si grans, ne si longs comme ceulx qu'il a faict souffrir a plusieurs, aussi avoit aultre et plus grant office en ce monde qu'ilz n'avoient; et si jamais n'avoit souffert de sa personne, mais tant a estè obey qu'il sembloit presque que toute

l'Europe ne fust faicte que pour luy porter obeyssance: parquoy ce petit qu'il souffroit, contre sa nature et accoustumance, luy estoit plus grief a porter. Commynes erzählt nun, wie der Arzt, der Barbier und der Beichtvater des Königs den Entschluß faßten, ihn sich nicht länger mit Hoffnung täuschen zu lassen und ihm seinen unausbleiblichen Tod kurz und rund zu verkünden: Ainsi signifierent a nostre Roy les trois dessusdictz sa mort en briefves parolles et rudes, disans: „Sire, il fault que nous acquictions: n'ayez plus d'esperance en ce sainct homme ne en aultres choses, car seurement il en est faict de vous, et, pour ce, pensez a vostre conscience: car il n'y a nul remede." Et chascun dict quelque mot assez brief, ausquelz il respondit: „J'ay esperance en Dieu que il m'aydera, car, par adventure, je ne suis pas si mallade que vous pensez."

Quelle douleur luy fut d'ouyr ceste nouvelle! car oncques homme ne craignit tant la mort, ny ne feit tant de choses pour cuyder y mettre remede: et avoit, tout le temps de sa vie, prié a ses serviteurs, et a moy comme a d'aultres, que, si on le veoit en ceste necessité de mort, que on ne luy dist, fors tant seullement: „Parlez peu," et que l'on l'esmeust seullement a se confesser sans luy prononcer ce cruel mot de la mort.

Endlich möge die nachfolgende Stelle des 5. Buches (Kap. 19) eine Vorstellung von den politischen Ansichten dieses Höflings eines Monarchen wie Ludwig XI. geben. Der Verfasser schildert die Gewaltthätigkeit und die Habsucht der Großen an dem Beispiele fast aller Länder Europas; dann fährt er fort:

Donc, pour continuer mon propos, y a il roy ne seigneur sur terre qui ait povoir, oultre son demaine, de mettre ung denier sur ses subjectz, sans octroy et consentement de ceulx qui le doibvent payer, sinon par tyrannie ou viollence? On pourroit respondre qu'il y a des saisons qu'il ne fault pas attendre l'assemblee, et que la chose seroit trop longue a commencer la guerre et a l'entreprendre. Ne se fault point tant haster, on a assez temps: et si vous dis que les roys et princes en sont trop plus fors quant ilz entreprennent du conseil de leurs subjectz, et en sont plus crainctz de leurs ennemys. Et quant se vient a soy deffendre, on voit venir ceste nuee de loing, especiallement quant c'est d'estrangiers: et a cela ne doibvent les bons subjectz riens plaindre ne refuser: et ne scauroit advenir cas si soubdain où l'on ne puisse bien appeller quelques ungz et personnaiges telz que l'on puisse dire: „Il n'est pas faict sans cause," et en cela ne user point de fiction, ne entretenir une petite guerre a voulenté et sans propos, pour avoir cause de lever argent. Je scay bien qu'il fault argent pour deffendre les frontieres et les environs garder, quant il n'est point de guerre, pour n'estre point surprins; et le tout faire moderement: et a toutes ces

choses sert le sens d'ung saige prince: car s'il est bon, il congnoit qui est Dieu et qui est le monde, et ce qu'il doibt et peult faire et laisser. Or, selon mon advis, entre toutes les seigneuries du monde dont j'ay congnoissance, où la chose publicque est mieulx traictee, où regne moins de viollence sur le peuple, où il n'y a nulz ediffices abbatuz ny desmolis pour guerre, c'est Angleterre; et tombe le sort et le malheur sur ceulx qui font la guerre.

Außer diesen beiden originellen, ihr Zeitalter repräsentierenden Schriftstellern zählt die französische Litteratur des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts eine Menge von Chronikenschreibern und Verfassern von Memoiren, über welche der Plan dieses Buches uns kurz zu sein nötigt. Wir nennen nur einige der bekanntesten:

Christine de Pisan (1363—1420), Tochter Thomas' de Pezano (daraus verstümmelt „Pisan"), des Astrologen Karls V., veröffentlichte um 1399 eine Lebensbeschreibung dieses Fürsten: Le Livre des faits et bonnes mœurs de Charles V. Sie besitzt weder die natürliche Anmut Froissarts noch die politische Einsicht des Commynes, aber es ist ihr Verdienst, daß sie, zuerst unter den französischen Chronisten, den Versuch machte, die Ereignisse nicht nur zu erzählen, sondern auch zu beurteilen und zu erklären.*)

Die Chronique scandaleuse des Jean de Troyes**) erzählt in sehr einfacher Weise das Leben und die Thaten Ludwigs XI., und Claude de Seyssel (gestorben 1520 als Erzbischof von Turin)***) und Jean de Saint Gelais†) mit ihrer Darstellung der Regierung Ludwigs XII. (1498 bis 1516), in gewissem Sinne Fortsetzungen des Commynes, beschließen die Reihe der französischen Geschichtswerke des Mittelalters.††)

---

*) Vergl. F. Koch, Leben und Werke der Christine de Pizan. Goslar 1885. — Auch als Verfasserin von allegorischen und didaktischen, sowie dem lyrischen Genre angehörenden Gedichten hat sie sich einen Namen gemacht. Ihr Livre du chemin de long estude hat herausgegeben R. Püschel, Berlin 1881; eine Ausgabe ihrer sämtlichen poetischen Werke hat begonnen Roi, Oeuvres poétiques de Christine de Pisan. I. Ballades, virelais, lais, rondeaux, jeux à vendre et complaintes amoureuses. Paris 1887.

**) Histoire de Louys unziesme, Roy de France, et des choses memorables advenues de son regne depuis l'an 1460 jusques a 1483, autrement dicte La Chronique scandaleuse. Herausgegeben von Petitot, Paris 1820.

***) Histoire de Louys XII, Roy de France, et des choses memorables advenues de son regne, depuis l'an 1498 jusques a l'an 1515. Herausgegeben von Th. Godefroy, Paris 1615.

†) Histoire de Louys XII, Roy de France. Herausgegeben von Th. Godefroy, Paris 1622. — Vergl. über ihn und die eben genannten Historiker Richter, Die französische Litteratur am Hofe der Herzöge von Burgund. Halle 1882.

††) Anmerkungsweise sei noch ein in jener Zeit viel gelesenes Werk erwähnt, das politische Lehrbuch des Honoré Bonet: L'Arbre des Batailles, worin der Verfasser die Geschichte der Päpste und die politische Geschichte behandelt und dann hauptsächlich Fragen erörtert, die in der Kriegsführung unter Königen, unter Baronen, gegen die Ungläubigen, in dem Verhalten gegen Feinde und Gefangene vorkommen

Kapitel XIII.

Die französische Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts.

Der Beginn des sechszehnten Jahrhunderts eröffnete bei allen Völkern Europas die Epoche einer vollständigen Umwälzung in den Ideen sowohl wie in allen Verhältnissen des Lebens. Im Mittelpunkte der Civilisation des Westens gelegen, seit langer Zeit das Land, wo die Gelehrten der Nachbarvölker zusammenströmten, konnte Frankreich nicht unberührt bleiben von der religiösen Bewegung, die Deutschland in zwei feindliche Lager spaltete — und gleichzeitig machte ihm die Politik seiner Könige Italien zugänglich, mit allen Genüssen eines Reichtums und einer Bildung, wie man sie damals im Norden noch nicht kannte. Die französischen Ritter, welche mit Karl VIII. die Alpen überstiegen (1494), sahen sich in eine andere Welt versetzt. Gewerbfleiß und Handel, die Töchter einer ausgedehnten bürgerlichen Freiheit, hatten die italienischen Republiken mit ihren Schätzen bereichert. Im Schoße des Reichtums und des Genusses hatten die Sitten sich gemildert und geglättet. Die Erinnerungen des Altertums, auf diesem heiligen Boden niemals vollständig erloschen, waren unter dem Einfluß geflüchteter Griechen mächtig erwacht; schon im vierzehnten Jahrhundert hatten sie den Genius eines Dante, eines Petrarca, eines Boccaccio begeistert. Weniger als überall sonst hatte in Italien der Gegensatz des Nationalgeistes und einer traditionellen, toten Gelehrsamkeit den geistigen Fortschritt verzögert. Die Italiener verstanden zuerst unter den neueren Völkern ihren Virgil, ihren Horaz, ihren Livius; denn sie atmeten noch die milde und reine Luft des klassischen Himmels, sie lebten mitten unter den schönen Überresten jener Meisterwerke der plastischen Kunst, die die edle und ruhige Einfalt der antiken Poesie so herrlich versinnlichen, und dieselben Leidenschaften, welche die Geschichte des alten Roms bewegten, sie lebten fort in den Seelen der Republikaner von Venedig, von Genua, von Florenz. Ihren Höhepunkt erreichte die Bewegung der Geister, als um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts Italien sich mit gelehrten Griechen anfüllte, als die Familien der Medici in Florenz und der Este in Ferrara den Ruhm der Beschützerinnen der Wissenschaften sich streitig machten. Da bemächtigte die Begeisterung für griechische Dichtkunst und Philosophie sich der ganzen wohlhabenden Klasse. Die Sprache Homers und Platos wurde das Lieblingsstudium der guten Gesellschaft; an dem platonischen Hofe des Kosmo

können, sowie besonders wichtige Vorfälle aus der bezüglichen Gerichtsbarkeit bespricht. Das Buch ist mehrfach gedruckt worden, zuletzt Lyon 1515; Bruchstücke daraus nach einer Handschrift teilte mit A. Kreßner. Herrigs Archiv 67. S. 51 fg.

von Medici zu Florenz sprach man griechisch, die Damen selbst hatten ihren Platz bei diesem Festmahl des Geistes. Man begann nachzuahmen, was das Altertum durch den Meißel des Bildhauers und durch den Pinsel des Malers geschaffen, und bald füllten die Kirchen, die Paläste, die öffentlichen Plätze sich mit Kunstwerken, wie sie das Mittelalter nicht geträumt hatte. Aber schon damals schloß diese blendende Kultur den Keim der Entartung in sich. Die Italiener begannen durch diesen ausschließlichen Kultus der Schönheit und der Freude sich zu entnerven: ihre männlichen, republikanischen Tugenden hielten gegen die Verführungen des Reichtums und des Vergnügens nicht Stich. Selbstsüchtiger Ehrgeiz trat an die Stelle uneigennütziger Vaterlandsliebe; schon hatte die Mehrzahl der republikanischen Städte sich unter das Joch glücklicher Abenteurer gebeugt; die Milde und Eleganz der Sitten gewann einen Anstrich von Leichtfertigkeit, wenn sie nicht geradezu in Zügellosigkeit ausartete. Dies Italien nun, reich geschmückt mit allen Schätzen der Kunst und des Gewerbfleißes, aber durch Parteien zerrissen und durch alle Laster der Civilisation befleckt, das Italien Alexanders VI. und der Lucrezia Borgia, die Heimat der Dichter, der Maler, der reichen Kaufleute, der Intriguanten und der Giftmischer, enthüllten die Kriege Karls VIII. und Ludwigs XII. den Blicken der Franzosen. Und bald genug empfanden die Sieger die geistige Überlegenheit der Besiegten. Man begann mit der Nachahmung dessen, was man am leichtesten begriff. Die schönen Häuser und Schlösser, das reiche Gerät, die Eleganz der Sitten entzückten die französischen Ritter zuerst. Aber bald hielt die Zunahme der geistigen Bildung gleichen Schritt mit der des Luxus. Ludwig XII. bereicherte Paris mit der Beute Italiens, zog Gelehrte und Künstler dahin, und durch die Errichtung des Hofstaates der Königin bereitete er die Herrschaft der Damen in der „guten Gesellschaft“ vor. Die Kraft und die Wirkung dieses ersten Anstoßes verdoppelte sich unter der bewegten Regierung Franz I. Durch die Anmut und Kraft seiner Haltung, durch seine ritterliche Tapferkeit, durch den Glanz seines Hofes und seiner Unternehmungen trug Franz außerordentlich viel zum Einflusse des Königtums auf die öffentliche Meinung bei. Vertreter seines Jahrhunderts in jeder Beziehung, die Sehnsucht nach sittlicher Wiedergeburt ausgenommen, liebte er die Gelehrsamkeit und die Künste. Er beschützt Gelehrte und Dichter, umgiebt sich mit Juristen, mit Philologen, mit Künstlern und Buchdruckern.*) Ermutigt durch das Beispiel und die Protektion des Königs, schmückt sich die alte französische Heiterkeit mit den eleganten Formen der italienischen Poesie. Die volkstümliche Dichtung des fünfzehnten Jahrhunderts erneuert sich mit gefälligerem Ausdruck in den Chansons und Epigrammen Marots, des Villon im Hofkleide. Die alten Ritter-

*) Eines Tages wollte der König in Gesellschaft vieler Hofleute die große Buchdruckerei des berühmten Stephanus besehen. Er fand den Besitzer gerade mit der Korrektur eines Bogens beschäftigt und litt nicht, daß man ihn störe, sondern wartete ruhig, bis jener fertig war.

romane werden aus den Bibliotheken hervorgesucht und, in modernes Französisch übertragen, erheitern sie die Muße des ritterlichen Königs; die Meisterwerke eines Cellini, eines da Vinci verschönern die königlichen Paläste; die Pressen der Stephanus und Badius machen die Reichtümer der alten Litteraturen der lernbegierigen Jugend zugänglich; die Nationalsprache wird in die Gerichtshöfe eingeführt (1539); das Collège de France, 1531 gestiftet, machte die philologischen, mathematischen, philosophischen Studien von der Geistlichkeit unabhängig, der gelehrte Budé (1467—1540), Freund des Erasmus, versammelte dort die lerneifrige Jugend; der geistige Aufschwung des Volkes, durch den König angeregt und befördert, verschafft ihm in der Geschichte den schönen Titel eines „Vater der Wissenschaften." Aber bei alledem fehlt es Franz I. an jener Achtung vor der Gerechtigkeit und der Wahrheit, welche die einzige zuverlässige Grundlage jedes geistigen Fortschritts bildet. Während ein litterarischer Geheimrat und ein „Gerichtshof der Liebe" die Gedanken des Königs beschäftigen, metzeln seine Truppen die Waldenser nieder. Die Scheiterhaufen der Ketzer beleuchten die Feste eines galanten und gebildeten Hofes. Zum ersten Male nehmen die Mätressen ohne Scheu ihren Platz neben den Königinnen ein. „Die Regierung Franz I.," sagt Fénelon, „hinterließ das Volk zu Grunde gerichtet, die Justiz verkäuflich, den Bürgerkrieg entzündet, den Hof allen Thorheiten der galanten Damen überliefert und den ganzen Staat in Verkümmerung."

Natürlich mußten diese Züge der höchsten Gewalt in der Litteratur, welche sie protegierte, sich spiegeln. Das Preisgeben der Ideen für Eleganz und Regelmäßigkeit der Form, die Unterwerfung unter die Launen eines demoralisierten Hofes begann sich in der französischen Litteratur fühlbar zu machen. Aber die unter Franz I. eröffnete Bewegung nach diesem Ziel sollte sich erst ein Jahrhundert später unter Ludwig XIV. vollenden. In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts wurde sie durch den Kampf der Reformation gegen den Katholizismus unterbrochen. In Frankreich wie in Deutschland erhob sich der individuelle Gedanke endlich zu ernstem Ankämpfen gegen die Herrschaft der Autorität.

Die Eröffnung dieses Kampfes macht sich in der schönen Litteratur durch einen gewaltigen Aufschwung der Beredsamkeit und durch den Verfall der alten nationalen Poesie bemerklich. Der leichtfertige, harmlose Spott, der Stil des Fablels und der Chanson genügte nicht mehr der Glut der Leidenschaften. Man fängt an, die Dinge ernsthaft zu nehmen. In dem Maße, wie die öffentliche Meinung sich ausbildet, bedienen die Parteien sich eifriger der Presse, um auf sie einzuwirken. Die Pamphlets vervielfältigen sich; in fliegenden Blättern, mit der ganzen Glut des Hasses und der Begeisterung geschrieben, finden alle Interessen des Tages ihren unmittelbaren Ausdruck. Calvin und sein Freund de Bèze verhandeln die großen Fragen der Religion und der Moral in der Sprache des Volks; die Pasquier, die

Bodin, die Hotman machen die französische Sprache für politische Untersuchungen geeignet; Montaigne tritt auf als ruhiger und scharfsinniger Beurteiler aller Parteien und aller Systeme. Selbst die französische Satire verliert für einen Augenblick den leichten und harmlosen Charakter, den sie unter Franz I. in den Schriften eines Rabelais noch bewahrte — in der „Ménippée“ verteidigt sie ernstlich die Sache der nationalen Freiheit und einer gemäßigten toleranten Denkungsart gegen ausländischen Einfluß und bornierten Fanatismus.

Während dieser großen politischen, religiösen und philosophischen Bewegung wurde die Poesie keineswegs vernachlässigt. Aber bereits eng verbunden mit dem Hofe und mit „der guten Gesellschaft“, entfernt sie sich mehr und mehr von ihrer nationalen Grundlage. Der natürliche und aus dem Herzen kommende Ausdruck des Gefühls begann sich dem Zwange einer sklavischen Nachahmung des Altertums zu unterwerfen. Ronsard und seine Freunde „parlaient grec et latin en français,“ und Ronsard war der Abgott seiner Zeitgenossen. Alle Parteien fügten sich in gleicher Weise dem, was dieser Gesetzgeber des Geschmacks ihnen als „antik“ und „schön“ auftischte. Der Katholizismus hatte in der Poesie bereits gesiegt, als die Freiheit des Individuums ihm auf dem Gebiet politischer und religiöser Erörterung noch ernstliche Schlachten lieferte. Endlich aber entscheidet der Sieg sich auch hier. Das Prinzip der „politischen Partei“ geht siegreich aus dem Kampfe aller Fraktionen hervor. Der Fanatismus weicht der Indifferenz. In der Religion, in der Politik, in der Poesie trägt der französische Instinkt für Ordnung und Regelmäßigkeit über den Neuerungstrieb den Sieg davon. Die schöne Litteratur, lange bei allen Bewegungen der Zeit beteiligt, kehrt in sich selbst zurück. Das absolute Königtum beherrscht die öffentliche Meinung; um in der Gesellschaft bestehen zu können, muß man ihm Dienste leisten oder ihm Schmuck verleihen. Die Litteratur des sechszehnten Jahrhunderts beschäftigt sich lange nur mit der Form des Gedankens: die Gedanken selbst sind ihr vorgeschrieben. Man fügt sich der öffentlichen Meinung, statt sie umzugestalten; man glättet Oden und Sonette, man verwendet alle Sorgfalt auf die Feststellung der Grammatik und die Ausbildung des Stiles; das ist das Resultat, bei welchem das Jahrhundert der Bartholomäusnacht und der Ligue endlich anlangt. Versuchen wir jetzt, dieser Entwickelung im einzelnen zu folgen.*)

*) Ein vorzügliches Hilfsmittel für das Studium der Litteratur des sechszehnten Jahrhunderts ist das Werk von A. Darmesteter et A. Hatzfeld, Le seizième siècle en France. Tableau de la littérature et de la langue, suivi de morceaux en prose et en vers choisis dans les principaux écrivains de cette époque. Paris 1878; ferner Ch. Monnard, Chrestomathie des prosateurs français du 14. au 16. siècle avec une grammaire et un lexique. Genève 1862; G. Merlet, Les grands écrivains français du 16. siècle. Avec introduction, notes et notices littéraires, historiques et philologiques. Paris, seit 1875; A. Brachet, Morceaux choisis des grands écrivains français du 16. siècle. 7. éd. Paris 1884.

I. Marot und seine Schule.

Jean Marot,*) der Vater, verdankt die Ehre, unter den modernen französischen Dichtern genannt zu werden, mehr dem Ruhme seines Sohnes, als seinem eignen Verdienste. Sein Stil weist ihm seinen Platz eher unter den Nachahmern des Romans von der Rose an. Kammerdiener Ludwigs XII. und Lieblingsdichter der Königin Anna von Bretagne, unternahm er es, den Ruhm seines Monarchen zu singen. Sein Voyage de Gênes und sein Voyage de Venise erzählen die Kriege Ludwigs XII. gegen diese Republiken in gereimter Prosa, wie Martial d'Auvergne einst die Thaten und Schicksale Karls VII. besungen hatte. Bloß die allegorischen Personen, welche die Handlung mit langen Reden begleiten und erklären, unterscheiden diese „Heldengedichte" von einfachen Reimchroniken. Das Doctrinal des princesses des Jean Marot erinnert an die triviale Moral von Alain Chartiers Bréviaire des nobles und seine Epîtres geben eine eigentümliche Vorstellung von den Ausdrücken und Wendungen, die man sich damals in der besten Gesellschaft erlaubte. Mit einem Worte, Jean Marot gehört durch seinen Geschmack wie durch seine Geburt dem fünfzehnten Jahrhundert an. Die Regeneration der französischen Poesie beginnt erst mit seinem Sohne Clément Marot (1495—1544).

Der Charakter Marots ist der der guten französischen Gesellschaft aus der Zeit Franz I.: eine Mischung von Anmut und Roheit, von Natürlichkeit und Eleganz, von sehr weltlicher Leichtfertigkeit und protestantischem Eifer. Durch seinen Vater in die Kreise der Hauptstadt eingeführt, ist der Dichter im fünfzehnten Jahre Genosse der Truppe der Enfans sans souci; er wird im Jahre 1519 Page der Margarete von Valois, Schwester Franz I. Sein Geist und seine Verse gewinnen ihm die Gunst des Königs, nnd während eines stürmischen Lebens teilt er den Glanz und die Unglücksfälle der Epoche; aber in allen Glückswechseln bewahrt er die Sorglosigkeit und die geistreiche Sinnlichkeit, welche den Grund seines Charakters bilden. Die kunstverständige Fürstin, welcher er diente, ermutigte durch ihren huldvollen Schutz den galanten und poetischen Aufschwung ihres Pagen*). Im Jahre 1525 begleitete er den Herzog

*) De Jean Marot œuvres avec celles de Michel Marot, son petit-fils. Paris 1723.

**) Es ist jedoch nicht bewiesen und nicht einmal wahrscheinlich, daß die Verehrung, welche der Dichter ihr widmete, über die Grenzen einer erlaubten Galanterie hinaus gegangen ist. Marot spricht von seiner geistreichen Geliebten immer nur mit äußerster Ehrfurcht, z. B. in dem folgenden Epigramm aus dem Jahre 1527:

Je pense en vous et au fallacieux
Enfant Amour, qui par trop sottement
A faict mon cueur aymer si haultement,
Si haultement, hélas! que de ma peine
N'ose esperer un brin d'allegement,
Quelque doulceur de quoy vous soyez pleine.

von Alençon in den Krieg und wurde bei Pavia am Arm verletzt und gefangen, wie er selbst es in einer Elegie erzählt:

Là fut percé tout oultre rudement
Le bras de cil, dont il a de coustume
De manier ou la lance ou la plume.
. . . .
Finablement, avec le Roy mon maistre
Delà les monts prisonnier se veit estre
Mon triste corps, navré, en grand souffrance.

Nach Paris zurückgekehrt, giebt ihn ein Streit mit einer mächtigen Dame, die er geliebt hatte, dem Haß seiner Feinde preis.

Un jour rescriviz à m'amye
Son inconstance seulement,
Mais elle ne fut endormie
A me le rendre chauldement;
Car dès l'heure tint parlement
A je ne sçay quel papelard,
Et lui a dict tout bellement:
„Prenez le, il a mengé le lard“.

D. h. er wurde der Ketzerei angeklagt und im Châtelet gefangen gesetzt. Aber die Rückkehr des Königs befreit ihn aus dem Gefängnis; das Glück lächelt ihm von neuem; als Günstling der Schwester des Königs beteiligt er sich um so kühner an der protestantischen Opposition, die damals am Hofe zum guten Ton gehörte. Später wurde er am Hofe der Prinzessin Renata von Frankreich, zu Ferrara, Protestant, kehrte 1536 zu Lyon in den Schoß der Kirche zurück und entwich dann wieder nach Genf, um seine Übersetzung der Psalmen zu vollenden, welche von der Sorbonne verboten war. Aber die Sittenzucht des Calvinismus sagte dem Temperament des Dichters wenig zu. Um seiner Galanterieen willen wurde er aus Genf vertrieben und ging nach Turin, wo er 1544 in Dürftigkeit gestorben ist. Man sieht wohl, daß der Protestantismus eines solchen Mannes nicht aus der Tiefe des Herzens kam. Die Reformation hatte damals in Frankreich überhaupt noch keinen kühnen und ernsten Charakter angenommen. Man spottete über die Mönche, man tadelte die Mißbräuche der Kirche, man liebte die Buchdruckerkunst und zog die französischen Psalmen und Gebete den lateinischen vor. Das war so ungefähr der Protestantismus Marots und des hohen Adels: mehr eine Art malitiöser Opposition, als religiöse Begeisterung. So ist denn auch die Übersetzung der Psalmen die einzige poetische Unternehmung, in welcher Marot vollkommen scheiterte. Sein Genius hat mit der Glut und Erhabenheit der Gesänge Davids nichts gemein. Aber er ist liebenswürdig, wenn er Sonette und Epigramme reimt, wenn

er in seinen Chansons seine „bonnes fortunes“ und die Reize seiner Geliebten feiert, wenn er über seine Gegner in Satiren spottet, in welchen sein Scherz niemals bitter oder leidenschaftlich wird. Hierher gehört l'Enfer, eine komische an den König adressierte Geschichte seiner Gefangenschaft, die ihm die Freiheit verschaffte. In allen diesen Gedichten behandelt er die Sprache mit einer Anmut und Leichtigkeit, die besser als seine Episteln und Elegieen von dem Nutzen zeugt, den er aus der Lektüre der Alten gezogen. Oft ist man überrascht, in den Poesieen dieses Erben des Villon'schen Geistes fast die reine und korrekte Sprache des siebzehnten Jahrhunderts anzutreffen. Von diesem Gesichtspunkte aus sind seine Übersetzungen der Eklogen Virgils und der Metamorphosen Ovids besonders bemerkenswert. Übrigens ist Marot dabei weit entfernt, sich der Nachahmung der Alten ausschließlich zu überlassen. Die Ausgaben des „Romans von der Rose“ und der Gedichte des Villon, die er besorgte, bezeugen seine Achtung vor der alten Nationallitteratur; man erkennt selbst in seinem Jugendwerke Le temple de Cupidon deutlich genug die Einwirkung des berühmten allegorischen Romans; und für die Anmut und Eleganz seiner erotischen Poesieen ist Marot endlich in hohem Grade den Sonetten Petrarcas verpflichtet, deren einige er übersetzt hat. Die reizende Ungezwungenheit und die naive Geschwätzigkeit seines Stils sind in der französischen Litteratur Urbild nnd Muster des „style marotique“ geblieben*).

Unter den zahlreichen Dichtern, die Marot mit mehr oder weniger Glück nachahmten, nennen wir:

Margarete von Valois**) (Tochter Karls von Orleans, geboren 1492, Gemahlin von Henri d'Albret, König von Navarra, gestorben 1549), Franz I. Schwester und Marots Gönnerin. Sie wetteiferte mit dem Dichter des Tages in den nach dem Muster des Decamerone von Boccaccio zusammengestellten Erzählungen ihres Heptaméron. Sie versichert „y avoir assemblé tous les tours d'adresse joués par les femmes à leurs amans et à leurs maris.“ Die Leichtigkeit des Stils und geistreiche, pikante Scherze sichern diesem eigentümlichen Werke einen ehrenvollen Platz unter den Denkmälern der schönen französischen Prosa: aber die darin herrschende Leichtfertigkeit, die damals zuverlässig zum guten Ton gehörte, giebt eine seltsame Vorstellung von einer Gesellschaft, in welcher Prinzessinnen es wagten, sich öffentlich mit dergleichen Späßen zu belustigen. — In ihrem Alter wurde Margarete fromm. Sie reimte darauf eine Menge „Gebete“ (Oraisons), ein Lehrgedicht Le Triomphe

---

*) Vergl. L. Vitet, Clément Marot, Revue des deux Mondes, 1. août 1868. — Oeuvres complètes de Marot p. p. Jannet. Paris 1868/72; p. p. Guiffrey. Paris 1876. — Reuter, Clement Marots Metrik. Herrigs Archiv 68.

**) F. Lotheißen, Königin Margarethe von Navarra. Ein Kultur- und Litteraturbild aus der Zeit der französischen Reformation. Berlin 1885. — Beste Ausgabe des Heptameron von Le Roux de Lincy. Paris 1853/54; der lyrischen Gedichte von F. Frank. Paris 1873/74; der Lettres von Génin. Paris 1841/42; Deux farces inédites p. p. Lacour. Paris 1856.

de l'Agneau und Epîtres an ihren Bruder, den König. Ihre dramatischen Versuche gehören zur Gattung der alten allegorischen Moralitäten und bezeichnen keinen Fortschritt der französischen Poesie.

Mellin de St. Gelais (1491—1558), Schüler und Bewunderer Marots, teilt die Neigung seines Vorbildes zu elegantem Scherz und übertrifft ihn an gelehrter Bildung. Aber als Bischof und Höfling Heinrichs II. hütet er sich wohl, eine heitere und behagliche Existenz durch ernste Opposition aufs Spiel zu setzen. Sein Spott bezieht sich nur noch auf die kleinen Schwächen der Gesellschaft, der Sinn für Unabhängigkeit und Genuß artet bei ihm oft in Lüderlichkeit aus, und seine Naivität ist nicht selten affektiert. Mellin kommt Marot nur im Epigramm und in der leichtfertigen Erzählung gleich.*)

Das durch Franz I. und seine Schwester gegebene Beispiel blieb in der hohen Gesellschaft Frankreichs nicht ohne Nachahmung. Fast alle französischen Monarchen des sechszehnten Jahrhunderts haben sich in der Chanson versucht. Karl IX. und Heinrich IV. haben deren recht hübsche gemacht, und das lyrische Talent der Maria Stuart verdankt seinen Ruf nicht nur dem Range und dem tragischen Schicksal dieser unglücklichen Fürstin. Vielleicht ist es dem Leser nicht unlieb, wenn wir hier eins ihrer Gedichte mitteilen. Wir wählen ihre Elegie auf den Tod ihres Gemahls, Franz II., da ihr berühmter „Abschied von Frankreich" bereits in allen Sammlungen sich findet.

Ce qui m'estoit plaisant
Ores m'est peine dure,
Le jour le plus luisant
M'est nuit noire et obscure,
Et n'est rien si exquis
Qui de moy soit requis.

Pour mon mal estranger
Je ne m'arreste en place,
Mais j'en ay beau changer
Si ma douleur n'efface,
Car mon pis, et mon mieux,
Sont les plus deserts lieux.

Si en quelque sejour
Soit en bois, soit en prée,
Soit vers l'aube du jour
Ou soit vers la vesprée,
Sans cesse mon cœur sent
Le regret d'un absent;

---

*) Oeuvres de Melin de Saint Gelais, p. p. Blanchemain. Paris 1873.

Si par fois vers les cieux
Viens adresser ma vue,
Le doux trait de ses yeux
Je vois en une nue,
Soudain le voys en l'eau
Comme dans le tombeau.

Mets, chanson, ici fin
A si triste complainte,
Dont sera le refrein:
„Amour vraye et non feinte
„Pour la separation
„N'aura diminution."

Endlich muß hier der Louise Labé Erwähnung geschehen, der „schönen Seilerin" von Lyon (1526—1566). Der echt lyrische Schwung ihrer Sonette und Elegieen, verbunden mit einer für jene Epoche noch ziemlich seltenen Reinheit der Sprache, sichern ihr einen ausgezeichneten Rang unter den französischen Dichtern, die es verstanden haben, die Alten nachzuahmen, ohne in Affektation zu fallen. Louise erregte übrigens die Bewunderung ihrer Zeitgenossen aus mehr als einem Grunde. Mit aller Anmut eines schönen Mädchens verband sie einen kühnen, unerschrockenen Geist. Als Kavalier gekleidet nahm sie an der Belagerung von Perpignan teil (1542), wo ihr Mut und ihre Tapferkeit sie unter den tapfersten Offizieren der Armee bemerkbar machten. Ebenso talentvoll für Musik als für Dichtkunst komponierte sie ihre Verse und sang sie mit bezaubernder Stimme. Hören wir, wie sie selbst die Leidenschaften ihres Dichter- und Frauenherzens in ihrer dritten „Elegie" schildert*):

Quand vous lirez, ô Dames Lionnoises,
Ces miens escrits pleins d'amoureuses noises,
Quand mes regrets, ennuis, despits et larmes
M'orrez chanter en pitoyables carmes,
Ne veuillez point condamner ma simplesse
Et jeune erreur de ma fole jeunesse,
Si c'est erreur. Mais qui dessous les Cieus
Se peut vanter de n'estre vicieus?
L'un n'est content de sa sorte de vie,
Et tousjours porte à ses voisins envie;
L'un forcenant de voir la paix en terre,
Par tous moyens tache y mettre la guerre;

---

*) Oeuvres de Louise Labé, p. p. Blanchemain. Paris 1875. — Vergl. E. Laur, Zur Geschichte der französischen Litteratur. Straßburg 1873.

L'autre, croyant povreté estre vice,
A autre Dieu qu'Or ne fait sacrifice;
L'autre sa foy parjure il emploira
A decevoir quelcun qui le croira;
L'un, en mentant, de sa langue lezarde,
Mile brocars sur l'un et l'autre darde.
Je ne suis point sous ces planettes née,
Qui m'ussent pu tant faire infortunée;
Onques ne fut mon œil marri de voir
Chez mon voisin mieux que chez moy pleuvoir;
Onq ne mis noise ou discord entre amis;
A faire gain jamais ne me soumis;
Mentir, tromper, et abuser autrui,
Tant m'a desplu que mesdire de lui.
Mais, si en moy rien y ha d'imparfait,
Qu'on blame Amour: c'est lui seul qui l'a fait.
Sur mon verd aage en ses laqs il me prit,
Lors qu'exerçoi mon corps et mon esprit
En mile et mile euvres ingenieuses,
Qu'en peu de tems me rendit ennuieuses.
Pour bien savoir avec l'esguille peindre,
J'usse entrepris la renommée esteindre
De celle là qui, plus docte que sage,
Avec Pallas comparoit son ouvrage.
Qui m'ust vu lors en armes fiere aller,
Porter la lance et bois faire voler,
Le devoir faire en l'estour furieus,
Piquer, volter le cheval glorieus,
Pour Bradamante, ou la haute Marphise,
Seur de Roger, il m'ust, possible, prise.
Mais quoy? Amour ne put longuement voir
Mon cœur n'aymant que Mars et le savoir,
Et, me voulant donner autre souci,
En souriant il me disoit ainsi:
„Tu penses donq, ô Lionnoise Dame,
Pouvoir fuir par ce moyen ma flame?
Mais non feras, j'ay subjugué les Dieus
Es bas Enfers, en la Mer et es Cieus.
Et penses tu que n'aye tel pouvoir
Sur les humeins de leur faire savoir
Qu'il n'y ha rien qui de ma main eschape?
Plus fort se pense, et plus tot je le frape.

De me blamer quelquefois tu n'as honte,
En te fiant en Mars, dont tu fais conte;
Mais, meintenant, voy si, pour persister
En le suivant, me pourras resister."
Ainsi parloit, et, tout eschaufé d'ire,
Hors de sa trousse une sagette il tire,
Et, decochant de son extreme force,
Droit la tira contre ma tendre escorce:
Foible harnois pour bien couvrir le cœur
Contre l'Archer qui toujours est vainqueur.
La bresche faite, entre Amour en la place,
Dont le repos premierement il chasse,
Et, de travail qu'il me donne sans cesse,
Boire, menger et dormir ne me laisse.
Il ne me chaut de soleil ne d'ombrage;
Je n'ay qu'Amour et feu en mon courage,
Qui me desguise et fait autre paroitre,
Tant que ne peu moy mesme me connoitre.
Je n'avois vu encore seize hivers,
Lors que j'entray en ces ennuis divers;
Et ja voici le treizieme esté
Que mon cœur fut par Amour arresté.
Le tems met fin aus hautes Pyramides,
Le tems met fin aus fonteines humides;
Il ne pardonne aus braves Colisees,
Il met à fin les viles plus prisees;
Finir aussi il ha acoutumé
Le feu d'Amour, tant soit il allumé.
Mais, las! en moy il semble qu'il augmente
Avec le tems, et que plus me tourmente.
Paris ayma Oenone ardentement,
Mais son amour ne dura longuement;
Medee fut aymee de Jason,
Qui tot après la mit hors sa maison.
Si meritoient elles estre estimees,
Et, pour aymer leurs Amis, estre aymees.
S'estant aymé, on peut Amour laisser,
N'est il raison, ne l'estant, se lasser?
N'est il raison te prier de permettre,
Amour, que puisse à mes tourmens fin mettre?
Ne permets point que de Mort face espreuve,
Et plus que toy pitoyable la treuve;

Mais, si tu veus que j'ayme jusqu'au bout,
Fay que celui que j'estime mon tout,
Qui seul me peut faire plorer et rire,
Et pour lequel si souvent je soupire,
Sente en ses os, en son sang, en son ame,
Ou plus ardente, ou bien egale flame.
Alors ton faix plus aisé me sera,
Quand avec moy quelcun le portera.

II. Romanschriftsteller.

Wie alle Übergangsperioden zahlte auch die erste Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts ihren Tribut an den Geschmack und die Illusionen der zu Grabe getragenen Epoche. Das Ritterwesen, in den Sitten bereits erloschen, wurde für einige Zeit durch die Mode wieder heraufbeschworen. Die Laune Franz I. gab dazu das Signal. Während seiner spanischen Gefangenschaft durch die Lektüre des spanischen Amadis erheitert, beauftragte der König den Herrn d'Herberay des Essarts, diesen Roman ins Französische zu übersetzen — und der Erfolg dieser Übersetzung war außerordentlich.*) Des Essarts ahmte in Frankreich zuerst den feierlichen und regelmäßigen Schritt der kastilianischen Prosa nach. Der Rhythmus der Periode, die Wahl der Worte, die „Noblesse" des Stils verdanken ihm viel. Unterdessen brachte die Ritter-Manie, indem sie sich einer Schar von mittelmäßigen Dichtern bemächtigte, bald genug eine Menge der groteskesten Karrikaturen hervor. Man führte die Heraldik in die Poesie ein. Man schuf das „Wappen der Haare, der Augenbrauen, des Auges, des Halses seiner Geliebten." Um dem Beispiel der alten Paladine auf ihre Weise zu folgen, erklärte jeder Dichter sich zum Sklaven einer imaginären Geliebten, und nahm einen poetischen Zunamen an. So nannte sich Jean Bouchet (1475—1555) „le Traversant des voies périlleuses", Michel Amboise (1500—1547) wählte den Titel „Esclave

---

*) Bekanntlich streiten Flandern, Spanien und Portugal um die Ehre, diesen Roman der Romane, den wahren Codex des phantastischen, fahrenden Rittertums, geschaffen zu haben. Wahrscheinlich ist er aus Wales oder England über Frankreich nach Spanien gekommen. Die erste spanische Bearbeitung wird dem Acuerdo de Oliva in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zugeschrieben, und nach ihr soll die französische Übersetzung gemacht worden sein. Zwischen 1540 und 1548 gab d'Herberay acht Bücher Fortsetzung heraus. Noch im achtzehnten Jahrhundert (1769) erschien eine Bearbeitung des Romans vom Grafen Tressan, und eine neue Ausgabe des Amadis veranstaltete im Jahre 1813 Creuzé de Lesser: Amadis de Gaule, poème faisant suite aux chevaliers de la Table ronde. Nach Deutschland kam der Roman im Jahre 1569, und im achtzehnten Jahrhundert regte er bei uns Händel zu einer Oper an (1715) und Wieland zur Abfassung seines „Neuen Amadis". Vergl. L. Braunfels, Kritischer Versuch über den Roman Amadis von Gallien. Leipzig 1876.

fortuné". Man seufzte in schwülstigen Phrasen für die der eigenen Einbildung entsprossenen Prinzessinnen. In seiner „Parfaicte amye" entwickelt Héroët, Bischof von Digne, die Theorie der platonischen Verehrung Dulcineens. La Broderie stellte ihm in seiner „Amye de cour" ein etwas weltlicheres Ideal entgegen. Alle diese affektierten Übertreibungen aber waren das ziemlich getreue Abbild des hohlen Scheinbildes von Ritterlichkeit, welches am Hofe Franz I. herrschte.

Ungeachtet dieses schlechten Geschmackes der tonangebenden Gesellschaft ließen sich jedoch der gesunde Menschenverstand und die etwas derbe Fröhlichkeit des französischen Volkes keineswegs gänzlich aus der Litteratur vertreiben. Die schlagenden, damals in allen Klassen der Gesellschaft hervortretenden Kontraste gaben in Frankreich wie anderwärts den Spöttern leichtes Spiel. Die Gegner neckten sich, ehe der erste Kampf begann. Die Leidenschaften waren eben erregt genug, um die Gemüter zu erwärmen, aber noch nicht, um sie mit sich fortzureißen. Selten war die Stimmung einer Epoche poetischem Humor so günstig als diese. Die Priester selbst wurden durch die ernste Würde ihres Standes nicht dagegen geschützt. Sie verwandelten sich in Volkstribunen, wie die Zeit sie verlangte. Weit entfernt, sich auf eine ernste und feierliche Deklamation zu beschränken, verschmähte ihre Rhetorik kein Mittel des Erfolgs. Man erlaubte sich alles: persönliche Angriffe, die burleskesten Witzspiele, die rücksichtslosesten Ausfälle. Alle heterogenen Elemente dieser gärenden Gesellschaft vereinigten sich, um dem Genie eines großen Dichters den Stoff zu einem satirischen Werke zu liefern, welches unter den groteskesten Erfindungen einer kühnen und wunderbar fruchtbaren Einbildungskraft die Züge aller Thorheiten und Wunderlichkeiten des Jahrhunderts erkennen läßt. Wir sprechen von Rabelais. Als Sohn eines Apothekers oder Gastwirtes*) wurde er im Jahre 1483 wahrscheinlich bei Chinon in der Touraine geboren. Nachdem er sein Latein gelernt hatte, wurde er Franziskanermönch zu Fontenay-le-Comte. Bald gaben sein Wissen und sein Geist ihm mit dem Neide und der plumpen Roheit der anderen Mönche zu schaffen; man konfiszierte seine griechischen Bücher und warf ihn ins Gefängnis, und nur dem Einflusse seiner angesehenen und gelehrten Beschützer, Budé und Tiraqueau, verdankte er die Freiheit, später auch die Erlaubnis, den Franziskanerorden mit dem der Benediktiner zu vertauschen, dessen Regel bekanntlich die freieste von allen ist (1523). Rabelais wußte die Vorteile wohl zu nutzen, welche dieser Wechsel seinen Studien gewährte.**) Aber auch den leichteren Zwang verleidete ihm bald sein natürlicher Hang zur Ungebundenheit und zu übermütiger Fröhlichkeit. Zum großen Ärgernis der Kirche verläßt er das Kloster, nimmt das Kleid des Weltgeist-

*) Wenigstens befand sich in seinem väterlichen Hause eine Schenke, als der berühmte Historiker de Thou es gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts besuchte.

**) Die satirischen Schriften Rabelais' bekunden eine ungemeine Belesenheit in den klassischen Schriftstellern.

lichen an, genießt in Ligugé die Gastfreundschaft des Bischofs Geoffroi d'Estissac, eines eifrigen Beschützers der Gelehrten,*) und läßt sich endlich (1530) in Montpellier nieder, um Medizin zu studieren. Er gewinnt die Baccalaureuswürde (erst am 22. Mai 1537, sieben Jahre später, ist er Doktor geworden) und macht sich durch einige Abhandlungen über Hippokrates und durch seine Geschicklichkeit in der Ausübung seiner Kunst einen großen Ruf. Ein Streit der Universität mit dem Kanzler des Königs giebt ihm Gelegenheit, als Verteidiger der Privilegien von Montpellier nach Paris zu gehen. Er entledigt sich auf geschickte Weise seines Auftrages. Die Privilegien der Universität werden respektiert, und zu Ehren ihres Unterhändlers tragen die Ärzte von Montpellier fortan die grüne Robe, in welcher Rabelais seinen diplomatischen Sieg gewann. Rabelais selbst aber kehrt nicht mehr zu seinem Lehrstuhl zurück. Der Kardinal du Bellay hat ihn kennen gelernt und sein großes Talent richtig gewürdigt. Er nimmt ihn nach Rom mit, da er als Gesandter dorthin geht. Rabelais benutzte seinen Aufenthalt in der heiligen Stadt, um seine Kenntnisse zu vermehren und sich den Schutz zu verschaffen, dessen er für sein Leben wie für seine Schriften nur zu sehr bedurfte. Am 27. Januar 1536 sprach eine Bulle des Papstes Paul III. ihn von den Sünden der Apostasie und der Irregularität frei und eröffnete ihm von neuem den Zugang zu den Wohlthaten der Kirche. Der Kardinal du Bellay fuhr auch nach der Rückkehr nach Frankreich fort, seinen fröhlichen und geistreichen Freund zu beschützen, bediente sich desselben in seinen wichtigsten Angelegenheiten und gab ihm eine Pfründe an der Stiftskirche St. Maur. Einmal noch hatte dann der Dichter des Pantagruel von der Ungunst seiner alten Feinde, der Mönche, zu leiden. Er wurde 1547, während der Krankheit des Königs, der Ketzerei angeklagt und gezwungen, in die Verbannung zu gehen. Bald aber wußte seine erprobte Gewandtheit die Gunst des unter Heinrich II. allmächtigen Hauses Lothringen zu gewinnen. Man gab ihm 1551 die gute Pfarre von Meudon und ließ ihn mit königlichem Privilegium seine Satiren drucken, während man seine freisinnigen Freunde verfolgte. Er starb im Jahre 1553, 70 Jahr alt. In seiner letzten Krankheit ließ sich der Kardinal durch einen Pagen nach dem Befinden seines Freundes erkundigen. „Dis à Monseigneur," soll Rabelais geantwortet haben, „l'état où tu me vois; je m'en vais chercher un grand Peut-Etre.

---

*) Jean Bouchet, einer der Gäste des Bischofs, schildert dieses Haus, das Vorbild der Abtei Thélème im Pantagruel, als ein wahres Paradies der Schriftsteller und Gelehrten. Man fände da

les bons fruits et les bons vins
Que bien aimons entre nous Poitevins.

Der Hausherr aber wisse vor Allem seine Gäste zu wählen:

Il aime gens lettrés
En grec, latin et françoys bien estrez
A deviser d'hystoire ou theologie,
Dont tu (nämlich Rabelais) es l'ung; car en toute clergie
Tu es expert, etc.

Il est au nid de la pie, dis luy qu'il s'y tienne, et pour toy, tu ne seras jamais qu'un fol. Tire le rideau, la farce est jouée."

Das Werk, welchem Rabelais die Unsterblichkeit seines Namens verdankt, der Gargantua und die Faicts et dicts héroïques du bon Pantagruel*), steht in der Mitte zwischen der komischen Epopöe und dem satirischen Roman. Der Verfasser erzählt darin die Geschichte der beiden Riesen Gargantua und Pantagruel, Vater und Sohn, deren mythische Namen er in den Volkssagen der Touraine, seiner Heimat, vorfand. Das erste Kapitel erzählt uns, wie das Grab des Gargantua aufgefunden wurde unter einem Stein, „signée au dessus d'un goubelet, à l'entour duquel estoit escript en lettres ethrusques: Hic bibitur, trouverent neuf flaccons en tel ordre qu'on assiet les quilles en Guascoigne." Sodann lesen wir die wunderbare Geschichte von der Geburt Gargantuas, dessen erste Worte waren: à boire! à boire! à boire! und dessen erstes Hemdchen aus neunhundert Ellen „de toille de Chasteleraud" verfertigt wurde. Die Erziehung Gargantuas, dann seine Studien in Paris und seine Heldenthaten füllen den ersten Teil des Werkes; der zweite ist den Abenteuern des Pantagruel gewidmet, der alle Provinzen des Reiches der Narrheit besucht, die Thoren bekämpfend und die rechtschaffenen Leute beschützend. Alle diese Erzählungen wimmeln von Schilderungen der Sitten des Jahrhunderts, in welchen die feinste Beobachtung und die bitterste Satire sich unter burlesken und oft im höchsten Grade cynischen Karrikaturen verbirgt. Oft, im Begriff sich mit Unwillen von den plumpesten Kneipwitzen abzuwenden, trifft man auf Stellen, deren wahre und fast erhabene Beredsamkeit man bewundern muß. Der Verfasser verschont kein Laster, keine Thorheit, keine Geschmacklosigkeit seiner Zeitgenossen. Die Sinnlichkeit und Einfalt eines großen Teiles des damaligen Klerus wird vortrefflich durch den „Sophisten" veranschaulicht, der im Namen der Geistlichkeit von Paris die Glocken von Notre-Dame von Gargantua zurückfordert und der in seiner Rede von den „six pans de saulcisses" und dem „paire de

---

*) Die erste Skizze des Romans erschien 1532 während eines Aufenthaltes des Verfassers zu Lyon unter dem Titel: „Les grandes et inestimables chroniques du grand et énorme géant Gargantua". Die erste Fortsetzung, Pantagruel, erschien 1533. Aber das erste Buch des Gargantua, welches Rabelais unsterblich gemacht hat, wurde erst 1535 gedruckt unter dem Titel: „La vie inestimable du grand Gargantua, père de Pantagruel". Es hat mit jener ersten Skizze kaum mehr als den Namen gemein; die Fortsetzungen und Verbesserungen haben Rabelais während seines ganzen Lebens beschäftigt. — Vollständige Ausgabe von Jannet. Paris 1868/72; 7 tom.; Les cinq livres de Rabelais. Avec une notice par le bibliophile Jacob. Variantes et glossaire, p. p. Chéron. Paris s. a.; von Desmarets et Rathery. Paris 1857 (1873); von Marty-Laveaux. Paris 1868/73; von Montaiglon et Lacour. Paris 1868/73; von Moland. Paris 1860. — Vergl. E. Noël, Rabelais et son œuvre. Paris 1880; G. Vallet, Le génie de Rabelais. Paris 1860; A. Maysargues, Rabelais, étude sur le 16. siècle. Paris 1869; Géruzez, Essais de littérature française. Paris s. a. S. 279—316. — Deutsche Übersetzung von Regis. Leipzig 1832/41; von Gelbcke. Leipzig 1880.

chausses“ nicht los kommt, die man ihm versprochen hat (I. 19). — Ha! Ha! ruft er mitten in seiner feierlichen Rede: „n'a pas paire de chausses qui veult. Je le sçay bien quant est de moy. Advisez qu'il y a dixhuyt jours que je suis à matagraboliser [étudier] cette belle harangue. Reddite quae sunt Caesaris Caesari, et quae sunt Dei Deo. Ibi jacet lepus. Par ma foy, Domine, si voulez souper avecques moy in camera, par le corps de Dieu caritatis, nos faciemus bonum cherubin. Ego occidi unum porcum et ego habet bon vino. — Or sus, de parte Dei, date nobis clochas nostras.“ — Man sieht wohl, wer in diesem Latein der „Epistolae virorum obscurorum“ verspottet wird. Und wer könnte den „bon frère Jean des Entommeures“ verkennen, der da denkt qu'un moine savant serait un monstre inouï et que pour vivre à son aise il n'est rien de tel que bien manger, boire d'autant et dire toujours du bien de Monsieur le Prieur“ — oder wer verstände Rabelais nicht, wenn er von der „Isle Sonnante“ erzählt, „où les pardons sont achetés à beaux écus sonnants.“ — Die gelehrte Pedanterie vieler Philologen jener Zeit wird vortrefflich repräsentiert durch den Studenten aus Limoges, der nicht von Paris kommt, sondern „de l'alme et inclyte academie que l'on vocite Lutece“ und der „transfrete la Sequane au dilucule et crepuscule et deambule par les compites et quadriviers de l'urbe.“ Nach den Priestern und Pedanten kommen die ungeschickten Ärzte und die einfältigen, bestechlichen Richter am schlechtesten fort. Sein „vieux Bridoye“ ist in der französischen Komödie das Urbild der letztern Klasse geblieben; wir finden ihn in Beaumarchais' Bridoison wieder. Und den Kranken, welche ihr Leiden kennen lernen wollen, giebt Rabelais den Rat, sich nicht an die Doktoren zu wenden, sondern, wie Gargantua, Pillen zu verschlucken, „renfermans des valets avec des lanternes, pour éclairer, sonder et connaître parfaitement ces lieux souterrains dont la médecine ne s'embarasse pas.“ Das würde sicherer sein!

Man möchte sich verwundern, daß der Verfasser eines solchen Buches bis an sein Ende ruhig im Schoß einer Kirche gelebt hat, welche sich damals schon mit Scheiterhaufen gegen den Einbruch der Ketzerei rüstete. Aber die Satire des Rabelais war in der That nicht geeignet, die Massen in Bewegung zu setzen, oder die mächtigen Herren zu sehr zu verletzen. Rabelais war viel zu guter Franzose, um sich Gefahren auszusetzen, indem er ernstlich eine Unsittlichkeit bekämpfte, deren Bekanntschaft er wohl keinesweges bloß im Interesse seiner Satiren gemacht hatte, und das „Große Vielleicht“, welches er hinter seinem lustigen Leben ahnte, konnte ihn schwerlich hinreichend begeistern, um sich dafür als Ketzer verbrennen zu lassen. Rabelais weiß immer sehr wohl, mit wem er es bei seinen Spöttereien zu thun hat. In seinem Werke kommen zwei Gattungen von Helden vor, die Menschen und die Riesen. Die ersteren spielen die komischen Rollen des Romans, wenn sie sich gegenseitig verspotten und anführen. Mit den Riesen verfährt Rabelais etwas vorsichtiger, und

vielleicht vermutet Girardin nicht ganz unrichtig, „qu'un attribut de la puissance des géants a été d'accorder et de refuser l'impression des livres et de protéger aussi au besoin les railleurs contre la Sorbonne et contre le Parlement."

Wir gestatten uns hier einige ausgewählte Abschnitte des Werkes abdrucken zu lassen, wobei wir nicht verfehlen wollen, die Leser, denen das oft überladene Französisch Rabelais' Schwierigkeiten bereiten sollte, auf die oben erwähnten mustergiltigen deutschen Übersetzungen zu verweisen. Es wird fast überflüssig sein, zu bemerken, daß die verschiedenen Methoden, nach welchen hier die „Sophisten" und Ponokrates den jungen Gargantua behandeln, den Kontrast der mönchischen Barbarei gegen die humanistische Aufklärung anschaulich machen. Auf litterarischem Gebiet ist dies die große Frage des sechszehnten Jahrhunderts, und die Weise, in welcher Rabelais sie auffaßt, wird uns für das Verständnis der litterarischen Umwälzungen dieser Zeit nicht wenig förderlich sein.

Livre I. Chap. XXI.

L'estude de Gargantua, selon la discipline de ses precepteurs sophistes.

Ce faict, (Gargantua) voulut de tout son sens estudier à la discretion de Ponocrates; mais icelluy, pour la commencement, ordonna qu'il feroit à sa maniere accoustumée, affin d'entendre par quel moyen, en si long temps, ses antiques precepteurs l'avoient rendu tant fat, niays et ignorant. Il dispensoit doncques son temps en telle façon que ordinairement il s'esveilloit entre huyt et neuf heures, fust jour ou non: ainsi l'avoient ordonné ses regents antiques, allegans ce que dict David: „Vanum est vobis ante lucem surgere." Puis se gambayoit, penadoit et paillardoit parmy de lict quelque temps pour mieulx esbaudir ses esperitz animaulx; et se habilloit selon la saison; mais voluntiers portoit il une grande et longue robbe de grosse frize, fourrée de renards; après se peignoit du peigne de Almaing (sehr schmeichelhaft für uns Deutsche!), c'estoit des quatre doigtz et le poulce, car ses precepteurs disoient que soy aultrement peigner, laver et nettoyer estoit perdre temps en ce monde.

Puis desjeunoyt pour abatre la rosée et maulvais aer: belles tripes frites, belles carbonnades, beaulx jambons, belles cabirotades et force soupes de prime. Ponocrates luy remonstroit que tant soubdain ne debvoit repaistre au partir du lict, sans avoir premierement faict quelque exercice. Gargantua respondit: Quoy? N'ay je faict suffisant exercice? Je me suis vaultré six ou sept tours parmy le lict davant que me lever. Ne est ce assez? Le pape Alexandre ainsi faisoit, par le conseil de son medicin juif, et vesquit jusques à la mort, en despit des envieux. Mes premiers maistres me y ont accoustumé, disans que le desjeuner faisoit bonne memoire; pourtant y buvoient les premiers. Je m'en trouve fort

bien et n'en disne que mieulx. Et me disoit maistre Tubal (qui fut premier de sa licence à Paris), que ce n'est tout l'advantaige de courir bien tost, mais bien de partir de bonne heure: aussi n'est ce la santé totale de nostre humanité, boyre à tas, comme canes, mais ouy bien de boire matin. Unde versus:

Lever matin n'est poinct bon heur,
Boyre matin est le meilleur.

Après avoir bien à poinct desjeuné, alloit à l'eglise, et luy portoit on dedans un grand panier un gros breviaire empantophlé, pesant, tant en graisse que en fermoirs et parchemin, poy plus poy moins, unze quintaulx six livres; là oyoit vingt et six ou trente messes; ce pendent venoit son diseur d'heures en place, empaletocqué comme une duppe et tresbien antidoté son alaine à force syrop vignolat; avecques icelluy marmonnoit toutes ses kyrielles, et tant curieusement les espluschoit qu'il n'en tomboit un seul grain en terre. Au partir de l'eglise, on luy amenoit sur une traine à beufz un faratz de patenostres de sainct Claude, aussi grosses chascune qu'est le moulle d'un bonnet, et, se pourmenant par les cloistres, galeries ou jardin, en disoit plus que seze hermites.

Puis estudioit quelque meschante demye heure, les yeulx assis dessus son livre. Mais (comme dit le Comicque) son ame estoit en la cuysine.

Puis se asseoyt à table. Et par ce qu'il estoit naturellement phlegmaticque, commençoit son repas par quelques douzeines de jambons, de langues de beuf fumées, de bourtargues, d'andouilles, et telz aultres avant-coureurs de vin. Ce pendent quatre de ses gens luy gettoient en la bouche l'un après l'autre continuement moustarde à pleines palerées; puis beuvoit un horrificque traict de vin blanc pour luy soulaiger les roignons. Après, mangeoit, selon la saison, viandes à son appetit, et lors cessoit de manger quand le ventre luy tiroit. A boyre n'avoit poinct fin ny canon. Car il disoit que les metes et bournes de boyre estoient quand, la personne beuvant, le liège de ses pantoufles enfloit en hault d'un demy pied.

Chap. XXIIII.

Comment Gargantua feut institué par Ponocrates en telle discipline qu'il ne perdoit heure du jour.

Quand Ponocrates congnut la vitieuse maniere de vivre de Gargantua, delibera aultrement le instituer en lettres; mais pour les premiers jours le tolera, considerant que nature ne endure mutations soubdaines sans grande violence. Pour doncques mieulx son œuvre commencer, supplia un sçavant medicin de celluy temps, nommé maistre Theodore, à ce qu'il considerast si possible estoit remettre Gargantua en meilleure

voye. Lequel le purgea canonicquement avecq elebore de Anticyre, et par ce medicament luy nettoya toute l'alteration et perverse habitude du cerveau. Par ce moyen aussi Ponocrates luy feist oublier tout ce qu'il avoit appris soubs ses antiques precepteurs, comme faisoit Timothée à ses disciples qui avoient esté instruictz soubz aultres musiciens. Pour mieulx ce faire, l'introduisoit ès compaignies des gens sçavans que là estoient, à l'emulation desquelz luy creust l'esperit et le desir de estudier et aultrement se faire valoir.

Après en tel train d'estude le mist qu'il ne perdoit heures quelconcques du jour, ains tout son temps consommoit en lettres et honeste sçavoir. Se esveilloit doncques Gargantua environ quatre heures du matin. Ce pendent qu'on le frotoit, luy estoit leue quelque pagine de la divine Escripture haultement et clerement avecques pronunciation competente à la matiere; et à ce estoit commis un jeune paige natif de Basché, nommé Anagnostes. Selon le propos et argument de ceste leçon, souventes foys se adonnoit à reverer, adorer, prier et supplier le bon Dieu, duquel la lecture monstroit la majesté et jugemens merveilleux. Puis alloit ès lieux secrets faire excretion des digestions naturelles. Là son precepteur repetoit ce que avoit esté leu, luy exposant les poincts plus obscurs et difficiles. Eulx retornans consideroient l'estat du ciel, si tel estoit comme l'avoient noté au soir precedent: en quelz signes entroit le Soleil, aussi la Lune, pour icelle journée. Ce faict, estoit habillé, peigné, testonné, accoustré et parfumé, durant lequel temps on luy repetoit les leçons du jour d'avant. Luy mesmes les disoit par cueur, et y fondoit quelques cas practicques concernans l'estat humain, lesquelz ilz estendoient aulcunes foys jusques deux ou troys heures, mais ordinairement cessoient lors qu'il estoit du tout habillé. Puis par troys bonnes heures luy estoit faicte lecture. Ce faict, yssoient hors, tousjours conferans des propoz de la lecture, et se desportoient en Bracque*), ou ès prez, et jouoient à la balle, à la paulme, à la pile trigone, galantement se exercans les corps comme ilz avoient les ames auparavant exercé. Tout leur jeu n'estoit qu'en liberté, car ilz laissoient la partie quand leur plaisoit, et cessoient ordinairement lors que suoient parmy le corps, ou estoient aultrement las. Adoncq estoient tresbien essuez et frottez, changeoient de chemise, et doulcement se pourmenans alloient veoir sy le disner estoit prest. Là attendans recitoient clerement et eloquentement quelques sentences retenues de la leçon. Ce pendent monsieur l'appetit venoit, et par bonne oportunité s'asseoient à table. Au commencement du repas estoit leue quelque histoire plaisante des anciennes

*) Jeu de paume du faubourg Saint-Marceau, qui avait pour enseigne: „au Chien braque“.

prouesses, jusques à ce qu'il eust prins son vin. Lors (si bon sembloit) on continuoit la lecture, ou commençoient à deviser joyeusement ensemble, parlans pour les premiers mots de la vertu, propriété, efficace et nature de tout ce que leur estoit servy à table, du pain, du vin, de l'eau, du sel, des viandes, poissons, fruictz, herbes, racines, et de l'aprest d'icelles. Ce que faisant, apprint en peu de temps tous les passaiges à ce competens en Pline, Athenee, Dioscorides, Jullius Pollux, Galen, Porphyre, Opian, Polybe, Heliodore, Aristoteles, Elian et aultres. Iceulx propos tenus, faisoient souvent, pour plus estre asseuréz, apporter les livres susdicts à table . . . . . . Après se lavoit les mains et les yeulx de belle eaue fraische, et rendoient graces à Dieu par quelques beaulx canticques faictz à la louange de la munificence et benignité divine. Ce faict, on apportoit des chartes, non pour jouer, mais pour y apprendre mille petites gentillesses et inventions nouvelles, lesquelles toutes yssoient de arithmetique. En ce moyen entra en affection de icelle science numerale, et tous les jours après disner et souper y passoit temps aussi plaisantement qu'il souloit en dez ou ès chartes. A tant sceut d'icelle et theoricque et practicque si bien, que Tunstal Angloys, qui en avoit amplement escript, confessa que vrayement en comparaison de luy il n'y entendoit que le hault alemant.

Dann folgt eine Schilderung der gymnastischen Übungen, wie sie mancher heutige Turnlehrer sich zum Muster nehmen könnte, auch Musik und praktische Technologie sind nicht vergessen. Wir erhalten das vollständige, nur vielleicht etwas überladene Bild einer fürstlichen Erziehung im besten Sinne des Wortes. Für alles ist Zeit da, nur nicht für Messen und Rosenkranz-Beten. Zum Schlusse heißt es:

Ainsi fut gouverné Gargantua, et continuoit ce procès de jour en jour, profitant comme entendez que peut faire un jeune homme scelon son aage de bon sens en tel exercice ainsi continué. Lequel, combien que semblast pour le commencement difficile, en la continuation tant doulx fut, legier et delectable, que mieulx ressembloit un passe-temps de roy que l'estude d'un escholier. Toutefoys, Ponocrates, pour le sejourner de ceste vehemente intention des esperitz, advisoit une foys le moys quelque jour bien clair et serain, auquel bougeoient au matin de la ville, et alloient ou à Gentilly, ou à Boloigne, ou à Montrouge, ou au pont Charanton, ou à Vanves, ou à Sainct Clou. Et là passoient toute la journée à faire plus grande chere dont ilz se pouvoient adviser, raillans, gaudissans, beuvans d'aultant, jouans, chantans, dansans, se voytrans en quelque beau pré, deniceans des passereaulx, prenans des cailles, peschans aux grenoilles et escrevisses.

III. Theologie und Philosophie.

Wir haben schon der entscheidenden Krisis gedacht, welche um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die französische Nation in ihren innersten Tiefen bewegte. In der That, nach dem Tode Franz I. gewinnt alles eine andere Gestalt in der Religion, in der Politik wie in der Litteratur. Die Gegner sind es müde, sich zu beobachten, der Zusammenstoß der Gegensätze ist unvermeidlich. Die Intrigue nimmt ihre Zuflucht zur Gewalt, und die Fragen der Zeit werden endlich ernstlich verhandelt: auf den Schlachtfeldern wie im Hörsaal und auf der Kanzel. Gemeinhin sind solche Zeiten allgemeiner Gärung dem Kultus der Musen nicht eben günstig. Aber wenn mitten unter den ewigen Reibungen der Interessen einmal der Kampf großer Prinzipien entbrennt, wenn die Massen am Streit der Parteien lebendigen Anteil nehmen — dann geschieht es oft, daß die Arbeiten des Geistes an Originalität und an Kraft gewinnen, was sie an Eleganz einbüßen. Die Bürgerkriege sind in der Regel die Epochen der großen Redner, der kühnen und unabhängigen Denker. Aus einem Werkzeug des Vergnügens wird die Sprache zur Waffe der erbitterten Gegner. Die Gründe des Gegners sind öffentlich zu widerlegen: und sie ist scharf und klar; man wendet sich an die Leidenschaften des Volkes, man will seine Freunde ermutigen, seine Gegner dem Hasse der Welt Preis geben; und siehe, sie schmückt sich mit allen Farben einer begeisterten und volkstümlichen Redekunst. Alle Leidenschaften der Zeit, alle Bewegungen der Epoche lassen in ihr ihre Spuren zurück, und wie sie endlich fest und bleibend aus diesem Chaos hervorgeht, ist sie das treueste und lehrreichste Bild von dem Ergebnis des Kampfes.

So geschah es in Frankreich im sechszehnten Jahrhundert. Es ist natürlich, daß von zwei Gegnern der an materieller Gewalt schwächere die meisten Anstrengungen macht, um wenigstens die geistige Überlegenheit zu behaupten: deshalb finden sich denn auch in den religiösen Umwälzungen die beredtesten Schriftsteller fast immer auf Seiten der Sektierer! Man weiß, was Luther für die deutsche Sprache gethan hat. Wenn der französische Reformator ihm an Popularität und litterarischem Ruhm nicht gleichgekommen ist, so ist daran weniger Mangel an Genie schuld, als Mangel an natürlicher Harmonie zwischen seinem Charakter und dem der Nation. In der That steht Calvin (1509 bis 1564) an der Spitze der französischen Prosaiker des sechszehnten Jahrhunderts. — Die Darstellung seines Lebens gehört der allgemeinen Geschichte an, die seiner Lehre der Kirchengeschichte, aber das litterarische Verdienst seiner am 1. August 1535 Franz I. gewidmeten „Institution chrétienne“ kann in einer noch so wenig ausführlichen Schilderung der französischen Litteratur nicht mit Stillschweigen übergangen werden. — Philarète Chasles nennt es mit Recht „le premier ouvrage en prose où, depuis les mémoires de Comines, la force de l'esprit ait imprimé à la langue française ce caractère éner-

gique et puissant qui n'émane que de grands intérêts et de fortes passions." — Die Anrede, in der Calvin den König zur Duldung ermahnt, verdient neben die besten Proben französischer Beredsamkeit gestellt zu werden: „Ecartez", ruft er, „écartez de vos oreilles les conseils perfides des calomniateurs, dont la venimeuse iniquité vous pousse à des cruautés qui sont éloignées de votre cœur; faites cesser ces impétueuses furies qui, sans que vous y mettiez ordre, exercent toujours cruauté par prison, fouets, géhennes, tortures et brûleures. Voyez le sort de ces malheureux qui, pour vouloir connaître un seul vrai Dieu sont, les uns détenus en prison, les autres menés à faire amendes honorables, les autres bannis, les autres tués, tous en tribulation, tenus pour maudits et exécrables, injuriés et traités inhumainement. Et cependant ces hommes, si barbarement chassés de leurs maisons, ne cessent point de prier pour vous." Freilich verlangte Calvin die Duldung nur für sich und seine Anhänger, während er selbst sie andern verweigerte; wie er denn seinen Studienfreund, den unglücklichen Servet, wegen seiner Zweifel über das Dogma der Dreieinigkeit zu Genf verbrennen ließ. Der harte und finstere Geist seines Systems hat nicht wenig dazu beigetragen, die Mehrheit der Franzosen der Reform zu entfremden.*)

Während Calvin die Hierarchie angriff, indem er an die heilige Schrift und das religiöse Bedürfnis des menschlichen Herzens appellierte, eröffnete der Philosoph La Ramée (Ramus) (1515—1572) den Krieg des gesunden französischen Menschenverstandes gegen die Spitzfindigkeiten der scholastischen Philosophie. Sohn eines Bauern in der Pikardie, wurde er als Diener an der Pariser Universität aufgenommen. Dort lernte er ohne Lehrer die alten Sprachen und wurde dann Doktor der Philosophie. Die Logik des Aristoteles, wie man sie damals lehrte, konnte seinen nach Erkenntnis dürstenden Geist nicht befriedigen. Anfangs hielt er sich deshalb an die Schwäche seines Verstandes; später jedoch, sich aus seiner Verzweiflung aufrichtend, wagte er es, gegen die durch die Stimme der Jahrhunderte geheiligte Lehre des Meisters rückhaltlos aufzutreten. Er verteidigte öffentlich den Satz: „Alles, was Aristoteles lehrt, ist falsch" (in seiner Schrift Animadversionum in dialecticam Aristotelis libri XX. Paris 1543). Der künstlichen und unverständlichen Logik der Schulen setzte er jene entgegen, deren Gesetzen der Mensch unbewußt sich fügt; das will sagen: er leugnet die historische Autorität, um sich auf eine andere, völlig eben so zweifelhafte zu stützen: auf die seiner individuellen Anschauung. Möge diese Art zu untersuchen den großen Aufgaben der Wissenschaft immerhin nicht genügen, sie war gleichwohl ein Schritt zur Befreiung des

*) Choix des œuvres françaises de Calvin, p. p. P. Lacroix. Paris 1842; seine sämtlichen Werke sind enthalten im Corpus reformatorum. Braunschweig 1863. — Sein Leben beschrieb sein Freund Theodore de Bèze (ed. Franklin. Genf 1864); Henry. Hamburg 1835/44; vergl. Lobstein, Die Ethik Calvins. Straßburg 1878; Géruzez, Essais de Littérature française. S. 317—385. Paris s. a.

Gedankens, und als solcher überlieferte sie La Ramée den Verfolgungen der Sorbonne. Der kühne Bauernsohn wurde nur desto entschiedener. Um 1567 erklärte er sich öffentlich für die Hugenotten, kämpfte bei St. Denis, und erduldete dann alle Wechsel des Bürgerkrieges, bis er im Jahre 1572 in der Bartholomäusnacht der Wut der Schüler seines philosophischen Gegners Charpentier erlag. Das Verdienst La Ramée's besteht darin, daß er die Philosophie aus der Sprache der Schule in die des Lebens übersetzte. Seine „Rhetorik" ist in Frankreich lange als oberstes Tribunal des guten Geschmackes geachtet worden.

La Ramée bezahlte den Mut teuer, der ihn der Autorität der Schule und der Kirche offen entgegentreten ließ. Aber weder sein Tod noch der von Tausenden seiner Glaubensgenossen hat dem Katholicismus in Frankreich zum Siege verholfen. Die Verfolgungen würden dem legitimen Kultus wenig gefruchtet haben, hätte er sich nicht auf zwei mächtige Bundesgenossen gestützt: das Nationalgefühl, welches vor allem die Einheit des Reiches verlangte, und die philosophische Indifferenz in religiösen Dingen. Der große litterarische Vertreter dieser echt französischen Geistesrichtung ist Michel Montaigne, der geistreichste französische Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts. Er wurde auf dem Schlosse Montaigne in Périgord, in einer edeln und reichen Familie, am 28. Februar 1533 geboren. Die Erziehung, welche sein Vater ihm geben ließ, trug auf eigentümliche Weise den doppelten Charakter des leichten, eleganten, aller Pedanterie feindlichen französischen Geistes und der Begeisterung für Gelehrsamkeit, welche sich Europas damals bemächtigt hatte. In der Meinung, das mühsame Studium des Griechischen und Lateinischen sei die einzige Ursache, welche die moderne Jugend nicht zu der Seelengröße und vollendeten Bildung der alten gelangen lasse, gab er seinem Sohn von vorn herein einen deutschen Lehrer, der nur Latein mit ihm sprach, so daß der junge Montaigne in der That im Alter von sechs Jahren die Gelehrtensprache geläufig redete. Nachdem seine Bildung im Collège de Guienne vollendet war, wurde er 1554 Rat im Parlament von Bordeaux. Aber der Tod seines Vaters ließ ihn dies Amt wieder mit einer ehrenvollen Unabhängigkeit vertauschen, die er dem Studium widmete, indem er in die politischen und religiösen Wirren der Zeit so wenig als möglich sich mischte. Er starb, wie er gelebt hatte, mutig und ruhig, im Jahre 1592.

Das Werk seines Lebens, die berühmten Essais*), besteht aus 107 Abhandlungen über die verschiedensten Gegenstände. Montaigne spricht darin vom Gewissen, vom Tode, vom Gebet, von der Einsamkeit, von Cicero, von Cato,

*) Die älteste Ausgabe erschien 1580, von der die späteren wesentlich abweichen. Die beste neuere ist besorgt von J.-V. Leclerc. Paris 1865/66. — Vergl. Bigorie de Laschamps, Michel de Montaigne, sa vie, ses œuvres et son temps. Paris 1860; J. Favre, Montaigne moraliste et pédagogue. Paris 1887; Bode, Montaignes Gedanken und Meinungen. Berlin 1793; Vernier, Montaigne, étude littéraire et philologique sur Montaigne. Niort 1888.

von Virgil, von der Art sich zu kleiden, von den Kannibalen und von den Frauen: er erzählt, was er gesehen, gethan und gedacht, die Vergnügungen, die er genossen, die Leiden, die er erduldet, er sagt seine Meinung über tausend soziale, politische und religiöse Fragen, und in alles mischt er unzählige Anekdoten und historische Beispiele, zum größten Teil den Werken des Altertums, seiner Lieblingslektüre, entnommen. In diesen Erzählungen und Erörterungen herrscht beständig ein Ton nachlässigen, anmutigen Geplauders, dem man überall den französischen Edelmann anmerkt, den Todfeind aller Pedanterie, den Geistesbruder eines Rabelais, eines Marot, eines Joinville. Doch würde man sich sehr täuschen, glaubte man es hier nur mit einem anmutigen Plauderer zu thun zu haben, der eben redet, wie es ihm in den Mund kommt. Bei aller Leichtigkeit ist Montaignes Stil sorgfältig gefeilt, und wenn man diese hingeworfenen Bemerkungen genauer ansieht, so entdeckt man in ihnen leicht die Spuren einer sehr entwickelten philosophischen Überzeugung. „Que sçay-je?“ das ist der Wahlspruch, mit welchem Montaigne der Erörterung ein Ende zu machen pflegte. In seinem Munde enthält er das Eingeständnis der menschlichen Unwissenheit, in bezug auf alle ernsten und wesentlichen Fragen unseres Daseins. Alle menschlichen Dinge sind dem Zweifel unterworfen. Was wir das Gewissen nennen, ist nur das Ergebnis einer, bei Lichte besehen, oft sehr unvernünftigen Gewöhnung. Die Vernunft bestreitet gleichmäßig alle Überzeugungen, alle Systeme. Wollte man sie hören, so wäre die sittliche Welt nur noch ein Chaos. — Nun aber ist eine sittliche Ordnung gleichwohl notwendig, und Gott hat sie auf die einzig mögliche Art, durch Offenbarung, gegründet. Die Majestät der letztern hat mit der menschlichen Einsicht nichts gemein. Wer ganz darauf verzichtet, sie zu begreifen, der begreift sie am besten. Der Philosoph wie der Unwissende, sie haben sich also in gleicher Weise an die einmal bestehenden Autoritäten dahinzugeben. Der Philosoph wird Muselmann in der Türkei sein, in Frankreich ist er guter Katholik, ohne seine Überzeugung zu ändern. Seine Philosophie wagt sich nicht an die Geheimnisse des Lebens und des Todes. Sie ist ein Spiel des Geistes, sie macht auf absolute Gewißheit nicht Anspruch, aber sie befreit ihren Jünger von der Herrschaft der Leidenschaften, indem sie die vollständige Gleichgiltigkeit aller zeitlichen Dinge ihm klar macht. Darum ist sie aber nicht etwa kopfhängerisch und traurig: „La plus expresse marque de la sagesse“, sagt Montaigne, „c'est une esjouissance constante: son estat est comme des choses au dessus de la lune, toujours serein. C'est Baroco et Baralipton qui rendent leurs supposts ainsi crottez et enfumez; ce n'est pas elle, ils ne la cognoissent que par ouyr dire. Comment? Elle faict estat de sereiner les tempestes de l'ame, et d'apprendre la faim et les fièvres à rire, non par quelques epicycles imaginaires, mais par raisons naturelles et palpables.“ — Der Philosoph muß also, nach Montaigne, jede heftige Aufregung zu vermeiden suchen. Er haßt den Enthusiasmus, weil er nur zu

oft Fanatismus und Gewaltthätigkeit erzeugt. Er wird nie, weder einem Menschen, noch einer Idee dienen. Wir sind nur dann glücklich, wenn wir uns selbst leben, beschäftigt und thätig lediglich zur Erhaltung unserer geistigen und leiblichen Gesundheit, übrigens wenig um die Früchte bekümmert, die unsere Arbeiten einst der Welt hinterlassen könnten. „Der Philosoph will, daß der Tod ihn findet, während er seinen Kohl pflanzt, aber gleichgiltig gegen ihn und noch mehr gegen seinen unvollendeten Garten." — So freilich begreift sich's, wie man glücklich und ruhig leben kann inmitten der Bürgerkriege, die das Vaterland zerreißen, im Privatleben ein rechtschaffener Mann, und in den öffentlichen Verhältnissen ohne Illusion der Autorität sich fügend, welche die Gewohnheit der Jahrhunderte geheiligt hat, und deren Herrschaft die Leidenschaften der Masse im Zaum hält. — Aber man begreift auch, daß die Reformation ein Volk nicht verjüngen konnte, dessen aufgeklärteste und populärste Männer mitten im Kampfe solche Grundsätze bekannten. Von dem resignierten Skeptizismus Montaignes bis zu dem revolutionären Skeptizismus der Encyklopädisten ist's nur ein Schritt. Indessen was man in Deutschland Philosophie nennt, ist gleich weit entfernt von beiden Arten zu denken.

Vielleicht wird die Lektüre des nachfolgenden Abschnittes der Essais es dem Leser erleichtern, sich ein bestimmteres Bild von Montaignes System und von dem nicht gewöhnlichen Verdienst seines Stiles zu machen.

Livre I. Chap. XXII.

Les lois de la conscience, que nous disons naistre de nature, naissent de la coustume: chacun ayant en veneration interne les opinions et mœurs approuvées et reçues autour de luy, ne s'en peut desprendre sans remors, ny s'y appliquer sans applaudissement. . . De vray, parce que nous les humons avec le laict de nostre naissance et que le visage du monde se présente en cet estat à nostre première veue, il semble que nous soyons nés à la condition de suivre ce train. Et les communes imaginations, que nous trouvons en credit autour de nous et infuses en nostre ame par la semence de nos peres, il semble que ce soient les generales et naturelles. Par où il advient, que ce qui est hors les gonds de la coustume, on le croit hors les gonds de la raison. Dieu sçait combien desraisonnablement le plus souvent. . . . . Darius demandoit à quelques Grecs, pour combien ils voudroient prendre le coustume des Indes, de manger leurs pères trespassez, car c'estoit leur forme, estimans ne leur pouvoir donner plus favorable sepulture, que dans eux-mêmes: ils luy respondirent que pour chose du monde ils ne le feroient: mais s'estant aussi essayé de persuader aux Indiens de laisser leur façon et prendre celle de Grèce, qui estoit de brusler les corps de leurs pères, il leur fit

encore plus d'horreur. Chacun en fait ainsi, d'autant que l'usage nous dérobe le vray visage des choses.

Nil adeo magnum, nec tam mirabile quidquam
Principio, quod non mittant mirarier omnes
Paullatim. (Lucr. II, 1028—1029.)

Autrefois ayant à faire valoir quelqu'une de nos observations, et reçue avec resolue autorité bien loin autour de nous: et ne voulant point, comme il se fait, l'establir seulement par la force des lois et des exemples, mais questant toujours jusqu'à son origine, j'y trouvay le fondement si foible, qu'à peine que je ne m'en desgoustasse, moy, qui avois à la confirmer en autruy. . . . . Qui voudra se desfaire de ce violent préjudice de la coustume, il trouvera plusieurs choses reçues d'une resolution indubitable qui n'ont appuy qu'en la barbe chenue et rides de l'usage qui les accompagne: mais ce masque arraché, rapportant les choses à la vérité et à la raison, il sentira son jugement comme tout bouleversé et remis pourtant en bien plus seur estat. Pour exemple, je luy demanderay lors, quelle chose peut estre plus estrange, que de voir un peuple obligé à suivre des lois qu'il n'entendit oncques: attaché en tous ses affaires domestiques, mariages, donations, testaments, ventes et achapts, à des règles qu'il ne peut sçavoir, n'estans escrites ny publiées en sa langue, et desquelles par necessité il luy faille acheter l'interpretation et l'usage. Non selon l'ingenieuse opinion d'Isocrates, qui conseille à son roy de rendre les trafics et négociations de ses subjects libres, francs et lucratifs, et leurs debats et querelles onereux, chargez de poisants subsides: mais selon une opinion prodigieuse, de mettre en trafic la raison même et donner aux lois cours de marchandise. Je sçay bon gré à la fortune, de quoy, comme disent nos historiens, ce fut un gentilhomme Gascon et de mon pays, qui le premier s'opposa à Charlemagne, nous volant donner les lois Latines et Imperiales. Qu'est-il plus farouche que de voir une nation, où par legitime coustume la charge de juger se vende et les jugemens soient payez à purs deniers contans et où legitimement la justice soit refusée à qui n'a de quoy payer: et aye cette marchandise si grand crédit, qu'il se face en une police un quatrième estat, de gens manians les procès, pour le joindre aux trois anciens de l'Eglise, de la Noblesse et du Peuple: lequel estat ayant la charge des lois et souveraine authorité des biens et des vies, face un corps à part de celuy de la Noblesse: d'où il advient qu'il y ait doubles lois, celles de l'honneur et celles de la Justice, en plusieurs choses fort contraires. . . . . .

Ces considérations ne destournent pourtant pas un homme d'entendement de suivre le stile commun: ains au rebours il me semble que

toutes façons escartées et particulières partent plustost de folie ou d'affectation ambitieuse, que de vraye raison: et que le sage doit au dedans retirer son ame de la presse et la tenir en liberté et puissance de juger librement des choses: mais quant au dehors, qu'il doit suivre entierement les façons et les formes reçues. La société publique n'a que faire de nos pensées: mais le demeurant, comme nos actions, nostre travail, nos fortunes et nostre vie, il les faut prester et abandonner à son service et aux opinions communes: comme ce bon et grand Socrates refusa de sauver sa vie par la desobéissance du magistrat, voire d'un magistrat tres injuste et tres inique. Car c'est la règle des règles et générale loy des lois, que chacun observe celles du lieu où il est.

Νόμοις ἕπεσθαι τοῖσιν ἐγχώροις καλόν.

(Il est beau que chacun obéisse aux lois du pays.)

Il y a grand doute, s'il se peut trouver si évident profit au changement d'une loy reçue telle qu'elle soit, qu'il y a de mal à la remuer: d'autant qu'une police, c'est comme un bastiment de diverses pièces jointes ensemble d'une telle liaison, qu'il est impossible d'en esbranler une que tout le corps ne s'en sente. . . . .

Je suis desgousté de la nouveauté, quelque visage qu'elle porte, et si ay raison, car j'en ay veu des effects très dommageables. Celle qui nous presse depuis tant d'ans, elle n'a pas tout exploité: mais on peut dire avec apparence que par accident elle a tout produit et engendré; voire et les maux et ruines qui se font depuis sans elle et contre elle; c'est à elle de s'en prendre au nez:

Heu patior telis vulnera facta meis!

Ceux qui donnent le branle à un Estat, sont volontiers les premiers absorbez en sa ruine. Le fruict du trouble ne demeure guère à celuy qui l'a èsmeu, il bat et brouille l'eaue pour d'autres pescheurs. . . .

Si me semble-il, à le dire franchement, qu'il y a grand amour de soy et présomption, d'estimer ses opinions jusques-là que, pour les establir, il faille renverser une paix publique et introduire tant de maux inévitables et une si horrible corruption de mœurs, que les guerres civiles apportent et les mutations d'estat, en chose de tel poids et les introduire en son pays propre. . . . . . La religion Chrestienne a toutes les marques d'extreme justice et utilité: mais nulle plus apparente que l'exacte recommandation de l'obéissance du Magistrat et manutention des polices. Quel merveilleux exemple nous en a laissé la sapience divine, qui pour establir le salut du genre humain et conduire cette sienne glorieuse victoire contre la mort et le peché, ne l'a voulu faire qu'à la mercy de nostre ordre politique: et a soubmis son progrez et la conduite d'un si

haut effet et si salutaire à l'aveuglement et injustice de nos observations et usances. . . . . Il y a grand à dire entre la cause de celuy qui suit les formes et les lois de son pays et celuy qui entreprend de les regenter et changer. Celuy-là allegue, pour son excuse, la simplicité, l'obéissance et l'exemple: quoy qu'il face, ce ne peut estre malice, c'est pour le plus malheur. „Quis est enim, quem non moveat clarissimis monumentis testata consignataque antiquitas?“ Outre ce que dit Isocrates que la défectuosité a plus de part à la modération, que n'a l'excès. L'autre est en bien plus rude party. Car qui se mesle de choisir et de changer, usurpe l'autorité de juger: et se doit faire fort de voir la faute de ce qu'il chasse et le bien de ce qu'il introduit. Cette si vulgaire considération m'a fermy en mon siège, et tenu ma jeunesse mesme, plus téméraire, en bride: de ne charger mes espaules d'un si lourd faix que de me rendre respondant d'une science de telle importance. . . . Me semblant très inique de vouloir soubmettre les constitutions et observances publiques et immobiles à l'instabilité d'une privée fantaisie: la raison privée n'a qu'une jurisdiction privée et ne doit entrependre sur les lois divines ce que nulle police ne supporteroit aux civiles.

Charron (1541—1603), der Freund und Schüler Montaignes, anfangs Rechtsgelehrter, dann Priester der römischen Kirche, begnügte sich damit, die von seinem Lehrer in der bescheidenen Form des Zweifels und der Vermutung ausgesprochenen Gedanken in ein System zu bringen. Sein Buch De la sagesse*) stellt die Regeln der menschlichen Moral zusammen und versucht dann zu beweisen, daß die menschliche Philosophie nie zu irgend einem unzweifelhaften Resultat kommen kann, und daß man sich deshalb schlechterdings der göttlichen Autorität unterwerfen müsse. In den Trois vérités contre tous Athées, Idolâtres, Juifs, Mahométans, Hérétiques et Schismatiques wendet er seine allgemeine Apologie des Christentums auf die spezielle Widerlegung der auf dem Titel genannten Sekten und ketzerischen Meinungen an; aber eben so weit entfernt von enthusiastischem Glauben als von Fanatismus und Intoleranz vertritt er den müden Pessimismus der durch die Greuel der Bürgerkriege erschreckten Generation, die nur noch nach Ruhe sich sehnt.

Der heilige François de Sales (1567—1622), Titularbischof von Genf, gab in seiner Introduction à la vie dévote eines der besten christlichen Erbauungsbücher, die wir besitzen. Fern von Zelotismus und asketischer Strenge entwickelt er die Sittenlehre des Evangeliums im Geiste der Liebe und Milde. Seine Sprache ist einfach, klar und dem Gegenstande angemessen. Man möchte ihn den Fénelon des sechszehnten Jahrhunderts nennen.**)

*) Neue Ausgabe von D'Aumasy Duval. Paris 1828.
**) Gesamtausgabe seiner Werke Lyon 1855.

IV. Politik, Geschichte, Beredsamkeit.

Eine Krisis, wie die zweite Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts sie über Frankreich heraufführte, mußte natürlich die Aufmerksamkeit der Männer von Talent auf die Natur und die Gesetze dieser so krampfhaft bewegten Gesellschaft lenken, auf die Ursachen der Wirren, auf Mittel, sie glücklich zu beendigen: mit einem Worte auf die Politik. Schon das erste Ereignis der Religionskriege ist wesentlich politischer Natur. Es ist eine Verschwörung des unabhängigen Feudaladels gegen die Allmacht der Krone und gegen die Günstlingsherrschaft. Das von der Mehrheit des Volkes lebendig gefühlte Bedürfnis nationaler Einheit ist von vorn herein die mächtigste Stütze der alten Kirche. Auf der anderen Seite predigt Calvin die christliche Unterwürfigkeit unter die Gewalt der Obrigkeit vergeblich. Die unbillige Härte der Verfolgungen richtete den Haß der Calvinisten bald genug gegen die Übergriffe der weltlichen Gewalt eben so wie gegen die römische Hierarchie. Nicht daß sie auf die Vorstellungen von unbedingter Gleichheit und von Volksherrschaft sich eingelassen, wie das achtzehnte Jahrhundert sie in Frankreich entstehen sah. Ihr politisches System ist ein Gemisch von feudalen Erinnerungen aus dem Mittelalter und von Freiheits- und Vaterlands-Ideen, die man aus der begeisterten aber wenig kritischen Lektüre der Alten schöpfte. Wir finden es in der berühmten Schrift von

Hubert Languet (1518—1581): De la puissance légitime du prince sur le peuple et du peuple sur le prince. (Vindiciae contra tyrannos.) Weil niemand als König geboren wird, sagt Hubert Languet, so kann auch niemand ohne Zustimmung des Volkes herrschen. Es giebt kein Recht ohne entsprechende Pflicht, und wenn der Fürst nicht erfüllt, was er dem Volke schuldet, so hat das Volk nicht nur die Berechtigung, sondern die Verpflichtung, ihn zur Vernunft zu bringen.*)

Dieselbe Grundvorstellung, nur noch kühner ausgesprochen, findet sich in dem Buche des Etienne de la Boëtie (1530—1563), Montaignes Freund, betitelt: Discours sur la servitude volontaire.**) Er war Zeuge der Grausamkeit gewesen, mit welcher der Connétable von Montmorency 1548, ohne Widerstand zu finden, einen Aufstand der Bürger von Bordeaux gezüchtigt hatte. Unter dem Eindrucke dieser traurigen Szenen schrieb er seine Betrachtungen über die Feigheit der Massen, welche Gewaltthätigkeiten erdulden, nicht von einer an Kraft überlegenen Armee von Barbaren, sondern von einem einzigen Individuum, welches weder ein Herkules noch ein Simson ist, sondern

---

*) Das Werk erschien 1579, als der seit 1542 wegen seiner Religion aus Frankreich vertriebene Verfasser im Dienste des großen Oraniers stand; deutsch von Treitschke. Leipzig 1846.

**) Oeuvres de Étienne de la Boëtie, p. p. Feugère. Paris 1846.

ein schwaches Menschlein und oft der feigste und weibischste aus der ganzen Nation. Es fragt sich also nun, welches Mittel anzuwenden ist, um die unveräußerlichen Rechte der Völker zu wahren. Das ist der springende Punkt der Frage — aber die liberalen Publizisten des sechszehnten Jahrhunderts sind weit entfernt, ihn nach Art ihrer neueren französischen Kollegen zu lösen. Wenn sie vom Volke sprechen, so haben sie es ausschließlich mit den bevorrechteten Korporationen zu thun, die Recht gegen Recht, Legitimität gegen Legitimität setzen können. Sie verabscheuen die Souveränität der Menge, die sie vielmehr wie ein wildes Tier betrachten, unfähig, einen verständigen Gedanken zu fassen, und stets bereit, ihre Kraft zu mißbrauchen, mit der der Unwissenheit eigentümlichen Frechheit. — Es ist nicht schwer, in diesem politischen System die aristokratischen Tendenzen des Calvinismus wiederzuerkennen, wie sie in Genf, in Holland, in England sich verwirklicht haben.

In Frankreich kamen alle diese Bestrebungen zu spät. Was die Nation vor allem wollte, das war Ordnung und Einheit in den öffentlichen Verhältnissen. Weder für religiöse noch für bürgerliche Freiheit interessierte sie sich genugsam, um für sie die Grundlage ihrer Größe, ihrer materiellen Existenz aufs Spiel zu setzen. Montaigne hat uns bereits jenen Indifferentismus des französischen gesunden Menschenverstandes begreiflich gemacht, dem der Fanatismus der Ligue und die Hartnäckigkeit der Hugenotten gleich widerwärtig erscheinen mußten. Die bessern Köpfe begannen der Toleranz sich zuzuneigen, mehr aus Politik als aus Grundsatz. Für den Staat erblickte man kein Heil, außer in der unumschränkten aber mäßig ausgeübten Herrschaft eines guten und verständigen Fürsten, wie der Charakter des gemäßigten Hugenotten Heinrich IV. ihn Frankreich zu versprechen schien. Das erste Auftauchen dieser Vorstellungen fällt mit dem Beginn der Bürgerkriege zusammen. Die Ausschweifungen der extremen Parteien gewannen jenen nach und nach die Elite der Männer von Talent und Charakter; sie konzentrieren sich endlich in der Partei der Politiker, der eines de l'Hôpital, eines de Thou, eines Pasquier, eines Sully. — Montaigne war ihr Philosoph. Ihr Publizist ist Jean Bodin (1530—1596). In seiner Abhandlung De la République (1577) erhebt er die Monarchie weit über alle andern Regierungsformen. Allerdings verabscheut er auch den Despotismus. Indem er die Zustimmung der Unterthanen für jede Abgabe verlangt, glaubt er die öffentliche Freiheit vollständig zu sichern. Aber die Furcht vor der Anarchie überwiegt bei ihm weit den Haß gegen die Tyrannei. Er fühlt zu lebhaft die Übelstände eines Kampfes zwischen den öffentlichen Gewalten, als daß er der königlichen Autorität ein ernstes und wesentliches Gegengewicht geben möchte. In der That ist der Souverain in seinem Gewissen an seine Versprechungen gebunden. Aber hält er sie nicht, so hat niemand das Recht, ihn zu strafen, wofern er nämlich ein legitimer Fürst ist. Gegen den Usurpator aber ist alles erlaubt. Er hat kein Recht, als das der Gewalt. Wendet dieses sich gegen ihn, so hat

er keinen Grund, sich zu beklagen. In Sachen der Religion nimmt er eine vermittelnde Stellung ein; in seinem Heptaplomeres behauptet er, daß jedes Glaubensbekenntnis Recht auf Duldung beanspruchen dürfte, sofern es nicht gegen Staat und Sitte verstöße.*)

In der Religion also: Gehorsam gegen die Formen der herrschenden Kirche, verbunden mit philosophischem Indifferentismus des Denkens; in der Politik: Unterwerfung unter die königliche Gewalt, aus Liebe zur Ordnung und zum Vaterlande — das sind die Resultate der Arbeit des französischen Geistes im sechszehnten Jahrhundert.

Die Geschichtschreibung dieser Epoche hat nur ein einziges Werk hervorgebracht, welches den strengen Forderungen der historischen Kunst zu genügen trachtet — aber da es lateinisch geschrieben, so gehört dieses kostbare Denkmal eigentlich nicht in eine Geschichte der französischen Nationallitteratur. Es sind die „Historiarum sui temporis libri 138" des Präsidenten de Thou (Thuanus), welche die Geschichte der Jahre 1544—1607 umfassen. De Thou erhebt sich über den breiten, bequemen Stil der Chronikenschreiber, um mit der Rücksicht auf die Zeitfolge die auf den innern Zusammenhang der Begebenheiten zu vereinigen. Er giebt kunstvolle Schilderungen von Ereignissen und Personen. Sein Stil strebt nicht erfolglos nach der epischen Einfachheit der Alten, die er zum Muster genommen.**)

Die französisch geschriebenen Geschichtswerke dieser Zeit sind Biographieen oder Memoiren. Wir nennen nur einige der wichtigsten.

Eine der besten Biographieen des sechszehnten Jahrhunderts ist die Histoire du chevalier Bayard (1476—1524) et de plusieurs choses advenues sous les règnes de Charles VIII, Louis XII et François I. Der anonyme Verfasser (man sagt, es sei der Sekretär des berühmten Ritters) nähert sich oft der anmutigen Natürlichkeit Joinvilles.

Pierre de Bourdeille, Seigneur de Brantôme (1540—1614) schildert in seinen Memoiren***) die Sitten der Höfe Karls IX. und Heinrichs III. und überträgt die Obscönität der Handlungen, welche er schildert, in seinen Stil. Mit einem Gascogner- und Höflingsgewissen und mit vollendeter Gleichgiltigkeit berichtet er die Verbrechen und Ausschweifungen, die man unter seinen Augen beging. Begegnet es ihm, einen rechtschaffenen Mann zu loben, wie etwa den Kanzler de l'Hôpital und den alten Connétable de Montmorency, so drückt er mehr die Achtung der Zeitgenossen, als seine eigene aus. Mit seinem Gewissen allein — begeistert er sich nur für das Vergnügen

---

*) Vergl. Baudrillart, Jean Bodin et son temps. Paris 1853; Guhrauer, Das Heptaplomeres des Jean Bodin. Berlin 1841.

**) Beste Gesamtausgabe von Buckley. London 1730.

***) Erste Ausgabe Leiden 1665/66; neue Ausgaben seiner Werke besorgten Le Duchal. Haag 1740; Monmerqué. Paris 1823; Buchon. Paris 1838; Mérimée et Lacour. Paris 1858/79; Lalanne. Paris 1865/81.

und den Erfolg. Als Greis, von den Geschäften zurückgezogen, findet er die Freude seines Alters in der Erinnerung an die Ausschweifungen und Schändlichkeiten, deren Zuschauer, vielleicht Teilnehmer er in seiner Jugend gewesen. Man muß die verzweifelte Unbefangenheit dieser Darstellungen kennen, um die Bartholomäusnacht und die ihr folgenden Greuel begreiflich zu finden.

Blaise de Montluc, Gascogner gleich Brantôme, aber leidenschaftlicher Krieger wie der andere Hofmann, findet ein entsetzliches Behagen daran, in seinen, die Zeit von 1521 bis 1569 umfassenden Memoiren*) die Schrecken der Bürgerkriege zu schildern, an denen er nur zu viel persönlichen Anteil gehabt hatte. Die Erzählungen Brantômes und Montlucs vervollständigen das Gemälde einer Sittenverderbnis, einer Mischung von weibischer Ausschweifung und unerbittlichem Fanatismus, wie die neuere Geschichte sie seitdem kaum noch gesehen hat. Zum Glück für die Ehre des französischen Nationalcharakters hat diese Epoche uns aber auch Denkmäler eines andern Gepräges hinterlassen: Bekenntnisse jener männlichen und starken Seelen, deren Glanz inmitten der allgemeinen Verderbtheit nur um so heller strahlt, und welche die Zukunft der Völker retten, wenn alle Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung auf dem Punkte stehen, zusammenzubrechen. — Dahin gehören die berühmten Freunde und Waffengefährten Heinrichs IV.: d'Aubigné, du Plessis Mornay und Sully. — D'Aubigné (1551—1630)**), gleich ausgezeichnet als Soldat, als Staatsmann und Gelehrter, erzählt in seiner Histoire universelle die Ereignisse der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts mit einer bis dahin unerhörten Freimütigkeit. Das Parlament verurteilte das Buch und den Verfasser (1620). Aber d'Aubigné entkam nach Genf und starb dort in Ruhe im Jahre 1630. Philippe de Mornay, Seigneur du Plessis (1549—1623), der berühmte Lehrer und väterliche Freund Heinrichs IV., bewahrt in seinen Mémoires et correspondance den männlichen und gewissenhaften Charakter, der in allen Handlungen seines Lebens sich kund giebt. Die Memoiren Sullys (1560—1641) rechtfertigen auf würdige und sehr lehrreiche Weise die Verwaltung, durch welche dieser berühmte Minister Frankreich die Leiden der Bürgerkriege vergessen ließ.***)

Endlich müssen wir hier Jacques Amyot (1513—1593) erwähnen, dessen Übersetzung Plutarchs auf die Bildung der französischen schönen Prosa von unendlichem Einfluß gewesen ist.†) Weniger kühn und malerisch als die halb gascognische Sprache Montaignes, weiß Amyots Prosa dem Altertum seine Würde und seine attische Eleganz zu entlehnen, ohne jemals die natürliche

*) Neu herausgegeben von De Ruble. Paris 1854/72.

**) Oeuvres complètes d'Agrippa d'Aubigné d'après les ms. originaux, p. p. Réaume et La Caussade. Paris 1872. — Vergl. Réaume, Étude historique et littéraire sur Agrippa d'Aubigné. Paris 1883; Géruzez, Essais de littérature française. Paris s. a. S. 460—498.

***) Vergl. Ritter, Die Memoiren Sullys. München 1871.

†) Ausgabe von Brotier et Vauvilliers. Paris 1783/87.

und regelrechte Einfachheit der nordfranzösischen Sprache aufzugeben. Amyots Plutarch wird in Frankreich noch jetzt als Muster einer guten und geistreichen Übersetzung hochgeachtet.

Die Beredsamkeit stand in diesem Zeitraum unter zwei sehr verschiedenen Einflüssen. Auf der einen Seite mußten die Leidenschaften der Parteien in den Predigten der Priester wie in den Plaidoyers der Juristen sich wiederfinden und ihnen jene stürmische Energie einhauchen, die zu jeder Zeit die Seele der „großen“ Beredsamkeit gewesen ist. Andererseits begann die Nachahmung der Alten sich des ganzen geistigen Lebens der Zeit zu bemächtigen und alle Arbeiten des Geistes wohl oder übel sich zu unterwerfen. Man belastete sich mit einer wüsten Masse von Beispielen und Citationen, man schleppte Cicero, Plutarch, Homer und Virgil in die Gerichtssäle, auf die Kanzeln und in die Sitzungen der Stände. Ein Priester verkündet, daß unser Herr ein Herkules war im Tode, Apollo bei seiner Auferstehung und Bellerophon, als er gen Himmel fuhr. Der Präsident Achille de Harlay sagte zu den Räten des Gerichts: „Homer wird Euch Eure Pflicht kennen lehren, im 10ten Buche der Odyssee, und Eustathius in seinem Kommentar wird es Euch klar machen, wie Ihr gegen Eure Klienten verfahren müßt.“ Duperron begann die Leichenrede Ronsards mit einer Seite des Tacitus, auf welche eine Nachahmung Sallusts folgte, und der Parlamentsrat du Four eröffnete eine „Remonstrance“ im Jahre 1569 mit folgenden Worten:

Les Autheurs Grecs qui ont fait mention des loix et coustumes anciennes de Perses, lors que leur empire estoit le plus florissant, se sont tous rencontrez de parler avec paroles d'honneur et de louange d'une honneste façon et coustume dont ils usoient qui estoit celle qu'auparavant que de sacrifier, ils faisoient une longue remonstrance *περὶ εὐσεβείας*, c'est à dire de la Piété et Saincteté, premier aussi que de s'asseoir aux banquets et festins publics l'un d'entre eux discouroit *περὶ σωφροσύνης*, de la tempérance, *καὶ πολεμεῖν μέλλοντες περὶ ἀνδρείας*: et aussi ès saisons de l'année, esquelles les Roys assembloyent leurs Estats pour entendre et pourvoir aux plaintes de leur peuple et de tous leurs sujets, on avoit accoustumé de faire une oraison, en laquelle estoit traicté au long, de l'utilité, nécessité et dignité excellente de la Justice.

Und doch, trotz dieses gänzlichen Mangels an „Geschmack“ sah jene Epoche die ersten Keime der französischen Beredsamkeit sich entwickeln, denn zum ersten Male spendete die gesamte Nation den Rednern Beifall oder Tadel, und die Größe der verhandelten Fragen mußte die Redner bisweilen mit sich empor tragen. Es ist der Mühe wert, Duchatel zu hören, wie er die Rechte des Volkes gegen den Kanzler Poyet vertrat, welcher behauptet hatte, daß der Monarch das Volk nach seinem Belieben belasten darf — und Harlay, der dem Herzoge von Guise mit den Worten Trotz bot: „Mon âme est à Dieu, mon cœur est à mon roi, mon corps entre les mains des méchants.“

Der Preis der gerichtlichen Beredsamkeit gebührt Guillaume du Vair, dem Großsiegelbewahrer von Frankreich, der Cicero und Demosthenes sehr geschickt zu reproduzieren wußte, statt sie auf sklavische und barbarische Weise nachzuahmen.

V. Die „Plejade“ und die übrigen Dichter bis zum Ende des Zeitraums.

Wir begannen dieses Kapitel, indem wir das poetische Erwachen des modernen Frankreichs in den leichtfertigen und eleganten Werken der geistreichen Hofleute begrüßten, welche Franz I., den „Vater der Wissenschaften“, umgaben. Sodann, unserer Aufgabe getreu und in der Litteratur beständig die Spuren des nationalen Fortschrittes verfolgend, hielten wir vor litterarischen Denkmälern einer ganz andern Gattung inne. Es galt, in den Werken der Philosophen, der Geschichtschreiber und Redner die Interessen und Mühen des heißen, gewitterschwülen Tages kennen zu lernen, welcher nur zu bald jenem lachenden Morgen folgte. — Jetzt zur Poesie zurückkehrend, welche inmitten des Waffengeräusches und durch das Gezänk der Theologen und der Politiker hindurch ihrer Stimme Gehör verschaffte, sehen wir uns mit einem Schlage in eine ganz neue Welt versetzt. Das alte Frankreich verschwindet und der „Klassicismus“ nimmt den französischen Parnaß mit Sturm, um auf ihm zwei Jahrhunderte hindurch als stolzer und übermütiger Eroberer zu herrschen.

Diese Invasion beginnt in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts mit den litterarischen Arbeiten und Erfolgen von sieben Männern: du Bellay, Ronsard, Jodelle, Antoine de Baïf, Jean Dorat, Remi Belleau und Pontus de Thiard. — Gemeinschaftlich ist ihnen die fast immer pedantische und mißverstandene Nachahmung des Altertums und die Geringschätzung der naiven Ungezwungenheit, welche die alte französische Poesie charakterisierte. Aber sie sind sehr verschieden an Talent und an Einfluß auf den litterarischen Geschmack ihrer Zeit.

Joachim du Bellay (1524—1560), der Neffe des berühmten Kardinals du Bellay, eröffnete den Feldzug einer von Begeisterung für die klassischen Studien berauschten Jugend gegen die alten Formen der nationalen Poesie. Seine Défense et Illustration de la langue françoise (1549) läutete die Sturmglocke dieser litterarischen Revolution. — „Sus donc,“ ruft er darin, „marchez Français, marchez courageusement vers cette superbe cité romaine et des serves dépouilles d'elle, comme vous avez fait plus d'une fois, ornez vos temples et vos autels! Ne craignez plus ces oies criardes, ce traître Camille et ce fier Manlius; pillez moi les sacrés trésors de ce temple Delphien; et qu'il vous souvienne de votre Marseille, Athènes la seconde, et de votre Hercule Gaulois, lequel tirait tous les peuples à lui par une chaîne attachée à sa langue!“

Und man legte Hand ans Werk. Du Bellay*) selbst hatte eigentlich nur das Signal zum Kampf gegeben. Seine eigenen Poesieen: Sonette, Oden, Chansons, seine Regrets (Nachahmung von Ovids Tristien) und Antiquités de Rome verschwinden in dem Glanz der politischen Trophäen seines Freundes Pierre de Ronsard, des „großen Dichters" der neuen Schule. Geboren 1525 auf dem Schlosse Poissonnière im Vendômois, empfing er die Erziehung eines Hof- und Geschäftsmannes. Als Page Karls von Orleans, sodann bei Jakob V., König von Schottland, lernte er frühzeitig die Welt und die Gesellschaft kennen. Nach dreijährigem Aufenthalt in Schottland finden wir ihn, im Alter von 15 Jahren, 1540 auf dem Reichstage zu Speier im Gefolge des französischen Gesandten Lazare de Baïf; später begleitete er eine französische Gesandtschaft nach Piemont, und seine eigenen Geständnisse, sowie eine gefährliche Krankheit, die er sich zuzog, bezeugen, daß er alle Vorteile zu benutzen verstand, welche eine solche Stellung einem jungen Manne von lebhaftem Temperament darbot. Diese Krankheit nun entschied über seine Laufbahn, indem sie ihn fast gänzlich taub machte. Durch diese Schwäche genötigt, die große Welt zu meiden, kehrte Ronsard zu den Studien seiner Kindheit zurück. Er nahm an den Lehrstunden teil, welche der gelehrte Jean Dorat und der berühmte Turnebus seinem Freunde Antoine de Baïf erteilten, und die erste Frucht seiner Studien, eine Übersetzung des „Plutus" von Aristophanes (1549), machte ihn hoch angesehen unter der studierenden Jugend von Paris und ermutigte ihn, sich an selbständige Produktionen zu wagen. Der Erfolg übertraf seine kühnsten Hoffnungen. — In den „jeux floraux" von Toulouse trug er den großen Preis davon, eine Minerva von Silber und den Titel eines „poète françois"; der Hof erklärte sich für ihn, seine Rechtgläubigkeit verschaffte ihm die Gönnerschaft der hohen Geistlichkeit, die Gelehrten spendeten ihrem berühmten Jünger Beifall, und gefeiert, bewundert von allen seinen Zeitgenossen erreichte Ronsard eine Höhe des Ruhmes und Glückes, welche nur durch den verwegenen Flug seiner Eigenliebe übertroffen wurde. Er starb 1585. Einige Jahrzehnte nach seinem Tode ließ die Nation sein Andenken den übertriebenen Enthusiasmus seiner Zeitgenossen schwer entgelten. Der harte Urteilsspruch Boileaus verdammte den Dichter zu einer schimpflichen Vergessenheit, die er durchaus nicht verdient hatte; denn, was man auch sage, ungeachtet seiner zahlreichen Fehler hat Ronsard ganz augenscheinlich die Spuren seines Geistes der Sprache und der Litteratur seines Landes dauerhaft einzuprägen verstanden.**)

Zunächst hatten Ronsard und seine Freunde es mit der Sprache selbst

*) Seine Werke gab heraus Marty-Laveaux. Paris 1866/67; Oeuvres choisies, p. p. Becq de Fouquières. Paris 1876; einen Neudruck der Défense et Illustration besorgte E. Person. Paris 1882. — Vergl. Plötz, Étude sur J. du Bellay et son rôle dans la réforme de Ronsard. Berlin 1874.

**) Oeuvres de Pierre Ronsard, p. p. Pr. Blanchemain. Paris 1857/67; p. p. Ch. Marty-Laveaux, Avec notice biographique et des notes. Tome I.

zu thun. In ihrem damaligen Zustande war sie eine gewandte, naive, für den bequemen Gebrauch der Gesellschaft recht gut geeignete Sprache, aber keineswegs vollkommen in ihren Formen gefestigt und weder des kühnen Aufschwungs noch der philosophischen Würde fähig, welche man in den Werken der Alten so sehr bewunderte. Es galt sie zu bereichern und gleichzeitig zu veredeln — und ohne die geringste Bedenklichkeit machte man sich daran, nicht nur das Wörterbuch, sondern selbst die Grammatik der alten Sprachen zu plündern, um daraus nach Belieben die Worte und Konstruktionen zu entnehmen, deren man zu bedürfen glaubte. Die Hofleute mochten immerhin erstaunen oder spotten, wenn sie von der „Lune ocieuse“ sprechen hörten, von der „argenteuse rive“, von der „Gorgonne face“, von dem „Dieu darde-tonnerre“. Bald legte der Beifall des Königs und der Gelehrten solchen frivolen Kritikern Schweigen auf; es gab fast kein griechisches oder lateinisches Wort, keinen unbekannten Provinzialismus mehr, welchen die Dichter nicht ohne Bedenken anwandten, höchstens die Mühe sich nehmend, dergleichen Fremdlinge sehr obenhin französisch zu kleiden. Natürlich hat eine große Anzahl dieser Neuerungen bald wieder dem Geiste der Sprache weichen müssen, der sie verwarf; aber es fehlte auch nicht an solchen darunter, die sich eingebürgert und die Sprache wahrhaft bereichert haben.

In bezug auf die dichterische Komposition geht Ronsard beständig auf der Spur der Alten und der Italiener. Von den ersteren entlieh er den kühnen Schwung der Ode, die Würde des Epos und die anmutigen und wollüstigen Töne der Elegie. Die andern dienten ihm als Muster für das Sonett, das Madrigal und die erotische Chanson: eine Gattung, in welcher es Ronsard seiner gelehrten Begeisterung unbeschadet weit besser glückte als in seinen Nachahmungen Pindars. Nicht daß diese, so kalt und schwülstig sie größtenteils sind, nicht am meisten zum Ruhm des Dichters beigetragen hätten. Man war eben überrascht von dem würdigen und feierlichen Ton, den bis dahin noch niemand auf dem französischen Parnaß angestimmt hatte — und überdies mußte dieser eitle Wortprunk, in welchem kein kühner, unabhängiger Gedanke das Ohr der Mächtigen beleidigte, einem eben so würdelosen

---

Paris 1887 (Band XII der Pléjade françoise); Oeuvres choisies, p. p. Noël. Paris 1862; p. p. Sainte-Beuve. Nouvelle édition p. L. Moland. Paris 1879; p. p. Becq de Fouquières, Avec notes et index concernant la langue et la versification de Ronsard. Paris 1886. — Vergl. Günther, Ronsard und sein Verhältnis zur Entwickelung der französischen Sprache. Elberfeld 1846; C. Dor, Ronsardus quam habuerit vim ad linguam francogallicam excolendam. Bonn 1863; H. Erkelenz, Ronsard und seine Schule. Jena 1868; W. Scheffler, Essai sur Ronsard et sa réforme littéraire. Rostock 1873; Stötzer, Étude sur Ronsard et son école. Bützow 1874; Berdez, Étude littéraire sur Pierre de Ronsard, sa vie, ses écrits et son influence. Dessau 1875; Chalandon, Essai sur la vie et les œuvres de Pierre de Ronsard. Paris 1875; E. Meyer, Studier i den Ronsardska skolans poesie. Upsala 1882; Géruzez, Essais de littérature française. Paris s. a. S. 425–459.

als auf sein Ansehen eifersüchtigen Hof schmeicheln. Denn Ronsard eröffnet in mehr als einer Hinsicht die Reihe jener Hofdichter, welche seitdem Jahrhunderte hindurch in der französischen Litteratur den Ton angaben. Mit allen seinen Freunden von der „Plejade“ nahm er während des Bürgerkrieges aufs eifrigste die Partei des Katholizismus und der unumschränkten Königsgewalt. In seiner „Mahnung an das französische Volk“ spricht er beispielsweise in den folgenden Ausdrücken von dem „Monstre du Calvinisme“:

Ce monstre arme le fils contre son propre pere,
Et le frere (ô malheur!) s'arme contre son frere,
La sœur contre la sœur, et les cousins germains
Au sang de leurs cousins veulent tremper leurs mains;
L'oncle hait son nepveu, le serviteur son maistre;
La femme ne veut plus son mary recognoistre;
Les enfans sans raison disputent de la foy,
Et tout à l'abandon va sans ordre et sans loy.
L'artisan pour ce monstre a laissé sa boutique;
Le pasteur ses brebis, l'advocat sa practique,
Sa nef le marinier, son traficq le marchand,
Et par luy le preud'homme est devenu meschant ....
Morte est l'authorité; chacun vit à sa guise;
Au vice desreglé la licence est permise;
Le desir, l'avarice, et l'erreur insensé
Ont sens dessus dessous le monde renversé.
On a fait des lieux saincts une horrible voirie,
Un assassinement et une pillerie,
Si bien que Dieu n'est seur en sa propre maison;
Au ciel est revolée et Justice et Raison,
Et en leur place, hélas! regne le brigandage,
La haine, la rancueur, le sang et le carnage ....

Doch haben diese heiligen und patriotischen Gefühle Ronsard keineswegs gehindert, als guter französischer Höfling der Liebe, in der französischen Bedeutung des Wortes, zu opfern. Die zahlreichen Sonette, Madrigals und Chansons seiner Amours, obwohl großenteils dem Dante und Petrarca nachgeahmt, sind weit von jenem mystischen Aufschwunge entfernt, der die Liebe zu „Laura“ und „Beatrix“ in eine Art religiösen Kultus verwandelt. In Ronsards erotischen Gedichten schmückt sich sehr häufig nur die schamloseste Sinnlichkeit mit einem Aufwande von gesuchten, oft gelehrten und dunkeln Ausdrücken. Doch giebt es einige darunter, die ohne das Gefühl zu verletzen, in der That einen Fortschritt der französischen Sprache und Verskunst bezeichnen, wie z. B. die nachfolgende berühmte Übersetzung eines Sonetts von Bembo:

Comme un chevreuil, quand le printemps détruit
Du froid hyver la poignante gelée,

Pour mieux brouter la fueille emmiellée,
Hors de son bois avec l'Aube s'enfuit;

Et seul, et seur, loin des chiens et du bruit,
Or sur un mont, or dans une valée,
Or près d'une onde à l'escart recelée,
Libre, folâtre où son pied le conduit;

De rets ne d'arc sa liberté n'a crainte,
Sinon alors que sa vie est atteinte
D'un trait meurtrier empourpré de son sang;

Ainsi j'allois, sans espoir de dommage,
Le jour qu'un œil, sur l'avril de son age,
Tira d'un coup mille traits dans mon flanc.

Endlich wollte Ronsard mit dem Ruhme Virgils wetteifern in seiner Franciade, einer kalten, gereimten Erzählung, einer wüsten Masse mythologischer und historischer Erinnerungen und seltsamer Erfindungen, die dem antiken Heldengedicht etwa gleicht, wie die Helden der Bartholomäusnacht den Besiegern Trojas. Und dennoch darf auch dies verunglückte Unternehmen nicht mit Stillschweigen übergangen werden, insofern es wie die meisten Mißgriffe des französischen Klassizismus nicht weniger eine Verirrung des Nationalgeschmackes als den schlechten Geschmack eines einzelnen Dichters bekundet. In der That ist man in Frankreich lange genug der Meinung gewesen, daß ein talentvoller moderner Dichter, wenn er fleißig seinen Homer und Virgil studiert, es lernen müßte, eine gute Epopöe zu schreiben, wie man ein Lied oder ein Drama macht. Erst die Studien der neuesten Zeit haben mit so manchem andern litterarischen Vorurteil auch diesen Irrtum beseitigt.

Nachdem wir Ronsard kennen gelernt, können wir über diejenigen Mitglieder der „Plejade" kürzer sein, deren Werke sich von den seinigen nur durch geringere Zahl und geringere Berühmtheit unterscheiden. Jean Dorat*), Remi Belleau**), Antoine de Baïf***) und Pontus de Thiard†)

*) Sein Oeuvres poétiques gab heraus Marty-Laveaux. Paris 1875. Als Humanist und Lehrer des Griechischen und Lateinischen war er bedeutender als als Dichter.

**) Er übersetzte den Anakreon und Aratus; auch eine Komödie „Reconnue" rührt von ihm her. Ausgabe seiner Werke von Patisson. Paris 1578; von Gouverneur. Paris 1867.

***) Er besonders suchte antike Versmaße und Wörter in die Sprache einzuführen, desgleichen die reimlosen Verse der Italiener (versi sciolti). Seine Werke gab heraus Marty-Laveaux. Paris 1881/86; eine Auswahl Becq de Fouquières. Paris 1874; seinen Psautier, eine metrische Bearbeitung der Psalmen, E. Groth. Heilbronn 1888. — Vergl. H. Nagel, Die Werke A. de Baïfs. Herrigs Archiv Band 61. S. 63, und Die Bildung und die Einführung neuer Wörter bei Baïf, unter gleichzeitiger Berücksichtigung derselben Erscheinung bei Ronsard, du Bellay und Belleau. Herrigs Archiv Band 61. S. 201.

†) Erste Ausgabe seiner Oeuvres poétiques: Paris 1573.

haben Übersetzungen, Sonette, Liebeslieder, Oden und Gelegenheitsgedichte gemacht, wie ihr Meister. Nur Jodelle verdient besondere Beachtung wegen der Kühnheit und der dauernden Wirkungen seiner litterarischen Unternehmungen.

Die Jugend Jodelle's (1532—1573) ist wenig bekannt. Wir wissen nur, daß er in Paris im Jahre 1532 geboren wurde, und daß, als er 17 Jahre alt war, seine den Italienern nachgeahmten Sonette ihm bereits unter den Schöngeistern der Hauptstadt einen Namen gemacht hatten. Kaum 20 Jahre alt entwarf er den kühnen Plan, das Theater seines Volkes neu zu gestalten, indem er die Mysterien, Moralitäten und Farcen durch antik geformte Stücke ersetzte. Allerdings waren die alten Stücke bereits sehr in der Volksgunst gesunken. Man war müde die grotesken Erfindungen der Mysterien zu bewundern und bei den plumpen Scherzen der Farcen zu lachen. Die Lektüre der griechischen Stücke, von denen man bereits einige Übersetzungen besaß (besonders durch Baïf), begann die aufgeweckteren Geister die Schönheiten einer dem Geschmack des Mittelalters entgegengesetzten Poesie ahnen zu lassen. Es kam nur darauf an, diese gute Stimmung des Publikums zu benutzen, indem man den ersten Schritt wagte. Jodelle unternahm ihn mit der Leichtigkeit und Kühnheit der Jugend und des Talents. In zehn Vormittagen schrieb er 1552 seine Kleopatra, ein Trauerspiel in fünf Akten, das erste „regelmäßige" Stück des französischen Dramas. Alles darin war dem, was man in den Mysterien gesehen hatte, entgegengesetzt. Die Handlung ist in die engsten Grenzen der Einfachheit gewiesen. Sie enthält nur den Entschluß Kleopatras, dem Antonius ins Grab zu folgen, einige vergebliche Bemühungen Oktavians, sie von diesem Vorsatze abzubringen, und eine Erzählung, welche den Eintritt der tragischen Katastrophe uns meldet. Die ganze Stärke des Stücks liegt in den pathetischen Reden, die sich in der That hie und da zu einer nicht gewöhnlichen Wärme und Kraft erheben. Freilich ist Jodelle noch weit entfernt von dem heroischen Schwunge des Corneille, sowie von Racines eleganter und harmoniereicher Rhetorik. Aber der Weg ist vorgezeichnet, den die „klassische" französische Tragödie seitdem nicht mehr verlassen hat. Die französischen Litteratoren mögen die schwache Leistung Jodelles immerhin verachten und verdammen. Die Kleopatra, wie sie ist — mit ihrer unsichtbaren Handlung, mit ihrer Phraseologie der Leidenschaft, mit ihrem sentenziösen und antithesenreichen Stil — zeigt gleichwohl die Familienzüge der tragischen Meisterwerke des „großen Jahrhunderts". Corneille und Racine haben ihre Triumphe in derselben Laufbahn gefeiert, welche die ersten schwankenden Schritte Jodelles sah: deshalb nimmt dieser Genosse der „Plejade" ungeachtet aller Wechsel der Zeit und des Geschmacks einen gesicherteren Platz auf dem französischen Parnaß ein, als Ronsard und alle seine anderen Gefährten.

Der Erfolg der Kleopatra war vollständig. Sie wurde zum ersten Male im Hôtel de Reims, in Gegenwart des Hofes gespielt. Jodelle selbst gab

die Kleopatra, seine Freunde hatten sich in die übrigen Rollen geteilt, denn es gab keine Schauspieler von Fach, denen man das Schicksal des Stückes hätte anvertrauen können. Der König war entzückt, alle Welt beeilte sich, seiner Meinung zu sein und bald war von den Farcen und Moralitäten nicht mehr die Rede.

Um die ersteren vollständig zu verdunkeln, unternahm Jodelle nun die noch schwierigere Aufgabe, den Franzosen eine gleichzeitig nationale und den Forderungen der antiken Kunst entsprechende Komödie zu liefern. Mit seiner gewöhnlichen Leichtigkeit schrieb er noch in demselben Jahre in vier Vormittagen seinen Eugène ou la Rencontre, ein Lustspiel in fünf Akten, welches so an Molière erinnert, wie die „Kleopatra" der Kunst Corneilles Bahn brach. Auch hier nämlich dürfen wir weder eleganten und wohlklingenden Versbau suchen noch feinen Geschmack. Aber bei alledem ist der Fortschritt außerordentlich und, was mehr sagen will, er ist ein nachhaltiger gewesen. Zunächst hat Jodelle vollkommen Recht, wenn er im Prolog des Stückes sagt:

„L'invention n'est point d'un vieil Menandre,
Rien d'estranger on ne vous fait entendre,
Le stile est nostre, et chacun personnage
Se dit aussi estre de ce langage;
Sans que, brouillant avecques nos farceurs
Le sainct ruisseau de nos plus sainctes sœurs,
On moralise un Conseil, un Escrit,
Un Temps, un Tout, une Chair, un Esprit."

In der That, keine Allegorie, keine burlesken und unwahrscheinlichen Erdichtungen stören den Gang dieses ersten regelmäßigen französischen Lustspiels. Die Personen sind aus dem Leben genommen, die Charaktere sind, wenn auch ein wenig derb, doch wahr und schlagend geschildert, die Intrigue ist nicht ohne Geschick durchgeführt, und wir erstaunen nur über die Naivität, mit welcher der Dichter es wagte, ein solches Bild der „guten Gesellschaft" seiner Zeit zu zeichnen, ohne daß er fürchtet, irgend jemandem Ärgernis zu geben. Die Hauptperson des Stückes ist der Abt Eugen, der seinem Kaplan, Meister Jean, die „vertus" des geistlichen Standes in folgenden Ausdrücken schildert (Akt 1, Szene 1):

Estre bien nourris et vestus,
Estre curez, prieurs, chanoines,
Abbez, sans avoir tant de moines
Comme on a de chiens et d'oiseaux;
Avoir les bois, avoir les eaux
De fleuves ou biens de fontaines,
Avoir les prez, avoir les plaines,

Ne recognoistre aucuns seigneurs
Fussent-ils de tout gouverneurs;
Bref, rendre tout homme jaloux
Des plaisirs nourriciers de nous.

Eugen hat seine Geliebte eben an einen Einfaltspinsel Guillaume verheiratet, der über die ihm widerfahrene Ehre ganz glücklich ist. Alles ist in guter Ordnung, als Florimond, der frühere Liebhaber der schönen Alix, aus dem Kriege zurückkehrt. Wütend über die Treulosigkeit seiner Geliebten droht er alles in Stücke zu schlagen. Aber der Abt erinnert sich zu rechter Zeit, daß der grimmige Krieger einst vergeblich für seine Schwester Helene geseufzt hat. In seiner höchsten Not nimmt er zu der Großmut seiner Schwester seine Zuflucht. Diese läßt mit sich sprechen; sie besänftigt den Zorn des Soldaten, alles verträgt sich, und das Lustspiel endigt, wenn auch nicht mit einer Heirat, so doch mit der Befriedigung aller handelnden Personen, Guillaume nicht ausgeschlossen. — Dergleichen spielte man im Jahre 1552 in Gegenwart des französischen, rechtgläubigen Hofes. Aber denke man darüber wie man wolle: Charakteristik und Intrigue, die beiden Grundelemente der neuern französischen Komödie, sie finden sich gleichwohl zum ersten Male in dem Eugen des Jodelle vereinigt. Deshalb ist dieses Stück eine Thatsache, welche die Litteraturgeschichte nicht mit Stillschweigen übergehen darf.

Nach diesen beiden entscheidenden Erfolgen hat Jodelle, bei aller Leichtigkeit seines Talents, nur noch ein Trauerspiel geschrieben: Didon se sacrifiant (1558). Er folgt darin fast ganz der Erzählung Virgils und man kann nicht gerade sagen, daß das Stück dabei viel gewonnen habe. In der Form freilich ist die „Dido“ der „Kleopatra“ überlegen. Der Alexandriner, mit abwechselnd männlichem und weiblichem Reim, herrscht durchweg im Dialog; auch ist die Sprache reiner und korrekter als in dem ersten Stück. — Die lyrischen und didaktischen Dichtungen Jodelles sind von geringerer Bedeutung.*)

Ein Gegner der gelehrten Barbarismen war der elegante Philippe Desportes (1546—1606), der Günstling Heinrichs III.; er kehrte nicht ohne Geschmack zu der Dichtungsweise Marots und St. Gelais zurück.**) Doch hatte er nur wenig Einfluß auf den Geschmack seiner Zeitgenossen.

Dagegen war in vollem Maße im Sinne der Plejade thätig Du Bartas (1544—1590), der in trivialer Weise und pomphaft überladener Sprache in seiner La Semaine ou La Création du Monde das Sechs-Tage-Werk besang. Wie sehr man in damaliger Zeit Geschmack an poetischem Schwulst

*) Oeuvres de Jodelle, p. p. Marty-Laveaux. Paris 1868/70. — Vergl. H. Fehse, Estienne Jodelles Lyrik. Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur 1883; A. Herting, Der Versbau Etienne Jodelles. Kiel 1884.

**) Ausgabe seiner Werke durch A. Michiels. Paris 1858. — Vergl. P. Gröbedinkel, Der Versbau bei Desportes und Malherbe. Französische Studien I, 41.

fand, zeigt der Umstand, daß in sechs Jahren zwanzig Auflagen von dem Werke nötig waren, und daß es in fast alle Sprachen übersetzt wurde.*)

Auch der Lyriker Olivier de Magny (1525—1561) folgte in seinen Amours und Soupirs den Spuren seines Meisters und Freundes Ronsard, zeichnet sich aber durch eine gewisse Anmut und Frische der Darstellung aus.**)

Anders verhält es sich mit zwei Schöpfungen des französischen Geistes, welche, an der Grenze der beiden Jahrhunderte, deren innere Verschiedenheit auf eine fast symbolische Weise veranschaulichen: die Satire Ménippée und die Satiren von Regnier. Die eine belebt durch eine letzte Anstrengung die Gemeinschaft der Poesie und der ernstesten Interessen des Lebens, wie das Jahrhundert Rabelais' und Montaignes sie begründet hatte. Die andern verkünden auf die schlagendste Weise den Rückzug der Poesie in die engsten Schranken der individuellen Empfindung: eine nach dem entscheidenden Siege der „Autorität" in Kirche und Staat unvermeidliche Entsagung.

Die Satire Ménippée***) erschien 1593, mitten unter den Unruhen des Bürgerkrieges, im Augenblicke, da der „bon sens français" den hartnäckigen Kampf einer fanatischen Partei für Wiederherstellung einer überlebten Hierarchie lächerlich zu finden begann. Es lebten damals in Paris mehrere Männer von großer Gelehrsamkeit und fröhlichem Lebenswandel, welche der Ligue ihr Bündnis mit dem Spanier nicht verziehen, und vielleicht noch weniger die harten Entbehrungen während der Belagerung von Paris. Es waren dies unter anderen der Kanonikus Pierre le Roy, welcher den Plan der Satire entwarf, Jacques Gillot, Kanonikus der Sainte-Chapelle, Nikolas Rapin, Soldat und Dichter, Pithou, der berühmte Rechtsgelehrte und Passerat, ein durch seine den alten Fablels glücklich nachgeahmten Erzählungen bekannter Dichter. Man versammelte sich abwechselnd bei dem Kanonikus Pierre le Roy und Gillot, um in guter Gesellschaft die Pfeile des Spottes gegen die Feinde Frankreichs und des rechtmäßigen Königs zu schleudern. Dort nun entstand die Satire Ménippée, eine Art von satirischer Epopöe nach Rabelais' Art, nur daß sie die Verbrechen und Thorheiten der Zeit viel kühner angreift als der kluge Pfarrer von Meudon. Rabelais bedient sich der Allegorie, um die Angriffe, welche er gegen seine Gegner richtet, zu verhüllen: die Ménippée nennt einen jeden bei seinem Namen und wendet die

*) So suchte er, um nur ein Beispiel anzuführen, der Sprache größeren Glanz und mehr Nachdruck zu verleihen, wenn er bei gewissen Worten die erste Silbe verdoppelte: pétiller wurde pépétiller, flottant floflottant. — Die Gesamtausgabe seiner Werke erschien 1611.

**) Vergl. Schütgen, Olivier de Magny. Ein Beitrag zur Geschichte der lyrischen Dichtung Frankreichs im sechszehnten Jahrhundert. Köln 1884.

***) Herausgegeben von Ch. Read. Paris 1876; von J. Frank. Oppeln 1884. — Vergl. Frank, Zur Satire Menippée. Eine kritische Studie Nickolsburg 1880; Schepkowski, Esquisse de la Poésie satirique en France du temps de la Renaissance. Hamburg 1881; C. Lenient, La Satire en France, ou la littérature militante au 16. siècle. 3. éd. Paris 1886.

Allegorie nur an, um ihre Karrikaturen belustigender zu machen. — Die Partei der Guisen und die der Spanier werden durch zwei Charlatane veranschaulicht, beide damit beschäftigt, das „catholicon“ zu bereiten, eine Wundermedizin für das französische Volk. Der spanische Charlatan eröffnet die Handlung, indem er die Drehorgel spielt und sein „électuaire souverain“*) anpreist. „Ce n'est pas ici le simple catholicon de Rome“, sagt er, „qui n'a d'autre effet que d'édifier les âmes, le catholicon qui n'est bon qu'aux politiques. C'est le catholicon espagnol, alambiqué, calciné, sublimé à Tolède dans le collège des Jesuites et les bons pères y ont mis la main;“ — „essence Jesuitico-Catholico-Espagnole mêlée de poudre d'or, de pensions, de promesses, de belles paroles.“ — Ein Ungläubiger naht. „Ce“, sagt er, „votre catholicon vaut-il le pantagruelion de Rabelais, cette herbe merveilleuse, l'effroi des larrons, qui maintient la paix de l'Etat, qui conserve le noble art d'imprimerie, tend les arcs, bande les arbalètes et fait franchir la mer Atlantique?“

„Que me parlez vous de votre pantagruelion? Avez-vous un royaume à envahir, un pays à ruiner, une armée ennemie à engourdir, un adversaire de 20 ans que vos armes ne peuvent vaincre, prenez une demi-drachme de mon catholicon.“

Diesen Gründen ergiebt sich der Zweifler. Er bereut und erkennt bereitwillig an, daß „le catholicon est un lotos miraculeux qui, comme celui d'Homère, fait oublier la patrie et les devoirs.“

Sodann führt die Erzählung uns zu den Ständen, die versammelt sind, um den König zu wählen. Die Sitzung wird in einem bezauberten Palast eröffnet, in welchem ein jeder gezwungen ist, die Wahrheit zu sagen, ohne daß er selbst es merkt. Mayenne, das Haupt des Hauses Lothringen, nimmt das Wort. Er glaubt von seiner Frömmigkeit, von seiner uneigennützigen Hingebung für Gott und das Vaterland zu sprechen. Aber der Geist des Schlosses verwirrt ihm die Sprache und läßt ihn eingestehen, daß er die Sache Gottes stets seinem eigenen Vorteil und seiner Erhaltung geopfert. Dabei bewahrt er natürlich seine heroische Haltung und legt das Geständnis seiner Selbstsucht und seiner Feigheit im erhabensten Tone ab. Dieselbe Verwirrung bei den übrigen Rednern. Der Erzbischof von Lyon verspricht in schwülstiger und wütend leidenschaftlicher Rede die Krone demjenigen, der ihm zur Kardinalswürde verhelfen werde. Roze, Rektor der Universität Paris, verlangt sie für Guillot Fagotin, „bon vigneron et prud'homme qui chante bien au leterin, et sçait tout son office par cœur.“ Endlich verschafft d'Aubray, das Haupt der Politiker, mitten in diesem Chaos der Leidenschaften der Vernunft Gehör durch eine Rede, in welcher der reine und erhabene Patriotismus des guten Franzosen den Ver-

---

*) Nach der Ermordung Heinrichs III. (1589) betrachtete die Partei der Ligue den Thron bekanntlich als erledigt und nahm dem Ketzer Heinrich IV. gegenüber das freie Wahlrecht in Anspruch.

fasser jede satirische Tendenz vergessen läßt, und die ein vortreffliches Gemälde von dem Zustande des Landes entwirft.

Die Ménippé, indem sie mit nicht gewöhnlichem poetischem Feuer die Meinung der des Bürgerkrieges und der Parteiungen herzlich müden Mehrheit vertrat, trug nicht wenig dazu bei, Heinrich IV. den Weg zum Throne zu bahnen und den durch die Natur und Entwickelung der französischen Civilisation längst vorbereiteten Sieg der Ordnung und der Autorität zu vollenden.

Es ist nun interessant, in den Satiren Regniers*) den Einfluß dieser Katastrophe auf die Wirksamkeit des Talents für Beobachtung und Satire zu erkennen, welches zu allen Zeiten ein wesentliches Element des französischen Charakters bildete.

Mathurin Regnier (1573—1613), Sohn eines Bürgers von Chartres, Schwestersohn des Dichters Desportes, studierte in Paris, wo er sich, wie einst Villon, durch sein ausgelassenes Leben bemerklich machte, trat 1598 in den Dienst des Kardinals Joyeuse, begleitete später Philippe de Béthune nach Rom, erhielt 1604 eine Pfründe in Chartres und 1606, nach seines Oheims Desportes Tode, eine Rente von 2000 Livres aus den Einkünften der Abtei Vaux de Cernay. Aber seine Sitten wurden durch diese Gunst des Glücks nicht gebessert. Er starb 1613 zu Rouen, elend und verlassen in einem Wirtshause, nach einem Leben, dessen Summe er selbst recht aufrichtig in seiner von ihm selbst verfaßten Grabschrift zieht:

J'ay vescu sans nul pensement,
Me laissant aller doucement
A la bonne loy naturelle,
Et si m'estonne fort pourquoy
La mort osa songer à moy
Qui ne songeay jamais en elle.

Seine sechszehn Satiren, die seine wenig bedeutenden lyrischen Poesieen überlebt haben, erinnern durch einen eigentümlichen Zug des alten, naiven und unabhängigen französischen Geistes an Villon, während die Anordnung der Gedanken, die Eleganz des Verses und bisweilen selbst die Wahl der Gegenstände in ihnen den Bewunderer der Alten erkennen lassen, den Schüler des Horaz und Juvenal. — Regniers Satire, die Politik und die religiösen Streitigkeiten bei Seite lassend, hat es nur mit den Fehlern und Lächerlichkeiten des einzelnen zu thun, welche allen Völkern und allen Zeiten angehören. Er schildert den Zudringlichen, den schmarotzerischen Poeten, den Schwätzer, die Bet-

*) Gesamtausgabe seiner Werke durch Viollet-le-Duc. Paris 1822 (1853); von E. Courbet. Paris 1875; von Jonast, avec notes et glossaire. Paris 1876. — Vergl. G. Felgner, Untersuchungen über das Leben Mathurin Regniers und die Abfassungszeit seiner Satiren. Herrigs Archiv. Band 62, S. 53; Laps, Analyse et critique des satires de Mathurin Regnier. Königsberg 1880; Blömer, Vie et Satires de Mathurin Regnier. Montabaur 1880; Pleines, Untersuchungen über Leben und Satiren Mathurin Regniers. Schöneberg 1884.

schwester, — aber diese sind bei ihm stets allgemeine Charaktere, niemals lebende Personen. Regnier verspottet jedermann, „die anwesende Gesellschaft ausgenommen.“ Man erkennt in seinen Satiren mit vielem Vergnügen alle seine Nachbarn, Freunde und Feinde, aber man wird nicht genötigt, sich selbst darin wieder zu finden. Girardin bemerkt sehr gut, daß die fromme Macette „dont l'œil tant pénitent ne pleure qu'eau bénite“ in einzelnen Zügen mit Tartuffe übereinstimmt, aber daß sie keineswegs, wie dieser, ein historisches Porträt ist, welches seiner bestimmten Zeit angehört.

Übrigens sind Regiers Satiren reich an glücklichen und kräftigen Zügen. Die Derbheit des sechszehnten Jahrhunderts und der Cynismus, von welchen der Verfasser in den Werken seiner berühmtesten Vorgänger nur zu verführerische Beispiele vor Augen hatte, machen sich nur hie und da in ihnen bemerklich. Man fühlt entschieden, daß eine große Veränderung in der Art zu denken und zu sprechen sich vorbereitet. Der formgewandte, kühle, der Regel geneigte Geist des siebenzehnten Jahrhunderts fängt an, seinen Einfluß fühlen zu lassen. Regnier ist der erste „klassische“ Satiriker der Franzosen. Er kommt Boileau in der Form sehr nahe und übertrifft ihn oft an Frische und naiver Kraft, während Jodelle, der Vater des klassischen Dramas, nur mit schwacher ungeübter Hand der Kunst eines Corneille und Molière ihre Laufbahn angedeutet hatte.

Wir wollen vom sechszehnten Jahrhundert nicht scheiden, ohne einen bereits unter den Historikern erwähnten Dichter zu nennen: Agrippe d'Aubigné, dessen ernste, die Gebrechen und Laster seiner Zeit scharf durchschauende Gesinnung am trefflichsten in seinen Tragiques*) sich wiederspiegelt. Rücksichtslos stellt er, ein eifriger Hugenott, seine Gegner an den Pranger der Öffentlichkeit und reißt, von einer wahren Glut der Leidenschaft ergriffen, ihnen den heuchlerischen Schleier vom Gesicht. Man hat das Werk mit Recht als die Epopöe des Calvinismus bezeichnet. Eine Probe daraus möge hier folgen:

Je n'écris plus les feux d'un amour inconnu;
Je suis par le malheur plus sage devenu:
Le luth, que j'accordois avec mes chansonnettes,
Est ores étouffé de l'éclat des trompettes.
Financiers, justiciers, qui livrez à la faim
Ceux qui pour vous font naître ou conservent le pain,
Sous qui le laboureur s'abreuve de ses larmes,
Qui laissez mendier la main qui tint les armes,
Barbares en effet, François de nom, François,
Vos fausses loix ont eu de faux et jeunes rois
Impuissans sur leurs cœurs, cruels en leur puissance.

---

*) Neu herausgegeben von Lalanne. Paris 1857. — Eine Satire auf den Hof Ludwigs XIII. ist sein Aventures du baron de Fæneste (neu herausgegeben von Mérimée. Paris 1855.)

Rebelles, ils ont vu la désobéissance;
Dieux sur eux et par eux déploya son courroux,
N'ayant autres bourreaux de nous-mêmes que vous.
Les rois, qui sont du peuple et les rois et les pères,
Du troupeau domestic sont les loups sanguinaires;
Les vieillards enrichis tremblent le long du jour;
Les femmes, les maris, privés de leur amour,
Dans l'ombre de la nuit se livrent à la fuite;
Les meurtriers souldoiés courent à leur poursuite.
L'homme est en proie à l'homme, un loup à son pareil:
Le père étrangle au lit le fils; et le cercueil
Préparé par le fils sollicite le père;
Le frère avant le temps hérite de son frère;
On trouve, pour remplir les cités de bourreaux,
Des poisons inconnus, et des crimes nouveaux;
Les places de repos sont places étrangères;
Les villes du milieu sont les villes frontières;
Le village se garde, et nos propres maisons
Nous sont le plus souvent garnisons et prisons;
L'honorable bourgeois, l'exemple de la ville,
Voit violer ensemble et sa femme et sa fille,
Et se trouve au pouvoir de l'insolente main
Qui s'estendoit naguère à mendier son pain;
Le sage justicier est traîné au supplice,
Le malfaiteur lui fait son procès; l'injustice
Est principe de droit, comme au monde à l'envers;
Le père est chastié par son enfant pervers;
Celui qui en la paix cachoit son brigandage,
De peur d'être puni, étale son pillage;
La terre sans labeur honteuse de se voir
Cherche encore des mains, et n'en peut plus avoir;
Les loups et les renards et les bêtes sauvages
Tiennent place d'humains, possèdent les villages,
Si bien qu'en même lieu, où en paix on eut soin
De resserrer le pain, on y cueille le foin.
La nature est sans force, et les mères non mères
Nous ont de leurs forfaits pour témoins oculaires.
C'est en ces sièges lents, ces sièges sans pitié,
Que des plus tendres cœurs s'envole l'amitié.
La mère en son berceau prend son fils dont la bouche
Sourit encore, hélas! à ce monstre farouche;
La mère, ayant longtemps combattu dans son cœur

La voix de la pitié, de la faim la fureur,
Convoite dans son sein la créature aimée,
Et dit à son enfant, moins mère qu' affamée:
Rends, misérable, rends le corps que je t'ai fait;
Ton sang retournera où tu as pris le lait;
Au sein qui t'allaitoit rentre contre nature:
Ce sein qui t'a nourri sera ta sepulture.
La main tremble en tirant le funeste coulteau;
Et cette mère enfin n'est qu'un lâche bourreau.
 Henri, qui tous les jours vas prodiguant ta vie,
Pour du sein des François bannir la tyrannie,
Ennemi des tyrans, ressource des vrais rois,
Quand le sceptre des lis joindra le Navarrois,
Souviens-toi de quel œil, de quelle vigilance
Tu vois et remédie aux malheurs de la France:
Souviens-toi quelque jour combien sont ignorans
Ceux qui pour estre rois veulent estre tyrans.
Nos rois sont serfs d'un prestre: on voit sans qu'on s'estonne
La pantoufle fouler les fleurs de la couronne.
Voici comme Néron, ce Néron insensé,
Escrit, en sang, ces mots que son âme a pensé:
Entre tous les mortels, de Dieu la prévoyance
M'a du haut ciel choisi, donné sa lieutenance:
Je suis des nations juge, à vivre et à mourir;
Ma main fait qui lui plaist et sauver et périr;
Par mes arrests j'espars, je détruis, je conserve
Tout pays, toute gent, je la rends libre ou serve;
J'esclave les plus grands; mon plaisir pour tous droits
Donne aux gueux la couronne, et le bissac aux rois.
 Cet ancien loup romain n'en sçut pas davantage;
Mais le loup de ce siècle a bien autre langage.
Je dispense, dist-il, du droit contre le droit:
Celui que j'ai damné, quand le ciel le vouldroit,
Ne peut estre sauvé; j'autorise le vice;
Je fais, à mon plaisir, de justice injustice;
Je sauve les damnés en un petit moment;
J'en loge dans le ciel à coup un régiment:
Je fais de boue un roy, je mets les roys aux fanges;
Je fais les saints, sous moi obéissent les anges;
Je puis, cause première à tout cet univers,
Mettre l'enfer au ciel et le ciel aux enfers.

Sach-Register.

Druck von G. Buchbinder in Neu-Ruppin.

Geschichte

der

französischen Nationallitteratur

von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit.

Von

Fr. Kreyssig.

Sechste vermehrte Auflage

in zwei Bänden

gänzlich umgearbeitet

von

Dr. **Adolf Kreßner** und Prof. Dr. **Joseph Sarrazin.**

Berlin 1889.
Nicolaische Verlags-Buchhandlung
R. Stricker.

Geschichte der französischen Nationallitteratur

von

Fr. Kreyssig.

Sechste Auflage. — II. Band.

Geschichte

der

französischen Nationallitteratur

vom siebzehnten Jahrhundert bis auf die neueste Zeit.

Bearbeitet

von

Joseph Sarrazin
in Offenburg (Baden).

Berlin 1889.
Nicolaische Verlags-Buchhandlung
R. Stricker.

Vorwort.

Im Vorwort zum ersten Bande dieser gänzlich neubearbeiteten Litteraturgeschichte des verstorbenen Prof. Dr. Kreyssig hat mein hochverehrter Mitarbeiter Dr. A. Kreßner die allgemein maßgebenden Gesichtspunkte mitgeteilt. Für den vorliegenden zweiten Band, dessen Neugestaltung mir zufiel, habe ich folgendes beizufügen.

Von der fünften Auflage wurden Kreyssigs lichtvolle Einleitungen und Überblicke mit einigen Ergänzungen und stilistischen Abänderungen übernommen.*) Für das 17. und 18. Jahrhundert wurde zwar der ursprüngliche Einteilungsplan, der im allgemeinen an La Harpe sich anlehnt, beibehalten, aber die Darstellung der einzelnen Litteraturerscheinungen sehr erheblich umgestaltet. Daß zwischen der fünften Auflage und der jetzigen die Arbeiten von Lotheissen, Mahrenholtz und anderen Gelehrten das Licht erblickten, wird den Unterzeichneten hoffentlich vor dem Vorwurf der Rücksichtslosigkeit gegen das Werk eines Mannes wie Kreyssig schützen.

Dagegen nehme ich die mit Seite 214 beginnende Schilderung der Litteratur des 19. Jahrhunderts — mit Ausnahme weniger Stellen aus Kreyssig, welche zusammen ein Dutzend Seiten ergeben mögen, — als meine eigene Arbeit in Anspruch. Dieselbe bis auf die allerneueste Zeit fortzuführen und neben den naturalistischen Bestrebungen auch die jüngsten Gegenströmungen („Décadents“ u. dergl.) zu berücksichtigen, ist mir durch die verständnisvolle Mitarbeit meines Bruders Adrien Sarrazin in Dijon erheblich erleichtert worden. Eines Mannes Kraft reicht kaum zur Bewältigung sämtlicher Neuerscheinungen der gegenwärtigen Litteratur aus.

*) Kreyssigs Litteraturgeschichte wurde vom verstorbenen Verfasser zuerst französisch geschrieben (vergl. Vorwort zur 1. Auflage von 1851), da sie ursprünglich Übersetzungsbuch war. Nachdem dieser Umstand in Wegfall gekommen, durfte mit der Beseitigung von Gallizismen und überflüssigen Fremdwörtern vorgegangen werden.

Selbst der vortreffliche Leitfaden von Bornhak hört mit dem Jahre 1870 auf.

Als Leser hatte ich nicht allein die wahrhaft Gebildeten im Auge, sondern auch die Hunderte von Studierenden, welche während ihrer Hochschulzeit keine Gelegenheit haben, zusammenhängende Vorlesungen über die neuere und neueste Litteratur der Franzosen zu hören, und daher eines kundigen Führers bedürfen. Man kann sich aus den Vorlesungsverzeichnissen selbst leicht überzeugen, daß viele Neuphilologen hierin auf Selbsthilfe angewiesen sind.

Eine Bibliographie im vorliegenden Umfang wird zum ersten Male einer Darstellung französischer Litteraturgeschichte beigegeben. Sie ist aus Aufzeichnungen entstanden, welche zehn Jahre lang Stück für Stück zusammengetragen und während eines Ferienaufenthalts in Paris (1888) sorgfältig nachgeprüft und vervollständigt wurden. Der weltbekannten Zuvorkommenheit der Pariser Nationalbibliotheksverwaltung, nicht minder dem freundlichen Entgegenkommen der Karlsruher Hof- und Landesbibliothek ist es zu verdanken, daß nicht allein die für Einzelforschungen des Lernenden unentbehrlichen Ausgaben und Abhandlungen, sondern mitunter auch entlegenere Werke in unserer Bibliographie Aufnahme fanden. Daß bei alledem die Vollständigkeit und Zweckmäßigkeit derselben nur relativ ist, liegt in der Natur der Sache.

Druckfehler wie Loudre statt Louvre (Seite 41, Anmerkung 1), oder V statt **IV** in der Überschrift Seite 90, oder Villeneuve für Villenave (Seite 163, Anmerkung 2) wird der gütige Leser entschuldigen. Zusätze und Berichtigungen nehmen Verfasser und Verlag mit größtem Dank entgegen.

Offenburg (Baden), Herbst 1889.

Prof. Dr. Joseph Sarrazin.

Inhalt.

Das siebzehnte Jahrhundert.

Das achtzehnte Jahrhundert.

Das siebzehnte Jahrhundert.

Einleitung.

Der Geist der Reformation ging in Frankreich mit dem Jahrhundert zu Grab, welches seine Geburt gesehen. Müde der inneren Wirren und der Bürgerkriege, mehr um die politische und wirtschaftliche Wohlfahrt bekümmert, als um dogmatische Fragen, dachte die Mehrheit des französischen Volkes wie Heinrich IV., Frankreich sei schon „eine Messe wert."

Die Rückkehr des Hofes in den Schoß der alten Kirche setzte die Unabhängigkeitsbewegung auf religiösem Gebiet in der öffentlichen Meinung herunter. Alle Kämpfe des fünfzehnten und des sechszehnten Jahrhunderts hatten schließlich nur die königliche Macht befestigt, die allein im stande zu sein schien, die öffentliche Ruhe und die nationale Größe zu sichern. Allerdings blieben bis zur völligen Erreichung des Zieles noch manche Schritte zu thun, aber der Weg war unwiderruflich vorgezeichnet.

Zwei Männer verkörpern diese geschichtliche Entwickelung. Richelieu, der Herzog und Kardinal, der allmächtige Lenker des Staates von 1624 bis 1642, besiegte die letzten oppositionellen Regungen. Er warf die politische Macht des Adels einerseits durch unerbittliche Strenge, andererseits durch die Erfolge seiner wahrhaft nationalen Politik nieder, während seine innere Verwaltung ihm den Mittelstand gewinnen mußte. Mazarin verstand es meisterlich, die politische Hinterlassenschaft seines großen Vorgängers zu verwalten. Die Unruhen der Fronde dienten nur zur Kräftigung der Königsmacht.

So wurde um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts der königliche Hof zum Mittelpunkt des geistigen Lebens des französischen Volkes.

Daher die tiefgreifenden Veränderungen in Denkart und Anschauungsweise, die den Kennern der älteren Litteratur beim Studium der Schriftwerke des siebzehnten Jahrhunderts auffällt, daher eine langsame Umwälzung in der Art, die Gedanken künstlerisch zu gestalten. Die Poesie, diese naturwüchsigste und freieste Thätigkeit des menschlichen Geistes, wird nunmehr zum Mittel, in der Gesellschaft zu „reüssieren", sich alles dessen zu bemächtigen, was der Eigenliebe schmeicheln und das Dasein verschönern kann. — Erfolg! Erfolg! ist das Feldgeschrei der Dichter, der Kanzelredner und der Geschichtschreiber. Der Hof beherrscht „die Stadt", und beide verfügen über den Beifall „der Welt." Dem Hofe also muß man vor allen Dingen gefallen; nächstdem ist es die

im Parterre versammelte „Stadt“, deren Urteil die Dichter demütig erwarten.

Die Geschichte der größten Schriftsteller dieses glänzenden Zeitraums wird uns die schlagendsten Beispiele dieser doppelten Abhängigkeit liefern. „Étudiez la cour et connaissez la ville“, schreibt Boileau den Komödiendichtern vor, eine Vorschrift, die auf alle Gattungen ausgedehnt werden kann, in welchen das siebzehnte Jahrhundert hervorragt.

Es ist indes nicht zu leugnen, daß die französische Litteratur dabei in mehrfacher Beziehung gewonnen hat. Der Verkehr mit der feinen Welt lehrte die Schriftsteller eine klare, bündige, gefällige Ausdrucksweise. Sie vermieden es um jeden Preis, die Geduld der Leser zu mißbrauchen, welche anderes zu thun hatten, als schwerfällige und weitläufige Phrasen zu entziffern, so gelehrt uud verständig sie immerhin sein mochten. Die alte Neigung der französischen Prosa zur Klarheit und Bündigkeit schlug siegreich durch. Die Phrase rundete sich, die Grammatik gelangte zu fester Bestimmtheit, das Willkürliche und Dunkle wurde verbannt. Die französische Prosa verdiente von da ab im vollsten Maße den Vorzug, welchen die Staatsmänner wie die feine Gesellschaft in ganz Europa ihr einräumen.

Für die dichterische Sprache konnte freilich das Resultat nicht dasselbe sein. Die Dichter sollten wie die Prosaiker vor allem klar und gefällig sprechen. Da der Hof, der sie beurteilte, sich für das vollkommenste Muster des Erhabenen und Wohlanständigen hielt, so hatte der Schwung der Tragödie und die Begeisterung der Ode sich nach dem zu richten, was in der guten Gesellschaft zulässig war. Mit einem Wort: die Poesie wurde konventionell. Der Geistesströmung des Zeitalters willenlos folgend, empfing sie nach Form und Inhalt die Gesetze der Autorität.

Zugleich mit der Loyalität nahm die Litteratur die äußere Frömmigkeit wieder auf. Doch ist die Religiosität eines Corneille und eines Racine gleich weit entfernt vom glühenden Mysticismus eines Dante und eines Calderon, wie von der asketischen Zerknirschung Pascals und der Jansenisten. Man bequemte sich mehr den Vorschriften der Kirche an, als daß man sich ihnen innerlich unterwarf. Dieser Mangel an philosophischem Mute macht die größten Geister der Nation zu willenlosen Knechten der Regeln und des guten Tons.*)

Mit dem Hof und der Kirche hat das klassische Altertum sich in die geistige Herrschaft über das siebzehnte Jahrhundert zu teilen. Mit verdoppeltem Eifer verfolgte man die Bahn, welche Ronsard und seine Freunde zuerst be-

*) „Nicht aus einer freien Teilnahme an den Fragen, welche den europäischen Geist beschäftigten, ging die Entwickelung der französischen Litteratur im 17. Jahrhundert hervor: sie erhob sich auf dem in der Kirche, dem Staat und der Gesellschaft gelegten Grunde.“ (Ranke, Franz. Gesch. ꝛc. 3. Aufl., Band III. pag. 318.)

treten hatten. Wenngleich man aus stammverwandtschaftlichen Gründen immer noch den Römern den Vorzug gab, so vernachlässigte man doch keineswegs das Studium der Griechen, und es wäre ungerecht, die großen Vorteile zu verkennen, welche die französische Litteratur diesen gründlichen klassischen Studien verdankte. Freilich war man noch weit entfernt davon, in den inneren Geist des Altertums einzudringen und dessen Meisterwerke als Erzeugnisse und Symbole einer von der neuzeitigen gänzlich verschiedenen Weltanschauung zu beurteilen. Der französische Hang zum oberflächlichen Abstrahieren blieb bei einigen auffallenden Eigentümlichkeiten der antiken Formen stehen und erhob sie zu Urbildern des Schönen. Man vergaß leider, daß jede Form nur insoweit schön ist, als sie genau der Idee entspricht, der sie ihre Entstehung verdankt.

Die Poesie des Jahrhunderts Ludwigs XIV. wurde klassisch in der französischen Bedeutung des Wortes, d. h. sie fügte sich einem halb konventionellen, halb den Alten nachgeahmten System von Regeln ein. Die Nachteile dieser Schablone werden bei näherer Betrachtung der Werke jener Zeit hervortreten. Bei alledem wird aber nicht geleugnet werden können, daß die konventionelle Dichtung es verstand, ihre Laufbahn nach ihren Kräften abzumessen und glücklich zu vollenden, und daß es den schriftstellerischen Größen des siebzehnten Jahrhunderts gelang, dem Ideal des Schönen, wie sie es erfaßt, greifbare Wirklichkeit zu geben. Es giebt keine Leidenschaft, die sie nicht zu malen, keine Schwäche, keine Lächerlichkeit des Einzelwesens, die sie nicht aufzufassen verstanden; Wohlklang und Glätte ihrer Sprache und ihrer Verse lassen nichts zu wünschen übrig. Eine gewisse Würde und Einheit, welche fast alle ihre bedeutenden Werke atmen, — das zuverlässige Kennzeichen einer festgegründeten nnd über ihre Zukunft beruhigten Gesellschaft, — unterscheidet sie zu ihrem Vorteil von allem, was der französische Geist seitdem zu schaffen vermochte.

Solche Ergebnisse konnten natürlich nicht mit einem Male erreicht werden. Die geistige Arbeit des siebzehnten Jahrhunderts begann darum mit sorgfältiger Feststellung und Reinigung der von den Vorgängern überkommenen Sprache. Ehe die Symphonie erklang, mußten die Instrumente gestimmt werden. Diese vorbereitenden Bestrebungen füllen die vier ersten Jahrzehnte des Zeitalters aus. In der Poesie werden sie von Malherbe, in der Prosa von Balzac und Voiture vertreten.

Die litterarische Koterie des Hôtel Rambouillet begann unter Ludwig XIII. die Herrschaft zu organisieren, welche die Gesellschaft und die Frauen auf den „Geschmack“ ausübten. Die litterarischen Liebhabereien Richelieus vergrößerten den Einfluß des Hofes auf das zeitgenössische Schrifttum.

Es wird daher angemessen sein, bei diesen beiden für die Entwickelung der klassischen Litteratur der Franzosen maßgebenden Faktoren etwas stehen zu bleiben.

Als die Bürgerkriege allmählich aufhörten und der Waffenlärm zu verstummen begann, machte die frühverwitwete, geistvolle Marquise de Rambouillet ihr in der Nähe des Louvre gelegenes Haus zum Sammelpunkt aller Schöngeister.*) Im blauen Empfangssaal des Hôtel Rambouillet ging es „feiner" zu, als am Hofe des Lebemanns Heinrich IV. und seines schwermütigen Sohnes. Vornehme Edelleute mit litterarischer Bildung und mit ihnen die hervorragendsten Schriftsteller der Zeit fanden sich an den Empfangstagen der jugendlich schönen Marquise gerne ein. Malherbe, Gombauld, Racan, Chapelain, Balzac, Voiture, Vaugelas, Ménage, Rotrou, Conrart, Mairet, Sarrazin**), Benserade waren treue Gäste; der Dichter des „Cid" rechnete es sich zur hohen Ehre an, in diesen Kreis von Berühmtheiten eingeführt zu werden und den Versammelten seine Dichtungen vorzulesen. Daß edle Frauen, vorab die Herzogin von Longueville, Condés Schwester, in diesen litterarischen und geselligen Vereinigungen das Szepter führten, wirkte auf den Ton ein. Man gefiel sich in geistreichen und gewählten Ausdrücken, in gesuchten Witzen und Pointen (concetti), man berauschte sich an den Schäfer- und Heldenromanen. Jeder suchte den anderen an „Geist" zu übertreffen, Alle waren bestrebt, den holden Damen in lieblichen Versen zu huldigen.

Vortrefflich und ohne starke Übertreibung kennzeichnet Fléchier in seiner Leichenrede auf die Tochter der Marquise de Rambouillet diese Versammlungen der Preziösen „où l'esprit se purifiait, où la vertu était vénérée sous le nom de l'incomparable Arthénice***), où se rendaient tant de personnes de qualité et de mérite, qui composaient une cour choisie, nombreuse sans confusion, modeste sans contrainte, polie sans affectation."

Nach dem Tode der „unvergleichlichen Arthénice" thronte ihre Tochter

*) Ch. Livet, Précieux et Précieuses, 2. Aufl., Paris 1870; — Victor Cousin, La Société française au 17e siècle, d'après le Cyrus de Melle de Scudéry, Paris 1858; Derselbe, La jeunesse de Mme de Longueville etc. — Berblinger, Das Hôtel Rambouillet und seine kulturgeschichtliche Bedeutung, Programm, Rendsburg 1873. — Wichtig für die Kenntnis dieser Kreise ist der 1880 von Tamizey de Larroque zum ersten Mal herausgegebene Briefwechsel Chapelains (Paris, Nationaldruckerei, 2 Bde.). — Über den preziösen Ton vergl. u. a. das anonyme Buch Du bel esprit, où sont examinés les sentiments qu'on a d'ordinaire dans le monde, Paris 1695.

**) Jean François Sarrazin (oder Sarasin) aus Caen soll Gegenstand einer besonderen Untersuchung werden. Über diesen nur aus vielzitierten Stellen von Scarron und Voltaire bekannten Schöngeist vergl. Daniel de Cosnac, Mémoires Bd. I. 13 ff. (Ausgabe von J. de Cosnac, Paris 1852); Tallemant des Réaux, Historiettes Bd. V, 291 ff.; [Huet], Origines de Caën, 2 Aufl. p. 371. Er ist der Verfasser der Abhandlung über die Tragödie, die unter dem Pseudonym Sillac d'Arbois der Tragikomödie „Amour tyrannique" von Scudéry vorgedruckt ist. Seine Werke gab Ménage mit einer Vorrede Pelissons und einer Widmung an Madeleine de Scudéry heraus, Paris 1656. Spätere Ausgaben Paris 1663, dann 1685, Amsterdam 1694. Nouvelles œuvres, Paris 1675. Neueste Ausgabe, Caën und Paris 1824.

***) Anagramm aus „Cathérine", dem Vornamen der Marquise von Rambouillet. Diese Spielerei war damals Mode.

Julie im blauen Empfangssaal, bis nach Voitures Tod und während der Unruhen der Fronde die durch den Glanz von Richelieus Académie verdunkelte Herrlichkeit des Hôtel Rambouillet langsam erlosch und die alt gewordenen Preziösen sich von der Geselligkeit zurückzogen.

Als Hauptaufgabe ließen sich die Gäste des Hauses Rambouillet eine sorgfältige Pflege der Reinheit der Sprache angelegen sein. „Dévulgariser la langue“ lautete der Wahlspruch. Daher redeten die Preziösen in kunstvollen Umschreibungen und wandten reichlich Metaphern an. „Setzen Sie sich gefälligst“ hieß: „Contentez, s'il vous plaît, l'envie que ce siège a de vous embrasser,“ weil asseoir für zarte Ohren gar zu gemein klang. Wörter wie Besen, Talglicht, Fächer, Zähne, Papier wurden umschrieben mit l'instrument de la propreté, le supplément du soleil (auch l'ardent, z. B. ôtez le superflu de cet ardent = putze das Licht), le zéphyr, l'ameublement de la bouche, l'interprète des cœurs. — „Bringe mir einen Kamm, meine Haare zu entwirren“ lautete in preziöser Umschreibung „apportez-moi une dédalle (= einen Dädalus!), que je délabyrinthe mes cheveux.“ Für den Spiegel waren die metaphorischen Umschreibungen begreiflicherweise ziemlich zahlreich: le conseiller des Grâces, le peintre de la dernière*) fidélité, auch witzig genug le singe de la nature. Den ersteren Ausdruck hat der sonst wenig preziöse La Fontaine in der Fabel L'homme et son image (I. 11) zitiert, wahrscheinlich ironisch.

Die heute in der vertraulichen Unterhaltung gebräuchlichen Hyperbeln „kolossal,“ „schrecklich“ (engl. awfully) waren schon den Preziösen geläufig: „L'amour a terriblement deffriché mon cœur“. Statt ganz und gar sagten sie „furieusement, épouvantablement, terriblement.“ Unsere „malefizblonden“ Haare nannten die vorsichtigen Schöngeister des cheveux d'un blond hardi. Andere Umschreibungen haben bis zum Auftreten der Romantiker im öden Odenstil ihr Dasein gefristet. Denn die altjüngferliche Scheu vor dem mot propre, die Victor Hugo den Afterklassikern höhnend vorwirft, geht sicherlich auf die Preziösen zurück. Les habitants du royaume de Neptune (= die Fische), les sujets de

---

*) dernier zur Bezeichnung des höchsten Grades einer Eigenschaft ist noch heute gebräuchlich. Somaize macht hierzu folgende Bemerkung: „Il faut prendre garde que dans le langage pretieux le mot de derniere a plusieurs significations, comme vous allez voir dans les exemples que je vous en vais donner. Il signifie tantost grand, comme l'on voit dans cette phrase: Je vous ay la derniere obligation; tantost il signifie tout a fait, comme l'on peut voir par cet exemple: Cela est du dernier galand, pour dire: Cela est tout a fait galand; et enfin il signifie premiere. C'est pourquoi les Precieuses disent la derniere beauté pour signifier la premiere. J'ai cru que cet advis estoit necessaire, puisque ce mot a jusques icy embarassé plusieurs personnes. Quelques uns tiennent que c'est un des plus anciens mots de la langue pretieuse, quoy qu'il y en ait beaucoup d'autres qui le luy disputent.“

Neptune (= die Schiffer), le flambeau de la nuit (= Mond), l'empire de Morphée (= Bett), le siège oder l'empire de Vulcan (= Kamin), l'oracle roulant du destin (= Würfel), alle diese Metaphern könnten ebensogut in irgend einer offiziellen Ode des Zeitalters Napoleons I. sich finden, wie in den von Somaize gesammelten Redensarten der Preziösen.*)

Wenn also der Dramatiker Rotrou das Erteilen einer Ohrfeige folgendermaßen umschreibt:

Il s'approche, et ma main, sensible à cette injure,
Sur sa joue aussitôt imprime sa figure (Doristée, I. 3. Szene),

so ist dem Hôtel Rambouillet und den späteren Preziösen die Schuld für diese Metapher beizumessen.

Nach dem Muster des Hôtel Rambouillet bildeten sich nämlich in Paris und in der Provinz ästhetische Zirkel, die sogenannten ruelles**), welche aber nur ein Schatten und ein Zerrbild der Gesellschaft im Salon bleu waren. Auf Rechnung dieser oberflächlichen Nachtreter und Nachtreterinnen der hochgebildeten Arthénice kommt ein erheblicher Bruchteil der oben angeführten Redensarten. Molières Witz erhob diese précieuses ridicules zu unsterblichen Typen.

Die Gründung der Académie française schließt den vorbereitenden Abschnitt des Grand Siècle bedeutungsvoll ab. Richelieus Streben nach Zentralisation auf allen Gebieten dehnte sich auf die Sprache aus, das Mittel des geistigen Austausches. Eine unter dem Schutze der mächtigen Regierung stehende Körperschaft sollte auf Litteratur und litterarischen Geschmack einen offiziellen Einfluß ausüben. Die Mitglieder waren bald gefunden. Einige Schriftsteller und Gelehrten, die bei Conrart***) zwanglos zusammen-

---

*) Vergl. 1) Le Dictionnaire des Prétieuses, ou la Clef de la langue des Ruelles, par le Sieur de Somaize, Paris 1660. 2) Grand dictionnaire des Prétieuses, historique, poétique, géographique, cosmographique, cronologique et armoirique, Paris 1661 (enthält alle Pseudonyma und dergl.). Neu herausgegeben von Ch. Livet in den gesammelten Opuskeln des Verfassers, Paris 1856, 2 Bände. —

**) La ruelle ist eigentlich der Raum zwischen Bett und Wand. Die späteren Preziösen empfingen nach spanischer Sitte (vergl. Pellisson, Lettres historiques p. 35 des ersten Bandes der Ausgabe von 1729) ihre Besuche im Bette liegend, aber in vollem Putz. Auf beiden Seiten des dem Fenster zugekehrten Prunkbettes war eine ruelle mit mehreren fauteuils und pliants. In diesen Schlaf- oder vielmehr Empfangszimmern herrschte der unerträglich süßliche Ton, den Molière in seinem Lustspiel Les Précieuses ridicules so vortrefflich gegeißelt hat.

***) Valentin Conrart, der erste Secrétaire perpétuel, hat nichts erhebliches hinterlassen, als wenig umfangreiche Memoiren, die im 48. Band der Petitotschen Sammlung mit einer biographischen Notiz von Monmerqué (p. 1—25) abgedruckt sind. Dagegen hat er mit großem Fleiß alle Neuerscheinungen, die er für wichtig hielt, ausgezogen oder abgeschrieben. Diese nicht unwichtigen Handschriften (44 Bände) liegen noch auf der Arsenal-Bibliothek. Vergl. Kerviller, Val. Conrart, sa vie et sa correspondance, Paris 1881.

kamen, wenn nicht gerade im Hôtel Rambouillet Gesellschaft war, bildeten den Kern der Akademie. Außer Conrart wurden z. B. Chapelain, Voiture, Balzac, Maynard, Gombauld, Gomberville, Mézeray und andere Mittelmäßigkeiten in die neue Körperschaft berufen.

Von nun an hatte der Geschmack des Hofes und der „guten Gesellschaft" ein amtliches Organ, welches der öffentlichen Meinung durch den Schimmer einiger glänzenden Namen, durch einen gewissen Schein unabhängiger Würde — (bekanntlich wählen die Mitglieder der Akademie selbst die Nachfolger der mit Tode abgegangenen Kollegen) — und mehr noch durch den Einfluß der Regierung Ehrfurcht gebot. Die Akademie wurde der glänzende und geheiligte Hafen der Ruhe, in welchem fortan der litterarische Ehrgeiz das höchste Ziel seiner Wünsche erreichte. Man erreichte ihn aber nicht leicht anders, als durch die Gunst des Hofes und der Hauptstadt: es läßt sich also der Einfluß ermessen, welchen die Aussprüche dieses höchsten Gerichtshofes auf die Schriftsteller ausüben mußten.*)

Ohne Widerstand ging die endgiltige Einrichtung der neuen Körperschaft nicht, ein Beweis, daß man ihr von vornherein eine Bedeutung zuschrieb. Zwar traten die neuernannten Académiciens bereits 1635 zu regelmäßigen Sitzungen zusammen und huldigten dem Kardinal-Protektor, wie sie später im Louvre dem Roi-Soleil reichen Weihrauch streuten;**) aber die höchste juristische Behörde, das Parlement in Paris gab erst 1637 dem Organisationsedikt Gesetzeskraft. Nachträglich hatte in den Statuten die Bestimmung Aufnahme finden müssen, daß die Akademie sich nur mit litterarischen und sprachlichen Fragen zu beschäftigen und nur über die von Mitgliedern verfaßten, oder wenigstens von den Verfassern vorgelegten Werke zu äußern habe. Darum war Pierre Corneilles Zustimmung nötig, um das berühmte Eidgutachten der Akademie zu ermöglichen, obwohl der jugendliche Dramatiker damals noch nicht zu den vierzig Immortels gehörte.

Selbstverständlich hatte die von der Sonne königlicher Huld beschienene

*) Vergl. Pellisson und Abbé d'Olivet, Histoire de l'académie, Paris 1729, 2 Bände [bis 1652 von Pellisson, bis 1700 von d'Olivet], neu herausgegeben von Ch. Livet, Paris 1858, 2 Bände. Daselbst Verzeichnis sämtlicher Werke der Académiciens. — P. Mesnard, Histoire politique de l'Académie française, Paris 1858. A. Rouxel, Chronique des élections à l'Académie française de 1634 à 1870, Paris 1889, etc. — Mitgliederverzeichnis bis auf den heutigen Tag in P. Vedrenne, Les fauteuils de l'Académie française, Paris 1887, 4 Bände. Ch. Barthélemy, Les 40 fauteuils de l'Académie française, Paris 1886. Für die Umgestaltung in unserem Jahrhundert vergl. Jules Simon, Une Académie sous le Directoire, Paris 1884. Lanfrey, Histoire de Napoléon. Band III. p. 72 ff.

**) Über die niedrige Kriecherei der ersten Mitglieder der Akademie spricht sich Le Vassor im 8. Band seiner Histoire du Règne de Louis XIII. (Amsterdam 1705 ff.) sehr drastisch aus: „Cette Académie a rempli le monde de l'épaisse et puante fumée de l'encens qu'elle a donné au cardinal son instituteur, et encore plus de celui qu'elle brûle tous les jours sur les autels dressez dans le Louvre à l'Homme Immortel, son troisième protecteur."

Akademie mit Neid und Spott zu kämpfen. Lang ist die Reihe der Widersacher von Sorel, Boileau und Saint-Évremond an, bis auf unseren Zeitgenossen Alph. Daudet.*) In der That kann der ängstlichen Akademie der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie häufig litterarische Größen ersten Ranges nicht anerkannte und geschmeidigen hoffähigen Mittelmäßigkeiten hintansetzte. Die beiden Bahnbrecher der kristallhellen Prosa, Descartes und Pascal, fanden ebensowenig Gnade vor der hohen Versammlung, als später Diderot, Beaumarchais, J. J. Rousseau im Zeitalter der Aufklärung und Balzac, Béranger, Michelet, Quinet u. a. in unserem Jahrhundert.**) Dagegen ist es ungerecht, der Akademie vorzuwerfen, daß sie weder Molière, den größten Dramatiker, noch den Herzog von St. Simon, den größten Memoirenschreiber, in ihren Schoß aufnahm: denn Molière war Schauspieler und als solcher nicht gesellschaftsfähig, während die Memoiren St. Simons erst lange nach seinem Tode ans Licht kamen.

Die Hauptaufgabe der vom Kardinalminister „protegierten" Akademie war die Sammlung und Sichtung des vorhandenen Sprachguts. Der Plan eines umfangreichen Wörterbuchs der Schriftsprache wurde im ersten Jahr des Bestehens der Körperschaft gefaßt und unter Vaugelas***) Leitung sofort in Angriff genommen. Doch gingen die Herren Académiciens so gründlich und pedantisch zu Werk, daß über ein halbes Jahrhundert bis zum Erscheinen des Dictionnaire verging und ein einzelner Mann†) Zeit hatte, sein Dictionnaire zu

---

*) Ch. Sorel, De l'Académie française établie pour l'embellissement du langage, et si elle est de quelque utilité aux particuliers et au public, Paris 1664. Der geistvolle St. Evremond ließ in Freundeskreisen ein scharfes Pasquill auf die Pedanten der Akademie verbreiten: La comédie des académistes ou les Académiciens, Paris 1643 (vom Verfasser erst 1680 herausgegeben). Das neueste Werk, das sich eingehend mit den alten Herren im Palais Mazarin beschäftigt, ist Daudets Roman l'Immortel. Paris 1888. —

**) Vergl. Arsène Houssaye, Histoire du 41e fauteuil de l'Académie, Paris 1885. Am meisten bekannt ist die Grabschrift Pirons:

„Ci-gît Piron qui ne fut rien,
Pas même académicien!"

Von demselben stammen die boshaften Verse:

Coquette sans pudeur, fière de mille amants,
Femme à quarante époux, presque tous impuissants,
Mère de quelques mots, régente d'orthographe,
En ton jour solennel, sur tes autels déserts,
L'on ne placera plus de prose ni de vers,
L'on n'est plus occupé que de ton épitaphe.

***) Claude Favre de Vaugelas (1585—1650), ein für jene Zeit hochverdienter Sprachforscher, legte durch seine Remarques sur la langue françoise (1647) den Grund zur wissenschaftlichen Grammatik. Vergl. Wüllenweber, Vaugelas und seine Kommentatoren, Programm, Berlin 1877.

†) Die Langsamkeit, mit der die Arbeit von statten ging, veranlaßte ein Mitglied der Akademie, den gelehrten Abbé Furetière (1620—1688), insgeheim ein großes Dictionnaire universel anzulegen, von dem der Anfang 1684 herauskam. Die Akademie erblickte hierin eine Verletzung ihres durch Privileg von 1674 gewährleisteten Urheberrechts, beschuldigte Furetière des an ihrem noch ungedruckten Wörterbuche be-

vollenden, ehe die vierzig Unsterblichen die beiden Folianten ihres offiziellen Wörterbuchs herausgaben (1694). Ein Vergleich der ersten Ausgabe des Dictionnaire de l'Académie mit den folgenden giebt einen belehrenden Überblick über die immer raschere Entwickelung der französischen Schriftsprache.*) Mag man immerhin die übergroße Vorsicht der Akademie in der Aufnahme neuaufkommender Wörter und Redensarten belächeln: so viel steht fest, daß sie den Sinn für Sprachrichtigkeit und Stilreinheit großgezogen und damit auf die künstlerische Ausbildung der neufranzösischen Sprache einen maßgebenden und heilsamen Einfluß ausgeübt hat.

Man pflegt die Glanzperiode des französischen Schrifttums im siebzehnten Jahrhundert prunkvoll „das Zeitalter Ludwigs XIV." zu nennen, obwohl die bedeutendsten Geister jenes Zeitalters bereits im Vollbesitz ihres Talentes waren, als nach Mazarins Tod der jugendliche König die Zügel der Regierung ergriff. Denn 1661 war die Blütezeit der Corneille, Descartes und Pascal vorüber, damals war Molière bereits anerkannter Meister des Lustspiels. Aber der nationale Aufschwung, welcher den ersten glücklichen und glänzenden Unternehmungen des „großen Königs" folgte, die Würde und der Glanz seines Hofes verdoppelten die litterarische und künstlerische Thätigkeit. Darum hat die französische Nation sich daran gewöhnt, alle Strahlen des Ruhmes um die Krone dieses seine Zeit in jeder Hinsicht vertretenden Fürsten zu sammeln.

Diese Periode des höchsten Glanzes dauerte etwa von Racines erstem Auftreten 1664, bis 1685. Dann schwächten der Einfluß der Frau von Maintenon und der Jesuiten, die unheilvolle Abschaffung des Edikts von Nantes, die Hugenottenverfolgungen, endlich auch die Schicksalsschläge im spanischen Erbfolgekriege allmählich den Aufschwung der Geister, zerstörten den Zauber des unumschränkten Königtums und bereiteten einer unerbittlich zerstörenden Opposition den Weg. Der gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts gehemmte Geist der freien Forschung

---

gangenen Plagiats und stieß ihn aus. Furetière rächte sich durch mehrere grobe Factums (neu herausgegeben von Asselineau, 2 Bände, Paris 1859). Er erlebte nicht mehr die vollständige Drucklegung seines Lebenswerkes, das 1690 zu Rotterdam erschien und später für das Dictionnaire de Trévoux die Grundlage abgab. Vergl. F. Wey, Revue Contemporaine vom 31. Juli und 15. Aug. 1852.

*) Vergl. A. Fels, Die erste Ausgabe des Wörterbuchs der Akademie, Programm, Hamburg 1884. Geschichtliches über das Dictionnaire enthält die von Villemain stammende Vorrede zur Ausgabe von 1835. Die zweite Auflage des Dictionnaire wurde 1718 nötig, die dritte schon 1740, die vierte 1762. Von da ab erscheinen die Neubearbeitungen in größeren Zwischenräumen: fünfte Auflage 1798, sechste Auflage 1835, siebente und letzte 1878. Diese enthält 2200 Wörter mehr als die vorhergehende, aber noch lange nicht genug. Während tote Vokabeln wie émolumenter, exagératif, intactile beibehalten sind, fehlen allgemein gangbare Wörter wie actualité. Man will in der neuesten Vorrede zum Dictionnaire vierzig gut französische Wörter gezählt haben, denen das Bürgerrecht im Dictionnaire selbst nicht erteilt wird. Vergl. Lengnick in Herrigs Archiv, Band 67, Seite 105 ff.

erwachte nach des Königs Tod stärker als jemals. Aber er war in einen unversöhnlichen und leichtfertigen Haß gegen alle bestehenden Gewalten ausgeartet. Die französische Litteratur, die unter Ludwig XIV. der glänzendste Schmuck des absoluten Königtums gewesen, erhob sich in unversöhnlicher Feindschaft gegen eben die Ordnung der Dinge, der sie ihre Entstehung verdankte. Das philosophische Jahrhundert folgte auf das klassische, um seinerseits mit chaotischer Gärung und allgemeinem Umsturz zu enden.

---

*) Außer den auf Seite 2 des ersten Bandes dieser Litteraturgeschichte angeführten Werken (Villemain, Nisard, Geruzez, Demogeot, Ideler und Nolte, Mager, Engel, Bornhak) vergleiche man folgende Werke über das siebzehnte Jahrhundert:

Guizot, Poètes français du siècle de Louis XIV, Paris 1813, neueste Auflage 1882.

C. Arnd, Geschichte der französischen Nationallitteratur von der Renaissance bis zur Revolution, Berlin 1856.

Demogeot, Tableau de la littérature française au 17e siècle avant Corneille et Descartes, Paris 1859.

Ferd. Lotheissen, Geschichte der französischen Litteratur im siebzehnten Jahrhundert, Wien 1878—1884, 4 Bände.

P. Albert, La littérature française au 17e siècle, 5. Auflage, Paris 1882.

Fr. Godefroi, Histoire de la littérature française depuis le 16e siècle jusqu'à nos jours, 2. Auflage, Paris 1879.

Gesammelte Aufsätze von V. Fournel, De Malherbe à Bossuet, Paris 1885; ferner von F. Brunetière, Études critiques sur l'histoire de la littérature française (Pascal, Mme de Sévigné, Molière, Racine etc.), Paris 1880.

E. Faguet, Les grands maîtres du 17e siècle. Études littéraires et dramatiques, Paris 1885.

A. Fabre, Études littéraires sur le 17e siècle, Paris 1887; etc. etc. etc.

V. Fournel, La littérature indépendante et les écrivains oubliés du 17e siècle, Paris 1882.

Ältere Werke vergleiche man folgende:

Niceron, Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la République des lettres, avec le catalogue raisonné de leurs ouvrages, Paris 1727, 43 Bände.

Abbé Goujet, Bibliothèque françoise ou histoire de la littérature françoise, Paris 1740 ff., 18 Bände.

Abbé S***, de Castres, Les trois siècles de la littérature française, ou tableau de l'esprit de nos écrivains depuis François I. jusqu'en 1779. — Haag 1779, 4 Bände. —

Perrault, Les hommes illustres qui ont paru en France pendant le 17e siècle, 3. Auflage, Paris 1701, 2 Bände. — Ferner sind für das Ende des siebzehnten Jahrhunderts die Zeitschriften zu Rat zu ziehen, namentlich das seit 1665 in Paris erscheinende Journal des Sçavans und die in den Niederlanden gedruckten Revuen Nouvelles de la République des Lettres, die Bibliothèque universelle (bis 1691 von Jean Leclerc), l'Histoire des ouvrages des Savans etc., wegen der Genauigkeit der gegebenen Excerpte aus den neuen Erscheinungen.

Histoire du Théâtre français, depuis son origine jusqu'à présent. Avec la vie des plus célèbres poètes dramatiques, des extraicts exacts et un catalogue raisonné de leurs pièces, accompagnés de notes historiques et critiques, Paris und Amsterdam, 1735 ff. 15 Bände. (Herausgeber: die Gebrüder Parfaict.)

J. F. La Harpe, Lycée ou cours de littérature ancienne et moderne (Vorlesungen aus dem Jahr 1797), nouvelle édition, Paris 1821, 16 Bände, Band 5 bis 7. —

Zur Bibliographie vergl. u. a. Le Petit, Bibliographie des principales éditions originales d'écrivains français du 15e au 18e siècle, Paris 1888.

Erster Abschnitt.
Die Ausbildung der Sprache (1600—1636).

I. Lyrik und Drama.

1) Malherbe und seine Schule. Die Sonettisten. 2) Garnier, Mairet und Hardy.

Das Jahr des „Cid“ (1636) bildet einen ragenden Markstein in der Geistesgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts. Das neuere Drama und die neuere Dichtung hatten damit die ästhetische Formel gefunden, welche bis zum Aufkommen der Romantiker alleinherrschend blieb.

Wir werden deshalb das denkwürdige Cidjahr als den Anfang des klassischen Zeitalters betrachten und den voraufgehenden Zeitabschnitt des siebzehnten Jahrhunderts als einen vorbereitenden bezeichnen müssen, in welchem das Rüstzeug für die großen Dichter am Hofe Ludwigs XIV. durch zielbewußte Arbeit beschafft wurde. Die regellose, üppig rankende Sprache Rabelais' und Montaignes mußte eine festere und bestimmtere Gestalt annehmen, ehe Boileau als Gesetzgeber auftreten konnte. Dieser sprachreinigenden Aufgabe unterzog sich in erster Reihe Malherbe.

François de Malherbe's Lebensgang (1555—1628) ist bezeichnend für das Dichterlos unter Heinrich IV. und seinem Nachfolger.*) Einem adligen Geschlecht von Caen in der Normandie entstammt, studierte Malherbe zuerst in Paris, dann in Heidelberg und trat nach seiner Rückkehr nach Frankreich in die Dienste des Herzogs von Angoulême, eines natürlichen Sohnes Heinrichs III. Nach

*) Gournay, Malherbe, sa vie et ses œuvres, Paris 1852. Die Mémoires pour la vie de Malherbe von Racan finden sich in der großen Ausgabe von L. Lalanne, Paris 1860—62, 5 Bde. (Hachette's Grands Écrivains). Einen Neudruck der Ausgabe von 1630 (Œuvres de Messire François de Malherbe, Gentilhomme ordinaire de la Chambre du Roy etc.) veranstaltete Blanchemain, Paris 1877. Die Gedichte mit Kommentar gab Ménage, Paris 1666, heraus. Ein Malherbeexemplar mit handschriftlichen Noten von André Chénier wurde 1842 in Paris aufgefunden und von Latour herausgegeben. Vergl. die kleinere Ausgabe Malherbes von Becq de Fouquières, Paris 1874. — In der Didotschen Stereotypausgabe (Paris An VII) sind die einzelnen Gedichte von 1585—1628 chronologisch geordnet. Vergl. auch V. Fournel, De Malherbe à Bossuet, Paris 1885, pag. 1—23.

dem gewaltsamen Tode seines Gönners sah er sich lange vergeblich nach einer einträglichen Stellung um und richtete unter andern auch an den regierenden König etliche Gedichte, wie es damals Sitte war. Heinrich III. wies ihm für seine Ode „Les larmes de St. Pierre" (1587) zwar ein Gnadengeschenk von fünfhundert Thalern an, stellte aber den Dichter nicht an. Dies mag die Ursache sein, warum Malherbe in einem späteren Gedichte den toten König un roi fainéant, la vergogne (Schmach) des princes schalt. Ein Hochzeitsgedicht zur Vermählung Heinrichs IV. bahnte ihm den Pfad zum Erfolg (1600); er wurde dem König warm empfohlen und erhielt infolge eines zweiten Poems, das an Kriecherei und Lobhudelei die Hochzeitsode womöglich übertrifft und alle Leistungen der Hofskribenten des Roi Soleil weit hinter sich läßt, eine Anstellung als königlicher Stallmeister und später den Titel Kammerherr (gentilhomme ordinaire de la chambre du Roy).

Nach dem Tode des von ihm in allen Tonarten verherrlichten Heinrichs IV. sank Malherbes Gunst nicht. Auch unter der Regentschaft der Königin-Mutter und unter Ludwig XIII. wußte der geschmeidige Hofmann durch seine klangvollen Verse und die von starren Grundsätzen weit entfernte Anwendung seiner dichterischen Begabung sich das Wohlwollen des königlichen Hofes zu erhalten. Er starb 1628 auf, oder bald nach einer Reise ins königliche Hoflager vor La Rochelle, die er unternommen hatte, um bei Richelieu für seinen im Zweikampf gefallenen Sohn Rache zu erwirken.

Aus den Lebensumständen Malherbes läßt sich schon der Schluß ziehen, daß bei seinen Dichtungen die Form mehr in Betracht kommt*), als der Gedankeninhalt. Aber für die Form ist er epochemachend. Malherbe beschäftigte sich vorwiegend mit sprachlichen und litterarischen Studien, und die strenge Beharrlichkeit, welche er darauf verwendete, verdiente vollkommen den entscheidenden und dauernden Erfolg, der seine Arbeiten gekrönt hat. Obwohl ein erklärter Feind Ronsards und seiner Schule, setzte er eigentlich doch nur die Reform fort, welche der gefeiertste Dichter des sechszehnten Jahrhunderts begonnen. Aber um seiner Sprache die Würde und die Eleganz zu geben, die ihr noch fehlten, borgte er nicht, wie Ronsard, neue und unerhörte Formen vom Griechischen und Lateinischen. Aus dem Boden der einheimischen Sprache selbst wußte er die Gaben hervorzuziehen, mit denen er sie bereicherte. Darum haben seine Neuerungen sich behauptet, weil sie mehr der Entwickelung der bereits im Boden ruhenden Keime gleichen, als ausländischen Pflanzen, die in ein ihrer Natur nicht zusagendes Klima versetzt wurden. Die neuere französische Grammatik beginnt mit Malherbe, dem tyran des mots et des syllabes, und die poetische Diktion hat ihn neben Boileau, dem régent du Parnasse, lange als Gesetzgeber anerkannt.

---

*) Nicht zufällig sind Balzac und Malherbe von Molière si savants en beaux mots genannt worden (École des Femmes II, 7).

Man erzählt seltsame Anekdoten über die Rücksichtslosigkeit, mit welcher Malherbe seine Zeitgenossen diese bewußte Überlegenheit empfinden ließ. Als der Dichter Philippe Desportes ihn einst zu Mittag gebeten hatte und während der Mahlzeit sich erhob, um ein Exemplar seiner Psalmen-Übersetzung zu holen, rief Malherbe ihm kaltblütig zu: „Bemühen Sie sich nicht, Ihre Suppe schmeckt mir besser als Ihre Verse.“ Und in einem an Ludwig XIII. gerichteten Sonett greift er dem Urteil der Nachwelt mit den selbstbewußten Worten vor:

„Les ouvrages communs vivent quelques années,
Ce que Malherbe écrit dure éternellement!“

Die hohe Wichtigkeit dieses unbescheidenen Dichters für die weitere Entwickelung der klassischen Dichtung*) könnte kaum treffender bezeichnet werden, als mit den Worten Boileaus, des Wort- und Silbentyrannen des Grand Siècle:

Enfin Malherbe vint, et le premier en France
Fit sentir dans les vers une juste cadence,
D'un mot mis en sa place enseigna le pouvoir,
Et réduisit la muse aux règles du devoir.
Par ce sage écrivain la langue réparée
N'offrit plus rien de rude à l'oreille épurée.
Les stances avec grâce apprirent à tomber,
Et le vers sur le vers n'osa plus enjamber.
Tout reconnut ses lois, et ce guide fidèle
Aux auteurs de ce temps sert encor de modèle.
Marchez donc sur ses pas, aimez sa pureté,
Et de son tour heureux imitez la clarté.

(Art poétique, I, 131—142.)

Mit Ausnahme einiger Epigramme gehören Malherbes Dichtungen sämtlich der eigentlichen Lyrik an. Nur selten versteigt er sich zu jener Wärme der Empfindung und jenem unwillkürlichen Aufschwung der Phantasie, die zum Herzen dringen, weil sie aus dem Herzen kommen. Daß auch sanftere und zartere Töne in seiner zur Verherrlichung der Könige dienenden Leier sich finden, beweisen aber die innig empfundenen Stanzen an seinen Freund Du Périer (Duperrier), der seine Tochter durch den Tod verloren hatte:

---

*) Über Malherbes Reform vergleiche man u. a. die Abhandlungen von:
H. Holfeld, Über die Sprache des F. de Malherbe, Posen 1875.
R. Gröbedinkel, Der Versbau Ph. Desportes und Fr. de Malherbes (Straßb. Diss.) Heilbronn 1881 (Franz. Stud., I, 1).
F. Johannesson, Die Bestrebungen Malherbes auf dem Gebiete der poetischen Technik, Diss. Halle 1881.
Man vergleiche auch Mathurin Régniers neunte Satire, wo Malherbes Regelmäßigkeit und Sprachreinigung bitter verhöhnt wird.

Ta douleur, Duperrier, sera donc éternelle!
Et les tristes discours
Que te met en l'esprit l'amitié paternelle
L'augmentera toujours!

Le malheur de ta fille au tombeau descendue
Par un commun trépas,
Est-ce quelque dédale où ta raison perdue
Ne se retrouve pas?

Je sais de quels appas son enfance était pleine,
Et n'ai pas entrepris,
Injurieux ami, de soulager ta peine
Avec son mépris.

Mais elle était du monde, où les plus belles choses
Ont le pire destin;
Et rose, elle a vécu ce que vivent les roses,
L'espace d'un matin.*)

Puis quand ainsi serait que, selon ta prière,
Elle aurait obtenu
D'avoir en cheveux blancs terminé sa carrière,
Qu'en fut-il avenu?

Penses-tu que, plus vieille, en la maison céleste,
Elle eût en plus d'accueil,
Ou qu'elle eût moins senti la poussière funeste
Et les vers du cercueil?

---

*) Diese Strophe wird noch heute viel zitiert und ist ebenso zum geflügelten Worte geworden, wie manche Stelle aus La Fontaines Fabeln, welche in den französischen Schulbüchern sich finden und von den Zöglingen gelernt werden. Daß aber die Strophe auch früher in aller Mund war, beweist unter vielen anderen folgende Stelle aus Scarron:

Malherbe dit que les plus belles choses
— Sur ce sujet il allègue les roses —
En ce bas monde ont le pire destin
Et bien souvent ne vivent qu'un matin.
(Scarron, Épître à Mr. Pellisson „Ce long Hiver.")

In Boileaus „Ode Pindarique sur la Prise de Namur" befanden sich ursprünglich folgende Verse, die später der Verfasser strich (vergl. Nouvelles de la Républ. des Lettres, August 1701, p. 163):

Un torrent dans les prairies
Roule à flots précipités;
Malherbe dans ses furies
Marche à pas trop concertés.

La Mort a des rigueurs à nulle autre pareilles;
On a beau la prier;
La cruelle qu'elle est se bouche les oreilles,
Et nous laisse crier.

Le pauvre en sa cabane, où le chaume le couvre,
Est sujet à ses lois;
Et la garde qui veille aux barrières du Louvre
N'en défend point nos rois.

De murmurer contre elle et perdre patience
Il est mal à propos;
Vouloir ce que Dieu veut est la seule science
Qui nous met en repos.

Aus allen Oden und Stanzen, die der vorsichtig und mühsam dichtende Malherbe hinterlassen, — man sagte von ihm, er verderbe um einer einzigen Strophe willen ein ganzes Buch Papier, — sind diese Verse die schönsten und bekanntesten. Sein viel bewundertes génie lyrique blitzt nur stellenweise auf, „le beau feu qui doit animer l'ode“ verglimmt rasch, weil er bei ihm künstlich ist. Doch ließen sich noch manche Stellen, wie die folgende, finden:

„Donc un nouveau labeur à tes armes s'apprête;
Prends ta foudre, Louis, et va, comme un lion,
Donner le dernier coup à la dernière tête
De la rébellion,

Fais choir en sacrifice au démon de la France
Les fronts trop élevés de ces âmes d'enfer,
Et n'épargne contre eux, pour notre délivrance,
Ni le feu, ni le fer.“

(Ode au Roi Louis XIII allant châtier la rébellion des Rochellois et chasser les Anglais qui en leur faveur étaient descendus dans l'Ile de Ré. 1627.)

Über die Schar der Dichter zweiten und dritten Ranges, die unter Richelieus Regierung nach Malherbes Vorschriften französische Verse glätteten, können wir rasch hinweggehen. Dem Inhalte nach sind ihre Dichtungen fast durchweg der Widerhall der Freuden und Leiden einer höfischen Gesellschaft, deren freie Bewegung sich mehr und mehr auf die Interessen Einzelner beschränkte.

Aus Malherbes zahlreichem Cénacle ragen seine Hausgenossen Maynard und Racan hervor.

François de Maynard (1582—1646) suchte den Hof und den Kardinal durch seine glatten Stanzen, Sonette und Epigramme zu erfreuen, um aus seiner Heimat, der Auvergne, wo er hoher Gerichtsbeamter war, in die beseligende Nähe des königlichen Hofes berufen zu werden.*) Er scheint indes keinen großen Erfolg erzielt zu haben, da er in seinen letzten Jahren folgenden Hilferuf an Richelieu richtet:

Armand, l'âge affaiblit mes yeux,
Et toute ma chaleur me quitte;
Je verrai bientôt mes aïeux
Sur le rivage du Cocyte.

C'est où je serai des suivants
De ce bon monarque de France,
Qui fut le père des savants
Dans un siècle plein d'ignorance.

Dès que j'approcherai de lui,
Il voudra que je lui raconte
Tout ce que tu fais aujourd'hui
Pour combler l'Espagne de honte.

Je contenterai son désir
Par le beau récit de ta vie,
Et charmerai le déplaisir
Qui lui fait maudire Pavie.

Mais s'il demande à quel emploi
Tu m'as occupé dans ce monde,
Et quel bien j'ai reçu de toi,
Que veux-tu que je lui réponde?

Doch scheint nach mehreren Jahren der nach Paris strebende Maynard das Vergebliche seines Strebens eingesehen und in seiner Enttäuschung zur Zufriedenheit seine Zuflucht genommen zu haben. Denn er richtet an Richelieu folgendes Sonett:

Par votre humeur le monde est gouverné;
Vos volontés font le calme et l'orage,
Et vous riez de me voir confiné
Loin de la cour, dans mon petit village.
Cléomédon, mes désirs sont contents;
Je trouve beau le désert que j'habite;
Et connais bien qu'il faut céder au temps,
Fuir l'éclat et devenir ermite.
Je suis heureux de vieillir sans emploi.
De me cacher, de vivre tout à moi,
D'avoir dompté la crainte et l'espérance;
Et si le ciel, qui me traite si bien,
Avait pitié de vous et de la France,
Votre bonheur serait égal au mien.

---

*) Maynards Dichtungen gab Gomberville, Paris 1646, in einem Band heraus. Neueste Ausgabe der Œuvres poétiques von Gaston Garrisson, Paris, Lemerre, 1884, 3 Bde.

Für die Lyriker zweiten Ranges vergleiche man Recueil des plus belles pièces des poètes français, depuis Villon jusqu'à Benserade, Paris 1692, 5 Bde.

Derselben notgedrungenen Stimmung entsprang die Grabschrift Maynards:

Las d'espérer et de me plaindre
Des Muses, des grands et du sort,
C'est ici que j'attends la mort
Sans la désirer ni la craindre.

Neben Maynard gehörte zur Académie — es war nicht nötig, daß die Mitglieder in Paris ihren festen Wohnsitz hatten —

Honorat de Bueil, Marquis de Racan (1589—1670), Sprößling einer durch die Bürgerkriege verarmten altadligen Familie der Touraine. Nachdem Racan als Edelknabe und später als Offizier in die Dienste Heinrichs IV. getreten war, verließ er diese Stellung, um unter Malherbes Auspizien ausschließlich der Dichtkunst zu leben. Tonangebend wurde er erst durch seine Bergeries (vgl. Seite 24), deren süßliche und unwahre Sentimentalität in seinen Stances und dergl. sich wiederfindet. Darum war Racan ein Liebling des für die Asträa schwärmenden Hôtel Rambouillet, obwohl Malherbes gediegenes Wissen ihm abging:*)

Malherbe d'un héros peut vanter les exploits,
Racan chanter Philis, les bergers et les bois.

(Boileau, Art poétique, I. 17 u. 18.)

Trotz seiner Künstelei sah Racan zuweilen die Natur mit dem Auge des wahren Dichters. Es fehlt nicht in seinen Dichtungen an gelungenen Naturschilderungen, wie die folgende:

Je saute à bas du lit, je cours à la fenêtre,
J'ouvre et hausse la vue, et ne vois rien paraître,
Que l'ombre de la nuit, dont la noire pâleur
Peint les champs et les prés d'une même couleur;
Et cette obscurité qui tout le monde enserre
Ouvre autant d'yeux au Ciel, qu'elle en ferme en la terre.
Chacun jouit en paix du bien qu'elle produit.
Les coqs ne chantent point, je n'entends aucun bruit,
Sinon quelques Zéphyrs, qui le long de la plaine
Vont cajolant tout bas les Nymphes de la Seine.
Maint fantôme hideux, couvert de corps sans corps,
Visite en liberté la demeure des morts.
Les troupeaux que la faim a chassés des bocages
A pas lents et craintifs entrent dans les gagnages.
Les funestes oiseaux qui ne vont que la nuit,
Annoncent aux mortels le malheur qui les suit.

*) Seine Aufnahmsrede in die Académie war ein „Discours contre les sciences“ (1635).

Les flambeaux éternels qui font le tour du monde
Percent à longs rayons le noir cristal de l'onde,
Et sont vus à travers si luisants et si beaux
Qu'il semble que le Ciel soit dans le fond des eaux.

(Bergeries, Alcidor I. 1.)

Eine von den Hofdichtern und -dichterlingen mit Vorliebe angewandte Kunstform war das den Italiern nachgeahmte Sonett.

Man liebte und stritt sich in Sonetten, und wem einige gelungen waren, der galt für einen bel esprit und einen echten Dichter, ob auch der Inhalt der Sonette noch so nichtig war.*) Man dichtete auch Madrigaux, Rondeaux, Charaden und las sie in den Salons vor. Diese Herrschaft der gekünstelten Form bei gleichgiltigem Gedankeninhalt wird durch den berühmten Streit der Uranisten und der Jobelins am besten gekennzeichnet. Zwei Lieblinge des Hôtel Rambouillet waren in die Schranken getreten: Voiture, von dem wir weiter unten zu reden haben, hatte auf die göttliche Urania ein Sonett gedichtet, und Benserade (1612—91) eins auf Hiob.**) Wegen der tonangebenden Stellung beider Dichter in der Gesellschaft wurde dieser litterarische Wettkampf als ein Ereignis von größter Tragweite betrachtet, und ganz Paris teilte sich in zwei feindliche Lager. Uranisten nannten sich die von der Herzogin von Longueville befehligten Anhänger Voitures, während Benserades getreue Schar der Jobelins unter dem Oberbefehl des Prinzen von Conti stand. Wir drucken beide Sonette ab, um zu zeigen, wie bescheiden die ästhetischen Anforderungen der Preziösen waren:

1. Voiture.

Il faut finir mes jours en l'amour d'Uranie;
L'absence ni le temps ne m'en sauraient guérir:
Et je ne vois plus rien qui pût me secourir
Ni qui sût rappeler ma liberté bannie.

Dès longtemps je connais sa rigueur infinie:
Mais pensant aux beautés pour qui je dois périr,
Je bénis mon martyre, et content de mourir,
Je n'ose murmurer contre sa tyrannie.

---

*) Wer denkt da nicht an die Szene I, 2 des Misanthrope, wo Molière dem Phrasengeklingel des homme au sonnet mit richtigem Geschmack das schlichte und ungekünstelte Volkslied als Muster vorhält?

**) Isaac de Benserade war der regelmäßige Lieferant der Textbücher zu den bei Hoffesten unumgänglich erforderlichen Ballets. Boileau kennt für ihn kein höheres Lob als „Benserade en tous lieux amuse les ruelles" (Art poétique IV, 200). Im Auftrag des Königs übersetzte dieser gewandte Hofpoet Ovids Metamorphosen in Rondeaux. Œuvres, Paris 1697, 2 Bde. Neue Ausgabe der Gedichte von Uzanne, Paris 1875. Vergl. Voltaire, Temple du Goût, etc.

Quelquefois ma raison par de faibles discours
M'invite à la révolte et me promet secours;
Mais lorsqu'à mon besoin je veux me servir d'elle,
Après beaucoup de peine et d'efforts impuissants
Elle dit qu'Uranie est seule aimable et belle
Et m'y rengage plus que n'ont fait tous mes sens.

2. Benserade.

Job de mille tourments atteint
Veut rendre sa douleur connue
Et raisonnablement il craint
Que vous n'en soyez point émue.

Vous verrez sa misère nue;
Il s'est lui-même ici dépeint:
Accoutumez-vous à la vue
D'un homme qui souffre et se plaint.

Bien qu'il eût d'extrêmes souffrances,
On vit aller des patiences
Plus loin que la sienne n'alla.

S'il souffrit des maux incroyables,
Il s'en plaignit, il en parla:
J'en connais de plus misérables.

Wir fügen das Muster eines zeitgenössischen Rondeau bei, welches für die Gattung charakteristisch ist und zugleich Benserades leeres Getändel zugunsten La Fontaines nicht übel geißelt. Der Verfasser ist nicht mit Gewißheit zu nennen.

A la fontaine où l'on puise cette eau
Qui fait rimer et Racine et Boileau,
Auteurs vraiment comme on n'en trouve guère
Un bon rimeur doit boire à pleine aiguière,
S'il veut donner un beau tour au rondeau.

Quoique j'en boive aussi peu qu'un moineau,
Cher Benserade, il faut te satisfaire,
T'en écrire un. Hé! c'est porter de l'eau
A la fontaine.

De tes refrains un livre tout nouveau
A bien des gens n'a pas eu l'heur de plaire;

Mais, quant à moi, j'en trouve tout fort beau:
Papier, dorure, images, caractère,
Hormis les vers, qu'il fallait laisser faire
A La Fontaine.

Die dramatische Poesie des siebzehnten Jahrhunderts bietet bis zu Corneilles Aufkommen nichts hervorragendes.*) Italienische Schauspieler ließen sich in dem von den Confrères de la Passion gepachteten Theater des Hôtel de Bourgogne nieder, wo bald eine fahrende französische Truppe sie ablöste. Künstlerischen und litterarischen Wert haben die meisten Stücke dieses Abschnitts keinen. Die Dramatiker hatten zunächst die Unterhaltung der Theaterbesucher im Auge und nicht das kühle Urteil der Nachwelt.

Robert Garnier (1534—1590) wirkt im Sinne des Reformators Jodelle weiter. Er behält den tragischen Chor noch bei. Auch sonst er ist Nachahmer der Alten; er schöpft mehr aus Senecas Tragödien, als aus den Meisterwerken der drei großen Tragiker der Griechen. Seine „Porcia" (1568) war der Anfang einer ruhmreichen Dichterlaufbahn und einer erst durch Mairets und Hardys Erfolge in Schatten gestellten Beliebtheit bei den Zeitgenossen und bei der Nachwelt. Seine Tragödien Porcie, Hippolyte, Cornélie, Marc-Antoine, La Troade, Antigone, Bradamante, und vor allem „Les Juives" verdienen nicht die geringschätzige Beurteilung der älteren französischen Kritiker, für welche die Litteratur überhaupt erst mit Malherbe anhebt.**) Der große Einfluß des letzteren auf die Ausbildung der dichterischen Sprache dürfte aber vielleicht am klarsten aus einer Vergleichung des Stils Garniers mit dem des jungen Corneille hervorgehen. Wir führen beispielshalber die Tirade des aus dem Bürgerkriege heimkehrenden Cäsar an:

O superbe cité, qui vas levant le front
Sur toutes les cités de ce grand monde rond:
Et dont l'honneur gagné par victoires fameuses
Épouvante du ciel les voûtes lumineuses.

---

*) Vergl. Ebert, Entwickelungsgeschichte der französischen Tragödie, Gotha 1856. Vergl. Anm. zu Seite 33, sowie auch Band I dieser Litteraturgeschichte, p. 312 ff.

**) Erste Gesamtausgabe von Garniers Tragödien: Paris 1585. Treuer Abdruck von W. Förster mit Varianten und Glossar, Heilbronn 1882 (Band 3—6 der Sammlung französischer Neudrucke, herausgegeben von K. Vollmöller). Vergl. u. a. M. Bernage, Étude sur Robert Garnier, Paris 1880. P. Kahnt, Gedankenkreis der Sentenzen in Jodelles und Garniers Tragödien und Senecas Einfluß auf dieselben, 66. Heft der Ausgabe und Abhandlung von E. Stengel, Marburg 1886. Gantner, Wie hat Robert Garnier in seiner Antigone die antiken Dichtungen benutzt? Programm, Passau 1887.

O sourcilleuses tours! O côteaux décorés!
O palais orgueilleux! O temples honorés!
O vous! Murs que les dieux ont maçonnés eux-mêmes,
Eux-mêmes étoffés de mille diadèmes,
Ne ressentez-vous point de plaisir en vos cœurs,
De voir votre César, le vainqueur des vainqueurs,
Accroître votre empire avecque vos louanges
Par tant de gloire acquise aux nations étranges .....?
Et toi, fleuve orgueilleux, ne vas-tu par tes flots
Aux tritons mariniers faire bruire mon los,
Et au père Océan te vanter que le Tibre
Roulera plus fameux que l'Euphrate et le Tigre?
Jà presque tout le monde obéit aux Romains;
Ils ont presque la mer et la terre en leurs mains:
Et soit où le soleil de sa torche voisine
Les Indiens perleux au matin illumine,
Soit où son char lassé de la course du jour
Le ciel quitte à la nuit qui commence son tour,
Soit où la mer glacée en cristal se resserre,
Soit où l'ardent soleil sèche et brûle la terre.
Les Romains on redoute, et n'y a si grand roi,
Qui au cœur ne frémisse, oyant parler de moi.
César est de la terre et la gloire et la crainte;
César des vieux guerriers a la louange éteinte etc. etc.*)

Diesen Schwulst vermeidet Jean de Mairet aus Besançon (1604 bis 1687). Mit der pastoralen Tragikomödie „Sylvie" (gedruckt 1628), zu deren Abfassung er durch die Beliebtheit der Asträa und der „Bergeries" Racans mit veranlaßt wurde (vergl. Seite 24), verdrängte Mairet Garniers Dramen. Unter seinen Trauer- und Lustspielen ist die Tragödie „Sophonisbe" (1629, gedruckt 1635) die beste und bekannteste.**) Man kann sie als erste klassische Tragödie der Franzosen bezeichnen, weil die drei Einheiten, über die im nächsten Abschnitt geredet werden soll, eben in der „Sophonisbe" zuerst sich durchgeführt

*) La Harpe kommentiert diese Stelle a. a. O., Band V, 168—169. Wir verbessern seinen Text nach Försters Neudruck der „Cornélie" Vers 1303 ff. —

**) Gaston Bizos, Étude sur la vie et les œuvres de Jean de Mairet, Paris 1877. Einen Neudruck der „Sophonisbe" mit Einleitung und Kommentar veranstaltete Karl Vollmöller im 7. Band der Sammlung französischer Neudrucke, Heilbronn 1888. Daselbst genaue Bibliographie. Die Herausgabe der übrigen Werke Mairets steht bevor. — Vergl. E. Dannheisser, Studien zu Jean Mairets Leben und Werken, Leipzig 1888. — Im Vorwort zu seiner „Sophonisbe" (1663) erkennt der große Corneille den Erfolg seines Vorgängers an. Am Cidstreit beteiligte sich Mairet durch eine Apologie pour Mr. Mairet contre les calomnies du Sieur Corneille de Rouen, Paris 1637.

finden. Ein Steigen seiner dichterischen Kraft erlebte der jugendliche Mairet nicht mehr. Corneilles Aufkommen rückte die Armseligkeit seiner späteren Werke in helles Licht.

Corneilles unmittelbarer Vorläufer war der rastlos thätige Alexandre Hardy (1560—1630), der ständige Dramaturg der frischaufstrebenden Truppe des Maraistheaters. Er mußte als solcher alljährlich gegen geringes Entgelt eine Menge neuer Stücke liefern, um die Zuschauer durch den Reiz der Neuheit anzulocken. Hardys unglaubliche Fruchtbarkeit — über sechshundert Stücke aller Gattungen soll er verfaßt haben, von denen er nur 41 drucken ließ*) — hat seinem glücklichen Talent geschadet. Jedenfalls verdankt ihm aber das Drama des siebzehnten Jahrhunderts die Befreiung vom alten Schwulst und das Streben nach einer natürlicheren Sprache; auch hat Hardy zur Einbürgerung des antiken Dramas und zur Bildung des Geschmacks des Publikums, welches Corneille zujubeln sollte, mehr beigetragen als alle seine Vorgänger. Der Wert von Hardys Tragödien, Tragikomödien und Pastoraldramen ist ungleichmäßig, da manche derselben in sehr kurzer Zeit gedichtet werden mußten.

Wir verweisen darum auf eine ausführliche Studie von E. Lombard**), welche Inhalt und Charaktere der hervorragendsten Stücke dieses begabten Dramatikers kurz skizziert. Unter den Tragikomödien dürfte „Orsacome“ (nach Lucian), unter den Tragödien „Didon se sacrifiant“ (nach Aeneis IV.) oder „Mariamne“ (nach Flavius Josephus) den Vorzug verdienen. Größere Selbständigkeit als diese Stücke zeigen die zwischen 1606 und 1623 entstandenen fünf Pastoraldramen „Alphée“, „Alcée“, „Corinne“, „l'Amour victorieux“ und „Le triomphe d'amour“. Hardy wendet hier statt des Alexandriners den leichtfließenden Zehnsilbner an und unterdrückt den Chor.

Schon bei Mairet haben wir ein Pastoraldrama zu erwähnen gehabt. Diese damals blühende und später rasch verblühte Dichtgattung ist nur im Zusammenhang mit der übrigen Schäferpoesie zu verstehen.

---

*) Die erste Ausgabe des Théâtre veranstaltete Hardy in 5 Bänden von 1623 bis 1628. — A. Hardy, Théâtre, Neudruck der Dramen von Corneilles unmittelbaren Vorläufer nach den Exemplaren der Dresdener, Münchener und Wolfenbüttler Bibliothek von E. Stengel, 5 Bände, Marburg 1883—1884. Curt Nagel, Alex. Hardys Einfluß auf Pierre Corneille (Heft 28 der Ausgaben und Abhandlungen, herausgegeben von E. Stengel), Marburg 1884.

**) E. Lombard, Étude sur Alexandre Hardy, Zeitschrift für neufranzösische Sprache, Band I, 161 ff. und 348 ff., Band II, 63 ff. Vergl. auch F. A. Kownatzki, Etude sur Hardy, Programm, Tilsit 1885.

II. Schäferdichtung und Brieflitteratur.

— Honoré d'Urfé. — Balzac und Voiture. —

Alle neueren Kulturvölker haben der sentimentalen Naturschilderung ihren Tribut bezahlt.*) Selbst ein Geist wie Shakespeare konnte nicht umhin, der Zeitströmung zu folgen.**)

Das Gefühl des tiefen Gegensatzes, welcher die bestehende Welt von derjenigen unserer Ideen trennt, der Dualismus in unserem Wesen, welcher mitten unter den Genüssen der Sinne die Rechte des Gemüts geltend macht, die unbestimmte Melancholie, welche die Freude trübt, und doch den Schmerz zu mindern weiß, — alles dies gehört nicht diesem oder jenem der neueren Völker ausschließlich an. Es ist das notwendige Ergebnis der Einwirkung des Christentums auf die Denk- und Empfindungsweise. Unter dem Einfluß dieses Gefühls wurde die stets jugendliche, unter ewigen und unveränderlichen Gesetzen sich selbst genügende Natur für die Dichter das Sinnbild der reinsten Schönheit und Unschuld, im Gegensatz zu den Leidenschaften und Verirrungen des menschlichen Herzens. Das Altertum hatte sie stets nur als den Schauplatz und das Werkzeug menschlicher Handlungen in Betracht gezogen.

Jene „Sentimentalität“ war es, welche in der Jugendzeit der christlichen Völker den Troubadours, den Minstrels und Minnesängern die unzähligen Lieder eingab, in denen sie die Ankunft des Frühlings begrüßen, das Absterben der herbstlichen Natur beklagen, oder die süßesten Töne ihrer Leier beim Anblick der Orte erklingen lassen, an welchen sie die Freuden glücklicher Liebe genossen, oder die Schmerzen der Trennung empfunden haben. Dies waren die ersten poetischen Laute der „Sentimentalität“, welche aus dem Herzen einer jungen und lebenskräftigen Gesellschaft hervordrangen.

Später, da die Triebräder des sozialen Lebens sich vervielfältigten und weiter entwickelten, da der Gedanke erwachte und mit seinem Lichte die wachsende Verderbnis beleuchtete, welche jeden Fortschritt der Kultur zu begleiten schien, — da konnte auch die poetische Anschauung der Natur dem Einflusse des mehr abgeschliffenen als vermenschlichten Lebens nicht entgehen. Die Naturschilderungen wurden konventionell wie die der Gesellschaft; eine verfeinerte, zum bloßen Zeitvertreib ausgeartete Liebe begleitete die Dichter bis in die Einsamkeit der Berge und Wälder. Der Naturzustand, wie man ihn sich

---

*) L'Abbé Genest, De la poésie pastorale, à MM. de l'Académie françoise, in den Réflexions sur la Poësie française par le P. Du Cerceau, Amsterdam 1730, p. 251—375. — Weinberg, Das französische Schäferspiel in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, Frankfurt a. M. 1884.

**) So hat Shakespeare in „The two Gentlemen of Verona“ manches aus Montemayors „Diana“ entlehnt.

vorzustellen und zu schildern liebte, unterschied sich von dem der modernen Gesellschaft eigentlich nur durch einige äußere Formen und durch die ausgedehntere Freiheit, welche seine Muße den Launen der Verliebten gewährte. Man erfand die glückliche romantische Schäferwelt.

Italien und Spanien sind das Vaterland dieser Dichtgattung. Im Jahre 1545 spielte man zu Ferrara das erste „Schäfer-Drama" des Agostino Beccaria. Aber die allgemeine Beliebtheit dieser Schäferstücke und der Romane desselben Charakters beginnt erst mit der „Diana"*) des Spaniers Montemayor, der „Arcadia" und dem „Pastor fido" der Italiener Sannazaro und Guarini. Da ohnehin der spanische und der italienische Einfluß in der damaligen Mode und Gesittung mächtig waren, so kamen alsbald Übersetzungen auf, welche in allen ruelles eifrig gelesen wurden und alle Schöngeister entzückten.

Die Nachahmungen ließen nicht lange auf sich warten. Racans „Bergeries" (1618) und die „Sylvie" Mairets (1621) versuchten mit den Schäferdramen Montemayors, Guarinis und ihrer zahlreichen Nachtreter in Wettbewerb zu treten.

„Les Bergeries"**) sind ein dramatisiertes, abenteuerliches, phantastisches Märchen, in welchem sentimentale Schäfer den züchtigen Schäferinnen mit vollendeter Schicklichkeit und höfischer Zierlichkeit von ihren „amoureuses flammes" ein endloses Lied vorgirren. Die Nymphen und Zephyrn beklagen das Martyrium der vergeblich schmachtenden, und gleichwohl preisen sich diese glorieux d'être esclaves en de si beaux liens. Derselbe süßliche, gespreizt unnatürliche Ton herrscht in den Oden, Stanzen und Sonetten der damaligen Zeit. Auf Menschenalter hinaus heißt die Geliebte in sinniger Verhüllung Chloë, oder Philis, oder dergl., der schmachtende Liebhaber Daphnis, Célidamante, Céladon, Lucidor, Tisimandre, Tircis u. a.

Das Erscheinen des ersten großen Pastoralromans war demnach nur ein Ausfluß des ganzen Zeitgeschmacks. Die „Astrée" des Edelmanns Honoré d'Urfé (1568—1625) hat trotz ihres Umfangs von etwa fünftausend Seiten eine Verbreitung erlangt, welche sie, wie Montemayors „Diana" — das Vorbild zur „Astrée" —, zu einem epochemachenden Schriftwerk der Zeit erhebt. Nach seinem spanischen Vorgänger verbirgt d'Urfé unter den Abenteuern der Schäfer und Schäferinnen seine eigenen Erlebnisse und nennt daher sein Werk einen allegorischen Roman. Alle äußere Wahrscheinlichkeit bleibt aus demselben verbannt, und unbedenklich setzt sich der

*) Philarète Chasles, Études sur l'Espagne et sur les influences de la littérature espagnole en France et en Italie, Paris 1847. — Inhaltsangabe der „Diana" von Ad. Kreßner, Herrigs Archiv, Band X, p. 319 ff. — Vergl. G. Schönherr, Jorge de Montemayor, sein Leben und sein Schäferroman, Halle 1886.

**) Vergl. Herford, Analyse und Kritik der „Bergeries" von Racan, Herrigs Archiv, Band 60, p. 5 ff.

idealisierende Dichter über Geschichte und Geographie hinweg. Seine arkadischen Schäfer und Schäferinnen sprechen von den Kriegen der Römer, der Franken, der Burgunder; die Nymphen vertragen sich vortrefflich mit den Druiden; die äußeren Formen der wirklichen Welt verschwinden gänzlich. Aber es bleiben ihre Gefühle, ihre Galanterie, ihr verfeinertes Wesen, ihre halb sentimentale halb konventionelle Reflexion.

Mit allen diesen Sonderbarkeiten, oder vielmehr gerade um ihretwillen wurde die Asträa von dem französischen Publikum mit Begeisterung aufgenommen.*) Der Dichter unterhielt einen umfangreichen idealen Briefwechsel mit den mutigen Leserinnen seiner Folianten, und eine Flut von Pastoraldramen und Pastoraldichtungen ging von dem tonangebenden Roman aus. Wir nennen nur Mairets „Sylvie" (1621), und die „Amaranthe" von Gombauld (1625). Das Hôtel Rambouillet hielt die „Astrée" höher wie jedes andere Schriftwerk. In Deutschland bildete sich um 1624 sogar eine „Akademie der wahrhaft Liebenden" aus den höchsten Kreisen, welche die Galanterien Celadons und Asträas zum Muster nahmen und dem Dichter schriftlich ihre Huldigung darbrachten. Erst die glänzendste Epoche des Klassizismus verwies die endlos lange Asträa mit ihren Ablegern endlich auf die obersten Bretter der Bibliotheken, wo sie seitdem schlafen.

Während die ideale „Astrée" das Interesse aller Schöngeister gefangen hielt, entwickelte sich die schöne Prosa langsam weiter. Es blieb aber noch bei tändelnden Versuchen. Denn bis zum Auftreten Descartes' und Pascals sind außer den Romanen die Briefe die einzigen beachtenswerten Prosadenkmale. Doch ist in denselben das echt französische Streben nach Klarheit, Würde und Bündigkeit, welches von Villeharbouin an bis auf Montaigne in zahlreichen Prosawerken sich kundgegeben hatte, hinter der höfischen Glätte und Zierlichkeit wahrnehmbar.

Besonders haben zwei Prosaschriftsteller aus dem vorklassischen Zeitabschnitt sich um die noch auszubauende französische Prosa durch ihre Briefe verdient gemacht. Beide gehörten zur Gesellschaft des Hôtel de Rambouillet, beide sollten zu den ersten Mitgliedern von Richelieus Akademie zählen.

Jean-Louis Guez de Balzac (1594—1654), ein Edelmann aus Angoulême, war der erste französische Schriftsteller, der seinen Briefwechsel drucken ließ. Die Sammlung seiner Briefe, die 1624 erschien, kann als Muster des

---

*) Über die Persönlichkeit d'Urfés vergl. Aug. Bernard, Les d'Urfé, souvenirs historiques et littéraires etc., Paris 1839. Über den Roman: N. Bonafous, Études sur Astrée et H. d'Urfé, Paris 1846. H. Körting, Geschichte des französischen Romans im siebzehnten Jahrhundert, Leipzig 1885, Band I, p. 69—130 (darin Inhaltsangabe der Astrée). H. Welti, Die Astrée des H. d'Urfé und ihre deutschen Verehrer, Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur, Band V, p. 115 ff. — Die zwei ersten Bände des Romans erschienen 1610; der erste war Heinrich IV. gewidmet, der dritte Band erschien 1619, die beiden letzten nach d'Urfés Tod 1627.

kühlen, gemessenen und auf die Wirkung berechneten style académique gelten.*) Balzac sucht den Stil Ciceros nachzuahmen: viele glatten Worte, aber wenig Gedanken, kein warmes und echtes Gefühl. Vornehm hielt er sich in seinen späteren Jahren meist von der Hauptstadt fern, sandte aber von seinem Schloßgut Balzac an der Charente von Zeit zu Zeit einen sorgfältig ausgefeilten Brief an die Pariser Bekannten, die darob hochentzückt waren. Bis zuletzt blieb Balzac mit den meisten hervorragenden Schriftstellern in Briefverkehr. In seinen philosophischen, historischen und theologischen Abhandlungen, die sich gleichfalls durch ihren reinen Stil auszeichnen, erscheint Balzac als eifriger Verfechter des strengen Absolutismus und der katholischen Orthodoxie. Le Prince (1631) ist ein Loblied auf Ludwig XIII. und den allmächtigen Richelieu, das in keiner Hinsicht mit dem bekannten Werke Machiavellis verglichen zu werden verdient. Nach des Kardinals Tod scheint Balzacs Gesinnung sich plötzlich geändert zu haben. Im Socrate crestien sendet er aus sicherem Versteck manchen heimtückischen Pfeil auf den einst von ihm verehrten Staatsmann.

Vincent Voiture (1598—1648) ist die notwendige Ergänzung zu seinem Rivalen Balzac. Dem steifen und selbst damals etwas langweilig scheinenden Ernst desselben setzte Voiture als erklärter Günstling der Preziösen und der Modeleute ein anmutiges und liebenswürdiges Geplauder entgegen. Voitures „Briefe" sind oft ebenso inhaltsleer und seicht wie seine gepriesenen Dichtungen (vergl. Seite 18). Um seine Schriften und deren Herausgabe hat der überall gern gesehene Lebemann sich zeitlebens nicht gekümmert;**) er wollte ein Schöngeist sein (avoir de l'esprit) und geizte nicht nach schriftstellerischem Ruhm. Ein Zeitgenosse***) äußert sich sehr bitter über ihn: c'est le père de l'ingénieuse badinerie; mais il n'y faut chercher que

---

*) Eine sehr strenge Kritik von Balzacs Briefen erschien unter dem Titel Lettres de Phyllarque à Ariste, 1627, und rief einen lebhaften litterarischen Streit hervor. Eine Ausgabe seiner Œuvres besorgte Conrart, Paris 1665, 2 Bände — Neuere Ausgabe von Malitourne, 1822, 2 Bände, von L. Moreau, Paris 1854, 2 Bände. — Die noch nicht vollständig edierten Briefe Chapelains enthalten manches über Balzac. Balzacs Lettres inédites gab Tamizey de Larroque, Paris 1872 heraus.

**) Voitures Werke nach seinem Tod herausgegeben von seinem Neffen M. Pinchêne, Paris 1658, 3 Bände; neugedruckt, Paris 1745. Œuvres de Voiture, nouvelle édition revue et corrigée, augmentée de la vie de l'auteur, de notes et de pièces inédites, par Amédée Roux, Paris 1856. — Œuvres de Voiture, lettres et poésies. Nouvelle édition revue en partie sur le manuscrit de Conrart etc. avec le commentaire de Tallemant des Réaux etc. par A. Ubicini, Paris 1855, 2 Bände. — Die Briefe allein gab Octave Uzanne Paris 1870 heraus, 2 Bde. — Vergl. V. Fournel, Voiture et Balzac, in den gesammelten Aufsätzen „De Malherbe à Bossuet", Paris 1885, p. 25—64. Über seinen Stil: W. List, Syntaktische Studien über Voiture, Heilbronn 1881, (französische Studien I, 1).

***) Tallemant des Réaux, Historiettes III, p. 50 ed. Monmerqué. — Daß Scarron und Sarrazin auf den gehätschelten Zeitgenossen nicht viel hielten, geht u. a. aus der komischen „Pompe funèbre de Voiture" hervor (Œuvres de Mr. Sarasin, II, 3—31 der Ausgabe von 1685).

cela, car son sérieux ne vaut pas grand' chose et ses lettres, hors les endroits qui sont si naturels, sont pour l'ordinaire mal écrites." Die erstere Behauptung ist ebenso zutreffend, als die zweite ungerecht ist.

Sonst hat in den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts die Prosa nichts nennenswertes hervorgebracht. Die Geschichtschreibung beschränkt sich auf Memoiren. Eine wichtige politische Schrift, Richelieus politisches Testament, läßt in dem Ernst der Grundsätze wie in der gemessenen Schreibart die Meisterwerke des „großen Jahrhunderts" voraus ahnen.

Zweiter Abschnitt
Der produktive Klassizismus (1636—1715).

I. Das Drama.

Wenn bei der Betrachtung der Schriftwerke, die den litterarischen Ruhm des Siècle de Louis XIV für immer begründet und gesichert haben, vom Drama ausgegangen wird, so soll damit nicht allein die Stellung bezeichnet werden, welche dieser Dichtgattung innerhalb der Litteraturgeschichte des glanzvollen siebzehnten Jahrhunderts zukommt, sondern ihre innigen Beziehungen zum Geistesleben der Zeit überhaupt.

Zu allen Zeiten war es Bestimmung des Dramas „to show the very age and body of the time, his form and pressure". Obschon nun das klassische Drama der Franzosen diese Aufgabe im Sinne Shakespeares nicht gelöst hat, so hat es doch auf die Gesellschaft jenes Zeitalters zu mächtig eingewirkt, um nicht deren Empfindungsweise und geistige Bildung zu verkörpern. Denn wir werden eigentlich doch nur durch das bewegt, was unserer Natur entspricht; wenn die Poesie uns mächtig ergreift und über uns selbst erhebt, so bringt sie uns eben nur zum Bewußtsein dessen, was wir bis dahin dunkel fühlten und ahnten.

Daher kommt es, daß die Tragödien aus der Zeit Ludwigs XIV. uns in eine Welt von Vorstellungen und Empfindungen einführen, in denen wir als Kinder der Neuzeit uns nicht unmittelbar zurecht finden.*) Daher kommt es auch, daß man heutzutage sofort bereit ist, über die „langweiligen Tragödien" den Stab zu brechen, denen in Deutschland Lessing, in Frankreich die ungestümen Romantiker so hart zugesetzt haben.

---

*) Ein lebendiges Kulturbild giebt Lotheissen, a. a. O. Band II, p. 1—83: „Die Litteratur unter dem Einfluß der aristokratischen Gesellschaft" und Band III, 109 ff.: „Der Hof und die Stadt". Vergl. Victor Cousin, La société française au 17e siècle, 4. Auflage, Paris 1873. P. Janet, Les passions et les caractères dans la littérature du 17e siècle, Paris 1888.

Ein gerechter Richter wird die französischen „Klassiker“ mit ganz anderen Augen betrachten. Denn wenn sie sich über ihre Neigungen und über die Lieblingsvorurteile ihrer Zeitgenossen nicht erhoben, so können sie immerhin das große und seltene Verdienst in Anspruch nehmen, jene herausgefühlt, begriffen und dargestellt zu haben. Ihre Werke tragen eine charakteristische Färbung, die dem Zeitalter ausschließlich angehört. Nach Inhalt und Form bemerkt man in ihnen ein festgefügtes System, dessen Kenntnis einer richtigen Würdigung der Schriftsteller und ihrer Werke notwendig vorangehen muß.

Vor Allem muß das Übergewicht konventioneller Vorstellungen über die Regungen der Natur auffallen. Wir atmen überall Hofluft. Überlieferte, durch die Gewohnheit und den Zauber der Gewalt geheiligte Vorstellungen — das ist das „tragische Schicksal“, welches die geringste Bewegung des Einzelnen überwacht und unerbittlich den Verwegenen zerschmettert, der nicht mit dem Strome schwimmt. So verwirren sich die natürlichen Begriffe von Gut und Böse selbst in den bestgearteten Seelen. Man nimmt das Kleid für den Mann, die „Ehre“ für die Tugend, den Anstand für Sittenreinheit, äußere Andacht für wahre Frömmigkeit.

Unter diesen Umständen reichen die natürlichen Regungen selbst des besten Herzens nicht mehr aus, um sich mit den Grundsätzen in Übereinstimmung zu bringen, welche das irdische Leben regieren. Der Verstand muß der Empfindung zu Hilfe kommen, die Berechnung mischt sich in Alles. In den verzweifeltsten Situationen scheinen die Helden beständig vor Augen zu haben, daß der „große König“ und sein Hof da sind, sie zu hören. Je mehr ihre Handlungsweise zu gunsten nichtbegriffener und noch weniger gefühlter Gesetze der Natur widerspricht, um so größer, um so tragischer wird sie erscheinen. Ximene z. B. hat ihren Vater durch das Schwert des Geliebten verloren. Vernunft und Gefühl sagen ihr, daß der Letztere nur seine Schuldigkeit gethan hat:

„Je ne t'accuse point, je pleure mes malheurs,
Je sais ce que l'honneur après un tel outrage
Demandait à l'ardeur d'un généreux courage.
Tu n'as fait le devoir que d'un homme de bien.“

Das sagt Ximene selbst zu Rodrigo. Sie ist weit entfernt, sich an ihm rächen zu wollen. Sie weigert sich, ihn zu töten, als er sein Haupt ihr darbietet, und als Rodrigo entschlossen ist, im gerichtlichen Zweikampf sich gegen den Kämpen Ximenens nicht zu verteidigen, beeilt sie sich, ihm Mut und Lebenshoffnung wiederzugeben. Aber das hindert sie nicht, ihre „Pflicht“ zu thun, indem sie den König um „Gerechtigkeit“ bittet, und dies in einer Rede, die dem geübtesten Anwalt Ehre machen würde. Nicht zufrieden damit, einfach ihren Schmerz sprechen zu lassen, findet sie Muße und Kaltblütigkeit genug, um ihre Anklage durch spitzfindige und scharfsinnige Betrachtungen zu verstärken.

„Sire, ne souffrez point que sous votre puissance
Règne devant vos yeux une telle licence. —
Un si vaillant guerrier qu'on vient de vous ravir,
Éteint, s'il n'est vengé, l'ardeur de vous servir."

Und die Quelle dieser eigentümlichen Tugend? Ximene bezeichnet sie selbst naiv genug, als sie Rodrigo antwortet:

„Je veux que la voix de la plus noire envie
Élève au ciel ma gloire, et plaigne mes ennuis,
Sachant que je t'adore, et que je te poursuis."

So erwächst die französische Tragödie nicht aus dem Zusammenstoß zweier gleich natürlichen, gleich mächtigen und gleich berechtigten Empfindungen, sie kennt nicht jenen furchtbaren Kampf der Grundempfindungen unseres Wesens, wie die Dichtungen Shakespeares und Schillers ihn zu malen wissen. Der Konflikt im französisch-klassischen Drama ist oft mehr ein wohlangeordnetes Manöver als eine ernste Schlacht. Das Herz empört sich nicht gegen das Schicksal, es findet sich mit einem äußerlichen Zwang und einer konventionellen Autorität ab.

In den Dramen Racines macht sich diese Kälte und Härte weniger fühlbar als bei Corneille. Jener Dichter besaß den glücklichen Instinkt, die bewegende Kraft seiner Tragödien in der letzten Zuflucht der persönlichen Freiheit zu suchen, also in einem Gebiete von Vorstellungen und Empfindungen, welches der Konvenienz weniger zugänglich ist. Es sind die Freuden und Leiden, die Verirrungen und Widersprüche der Liebe, welche die meisten Racineschen Stücke in Bewegung setzen, so daß die Fehler des „Systems" vor dem Feuer und der schöpferischen Kraft des Dichters häufig gänzlich verschwinden.

Die Hofluft, welche selbst die besten Stücke dieses Zeitraums durchweht, würde sie vielleicht weniger kühl erscheinen lassen, hätte man nicht infolge eines eigentümlichen Vorurteils sich verpflichtet geglaubt, die dichterischen Vorwürfe fast ausschließlich aus der klassischen Mythologie und aus der Geschichte der alten Völker zu entnehmen. War letzteres nicht der Fall, dann holte man sich die Stoffe aus der weiten Fremde. Racine giebt dafür in der Vorrede zum „Bajazet" folgenden Grund an:

„Einige Leser," sagt er, „möchten sich verwundern, daß ich es gewagt habe, eine so neuartige Begebenheit auf die Bühne zu bringen: aber ich habe in den Regeln des dramatischen Gedichtes nichts entdeckt, was mich von diesem Unternehmen hätte zurückschrecken können. In der That würde ich einem Dichter nicht raten, eine so moderne Handlung, wie diese, zum Gegenstand einer Tragödie zu machen, wenn sie in dem Lande sich zugetragen, in welchem er sein Stück aufführen lassen will, noch auch Helden auf das Theater zu bringen, welche der Mehrzahl der Zuschauer bekannt wären. Die tragischen Helden müssen nämlich mit anderm Auge angesehen werden, als wir gewöhnlich die Personen betrachten, die uns nahe stehen. Man kann sagen, daß der Respekt vor den Helden im Verhältnis zu ihrer Entfernung

zunimmt — major ex longinquo reverentia. Die Entfernung der Länder wiegt gewissermaßen die allzu große Nähe der Zeiten auf; denn die Menge macht wenig Unterschied, wenn man so sagen darf, zwischen dem, was tausend Jahre, und dem, was tausend Meilen von ihr entfernt ist. So kommt es z. B., daß die türkischen Helden, so modern sie sind, auf unsrer Bühne mit „Würde" auftreten: man sieht sie frühzeitig als antik an."

Sollte man nach dieser Erklärung nicht einsehen, daß die „dignité tragique," wie Racine und seine Zeitgenossen sie verstanden, ihre Gesetze von dem vornehmen Gebaren und dem wohlberechneten Ceremoniell empfängt, mit welchem die „großen Herren" damals dem Bürgerstand und sich selbst imponierten? „Für den Kammerdiener giebt es keine Helden," nach diesem Grundsatz richtete man sich. Aber man vergaß, daß die wahren Helden der Dienste ihrer Kammerdiener nicht bedürfen, um sich in Achtung zu setzen.

Zwar wird niemand leugnen, daß die Geschichte des Altertums an vortrefflichen dramatischen Vorwürfen eben so reich und vielleicht reicher ist, als jedes andere Zeitalter, und daß diese Themata in keiner Weise den Dichtern und dem Publikum der Neuzeit unzugänglich sind. Aber um solchen Darstellungen Leben und innere Wahrheit zu geben, muß der Dichter nicht die äußeren Lebensformen allein, sondern den **Geist** des Zeitalters und des Volkes, welche er darstellen will, in sich aufgenommen haben. Eben dies haben die Franzosen des siebzehnten Jahrhunderts fast immer vernachlässigt. Mit Ausnahme des Britannicus und des Mithridates Racines, vielleicht auch von Corneilles Horace, denken und handeln die Griechen, die Römer und die Türken wie Höflinge des großen Ludwig. Die dem Altertum gänzlich fremde „ritterliche Galanterie" und höfische Ziererei drängt sich überall ein. Die „beaux yeux" der Hermione treiben Orest zum Meuchelmord, die schönen Augen Emiliens lassen Cinna nach dem Leben seines Wohlthäters trachten, der Türke Bajazet will lieber sterben, als eine Sultanin heiraten, die er nicht liebt, und die Türkin Atalide verzweifelt bei dem Gedanken, ihren Geliebten als Gatten einer andern Frau zu sehen, mit der er sich lediglich aus Politik verbunden hätte. Sogar die zeitgenössische Politik wird in die mythologischen Fabeln eingeführt. Als Phädra den Theseus für tot hält, strebt sie nach der Regentschaft über das Königreich Athen; das Benehmen des Jason und des Kreon in Corneilles „Medea" könnte dem abgefeimtesten Diplomaten unserer Tage zum Muster dienen.

Von größter Tragweite ist endlich das berühmte System der drei Einheiten, welches die Entwickelung und freie Bewegung des französischen Drama überall fesselt und lähmt:

„Mais nous que la raison à ses règles engage
Nous voulons qu'avec art l'action se ménage:
Qu'en un lieu, en un jour, un seul fait accompli
Tienne jusqu'à la fin le théâtre rempli." (Art poét. III. 43 ff.)

Das ist die geheiligte Formel, in welcher der Ästhetiker Boileau jene Grundgesetze der französischen Bühne ausspricht.

Über die Einheit der Handlung, oder vielmehr des Interesses waltet kein Streit ob. Auch läßt diese Regel dem Dichter einen sehr weiten Spielraum, da die Einheit des Interesses sich leichter empfinden, als nachweisen läßt. In Betreff der beiden anderen Vorschriften berufen sich die französischen Ästhetiker auf Aristoteles. Dieser aber macht in seiner Poetik nur die einfache Bemerkung, daß die Tragödie sich vom Epos durch ihre Dauer unterscheide, insofern sie sich so viel als möglich auf die Zeit von vierundzwanzig Stunden beschränke, während das letztere keine Grenzen kenne. Es ist dies keine Vorschrift, sondern lediglich eine an der Mehrzahl der antiken Tragödien gemachte Beobachtung. In der That erlaubte es dort in der Regel die Einfachheit der Fabel, den Lauf der Zeit, in welcher die dargestellte Handlung gedacht werden soll, sich als ununterbrochen vorzustellen. Von der Einheit des Ortes ist bei Aristoteles gar nicht die Rede; aber die Franzosen glaubten sie von der Zeit unzertrennlich. Obgleich sie den Zwang dieser konventionellen Gesetze sehr wohl fühlten, fanden sie sich wohl oder übel darein, um das nicht zu stören, was sie „Illusion“ nannten.*)

„Nous allons au théâtre,“ sagt La Harpe, „pour être trompés et tout ce que nous demandons, c'est qu'on nous trompe bien. Je citerai à ce propos le mot d'un Anglais qui était venu voir les tours d'adresse d'un fameux acteur de gobelets. A côté de lui se trouvait un de ces hommes toujours prêts à faire ce qu'on ne leur demande pas et qui s'offrit, pour l'empêcher d'être dupe, de lui montrer d'avance le secret des tours d'escamotage qu'il allait voir. Je vous en dispense, dit froidement l'Anglais; je paye ici pour être trompé.“

Aber selbst wenn wir von der theatralischen Illusion die Vorstellung des Engländers bei La Harpe hätten, selbst dann wäre es noch die Frage, was diese Illusion dabei gewinnt, wenn der Zuschauer berechnen kann, daß die auf der Bühne vier Stunden dauernde Handlung in der Wirklichkeit deren nicht mehr als vierundzwanzig füllen würde. Und vollends die Begeisterung, welche

---

*) Aus der sehr umfangreichen Litteratur sei hervorgehoben: Marmontel, Réflexions sur la Tragédie pour être mises à la suite d'Aristomène, Paris 1750. Abbé d'Aubignac, Pratique du théâtre, Paris 1669. Ch. Arnaud, Les Théories dramatiques au 17e siècle. Étude sur la vie et les œuvres de l'abbé d'Aubignac, Paris 1888. — Die Lessingsche Auffassung der engherzigen Dreieinheitentheorie, welche die französische Bühnendichtung Boileau und Chapelain verdankt, hat natürlich diejenige Corneilles umgeworfen. Vergl. Hamb. Dramat. Stück 76, 81, 82, 101—104. Vergl. A. W. von Schlegel, Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur, herausgegeben von E. Böcking, passim. H. Breitinger, Les Unités d'Aristote avant le Cid de Corneille, Genf 1879. Ludw. Möser, Ein Beitrag zur Kritik der französischen Tragödie, Diss. Jena 1875. H. Kurzreiter, Über die Hamburger Dramaturgie und Corneilles Discours, Programm Graz 1887 und 1888.

uns mitten in die vom Dichter dargestellte Handlung versetzt und die Wirklichkeit vergessen läßt, um an den Thaten und Schicksalen der vorgeführten Personen einen lebhaften Anteil zu nehmen, hängt doch von anderen Dingen ab, als von diesen frostigen Berechnungen, — namentlich wenn diese so teuer bezahlt werden müssen, wie es in der klassisch-französischen Tragödie geschieht.

Eine große und wichtige Handlung, wie sie die Tragödie verlangt, geht nicht leicht in wenigen Stunden vor sich. Sie bedarf langer Vorbereitung; die großen Entschlüsse bedürfen der Zeit, um zu reifen.*) Der Dichter, der uns nur die letzte Entscheidung vorführen kann, sieht sich also genötigt, zu langen und künstlichen Darlegungen und zu schleppenden Berichten seine Zuflucht zu nehmen. Statt durch den Zauber einer gegenwärtigen Handlung zu unsern Augen zu sprechen, wendet er sich an unser Gedächtnis, ein Übelstand, den man in den besten Stücken Corneilles und Racines bisweilen peinlich genug empfindet.

Diesen unheilvollen Regeln scheinen auch die stehenden Figuren der „Vertrauten" ihre Entstehung zu verdanken, unvermeidliche Personen in den Stücken jener Zeit, die hinter den Helden einherwandeln, um Erzählungen mitanzuhören oder anzubringen, welche mehr für die Zuschauer als für die handelnden Personen berechnet sind, an welche sie sich wenden. Darum richtet Victor Hugo in seiner malerischen Sprache an die klassisch-französische Tragödie folgenden Vorwurf: „Nous ne voyons en quelque sorte au théâtre que les coudes de l'action; ses mains sont ailleurs. Au lieu de scènes, nous avons des récits, au lieu de tableaux, des descriptions. De graves personnages placés, comme le chœur antique, entre le drame et nous, viennent nous raconter ce qui se fait dans le temple, dans le palais, dans la place publique, de façon que souventes fois nous sommes tentés de leur crier: Vraiment! Mais conduisez-nous donc là-bas! On s'y doit bien amuser, cela doit être beau à voir."

Die Übelstände, welche die Einheit der Zeit mit sich bringt, werden durch die des Ortes erheblich gesteigert. Der Dichter würde unsere Einbildungskraft zu beleidigen glauben, wenn er ihr z. B. zumutete, uns in die Straßen Roms zu versetzen, nachdem sie uns soeben in das Vorzimmer des Kaisers geführt. Er nötigt uns daher ein für allemal in die Antichambre. Dort müssen wir die Verschwörer gegen den Herrscher deklamieren hören, nachdem der Herrscher

*) Über die dichterische Wahrscheinlichkeit sagt Aristoteles: „Auch hat der Dichter das Unmögliche aber Wahrscheinliche dem Möglichen, aber schwer zu Glaubenden vorzuziehen. Ferner darf er seine Fabeln nicht aus Teilen zusammensetzen, welche der Vernunft widerstreiten, sondern womöglich muß gar nichts der Vernunft widerstreitendes darin enthalten sein. — — Hat aber der Dichter einmal seine Anlage so gemacht und gewinnt sie in seinen Augen an Wahrscheinlichkeit, so muß man auch eine Ungereimtheit sich gefallen lassen. (Poetik, XXIV, 10.)

soeben mit seinen Ministern dort Rat gepflogen. — Oder er führt alle Personen nach einander auf einen öffentlichen Platz, wo sie sich ihre Geheimnisse anvertrauen. Das bekannte Witzwort „la scène est sur le théâtre“ läßt sich ohne Übertreibung auf die besten Stücke jener Zeit anwenden. Sollten wirklich die großen Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts alles dies nicht gemerkt haben? In der Vorrede zur „Medea“ entschuldigt sich Corneille mit dem Beispiel des Seneca und des Euripides „de ce qu'il a mis le lieu dans une place publique, quelque peu de vraisemblance qu'il y ait à y faire parler des rois et à y voir Médée prendre les desseins de sa vengeance.“ Er gesteht sogar ein „ne pouvoir comprendre comme Sénèque, dans son 4e acte, lui fait achever ses enchantements en place publique, et avoir mieux aimé rompre l'unité exacte du lieu que de l'imiter en ce point.“ Dennoch trugen Herkommen und Gewohnheit den Sieg davon, so daß die Franzosen es bis zum neunzehnten Jahrhundert anstehen ließen, ehe sie die hemmenden Fesseln dieses Vorurteils brachen.

Damit ist die Reihe der mildernden Umstände zugunsten der französischen Bühnenklassiker nicht erschöpft. Schwer litt die wahrheitsgemäße künstlerische Darstellung unter den primitiven Bühnenverhältnissen.*) Abgesehen von allen technischen Schwierigkeiten und Unvollkommenheiten ist zu bedenken, daß die Griechen- und Römertragödien in der Tracht der Zeit gespielt wurden. Die Schauspielerinnen trugen also Reifröcke und vornausgeschnittene Mieder, die Schauspieler Allongeperücken und Galanteriedegen. Der Märtyrer Polyeucte zog seine weißen Handschuhe und seinen Federhut ab, ehe er zu Christus betete, ganz wie ein Höfling Ludwigs XIV. Die Bewegungen und Verbeugungen richteten sich streng nach der Etikette und dergleichen mehr.

Auch trug die beständige Anwesenheit der damaligen jeunesse dorée auf der Bühne selbst wenig zur Ermunterung der Darsteller bei. Nicht zufrieden damit, seine Sprache und seine Sitten auf der Bühne wieder zu finden, führte sich der Hof und der Adel dort in Person ein und machte sie beinahe in aller Form zur Antichambre. Die „gens de qualité“ nahmen sich die Freiheit, ihre Plätze längs der Kulissen, dicht neben den Schauspielern zu wählen. Dort schwatzten und scherzten sie während des Spiels, kritisierten laut die Schauspieler und erlaubten sich alle möglichen Späße und Freiheiten. Die Memoiren erzählen hierüber merkwürdige Einzelheiten. — Man kann sich leicht

*) Über die Pariser Theaterverhältnisse vor Corneille und später vergleiche man u. a. folgende Werke:
Petit de Julleville, Histoire du théâtre en France, Paris 1880, 3 Bände.
Eug. Despois, Le théâtre français sous Louis XIV, Paris 1874.
Fournier, Le théâtre français au 16e et au 17e siècle, Paris 1880, 2 Bände.
Eug. Rigal, Esquisse d'une histoire des théâtres de Paris de 1548 à 1635. Hôtel de Bourgogne et Marais, Paris 1887.
Vergl. auch Lotheissen a. a. O., p. 375 ff. — Ad. Ebert, Entwickelungsgeschichte der französischen Tragödie, Gotha 1856.

vorstellen, wie wenig diese Umgebung die Schauspieler ermutigen konnte, sich den Eingebungen ihres Genies zu überlassen. Mehr als alles andere fürchtete man das „ridicule“, und die beständige Befangenheit, die tödliche Feindin jeder Begeisterung, mußte auf die Dichter zurückwirken. Daher jene übertriebene Ziererei des tragischen Stils, die den Schein des Gewöhnlichen und Unedeln zu vermeiden bemüht ist und deshalb oft gerade lächerlich wird, wenn sie am ängstlichsten ihre Würde zu wahren sucht.

Selbst beim männlich rauhen Corneille finden sich zahlreiche Anklänge an die Ausdrucksweise der Preziösen und gesuchte Metaphern zur Umschreibung eines gewöhnlichen Worts. Als Roxane den Stummen aufträgt, den Strick zur Erdrosselung ihres Bajazet bereit zu halten, ruft sie pathetisch aus:

> Que la main des muets s'arme pour son supplice!
> Qu'ils viennent préparer ces nœuds infortunés
> Par qui de ses pareils les jours sont terminés! —

weil das Wort „corde“ nicht salonfähig schien.

Oder Curiatius steht im Begriff, den alten Horatius, den Vater seiner Braut zu verlassen, um mit dessen Söhnen auf Leben und Tod zu fechten. Er ruft verzweifelt:

> *Cur.* Quel adieu vous dirai-je et par quels compliments . . .
> *Hor.* Ah! n'attendrissez point ici mes sentiments.

Wenn man alle Übelstände, unter denen das französische Drama litt, in Rechnung ziehen will und sich nicht von vornherein die Aufgabe setzt, gegen die „französischen Skribenten“ loszuziehen, so muß man zugeben, daß die zahlreichen Meisterwerke der hervorragenden Zeitgenossen Richelieus und Ludwigs des Vierzehnten die Bewunderung wohl verdienen, mit welcher alle gebildeten Völker sie so lange Zeit begrüßt haben. Sie besitzen alle Eigenschaften, die Baour-Lormian für sie in Anspruch nimmt: „une action claire, unique, toujours croissante, une habile distribution des parties, un intérêt progressif dont la puissance se combine de manière à converger sur un seul point et sur un seul personnage, une élégance soutenue, un style constamment noble et châtié.“

Zudem enthalten Meisterwerke wie Cid, Horace, Cinna, Andromaque, Britannicus, Phädra herrliche Proben von Beredsamkeit. Wenngleich das angenommene System der tiefen und lebendigen Charakteristik Shakespeares nicht Raum läßt, so verträgt es sich doch mit wahrer und ergreifender Schilderung der Leidenschaft, wie wir sie in den Trauerspielen Corneilles und Racines zu bewundern Gelegenheit haben.

---

1. Die Tragödie.

Corneille, Racine und ihre Nachahmer.

Der Schöpfer der klassischen Tragödie, Pierre Corneille, wurde 1606 aus angesehener Familie zu Rouen geboren.*) Nachdem er bei den Jesuiten seiner Vaterstadt, denen er zeitlebens treu ergeben blieb, seine Gymnasialstudien vollendet hatte, widmete sich Corneille ohne Neigung und ohne großen Erfolg der Rechtswissenschaft. Bald sollte, wie überliefert wird, die Liebe in ihm den Dichterberuf kundgeben. Ein Freund führte ihn in das Haus seiner Geliebten ein, um mit den Vorzügen derselben zu prunken. Corneille entsprach der Erwartung des Freundes so gut, daß er ihn aus dem Felde schlug. Dieses Abenteuer liegt dem Lustspiel „Mélite“ zu Grunde, welches 1629 mit gutem Erfolg im Théâtre du Marais gespielt wurde.**)

In rascher Folge dichtete der junge Advokat in den Jahren 1632 und 1633 die Tragikomödie „Clitandre“ und die vier Lustspiele „la Veuve“, „La Galerie du Palais“, „la Suivante“, „la Place Royale“. Allen diesen Jugenddramen sind die aus der spanischen und der italienischen Komödie wohlbekannten Charakterzüge gemeinsam.

Das Interesse beruht auf der überaus verwickelten Intrigue. Mißverständnisse, Verkleidungen, aufgefangene Briefe, nächtliche Abenteuer halten die Neugierde des Zuschauers stets in Atem. Der Dichter sucht die komische Wirkung mehr in künstlich kombinierten Ereignissen, als in den Verirrungen und Schwächen des menschlichen Herzens. Aber das wahre Verdienst dieser Stücke ist ihre verhältnismäßig einfache und natürliche Sprache, die anfangs sogar den Erfolg gefährdete, so sehr war man einerseits an die rohen und plumpen Späße, die in Molières Possen sich wiederfinden, andererseits an die schwülstige Deklamation gewöhnt, welche die Nachahmer der Spanier in Aufnahme gebracht hatten. Über diese macht sich Corneille u. a. in den folgenden Versen seiner „Galerie“ ausdrücklich lustig:

. . „Je n'ai jamais vu de cervelles bien faites
Qui traitassent l'amour à la façon des poètes.

---

*) Über Corneilles Leben vergl. u. a. die Vie de Corneille seines Neffen Fontenelle, Paris 1685, neue Auflage 1767. Taschereau, Histoire de la vie et des œuvres de P. Corneille, Paris 1829, 2. Auflage 1855. Guizot, Corneille et son temps, Paris 1852, 6. Auflage 1866. St. René Taillandier, Corneille et ses contemporains, Paris 1864. U. Meier, Studien zur Lebensgeschichte P. Corneilles, Zeitschrift für neufranzösische Sprache Band VII, p. 117 ff. F. Bouquet, Points obscurs et nouveaux de la vie de Corneille, Paris 1888. Vergl. außerdem die Einleitungen zu den größeren Corneilleausgaben.

**) P. Langenscheidt, Die Jugenddramen von P. Corneille, Diss. Berlin 1885. — Das erste Drama „Mélite ou les fausses lettres“ wurde 1633 gedruckt, „la Veuve“ 1634, die anderen 1637. Daß der „Mélite“ ein Selbsterlebnis Corneilles zu Grunde liegt, ist nicht mit Sicherheit zu erweisen (vergl. Lotheissen a. a. O., Band III, p. 145 ff.).

C'est tout un autre jeu: le style d'un sonnet
Est fort extravagant dedans un cabinet.
Il y faut bien louer la beauté qu'on adore,
Sans mépriser Vénus, sans médire de Flore,
Sans que l'éclat du lis, des roses, d'un beau jour.
Ait rien à démêler avecque notre jour.
O pauvre comédie, objet de tant de veines!
Si tu n'as qu'un portrait des actions humaines,
On te tire souvent sur un original
A qui, pour dire vrai, tu ressembles fort mal.

Erst in einer späteren Periode, als sein Dichterruhm bereits auf dem Gipfel stand, machte Corneille einen ersten Versuch mit dem Charakter- und Sittenlustspiel („Le Menteur,“ 1644), einer Gattung, die Molière mit unvergänglichen Meisterwerken der französischen Litteratur bereichern sollte. Doch war Corneilles Talent für das Lustspiel zu wenig geschmeidig. Seine eigenartigen Vorzüge, Größe und Kraft, Adel der Gesinnung und der Sprache konnte er nur in der Tragödie entfalten.

Diese Laufbahn seines Ruhmes betrat er mit „Medea“ (1635), einem nach Seneca und Euripides bearbeiteten Trauerspiel, welches zum Ausgangspunkt für das klassische Drama der Franzosen geworden ist.*)

Der Medea folgte der „Cid“ auf dem Fuße (1636). Die Bewunderung der Theaterbesucher loderte zur leidenschaftlichen Begeisterung empor, weil der Dichter die idealen Gefühle anzuschlagen verstand, die in allen gebildeten Zeitgenossen lebendig waren. Der „Cid“ war für das Theater unter Richelieu dasselbe, was Antony und Hernani für die romantische Reform in unserem Jahrhundert werden sollten. Die vorsichtige Kritik, welche die Académie auf Richelieus Betreiben gegen das mißliebige Stück veröffentlichen mußte, hinderte nicht das Aufkommen einer neuen Redensart: „C'est beau comme le Cid.“**)

Das Urteil der französischen Hauptstadt wurde bald vom gebildeten Europa vollauf bestätigt, und bald besaß Corneille seinen Cid in englischer, deutscher***),

*) Die Medea wurde 1639 gedruckt. — Vergl. Bühler, Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten der Medea des Euripides, Seneca und Corneille, Progr. Donaueschingen 1876. — Th. C. H. Heine, Corneilles Médée, Heilbronn 1881 (Französische Studien I, 3).

**) Der sprichwörtliche Gebrauch der Redensart beau comme le Cid, von Pellisson in der Histoire de l'Académie bezeugt, scheint dem spanischen „es de Lope“ nachgeahmt zu sein, das noch lange in Frankreich gangbar gewesen zu sein scheint. Denn in einem Briefe über Vega und die spanische Litteratur läßt sich Chapelain tadelnd über die Redensart aus (vom 11. Nov. 1662, Nr. 152 bei Tamizey de Larroque, Band II, p. 268) und erwähnt mit Befriedigung J. F. Sarrazins schlechte Witze im Spottgedicht La Pompe funèbre de Voiture, p. 264 der Œuvres de M[r] Sarasin (so!), ed. Aug. Courbé, 1658.

***) Die älteste deutsche Übersetzung des „Cid“ stammt von G. Greflinger „Die sinnreiche Tragikomödia, genannt Cid“, Hamburg 1650. Das siebzehnte Jahr-

holländischer, italienischer und spanischer Übersetzung. Seine dichterische Stellung war gesichert.

Vor dem Erscheinen der genialen Tragikomödie Cid war in des Dichters Leben ein entscheidender und erfreulicher Wendepunkt eingetreten. Der mächtigste Mann jener Zeit hatte für die Bühne eine sehr ausgeprägte Vorliebe. Er nahm den jungen Corneille in seinen Sold, und bald mußte der Dichter der „Medea" in Gemeinschaft mit Rotrou, Boisrobert, Colletet und de l'Estoile Richelieus dramatische Entwürfe ausarbeiten helfen. Jeder der fünf Dichter erhielt einen Akt als Pensum; die abgelieferte Arbeit wurde von Seiner Eminenz dem Kardinal eingehend geprüft und kritisiert. Da Corneille sich aber eigenmächtige Abänderungen an dem vorgeschriebenen Schema erlaubte, erhielt er seine Entlassung wegen dieses Mangels an esprit de suite. Darum wollte Richelieu, der übrigens dem jungen Dramatiker seine Gönnerschaft nie ganz entzog, den Triumph des „Cid" nicht vorübergehen lassen, ohne dem von der hergebrachten Norm abweichenden Neuling eine Lektion zu erteilen.

Die folgenden drei Jahre brachte Corneille wieder in seiner Vaterstadt Rouen zu. Die geschäftlichen und amtlichen Obliegenheiten ließen ihm indessen genügende Muße, um an den drei Römerdramen zu arbeiten, welche 1639 und 1640 zur Aufführung gelangen und dem Dichter endgiltig die Führerschaft im Drama zuteilen sollten. „Horace" und „Cinna" hatten ganz unbestrittenen Erfolg, nicht minder das Märtyrerdrama „Polyeucte", obwohl in diesem Stück die Kasuistik der Empfindung, die Berechnung und Abwägung nicht selten die tiefe und wahre Leidenschaft vertritt. Diese Mängel treten in den folgenden Tragödien noch entschiedener hervor. „Mort de Pompée" (1643—44), „Rodogune" (1644), „Héraclius" (1647) fallen merklich ab, obwohl Corneilles Ruhm vielleicht nie fester stand, als gerade um diese Zeit, wo ihn auch die „Académie" zu ihrem Mitglied erkor (1647). In „Nicomède" (1651) schien es, als wolle Corneille ein neues Element im Drama zur Geltung kommen lassen,*) aber „Pertharite" (1653) zeigte bald, daß der Dichter des Cid sich dichterisch erschöpft hatte. Die entschiedene Ablehnung

---

hundert brachte noch zwei Verdeutschungen des „Cid" hervor, von Isaac Clanz, Straßburg 1655, von Gottfr. Lange, Braunschweig 1699. Die bedeutendste deutsche Übersetzung ist die von J. J. Kummer, Gotha 1779. É. Picot, Bibliographie Cornélienne, Paris 1876, giebt ein vollständiges Verzeichnis sämtlicher Ausgaben und Übersetzungen.

*) Für ihre Kunsttheorie von den komischen Elementen im ernsten Drama beriefen sich die Romantiker auf „Nicomède". Mit diesem Stück eröffnete Molière 1658 sein erfolgreiches Gastspiel im Louvre. Im Druck erschien „Nicomède" 1664. Neueste Ausgabe von Th. Weischer, Leipzig 1885. — Ein interessantes zeitgenössisches Zeugnis über Nicomèdes Wert findet man bei Scarron, Roman comique II, 18: „On représenta le jour suivant le Nicomède de l'inimitable Monsieur de Corneille. Cette comédie est admirable à mon jugement, et celle de cet excellent poëte de théatre, en laquelle il a mis plus du sien et a plus fait paraître la fécondité et la grandeur de son génie, donnant à tous les acteurs des caractères fiers, tous différens les uns des autres."

des „Pertharite“ verleidete dem durch häusliche Verlegenheiten häufig verstimmten Corneille die Bühne, und grollend zog er sich nach Rouen zurück.

Um seine Enttäuschungen zu vergessen, führte der fromme Corneille daselbst die schon vor „Pertharite“ begonnene Nachdichtung der „Nachfolge Christi“ von Thomas a Kempis weiter. Die auf den Rat der Jesuiten seiner Vaterstadt unternommene Arbeit wurde in eben dem Jahre vollendet, da sein jüngerer Bruder Thomas den ersten größeren Bühnenerfolg davontrug (1656).*) Drei Jahre darauf (1659) kehrte Pierre Corneille auf Veranlassung des Finanzministers Fouquet zur liebgewonnenen Laufbahn zurück und siedelte 1662 sogar nach Paris über. Aber Racines aufleuchtendes Gestirn verdunkelte den Ruhm des alternden Mannes. Von den zehn Tragödien, die er zwischen 1659 und 1674 erscheinen ließ, hat keine einen dauernden Erfolg zu verzeichnen.

„J'ai vu l'„Agésilas,“
Hélas!
Mais après l'„Attila,“
Holà!“

durfte der mit Racine engbefreundete Boileau höhnend rufen. Die letzten zehn Jahre seines langen und ruhmreichen Lebens verlebte Corneille in stiller Zurückgezogenheit, von mancherlei Kummer und Sorgen heimgesucht, da das königliche Gnadengehalt — welches im Zeitalter Ludwigs XIV. die Stelle des Schriftstellerhonorars vertritt — unregelmäßig ausbezahlt wurde und zuletzt ausblieb. Er starb 1684, im Alter von 78 Jahren, als ältestes Mitglied der Académie.

Obgleich Corneille sich dem Einflusse des Hofes und des hohen Adels keineswegs gänzlich entziehen konnte, so ist er doch niemals Höfling im eigentlichen Sinne des Wortes gewesen. Die Unabhängigkeit seiner poetischen Überzeugungen brachte ihn, wie wir bereits gesehen, um Richelieus unmittelbare Gunst. Sein Hang zur Schwermut, sein Mangel an Gewandtheit, seine Abneigung gegen die Geschäfte verleideten ihm die große Welt. Sein Äußeres war höchst einfach und gewöhnlich. Er sprach wenig. Seine Aussprache und sein Vortrag waren keineswegs elegant; um den „großen“ Corneille zu finden, mußte man ihn lesen.

Dieser Beiname des „Großen“, der ihm geblieben ist, bezieht sich übrigens weniger auf die Überlegenheit seines Genies, als auf die Tendenz seiner meisten Tragödien, auf seine pathetische Grandezza. In ihnen herrschen fast ausschließlich die großen und erhabenen Empfindungen. „L'amour, souvent de remords combattu, y paraît une faiblesse, et non une vertu.“ (Boileau.)

---

*) Vergl. H. Körting, Über zwei religiöse Paraphrasen P. Corneilles: l'Imitation de J.-C. und les Louanges de la Sainte Vierge, Diss. Leipzig 1883. —

Die Unterwerfung der Liebe unter die kindliche Pflicht, unter die Gesetze der „Ehre" und die Anforderungen des Vaterlandes — das ist die treibende Kraft in den schönsten Stücken Corneilles. Es wäre ungerecht, nicht anzuerkennen, daß es im Cid und Horace Stellen giebt, aus welchen diese Seelengröße in ihrem vollen Glanze hervorleuchtet. Leider aber verfällt Corneille nur zu oft in die Fehler, welche von der Übertreibung der ihm eigentümlichen Effekte unzertrennlich sind. In vielen seiner Stücke macht sich eine geradezu abstoßende Härte bemerklich: die Berechnung soll die poetische Empfindung ersetzen. In den aufregendsten Situationen wägen die Helden bedächtig das „Für" und „Wider" ab, so daß man mehr der vorbereitenden Arbeit des Dichters, als der Handlung des Stückes beizuwohnen glaubt.

Es ergiebt sich daraus eine fast stereotype Form der Monologe. Zuerst malt sich die zwischen Leidenschaft und Pflicht schwankende Seele des Helden die Reize der einen aus. Dann, ohne sich zu unterbrechen, dreht er die Frage um, sieht sie von der andern Seite an, wie ein Advokat, der seine Rede studiert, und erst dann wird der Entschluß nach allen Regeln gefaßt. Es giebt kein Stück von Corneille, welches dafür nicht eine Menge Belege lieferte. „Die Personen Corneilles," sagt St. Beuve mit der Feinheit, die seine Kunsturteile kennzeichnet, „sind groß, edelmütig, tapfer, ganz offen, zuversichtlich und von edlen Zügen. Meistenteils in strenger Zucht aufgewachsen, haben sie unaufhörlich die Grundsätze im Munde, nach denen sie ihr Leben regeln; da sie sich nie von ihnen entfernen, hat man keine Mühe, sie zu begreifen; ein Blick genügt, — was beinahe das Gegenteil der Personen Shakespeares und der menschlichen Charaktere in diesem Leben ist. Die Sittlichkeit seiner Helden ist fleckenlos; als Väter, Liebhaber, Freunde oder Feinde bewundert oder ehrt man sie. An den pathetischen Stellen finden sie erhabene Worte, die hinreißen und zu Thränen rühren. Aber seine Nebenbuhler und seine Ehemänner haben bisweilen einen Anstrich von Lächerlichkeit; . . . seine Tyrannen und seine Stiefmütter sind ganz aus einem Stücke, wie seine Helden, böse von einem Ende zum andern. Bei alledem begegnet es ihnen zuweilen, daß sie beim Anblick einer schönen Handlung plötzlich um- und zur Tugend zurückkehren. . . . Die Männer Corneilles haben ein auf Formen versessenes und leicht verletzliches Wesen; sie zanken über die Etikette; in der Leidenschaft raisonnieren sie ausführlich und streiten laut mit sich selbst herum. . . . Seine Heldinnen, seine „anbetungswürdigen Furien," gleichen sich fast alle: ihre Liebe ist spitzfindig, überlegt, raffiniert und kommt mehr aus dem Kopf als aus dem Herzen. Man fühlt, daß Corneille die Frauen wenig kannte."

Trotzdem ist der Fortschritt, den Corneille in der dramatischen Kunst verkörperte, ein ungeheurer, und es werden sich seine Meisterwerke auf der Bühne erhalten, solange noch eine Spur von dem Nationalgeschmack vorhanden

ist, dem sie ihre Entstehung verdanken. Aber eben darum werden sie in Deutschland nie vollen Anklang finden.*)

Wir werfen noch einen kurzen Blick auf die hervorragendsten Dramen. Im „Cid" lehnte sich Corneille an das an Verwicklungen reiche Stück „Die Jugendthaten des Cid" des spanischen Dichters Guillem de Castro (1559 bis 1621) an. Die Liebe Don Rodrigos, des Maurenbezwingers, und der Donna Ximene wird grausam durchkreuzt durch einen unglücklichen Zweikampf, in welchem Rodrigo die Ehre seines von Don Gormaz, dem Vater Ximenens, schwer beleidigten Vaters durch den Tod des Gegners rächt.**) Ximene, in schwerer Herzensbedrängnis zwischen der Neigung zu ihrem Geliebten, dessen Trefflichkeit sie mehr als je bewundert, und zwischen der Pflicht, ihren Vater zu rächen, — entschließt sich à maintenir sa gloire. . . . Sie verlangt vom Könige Rodrigos Tod. An demselben Tage aber findet Rodrigo Gelegenheit, durch Besiegung der Mauren das Königreich zu retten. Der König verzeiht ihm und beschränkt die Buße auf einen Zweikampf zwischen Rodrigo und Don Sancho, dem Kämpen Ximenens. Noch einmal entscheiden die Waffen zugunsten des Cid. Nachdem sie der „Ehre" genügt, willigt Ximene endlich ein, der Stimme ihres Herzens zu folgen und dem Besieger ihres Vaters die Hand zu reichen. — Die deutsche Kritik pflegt den Cid als einen glücklichen Versuch zur Begründung einer wahrhaft nationalen französischen Tragödie zu betrachten und es zu bedauern, daß Corneille sich durch das Urteil der Akademie von diesem Wege habe ablenken lassen. Es ist wahr, daß der gewöhnliche Kontrast zwischen den Charakteren und der Handlung sich dort nicht so schroff bemerklich macht, wie in den aus der alten Geschichte entnommenen Stücken. Aber wer das Stück ohne Vorurteil liest, wird sich

---

*) Das bibliographische Material hat É. Picot in seiner Bibliographie Cornélienne (Paris 1876) in musterhafter Weise gesammelt. Erste Gesamtausgabe: Le Théâtre de Corneille, reveu et corrigé par l'Autheur, Paris 1663 in 2 Bänden, dann 1664 in 4 Bänden. Diese Gesamtausgabe ist orthographisch wichtig, weil zum ersten Mal e und é, i und j, u und v, s und ſ unterschieden werden, (vergl. Des Maizeaux in Nouvelles de la république des Lettres, August 1701, p. 156), eine Neuerung, welche erst in den vierbändigen Ausgabe von 1682 endgiltig durchgeführt ist. Berühmt ist die von Voltaire kommentierte Ausgabe, Genf 1764, 12 Bände, neue Auflage Genf 1774, 8 Bände. (Neue Ausgabe: Paris 1802 mit der Kritik Palissots über Voltaires Kommentar.) Grundlegende Gesamtausgabe: von Marty-Laveaux, Paris 1862–1868, 12 Bände (Hachette's Grands écrivains), neue Auflage 1887. — Théâtre de Corneille von F. Hémon, édition nouvelle avec des études sur toutes les tragédies et les comédies, Paris 1886/87, 4 Bände; von Petit de Julleville, Paris 1887. — Théâtre choisi von Géruzez 1865, nouv. éd. 1873 etc. etc. — Deutsche Übersetzung von J. J. Kummer, Gotha 1779—81, 2 Bände. — Über Corneilles Sprache und Metrik vergl. u. a. Godefroy, Lexique comparé de la langue de Corneille et de la langue du 17e siècle en général, Paris 1862, 2 Bände. P. Jacobi, Syntaktische Studien über P. Corneille, Diss. 1887; W. Ricken, Untersuchungen über die metrische Technik Corneilles und ihr Verhältnis zu den Regeln der französischen Verskunst, Berlin 1885.

**) Über die von Rodrigos Vater empfangene Ohrfeige vergl. Hamb. Dramaturgie, Stück 55 und 56.

leicht überzeugen, daß die darin herrschende Weltanschauung vollkommen die gleiche ist.*)

„Horace“ (1638—40) ist das erste Drama, in welchem Corneille die drei Einheiten streng befolgt, um nie wieder davon abzugehen. Hier kommt er seinem Kunstideal am nächsten, hier machen sich die Fehler seines Systems am wenigsten bemerkbar. Die Einfachheit der Fabel, die womöglich noch größer ist als beim „Cid“, artet nicht in Eintönigkeit aus. Der Kampf der Horatier mit den Curiatiern, wie ihn Livius überliefert, ist sehr geschickt verwertet. Der rauhe Heldenmut des jungen Horatius sowohl, als die menschlichere Empfindung des Curiatius sind mit den Farben der Natur gemalt; der Gegensatz der beiden Helden ist in dem der beiden Frauen, Sabina und Camilla, vortrefflich gemildert; die reine und strenge Vaterlandsliebe des alten Horatius ragt über die Leidenschaften der Jugend hervor, wie die von Jahrhunderten gebräunte Eiche unter den Bäumen des Waldes.**)

LE VIEIL HORACE. O d'un triste combat effet vraiment funeste!
Rome est sujette d'Albe, et pour l'en garantir
Il n'a pas employé jusqu'au dernier soupir!
Non, non, cela n'est point, on vous trompe, Julie;
Rome n'est point sujette, ou mon fils est sans vie:
Je connais mieux mon sang, il sait mieux son devoir.

JULIE. Mille, de nos remparts, comme moi l'ont pu voir.
Il s'est fait admirer tant qu'ont duré ses frères;
Mais comme il s'est vu seul contre trois adversaires,
Près d'être enfermé d'eux, sa fuite l'a sauvé.

LE VIEIL HORACE. Et nos soldats trahis ne l'ont point achevé?
Dans leurs rangs à ce lâche ils ont donné retraite?

JULIE. Je n'ai rien voulu voir après cette défaite.

CAMILLE. O mes frères!

---

*) Der Erfolg der Aufführung im Maraistheater war derart, daß die Königin Anna, Spanierin und Tochter Philipps II., sich den Cid im Louvre vorspielen ließ. Napoléon I. hätte den Dichter des Cid in den Fürstenstand erhoben ꝛc. — Über den Cidstreit vergl. H. Lucas, Documents relatifs à l'histoire du Cid, Paris 1860, Lotheissen, Band II, p. 205 ff. Das durch Scudérys „Observations“ veranlaßte vorsichtig ablehnende Gutachten der Akademie führt den Titel: „Sentiments de l'Académie française sur la Tragicomédie du Cid“, Paris 1637 (so betitelte nämlich Corneille den „Cid“) — Neueste Ausgaben: „Le Cid, nouvelle édition, avec toutes les variantes, une notice sur la pièce, un commentaire philologique, historique et littéraire par G. Larroumet, Paris 1887. Schulausgabe von W. Knörich, Leipzig 1888. Übersetzungen wurden Seite 36, Anm. erwähnt. Vergl. A. Laun. Die ältesten deutschen Übertragungen einiger Dramen von Corneille, Archiv f. Litt. III, 249 ff.

**) Erste deutsche Übersetzung, Prag 1690, dann von Glaubitz, Leipzig 1742. Verdeutschung in fünffüßigen reimlosen Jamben von Dora von Gagern, Wien 1885. H. A. Stolle, Über den Horaz, eine Tragödie von Corneille, Programm 1867.

LE VIEIL HORACE. Tout beau, ne les pleurez pas tous;
Deux jouissent d'un sort dont leur père est jaloux.
Que des plus nobles fleurs leur tombe soit couverte;
La gloire de leur mort m'a payé de leur perte:
Ce bonheur a suivi leur courage invaincu,
Qu'ils ont vu Rome libre autant qu'ils ont vécu,
Et ne l'auront point vue obéir qu'à son prince,
Ni d'un État voisin devenir la province.
Pleurez l'autre, pleurez l'irréparable affront
Que sa fuite honteuse imprime à notre front;
Pleurez le déshonneur de toute notre race,
Et l'opprobre éternel qu'il laisse au nom d'Horace.
JULIE. Que vouliez-vous qu'il fît contre trois?
LE VIEIL HORACE. Qu'il mourût ....

(Horace, III. 6).

Später fällt die Handlung stark ab. Der fünfte Akt wäre völlig entbehrlich.

„Cinna" (1639), dem die französische Kritik den Preis zuerkannt hat, läßt die Unverträglichkeit der französischen Denkweise und der antiken Handlung schon lebhafter empfinden. Die Großmut des Augustus soll anschaulich gemacht werden, welcher die zehnte Verschwörung gegen sein Leben entdeckt hat, aber den Verschwörern verzeiht und sie durch neue Wohlthaten versöhnt. Um diesem Gegenstande dramatisches Interesse zu geben, hat Corneille die Rolle der Emilia erfunden, des Mündels und der Schutzbefohlenen des Augustus. Diese „holde Furie" hat ein Gelübde gethan, den Tod ihres im Bürgerkriege geächteten Vaters Toranius an ihrem Wohlthäter zu rächen: nur der Mörder des Kaisers wird ihre Hand erhalten. Cinna, durch ihre „beaux yeux" unterjocht, entschließt sich, dieser Bedingung zu genügen, obgleich Augustus ihn selbst mit Wohlthaten überhäuft hat. Er will sogar den Kaiser von dem Entschluß der freiwilligen Abdankung abwendig machen, bloß damit das Opfer seiner Rache nicht entrinne. Bei der Gelegenheit verbreitet er sich in prächtigen Versen über die Unmöglichkeit, die Republik in dem entarteten Rom wieder herzustellen, und über die endlose Reihe unvermeidlicher Übel, welche die Abdankung des Alleinherrschers nach sich ziehen müßte. Endlich wird die Verschwörung entdeckt. Augustus macht sich das Vergnügen, Cinna in einem Zwiegespräch zu beschämen. Da dieser den starren Republikaner zu spielen versucht, vernichtet ihn Augustus durch das nur zu wahre Gemälde seiner politischen Unfähigkeit. Nach allen diesen Vorbereitungen schließt er die Szene mit dem berühmten geflügelten Wort „Soyons amis, Cinna".

„Vous me gâtez le „soyons amis, Cinna". Si le roi m'en disait

autant, je le remercierais de son amitié", rief der Marschall de la Feuillade, als er der Vorstellung des Stückes beiwohnte. Er hatte Recht, und mancher könnte hinzufügen, daß das „Soyons amis, Cinna" nicht das einzige ist, womit er in dem Trauerspiel nicht einverstanden ist, obwohl die Komposition abgerundeter ist, als die des „Cid".*)

Das vierte „der großen Dramen" Corneilles „Polyeucte" (1640) steht sprachlich auf der gleichen Stufe wie die drei vorausgehenden. Gleichwohl ist der Versuch, die tragische Handlung auf religiösen Feuereifer und Mystizismus zu gründen, als mißglückt zu betrachten. Pauline, die Tochter des römischen Statthalters von Armenien, hat sich mit Polyeuct vermählt, einem vornehmen Manne aus der Provinz. Sie liebt ihn aus Pflichtgefühl, „parce que sa raison tyrannise ses sentiments". Denn in Rom hat sie einen Ritter namens Severus kennen gelernt, dessen großes „mérite" ihr Herz bezwungen hat, und mit dem sie als tugendhaftes Mädchen geseufzt und geweint hat, da der Vater und die Pflicht unerbittlich waren. Nun ist aber Severus im Kriege nicht umgekommen, wie man lange 'geglaubt; er kommt vielmehr in Armenien an als mächtiger Höfling, in allem Glanze glücklicher Waffenthaten und der Gunst des Herrschers. Der Statthalter Felix, außer sich vor Furcht und Überraschung, veranstaltet zu Ehren der von Severus erfochtenen Siege ein feierliches Opfer. Mittlerweile ist Polyeuct Christ geworden. Brennend vor Begier, seinen Glauben in guten Werken zu bethätigen, lästert er öffentlich die Götter, stört das Opfer, wirft die Statue Jupiters um und wird endlich ins Gefängnis gebracht, wie er es gewollt hatte. Verzweiflung Paulinens, Großmut und erhabene Standhaftigkeit des Polyeuct. Im Begriff zu sterben, übergiebt er seine Frau dem Severus, dessen Geheimnis er kennt. Severus, nicht weniger großmütig als er, läßt sich durch Pauline überreden, sein ganzes Ansehen anzuwenden, um das einzige Hindernis seines Glückes vom Tode zu retten. Ganz von selbstsüchtiger Furcht beherrscht, sieht aber Felix in allen Bemühungen des großmütigen Helden nur eine Falle; er hat es sich in den Kopf gesetzt, daß Severus bloß einen Vorwand sucht, ihn beim Kaiser als Christenfreund anzuschwärzen. Da Polyeuct seinen Glauben nicht verleugnen mag, so läßt er ihn hinrichten. Doch wird kaum der Tod des Märtyrers gemeldet, als die „Gnade" vom Himmel herniedersteigt, um die Verfolger zu bekehren. Trotz aller Gefahren wird Felix urplötzlich Christ; Pauline, die bis dahin die „songes ridicules des chrétiens" verspottet hatte, folgt seinem Beispiel, und Severus gesellt sich als Dritter im Bunde hinzu, ohne daß irgend etwas in ihrem Charakter auf einen solchen Umschwung vorbereitete. Felix' nunmehriger Lebenszweck ist:

*) Älteste Übertragungen von Tob. Fleischer, Berlin 1866 und von Kath. Sal. Linck, Straßburg 1720. Übersetzung in reimlosen fünffüßigen Jamben von Fr. Schieferdecker, Programm, Colberg 1877. Kommentar von Schmid, Programm, Grimma 1885.

„A nos martyrs donner la sépulture,
Baiser leurs corps sacrés, les mettre en digne lieu,
Et faire retentir partout le nom de Dieu.“

Alles das mag sehr erbaulich und sittlich sein, aber es gehört nicht in die Tragödie. Diese hat nichts mit den Wundern der Legende, sondern nur mit denen des menschlichen Herzens zu thun. Darum hat das Hotel Rambouillet recht gehabt, als es dem Stück nur so viel Beifall spendete „que le demandèrent la bienséance et la grande réputation que l'auteur avait déjà.“*)

„Rodogune“ (1644) wird von Corneille für das beste seiner Stücke erklärt, vielleicht in einer Anwandlung jener Zärtlichkeit, welche die Eltern fest an die Kinder knüpft, welche ihnen die meiste Mühe gekostet haben.**) Rodogune, eine parthische Prinzessin, hat den König von Syrien Nikanor geheiratet, während dieser bei ihrem Vater Kriegsgefangener war und in seinem Reiche für tot galt. Kleopatra, Nikanors erste Frau, hatte auf dieses Gerücht hin ihrem Schwager Antiochus die Hand gereicht. Sie hat ihn soeben durch die Waffen der Parther verloren. Voll unberechtigter Eifersucht und Nikanors Zorn fürchtend, legt Kleopatra diesem bei seiner Rückkehr nach Syrien einen Hinterhalt, tötet ihn und bemächtigt sich ihrer Rivalin Rodogune. Aber diese wird von den Parthern unterstützt. Endlich wird nach langem Hin- und Herreden Rodogune auf den syrischen Thron erhoben unter der Bedingung, daß sie den von Kleopatras Zwillingssöhnen heirate, welchen diese für den älteren erklärt. Damit beginnt die eigentliche Handlung. Kleopatra fürchtet den Einfluß ihrer Feindin und ist entschlossen, Rodogune um jeden Preis zu vernichten. Nun aber sind beide Söhne der Königin, Antiochus und Seleucus, sterblich in die Prinzessin verliebt. Sie erschrecken vor dem bloßen Gedanken, ihr ein Leid zuzufügen, während die tugendhafte Rodogune ihrerseits sich nicht entschließen kann, sich für den einen von beiden zu erklären, obwohl sie den Antiochus dem Seleucus vorzieht. Endlich zur Entscheidung gedrängt, verlangt sie von dem, der ihre Hand gewinnen will, Kleopatra's Kopf. Denn:

Tremblez, princes, tremblez au nom de votre père.
Il est mort, et pour moi, par les mains d'une mère.

---

*) Vergl. Hamb. Dramat., Stück 2. Übersetzt von Tob. Fleischer, Berlin 1666, dann noch dreimal im 17. Jahrhundert. Absonderliche Auffassung von W. Arnold, Polyeucte als Palimpsest, Beitrag zum tieferen Verständnis P. Corneilles. Archiv für Litteraturgeschichte IX, 32 ff.

**) Lessings Kritik Hamb. Dram. 29—32 ist einseitig. Was er verheißt; hält Lessing in der Fortsetzung, Stück 81—83, keineswegs. Treffende Beurteilung der Lessingschen Einwände durch Sainte-Beuve, Nouveaux Lundis, Band VIII, p. 216. Vergl. Görres, Zur Würdigung Corneilles, Programm, Bromberg 1874. — Der bekannte Marchese Maffei gab 1700 Osservazioni sopra la Roduguna heraus. Zur Zeit Lessings waren zwei Verdeutschungen bekannt, von Bressand, Wolfenbüttel 1691, von Meyer, Hamburg 1769.

Je l'avais oublié sujette à d'autres lois:
Mais libre, je lui rends enfin ce que je dois.
C'est à vous de choisir mon amour ou ma haine.
J'aime les fils du roi, je hais ceux de la reine,
Réglez-vous là-dessus, et sans plus me presser
Voyez auquel des deux vous voulez renoncer.

Und bei alledem liebt Rodogune den Antiochus mit wahrer Leidenschaft, was ebenso unwahrscheinlich als scheußlich ist.

Wir glauben hinlänglich beleuchtet zu haben, was oben über die Kälte und die Kasuistik bemerkt wurde, die in der tragischen Kunst des Corneille über den Empfindungen waltet. Die zahlreichen Stücke, die noch auf „Rodogune" folgten, vereinigen alle Schwächen der Hauptwerke, ohne ihre Schönheiten zu besitzen. Man erkennt in ihnen das vergebliche Bestreben des gefeierten Dichters, den immer wachsenden Erfolgen seines jugendlichen Nebenbuhlers die Wage zu halten.

Jean Racine*) (1639—99) stammte wie Corneille und Boileau aus einer guten Familie des Mittelstandes. Sein Vater, den er frühzeitig verlor, war Salzkammerinspektor (contrôleur du grenier à sel) der Provinz Champagne, zu La Ferté-Milon. Seine ersten Studien machte der frühverwaiste Knabe im Gymnasium zu Beauvais; er vollendete sie im Stift Port-Royal bei Paris, wo er sich durch eine erstaunliche Fassungsgabe und einen nie erlahmenden Eifer hervorthat. Schon damals hatte er eine besondere Vorliebe für die Werke der griechischen Tragiker.

Jean Racine war zwanzig Jahre alt, als er die ersten dichterischen Lorbeeren erntete. Eine zur Vermählung Ludwigs XIV. gedichtete Ode „La

*) Louis Racine (Sohn des Dichters), Mémoires sur la Vie et les Ouvrages de Jean Racine, Lausanne 1747, wieder abgedruckt p. I—CLXIII der Ausgabe von Aimé Martin. Die Ergebnisse der zahlreichen Schriften über Racine sind zusammengefaßt in der großen Ausgabe von Paul Mesnard in 8 Bänden, Paris 1865—79 (Hachette's Grands écrivains). E. Deschanel, Le Romantisme des Classiqnes, Paris 1884, 2 Bände (gesammelte Vorlesungen aus dem Collège de France). Brunetière, Études critiques, Paris 1880 etc. — Der erste Kommentar zu Racines Dramen stammt von seinem Sohn Louis Racine, Remarques sur les tragédies de J. R., Paris 1752. — Gesamtausgabe bei Barbin, Paris 1697. Erste kritische Ausgabe (Édition variorum) von Aimé Martin, Paris 1820 ff., 6 Bände, 5. Auflage 1844—45 mit Berücksichtigung der Vorarbeiten von Louis Racine, Abbé d'Olivet, Desfontaines, Nadal, Luneau de Boisjermain, La Harpe, Geoffroy, Fontanier. Vollständiges Verzeichnis der Ausgaben bei É. Picot, Bibliographie Racinienne, Paris 1874. Die zwei besten von L. Moland, Paris 1869—77, 8 Bände, und von Paul Mesnard, Paris 1865—1879, 8 Bände (Hachette's grands écrivains). Théâtre choisi von Geruzez, Paris 1847 etc. etc. Théâtre, nouvelle édition revue sur les textes les plus authentiques, von Paul Albert, Paris 1879, 2 Bände. A. Laun übersetzte Racines ausgewählte Trauerspiele, Hildburghausen 1870.

Nymphe de la Seine" (1659) verschaffte ihm sogleich die königliche Gunst und ein Gnadengehalt. Obwohl seine Existenz dadurch gesichert war, widmete sich Racine seinem Oheim zulieb dem Studium der Theologie, um später die Pfründe desselben antreten zu können. Glücklicherweise gingen diese Pläne die Familie nicht in Erfüllung.

Boileau und Molière hatten den jungen Dichter ermutigt. Der Ruhm Corneilles entschied bei der Berufswahl, und Jean Racine beschloß, in die Fußstapfen des Altmeisters zu treten. Sein erstes Trauerspiel „Théagène et Chariclée" vernichtete er selbst. Das nächste, eine Bearbeitung von Euripides' Phönissen, gelangte unter dem Titel „La Thébaïde ou les frères ennemis" im fünfundzwanzigsten Lebensjahre Racines (1664) zur Aufführung.*) Im folgenden Jahre trat er mit „Alexandre"**) erfolgreich hervor, obwohl Corneille, dem der junge Anfänger auf Molières Rat das Stück vorgelegt hatte, ihm dichterische Begabung, aber kein Talent für die tragische Poesie zugesprochen hatte.

Erst in der „Andromaque" (1667) entfaltete sich Racines Genie im vollen Glanze. Dem Zeitgeschmack entsprechend hatte er in die schlichte Handlung der Euripideischen Tragödie die tendresse hineingetragen und damit eine neue Bahn beschritten, die ihn zum Gipfel des Ruhmes emporführte. Doch sollte dies nicht ohne Kampf geschehen. Dem „Britannicus" (1669) war ein weniger glückliches Geschick beschieden, als der Andromache, mochten nun Corneilles Anhänger das Urteil des Publikums irregeführt haben, oder mochte vielleicht das lebendige Gemälde eines verdorbenen Hofes und eines ausschweifenden Despotismus die Höflinge „Ludwigs des Großen" abstoßen. Überhaupt waren Racines Erfolge zu seinen Lebzeiten nie unbestritten. Erst im achtzehnten Jahrhundert begann man den ganzen Wert des vollendetsten französischen Tragikers zu erkennen. Was aber den schlechten Geschmack der Zeitgenossen noch bedauerlicher macht, ist die übergroße Empfindlichkeit des Dichters, sowie seine gänzliche Abhängigkeit von den Urteilen „des Hofes und der Stadt."

Racine wurde 1673 in die französische Akademie aufgenommen und einige Jahre später mit Boileau zum Historiographen des Königs ernannt. Ludwig XIV. liebte ihn und gab ihm häufige Beweise seiner persönlichen Zuneigung. Aber weder diese Auszeichnungen, noch die Achtung und Freundschaft der hervorragendsten Geister jener Zeit konnte den Dichter über die zweifelhafte Aufnahme trösten, welche die Ränke und Umtriebe des Hôtel

*) Vergl. Ad. Dühning, Über Racines auf antiken Stoffen ruhende Tragödien, Programm Quedlinburg 1880. — F. J. Krick, Racines Verhältnis zu Euripides, Programm Aachen 1884, enthält einen Vergleich der Thebaïde mit den Phönissen.

**) St.-Evremond, dissertation sur la tragédie de Racine intitulée Alexandre le Grand (Œuvres mêlées, 2. Band der Ausgabe Amsterdam 1706).

Rambouillet seiner Phädra bereitet hatten. Diese Tragödie, vielleicht das Meisterwerk des französischen Klassizismus, unterlag der Phädra Pradons, eines mittelmäßigen Dichters, dessen der Neid sich bediente, um den Ruhm Racines zu schmälern.*) Racine entschloß sich daher, dem Theater zu entsagen (1677). Er ergab sich, wie vordem Corneille, gänzlich seiner Neigung für die Frömmigkeit, welche durch seine ihm 1677 angetraute Gemahlin Catherine de Romanet noch genährt wurde. Doch entrissen die Bitten der Frau von Maintenon ihm noch zwei biblische Stücke, Esther (1689) und Athalie (1691), beide den Zöglingen des Damenstifts von St. Cyr gewidmet. Das erstere wurde mit allgemeinem Beifall begrüßt, das andere, eine der herrlichsten Zierden der französischen Bühnenlitteratur, wurde vom Hofe, von den Jesuiten und allen Schöngeistern der Hauptstadt verworfen, Boileau allein ausgenommen.

Nachdem noch der Dichter hochherzigerweise einen vergeblichen Versuch gemacht, die Aufmerksamkeit des Königs auf die Leiden des mit Abgaben überladenen Volkes zu lenken, — so erzählt sein Sohn — fiel er, der seit 1690 als Sekretär und Kammerjunker im königlichen Schlosse wohnte, in Ungnade. Wohl hatten auch seine Beziehungen zu den Jansenisten dazu beigetragen. Der König grüßte ihn eines Tages nicht beim lever, und Frau von Maintenon ließ ihm sagen, er möge bis auf weiteres nicht bei Hof erscheinen. Dies war für den in der Hofluft großgewordenen Racine ein tödlicher Schlag. Er starb am 21. April 1699, nachdem er noch ein Jahr lang sein sieches Leben gefristet.

Racines Tragödien sind durch die Stimmen der Nachwelt als die Meisterwerke des französischen Klassizismus anerkannt worden. Als Voltaire aufgefordert wurde, einen Kommentar dazu zu schreiben, antwortete er: „Il est tout fait; il n'y a qu'à écrire en bas de chaque page: Beau, Pathétique, Harmonieux, Sublime.“ Insofern er die Frage vom Gesichtspunkte des französischen ästhetischen Systems aus entschied, hatte Voltaire Recht. Doch sind die Grundfehler dieses Systems nicht ohne Einfluß auf Racines Kunst geblieben. Auch seine Helden sind Franzosen und Höflinge, die als Griechen, Römer, Türken und Juden verkleidet sind. Auch in seinen Stücken macht sich der Zwang der drei Einheiten bemerkbar; auch er versteht es besser, Leidenschaften zu malen, als Charaktere zu ergründen und zu entwickeln. Aber Racine folgt der glücklichen Eingebung seines Genius und sucht die bewegende Kraft fast aller seiner Stücke in den Tiefen einer Leidenschaft,

---

*) Über Pradons Phädra vergl. La Harpe a. a. O., Band 5, p. 564 ff. Boileaus Satiren haben den armen Pradon seinen Koterieerfolg bitter büßen lassen. — Le Triomphe de Pradon, Lyon 1684. Vergl. K. Dräger, Eine Kritik des Discours au Roi und der drei ersten Satiren Boileaus, Diss. 1886. F. Deltour, Les ennemis de Racine, Paris 1879. — Von Pradon stand nur die Ausgabe Amsterdam 1695 (Antoine Schelte) zu Gebot. Dieselbe enthält folgende Stücke: Pyrame et Thisbé (1674), Phèdre, Tamerlan, La Troade (alle drei 1679 gedruckt), Statire (1680), Régulus (1688).

deren Natur er gründlich erforscht hat. Die Qualen der unglücklichen Liebe, die Wut der Eifersucht, die Freuden einer starken, aufrichtigen und erwiderten Neigung, — das sind die Themata der meisten seiner Tragödien. Durch das Interesse einer verständig geordneten Handlung, durch den Zauber eines gleichmäßig pathetischen Tones und eines harmonischen Versbaues wird der Eindruck der Racineschen Stücke noch erhöht.*)

Die erste seiner großen Tragödien „Andromaque“ (1667) schildert mit packender Lebenswahrheit die Selbstsucht der leidenschaftlichen und vergeblichen Liebe. Pyrrhos, des Achilleus Sohn, liebt Hektors Witwe Andromache, die er als Gefangene aus dem zerstörten Troja mitgebracht hat. Hermione, Tochter des Menelaos und Verlobte des Pyrrhos, ist über diese Neigung um so unglücklicher, als nicht ihr fürstlicher Stolz, sondern eine wahrhafte und leidenschaftliche Liebe verletzt wird. Nun hat aber Hermione ihrerseits den Orestes unglücklich gemacht: ohne Hoffnung ist er für sie entbrannt. In Epirus anlangend, um im Namen der Griechen den Tod des Astyanax, Andromaches Sohn, zu verlangen, führt Orest die Katastrophe herbei. Bis auf einige Auftritte mit Liebesgetändel sind die Schwankungen derselben Leidenschaft in drei verschiedenen Charakteren ganz vortrefflich dargestellt. Die finstere Verzweiflung des Orestes, die rachsüchtige Eifersucht der stolzen Hermione, die stürmische Begehrlichkeit des Sohnes des Achilleus füllen eine Reihe Szenen mit beständig wachsendem Interesse. In diesem Chaos egoistischer Leidenschaften glänzt die reine, uneigennützige Mutterliebe der Andromache wie ein Stern in trüber Gewitternacht.**)

Im Britannicus (1669) kommt Racine der Objektivität sehr nahe, die in den Meisterwerken der englischen und der deutschen Bühnenklassiker sich findet. Allerdings stechen die Sitten des kaiserlichen Hofes unter Nero gegen die des Hofes Ludwigs XIV. weniger ab, als die Zustände im alten Griechenland nach dem trojanischen Kriege, und überdies verdankt Racine die schönsten Stellen seiner Tragödie der packenden Darstellung in den Annalen des Tacitus. Aber es ist ein großes Verdienst des Dichters, daß er ein solches Vorbild zu verarbeiten verstand. Er stellt Neros Charakter in dem Moment dar, da der scheußliche Egoismus des Tyrannen die Fesseln abzuschütteln beginnt,

---

*) Reichart, Racines tragischer Reformversuch, Herrigs Archiv Band 46, p. 1 ff. P. Janet, La psychologie dans les tragédies de Racine, Rev. d. d. Mondes 1875, Band 11, p. 263 ff. G. Merlet, Études littéraires sur le théâtre de Racine, de Corneille et de Molière, Paris 1882. — J. Harang, Racine und V. Hugo als dramatische Dichter, Jenaer Diss. Halle 1875.

**) Neueste Nachdichtung der „Andromaque“ von Dora von Gagern, Wien 1885. Übersetzungen der Andromache, des Britannicus und des Mithridates von E. Schröder, Stuttgart o. J. (Coll. Spemann). — Vergl. Knapp, Étude comparative sur la composition et le développement des caractères dans l'Andromaque d'Euripide et de Racine, Progr. Wetzlar 1878. Krug, Senecas Einfluß auf Racine, Progr. Buchsweiler 1883. Sonderausgaben des Dramas von Larroumet, 1884; von Lavigne, von Bernardin, 1885; von E. Boully, 1886.

welche die Furcht und die Gewohnheit kindlichen Gehorsams gegen seine Mutter Agrippina ihm im Anfange seiner Regierung angelegt hatten. Britannicus, leiblicher Sohn des Kaisers Claudius und rechtmäßiger Thronerbe, liebt seine Verwandte Junia. Agrippina, von Ehrgeiz verzehrt und für ihren Einfluß auf Nero fürchtend, begünstigt die Liebenden, um sich in ihnen eine Stütze gegen ihren Sohn zu schaffen. Dieser aber läßt Junia ergreifen. Er liebt sie leidenschaftlich beim ersten Blick. Die Eifersucht verdoppelt seinen Haß gegen den unglücklichen Britannicus. Mit gewöhnlicher Rache nicht zufrieden, zwingt er Junia, ihren Geliebten durch scheinbare Kälte in Verzweiflung zu setzen während einer Unterredung, deren unsichtbarer Zeuge er ist. Endlich nimmt Agrippina alle Kraft zusammen. Es gelingt ihr noch einmal, das Gemüt des Kaisers zu bändigen und ihm eine Versöhnung zu entreißen. Aber der Freigelassene Narciß, des Britannicus Vertrauter, das unnachahmliche Muster eines elenden heuchlerischen Schmeichlers, giebt die Seele des Tyrannen bald ihrer natürlichen Stimmung wieder. Er überredet Nero, den Britannicus im Augenblicke der feierlichen Versöhnung zu vergiften. Die Verzweiflung der Junia, die unheilkündenden Voraussagungen der Agrippina und des edlen Burrhus beschließen das dramatisch bewegte Stück. Die Schlußworte des letztern:

Plût aux Dieux que ce fût le dernier de ses crimes!

eröffnen in wahrhaft tragischer Weise die Aussicht auf eine Regierung, von der die im Stücke selbst dargestellten Greuel nur das Probestück waren.

Alle Charaktere, bis auf den des Britannicus, sind voll Leben und Individualität. Nero, der unter dem falschen Schimmer der Bildung und des Geschmacks die Begierden des feigen und wollüstigen Tyrannen mit Mühe verbirgt, — Agrippina, die aus Ehrgeiz sich der Tugend und Mäßigung zuwendet, wie sie früher aus demselben Grunde durch Schamlosigkeit und Intriguen sich hervorthat, — Burrhus, der biedere Soldat mitten unter verdorbenen Höflingen, — Narciß, das Urbild jener niedrigen und verworfenen Seelen, welche die Knechtschaft erzeugt, wie die Sümpfe die Pest, — alle diese Charaktere versetzen uns lebhaft mitten in die Vorgänge und die Zeit, welche der Dichter schildert. Die unvermeidliche französische Höflichkeit und Konvenienz fällt in den Vorzimmern von Neros Palast weniger auf, obschon in dem Auftritt zwischen Nero und Narciß und noch mehr zwischen Nero und Junia (2. Akt) die preziöse tendresse und die beaux yeux der Geliebten sich stark vordrängen. Wir verzeihen es beinahe der Junia, wenn sie bei der Nachricht vom furchtbaren Tode ihres Geliebten sich mit den Worten an Agrippina wendet:

„Pardonnez, Madame, à ce transport,“

und dann erst ihrer natürlichen Stimmung entsprechend fortfährt:

„Je vais le secourir, si je puis, ou le suivre.“

Bei wenigen Stücken gilt der Voltairesche Ausspruch so wie beim „Britannicus". Der Stil ist unvergleichlich schön. Wenn Agrippina den Nero mit den furchtbaren Worten anredet:

„Mais j'espère qu'enfin le ciel, las de tes crimes,
Ajoutera ta perte à tant d'autres victimes;
Qu'après t'être couvert de leur sang et du mien,
Tu te verras forcé à répandre le tien;
Et ton nom paraîtra, dans la race future,
Aux plus cruels tyrans une cruelle injure!" . . .

dann fühlen wir wohl, daß keine Schranken, keine Form und kein System das wahre Genie hindern können, Erhabenes zu schaffen.

Uns scheint es schier unbegreiflich, daß „Britannicus" nicht recht durchdrang und, wie die meisten Stücke Racines, erst von der Nachwelt voll anerkannt wurden.

Nach diesen Stücken war Racines Ruf als Bühnendichter so fest begründet, daß er des alternden Corneille Mißgunst erregte. Das Verhältnis zwischen dem Dichter des „Cid" und seinem jugendlichen Nachfolger wurde infolge eines litterarischen Wettkampfes noch gespannter.*)

„Bérénice" (1670) entstand neben Corneilles heroischer Komödie „Tite et Bérénice" auf Veranlassung der schönen Henriette von England, der Schwägerin Ludwigs XIV., die ihre aussichtslose Neigung zu diesem gerne auf der Bühne von den zwei größten Meistern dargestellt sehen mochte. Doch erlebte „Madame" die Aufführung beider Stücke nicht mehr; sie starb drei Wochen bevor Racines „Bérénice" dem greisen Corneille den Erfolg vorwegnahm. Mit wunderbarer Kunst hat Racine aus der höchst einfachen Geschichte von der Entsagung des Kaisers Titus fünf Akte zu bilden verstanden. Titus hatte als Prinz die Judenkönigin Berenice geliebt. Als nach Vespasians Tod höhere Pflichten an ihn herantreten, muß auf des Senats dringende Vorstellungen hin der neue Kaiser die Verbindung abbrechen: ab urbe dimisit invitus invitam, wie Sueton prägnant sich ausdrückt.**) Der hohe Wert des dramatisch ziemlich unbedeutenden Stückes liegt in der edlen Sprache und besonders in der meisterhaften Charakterschilderung der Frauengestalten. Gerade in „Berenice" sind die von Tadlern des Racineschen Stils vermißten „Ruhepunkte in der Erhabenheit und in der feierlichen Haltung der sonoren Redewendungen" besonders geschickt angebracht.

Auf die wenig gelungene Türkentragödie „Bajazet" (1672) folgt un-

*) Vergl. J. Sarrazin, Corneille und Racine im Wettstreit, Herrigs Archiv, 68. Band, p. 295 ff. Taschereau, Histoire de la vie et des ouvrages de Corneille, Band II, p. 72 ff. der 3. Auflage. Eine sehr gelungene Parodie des Racineschen Stückes erschien anonym in Utrecht u. d. T. „Titus et Titus, ou les Bérénice". Racine selbst war darüber sehr erbost, vergl. die Notiz seines Sohnes bei Aimé Martin a. a. O. p. LVIII.

**) Sueton, Vita Titi, cap. 7, p. 288, 25. ed. Teubner.

mittelbar ein dem „Britannicus" ebenbürtiges Stück. In „Mithridate" (1673) hat Racine die geistige Physiognomie der Zeit und das Gesamtbild eines großen geschichtlichen Charakters ebenfalls glücklich erfaßt. Der unter den Waffen ergraute Mithridates liebt die schöne Maid Monime aus Ephesus mit der Glut eines orientalischen Tyrannen, ohne die geringste Färbung von höfischer Galanterie oder Sentimentalität. Monime ist um so unglücklicher, als sie vor ihrer Auslieferung an den König bereits dessen Lieblingssohn Xiphares kannte und liebte. Inzwischen unterliegt Mithridates den Waffen des Pompejus. Die Nachricht von seinem Tode verbreitet sich in Nymphäum, Monimes Zufluchtsort. Die lästigen Zudringlichkeiten des Pharnaces, des ältesten Sohnes des Mithridates, drängen die unglückliche Fürstin, ihr Herz endlich dem Geliebten zu öffnen. Kaum hat die Ankunft des Mithridates das Gerücht von seinem Tode widerlegt, so schwanken weder Monime noch Xiphares einen Augenblick zwischen ihrer Pflicht und ihrer Leidenschaft. Doch versteht es Pharnaces, Verdacht gegen sie zu erregen, eine List des Mithridates weiß Monimen das Geheimnis zu entlocken, und nun beschließt der Fürst, seinen Herrschergewohnheiten getreu, den Lieblingssohn seinem Zorne zu opfern. Da ändert ein plötzlicher Angriff der durch Pharnaces herbeigerufenen Römer die Lage: Mithridates, im Begriff zu unterliegen und durch eigene Hand tödlich verwundet, schickt der Monime den Befehl, sich zu vergiften, wird aber gleich darauf durch Xiphares' Tapferkeit gerettet. Der Haß gegen die Römer und der Heldenmut des alten Kriegsmannes siegen über die Eifersucht des orientalischen Despoten. Der sterbende Mithridates verzeiht seinem Sohne, Monime wird gleichfalls gerettet, und die Liebenden reichen sich über der Leiche des greisen Helden die Hände. Sie geloben, ihn an seinen Feinden zu rächen.

Hinwiederum leidet „Iphigénie" (1674) allzusehr unter dem Gegensatz zwischen dem antiken Stoff und der modernen Behandlung, als daß man ihr mit den französischen Kunstrichtern die erste Stelle unter Racines Tragödien zuerkennen könnte.*) Es liegt ein Widerspruch darin, daß der ungestüme Achill sich einerseits von der Liebe zur Iphigenie blindlings hinreißen läßt und andererseits eben diese unwiderstehliche Leidenschaft in konventionell abgemessenen Worten äußert, wie diese:

Princesse, mon bonheur ne dépend que de vous,
Votre père à l'autel vous destine un époux:
Venez y recevoir un cœur qui vous adore. (Iphig. III. 4.)

Dagegen weisen wir unbedenklich der von Schiller mit unnachahmlicher Treue übersetzten „Phèdre" (1677) den ersten Platz unter Racines Meister-

*) Vergl. z. B. La Harpe a. a. O. Band V, 470 ff. Übersetzung von D. von Gagern, Wien 1888 (17. Jahrgang des litterarischen Jahrbuches „Die Dioskuren"). Vergl. Maaß, Racines Iphigénie en Aulide und Euripides' Iphigenia, Herrigs Archiv, Band 19, p. 31 ff.

werken an.*) Für alle Zeiten wird dieses Drama eines der wahrsten und furchtbarsten Gemälde bleiben, in welchen der Griffel eines Poeten die Verwüstungen unseliger, eifersüchtiger Liebe in einem leidenschaftlichen Gemüte zu schildern gewußt hat. Phädra ist weder Griechin noch Französin, sie ist das leidenschaftliche Weib aller Jahrhunderte und aller Völker, sie ist mehr ein Typus als ein individueller Charakter. Aber die Grundzüge dieses Typus sind der Natur entnommen und werden in jeder Lage, die derjenigen Phädras gleicht, sich wiederholen, so lange es Menschenherzen giebt, welche Freude und Schmerz wahrer Liebe zu empfinden vermögen.

Und „Athalie"**) vollends (1691), Racines letztes Meisterwerk, dürfte wohl von allen französischen Stücken des grand siècle dasjenige sein, welches der antiken Schlichtheit und Würde am nächsten kommt. Selbst vor A. W. von Schlegel hat Athalie Gnade gefunden: „Erwartung, Rührung und Erschütterung wechseln immer steigend; bei der strengen Enthaltung von allem Fremdartigen ist eine reiche Mannigfaltigkeit, zuweilen Anmut, öfter Hoheit entfaltet . . . . Alles wird von einem Hauche beseelt: von der frommen Begeisterung des Dichters, an deren Echtheit das Werk ebensowenig zweifeln läßt, als sein Leben." Gleichwohl wurde „Athalie" nach der Aufführung durch die Schülerinnen von Saint-Cyr von den an Prunk und Pathos gewöhnten Zeitgenossen Ludwigs XIV. gering geschätzt. Erst ein halbes Jahrhundert nach dem Tode des Dichters widerrief Frankreich sein erstes Urteil und zollte dem letzten Meisterwerke Racines den gerechten Beifall, dessen es sich noch in unseren Tagen auf der Bühne erfreut. Man darf nicht verkennen, daß der aus der biblischen Geschichte entnommene Stoff dem damals sehr frommen Dichter jene innige Teilnahme eingeflößt hat, die den Werken der Kunst den Weg zu unseren Herzen bahnt.

---

*) Racines Phèdre in ihrem Verhältnis zu Euripides ist ein sehr beliebtes Dissertations- und Programmbeilagenthema, ohne daß die meisten Autoren etwas von ihren Vorgängern zu wissen scheinen. 1) Vergl. Alb. Weigert, Freiberger Diss. 1869, 2) G. Weck, Programm Ratibor 1874, 3) G. Kunke, Programm Schneidemühl 1874, 4) Ad. Bergmann, Programm Münster 1874, 5) F. Weyhe, Programm Seehausen i. A. 1876, 6) H. Steiert, Programm Offenburg 1878 und 1879, 7) Ad. Dühning a. a. O. — A. W. v. Schlegel, Comparaison entre la Phèdre d'Euripide et celle de Racine, Berlin 1807. Über den Phädrastreit vergl. Seite 47 Anm.

**) Nachdichtung der Athalie von Carl Friedr. Cramer, Kiel und Hamburg o. J. [1786?] mit Chören von Kapellmeister Schulz, für Prinz Heinrich von Preußen angefertigt. Die Originalchöre hatte Moreau in Paris komponiert, nicht der berühmte Lully. Die beste neuere Komposition ist von Mendelssohn-Bartholdy. — F. Hirsch, Athalia von Racine metrisch übersetzt, Programm Böhmisch-Leipa 1879. E. Meves, Racines Athalia I u. II, Proben einer metrischen Übersetzung, Programm Gr.-Glogau 1888. Übersetzung der Esther von O. Kamp, Frankfurt 1886. Über die Sprache in „Esther" bemerkte Voltaire: „On a honte de faire des vers quand on en lit de pareils."

„Après Corneille et Racine, on s'attend bien qu'il faut descendre,“ sagt La Harpe (Bd. VI. Seite 143). Viele Namen zeitgenössischer Dichter und noch mehr Namen von beliebten Dramen aller Gattungen sind auf uns gekommen. Aber die gewaltigen Gestalten der Chorführer werfen auf alle kleineren Dramatiker der Zeit einen tiefen Schatten.

Von den fünf Dichtern Richelieus hat Jean de Rotrou (1609—1650),*) gebürtig aus Dreux, allein Anspruch auf ein Plätzchen neben Corneille. Obwohl an Jahren etwas jünger als dieser, hat der hochbegabte, aber leichtfertige Rotrou vor dem Dichter des Cid die Bühne erfolgreich betreten. Er löste den unerschöpflichen Hardy unmittelbar ab und brachte in seiner kurzen Laufbahn nur fünfunddreißig Lust- und Trauerspiele zusammen. Im Jahr 1636 ließ der beim Publikum sehr beliebte Rotrou die abenteuerlichen „Ménechmes“ aufführen. Diesen schon von Plautus und Shakespeare dramatisch behandelten Gegenstand wird später Regnard wieder aufgreifen. Die zwei bekanntesten Dramen Rotrous sind „le Véritable Saint-Genest (1646) und die Tragikomödie Venceslas (1647), beide aus dem Spanischen geschöpft. Im folgenden Jahrhundert wurde die letztere von Marmontel auf Bitten der Pompadour überarbeitet.

Thomas Corneille (1625—1709) ist der Spur seines älteren Bruders gefolgt, ohne ihn zu erreichen. Erst nach dem Tode desselben wurde er in die Académie aufgenommen, wobei Racine die Begrüßungsrede zu halten hatte.**) Neben diesen zwei großen Namen erscheint Thomas Corneille doppelt unbedeutend. Die meisten seiner zweiundvierzig Stücke entbehren der wahren dramatischen Handlung. Sie sind eher dialogisierte Romane, in denen eintönige Sentenzen den männlichen und kräftigen Stil des Dichters des Cid ersetzen sollen. Nur zwei Dramen ragen einigermaßen hervor. „Le Comte d'Essex“ (1678) schildert Elisabeths Günstling als einen verfolgten großen Mann, ein Opfer schändlicher Ränke und der Eifersucht seiner eitlen Königin. Dagegen erscheinen Cobham, Raleigh, Cecil als namenlose Schurken,

Un tas d'hommes sans nom qui bassement flatteurs
Des désordres publics font gloire d'être auteurs.***)

---

*) Rotrou-Ausgabe von Viollet le Duc, Paris 1820—1823, 5 Bände (Aufsätze hierzu von Raynouard im Journal des Savants, Jahrgang 1821 bis 1823). — Théâtre choisi de J. Rotrou avec une étude par Ronchaud, Paris 1882. — Léonce Person, Histoire du véritable Saint-Genest de Rotrou, Paris 1882. Derselbe, Histoire du Venceslas de Rotrou, ibid. H. Chardon, La vie de Rotrou mieux connue, Paris 1884. Eine Ausgabe von ausgewählten Dramen Rotrous in Vollmöllers Sammlung französischer Neudrucke steht bevor. — Für die Dramatiker zweiten Ranges vergleiche man die anonyme Histoire du Théâtre français der Brüder Parfaict, Paris und Amsterdam 1735, 15 Bände.

**) Die Aufnahme fand am 2. Januar 1685 statt. Racines kurze Rede findet sich im 6. Bande der Ausgabe seiner Werke von Aimé Martin, p. 10 ff.

***) Vergl. Lessing, Hamb. Dramat., Stück 22—25, mit scharfer Widerlegung der Hauptpunkte der Voltaireschen Kritik. Über andere Essexdramen vergl. Stück 54—68. — Vor Corneille hatte der Romandichter de la Calprenède (1628)

Die Tragödie „Ariadne“, die an Racines Bérénice erinnert, ist in in den Einzelheiten weit besser gelungen. Allerdings muß die Titelrolle allein das Stück füllen, in welchem der treulose Theseus und die andern Fürsten und großen Herren, „die die öden Felsen von Naxos bevölkern“, eine ziemlich traurige Rolle spielen. Aber Ariadne, verraten von ihrem Geliebten, für den sie alles geopfert, und von einer Schwester, der sie wie ihrem zweiten Selbst vertraut, ist von Th. Corneille mit nicht gewöhnlicher Wahrheit und Wärme geschildert. Einige Stellen sind Racines würdig. Man lese Ariadnes Antwort, als Theseus ihr den Rat giebt, den König von Naxos zu heiraten:

Périsse tout, s'il faut cesser de t'être chère!
Qu'ai-je affaire du trône et de la main d'un roi?
De l'univers entier je ne voulais que toi.
Pour toi, pour m'attacher à ta seule personne,
J'ai tout abandonné, repos, gloire, couronne;
Et quand ces mêmes biens ici me sont offerts,
Que je puis en jouir, c'est toi seul que je perds!
Pour voir leur impuissance à réparer ta perte,
Je te suis, mène-moi dans quelque île déserte,
Où , renonçant à tout, je me laisse charmer
De l'unique douceur de te voir, de t'aimer. . . .
Point de ressentiment de ton crime passé;
Tu n'as qu'à dire un mot, ce crime est effacé.
C'en est fait, tu le vois, je n'ai plus de colère!

Zwischen Corneille und Racine steht der frühreife Dichter Philippe Quinault (1635—88), ein Schüler des seiner Zeit beliebten Dramenlieferanten für das Maraistheater Tristan l'Hermite.*) Die Begabung Quinaults ist vorwiegend lyrisch. Darum haben seine Opern, oder Tragédies lyriques, die von Lully in Musik gesetzt wurden, viel höheren Kunstwert als seine deklamatorischen Lust- und Trauerspiele. Die bekanntesten seiner Stücke sind die Komödie „La mère coquette“ (1664),**) das Verwechslungsdrama

---

und 1672 ein Abbé Boyer den unglücklichen Günstling der Königin Elisabeth auf die Bühne gebracht. — Einige Hauptwerke des jüngeren Corneille finden sich im Anhang der meisten Gesamtausgaben des älteren Bruders. Théâtre de Th. C., Amsterdam 1701, 5 Bde. Letzte Ausgabe seines Théâtre complet von Ed. Thierry, Paris 1880. Sein Pastoraldrama „Le Berger extravagant“ übersetzte A. Gryphius, Brieg 1661. Verdienstlich ist sein „Dictionnaire universel, géographique et historique, Paris 1708.

*) Tristan l'Hermite giebt in seinem Page disgracié (1643) ausführliche biographische Angaben über sich selbst. Vergl. H. Körting, Geschichte des französischen Romans II, 147 ff., wo Tristans Werke aufgezählt und besprochen sind. Da ihm sein einziger Sohn früh verstarb, widmete er Quinault seine liebende Fürsorge.

**) Über letzteres Stück vergl. Lessing, Hamb. Dramat. 14. Stück. Inhaltsangaben des falschen Tyberinus und des Astrate bei La Harpe a. a. O. Band VI, 183 ff. Quinaults Théâtre erschien Paris 1739 in 5 Bänden, Œuvres choisies ed. Didot, Paris 1811, 2 Bände. Über seine Thätigkeit als Operndichter S. 71 ff.

„Le faux Tybérinus“ und die durch Boileau und die Ringepisode berühmt gewordene Tragödie „Astrate, Roy de Tyr“.

In der Analyse der Gefühle und Leidenschaften suchte Jean Galbert de Campistron aus Toulouse (1656—1723) mit Racine zu wetteifern. Die Mitwelt hat ihm mehr Beifall gespendet, als dem Dichter der „Athalie“. Von 1683—93 gab er mit steigendem Erfolge mehrere Trauerspiele — „Andronic“ (1685) und „Tiridate“ (1691) sind wohl die wertvollsten, — während das Lustspiel „Le Jaloux désabusé“, sein spätestes Werk, weniger Anklang fand. Es wird daher die Vermutung gestattet sein, daß jene künstlich gedrechselten Liebestragödien ihre große Beliebtheit nur dem genialen Spiel Barons verdankten. „Il cherche à imiter Racine“, sagt La Harpe (VI. 192), „mais ce n'est qu'un apprenti qui a devant lui le tableau d'un maître, et qui, d'une main timide et indécise, crayonne des figures inanimées.*)

---

2. Das Lustspiel.

Molière.

Das komische Talent hat unter den Vorzügen des französischen Geistes stets in erster Linie geglänzt. Im Mittelalter machte es sich in lustigen Geschichten und Liedern, sowie in den Scherzen der „Enfants Sans Soucy“ Luft. Später feierte der esprit gaulois in den geistreichen Tollheiten Gargantuas und Pantagruels seine glänzendsten Triumphe. Im Jahrhundert des vervollkommneten „Geschmacks“ erfüllte er den ursprünglichsten und nationalsten unter allen Dichtern, welche zu dem litterarischen Ruhmesglanz des Hofes Ludwigs XIV. beitrugen, den größten aller französischen Dramatiker, den einzigen, der mit Shakespeares gewaltiger Größe sich messen kann.

Jean-Baptiste Poquelin, genannt Molière (1622—1673), wurde am 15. Januar 1622 in der französischen Hauptstadt geboren. Während der ersten vierzehn Jahre seines Lebens war Jean-Baptiste bestimmt, dereinst im Amte eines Valet de Chambre-Tapissier du Roi seines Vaters Nachfolger zu werden.**) Da erweckten die theatralischen Vorstellungen im Hotel

*) Die Werke Campistrons erschienen Paris 1715 in 2 Bänden; neue Ausgabe Paris und Amsterdam 1722, 2 Bände, mit einigen Nachträgen, darunter die Ansprache in Versen, die Campistron 1709 bei den Jeux floraux hielt, und einige bedeutungslose Episteln. Vollständigste Ausgabe Paris 1751, 3 Bände. — Über andere Nachahmer Racines vergl. La Harpe a. a. O. p. 196 und Lotheissen Band IV, p. 237 ff. Zu nennen sind de la Fosse (1654—1708) mit den Tragödien „Polyxène“, „Manlius“, ferner Duché, von dessen biblischer Tragödie „Absalon“ La Harpe eine ausführliche Analyse giebt, de la Motte Houdard und andere.

**) Vergl. La vie de Mr. de Molière, seconde édition revuë et corrigée, Amsterdam 1705 (Nouvelles de la République des Lettres, Juni 1705, S. 648 ff.). W. Scheffler, Molières Verhältnis zu seinen Eltern, Herrigs Archiv, Band 59,

de Bourgogne, in welche sein Großvater ihn bisweilen geführt hatte, in dem Knaben die Lust zur Bühne und zu den schönen Wissenschaften. Auf seine

---

Seite 289 ff. E. Soulié, Recherches sur Molière et sa famille, Paris 1863; Campardon, Nouvelles pièces sur Molière, Paris 1876. J. Loiseleur, Points obscurs dans la vie de Molière, 1876. — H. Chardon, Nouveaux documents sur la vie de Molière, Paris 1887. Die Erforschungen einzelner dunklen Punkte aus Molières Leben und der Geschichte seiner Werke macht sich zur Aufgabe die seit dem 1. März 1879 in Paris erscheinende Monatsschrift Le Moliériste, begründet von George Monval, Archivar des Théâtre Français. Das Wort Moliériste ist bereits 1692 im Prolog zu „Le Négligent“ beglaubigt; dagegen ist das Adjektiv molièresque wohl von Paul Lacroix (= Bibliophile Jacob) aufgebracht worden. In Deutschland bestand 1880—1884 ein von Dr. Schweitzer herausgegebenes „Molièremuseum“, von dem leider nur 6 Hefte erschienen. — J. Taschereau, Histoire de la vie et des ouvrages de Molière, Paris 1825, 5. Auflage 1863; Markwald, Molière als Dramatiker, Frankfurt 1860; P. Lindau, Molière. Eine Ergänzung der Biographie des Dichters aus seinen Werken, Leipzig 1872. J. Claretie, Molière, sa vie et ses œuvres, Paris 1873. F. Lotheissen, Molière, sein Leben und seine Werke, Frankfurt 1880. R. Mahrenholtz, Molières Leben und Werke vom Standpunkt der heutigen Forschung, Heilbronn 1882. Ed. Fournier, Études sur la vie et les œuvres de Molière, Paris 1884 (mit Vorrede von Aug. Vitu). Moland, Molière sa vie et ses ouvrages, Paris 1886. G. Larroumet, La comédie de Molière, l'auteur et le milieu, Paris 1887 (gesammelte Aufsätze aus der Revue des deux Mondes). W. Kreiten, S. J., Molières Leben und Werke, nach den neuesten Forschungen dargestellt, Freiburg i. B. 1887 (mit einseitig-polemischer Tendenz). — Die Molièreausgaben, deren man bis 1875 in Frankreich allein 233 zählte, beschreibt P. Lacroix (Bibliophile Jacob) in Bibliogr. Molièresque, 2. Auflage, Paris 1875 [Die erste Auflage entstand während der Pariser Belagerung und ist daher lückenhaft]. Erste vollständige Molièreausgabe Paris 1673, in 7 Bänden, vom Verfasser selbst durchgesehen, der 1671 ein Privileg erhalten. Bis zu der von Prault in 8 Bänden veranstalteten Ausgabe (Paris 1739) mit Voltaires Anmerkungen zählte man bereits 57 Molièreausgaben. Hervorragende Ausgaben im 19. Jahrhundert von Taschereau, Paris 1823—1825, 8 Bände; von Aimé Martin, Paris 1824—1826, 8 Bände; gleichzeitig von Auger, 5 Bände; von Ch. Louandre, Paris 1852, 3 Bände; von Philarète Chasles, 1855 in 5 Bänden; von L. Moland, 1863 ff. in 7 Bänden; von E. Despois, 1873 ff. in 12 Bänden. Von der großen Ausgabe von Despois und Ménard in Hachette's Grands Écrivains lagen bis Ostern 1888 neun Bände vor. Beste Ausgabe in Deutschland: Molières Werke mit deutschem Kommentar, Einleitungen und Exkursen von Ad. Laun, Leipzig 1873—1879, 14 Bände. Einzelne Bände erschienen 1883 ff. in 2. Auflage von W. Knörich. Vortreffliche Schulausgaben ausgew. Lustspiele in Deutschland von H. Fritsche, W. Scheffler, Cl. Humbert u. a. — Verdeutschungen: Zuerst J. E. P., Nürnberg 1694—1695, 3 Bände; vergl. Joh. Bolte, Molièreübersetzungen des 17. Jahrhunderts, Herrigs Archiv, 82, p. 81 ff.; Samuel Bierling, Hamburg 1752—1769, 4 Bände; neu herausgegeben in Auswahl von Paul Lindau, Stuttgart 1883 (Cottas Bibliothek der Weltlitteratur); Meißner und Mylius, Leipzig 1780; Überarbeitung für die deutsche Bühne von Zschokke, Zürich 1805, 6 Bände. Molières sämtliche Werke, übersetzt von L. Braunfels, F. Demmler, E. Duller, F. Freiligrath, W. von Lüdemann, M. Runkel, E. Weyden, O. L. B. Wolf, L. Lax u. a., herausgegeben von Louis Lax, Aachen und Leipzig 1837—1838, 5 Bände. Neue Übersetzungen von Wolf Graf Baudissin, Leipzig 1866; A. Laun, ausgewählte Lustspiele, Leipzig [1880]. — Über den Stil: F. Génin, Lexique comparé de la langue de Molière etc., Paris 1846. E. Degenhardt, Die Metapher bei den Vorläufern Molières (72. Heft von Stengels Ausgaben und Abhandlungen), Marburger Diss. Berg, Die Syntax des Verbums bei Molière, Kiel 1886; Gallert, Über den Gebrauch des Infinitivs bei Molière, Halle 1886 u. a. m.

dringenden Bitten erwirkte ihm die Mutter einige Studienjahre in dem von Jesuiten geleiteten Collège de Clermont, wo er der Mitschüler von Söhnen der vornehmsten Familien war. Mehrere Jahre lang genoß er mit dem Dichter Chapelle, dem Prinzen von Conti u. a. den Privatunterricht des berühmten Epikuräers Gassendi.

Eine Reise Ludwigs XIII. nach Narbonne — es war dieselbe, welche Cinq-Mars das Leben kostete (1642) — nötigte ihn, dem Hofe zu folgen, um an Stelle seines alternden Vaters das Amt als Kammerdiener und Hoftapezier zu besorgen. Doch trat er die Ausübung desselben 1643 an seinen Bruder ab und behielt sich nur die Titel vor, um Zutritt bei Hof zu haben.

Jean-Baptiste hatte auf Wunsch der Eltern nach Absolvierung seiner gründlichen Gymnasialstudien sich der Rechtswissenschaft gewidmet und wäre als Jurist zu Staatsämtern gelangt, wenn nicht seine unwiderstehliche Neigung für die Bühne alle Zukunftspläne durchkreuzt hätte. Er trat in das „Illustre Théâtre" der Madeleine Béjart ein und legte den geachteten Namen Poquelin ab, um als Schauspieler Molière die Freuden und Leiden der Künstlerschar zu teilen, an deren Spitze er sich bald gestellt sah.

Nachdem der neue Theaterdirektor vorübergehend mit der Schuldhaft Bekanntschaft gemacht, begab er sich mit seiner Truppe auf die Wanderung. Die zwölf Wanderjahre 1646—58 waren reich an wechselnden Schicksalen. Aus ihnen ging Molière als vollendeter Dichter und Darsteller hervor. Molière durchwanderte Mittel- und Südfrankreich in den verschiedensten Richtungen — die Molièreforschung hat das Wandertagebuch dieser Künstlerfahrten noch nicht völlig aufgeklärt*) — und war eine Reihe von Jahren (1650—57) in den Diensten der Provinzialstände des Languedoc, deren Sessionen in Pézenas, Montpellier, Carcassonne und Béziers durch das Spiel der Künstlerschar erheitert wurden. In den Zwischenpausen trat Molières Truppe in größeren und kleineren Städten nah und fern auf und machte meist gute Geschäfte. Um das Répertoire zu erweitern, griff der Bühnenleiter zur Feder und arbeitete nach italienischen Mustern. Aus dieser unstäten Zeit stammen die Stücke „l'Étourdi," „le Médecin volant," „la Jalousie de Barbouillé," — der dritte Akt des „George Dandin" enthält einen Teil dieser Posse, — sowie die mißglückten Trauerspiele „La Thébaïde" und „Don Garcie de Navarre."

Im Herbst 1658 trafen Molière und Madeleine Béjart mit ihren Genossen wieder in Paris ein, zu vollendeten Künstlern herangereift. Der günstige Erfolg einer Vorstellung im Louvre entschied Molières Schicksal: die Gesellschaft durfte unter dem Titel „Troupe de Monsieur" — Monsieur

---

*) W. Mangold, Zu Molières Wanderungen, Zeitschrift für neufranzösische Sprache II, p. 26 ff. und VIII, p. 179 ff. Ebenda VIII, p. 43 ff. spricht Mangold über das Illustre Théâtre.

hieß stets der Bruder des Königs — sich in Paris endgiltig niederlassen und abwechselnd mit den Italienern im „Petit Bourbon“ spielen.

Molières Stunde hatte geschlagen. Bald übten das vortreffliche Spiel der Künstler und die geistigen Schöpfungen des Bühnenleiters gleiche Anziehungskraft auf das „parterre“ und auf die vornehme Gesellschaft aus. Der Aufsehen erregende Erfolg der „Précieuses ridicules“ (1659) eröffnete für die französische Bühne die heute alleinherrschende Epoche der Sittenkomödie.

Die Aufführung der „Fâcheux“ beim großartigen Feste welches der Finanzminister Fouquet in seinem Schlosse zu Vaux gab, (1661) — dieses Fest führte bekanntlich den Untergang des übermütigen Kunstmäcens Fouquet herbei — sicherte dem gewandten Molière das Wohlwollen des Königs und seines Hofes. Molière, der zur Abfassung und Einstudierung des Stückes kaum vierzehn Tage Zeit gehabt hatte, vergaß nicht zur Erhöhung des Effekts einen mit Schmeicheleien und Lobreden gespickten Prolog hinzuzudichten, welcher Seiner Majestät ausnehmend gefiel. Jetzt war der Valet de chambre-tapissier ständiger Festspieldichter für die glänzenden Feste Ludwigs XIV. Das Vertrauen auf seines Königs Gunst gestattete Molière, sich über die Marquis, wie über die Parvenüs lustig zu machen. Bei dem Sturm, den die „Frauenschule“ und der „Tartüffe“ entfesselten, war Molières Stellung schon hinreichend befestigt.

Bald wurde der Theaterleiter Molière von den Höflingen wie von den Dichtern umworben. Die wunderbare Geschmeidigkeit seines Talents gestattete ihm, den Anforderungen des Hofes und des Publikums zu genügen, ohne die Ausübung seiner Kunst zu vernachlässigen, und es wäre ihm vielleicht des Lebens ungemischte Freude jetzt zuteil geworden, wenn er nicht in seinem vierzigsten Jahr die jugendliche Armande Béjart, die Tochter oder Schwester seiner Gefährtin Madeleine Béjart geheiratet hätte.*) Was der Dichter in der „Écoles des Maris“ treffend geschildert, traf für ihn ein: seine leichtfertige Gattin verstand ihn nicht und war seiner unwürdig. Vergeblich hatte er den Mut, in der „Écoles des femmes“ (1662) sein eigenes Geschick darzustellen. Es gelang ihm weder die unselige Leidenschaft zu bezwingen, noch die unmögliche Lage, die er sich geschaffen, zu ändern. Seine Flucht nach Auteuil, in der Stimmung ausgeführt, welcher der letzte Akt des „Misanthrope“ (1666) seine Entstehung verdankt, verschlimmerte nur seine seelischen Leiden. Gleichwohl litt Molières dichterische Thätigkeit nicht unter dem Jammer seines häuslichen Lebens. Bunt durcheinander entstanden regelmäßige Komödien, Gelegenheits-

---

*) Vergl. W. Scheffler, Armande Béjart, ein genealogisches Problem, in Herrigs Archiv, Bd. 61, Seite 165 ff. — Die Quellen, welche uns über des Dichters Familienleben Aufklärung geben sollen, sind keineswegs unanfechtbar. Der Brotneid der Troupe royale im Hôtel de Bourgogne hat manchen Klatsch aufgebracht und vieles übertrieben. Ludwig XIV. hat bei Molières Erstgeborenem die Patenstelle angenommen, um den Neidern und Verleumdern Schweigen zu gebieten.

stücke und groteske Possen. Ja, es schien die Zahl und die fröhliche Laune der letzteren sogar in umgekehrtem Verhältnis zu der persönlichen Stimmung der Verfassers zu wachsen. Wir erinnern an „Monsieur de Pourceaugnac“, „le Bourgeois-gentilhomme“, „les Fourberies de Scapin“, „la Comtesse d'Escarbagnas“ und „le Malade imaginaire“, welche in den vier letzten Jahren seines Lebens erschienen (1669 bis 1673).

Der Schauspieler Molière ist im buchstäblichen Sinne ein Opfer seiner Kunst geworden. An dem Tage, da er den „Malade imaginaire“ zum vierten Male darstellen sollte, fühlte er sich mehr als gewöhnlich von seinem seit Jahren ausgesprochenen Brustleiden gequält. Sein treuer Zögling Baron und seine Frau, mit der er sich im Vorgefühl seines Todes ausgesöhnt hatte, baten ihn, sich an dem Tage Ruhe zu gönnen und nicht zu spielen. „Hé! que feront tant de pauvres ouvriers! Je me reprocherais d'avoir négligé un seul jour de leur donner du pain!“ antwortete er. Im dritten Akte ergriff ihn ein Brustkrampf, den er vergeblich zu verbergen suchte. Nach der Vorstellung mußte man ihn nach Hause tragen, und wenige Stunden später hatte ein Blutsturz seinem Leben ein Ende gemacht (17. Februar 1673). Die Geistlichkeit, die ihm den Tartüffe nicht verzieh, widersetzte sich seinem Begräbnis in geweihter Erde. Nur mit Mühe gelang es der Verwendung des Königs, vom Erzbischof für den toten Schauspieler ein Grab auf dem Kirchhofe St. Joseph zu erwirken, aber unter der Bedingung, daß der Leichenzug bei Nacht stattfände.

Als Schauspieler glänzte Molière vorzüglich in komischen, selbst in grotesken Rollen. Auch in den Tagen seines größten Ruhmes verschmähte er es nicht, sich allen Anforderungen dieses Faches, die Stockschläge einbegriffen, zu unterwerfen. Lieber entsagte er der Akademie, als seiner geliebten Bühne.

Seine Stücke zerfallen in mehrere, nach Form und Inhalt sehr ungleiche Klassen.*) Wie Corneille begann er mit Nachahmung spanischer und italienischer „Imbroglios“ und dichtete zunächst Intriguenstücke, welche den Zuschauer durch die Mannigfaltigkeit von Ereignissen beschäftigen, die sich verwickeln, ohne daß notwendig eins aus dem andern folgt, während die Schilderung der Sitten und der Charaktere nur die zweite Stelle einnimmt. Dahin gehören „l'Étourdi“ (1653), „le Dépit amoureux“ (1656). Für Molière war dies eine treffliche Vorschule. Er lernte dabei die Kunst, eine komische Handlung durchzuführen, ohne sich von einem Geschmacke unterjochen zu lassen, der die besten Kräfte seines urwüchsigen Talents gelähmt haben würde.

---

*) Das Registre des Schauspielers La Grange (neu herausgegeben von Ed. Thierry, 1876) enthält das authentische Verzeichnis der Aufführungen Molièrescher Stücke von 1658 bis 1687 und ihre Erträge. — L. Moland, Molière et la comédie italienne, Paris 1867. Vergl. auch Fritsche, Molièrestudien, ein Namenbuch zu Molières Werken, Berlin 1868, 2. Auflage 1887. G. Wentzel, Pierre de Lariveys Komödien und ihr Einfluß auf Molière, Herrigs Archiv Band 82, p. 63 ff.

Gleichzeitig entwickelten aber die „lazzi“ der Italiener seinen Geschmack für die derbe Posse und das Grotesk-Komische. Diese tollen Einfälle, in denen der Humor allen Regeln der Vernunft zum Trotz nach Herzenslust sein Spiel treibt, hat Molière mit wunderbarem Geschick angewandt, um der bisweilen bitteren Satire seiner Stücke mehr Heiterkeit zu geben. Das Ballet, in welchem Monsieur de Pourceaugnac von seinem Wahnsinn geheilt wird, die Verspottung der medizinischen Doktorpromotion im „Malade imaginaire“, die köstliche Szene, in der Monsieur Jourdain zum Mamamouchi ernannt wird, sind Meisterstücke dieser Gattung.

Wir haben gesehen, daß Molière bei den Jesuiten des Collège de Clermont (jetzt Louis le Grand) eine gediegene klassische Bildung empfangen hatte. Es lag daher für ihn nahe, aus der lateinischen Komödie zu schöpfen, zumal an Jesuitenschulen die Lustspiele des Terenz besonders beliebt waren. Als Kenner des Plautus und des Terenz entlehnte Molière mehrere Charaktere daher. Er hat aber weder die Anmut des einen, noch die komische Kraft des andern völlig erreicht. „L'Avare“, das berühmteste dieser Stücke (1668), läßt jenen Hang zur willkürlichen Kombinierung vereinzelter Beobachtungen merken, der immerhin einer wahren und tiefen Charakteristik schadet. Molière hat zwar alle Thorheiten, zu welchen der Geiz verleitet, vortrefflich beobachtet; aber indem er alle diese Züge in einer Person vereinigt, schafft er statt eines lächerlichen Menschen eine wenig wahrscheinliche Karrikatur. Ein erfahrener Wucherer, der seinen Geldkasten vergräbt, ein Mann, der aus Sparsinn nicht zwei brennende Lichte im Zimmer leiden mag, ein Mann, der ohnmächtig wird, wenn sein Koch ihm den Küchenzettel zu einem ziemlich mäßigen Abendbrot vorträgt, der aber gleichzeitig im Besitz von Equipage und Kutschpferden ist, dieser nämliche reiche Geizhals sterblich in ein armes Mädchen verliebt und Nebenbuhler seines Sohnes, — das sind Züge, die sich in dem Bilde eines Einzelnen vereint kaum vertragen, wenn auch jeder einzelne für sich nichts zu wünschen übrig läßt.*)

Die „Fourberies de Scapin“, dem Phormio des Terenz nachgeahmt, wollen die mutwillige Laune des lateinischen Komikers überbieten und fallen dadurch bisweilen in die „farce un peu enfarinée et bouffonne“, so daß Boileau nicht ganz mit Unrecht ausrief:

Dans ce sac ridicule où Scapin l'enveloppe,
Je ne reconnais plus l'auteur du „Misanthrope.“

Molière spielte in diesem Stücke selbst die Rolle des einfältigen alten

*) Vergl. Hamb. Dramat., Stück 92. — Cl. Humbert, Molières Avare und Plautus' Aulularia, Herrigs Archiv, Bd. 18, pag. 376 ff. Bromig, Vergleichung der Komödien Aulularia des Plautus und l'Avare von Molière, Progr. Burgsteinfurt 1854. W. Knörich, Zeitschr. f. neufranzösische Sprache, Bd. VIII, 51 ff. Einzelausgabe des Avare von Fritsche, Berlin 1886; von C. Humbert, Leipzig 1889.

Géronte, der stets das Opfer der zum Teil sehr plumpen Schelmereien Scapins, des Dieners seines Sohnes, wird und sich schließlich in einen Sack stecken und gehörig durchprügeln läßt.

Selbständig erhob sich Molière zur „comédie régulière“, zum Sitten- und Charakterlustspiel, in welchem ihn kein Dichter seitdem übertroffen hat. La Harpe nennt Molière „le premier des philosophes moralistes“ und „de tous ceux qui ont jamais écrit celui qui a le mieux observé l'homme.“ Sainte-Beuve und andere Kunstrichter tragen kein Bedenken, Molière neben Shakespeare seinen Platz anzuweisen.*) Die feine Beobachtung der „Gesellschaft“, der tiefe Gedankeninhalt, ein unerschöpflicher Reichtum an Zügen echter und wahrer Komik, die künstlerische Komposition, der lebhaft dahineilende Dialog genügen aber noch nicht, um einen Shakespeare auszumachen. Der vortreffliche Sittenmaler Molière, der unerbittliche Richter des Lächerlichen, hat trotz seiner geistigen Ueberlegenheit die Fesseln jener verständigen „philosophie de cour et de ville“ nie ganz und gar abzustreifen vermocht, welche Philinte im „Misantrope“ dem schroffen Alceste empfiehlt:

„Il faut, parmi ce monde, une vertu traitable;
A force de sagesse, on peut être blâmable;
La parfaite raison fuit toute extrémité,
Et veut que l'on soit sage avec sobriété!“
— — — — — — — — — — — — — — —
„Il faut fléchir au temps sans obstination,
Et c'est une folie à nulle autre seconde
De vouloir se mêler de corriger le monde.“
— — — — — — — — — — — — — — —
„Je prends doucement les hommes comme ils sont;
J'accoutume mon âme à souffrir ce qu'ils font,
Et je crois qu'à la cour, de même qu'à la ville,
Mon phlegme est philosophe autant que votre bile, . . .
(Misanthr. I, 1).

Wenn Molière über die Anmaßung des Adels und die Thorheiten der Marquis spottet, oder die Heuchelei frommer Augenverdreher brandmarkt, so muß eine geschickte Schmeichelei gegen den allmächtigen König den mißlichen Eindruck mildern. Völlig frei in Empfindung und Ausdruck ist der „Contemplateur“, wie ihn sein Freund Boileau nannte, nur dann, wenn er sich mit den Anschauungen der Zeit in Einklang weiß, d. i. wenn er über Geschmacksverirrungen, über lächerliche Pedanten und dergl. sich lustig macht, — oder wenn er in die eigene Brust greift.

---

*) Cf. Humbert, Molière, Shakespeare und die deutsche Kritik. Leipzig 1869. Stapfer (Paul), Petite comédie de la critique littéraire, ou Molière selon trois écoles philosophiques. Paris 1866.

So siegt in den beiden einander ergänzenden Lustspielen „l'École des Maris“ (1661) und „l'École des Femmes“ (1662) der Dichter über den Menschen: seine Leiden und Schwächen fügen sich zu einem Gemälde zusammen, das unter den Zügen des Individuums den Typus der Gattung enthüllt.*) Beide Stücke lehren, daß in Dingen der Liebe Jugend und Laune über Zwang und Berechnung siegen, sie weisen aber auch auf die Grundmängel der Mädchenerziehung in Frankreich hin und auf die unausbleiblichen Gefahren. Während in der „Männerschule“ noch eine tröstende Aussicht auf die Einwirkung der Güte und der verständigen Behandlung sich eröffnet, — Ariste wird wohl mit seiner Leonore glücklich werden, wenngleich der mürrische und tölpelhafte Sganarelle als Gefoppter von dannen ziehen und seine Isabelle dem Geliebten überlassen muß. — spricht aus der „Frauenschule“ eine zuweilen cynische Resignation und die Erkenntnis, daß Weiberlist schließlich obsiegen muß. Daher die Entrüstung, welche Molières rücksichtsloser Freimut in der pharisäischen „Gesellschaft“ hervorrief.**)

Schöngeistige Ziererei und Gelehrtendünkel geißelt Molière in zwei epochemachenden Lustspielen. Mit „Les Précieuses ridicules“ (1659) macht sich der kaum aus der Provinz zurückgekehrte Dichter mit einem Schlag von allen Vorbildern frei, um das moderne Sittenlustspiel zu begründen und den Schwächen der Zeit unverblümt entgegenzutreten. Damals war der Ton des Hôtel Rambouillet (vergl. Seite 4, ff.) in die bürgerlichen Kreise eingedrungen. Der schwülstige und verschrobene Stil der Schäfer- und Heldenromane war in die Unterhaltung der Damen übergegangen, eine unausstehliche Ziererei machte sich in der Kleidung und in dem Verkehr des täglichen Lebens bemerklich. Nun stellte Molière zwei Bürgerstöchter dar, die von jener krankhaften Sucht ergriffen und durch ihre Liebhaber, reiche und verständige junge Männer, nachdrücklich dafür bestraft werden. Mascarille und Jodelet, die Diener der verschmähten Liebhaber, führen sich als Marquis und Vicomte gekleidet bei den Schönen ein, welche mit ihnen in geistreichem Wesen und bedenklichem Hofton überglücklich schwelgen, bis die Ankunft der Herren die preziösen Dämchen beschämt und das Stück mit Stockprügeln für die angeblichen Marquis abschließt. So einfach diese Handlung war, so groß war der Erfolg. Denn Molière hatte den wunden

---

*) C. Coquelin, L'Arnolphe de Molière (Revue des deux Mondes, 15. April 1882). — Vergl. Hamburg. Dramat. Stück 53 und Stück 70. Kotzebue hat die Frauenschule „frey, doch treu übersetzt in Knittelversen“ (30. Band der Gesamtausgabe, Leipzig 1828). —

**) Von den Gegenschriften zur Frauenschule führen wir an: Panégyrique de l'École des Femmes, ou conversation comique sur les œuvres de Mr. de Molière, Paris 1663; La Guerre comique, ou Défense de l'École des Femmes etc. par le Sieur P. de la Croix, Paris 1664. Schon im Sommer 1663 hatte Molière die Critique de l'École des Femmes aufführen lassen, die ihrerseits wieder einige Entgegnungen hervorrief. Vergl. W. Mangold, Molières Streit mit dem Hôtel de Bourgogne und seinen Verbündeten infolge der École des Femmes, Zeitschr. f. neufranzösische Sprache und Litteratur, Bd. I, 186 ff. und 305 ff.

Fleck getroffen. Bei der ersten Vorstellung konnte ein Greis sich nicht enthalten, auszurufen: „Courage, Molière! voilà la bonne comédie!" Und — was mehr bedeutet — der gelehrte Ménage sagte beim Fortgehen aufrichtig zu Chapelain: „Monsieur, nous admirions, vous et moi, toutes les sottises qui viennent d'être si finement et si justement critiquées." *)

Schlag auf Schlag folgen die Meisterwerke Molières einander. Nach dreizehn Jahren hat er einen ähnlichen Vorwurf aufgegriffen und einer vertieften Behandlung unterzogen. „Les Femmes savantes" (1672) sind die Blaustrümpfe, welche Cartesius und Epikur studieren und den wahren Beruf des Weibes verkennen. Philaminte unterjocht ihren Gatten Chrysale und vernachlässigt die Hauswirtschaft um ihrer Studien willen; Belise, des Hausherrn geistreiche Schwester, ist völlig davon überzeugt, daß es unmöglich ist, sich sofort beim ersten Anblick nicht in sie zu verlieben, trotzdem die erste Blüte ihrer Jugend bereits verflog; Armande, Philamintens ältere Tochter, verlangt, daß ihr Bewerber Clitandre sich mit der gnädigen Erlaubnis begnüge, einer so geistvollen Dame demütiglich den Hof zu machen, während sie den Gedanken an eine weniger platonische Verbindung mit Abscheu zurückweist. Dies sind die drei Typen der pedantischen Zimpferlichkeit jener Tage. Die andern komischen Rollen des Stückes sind ebenfalls aus dem Leben gegriffen. Da ist die gute, dicke Martine, die allein im ganzen Hause mit der Küche Bescheid weiß; da sie aber die Behauptung wagt

„Quand on se fait entendre, on parle toujours bien,
Et tous vos biaux dictons ne servent pas de rien"

wird sie zu gerechter Strafe für diese Verwegenheit von der auf Korrektheit der Sprache streng haltenden Herrin des Hauses fortgejagt. Der gute Chrysale ist in Verzweiflung über den Verlust seiner tüchtigen Wirtschafterin und muß doch den Befehl der gelehrten Hausfrau erfüllen, welche dieser ungebildeten Person die zahllosen Barbarismen und Solözismen nicht zu verzeihen vermag. Köstlich ist der gehorsame Hausvater, wenn er die Überschwänglichkeiten seiner ehelichen Gebieterin schildert und behauptet, er meine nur seine Schwester Bélise. Zwei unnachahmliche Gestalten hat Molière in dem Pedantenpaar Vadius und Trissotin geschaffen. Vadius läßt sich über die lächerliche Sucht der Schöngeister aus, jedermann seine Gedichte vorzulesen, und zieht im nächsten Augenblick mit den Worten „voilà de petits vers" ein Heftchen hervor, welche der auf die reiche Armande spekulierende Salongelehrte Trissotin bespöttelt. Hieraus entspinnt sich ein urkomischer Wortstreit, dessen Harm-

*) „Les Précieuses ridicules" sind das erste Stück, das Molière selbst drucken ließ (1660). Die erste deutsche Übersetzung erschien Frankfurt 1670. — Vergl. Mahrenholtz, Molières Précieuses ridicules und l'École des Femmes im Lichte zeitgenössischer Kritik, Herrigs Archiv, Bd. 72, pag. 172 ff. Über Molières Verhältnis zu Somaize vergl. H. Morf, Zur Beurteilung Somaizes, Zeitschr. f. neufranzösische Sprache und Litteratur, Bd. IV, pag. 213 ff.; vergl. auch oben pag. 4 ff.

losigkeit nur scheinbar ist, da Molière boshafterweise hinter den sehr durchsichtigen Pseudonymen zwei angesehene Gegner an den Pranger gestellt hat.*) Die Mannigfaltigkeit und Anschaulichkeit der geschilderten Charaktere verdeckt wirkungsvoll den Mangel an dramatischer Handlung.

Ebenso gelungen ist der komische Krieg, den Molière in seinem „l'Amour médecin“ (1665) der medizinischen Fakultät erklärte und den er bis an sein Ende fortsetzte.**) Die hierher gehörenden Stücke „le Médecin malgré lui“ (1664), „Monsieur de Pourceaugnac“ (1669), „le Malade imaginaire“ (1673) sind mit tollen Späßen gewürzt, welche den Charlatanismus vieler damaligen Ärzte lustig verspotten, ohne die wirkliche Würde der Wissenschaft anzugreifen.

In mehreren seiner besten Charakterstücke scheute sich Molière nicht, die höchsten und gefährlichsten Gegenstände zu behandeln, welche seine Zeit der poetischen Satire darbot: die Verhältnisse der Stände, die Sitten der Hochgestellten und selbst die Frömmler. Man hat auch nicht ermangelt, ihn deshalb nicht nur den größten Lustspieldichtern beizugesellen, sondern auch den erhabensten Lehrern der Menschheit.

Die Lächerlichkeiten, die Anmaßung, und selbst die sittliche Schlechtigkeit eines Teiles des Hofadels werden nicht geschont in Stücken wie „les Fâcheux“ (1661), „l'Impromptu de Versailles“ (1663), „Don Juan“ (1665), „le Misanthrope“ (1666), selbst im „George Dandin“ (1668) und im „Bourgeois gentilhomme“ (1670). — „Immer Marquis!“ läßt er im „Impromptu de Versailles“ seine Frau sagen, die gerade den Marquis leider nicht eben abhold war. „Ja“, erwidert Molière, „immer Marquis. Wen zum Teufel soll man denn zum Spaßmacher in der Komödie nehmen? Der Marquis ist heute die lächerliche Person im Lustspiel, und wie man in den Lustspielen der Alten immer einen närrischen Bedienten sieht, der die Zuhörer zum Lachen bringt, so braucht man in den heutigen Stücken immer einen lächerlichen Marquis, der die Gesellschaft erheitert.“ Das war nicht sehr höflich. Die oben genannten Stücke zeigen überdies, daß Molière dem Worte die That folgen und vorangehen ließ. Ja er zeigt gelegentlich nicht nur den schlechten Geschmack und die Anmaßung gewisser hoher Herren und ihrer Nachahmer, sondern auch ihre sittliche Verworfenheit. Die alte spanische Sage von Don

---

*) In Trissotin erkannten die Zeitgenossen den seichten Vielschreiber Abbé Cottin († 1681). Der als Gelehrter und Forscher verdiente Ménage (1613—92) ist das Urbild zum Vadius gewesen. Der Streit zwischen beiden soll wirklich vorgekommen sein, was um so wahrscheinlicher ist, als Ménage thatsächlich sich für einen gottbegnadeten Dichter hielt. Seine lateinischen Dichtungen wenigstens hatten großen Erfolg. Aegidii Menagii poemata, octava editio prioribus auctior et emendatior et quam solam ipse Menagius agnoscit, Amstelod. 1687.

**) Vergl. H. Schweitzer, Molière und die Ärzte, Wiesbaden 1873; Saucerotte, Les Médecins au théâtre depuis Molière, Paris 1880.

Juan (1665)*) lieferte ihm das Urbild eines Edelmanns, der seinem Vergnügen Alles opfert, Gewissen, Pflichten und Menschen, bis sein Maß voll ist und der Teufel ihn holt. Andrerseits hat er aber auch im „George Dandin" (1668) und im „Bourgeois gentilhomme" (1670) gezeigt, wie Schwäche und Eitelkeit der Bürgerlichen vom Adel unrühmlich ausgebeutet werden.

Die Höhe der Tragödie erreichte Molière im „Misanthrope" (1666), der zugleich einen entscheidenden Wendepunkt in der Entwickelung des Lustspiels darstellt. Molière entwirft hier nicht bloß lebenswahre Charaktere, sondern ein ergreifendes Bild des Geistes der Lüge und der Konvenienz, welches den Zeitgenossen des Roi-Soleil anhaftet, der eigennützigen Schmeichelei und Kriecherei, welche die gute Gesellschaft beherrscht.**) Der „Misanthrope", unbestritten das Meisterwerk des größten Dichters Frankreichs, wird niemals veralten. Im menschenfeindlichen Alceste erblickt Goethe den „reinen Menschen, der bei gewonnener großer Bildung doch natürlich geblieben ist und, wie mit sich, doch auch mit anderen nur gar zu wahr und gründlich sein möchte; wir sehen ihn aber im Konflikt mit der sozialen Welt, in der man ohne Verstellung und Flachheit nicht umhergehen kann. Gegen einen solchen ist „Timon" ein bloßes komisches Subjekt." (Gespräche mit Eckermann, 12. Mai 1825.) Als einseitiger, schroffer Verstandes- und Gefühlsmensch fühlt sich Alceste unbehaglich im Weltgetriebe:

„Je n'y puis plus tenir, j'enrage, et mon dessein
Est de rompre en visière à tout le genre humain."

Von den Gerichten mit schreiender Ungerechtigkeit behandelt, pocht der Sonderling lieber auf seine gute Sache, als daß er zu den üblichen Bittgängen und Ränken seine Zuflucht nimmt. Er zieht darum überall den kürzeren und hat auf der Bühne die Lacher gegen sich. Molière hat absichtlich die Charakterzeichnung bis an die äußersten Grenzen der psychologischen Wahrscheinlichkeit und darüber hinaus getrieben, um zu zeigen „que la

*) R. Mahrenholtz, Zu Molières Don Juan, Herrigs Archiv, Bd. 63, pag. 1 ff.; Derselbe, Eine Bearbeitung der Don Juan-Sage von Molière, ebenda pag. 177 ff. K. Engel, die Don Juan-Sage auf der Bühne, Dresden 1887. Eine Fortsetzung zu Don Juan ist Blaze de Burys „Souper chez le Commandeur", Paris 1834.

**) L. Schäffer, Molières Misanthrope und der Idealismus, Herrigs Archiv, Bd. 69, pag. 345—390. C. Coquelin, Molière et le Misanthrope, Paris 1881 W. Mangold, Molières Misanthrope, kritische Studie (Zeitschr. f. neufranzösische Sprache und Litteratur, Bd. IV, pag. 1 ff.)., Oppeln 1882. — Vergl. auch Hamb. Dramat., Stück 28, 86. — Wasserzieher, Die tragischen Züge bei Molière. Diss. Leipzig 1886. — In Samuel Bierlings deutscher Übersetzung findet sich eine von einem Unbekannten gedichtete Schlußszene, welche den beim Lustspiel üblichen befriedigenden Schluß herbeiführt. Wieder abgedruckt in Laun-Knörichs Ausgabe, pag. 16 ff., woselbst auch die Litteratur über die angeblichen Anspielungen im Misanthrope und die zahlreichen Nachahmungen kurz zusammengestellt sind. — G. de Boulan, l'Énigme d'Alceste, Paris 1879.

sagesse et la vertu ont besoin d'une mesure, sans laquelle elles deviennent inutiles et même nuisibles."

In der Liebe zur oberflächlichen und gefallsüchtigen Célimène zeigt sich der selbstquälerische Zug in Alcestes Charakter am klarsten. Etwas von Molières eigener Herzenspein spricht aus den Szenen zwischen dem mit seiner Leidenschaft schwer kämpfenden Menschenfeind und dem nichtswürdigen Gegenstand seiner verzehrenden Liebe. Mit welcher hinreißenden Wahrheit mag bei der Vorstellung am 4. Juni 1666 der unglückliche Gatte der Armande Béjart — Molières Frau spielte im „Misanthrope" die Titelrolle — die Worte vorgetragen haben:

Morbleu! faut-il que je vous aime?
Ah! que si de vos mains je rattrape mon cœur,
Je bénirai le Ciel de ce rare bonheur!
Je ne le cèle pas, je fais tout mon possible
A rompre de ce cœur l'attachement terrible;
Mais mes plus grands efforts n'ont rien fait jusqu'ici . . . (II. 1.)

Alceste reißt sich heldenmütig los, sobald Célimène entlarvt ist, und zieht sich in die Einsamkeit zurück. Molière aber konnte die ehelichen Fesseln nicht abschütteln und rieb sich langsam auf.

Hatte Molière im „Misanthrope" die Heuchelei und Scheinheiligkeit nur vorübergehend in der Person der Arsinoé gestreift, so widmete er diesen Lastern im „Tartuffe" eine gesonderte Behandlung. Schon 1664 hatte er drei Aufzüge vor dem Hofe in Versailles aufführen lassen. Aber die öffentliche Aufführung war auf Hindernisse gestoßen, und erst nachdem er sich durch eine Reihe glänzender Gelegenheitsstücke in der Gunst des Monarchen von neuem befestigt hatte (durch die Ballet-Komödien Mélicerte 1666, la Pastorale comique 1666, le Sicilien 1667), erhielt Molière die Erlaubnis, am 5. August 1667 das ganze Stück darzustellen. Ein wütender Angriff der Frömmlinge und ein Verbot durch das Parlament war die Folge, da der König zur Armee nach Flandern abgereist war. Nur durch einen großen Aufwand von Geschicklichkeit und Geschmeidigkeit wurde der Monarch zwei Jahre später bestimmt, seine volle Autorität für den Dichter einzusetzen. Bei der ersten öffentlichen Aufführung mußte der Titel in „l'Imposteur" umgeändert werden, und der priesterliche Heuchler wurde ein Laie, namens Panulphe, um die Empfindlichkeit der Geistlichkeit zu schonen.*) Erst 1669 erlebte der

*) Tartuffe ou l'Imposteur, comédie par J. B. P. de Molière. Imprimé aux dépens de l'autheur et se vend à Paris etc. 1669. — Im ganzen sind 12 deutsche Übersetzungen bekannt. — Vergl. Cl. Humbert, die Geschichte des Tartüffe in Frankreich nach den Forschungen von Despois und Mesnard, Zeitschr. f. neufranzösische Sprache und Litteratur, Bd. III, Seite 46 ff. A. Weselowski, Molièrestudien I. (russisch), Moskau 1879. W. Mangold, Molières Tartüffe, Geschichte und Kritik, Oppeln 1881.

Gutzkow dichtete ein „Urbild des Tartüffe." Vergl. hierzu R. Mahrenholtz, Zeitschr. f. neufranzösische Sprache und Litteratur, Bd. II, Seite 300 ff.

Tartuffe in ursprünglicher Fassung seine erste öffentliche Aufführung. Man hat die Großherzigkeit Ludwigs XIV. bei dieser Gelegenheit allzuviel gelobt; es sollte nicht vergessen werden, daß Molière 1668 in seinem „Amphitryon“ die Verbindung Ludwigs XIV. mit der Marquise von Montespan gefeiert hatte.

Tartuffe ist ein gemeiner Schleicher, ein Betrüger der gewöhnlichsten Sorte, der sich unter der Maske der Frömmigkeit in das Haus und die Freundschaft des rechtschaffenen, aber einfältigen Orgon einzudrängen weiß. Seine Gewandtheit und Heuchelei läßt ihn über alle Versuche obsiegen, welche die vernünftigen Angehörigen anstellen, um Orgon zu enttäuschen. Tartuffe ist schon zum Schwiegersohn des reichen Mannes ausersehen, was ihn nicht im geringsten hindert, in sinnlicher Lust zur jugendlichen Gemahlin seines Wohlthäters seine Augen zu erheben. Als endlich durch drastische Mittel der saubere Augenverdreher entlarvt ist, zeigt es sich, daß er den arglosen Orgon zur Unterzeichnung einer Schenkung unter Lebenden bestimmt hat und überdies über Orgons Leben und Freiheit Herr ist.. Schon giebt man alles verloren, als die unumschränkte Königsmacht einschreitet nnd ein Polizeibeamter als deus ex machina eine befriedigende Lösung herbeiführt, mit der Begründung:

„Nous vivons sous un prince ennemi de la fraude;
Un prince dont les yeux se font jour dans les cœurs
Et que ne peut tromper tout l'art des imposteurs.
D'un fin discernement sa grande âme pourvue
Sur les choses toujours jette une droite vue.

— — — — — — — — — — — — —

Il donne aux gens de bien une gloire immortelle,
Mais sans aveuglement il fait briller ce zèle.
Et l'amour pour les vrais ne ferme point son cœur
A tout ce que les faux doivent donner d'horreur.

— — — — — — — — — — — — — —

D'un souverain pouvoir il brise les liens
Du contrat qui lui fait don de tous vos biens.“

Hätte der kluge Molière nicht diese Tirade angebracht, die bei einem Schriftsteller unseres Zeitalters undenkbar wäre, so hätte er kaum die Erlaubnis zur Aufführung erlangt. Solche Züge kennzeichnen das grand siècle besser als die ausführlichsten Betrachtungen.

Zwischen den großen und unvergänglichen Lustspielen, deren Inhalt wir in aller Kürze oben andeuteten, — „Tartuffe“ (1664—1669), „Misanthrope“ (1666), „Femmes Savantes“ (1672) bilden eine in der Weltlitteratur wohl einzig dastehende Trias, — liegen mehrere Possen und Gelegenheitsstücke für die Hoffeste. Diese beweisen nur die außerordentliche Leichtigkeit und Biegsamkeit von Molières Talent und dürfen heute ebensowenig auf allgemeine Beachtung Anspruch machen, als die gegen neidische Tadler einzelner Lustspiele gerichteten Stücke.

Molières letztes Werk ist der derbkomische „Malade imaginaire“ (1673). Der große Dichter und Menschendarsteller hatte den Mut, einen „eingebildeten Kranken“ zu dichten und zu spielen, als er selbst bereits ein wirklicher Kranker heißen konnte.

Sein Erbe hat noch kein Würdiger angetreten. Von allen Dichtern des „goldenen Zeitalters“ hat keiner bis in die Neuzeit hinein eine so allgemeine Anerkennung gefunden, weil Molière der einzige Dichter des Zeitalters Ludwigs XIV. ist, der sich zur vollen Höhe des allgemein Menschlichen erhebt. Boileau hatte seinem König und Herrn auf die Frage nach dem größten Dichter der Zeit vorahnend geantwortet: „C'est Molière“, worauf dieser sinnend erwiderte: „Je ne le croyais pas!“

Die Nachwelt, welche so viele Urteile Boileaus umstieß, hat dieses freudig bestätigt. Deutsche Kunstrichter, vor denen die offiziellen Tragödien keine Gnade fanden, preisen Molière als den ersten und unübertroffenen Vertreter des Charakterlustspiels; die Engländer stellen ihn ihrem Shakespeare an die Seite. Molières Stücke gehören nicht der französischen Litteratur allein an, sie sind Gemeingut aller Völker und werden in unverwelklichem Jugendglanz strahlen, wenn Corneilles und Racines Ruhm längst verblaßt sein wird.*) —

Obwohl Molière ebensowenig als Racine von seinen Nachahmern erreicht wurde, so überlebte ihn doch der Aufschwung, den er dem französischen Lustspiel gegeben. Als die wahre Formel des Charakterlustspiels einmal gefunden war, schuf der heitere und scharf beobachtende Sinn der Franzosen, die Mannigfaltigkeit der geselligen Beziehungen in einer großen Hauptstadt, sowie die natürliche Leichtigkeit und Beweglichkeit der französischen Unterhaltung eine große Anzahl neuer Komödien. Begreiflicherweise müssen wir uns hier mit einigen der hervorragendsten begnügen, da ein ausgedehntes Eingehen auf einzelne Dichter sich mit dem Plane dieses kurzen Abrisses nicht verträgt.

Zunächst sei hier ein Lustspiel Corneilles nachgeholt, welches auf Molière Einfluß gehabt hat. Der Dichter des Cid und des Horace dichtete 1642 nach spanischem Vorbild die witzige und abwechslungsreiche Komödie „Le Menteur“, von welcher das französische Charakterlustspiel datiert werden kann. Mit erstaunlicher Erfindungsgabe hat Corneille eine Menge Verwickelungen und Verlegenheiten für den unverbesserlichen Aufschneider Dorante

*) Über Molière und seine zeitgenössischen Beurteiler vergl. Malassis, Molière jugé par ses contemporains, Paris 1877. — Vergl. ferner: Cl. Humbert, Molière, Shakespeare und die deutsche Kritik, Leipzig 1869; Derselbe, Englands Urteil über Molière, Leipzig 1878; Derselbe, Deutschlands Urteil über Molière, Oppeln 1883. Über die Nachahmer Molières vergl. u. a.: H. A. Lüder, Carlo Goldoni in seinem Verhältnis zu Molière, Oppeln 1884 ꝛc. ꝛc.

zusammengestellt, ohne indes in seinem „Lügner“ — und noch weniger in der im folgenden Jahr aufgeführten „Suite du Menteur“ — den Ton wahrer Komik durchweg getroffen zu haben.*)

Corneilles nächster Nachfolger hat auch sich im Lustspiel versucht. Zwischen der Abfassung der Andromaque und des Britannicus rächte Racine sich für einen verlorenen Prozeß an der Juristenzunft und am Paragraphenwesen durch sein anspruchsloses Gelegenheitsstück „Les Plaideurs“ (1668), eine Komödie voll aristophanischer Komik. Doch lag dies Gebiet Racines Begabung fern. Auch läßt sich der Anteil, den witzige Freunde an dem Dreiakter haben, nicht genau feststellen.**)

Edme Boursault (1638—1701) hatte seine Stärke weniger in der Tragödie (Princesse de Clèves, Germanicus, Marie Stuart), als vielmehr in den an Episoden reichen „Schubladenstücken“, den sogenannten pièces à tiroir. Am Streit um Molières Frauenschule hatte auch Boursault sich beteiligt, indem er 1663 das „Portrait du Peintre, ou la contre-critique de l'École des Femmes“ aufführen ließ. Doch war der junge Mann dem großen Dichter nicht gewachsen: in „l'Impromptu de Versailles“ hat Molière den Spott mit reichen Zinsen heimgezahlt. Die besten unter Boursaults Lustspielen sind „Le Mercure galant“ (1683), ein lebendiges Bild des damaligen Journalistenlebens, das Boursault aus eigener Erfahrung kannte, dann „Ésope à la Ville“ (1690) und „Ésope à la cour“ (1701), beide ohne Einheitlichkeit der Handlung.***)

Michel Baron†) (1653—1729), ein Schützling und Liebling Molières,

---

*) Vergl. Hamburg. Dramaturgie, Stück 83. — Vergl. Görres, Zur Würdigung Corneilles, Programm Bromberg 1878. — Das spanische Original zum „Lügner“ ist nicht von Lope de Vega.

**) Angeregt wurde Racine durch die aristophanischen „Wespen“ (vergl. Préface) und durch die Ermunterungen Boileaus und Furetières, die einzelne Züge beisteuerten. In „Les Plaideurs“ ist auch der berühmte Vers aus dem „Cid“ „Viens mon fils, viens mon sang!“ in wirksamer Art parodiert (II. 3), was nicht dazu beitrug, den alten Corneille für seinen Nebenbuhler günstiger zu stimmen. — Neueste Übersetzung der Plaideurs: Dora von Gagern, Die Gerichtsfexen (Die Prozeßsüchtigen), Wien 1886. E. Soucek, Observations critiques sur les Plaideurs de Racine, Programm Prachatitz (Böhmen) 1875.

***) Erste Ausgabe seiner Pièces de théâtre, Paris 1694. — Théâtre de Boursault, Paris 1725, 2 Bände, herausgegeben von seinem Sohn; Théâtre choisi, von Victor Fournel, Paris 1883. Lettres nouvelles de Mr. B[oursault], accompagnées de fables, de remarques etc. etc., Paris 1698; Lettres nouvelles de feu Mr. Boursault, Paris 1709, 3 Bände. — Vergl. V. Fournel, Les contemporains de Molière, Paris 1863—1865, 3 Bände. A. Reimann, Boursaults Ésope à la ville, Programm Wohlau 1881. L. Grewe, Edme Boursaults Leben und Werke, Münster 1887. St. René-Taillandier in der Revue des deux Mondes vom 1. November 1878. —

†) Barons dramatische Werke erschienen 1760 in 3 Bänden. — Vergl. Mahrenholtz, Molières Leben und Werke, Heilbronn 1881, passim. Barons Verfasserschaft steht für einzelne Werke nicht außer Zweifel. — Für die Lustspieldichter zweiten

der französische „Roscius“, hat neben seiner hervorragenden Bühnenthätigkeit sich schriftstellerisch versucht. Unter seinen Dramen sind zu nennen „Andrienne“, eine Nachahmung von Terenz' „Andria“, und das noch zu Anfang dieses Jahrhunderts gern gesehene Verwickelungsstück „L'homme à bonnes fortunes.“

Jean François Regnard*) (1655—1709) ist der Lustspieldichter, der noch Molière am nächsten kommt. Bis zu seinem vierzigsten Jahr reiste und wanderte Regnard durch halb Europa und kam sogar bis zu den Polargegenden. Auch Afrika lernte er kennen, da er auf einer romantischen Reise Seeräubern in die Hände fiel; als Sklave in Algier und nach seiner Rückkehr auf französischem Boden erlebte der kühne Mann noch Abenteuer, die alle Romangeschichten übertreffen. Als die Leidenschaft für Reisen, Frauen und Glücksspiel ihm etwas Muße ließ, verfaßte Regnard einen auf seinen Tagebüchern aufgebauten Roman „la Provençale“, dann verschiedene beachtenswerte Episteln und Satiren, in denen Boileau unsanft mitgenommen wird.

Sein Charakterlustspiel „le Joueur“ (1696) schildert mit dichterischer Kraft und lebendiger Anschaulichkeit eine Leidenschaft, die er aus Erfahrung kannte. Der unverbesserliche Spieler Valère hat mit Hilfe seines schlauen Dieners Hektor seinen gutmütigen Vater mehr als einmal hintergangen und immer wieder von ihm, wie von seiner Angebeteten Angelika Verzeihung erlangt. Die unwiderstehliche Leidenschaft packt ihn aber immer aufs neue: er muß schließlich das mit Edelsteinen besetzte Bild der Geliebten verpfänden. Dieser tolle Streich macht ihm Angelika abwendig. Aber der Spieler tröstet sich mit den Worten:

„. . . quelque jour
Le jeu m'acquittera des pertes de l'amour.“

Das nächste Stück „Le Légataire“ verletzt das Gefühl durch einen Mangel an Humanität, der selbst in der ausgelassensten Komödie die Wirkung beeinträchtigt. „Démocrite“ (1700) sündigt nach Lessing durch Mangel an Interesse. In „les Ménechmes“ (1705) gewinnt Regnard dem alten Plautusthema, welches in der „Comedy of Errors“ und in Rotrous gleichnamigem Stück bereits verwertet war, neue Seiten ab, während das aus La Bruyères Charakteren entnommene Lustspiel „le Distrait“ 1697 durch-

---

Ranges vergleiche man u. a. die Inhaltsangaben in Band XIV von F. und C. Le Parfaict Histoire du Théâtre français, 15 Bände, Paris und Amsterdam 1735.

*) Pfeffer, Über Regnard, Programm Danzig 1885. A. Hahne, J. F. Regnard als Lustspieldichter, Diss. Erlangen 1886; R. Mahrenholtz, J. F. Regnard, eine Lebensskizze, Oppeln 1887; La Harpe, a. a. O. VI, 337 ff. — Vergl. Hamb. Dramat. Stück 14, 17, 28. — Regnards Werke erschienen Paris 1731, neue Ausgabe 1742. Ausgaben von Didot, Paris 1820, 4 Bände; von Beuchot, Beffard, Michiels, Paris 1854, 2 Bände; von Fournier, 1874, 2 Bände; von G. d'Heylli, Paris 1880 ff. Eine deutsche Übersetzung erschien in Berlin 1757.

fiel und erst 1731 wieder aufgenommen wurde. Einen zweiten Treffer wie „le Joueur“ hat Regnard nicht zu verzeichnen.

Doch sollte dieses meisterhafte Lustspiel nicht sein unbestrittenes Eigentum bleiben. Rivière du Fresny (1648—1724) beschuldigte Regnard, mit dem er zuweilen gemeinsam arbeitete, des Plagiats und ließ unmittelbar nach dem „Joueur“ seinen „Chevalier joueur“ erscheinen. Aber er unterlag in dem Wettstreit und hatte überhaupt mit den meisten seiner Lustspiele Unglück, trotz geistvoller Einfälle und einer Selbständigkeit in der Erfindung, die Regnard nicht nachzurühmen ist.

---

3. Die Oper.

Quinault.

Durch Mazarin kam das lyrische Drama der Italiener nach Frankreich. Die drei Opern, welche er (1645) im Louvre aufführen ließ, machten wenig Glück, aber sie erweckten die Lust, mit den Italienern in dieser ihnen noch ausschließlich angehörenden Gattung zu wetteifern und sie dem französischen Geschmack anzupassen. Anfangs litt man die Musik nur als Zugabe zum heroischen Drama. Man erlaubte sich einige Freiheiten in Bezug auf die Einheiten der Zeit und des Orts, man bediente sich der Maschinerie, um das Wunderbare aus den Erzählungen auf die Bühne zu übertragen, und verschönerte die pathetischen Stellen durch einige Liedereinlagen, ohne den rhetorischen Charakter der Tragödie deshalb ganz aufzugeben.

Die „Toison d'or“ und die „Andromède“ Corneilles sind die ersten Stücke dieser Art. Im Jahre 1669 verband sich der Marquis de Sourdeac mit dem Dichter Perrin und dem Komponisten Cambert zur Gründung der ersten französischen Oper. Der König bewilligte der neuen „Académie royale de musique“ ein Privilegium, welches bald, da der erste Erfolg ihren Hoffnungen nicht entsprach, im Jahre 1672 dem Komponisten Lully abgetreten wurde, einem geborenen Italiener. Der glückliche Zufall, welcher diesen das Talent Quinaults entdecken ließ, gab endlich der „ernsten Oper“ (opéra sérieux) der Franzosen ihre Entstehung.

Quinault (1635—1688), der Verfasser des „Astrate“ und der „Mère coquette“, wurde von Boileau wegen seines Mangels an Kraft und Korrektheit gering geschätzt. Dem Publikum aber war er lieb als Dichter leichtverständlicher und unterhaltender Stücke. Quinault war der erste französische Poet, welcher die Natur und die Forderungen der Oper begriff und dessen Talent dazu geschaffen war, ihnen zu genügen. Er räumte innerhalb der Oper der Musik den ersten Platz ein und begnügte sich mit der untergeordneten, aber sehr schwierigen Aufgabe, die Wirkungen dieser mehr auf die Empfindung als auf den Gedanken berechneten Kunst zu unterstützen. Durch glücklichen Instinkt geleitet, vermied er die geschichtlichen Stoffe und schöpfte seine

Fabeln nur aus der Mythologie und aus der Ritterpoesie des Mittelalters. Seine Hauptstärke hat er im Ausmalen poetischer Situationen. Es entschlüpfen ihm bisweilen Verse, bei deren melodischem Fall man fast jenen Mangel der Prosodie vergißt, der die französische Sprache so wenig musikalisch macht. Selbst ein wesentlicher Fehler des Tragikers verwandelt sich für den Operndichter in einen Vorzug. Quinault ist nicht reich an Gedanken und versteht sich noch weniger darauf, einen Charakter zu studieren und den Gang eines Stückes psychologisch zu begründen, aber seine Empfindung ist warm und zart, sein Ausdruck leicht und fließend. Daher hält er sich gern bei der Schilderung eines Gefühls auf, und indem er seinen ersten Ausdruck anmutig umschreibt und ausspinnt, läßt er der Musik Gelegenheit, ihre Reize voll zu entfalten. Es scheint sogar, daß Quinaults Texte die Musik Lullys überlebt haben. Wir führen unter seinen tragédies lyriques nur folgende an: „Alceste ou le triomphe d'Alcide“ (1674), „Thésée“ (1675), „Atys“ (1676), „Proserpine“ (1680), „Persée“ (1682), „Amadis“ (1684), „Roland“ (1685).*)

Quinault überragt in der Operndichtung alle Zeitgenossen, mögen sie La Fontaine oder Thomas Corneille oder Campistron heißen. Fontenelle allein, der vielseitige, kann mit seiner Oper „Thétis et Pélée“ einigermaßen mit dem Genossen Lullys sich messen.

II. Lehrgedicht und Satire.

1. Boileau.

Unmitttelbar nach Molière und Racine verdient ihr treuer Freund Boileau genannt zu werden, welcher Malherbes Werk fortsetzte und für die französische Dichtkunst ein bis in unser Jahrhundert hinein für unantastbar gehaltenes Gesetzbuch abfaßte.

Nicolas Boileau-Despréaux (1636—1711) war, wie Molière, ein Sohn der französischen Hauptstadt. Als vierzehntes Kind eines Parlamentsbeamten ursprünglich für die Kirche bestimmt, studierte er an der Sorbonne, wandte sich aber nach kurzer Zeit der Jurisprudenz zu und ließ sich 1656 als Anwalt einschreiben, ohne in diesem Beruf thätig zu sein.

Boileaus erstes litterarisches Auftreten fällt ungefähr mit dem Molières zusammen. Er versuchte sich 1660 mit einer Satire, die großes Aufsehen

*) Alle diese Operntexte nebst den lobhudelnden Prologen für Ludwig XIV. findet man in den Œuvres choisies de Quinault, Paris 1811, 2 Bände. Über Quinaults sonstige Thätigkeit vergl. Seite 54; über die Oper unter Ludwig XIV. vergl La Harpe, a. a. O VI, p. 363 ff. Richard Pohl, Die Höhenzüge der musikalischen Entwickelung, Leipzig 1888, p. 115 ff. — Die bis 1685 aufgeführten Opern und Ballets findet man in der Sammlung Recueil des opéras, des balets et des plus belles pièces en musique qui ont été représentées devant Sa Majesté très Chrétienne, Paris 1685, 2 Bände.

erregte, und schloß sich alsbald an Molière, Racine und La Fontaine an.*) Die vier Freunde wurden zum Mittelpunkt eines oppositionellen Dichterkreises, welcher die Tagesgrößen unbarmherzig und unablässig verfolgte. In dieses Jahrzehnt fallen die schärfsten Satiren Boileaus. Die gleichzeitig entstandenen Episteln trugen Boileau die gebührende Anerkennung seitens des Königs ein. Er wurde 1668 zu Hof gezogen, erhielt ein Gnadengehalt, 1677 die Ernennung zum königlichen Historiographen und durfte seinen Herrn nach den Niederlanden und dem Elsaß begleiten. Im Jahr 1684 wurde Boileau zum Mitglied der Académie gewählt, da die meisten der von ihm so hart mitgenommenen Schriftsteller tot waren. Als Académicien beteiligte er sich an dem Streit über den Wert der Alten und der Neueren und stand mit Racine auffeiten seiner Lehrmeister, ohne den Wert des zeitgenössischen Schrifttums zu verkennen.**)

Boileaus Satiren (I—VII 1666 herausgegeben, die letzten, X—XII, kamen 1692, 1700 und 1705 heraus) erreichen die Horazischen nicht. Sie drehen sich teils um Lächerlichkeiten der Stadt und der Gesellschaft, teils greifen sie die beliebten Dichter der damaligen Zeit an, eine Arbeit, welche in einigen Episteln fortgeführt wird und welche zur Läuterung des Geschmacks nicht wenig beigetragen hat. Chapelain, ein weitschweifiger, langweiliger Versеschmied, war vor Boileaus keckem Auftreten das Orakel der Litteratur, die Tragödien von Thomas Corneille und Pradon wurden ebenso gerne gesehen wie die Meisterwerke Racines, die schlechten Stücke Montfleurys hielten Molière die Wage, und der Abbé Cotin, ein geistloser Geck, dessen Name nur Boileaus Satiren und Molières „Femmes savantes“ seine Unsterblichkeit verdankt, regierte in den tonangebenden Zirkeln. Indem Boileau diese Helden des Tages geißelte und die Koterien angriff, schaffte er den besten Talenten seiner Zeit freie Bahn. Er hatte den richtigen Takt, Molière

---

*) Autobiographische Angaben enthält namentlich die fünfte Epistel Boileaus, ferner Satire VI. Das Verhältnis zwischen den vier Männern, die Polyphile, Acanthe, Ariste und Gelaste genannt werden, schildert La Fontaines „Psyché“. — Vergl. auch S. Fuchs, Über das Freundschaftsverhältnis zwischen Boileau und Racine. Baden bei Wien, Programm 1879. Briefwechsel zwischen Racine und Boileau für die Jahre 1687—1698 im 6. Band der Racineausgabe von Aimé Martin.

) Über Boileaus Aufnahme in die Akademie vergl. Nouvelles de la République des lettres, Juli 1884, p. 527 ff. Älteste Ausgaben: Œuvres diverses du sieur D*, avec le traité du sublime, traduit du grec de Longin, Paris 1675, neue Auflage in 2 Bänden, Paris 1694. Die letzte von Boileau selbst besorgte Gesamtausgabe seiner Werke erschien 1701. Œuvres diverses, Amsterdam 1701 und 1702 (vergl. Nouvelles de la République des Lettres 1702, p. 586 ff.). Ausgabe mit Brossettes Anmerkungen, Amsterdam 1708, 2 Bände. Beste Textausgabe Paris 1713. Œuvres de Boileau avec éclaircissements donnés par lui-même, mit Illustrationen von B. Picart le Romain, Amsterdam 1729, 4 Bände. Im ganzen zählt man gegen 400 Ausgaben in Frankreich. Neuere Ausgaben: Œuvres de Boileau, p. p. Daunou, Paris 1809, 3 Bände; von St. Surin, Paris 1821, 4 Bde.; von Ch. Gidel, Paris 1869—1873, 4 Bde. — Boileaus Briefwechsel mit seinem Freunde Brossette, herausgegeben von Laverdet, Paris 1858. — Œuvres poétiques, herausgegeben von Ch. Lyandre, Paris 1879, von Ch. Aubertin, Paris 1880, von Gazier, Travers, Géruzez ꝛc. ꝛc.

für den größten französischen Dichter zu erklären; er nahm öffentlich für Racines „Phädra“ Partei, als sie den Intriguen der schlechten Poeten und der Höflinge unterlag (Epistel 7).*)

Überhaupt nahm Boileau jede Gelegenheit wahr, den Dichterlingen Abbruch zu thun. Sein komisches Heldengedicht le Lutrin (Chorpult, 1674) besingt im Tone des Heldenepos mit glücklichem Humor eine lächerliche Fehde zwischen dem Schatzmeister und einem Vorsänger der Sainte-Chapelle, welche infolge eines dem chantre die Aussicht auf die versammelten Gläubigen versperrenden Chorpults von ungewöhnlicher Größe heiß entbrannte. Der Streit wurde zwar durch ein salomonisches Urteil entschieden; aber Boileau ließ ihn zu einem Handgemenge ausarten, bei welchem die Streitenden einen Buchhändlerladen stürmen, um sich der gewichtigsten Bücher als Geschosse zu bedienen. Bei diesem Anlaß gießt Boileau über verschiedene Modegrößen seinen Spott aus. Zuerst greift ein Kämpe mit dem „Cyrus“ an, dann fliegen Guarini und Terenz durch die Lüfte, bis

Au plus fort du combat, le chapelain Garagne,
Vers le sommet du front atteint d'un „Charlemagne,“
(Des vers de ce poème effet prodigieux!)
Tout prêt à s'endormir, bâille et ferme les yeux.
A plus d'un combattant „la Clélie“ est fatale.

Nach mehreren derartigen wohlgezielten Schüssen, geraten die Feinde in Unordnung:

Telle, à l'aspect d'un loup, terreur des champs voisins,
Fuit d'agneaux effrayés une troupe bêlante:
Ou tels devant Achille, aux campagnes du Xanthe,
Les Troyens se sauvaient à l'abri de leurs tours,
Quand Brontin à Boirude adresse ce discours:

„Illustre porte-croix, par qui notre bannière
N'a jamais en marchant fait un pas en arrière,
Un chanoine, lui seul, triomphant du prélat,
Du rochet à nos yeux ternira-t-il l'éclat?
Non, non: pour te couvrir de sa main redoutable,
Accepte de mon corps l'épaisseur favorable.
Viens, et sous ce rempart, à ce guerrier hautain
Fais voler ce Quinault, qui me reste à la main.“

---

*) Vergl. Seite 47. Selbstverständlich hatte der Dichter der Satiren und Episteln viele Angriffe zu bestehen. Wir führen an: Jean Desmarets de St. Sorlin, La defense du Poëme Héroïque avec quelques remarques sur les œuvres satyriques du Sieur D***, Dialogues en vers et en prose, Paris 1674. — Vergl. hierzu: W. Bornemann, Boileau-Despréaux im Urteile seines Zeitgenossen Jean Desmarets de St. Sorlin, Heilbronn 1882 (Französ. Studien IV, 3).

A ces mots, il lui tend le doux et tendre ouvrage.
Le sacristain, bouillant de zèle et de courage,
Le prend, se cache, approche, et droit entre les yeux,
Frappe du noble écrit l'athlète audacieux.
Mais c'est pour l'ébranler une faible tempête,
Le livre sans vigueur mollit contre sa tête. . . . .

Dies ist die Wirkung des Dramatikers Quinault! — Leider übt der letzte Gesang des glücklich begonnenen Gedichts eine ähnliche Wirkung auf Boileaus Leser aus, wie der oben genannte „Charlemagne“. Boileau ist kein Humorist, er verfügt nur über einzelne satirische Züge.

Die Epîtres (I—IX: 1666—77; X—XII: 1694—95) behandeln noch mannigfachere Fragen als die Satiren: den Preis des Friedens (I), der Selbsterkenntnis (V), die Freuden des Landlebens (VI), die Plagen des Dichterlebens (XI) u. a.

Von den drei dem Lobe des Königs gewidmeten Episteln zeichnet die erste sich durch einen gewissen Freimut aus, den man bei einem höfischen Dichter dieser Zeit nicht suchen sollte. Es war unmittelbar nach dem Frieden zu Aachen (1668), als Boileau an den siegreichen Eroberer folgende Verse zu richten wagte:

„Mais quelques vains lauriers que promette la guerre,
On peut être héros, sans ravager la terre.
Il est plus d'une gloire. En vain aux conquérants
L'erreur parmi les rois donne les premiers rangs.
Entre les grands héros ce sont les plus vulgaires.
Chaque siècle est fécond en heureux téméraires.
— — — — — — — — — — — — —
Mais un roi vraiment roi, qui, sage en ses projets,
Sache en un calme heureux maintenir ses sujets,
Qui du bonheur public ait cimenté sa gloire,
Il faut pour le trouver courir toute l'histoire.“

Hinwiederum besingt die vierte Epistel den mühelosen Rheinübergang bei Tollhuis als eine großartige Heldenthat, und die achte hebt mit den Worten an: „Grand roi, cesse de vaincre, ou je cesse d'écrire,“ um über hundert Verse lang das gleiche Leitmotiv weiter auszuspinnen. Boileau hielt eben, wie alle seine Zeitgenossen, die üblichen Schmeicheleien für Pflicht eines vom Roi-Soleil besoldeten Dichters und Historiographen. Und derselbe Boileau singt in seiner neunten Epistel, die mit der siebenten (an Racine) als die beste gilt:

„Rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable.“

Dieser Vers kam Boileau aus dem Herzen. Wahr ist in seinen Augen aber nur, was in die Grenzen seines ästhetischen Systems paßt.

Dieses hat er in seiner „Art poétique“ (1674) niedergelegt.*) Die Überschrift dieses dem Horaz nachgeahmten Lehrgedichts verspricht zuviel. Vergeblich würde man in Boileaus Art poétique eine vollständige und gründliche Theorie der Kunst suchen. Der Verfasser bietet im ersten und im vierten Buch eine Reihe sehr vernünftiger allgemeiner Vorschriften, im ersten außerdem einen kurzen Überblick über die Entwickelung der Dichtkunst, aber keine eigene Kunstlehre. Der allgemeine Teil zählt viele Gemeinplätze wie diesen:

Hâtez-vous lentement; et, sans perdre courage,
Vingt fois sur le métier remettez votre ouvrage:
Polissez-le sans cesse, et le repolissez,
Ajoutez quelquefois, et souvent effacez.

Der wahre Grundsatz Boileaus, ein Grundsatz, welcher geradezu verderblich gewirkt hat, ist eingangs der Art poétique ausgesprochen:

Aimez donc la raison. Que toujours vos écrits
Empruntent d'elle seule et leur lustre et leur prix.
La plupart, emportés d'une fougue insensée
Toujours loin du droit sens vont chercher leur pensée.
— — — — — — — — — — —
Tout doit tendre au bon sens etc. etc.

Indem der Kritiker hier den hausbackenen Menschenverstand zum höchsten Richter der Dichtkunst einsetzt, zeigt er zur Genüge, daß er von dem wesentlichen Unterschiede zwischen dieser und der schönen Prosa keine richtige Vorstellung hat. Andererseits sind seine Vorschriften über den Versbau und die verschiedenen Arten des Stiles vortrefflich. Sie prägten sich um so leichter ein, als sie in vollendeten, als Muster der aufgestellten Regel dienenden Versen abgefaßt sind.

Der besondere Teil der Art poétique enthält die Vorschriften für alle Arten der Lyrik und über die Satire (Buch I), hierauf engherzige Regeln für Drama und Epos (Buch II). Über die Dreieinheitenlehre haben wir bereits gesprochen. Was das Epos betrifft, so ist für Boileau nur die Behandlung antiker Stoffe und ein reichlicher Aufputz mit mythologischem Beiwerk denkbar; ein christliches oder gar ein nationales Epos ist ihm ein Unding, da nur Namen wie Orest, Hektor und dergl. sich im Verse gut ausnehmen. Diese einseitige Kunstansicht war bis zum Aufkommen Victor Hugos und seiner Schule maßgebend.

*) Die Schul- und Sonderausgaben der Art poétique sind sehr zahlreich. Die neueste in Deutschland ist die von Lubarsch mit Parallelstellen aus Horaz, Leipzig 1885. Mit Boileaus „Art poétique“ beschäftigt sich vielfach E. Krantz, Essai sur l'esthétique de Descartes, étudiée dans les rapports de la doctrine cartésienne avec la littérature classique au 17e siècle, Paris 1882. — F. Kaulen, Die Poetik

2. Die Fabeldichtung. — La Fontaine.

Die Fabel als Dichtgattung entstand im Morgenland und kam von da nach Griechenland (äsopische Fabel) und später nach Rom (Phädrus). Unabhängig davon entwickelte sich aus dem komischen Tierepos die Tierfabel, die bald in Vergessenheit geriet.

So darf Jean de La Fontaine (1621—1695) für die französische Litteratur als Schöpfer der durch ihn zu großer Vollendung ausgebauten Dichtgattung angesehen werden.*) Zu Château-Thierry in der Champagne geboren, empfing er nur die notdürftige Erziehung eines gewöhnlichen Landjunkers und versuchte dann vergeblich, sich in der Kongregation des Oratoriums zu Reims an das geistliche Leben zu gewöhnen. In seinem zweiundzwanzigsten Jahre erweckte die Vorlesung einer Ode Malherbes bei ihm die Lust, die Werke der französischen, italienischen und antiken Dichter zu studieren. Rabelais und Marot, Boccaccio und Ariost, Horaz, Ovid und Terenz wurden seine Lieblingsautoren. Man errät schon aus dieser Zusammenstellung, daß La Fontaine sich durch die damals am französischen Parnaß herrschenden Vorstellungen durchaus nicht unterjochen ließ. Während er von den Alten die geschmeidige Schreibart lernte, verlor er weder den Geschmack für den phantastischen und urwüchsigen Humor des lustigen Pfarrers von Meudon, noch für die naive Anmut und Leichtfertigkeit des Höflings Marot. Die echt „gallische" Muse scheint gerade ihn auserwählt zu haben, um während der Herrschaft des „guten Geschmacks" und der Künstelei die nationale Poesie nicht gänzlich verschwinden zu lassen.

Die ungekünstelte Schlichtheit der Werke La Fontaines ist übrigens nur der natürliche Ausdruck seines Charakters. La Fontaine blieb sein ganzes Leben hin-

---

Boileaus, ein Beitrag zur Geschichte der französischen Poesie im 17. Jahrhundert, Diss. Münster 1882. Verdeutschung der Art poétique von Ferd. Freih. von Sickingen-Hohenburg, Freiburg i. B. 1786; von J. Schaefer, Programm Attendorn 1881. — O. Wichmann, l'Art poétique de Boileau dans celui de Gottsched, Berlin 1879.

*) Walckenaer, Histoire de la vie et des œuvres de La Fontaine, Paris 1820, 4. Auflage 1860. H. Taine, Essai sur les fables de La Fontaine, Paris 1853; derselbe, La Fontaine et ses fables, nouvelle édition, Paris 1881. St. Marc Girardin, La Fontaine et les Fabulistes, nouvelle édition, Paris 1876, 2 Bände. Ausgaben: Œuvres de M. de la Fontaine, Arras et Paris 1726, 3 Bände. Fables de La Fontaine avec les notes de Chamfort, Paris 1766. P. Lacroix, Nouvelles œuvres inédites de La Fontaine, Paris 1868. Von demselben erschien eine sehr sorgfältige Bibliographie Lafontainienne, Paris 1875. — Deutsche Ausgaben der Fabeln von C. Lubarsch, Berlin 1881 ff., 3 Bände, von A. Laun, Heilbronn [1877—1878], 2 Bände mit Übersetzungsproben. Auswahl von 60 Fabeln von J. Sarrazin, Bielefeld 1884, 2. Auflage 1888. — Über den Stil: Ph. Lorin, Vocabulaire pour les œuvres de La Fontaine, Paris 1852. C. Siegert, Die Sprache La Fontaines mit besonderer Berücksichtigung der Archaismen, Diss. Leipzig 1886. — Deutsche Übersetzungen der Fabeln von Nickisch (1708), H. Catel (1791 ff.), E. Dohm (1876) u. a.

durch ein fröhliches, sorgloses Kind. Obgleich mit seiner liebenswürdigen und geistreichen Frau sonst zufrieden, verließ er 1660 nach dem Sturze seines Wohlthäters Fouquet die Provinz und das vom Vater ererbte Amt eines Maître des eaux et forêts, um sich in Paris dauernd niederzulassen, wo seine schöne Elegie „Aux nymphes de Vaux“, dem Andenken des unglücklichen Ministers Fouquet gewidmet, ihm zahlreiche Freunde gemacht hatte. Henriette von England, des Königs Schwägerin, ernannte ihn zu ihrem Kammerherrn. Nach dem Tode derselben lebte er von den Unterstützungen der Prinzen Condé und Conti, der Herzöge von Vendôme und Bourgogne, und ganz besonders zweier Freundinnen, Madame de La Sablière und Madame d'Héricart. Aber weder sein Verkehr mit der „großen Welt“ noch seine Verbindungen mit den ausgezeichnetsten Geistern der Hauptstadt — die Akademie nahm ihn 1684 unter ihre Mitglieder auf — vermochten an der kindlichen Weise das Geringste zu ändern, in der er seinen Neigungen folgend nach Herzenslust Fabeln und lustige Geschichten reimte, gleichgiltig gegen Vergangenheit und Zukunft und selbst frei von Eitelkeit, der Erbsünde der Schriftsteller.

La Fontaine war beim Erscheinen seines Erstlingswerkes 44 Jahre alt. Die leichtfüßigen Contes et Nouvelles (1665—1671) errangen einen unerwarteten Beifall und genügten völlig, um seinen Ruf als Schriftsteller und als gottbegnadeter Vertreter des alten esprit gaulois zu begründen.

Der wichtigste Abschnitt in des Dichters Leben ist die Zeit seiner regelmäßigen Zusammenkünfte mit den hervorragendsten Dichtern des Zeitalters. Molière war La Fontaines treuer Freund; Racine und Boileau verkehrten alltäglich mit beiden. Diesem freundschaftlichen Verkehr mit den Trägern des damaligen Geisteslebens verdankt La Fontaine eine Fülle von Anregungen und neuen Gedanken. Der erste Teil der Fabeln, der 1668 herauskam, ist in jener Zeit entstanden. Im Hause der hochgebildeten Madame de La Sablière, die des gutmütigen und unpraktischen Menschen sich zwanzig Jahre lang annahm, wurde die Fabelsammlung vollendet (1678 und 79), bis auf das zwölfte Buch, das 1694 herauskam.

Infolge einer schweren Krankheit warf sich der 70jährige bonhomme, von dem seine alte Haushälterin sagte, er wäre „plus bête que méchant et Dieu n'aurait jamais le courage de le damner,“ der Mode gewordenen Frömmelei in die Arme nnd entsagte feierlich der scherzhaften Muse, um wie Corneille und Racine zu Ehren der Religion zu dichten. Eine Übersetzung des Dies irae und ein schlechtes Gedicht über das Leben des heiligen Malchus war die einzige Frucht dieser Bekehrung, denn bald

„le voilà prêt à conter de plus belle;
Amour le veut et rit de son serment.

Seiner Anlage treu fuhr La Fontaine fort, mit seiner frischen Schreibart die lustigen Schwänke des alten Frankreich zu schmücken. Er starb,

74 Jahre alt, am 13. April 1695. Seine berühmte, von ihm gefertigte Grabschrift faßt die Resultate seines Lebens also scherzhaft zusammen:

Jean s'en alla comme il était venu,
Mangeant son fonds avec son revenu,
Croyant le bien chose peu nécessaire.
Quant à son temps, bien le sut dépenser;
Deux parts en fit, dont il soulait (pflegte) passer
L'une à dormir, et l'autre à ne rien faire.

Die Nachwelt hat anders geurteilt. Sie stellt die Früchte von La Fontaines „Nichtsthun" hoch über die Werke so manches zeitgenössischen Poeten, der im Schweiße seines Angesichts den Boden des Parnaß gepflügt hat.

La Fontaine hat außer seinen Fabeln und seinen Erzählungen noch eine Komödie hinterlassen (le Florentin), eine Tragödie (Astrée)*), eine Oper (Daphné), ein erzählendes Gedicht (les Amours de Psyché 1670, nach Apulejus) und eine Anzahl wertloser Oden, Episteln, Elegien und Balladen. Da er nur in den beiden ersten Gattungen ein origineller und wahrhafter Dichter ist, so werden auch nur diese uns hier beschäftigen

Die Fabeln La Fontaines sind ebenso typisch wie die äsopischen, obschon er sie bis auf wenige (z. B. l'Homme et son image I, 11) bei älteren Autoren bereits vorfand. Die seit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Frankreich bekannt gewordene indische Fabelsammlung des Bidpai oder Pilpai, das äsopische Fabelbuch und die Bearbeitung des Phädrus, einzelne Episoden aus Horaz sind neben den Ysopets und Fabliaux die Quellen, aus denen La Fontaine seine ewig jungen Fabeln frei gestaltete. Er weicht von seinen Vorgängern so weit ab, daß jede Fabel als sein eigenes Werk zu betrachten ist. Darum konnte er in der Vorrede zu der ersten Ausgabe selbstbewußt schreiben: „Je me suis flatté de l'espérance que, si je ne courais dans cette carrière avec succès, on me donnerait au moins la gloire de l'avoir ouverte."**)

Man suche bei La Fontaine weder die epigrammatische Kürze von Lessings Fabeln, noch die epische Unparteilichkeit des Reineke Fuchs. Die meisten Fabeln des französischen Dichters tragen die lehrhafte Absicht ausdrücklich zur Schau. Der Verfasser ergreift nach Belieben das Wort, um über seine Erzählung Betrachtungen anzustellen. Bisweilen läßt er sich sogar zu moralischen Vorträgen verleiten, die ein wenig nach dem Schulmeister schmecken. (Z. B. la

*) Durch H. d'Urfés beliebten Schäferroman veranlaßt.

**) Diese Sammlung kam 1668 unter dem Titel Fables choisies mises en vers heraus und war dem siebenjährigen Dauphin gewidmet. Zwischen der Veröffentlichung derselben und der zweiten Sammlung (1678—1679) liegt der Roman Psyché. Der second Recueil war der Montespan gewidmet, das 12. Buch (1694) dem Herzog von Burgund, Enkel des Königs. Vergl. [Huet], Traité sur l'origine des Fables, Paris 1670.

Besace I, 7; Simonide I, 14; le Maître d'école I, 19; l'Homme qui court après la fortune et l'Homme qui l'attend dans son lit, VII, 12 und andere.) Aber alles das wird durch jenen glücklichen Instinkt reichlich aufgewogen, der dem Dichter die Geheimnisse der belebten Natur verrät und ihn die Sprache der Tiere und Vögel verstehen und sprechen läßt, sowie durch die eigentümliche Kunst, durch ein bezeichnendes Bild, durch ein geschickt gewähltes Wort der einfachen Handlung der Fabel volles dramatisches Leben einzuhauchen. Man lese z. B. die erste Fabel des siebenten Buches Les Animaux malades de la peste; oder Le Savetier et le Financier (VIII, 2), La Laitière et le Pot au lait (VII, 10), Le Meunier, son fils et l'âne (III, 1), Le Loup et le Chien (I, 5), Le Renard et la Cigogne (I, 18), la Rat retiré du Monde (VII, 3).

Das merkwürdigste ist, daß die Fabeln La Fontaines in dem Zeitalter des gespreizten Tons einen außerordentlichen Erfolg hatten, wenngleich Boileau in seiner „Art poétique" den anspruchslosen fabuliste mit Stillschweigen überging. Madame de Sévigné, die nicht ungeschickt La Fontaines Fabelbuch mit einem Korb Kirschen vergleicht, aus dem man immer die schönsten aussucht, bis der Korb leer ist, giebt in einem Briefe an ihre Tochter dem Urteil der höheren Gesellschaft über den ganz neuen Ton, den La Fontaine anschlug, sehr lebhaften Ausdruck: N'avez-vous point trouvé jolies les cinq ou six fables de La Fontaine, qui sont dans un des tomes que je vous ai envoyés? Nous en étions l'autre jour ravis chez M. de La Rochefoucauld. Nous apprîmes par cœur celle du *Singe* et du *Chat*:

D'animaux malfaisants c'était un très bon plat;
Ils n'y craignaient tous deux aucun, quel qu'il pût être.
Trouvait-on quelque chose au logis de gâté,
On ne s'en prenait point à ceux du voisinage:
Bertrand dérobait tout; Raton, de son côté,
Était moins attentif aux souris qu'au fromage.

Et le reste ... Cela est peint; et la *Citrouille*, et le *Rossignol*, cela est digne du premier tome. (29. April 1671; Nr. 162 bei Monmerqué.)

Bei einem Dichter, dem die damalige Académie, wenn auch spät, ihr „dignus, dignus est intrare in nostro docto corpore" zurief, ist es eigentlich überflüssig, die Korrektheit und Gefälligkeit der äußeren Form besonders hervorzuheben. Bei aller Einfachheit und Natürlichkeit ist La Fontaine stets elegant. „Dabei ist er in sprachlicher Darstellung reicher und mannigfacher als die meisten Dichter seiner Zeit," sagt Laun; „sein Instrument ist reich besaitet, es enthält alle Töne, vom lustigsten bis zum ernsthaftesten, vom weichsten bis zum stärksten, und diese Mannigfaltigkeit zeigt sich mitunter in ein und derselben Fabel. Was die Romantiker in Bereicherung und Versinnlichung des poetischen Ausdrucks erstrebten, ist bei ihm schon vorgebildet;

den Alexandriner wendet er nur selten an; er ergeht sich dafür in den bewegtesten Rhythmen und Reimverschlingungen, sein Vers sprudelt aus lebendiger Quelle und fließt klar und heiter dahin."

Von allen Nachahmern La Fontaines — und sie sind zahlreich von Houdart de la Motte und Florian an bis auf Lachambeaudie und Laurent de Jussieu — hat keiner den unnachahmlichen Ton der Fabeln wieder angeschlagen. Darum ist die Volkstümlichkeit des bonhomme trotz der unbequemen Archaismen in der Sprache noch heute unversehrt. Kein Dichter darf sich rühmen, in Frankreich so viel und so gern zitiert zu werden, wie der anspruchslose fabuliste.

Die poetischen Erzählungen (Contes en vers), zuerst in den Jahren 1665 und 1671 veröffentlicht, sind sämtlich Novellen des Boccaccio, des Ariost und alten französischen „contes" entnommen. Sie zeichnen sich, wie die Fabeln, durch Eleganz des Stiles, sowie durch eine launige Natürlichkeit aus, die ihre hie und da gar zu „gallische" Leichtfertigkeit vergessen läßt.

Die Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, welche nach La Fontaine „Contes en vers" geschrieben haben, kommen ihm bei weitem nicht gleich und haben auf die Entwickelung der französischen Dichtung keinen Einfluß gehabt.

III. Lyrische und erzählende Dichtung.

1. Die Lyrik.

a) Segrais, Mme Deshoulières; b) Chaulieu und La Fare.

Der höfische Charakter der ganzen Litteratur des siebzehnten Jahrhunderts, das gezierte und geschraubte Preziösentum waren der freien Entwickelung der Lyrik ebenso hinderlich, wie im nächsten Jahrhundert der kritische und philosophische Geist. Das übermäßige Hervorkehren der Form mußte zu Verflachung und Gedankenarmut führen.

Groß ist die Schar der Lyriker unter den Zeitgenossen Richelieus und Colberts, da jeder sich zum Dichten berufen glaubte, der irgend einen „galanten" Gedanken in gereimten Worten auszudrücken verstand. Nichtssagende Sonetts, wie Molière im „Misanthrope" (I, 2) eins zum abschreckenden Exempel vorführt, Madrigaux, Rondeaux, frostige Oden, Idylle, Eklogen, Episteln, Balladen sind in den zeitgenössischen Zeitschriften, besonders im „Mercure galant", in großer Menge enthalten; aber der Wert der meisten steht im umgekehrten Verhältnis zur Zahl.

Neben der Gelegenheitsdichtung, welche vorzugsweise im Hôtel Rambouillet und in den Samstaggesellschaften der Mademoiselle de Scudéry gepflegt wurde, steht dem Zeitgeschmack entsprechend die Schäferpoesie.

Renaud de Segrais (1624—1701), zuerst Kammerherr der Herzogin von Montpensier, dann Sekretär der Gräfin de Lafayette, deren Roman

Zaïde lange unter seinem Namen umherging, zuletzt tonangebender Schöngeist in seiner Vaterstadt Caen, hat sich durch seine Beiträge zur Litteraturgeschichte*) und durch seine Novellen größere Verdienste erworben, als durch seine Versuche, die Formen der Virgilschen Ekloge mit der unnatürlichen Galanterie des romanischen Hirtengedichts zu vereinigen. Segrais' zärtliche Schäfer, „deren Seufzer die Luft entflammen, die sie einatmen", entzückten aber die damaligen Leser.

Den größten Ruhm in der lyrischen Dichtung erntete die schöne Frau Antoinette Deshoulières (1634, oder 1637—1694), eine der hervorragendsten und gefeiertsten unter den Preziösen. Da ihr Gatte sich während der Frondeunruhen der Adelspartei angeschlossen hatte, mußte sie jahrelang mit ihm in der Verbannung leben, bis er wieder in Gnaden aufgenommen wurde und als Ingenieuroffizier Anstellung fand. Ihre ersten Gedichte erschienen im „Mercure galant" von 1672 und erregten großes Aufsehen. Bald war ihre litterarische Stellung so ansehnlich, daß sie in dem bekannten Phädrastreit gegen Racine eine entscheidende Rolle spielen konnte. Die letzten elf Lebensjahre der geistreichen und tugendhaften Frau waren durch Krankheit und Sorgen getrübt, was auf ihre Dichtungen von 1686 ab nicht wenig eingewirkt hat. Man lese z. B. die Ode: Hélas! Seigneur; oder: Tombeau dont la vue empoisonne.**)

Die Sentimentalität der Frau Deshoulières ist auf die Dauer ermüdend und eintönig, weil sie nicht aus des Herzens Tiefe kommt. Es ist mehr esprit als Gefühl dabei. Sie besingt ihren Hund Gas, der an Standesgenossen schwungvolle Episteln richten muß, schreibt Liebesbriefe des Katers Tata an ihr Kätzchen Grisette mit Antwort; andere geistvolle Katzen treten mit Grisette in Briefwechsel, bis ein Hund des Marschalls Vivonne mit Namen Cochon alle Bewerber durch seine schönen Verse aussticht.***) Dazwischen dichtet sie Glückwunschoden, Stanzen, Balladen, Lieder und Idylle. Unter den letzteren finden sich verhältnismäßig gelungene Stücke, z. B. Les Moutons (1674), Les Fleurs (1677), les Oiseaux (1678). Die Wiederkehr des Frühlings und der Vögel giebt ihr folgendes Lied ein:

---

*) Segraisiana, ou mélanges d'histoire et de littérature, La Haye 1722. Seine Œuvres diverses erschienen u. a. Amsterdam 1723.

**) Œuvres de Mme Deshoulières, Paris 1688, ein zweiter Band wurde 1695 von ihrer Tochter herausgegeben. Spätere Ausgaben: Paris 1725, 2 Bände; nouvelle édition Paris 1768, 2 Bände, mit einer Éloge historique (nachgedruckt Basel 1770). Auswahl in der Bibliothèque Jouaust, Paris 1882. — Die Tochter der Dichterin, geboren 1662, gab zugleich mit den nachgelassenen Dichtungen der Mutter ihre eigenen heraus, in denen unter anderm der Tod des edlen Hunds Cochon besungen wird, für den die sentimentale Katze Grisette geschwärmt hatte.

***) Im ganzen umfaßt dieser Briefwechsel Grisettes mit den anderen Tieren 15 Gedichte mit 27 Seiten.

L'air n'est plus obscurci par des brouillards épais.
Les prés font éclater les couleurs les plus vives,
Et dans leurs humides palais
L'hiver ne retient plus les Naïades captives.
Les bergers, accordant leur musette à leur voix,
D'un pied léger foulent l'herbe naissante;
Les troupeaux ne sont plus sous leurs rustiques toits;
Mille et mille oiseaux à la fois
Ranimant leur voix languissante
Réveillent les échos endormis dans ces bois.

Die in ihren letzten Jahren gedichteten Réflexions diverses, welche wohl La Rochefoucaults Vorbild beeinflußt haben mag*), enthalten unter vielen Banalitäten manches Goldkörnchen, wie

„Nul n'est content de sa fortune,
Ni mécontent de son esprit“

oder: „Souvent, quoique l'esprit, quoique le cœur soit bon,
On commence par être dupe,
On finit par être fripon!“

In schroffem Gegensatz zu den preziösen Dichtungen der französischen Kalliope — so nannte man die unübertreffliche Deshoulières — stehen die leichtfertigen und flüchtigen, darum aber echt französischen Episteln und Lieder des Abbé Chaulieu (1639—1720) und seiner Freunde. In dem Kreise des Prinzen von Vendôme und unter den Freunden der nie alternden, reizenden Ninon de Lenclos**) machte sich das bei Molière und La Fontaine immer noch eingeschnürte esprit gaulois ungehindert Luft. Die heiteren Epikuräer (Lullier-) Chapelle, de la Fare und Chaulieu***) brachten durch ihre flüchtigen Poesien und anakreontischen Lieder eine wohlthuende Abwechselung in die gleichförmige und gemessene Würde der höfischen Dichtung, ohne wie ihr Geistesverwandter St.-Evremond Gefängnis und Verbannung zu ernten. In ihrem Kreise verkehrte J. B. Rousseau und erhielt der jugendliche Voltaire

*) Dem menschenfeindlichen Herzog (S. 93) ist eine Ode aus dem Jahr 1678 gewidmet, in welcher er unter dem Schäfernamen Damon besungen wird.

**) Mémoires sur la vie de Ninon de Lenclos par Mr. B[ret], Amsterdam 1754; Ninon de Lenclos, Lettres au Marquis de Sévigné, Kehl 1782 (neuer Abdruck der Amsterdamer Ausgabe 1750). Auch Voltaire feierte sie in der Schrift Sur Melle de Lenclos, Berlin 1751 und in dem Lustspiel Le Dépositaire, 1769. —

***) Ausgaben der Werke Chaulieus Paris 1750, 2 Bände, Haag 1774, 2 Bände. Angehängt sind die Dichtungen de La Fares. Neuere Ausgabe Œuvres de Chaulieu, Paris 1823. Seine besten Gedichte finden sich auch in Poitevins Anthologie „Petits Poètes français“, Paris 1864. — Chapelles Werke gab Tenant de Latour, Paris 1854, heraus. Von ihm ist noch heute die humoristische „Reise ins südliche Frankreich“ lesenswert.

die ersten litterarischen Eindrücke. Diese Lebemänner vertreten mitten in der rhetorischen und gelehrten Litteratur Ludwigs XIV. das gewaltsam eingedämmte Element, welches nach dem Tode des Königs die neue Zeit heraufbrachte. Unter den Romandichtern werden wir die gleichen Gegensätze zu beobachten haben.

---

2. Das Epos.

Saint-Amand, Scudéry, Chapelain.

Auch die Kunst Ariostos und Tassos war dem Zeitalter Corneilles und Racines versagt. Die zahlreichen Versuche, ein religiöses oder ein nationales Epos zu begründen, schlugen fehl. Boileaus Spott gegen die Epiker seiner Zeit (neunte Satire) ist völlig gerechtfertigt.

Marc Antoine Gérard de Saint-Amand*) (1594—1661) gab nach manchen höfischen und humoristischen Dichtungen — er hat in beiden Tonarten sich versucht, — gegen Ende seines Lebens (1653) das idyllische Epos „Moïse sauvé“ heraus, ohne Nachahmer zu finden.

Geschichtliche Stoffe wurden häufiger verarbeitet. Wir nennen aber nur die zwei gepriesensten Epiker Scudéry und Chapelain.

George de Scudéry (1601—1667), Bruder und Mentor der Dichterin des tonangebenden „Grand Cyrus“, würde ohne den Cidstreit kaum mehr genannt (vergl. Seite 36). Seine Zeitgenossen verehrten in ihm einen Dramatiker ersten Ranges, und Scudéry bildete sich ein, er sei auf allen Gebieten gleich hervorragend. „Bienheureux Scudéry,“ singt Boileau höhnisch in der zweiten Satire, „dont la fertile plume peut tous les mois sans peine enfanter un volume“**). Sein Epos „Alaric ou Rome vaincue“ (1654), der Königin Christine von Schweden gewidmet, steht tief unter der nationalen Dichtung des gelehrten

Jean Chapelain (1595—1674), eines ehrenwerten Mannes, der trotz seines Ruhmes als unbedeutender Dichter bezeichnet werden muß. Über ein Vierteljahrhundert hat Chapelain an den ersten zwölf Gesängen der „Pucelle d'Orléans“ gearbeitet (1630—1656). Diese haben in anderthalb Jahren sechs Auflagen erlebt, während die zweite Hälfte des Nationalepos erst 1882 aus dem Staube hervorgezogen wurde.***) Boileaus vernichtendes Urteil über das

---

*) Über das Epos im 17. Jahrhundert vergl. J. Duchesne, Poèmes épiques du 17e siècle, Paris 1870. — Seine Werke wurden zum ersten Mal vollständig herausgegeben von Ch. Livet in der Bibliothèque elzévirienne, Paris 1855, 2 Bde. — Vergl. Th. Gautier, Les grotesques, Paris 1859. P. Schönherr, St.-Amand, sein Leben und seine Werke, Zeitschrift für neufranzösische Sprache, Band X, S. 113 ff.

**) Auf Scudéry ist auch der Vers I, 163 der Art poétique gemünzt, auf sein Epos die bekannten Stellen I, 51 ff. und III, 272, sowie in den Réflexions critiques sur Longin die zweite Reflexion. —

***) Den zweiten Teil der „Pucelle“ (XII—XXIV) gab H. Herluison, Orléans 1882, heraus. Vergl. Hermann Semmig, Die Jungfrau von Orléans und ihre Zeitgenossen, Leipzig 1887, Seite 181 ff. — R. Kerviller, La Bretagne à

breit angelegte Werk hat die Meinung der Nachwelt in ungünstigem Sinne beeinflußt. Vielleicht hat auch der Umstand, daß auf Colberts Pensionsliste Chapelain als le plus grand poète français qui ait été et du plus solide jugement verzeichnet ist, und zwar mit dem höchsten Satz von 3000 Livres, zu den bitteren Anfeindungen des alten Herrn Anlaß gegeben.

---

3. Der Roman.*)

a) Gomberville und La Calprenède, b) Mademoiselle de Scudéry, Mme de La Fayette, c) die Märchen, d) Cyrano de Bergerac und Scarron.

Nächst dem Drama giebt jeweils der Roman das treueste Abbild der Sitten und Anschauungen der Zeit, aus welcher er hervorging. Der Roman des galanten Zeitalters der Preziösen steht unter den Einflüssen der älteren Ritterromane, vorab des Amadis de Gaule**), des sophistischen Liebesromans der Hellenen, der Pastoraldichtung und des spanischen Schelmenromans. Man kann daher auch für jene Zeit Idealisten und Realisten unterscheiden.

Neben der „Astrée", von welcher bereits gesprochen wurde, hat der heroisch-galante und der allegorische Roman die feine Welt im Hôtel Rambouillet und in den verschiedenen Ruelles der Hauptstadt am meisten angesprochen.

Martin le Roy de Gomberville (1600—1674) war der erste Romanschriftsteller, der neben dem vergötterten Honoré d'Urfé aufkam, ohne ihn aus der Gunst der Lesewelt zu verdrängen. Für Galanterie und Ritterehre war man damals ebenso empfänglich, wie für pastorale Gefühlsschwelgerei. Bei Gombervilles Hauptwerk Polexandre (1637, in 5 Bänden) ist die Erzählung ebenso verworren und verwirrend als der Stil. Polexandre, treuergebener Ritter der von allen Prinzen, die ihr Bild nur sahen, angebeteten Alcidiane, muß auf Geheiß der tugendhaften Schönen ausziehen, um mit allen Verwegenen,

---

l'Académie française au 17e siècle, Paris 1879, 2. Auflage. A. Fabre, Les ennemis de Chapelain (Études littéraires sur le 17e siècle), Paris 1887. Vom Briefwechsel Chapelains gab Tamizey de Larroque 2 Bände heraus, Paris 1880. Vieles Ungedruckte von Chapelain enthält noch die Nationalbibliothek (Fonds français, No. 12847).

*) Vergl. H. Körting, Geschichte des französischen Romans im 17. Jahrhundert, Leipzig und Oppeln 1885, 2 Bände. Diesem gründlichen Werke ist ein Teil der angeführten Büchertitel entnommen. — Daneben zu vergleichen Huet, Traité de l'Origine des Romans, Paris 1670. E. v. Stauber, Étude sur le Roman français du 17e et du 18e siècle, Programm Laibach 1879. Victor Fournel, Les contemporains de Molière, Paris 1863—1865, 3 Bände.

**) E. Baret, De l'Amadis de Gaule et de son influence etc., Paris 1853, L. Braunfels, Kritischer Versuch über den Roman Amadis de Gaule, Leipzig 1876. Jan ten Brink, Amadis Romans, Leyden 1884 (vergl. Körting, a. a. O. Band II, p. XII).

welche ihr nur aus hundertmeilenweiter Ferne zu huldigen wagen, sich im ritterlichen Kampfe zu messen. So macht er allmählich die Reise um die Welt und nimmt allen Besiegten, sofern sie nicht getötet sind, das Versprechen ab, nicht mehr die holde Alcidiane für ihre „Dame“ zu erklären. Nach Polexandres Heimkehr kann die ideal fühlende Prinzeß sich nicht an den Gedanken gewöhnen, einem irdischen Manne anzugehören; ebensowenig kann der edle Ritter Polexandre begreifen, daß er seiner Dame anders als aus schüchterner Ferne seiner Verehrung Zoll darbringen darf. Dies rührte zartfühlende Leser bis zu Thränen.

Mit Gomberville teilte sich der auch als Dramatiker hochgefeierte Gascogner Gautier de Coste de La Calprenède (1610—1663) in die Gunst der Preziösen beiderlei Geschlechts. Unter antiken Namen verbirgt er romantisch fühlende Helden; am Ufer des Euphrat und des Nil, zur Zeit der Diadochenkämpfe und der schönen Kleopatra, spricht man die Sprache der ritterlichen Galanterie. Den Inhalt der ungeheuer dickleibigen Romane „Cassandre“ (1642—1645, zehn Bände) und „Cléopâtre“ (1647—1658, zwölf Bände) möge man bei H. Körting nachlesen.*) Der unvollendet gebliebene „Faramond“ (1658 begonnen, beim siebenten Band abgebrochen) bezeichnet einen technischen Fortschritt, indem an Stelle der zerfahrenen Komposition der Hirten- und Ritterromane hier eine festere Zusammenfügung der Fabel beginnt, die auf La Calprenèdes Thätigkeit als Dramatiker zurückzuführen ist.

Der gleiche Geist sentimentaler Ritterlichkeit spricht aus den Romanen der Madeleine de Scudéry (1608—1701), der Schwester des Dramatikers und Epikers George Scudéry aus Le Hâvre. Wie Gombaulds (1576—1666) allegorischer Roman „Endymion“ des Verfassers ideale Neigung zur Königin-Mutter Maria von Médicis versinnbildlicht, so geben die vielgelesenen Romane der marmorkalten Madeleine unter griechisch-persischen und lateinischen Namen eine reichhaltige Sammlung von zeitgenössischen Porträts.**) Großartig war darum der Erfolg ihres langer Hand vorbereiteten „Artamène ou le Grand Cyrus“, der 1649—53 herausgegeben ward. Die Aristokratie des ganzen Landes verschlang mit Neugier die 6700 Seiten des schwülstig-sentimentalen Romans und suchte eifrig nach Schlüsseln zu den einzelnen Namen. Als Seitenstück dazu schildert die 1654—61 in zehn umfangreichen Bänden erschienene „Clélie, histoire romaine“, das Leben und Treiben der gebildeten und galanten Bourgeoisie. Horatius Cocles, der Verehrer der gefangenen Clölia, singt dem Echo ein sehnsuchtsvolles Liebeslied vor, die

---

*) Inhalt von „Cassandre“ Körting I. Band, p. 247 ff.; von „Cléopâtre“ p. 291 ff. Cassandre erlebte auch eine Verdeutschung. — Über La Calprenèdes Dramen vergl. Lotheissen, a. a. O. Band II, p. 97 ff. —

**) Bibliographie zu Scudéry bei Körting, a. a. O. I, 395, Anmerkung. Man vergleiche u. a. V. Cousin, La société française au 17e siècle, d'après le Grand Cyrus de Melle de Scudéry, 4. Auflage, Paris 1873, 2 Bände; Rathéry, Melle de Scudéry etc., Paris 1873. — V. Fournel, La littérature indépendante. Derselbe, Les Contemporains de Molière, Paris 1863—1865, 3 Bände u. s. w.

edlen Römer schreiben schmachtende billets doux an die grausamen Holden, — ganz wie die verliebten Schäfer der Pastoraldichtung! Beide Romane sind nach unserem Geschmack unerträglich durch ihre endlose Länge, ihre zahlreichen Episoden, durch die in ein spitzfindiges System gebrachte tendresse*); aber sie gehören zu den wichtigsten Quellen für die Kulturgeschichte des grand siècle und ergänzen in wirksamer Weise die Schriftwerke der klassischen Schule.

Boileau machte gegen die ästhetischen Verirrungen der altjüngferlichen Scudéry mit Entschiedenheit Front und schlug damit dem Zeitgeschmack rücksichtslos ins Gesicht. Mit Recht stellte die Art poétique das Gesetz auf:

„Conservez à chacun son propre caractère,
Des siècles, des pays étudiez les mœurs;
Les climats font souvent les diverses humeurs.
Gardez donc de donner, ainsi que dans „Clélie“,
L'air ni l'esprit français à l'antique Italie
Et sous des noms romains faisant notre portrait,
Peindre Caton galant et Brutus dameret.“ (III, 112 ff.)

Und einige Verse weiter oben:

„Peignez donc, j'y consens, les héros amoureux,
Mais ne m'en formez pas des bergers doucereux,
Qu'Achille aime autrement que Tyrsis et Philène,
N'allez pas d'un Cyrus nous faire un Artamène“ etc.
(ibid., 97 ff.)

Die Reaktion gegen die Scudéryschen Albernheiten bahnte Mme de La Fayette an, indem sie ein neues Element in die Romandichtung hineinbrachte, nämlich die psychologische Analyse, die anatomie du cœur, wie Madeleine de Scudéry sie geringschätzig nannte.

Madeleine Pioche de la Vergne — beide Rivalinnen hatten denselben Vornamen, — verehelichte Gräfin de La Fayette (1634—93), eine vertraute Freundin der lebenslustigen Prinzessin Henriette von Orléans und der Marquise von Sévigné, gehörte zu den illustres des Hôtel Rambouillet. Der gelehrte Segrais (vergl. Seite 82) und der verbitterte Herzog von La Rochefoucault dienten ihr als litterarische Ratgeber und führten ihr glückliches Talent auf den richtigen Weg.**) Ihre bekanntesten Romane „Zaïde“ (1670) und

---

*) In der Clélie findet sich auch die berühmte Karte du Pays du Tendre mit ihren Städten, Dörfern und Flüssen. Vom Hauptstrom Inclination gehen Nebenflüsse Estime, Reconnaissance u. a. aus, an denen je eine Stadt Tendre liegt; die umgebenden Dörfer heißen Epitres Galantes, Jolis vers, Billets-doux, Petits soins, Assiduités etc.; gerät man aber auf Seitenwege, so kommt man nach Légèreté, Abandon, Perfidie und zuletzt nach dem Lac d'indifférence, wo natürlich die Liebe (tendresse) ein Ende hat.

**) Delandine, Observations sur la vie et les écrits de Mme de Lafayette, Einleitung zur Gesamtausgabe, Paris und Amsterdam 1786, 5 Bände. — Arvède

„la Princesse de Clèves“, 1678 herausgegeben, aber lange vorher handschriftlich bekannt,*) enthalten Wahrheit und Leben, indem sie sich des wunderlichen Beiwerks begeben, das in Cyrus und Clélie zur Hauptsache wird. Zaïde führt uns in die Zeiten der Maurenkriege, die Prinzessin von Cleve in die französische Hauptstadt zur Zeit Heinrichs II. Das letztgenannte Werk ist also der erste Sittenroman, der neuzeitige und inländische Stoffe behandelt.

Nach dem Tode ihres treuen Freundes La Rochefoucault verfaßte die Gräfin noch Mémoires de la Cour de France und trat wenig mehr an die Öffentlichkeit. Aber sie hatte Schule gemacht und eine Reihe anderer Schriftstellerinnen zum Schreiben historischer Erzählungen angeregt. Wir nennen bloß die pikante Melle Caumont de la Force und die Gräfin d'Aulnoy, welcher die Kinderwelt auch eine Sammlung von Märchen verdankt.

Die gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts zu einer Litteraturgattung erhobene Märchendichtung ist noch heute lebendig, nachdem von allen umfangreichen Romanen jener Zeit nur noch der Name übrig blieb. Die durch Charles Perrault gesammelten „Contes de ma mère l'Oye“ (1697), die Volksmärchen vom Blaubart, vom Rotkäppchen, vom gestiefelten Kater, vom Aschenbrödel brachten der von der eintönig abgezirkelten Poesie ermüdeten Lesewelt willkommene Abwechselung.**) Bald darauf bearbeitete der Orientalist Galland die morgenländischen Märchen von tausend und einer Nacht (1704 bis 1708, 12 Bände) und eröffnete der Kinder- und Volkslitteratur eine neue Quelle. Im Anschluß an diese beiden Märchenbücher erschienen verschiedene Contes pour l'enfance mit aufdringlich moralisierender Tendenz. Selbst der Politiker Fénelon hielt es nicht unter seiner Würde, für seinen erlauchten Zögling eine solche Sammlung zusammenzustellen: Contes de fées pour l'éducation de Mgr. le Duc de Bourgogne.

Schon vor Aufkommen der Märchenbücher, hatte sich in der erzählenden Dichtung eine Reaktion zugunsten des gallischen Geistes geltend gemacht.

Wie in der Lyrik, so geht im Roman neben dem offiziellen Heroismus und der höfischen Galanterie eine bemerkenswerte gegnerische Strömung einher. Neben den Idealisten sind auch Realisten und Humoristen zu nennen.

Schon zur Zeit der Sylvie und der Astrée hatte Charles Sorel (1599—1674) gegen die Zeitströmung zu schwimmen gesucht. Sein Sitten-

---

Barine, Mme de Lafayette, d'après des documents nouveaux, Revue des deux Mondes, 15. September 1880. —

*) Vergl. Madame de Sévigné, Brief an Madame de Grignan, vom 16. März 1672 (in der Auswahl von Suard p. 211).

**) Ch. Marelle, Die französischen Märchen von Perrault, mit der deutschen Bearbeitung von M. Hartmann und der Grimmschen Sammlung verglichen, Braunschweig 1868 (Separatabdruck aus Herrigs Archiv, Band 41).

roman „Francion“ war antiheroisch*), der „Berger extravagant“ (1627) offen gegen die Asträa gerichtet.

Mehr Aufsehen als Sorel erregte Molières origineller Freund Savinien Cyrano de Bergerac (1619—1655), der ebenfalls Gassendis Unterricht genoß und daher abgesagter Feind alles scholastischen Formelkrams war. In seinen phantastischen Reiseromanen ist eine halbmaterialistische Weltanschauung niedergelegt, welche sowohl die „Histoire comique des États et Empires de la Lune“, (auch „Voyage dans la Lune“, 1648—50), als auch die entsprechende „Histoire comique des États et Empires du Soleil“ (1662) auf den Index brachte. Cyrano fährt zuerst zum Mond empor und trifft in einer ideal geschilderten Mondlandschaft das *δαιμόνιον* des Sokrates, welches ihn mit Land und Leuten bekannt macht. Die Mondmenschen sind vierbeinig und leben von der Luft und dem Dufte der Speisen. Sie sehen den Neuankömmling seiner Zweibeinigkeit halber für einen Vogel an und sperren ihn in einen Käfig. Die Mondsprache entbehrt der unvollkommenen Wortklänge und besteht aus lauter musikalischen Tönen. Auf der Sonne sind alle Wesen durchsichtig und ohne Schwerkraft u. s. w. Solche eigenartige Phantastereien weisen auf eine reiche Erfindungsgabe und Gedankenfülle hin und lassen es bedauerlich erscheinen, daß Messire Dyrcona — so nennt sich Cyrano in der Mondreise mit Anagramm seines Namens — kein längeres Leben beschieden war. Bergeracs Originalität gefiel selbst dem gestrengen Boileau:

„J'aime mieux Bergerac et sa burlesque audace
Que ces vers où Motin se morfond et nous glace.“
(Art Poétique, IV, 39 u. 40.)

Weniger gnädig zeigt sich der Régent du Parnasse gegen den burlesken Dichter Paul Scarron (1610—1660).***) Im rüstigsten Mannesalter

*) Vergl. F. Bobertag in der Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur, Band III, p. 228 ff. Neue Ausgabe von Em. Colombey, Paris 1858.

**) Œuvres diverses de Mr. Cyrano de Bergerac, Paris 1654, 2 Bände; Œuvres nouvelles, Paris 1662, 2 Bände; Œuvres complètes, Lyon 1663. Neue Ausgabe mit Einleitung von Bibliophile Jacob (Paul Lacroix), Paris 1858; von E. Muller, Voyages dans tous les mondes, nouvelle bibliothèque historique et littéraire, Paris 1886. — E. Hönncher, Fahrten nach Mond und Sonne, Oppeln 1887. — Cyranos phantastische Reisen sind in dem bekanntem Werke von Swift benutzt worden.

***) Vergl. Th. Gautier, Les Grotesques, Paris 1844. H. Lutze, Über Scarron, Programm, Sorau 1881. [Auch: Cousin d'Avallon, Scarroniana, Paris 1801.] Über einzelne Werke, vergl. H. P. Junker, Studien über Scarron, I. Le Roman comique (Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur, Band III, 1 ff., 201 ff.), II. Der Virgile travesti (ibid. Band V, 1 ff.). — Ausgaben der Œuvres de Scarron, Paris 1668, 8 Bände, dann 1715—1720, 10 Bände; Amsterdam 1737, 10 Bände mit Biographie von Bruzen de la Martinière. Neueste Ausgabe des Roman comique von V. Fournel, Paris 1857, 2 Bände. Deutsche Übersetzung von Sam. Bierling, Hamburg 1752; neueste von K. Saar, Stuttgart 1887, Coll. Spemann, 3 Bände. P. Morillot, Scarron et le genre

von einer unheilbaren Lähmung befallen, ließ der hochbegabte Mann den Humor nicht sinken. Scarron war teils wegen seiner burlesken Dichtungen, teils wegen seiner Theaterstücke für das Maraistheater sehr beliebt in Paris und sehr volkstümlich. In seinem Hause kamen hervorragende Schriftsteller und Schöngeister zusammen. Im zweiundvierzigsten Jahr heiratete der hilflose aber berühmte Mann die jugendliche Enkelin des bekannten Hugenotten Agrippa d'Aubigné, welche später als Marquise de Maintenon eine hervorragende geschichtliche Rolle spielen sollte. Kurz nachdem Scarron seine derbe Travestie der zu jener Zeit für unübertrefflich und unantastbar gehaltenen Aeneide Virgils begonnen — der 1648 in Angriff genommene Virgile travesti kam nicht recht vorwärts und blieb auch unvollendet —, gab er sein Hauptwerk heraus, den Roman comique (1651 erster Band, 1657 zweiter Band). Das humorvolle Buch behandelt die Irrfahrten, die Freuden und Leiden einer wandernden Schauspielerschar. Man hat in der fahrenden Theatergesellschaft die Truppe der Béjart erkennen wollen, doch haben neuere Forschungen diese Annahme entkräftet. Ebensowenig wie das burleske Epos „Virgile travesti", wurde der „Roman comique" vollendet. Eine Fortsetzung erschien 1679 bei A. Offray und wurde von späteren Ausgaben willig aufgenommen. Aber selbst im unfertigen Zustand ist der „Roman comique" dem heutigen Leser als Ergänzung zu den Romanen und zur Brieflitteratur hochwillkommen; denn während jene das Leben der Hauptstadt schildern, entwirft Scarrons Roman ein buntes Bild vom Kleinleben in der Provinz und von den überaus armseligen Theaterverhältnissen der damaligen Zeit.

V. Die Prosa.

1. Brief- und Morallitteratur.

Mme de Sévigné. — La Bruyère und La Rochefoucault.

Die durch die Schöngeister Balzac und Voiture (vergl. Seite 25 ff.) begonnene Pflege des vertrauten Briefstils erreichte ihren Gipfel in den mit Recht berühmten Briefen der Marquise de Sévigné (1626—1696)*). Marie

---

burlesque, Paris 1888. — Daß infolge des Virgile travesti die burleske Dichtung außerordentlich beliebt wurde, bezeugt Boileau Art poétique I, 81 ff. Der Ausdruck burlesque scheint von J. F. Sarrazin zuerst gebraucht worden zu sein, wie Ménage in seinen Origines bezeugt (vergl. Pellisson und d'Olivet, Histoire de l'Académie française, Band I, 87, ed. Livet). Die Beliebtheit der Burleske war eine Zeit lang so groß, daß die Buchhändlerreklame manches sehr wenig spaßhafte Werk als in vers burlesques gedichtet anpries, z. B. eine Passion de Notre Seigneur, Paris 1649.

*) Lange nach ihrem Tod kam die erste Sammlung von Briefen der Madame de Sévigné heraus, unter dem Titel: Lettres de Mme de Sévigné à Mme de Grignan sa fille, herausgegeben von Bussy, Paris und Leyden 1726, 6 Bände; vollständigere Ausgabe von Perrin, Paris 1754. Erste kritische Ausgabe von

Rabutin de Chantal, Tochter des 1627 bei der Landung der Engländer auf der Insel Rhé getöteten Barons Rabutin de Chantal, war mit sieben Jahren vater- und mutterlos. Ihr Oheim ließ dem talentvollen Mädchen eine sorgfältige Erziehung und eine geradezu gelehrte Bildung durch Ménage und Chapelain geben und verheiratete sie mit 18 Jahren an den Marquis de Sévigné. Nach siebenjähriger Ehe fiel ihr roher und ausschweifender Gatte in einem Zweikampf und hinterließ der fünfundzwanzigjährigen Witwe einen Sohn und eine Tochter. Als beide Kinder heranwuchsen, trat die junge und seltenschöne Marquise aus ihrer Zurückgezogenheit und war bald eine der hervorragendsten Zierden des Hôtel Rambouillet.

Ihre heißgeliebte Tochter heiratete einen Grafen von Grignan, der 1671 als königlicher Statthalter in die Provence geschickt wurde. Um sich über diese sehr unwillkommene Trennung zu trösten, deren Ende sie bis zu ihrem Tode vergeblich ersehnte, schrieb die zärtliche Mutter möglichst oft an die Entfernte über alle Neuigkeiten am Hof und in der Pariser Gesellschaft. Dieser Briefwechsel umfaßt 27 Jahre und bildet eine der interessantesten Quellen für die Kenntnis der Glanzzeit Ludwigs XIV. La Harpe nennt ihn mit Recht „l'entretien d'une femme très aimable, dans lequel on n'est point obligé de mettre du sien." Es herrscht in diesen flüchtig hingeworfenen Briefen eine Wahrheit der Empfindung und eine ungezwungene Eleganz, die sie noch jetzt zum Muster der Gattung machen. Man merkt nirgends die sich vordrängende Gelehrsamkeit einer Frau, die Latein, Italienisch und Spanisch verstand, die in der Philosophie sich genugsam umgesehen hatte, um mit Cartesius in Briefwechsel zu treten und über die Jansenistenhändel ihr selbständiges Urteil zu haben. Die zwei Jahrhunderte, die seitdem verflossen sind, haben das Interesse an dem Inhalt der Briefe eher erhöht als vermindert. Wir finden in diesen traulichen Plaudereien alle eigenartigen Züge der Gesellschaft wieder, in welcher die Verfasserin eine so glänzende Rolle spielte: Takt und Zartgefühl selbst in der Schmeichelei, Herrschaft der Ränke, gepaart mit ritterlichen Manieren, raffinierte Vergnügungssucht, veredelt durch Begeisterung für eine neue und blendende Geistesbildung. Die Briefe der Frau von Sévigné bilden eines der kostbarsten Denkmäler, welche die „Gesellschaft" am Hof Ludwigs XIV. der Nachwelt hinterlassen hat.

Monmerqué, Paris 1818 ff.; dann Regnier, 1861—1867 in 14 Bänden (in Hachettes Grands Écrivains); von Silv. de Sacy, 1860—1863 in 11 Bänden. Neuaufgefundene Briefe herausgegeben von Capmas, Paris 1876, 2 Bände. Ausgewählte Briefe der Marquise de Sévigné, deutsch von F. Lotheissen, Stuttgart o. J. (Spemann). Lettres choisies gab u. a. heraus M. Suard, Paris 1851, nouvelle édition — Valckenaer, Mémoires touchant la vie et les écrits de Mme de Sévigné, Paris 1842 ff., 5 Bände; neue Auflage 1856 mit einem 6. Bande von Aubenas. — E. Combes, Mme de Sévigné historien. Le siècle et la cour de Louis XIV., Paris 1885. G. Boissier, Mme de Sévigné (Band 2 der Hachetteschen Lebensbilder der Grands Écrivains français), Paris 1887; Vallery-Radot, Mme de Sévigné, Paris 1888.

Eine wertvolle Ergänzung zu den Briefen der Sévigné bieten die „Charaktere“ des Moralisten La Bruyère (1644—1696).*) Als Hauslehrer im Palais Condé sah Jean de La Bruyère die meisten hervorragenden Persönlichkeiten der Zeit, zeichnete Tag für Tag seine Beobachtungen auf und entwarf mit sicherer Hand die hervorstechendsten Charakterbilder als Anhang zu seiner Theophrastübersetzung „Les Caractères de Théophraste, traduits du Grec, avec les caractères ou les mœurs de ce siècle (1688). Voltaire erzählt**), daß der kühne Verfasser von einem hochgebildeten Edelmann, dem er vor dem Druck das Manuskript vorzeigte, den bezeichnenden Bescheid erhielt: „Voilà de quoi vous attirer beaucoup de lecteurs et beaucoup d'ennemis.“ Doch sind die einzelnen Charakterbilder so gehalten, daß sie heute noch allgemeinen Wert haben, obschon der Reiz der ironischen Anspielungen uns verloren geht. Zu manchem Porträt glaubt jeder Leser unter seinen Bekannten das Vorbild wiederzuerkennen. Die von der fünften Ausgabe ab stark vermehrten Sentenzen und Betrachtungen schmecken hie und da mehr nach dem Hofmanne als nach dem Moralphilosophen. Doch giebt es solche unter ihnen, die durch treffende Wahrheit der Gedanken und energische Kürze des Ausdrucks überraschen und an La Rochefoucauld anklingen:

„Deux choses toutes contraires nous conviennent également: l'habitude et la nouveauté.“

„Le devoir des juges est de rendre la justice. Leur métier est de la différer. Quelques-uns savent leur devoir, et font leur métier.“

---

*) Das Jahr seiner Geburt steht nicht sicher fest. Vergl. Rahstede, La Bruyère und seine Charaktere, Oppeln 1886. — Kritische Ausgabe von E. G. Servois, Paris 1865—1878, 3 Bände, mit Beschreibung der 144 bis dahin erschienenen französischen Ausgaben der Caractères. Neuere Ausgaben von Hémardinquer, Paris 1885. Übersetzung von K. Eitner, 2. Auflage Leipzig 1886, von R. Hamel, 2 Bände, Stuttgart o. J. (Spemann). — „Schlüssel“ zu den einzelnen Porträts erschienen 1693, 1697, 1720, zuletzt von Coste, Amsterdam 1732, neu herausgegeben von Ed. Fournier, La comédie de La Bruyère, Paris 1872, 2 Bände. Der Erfolg der Caractères regte zu einer Reihe von Nachahmungen an, welche einen verwandten Titel trugen, wie Le Théophraste moderne, ou nouveaux caractères des mœurs nouvelles, Caractères des femmes, Caractères et portraits critiques etc. Vergl. die Gegenschrift Sentimens critiques sur les Caractères de Théophraste de Mr. de la Bruyère, Amsterdam 1701, mit der Erwiderung: Défense de Mr. de la Bruyère et de ses caractères, Amsterdam 1702.

**) Vergl. Siècle de Louis XIV, Kap. 32, wo es auch heißt: On peut compter parmi les productions d'un genre unique les Caractères de La Bruyère. Il n'y avait pas chez les anciens plus d'exemples d'un tel ouvrage que du Télémaque. Un style rapide, concis, nerveux, des expressions pittoresques, un usage tout nouveau de la langue, mais qui n'en blesse pas les règles, frappèrent le public, et les allusions qu'on y trouvait en foule achevèrent le succès. Quand La Bruyère montra son ouvrage manuscrit à M. de Malezieu, celui-ci lui dit: „Voilà de quoi vous attirer beaucoup de lecteurs et beaucoup d'ennemis.“ — Ce livre baissa dans l'esprit des hommes quand une génération entière attaquée dans l'ouvrage fut passée. Cependant, comme il y a des choses de tous les temps et de tous les lieux, il est à croire qu'il ne sera jamais oublié.

„La cour ne rend pas content, elle empêche qu'on le soit ailleurs.“

„L'on confie son secret à l'amitié, mais il échappe dans l'amour.“

„Il semble qu'estimer quelqu'un, c'est l'égaler à soi.“

„La curiosité n'est pas un goût pour ce qui est bon ou ce qui est beau, mais pour ce qui est rare, unique, pour ce qu'on a et ce que les autres n'ont point. Ce n'est pas un attachement à ce qui est parfait, mais à ce qui est couru, à ce qui est à la mode. Ce n'est pas un amusement, mais une passion, et souvent si violente, qu'elle ne cède à l'amour et à l'ambition que par la petitesse de son objet. Ce n'est pas une passion qu'on a généralement pour les choses rares et qui ont cours, mais qu'on a seulement pour une certaine chose qui est rare, et pourtant à la mode.“

Der Herzog François de la Rochefoucauld (1612—80) gehörte wie der Kardinal von Retz (Seite 105) zu den Teilnehmern an der Fronde. Beim Kampf am Faubourg St. Antoine (1652) erhielt er einen Schuß ins Gesicht, der ihn auf eine Zeitlang des Augenlichts beraubte und seine Laufbahn vorzeitig abschloß. Auf seine Güter verbannt, schrieb der verbitterte Edelmann seine Memoiren nieder, ohne sie für den Druck zu bestimmen. Er ließ sie nach damaliger Sitte handschriftlich in vertrautem Freundeskreis herumgehen, bis 1662 in Amsterdam ohne sein Vorwissen eine Ausgabe erschien. Das gewaltige Ärgernis über die offenherzige Sprache bestimmte den Herzog zunächst, die Echtheit der Memoiren zu leugnen.

Wichtiger für die Litteratur ist die Gedankensammlung La Rochefoucaulds. Der Grundgedanke seiner so berühmten Sentences et maximes morales (1664)*) ist echt pessimistisch: die Eigenliebe soll die Triebfeder zu unseren Handlungen sein, weshalb auch auf der Welt Laster und Thorheiten überwiegen. Die schlichte und gefeilte Schreibart der Sentenzen ist geradezu unerreichbar; jedes Wort ist aufs sorgfältigste abgewogen und aufs geschickteste eingereiht, wie man aus folgenden Proben ersehen mag:

La sincérité est une ouverture de cœur. On la trouve en fort peu de gens; et celle que l'on voit d'ordinaire n'est qu'une fine dissimulation pour attirer la confiance des autres.

Tout le monde se plaint de sa mémoire, et personne ne se plaint de son jugément.

---

*) Erste Ausgabe anonym, Haag 1664, dann Paris 1665. Erst in der Amsterdamer Ausgabe von 1705 ist der Verfasser auf dem Titelblatt genannt. Vergl. Rahstede, Studien zu La Rochefoucaulds Leben und Werken, Braunschweig 1888, woselbst 82 Ausgaben, 24 englische und 16 deutsche Übersetzungen der Maximen aufgezählt sind. — Gesammelte Werke von La Rochefoucauld herausgegeben von Depping, Paris 1818; von Gilbert und Gourdault, 3 Bände, Paris 1853 (Hachettes Grands Écrivains de la France). — Vergl. H. von Vintler, Die Maximen des Herzogs von La Rochefoucauld, Programm Innsbruck 1887. A. Vinet, Les Moralistes du 16e et du 17e siècle, Paris 1859, p. 187 ff.

La modération est une crainte de tomber dans l'envie et le mépris que méritent ceux qui s'enivrent de leur bonheur, c'est une vaine ostentation de la force de notre esprit: enfin la modération des hommes dans leur plus haute élévation est le désir de paraître plus grands que leur fortune.

Cette clémence dont on fait une vertu, se pratique tantôt par vanité, quelquefois par paresse, souvent par crainte, et presque toujours par tous les trois ensemble.

Ce que les hommes ont nommé amitié n'est qu'une société, un ménagement réciproque d'intérêts, un échange de bons offices; ce n'est enfin qu'un commerce où l'amour-propre se propose toujours quelque chose à gagner.

La vérité ne fait pas tant de bien dans le monde que ses apparences y font de mal.

On ne donne rien si libéralement que ses conseils.

On parle peu quand la vanité ne fait pas parler.

Rien n'empêche tant d'être naturel que l'envie de le paraître.

Nous avons tous assez de force pour supporter les maux d'autrui.

La philosophie triomphe aisément des maux passés et des maux à venir; mais les maux présents triomphent d'elle.

Ceux qui s'appliquent trop aux petites choses deviennent ordinairement incapables des grandes.

Les hommes ne vivraient pas en société s'ils n'étaient dupes les uns des autres.

Les vieillards aiment à donner de bons préceptes, pour se consoler de n'être plus en état de donner de mauvais exemples.

L'esprit ne saurait jouer longtemps le rôle du cœur.

On aime mieux dire du mal de soi-même que de n'en point parler.

Quand les vices nous quittent, nous nous flattons de la créance que c'est nous qui les quittons.

Eine erheiternde Lektüre sind diese tiefsinnigen, gleichsam aus Erz geprägten Gedanken freilich nicht. Daher die bitteren Urteile der Zeitgenossen und der gezwungene Vergleich La Fontaines in der Fabel L'homme et son image (I, 11): die Maximes dünken ihm wie ein von der glatten Wasserfläche wiedergespiegeltes Bild. —

---

2. Beredsamkeit.

a. Kanzelberedsamkeit.

Bossuet, Bourdaloue, Fléchier, Massillon.

Nach Beendigung der Religionskriege hatte Frankreichs Geistlichkeit sich eng an die unumschränkte Königsmacht angeschlossen und durch kluges Aufgeben des ersten Platzes im Staat sich rechtzeitig den zweiten gesichert. So

kam es denn, daß im Zeitalter Ludwigs XIV. die Kanzelredner fast ausschließlich im Besitze der auf politischem Gebiet unzulässigen Redefreiheit waren und allein Gegenstände von allgemeinem, oder von höherem Interesse mit einer gewissen Offenheit und Würde behandeln durften. Daher spielt auch die geistliche Beredsamkeit, die Predigt (sermon) und die Trauerrede (éloge funèbre), im allgemeinen Aufschwung der französischen Prosa eine hervorragende Rolle. Daß alle rednerischen Talente ersten Ranges aufseiten der triumphierenden Kirche stehen, ist ein bedeutsames Anzeichen für den entscheidenden und vollständigen Sieg des Autoritätsprinzips.

Der erste und bei weitem hervorragendste unter den Kanzelrednern des Zeitalters Ludwigs XIV. ist unstreitig Jacques-Bénigne Bossuet (1627—1704).*) Aus alter burgundischer noblesse de robe entstammt, genoß Jacques-Bénigne zunächst den Unterricht des Jesuitenkollegiums seiner Vaterstadt Dijon. Schon im Alter von sechzehn Jahren zeichnete sich der eifrige Student der Theologie an der Sorbonne durch eine ungewöhnliche Redegabe aus. Die Schöngeister des Hôtel Rambouillet setzte er damals durch eine Stegreifpredigt in Staunen, die er um elf Uhr abends über ein gegebenes Thema halten mußte, weshalb der allzeit witzige Voiture ausrief, er habe nie so frühe und nie so spät predigen hören.

Nach mehrjähriger Thätigkeit in Metz als Missionsprediger kehrte Bossuet nach Paris zurück und durfte mehrmals vor dem Hofe predigen. Der König ernannte ihn 1669 zum Bischof von Condom und übertrug ihm im folgenden Jahr die ebenso ehrenvolle als undankbare Aufgabe, die Erziehung des Grand Dauphin zu leiten. In dieser hohen Stellung verfaßte Bossuet eine Reihe von unterrichtlichen und theologischen Schriften, die weit über die Fassungskraft seines erlauchten Zöglings gingen und daher mehr von ernstem Pflichteifer als von Lehrgeschick Zeugnis ablegen. In diese Zeit fällt das noch zu erwähnende Discours sur l'histoire universelle (vergl. Seite 102). Die Erziehung des Thronfolgers wurde 1681 für beendet erklärt und der Erzieher mit dem Bistum Meaux belohnt.

Die zwölfjährige Thätigkeit Bossuets bei Hof (1670—82) war auf allen Gebieten tiefeingreifend. Er war der Mann, dessen es bedurfte, um inmitten der glänzenden Hofgesellschaft die Würde der Religion geltend zu machen und um die Interessen der Nationalkirche gegen den Protestantismus einerseits und

---

*) P. Jacquinet, Les prédicateurs français avant Bossuet, Paris 1885, 2. Auflage. — Hurel, Les orateurs sacrés à la cour de Louis XIV, Paris 1884, 2 Bände. — Cardinal de Bausset, Histoire de Bossuet, Versailles 1814, 4 Bände. Réaume, Histoire de Bossuet et de ses œuvres, Paris 1869, 5 Bände. Floquet, Études sur la vie de Bossuet de 1627 à 1670, Paris 1855, 3 Bände; Derselbe, Bossuet précepteur du Dauphin et évêque à la cour, Paris 1864. — A. L. Ménard, Bossuet inconnu, Paris 1878. Derselbe, Œuvres inédites de Bossuet, Paris 1883, 2 Bände.

andererseits gegen die Eingriffe Roms zu vertreten. Rechtgläubiger Katholik aus innerster Überzeugung und Verteidiger der gallikanischen Freiheiten aus Vaterlandsliebe hielt der „Adler von Meaux" an der Solidarität von Thron und Altar fest: er ist der Verfasser der berühmten vier Artikel*), die am Josephstag 1682 die Vorrechte der französischen Kirche und ihre bedingte Unabhängigkeit vom Nachfolger Petri festgestellt haben. Mit der gleichen Energie verfolgte er die Calvinisten und beteiligte er sich zugleich am Kampfe gegen Jansenisten und Quietisten.

Während von den zahlreichen Predigten, die der größte Kanzelredner Frankreichs bei Hof hielt, nur sieben zu seinen Lebzeiten gedruckt wurden, sind die elf Leichenreden auf geschichtliche Persönlichkeiten von ihm selbst herausgegeben worden.**) Die auf die Königin von England, die auf deren Tochter Madame, die Schwägerin Ludwigs XIV., und die auf den großen Condé zeichnen sich vor allen andern durch Kühnheit und Kraft des Gedankens, sowie durch die Offenheit und den hinreißenden Schwung der Sprache aus. Wo offizielle Rücksichten dem kraftbewußten Redner Schonung für den Toten gebieten, läßt er dafür die Großen und Mächtigen unter seiner Zuhörerschaft vor dem Bilde der Ewigkeit und vor der Nichtigkeit alles Irdischen schonungslos erzittern: „Mon discours dont vous vous croyez les juges, vous jugera au dernier jour; et si vous n'en sortez plus chrétiens, vous en sortirez plus coupables." (Leichenrede auf Anna de Gonzaga, princesse palatine, 1686.)

Beim Nachfolger Bossuets auf der Kanzel des Louvre, dem Jesuitenpater Bourdaloue (1632—1704)***), finden wir die gleiche überzeugende Kraft und denselben Wahrheitseifer. Voltaire nennt ihn: „le premier qui fit entendre dans la chaire une raison toujours éloquente." Wir können diesem Urteil

---

*) Vergl. Duruy, Histoire de France, Band II, Kap. 53, p. 295 ff.

**) Œuvres complètes de Bossuet, Paris 1743 ff., 20 Bände; 1815—1819, 43 Bände; Œuvres complètes, précédées des éloges de Bossuet par St.-Marc Girardin et Patin, Paris 1858—1868. — Andere Ausgaben von Abbé Migne, Paris 1856 ff, 11 Bände. Œuvres complètes de Bossuet p. p. les Prêtres de l'Immaculée Conception de St. Dizier, 12 Bände, Bar-le-Duc 1863 ff. — Sermons Choisis herausgegeben von F. Brunetière, Paris 1882; kritische Ausgabe von A. Rebelliau, Paris 1882, von Gazier, Paris 1888 x. — Vaillant, Étude sur les sermons de Bossuet, Paris 1851. — Eine Sonderausgabe der sechs letzten und besten Leichenreden Bossuets erschien 1689 zu Paris unter dem Titel: Recueil d'oraisons funèbres, composées par Messire J. B. Bossuet, évesque de Meaux etc. etc. Neueste Schulausgaben von G. Völcker, Leipzig 1877, von E. Aubert, Paris 1864, neue Auflage 1881, von Allain, von A. Gasté (1883), von A. Cahen (1884); von A. Kreßner, Leipzig 1885 (Rengersche Schulbibliothek), von E. Pfundheller, Berlin 1886, von Jacquinet, Paris 1888 x. x. Eine Art Bossuetchrestomathie ist L'esprit de Bossuet, ou choix de pensées tirées de ses meilleurs ouvrages, Bouillon 1771.

***) P. M. Lauras, Bourdaloue, sa vie et ses œuvres, Paris 1881, 2 Bände. Vergl. auch Maury, Essai sur l'éloquence de la chaire, Paris 1845. — Ausgaben von P. Bretonneau, Paris 1707 ff., 16 Bände; Paris 1716, 20 Bände. Aus-

beitreten, müssen aber auf die „raison" den Hauptnachdruck legen. Die Stärke der Predigten Bourdaloues beruht nämlich auf der Klarheit und Anordnung der Gedanken und auf der Festigkeit der Überzeugung. Begeisterung, Wärme des Gefühls, diese großen Kunstmittel der Beredsamkeit liegen nicht in seinem Bereich. Er überzeugt seine Zuhörer, aber er reißt sie nicht mit sich fort wie Bossuet. Und doch brachte die rücksichtslose Sprache, die der gelehrte Jesuit vor der blasierten Hofgesellschaft führte, einen tieferen Eindruck hervor, als die der Predigten Bossuets. Madame de Sévigné faßt ihr Urteil in die Worte zusammen: „Le Bourdaloue frappe comme un sourd, disant des vérités à bride abattue. Sauve qui peut! Il va toujours son chemin."

Ziemlich das Gegenteil von Bourdaloue erstrebte der milde Esprit Fléchier (1632—1710), dessen Beredsamkeit La Harpe**) nicht unpassend mit der des Isokrates vergleicht. Von den acht Leichenreden, die Fléchier in Paris hielt, ist die auf den bei Sasbach gefallenen Turenne die formvollendetste. Ohne die unwiderstehliche demosthenische Kraft und den kühnen Schwung Bossuets zu erreichen, glänzen seine Oraisons funèbres durch eine gleichmäßige, einschmeichelnde Eleganz, die etwas vom Stil der Preziösen an sich hat. Kurz vor Widerruf des Edikts von Nantes kam Fléchier als Erzbischof nach Nîmes; bis zu seinem Tod waltete er in echt christlicher Milde dieses in dortiger Gegend besonders dornenvollen Amts und hielt sich von den barbarischen Verfolgungen der Calvinisten nach Kräften fern.

Ein echter Priester nach dem Geiste des Evangeliums war ebenfalls J. B. Massillon (1663—1742). Was Bossuet für die Leichenrede bedeutet, ist Massillon für die Predigt. Eine rührende und aufrichtige Milde wußte er mit einem unerhörten Freimut den Großen und den Schmeichlern gegenüber zu paaren. Seine Leichenrede auf „Ludwig den Großen" gipfelte in den wuchtigen Worten: „Dieu seul est grand, mes frères!"

Massillon traf in Paris ein, als gerade Bossuet sich zurückzog. Nach Ludwigs XIV. Tod zum Bischof von Clermont ernannt (1717), verweilte er noch länger in Paris und durfte im folgenden Jahre vor dem neunjährigen König eine Reihe von Fastenpredigten halten, in denen alle Tugenden und Laster in ihrem Verhältnis zu den Herrschern der Welt der Reihe nach planmäßig besprochen wurden. Diese Predigten, im Jahr 1719

---

wahl in 3 Bänden bei Didot 1840. Übersetzt von Dietl, Regensburg 1866 ff., 14 Bände. — Seine nachgelassenen Entwürfe, von Pater Bretonneau gesammelt, gab Silvestre de Sacy unter dem Titel Pensées sur divers sujets de religion et de morale heraus, Paris 1868, 2 Bände. —

**) La Harpe, Cours de Littérature, Band VII, p. 300 ff. — Vergl. Abbé A. Fabre, La jeunesse de Fléchier, Paris 1882, 2 Bände; Derselbe, Fléchier orateur, Paris 1886. — Oraisons funèbres, Paris 1691, 2 Bände; Sermons de morale, Brüssel 1733, 2 Bände. Gesammelte Werke von Migne, Paris 1856, 12 Bände. — Die Leichenrede auf Turenne findet sich in den Kanzelreden von A. Kreßner, p. 46—72. —

unter dem Titel Petit Carême herausgegeben*), sind inhaltlich und sprachlich wahre Meisterwerke; sie haben Massillon wegen ihrer Gedankentiefe und Wahrheit den wohlverdienten Beinamen Racine de la chaire verschafft.**)

Will man sich eine Vorstellung von der wunderbaren Kunst machen, mit welcher Massillon die dunkelsten Glaubenssätze zu behandeln wußte, so lese man das folgende Bruchstück seiner Predigt „über die kleine Anzahl der Erwählten“:

„Je suppose que c'est ici votre dernière heure et la fin de l'univers, que les cieux vont s'ouvrir sur nos têtes, Jésus-Christ paraître dans sa gloire au milieu de ce temple: et que vous n'y êtes assemblés que pour l'attendre, comme des criminels tremblants, à qui l'on va prononcer, ou une sentence de grâce, ou un arrêt de mort éternelle . . . .

Or, je vous demande, et je vous le demande frappé de terreur, ne séparant pas en ce point mon sort du vôtre, et me mettant dans la même disposition où je souhaite que vous entriez: je vous demande donc, si Jésus-Christ paraissait dans ce temple, au milieu de cette assemblée, la plus auguste de l'univers, pour nous juger, pour faire le terrible discernement des boucs et des brebis, croyez-vous que le plus grand nombre de tout ce que nous sommes ici fût placé à la droite? Croyez-vous que les choses du moins fussent égales? Croyez-vous qu'il s'y trouvât seulement dix justes, que le Seigneur ne put trouver autrefois en cinq villes toutes entières? Je vous le demande: vous l'ignorez et je l'ignore moi-même: vous seul, ô mon Dieu! connaissez ceux qui vous appartiennent. Mais si nous ne connaissons pas ceux qui lui appartiennent, nous savons du moins que les pécheurs ne lui appartiennent pas. Or, qui sont les fidèles ici rassemblés? Les titres, les dignités ne doivent être comptés pour rien, vous en serez dépouillés devant Jésus-Christ. Qui sont-ils? Beaucoup de pécheurs qui ne veulent pas se convertir. Encore plus qui le voudraient, mais qui diffèrent leur conversion. Plusieurs autres qui ne se convertissent jamais que pour retomber. Enfin un grand nombre qui croient n'avoir pas besoin de conversion. Voilà le parti des réprouvés. Retranchez ces quatre sortes de pécheurs de cette assemblée, comme ils en seront retranchés au dernier jour. . . . Paraissez maintenant, justes! Où êtes-vous?

*) Die Neuausgaben des Petit Carême sind zahlreich. Wir heben hervor die von Lefèvre, Paris 1824, von L. Thiessé, Paris 1838 mit Wiederabdruck von d'Alemberts Éloge de Massillon (Paris 1774). Deutsche Übersetzung von Pfister, Würzburg 1866. — Ausgaben der Sermons von Joseph Massillon, Paris 1745 ff. in 15 Bänden; Lyon, 1810 in 10 Bänden; von Renouard, Paris 1810, 13 Bände; von Méquignon, Paris 1818, 15 Bände; von Abbé Guillon, Paris 1828, 16 Bände 2c.

**) Geruzez, a. a. O. Band II, p. 313. —

Restes d'Israël, passez à la droite; froment de Jésus-Christ, démêlez-vous de cette paille destinée au feu. . . . . O Dieu! où sont vos élus, et que reste-t-il pour votre partage?"

Voltaire berichtet*), daß bei dieser Stelle fast die ganze Versammlung sich unwillkürlich erhob und eine Bewegung des Staunens und der Überraschung den Redner beinahe unterbrach.

Massillons „Discours synodaux", für die Pfarrer seiner Diözese bestimmt, enthalten Stellen von wahrhaft apostolischer Rechtschaffenheit und Freimütigkeit. Man glaubt es eher mit einem Reformator als mit einem reichen und mächtigen Bischof zu thun zu haben, wenn man darin Worte findet, wie das nachfolgende Bruchstück aus der Rede „sur l'usage des revenus ecclésiastiques":

„Nous ne saurions avoir d'autre droit sur les biens sacrés que celui que nous ont donné les fidèles qui s'en sont dépouillés entre nos mains. Ces pieuses donations renferment une espèce de traité fait entre eux et nous, qui a ses conditions et ses réserves inséparablement attachées à la nature des biens qu'ils nous ont laissés. Si nous violons les conditions de ce traité, nous sommes déchus du droit que nous avons aux biens que ce traité saint et sacré nous assure. Or, n'est-il pas vrai que, s'ils nous ont préféré à leurs proches, ce n'a été que par un sentiment de religion, que pour mettre à couvert entre nos mains le patrimoine des pauvres qui n'eût pas été en sûreté au milieu des révolutions et de la cupidité des familles? . . . Si ces fondateurs venaient à reparaître au milieu de nous, à voir l'usage que la plupart des ministres font des biens offerts à nos temples, — s'ils les voyaient dissiper dans l'oisiveté, dans la bonne chère et les plaisirs un bien destiné à tant de pieux usages, s'ils voyaient ces abus et ces scandales, ne nous appelleraient-ils pas en jugement? Ne demanderaient-ils pas à rentrer en possession de ces héritages qu'ils avaient cru consacrer à la religion et à la piété, et qu'ils verraient employés à des usages mondains et profanes? . . . L'hérésie, en usurpant dans le siècle passé les biens consacrés à l'Église n'allégua, point d'autre prétexte: l'usage profane que la plupart des ministres faisaient des richesses du sanctuaire l'autorisa à les arracher à l'autel et à rendre au monde des biens que les clercs n'employaient que pour le monde. Et qui sait si le même abus qui règne parmi nous n'attirera pas un jour à nos successeurs la même peine?"

Massillon durfte eine solche Sprache führen, da er selbst, wie sein Zeitgenosse Fénelon, mit gutem Beispiel voranging. Er durfte sich auch dem

---

*) In der Encyclopädie s. v. Éloquence. Cf. La Harpe, Band VII, p. 353. — Voltaire schätzte den Prediger Massillon so hoch, daß das Petit Carême neben Racines unvergleichlicher Athalie auf seinem Schreibtisch liegen mußte.

künftigen König von Frankreich und seinem Hof gegenüber folgende Äußerungen über den Ursprung der königlichen Gewalt erlauben: „Oui, Sire, c'est le choix de la nation qui mit d'abord le sceptre entre les mains de vos ancêtres: c'est elle qui les éleva sur le bouclier militaire et les proclama souverains. Le royaume devint ensuite l'héritage de leurs successeurs; mais ils le durent originairement au consentement libre des sujets. Leur naissance seule les mit ensuite en possession du trône, mais ce furent les suffrages publics qui attachèrent d'abord ce droit et cette prérogative à leur naissance. En un mot, comme la première source de leur autorité vient de nous, les rois n'en doivent faire usage que pour nous. — Ce n'est donc pas le souverain, c'est la loi, Sire, qui doit régner sur les peuples: vous n'en êtes que le ministre et le premier dépositaire." (Sur les écueils de la piété des Grands.)

Doch fordert die Gerechtigkeit, hinzuzufügen, daß derselbe Massillon etliche Jahre vorher Ludwig XIV. einen Fürsten nannte, „qui avait mille fois préféré la paix à la victoire." So gewaltig wirkte der Zauber dieser glänzenden Regierung selbst auf die mutigsten und am klarsten blickenden Männer.

b. Profane Beredsamkeit.

Die politische und gerichtliche Beredsamkeit, in welcher die Franzosen später unbedingt den ersten Platz einnehmen, waren im siebzehnten Jahrhundert begreiflicherweise durch die politischen Verhältnisse auf ein sehr geringes Maß beschränkt. Da von 1614 ab die États-Généraux überhaupt nicht mehr zusammenkamen und eine öffentliche Erörterung der staatlichen Zustände, die in den Tagungen derselben immerhin manche erwähnenswerte Redeleistungen hervorgebracht hatte*), unter dem absoluten Regiment Ludwigs XIV. ausgeschlossen war, so haben wir hier nur kurz über die éloquence du barreau zu sprechen.

Nur mühsam und allmählich gelang es der gerichtlichen Beredsamkeit, sich von den Fesseln eines schwülstigen, von Flittergelehrsamkeit, Zitatenbeiwerk und Bibelstellen strotzenden Jargon zu befreien. Als Urbild des großwortigen Sachwalters wird Cl. Gaultier mit dem bezeichnenden Zunamen la Gueule bezeichnet, während Boileaus und Racines Freund, der hochgelehrte Olivier Patru († 1693), auf einfachere Ausdrucksweise hinarbeitete. Unter den Zierden des barreau gebührt auch dem durch seine Geschichte der Académie hochverdienten Pellisson (1624—1693) eine hervorragende Stelle. Seine Verteidigungsrede zugunsten seines Gönners, des prunkliebenden Finanzministers

*) Ch. Aubertin, L'Éloquence politique et parlementaire en France avant 1789, Paris 1883. — A. Chabrier, Les orateurs politiques de la France. Choix de discours prononcés dans les assemblées politiques françaises (1302—1830), Paris 1888. Über die gerichtliche Beredsamkeit im allgemeinen vergl. Munier-Jolain, Les époques de l'éloquence judiciaire en France, Paris 1888.

Fouquet, in dessen Sturz und Haft er mit verwickelt werden sollte — Pellisson ist vielleicht der bekannteste unter den Opfern der Bastille — zeichnet sich nicht allein durch Formvollendung aus, sondern durch einen gewissen politischen Freimut, der sonst nur bei den Kanzelrednern der damaligen Zeit zu finden war. Wir führen aus der peroratio eine Anrede an den König an: „Et quant au particulier de qui j'ai entrepris la défense, particulier maintenant et des moindres et des plus faibles, la colère de Votre Majesté, Sire, s'emporterait-elle contre une feuille sèche que le vent emporte? (Job.) Car à qui appliquerait-on plus à propos ces paroles que disait autrefois à Dieu même l'exemple de la patience et de la misère, qu'à celui qui, par le courroux du ciel et de Votre Majesté, s'est vu enlever en un seul jour, et comme d'un coup de foudre, biens, honneurs, réputation, serviteurs, famille, amis et santé, sans consolation et sans commerce qu'avec ceux qui viennent pour l'interroger et pour l'accuser? Encore que ces accusations soient incessamment aux oreilles de Votre Majesté et que ses défenses n'y soient qu'un moment; encore qu'on n'ose presque espérer qu'elle voie dans un si long discours ce qu'on peut dire pour lui sur ces abus des finances, sur ces millions, sur ces avances, sur ce droit de donner des commissaires, dont on entretient à toute heure Votre Majesté contre lui; je ne me rebuterai point, car je ne veux point douter auprès d'elle s'il est coupable, mais je ne saurais douter qu'il est malheureux. Je ne peux point savoir ce qu'on dira, s'il est puni: mais j'entends déjà avec espérance, avec joie ce que tout le monde doit dire de Votre Majesté, sie elle fait grâce. J'ignore ce que veulent et ce que demandent, trop ouvertement néanmoins pour le laisser ignorer à personne, ceux qui ne sont pas satisfaits encore d'un si déplorable malheur; mais je ne puis ignorer, Sire, ce que souhaitent ceux qui ne regardent que Votre Majesté et qui n'ont pour intérêt et pour passion que sa seule gloire. Il n'est pas jusqu'aux lois, Sire (c'est un grand saint qui l'a dit), il n'est pas jusqu'aux lois qui, tout insensibles, tout inexorables qu'elles sont de leur nature, ne se réjouissent lorsque, ne pouvant se fléchir d'elles-mêmes, elles se sentent fléchir d'une main toute-puissante telle que celle de Votre Majesté en faveur des hommes dont elles cherchent toujours le salut, lors même qu'elles semblent demander leur ruine. Le plus sage, le plus juste même des rois crie encore à Votre Majesté, comme à tous les rois de la terre: „Ne soyez point si juste“ etc. etc.

Die akademische Beredsamkeit steckt in jener Zeit noch in den ersten Anfängen und geht über die alltäglichen Phrasen nur da heraus, wo es sich um eine zusammenfassende Lobrede über ein verstorbenes Mitglied handelte. Hier war der vielseitige Schöngeist Fontenelle lange Zeit unbestrittener Meister.

---

3. Geschichtschreibung und Memoiren.

Bossuet, Mézeray, Rollin. — Kardinal de Retz, Saint-Simon.

Das Zeitalter Ludwigs XIV. und das ganze Gepräge der damaligen Litteratur war der Geschichtsforschung und Geschichtschreibung nichts weniger als günstig. Den ersten Versuch einer pragmatischen Geschichte bietet Bossuets Discours sur l'histoire universelle (1681), ein zum Unterricht des Dauphin bestimmtes, aber der jugendlichen Fassungsgabe nicht entsprechendes Tendenzwerk.*) Der Verfasser hatte es unternommen, in den wechselnden Ereignissen aller Jahrhunderte und aller Nationen das Gesetz eines beständigen Fortschritts zu einem von der Vorsehung voraus bestimmten Ziele nachzuweisen. Er gelangte aber nur bis zu Karl dem Großen. Bossuet bemächtigt sich der Thatsachen, ordnet sie nach ihrem Verhältnisse zu dem leitenden Gedanken und findet so den Ariadnefaden, der ihm durch das Gewirr der Ereignisse den Weg zeigt. Jene leitende Idee des „Discours" ist die Offenbarung der göttlichen Gnade, wie sie im Leben der Patriarchen, in den Schicksalen Israels, in der Gründung und Entwicklung der christlichen Kirche sich kundgiebt. Es versteht sich hiernach von selbst, daß die römische Hierarchie und der patriarchalische Absolutismus allein vor den Augen des theologischen Geschichtschreibers Gnade finden, daß sein Gesichtspunkt der der Kirche ist, und daß seine Beurteilung der Menschen und der Thatsachen den Einfluß des Systems nicht verleugnet. In Bezug auf Komposition und Stil reiht sich die Abhandlung den gerühmten Leichenreden Bossuets würdig an (vergl. Seite 95 ff.).

Eine vaterländische Geschichte von Chlodovech bis zu Heinrich IV., also mit Ausschluß der unmittelbaren Vergangenheit und Gegenwart bearbeitete François Eudes de Mézeray (1610—1682). Nach dem Erscheinen der ersten Bände seiner Histoire de France, die zwischen 1638 und 1651 entstand, wurde er vom Kardinal Richelieu zum königlichen Historiographen und später zum Mitglied der neugegründeten Académie ernannt. Leider hat ihn seine Leichtgläubigkeit häufig zu sachlichen Irrtümern verleitet; auch ist Mézerays anzuerkennender Freimut nicht von dem Vorwurf frei, leicht auf gewagte Beschuldigungen und unbestimmten Verdacht einzugehen. Und damals reichte Geringes hin, um einen Historiker mißliebig zu machen. Mézeray hatte sich entschieden gegen den Mißbrauch der willkürlichen Besteuerung und besonders der Salzsteuer ausgesprochen, worauf der Minister Colbert ihm sagen ließ,

---

*) Erste Ausgabe 1681, dann 1682, letzte von Bossuet durchgesehene 1700. — Sonderausgaben von Lebel, Paris 1819, A. Olleris, Paris 1841, 3. Auflage 1857 x. x. Unter den zahlreichen Schulausgaben vergleiche die von Gasté, Gazeau, Lefranc. — Eine Fortsetzung erschien in Amsterdam 1704 unter dem Titel: Continuation de l'histoire universelle de Messire J. B. Bossuet depuis l'an 800 jusqu'à l'an 1700 inclusivement. (Vergl. Nouvelles de la république des lettres, September 1703, p. 323 ff.) — Die Histoire des variations des Églises protestantes (Paris 1688, 2 Bände) gehört der theologischen Fachlitteratur an.

der König habe ihm nicht deshalb eine Pension von 4000 Franken gegeben, damit er mit so wenig Zurückhaltung schreibe; der Fürst achte andererseits die Wahrheit viel zu sehr, um von seinen Geschichtschreibern zu verlangen, daß sie sie aus Gründen der Furcht oder der Hoffnung entstellten; aber es sei auch keineswegs seine Absicht, daß sie es sich herausnähmen, über das Benehmen seiner Vorfahren und über eine längst bestehende Politik unnötige Betrachtungen anzustellen.*) — Dieses Letztere wenigstens ist nicht der Fehler des Jesuiten Daniel (1649—1728). Die ersten Teile seiner „Geschichte von Frankreich“ sind zuverlässiger als Mézerays Erzählung. Aber von der dritten Dynastie und vorzüglich von Ludwig XI. an fehlt es ihm an Wahrhaftigkeit, und von dem Augenblicke, da die Jesuiten auftreten, schreibt er weniger die Geschichte seiner Nation als die Lobrede seines Ordens.

Geringer sind die litterarischen Verdienste der Autoren, die sich die Nachbarvölker zum Vorwurf nahmen: der Jesuiten-Pater Joseph d'Orléans, der Kalvinist Rapin de Thoyras, der Pfarrer Aubert de Vertot, der Abbé de Saint-Réal haben Werke geliefert, über welche die Wissenschaft zur Tagesordnung übergegangen ist.

Bis zum Beginn unseres Jahrhunderts haben die Werke eines Historikers, der mehr seinen Anschauungen nach, als vermöge des Erscheinungsjahrs seiner Schriften zum siebzehnten Jahrhundert gehört, weite Verbreitung gehabt. Charles Rollin (1661—1741) war schon mit 23 Jahren Professor an einem Pariser Collège, 1693 Rektor der Universität, dann 1699 Coadjutor am Collège Beauvais, wo er den griechischen Studien wieder aufhalf. Nach zwölfjähriger segensreicher Thätigkeit an dieser einst berühmten Anstalt mußte Rollin als Jansenist ausscheiden, wurde aber von der jesuitenfeindlichen Universität 1720 abermals zum Rektor erwählt. Nach Ablauf des Amtssemesters zog er sich zurück, um sich in seinem Greisenalter ganz der schriftstellerischen Thätigkeit zu widmen. Der hochverdiente und fromme Schulmann war 60 Jahre alt, als sein erstes selbständiges Werk erschien, das gemeinfaßliche Traité des études (1726—31, 4 Bände). Im siebzigsten Jahre ging er an die Abfassung der seit vielen Jahren vorbereiteten Histoire ancienne (1730—38, 13 Bände), an welche eine unvollendet gebliebene Histoire romaine sich anschließen sollte. Da gebot der Tod dem in ganz Europa gefeierten Rollin Einhalt. Der warme und innige Ton der Darstellung entschädigt für die Mangelhaftigkeit der Kritik. Rollins Erzählung ist oft lediglich eine Übertragung aus den Schriftwerken des Altertums, hat aber die frische Lebendigkeit eines Originals

---

*) Mézeray gab von seiner „Histoire de France“ einen Auszug heraus: „Abrégé chronologique ou Extraict de l'Histoire de France“, Paris 1668, 3 Bände; Amsterdam 1673. In einer nouvelle édition, Amsterdam 1701, 6 Bände, wird vom Herausgeber Mézerays geringe stilistische Sorgfalt getadelt. Nach Mézerays Tod erschien seine „Histoire de France avant Clovis, L'Origine des François et leur establissement dans les Gaules, Amsterdam 1688, neue Ausgabe 1696.

zu wahren gewußt. Villemain nennt die Histoire ancienne nicht unpassend „l'un des livres les mieux écrits de la langue française après les livres de génie."*)

Die historische Kritik, von der der gute Rollin so wenig Gebrauch macht, blieb auf die Hilfswissenschaften der Geschichte beschränkt. Die Streitigkeiten zwischen Benediktinern, Jesuiten und Kalvinisten gaben der Chronologie und der Kunst, über die Echtheit geschichtlicher Urkunden zu entscheiden, einen erfreulichen Aufschwung. Da aber diese meist lateinisch schrieben, da ferner weder Chronologie noch Diplomatik zum Bereich der eigentlichen Litteratur gehören, so mag es hier genügen, den Schöpfer der letztgenannten Wissenschaft, den unermüdlichen Benediktiner Dom Mabillon, neben dem um die Chronologie hochverdienten Jesuiten Petau und dem kalvinistischen Kirchenhistoriker Basnage zu erwähnen. An die Werke des letzteren knüpft sich ein lebhafter litterarischer Streit um die Wandlungen des Papsttums und des katholischen Lehrbegriffs an, in welchem der bekannte Marchese Maffei an der Spitze der Gegner erscheint.**)

Außerordentlich reich ist die Memoirenlitteratur. Die meisten der uns bekannt gewordenen Denkwürdigkeiten hervorragender Männer und Frauen aus der Hofgesellschaft sind im Verborgenen entstanden und aus leicht begreiflichen Gründen erst nach dem Tode der Verfasser veröffentlicht worden. „Grâce peut-être à un travers de notre esprit national, le désir d'occuper de soi, après les contemporains, la postérité et de dicter à celle-ci son jugement, la France est le pays qui possède le plus de mémoires" (Duruy, II, 316). Je höher gestellt der Verfasser war, um so begieriger wurden die Aufzeichnungen gelesen und als Quellen benutzt.

Unter der Menge bereits herausgegebener***) Memoiren, in denen

---

*) Rollins Œuvres complètes erschienen in Amsterdam 1741 und wurden u. a. von Letronne in 30 Bänden herausgegeben, Paris 1829. — Einen von Rollin durchgesehenen Auszug aus der Histoire ancienne besorgte der Abbé Tailhié, Abrégé de l'histoire ancienne de Monsieur Rollin, 5. Auflage Paris 1787, 5 Bände. — Vergl. St. Albin-Berville, Éloge de Rollin, Paris 1819; Ste-Beuve, Causeries du Lundi, Band 6. — Rollin ist in Deutschland noch eine beliebte Schullektüre, aber in Frankreich längst nicht mehr.

**) Vergl. Lessings Hamb. Dramaturgie, 42. Stück, mit den Anmerkungen in der kommentierten Ausgabe von Schröter und Thiele, Halle 1877. —

***) Petitot, Collection des Mémoires relatifs à l'histoire de France depuis l'avènement de Henri IV. jusqu'à la paix de Paris (1763), in 48 Bänden, Paris 1826 ff. — Michaud et Poujoulat, Mémoires pour servir à l'histoire de France, Paris 1836—1839, 32 Bände in 10 Serien. — Bemerkenswert die Memoiren des Kardinals Richelieu, herausgegeben von Aubery, Paris 1660, 5 Bände, neue Ausgabe von Petitot, Paris 1823. Ferner: de la Chastre, Mémoires de la minorité de Louis XIV., Villefranche 1688, neben den Memoiren des Coadjuteur zu gebrauchen; ferner Mme de Lafayette, „Histoire de Madame, Henriette d'Angleterre" und „Mémoires de la Cour de France pour les années 1688 et 1689" (nach ihrem Tod 1720 herausgegeben). Desgleichen haben Memoiren geschrieben

die Zeitgenossen Ludwigs XIV. mehr oder minder richtig gewürdigt werden und das Leben des glanzvollen Zeitalters in tausend Strahlen sich wiederspiegelt, zeichnen sich die des ehrgeizigen Coadjutor von Retz, die des Herzogs von La Rochefoucault (vergl. S. 93) und die bis 1829 verborgen gewesenen Memoiren des unerbittlichen Herzogs von Saint-Simon besonders aus.

Paul de Gondy, Cardinal von Retz (1614—79), von den Zeitgenossen schlechtweg le Coadjuteur genannt, ist im Gegensatz zu Männern wie Fénelon und Massillon das Urbild des ränkesüchtigen Priesters. Seine Lebensgeschichte ist daher mit derjenigen der politischen Ereignisse unter Richelieu und Mazarin aufs engste verwachsen. Noch nicht dreißigjährig zum Nachfolger seines Oheims, des ersten Kirchenfürsten Frankreichs, bestimmt, gefiel sich der eitle und sittenlose Abbé de Retz oder de Rais nur in Wühlereien gegen die Machthaber. So spielte er die erste Rolle in jenen Unruhen der Fronde, deren Charakter das treue Abbild des seinigen war. Hauptsächlich um in der Rolle eines Parteiführers zu glänzen, stellte er sich 1648 an die Spitze eines Aufruhrs gegen Mazarin, ohne die Kraft, oder auch nur die Absicht zu haben, eine Revolution zu machen. Der Sieg des Hofes zog ihm 1652 eine strenge Gefangenschaft in der Bastille zu, auf welche eine Internierung in Nantes folgte. Retz entfloh, nicht ohne Gefahr, lebte mehrere Jahre in der Verbannung und kehrte erst nach Mazarins Tode nach Frankreich zurück, um durch verspätete Buße die Schwächen seines verfehlten Lebens wieder gut zu machen. Seine Memoiren tragen das Gepräge des Verfassers und der Zeit.*) Man erkennt in ihnen überall den Mann von Geist und Talent, aber auch den gänzlichen Mangel an jener Würde, die nur aus Charakterfestigkeit und Großartigkeit der Bestrebungen entspringt.

Als Stilmuster sei die Stelle hierher gesetzt, an welcher er das Entstehen seines Entschlusses schildert, gegen den Hof und Mazarin sich zu empören. „Comme la manière dont j'étais poussé et celle dont le public était menacé, eurent dissipé mon scrupule, et que je crus pouvoir l'entreprendre avec honneur et sans être blâmé, je m'abandonnai à toutes mes pensées: je rappelai tout ce que mon imagination m'avait jamais fourni de plus éclatant, de plus proportionné aux vastes desseins; je permis

---

Mme de Motteville, eine vertraute Freundin der Königin-Mutter, die Herzogin von Nemours, Melle de Montpensier, der Marschall Villars, der Herzog von Torcy, der Parlamentsrat Lenet aus Dijon, der Abbé de Choisy 2c. 2c. Eine wahre Fundgrube sind die Historiettes von Tallemant des Réaux (herausgegeben von Monmerqué und P. Paris, Paris 1854—1860, 7 Bände nebst 2 Bänden Index, Lexikon und Nachtrag). Die Arsenalbibliothek in Paris enthält noch Inedita.

*) Beste Ausgabe von Feillet, Gourdault und Chantelauze in Hachette's Grands Écrivains de la France; bis jetzt erschienen 9 Bände. — Auszüge von Ch. Letourneau, Pensées du Cardinal de Retz extraites de ses mémoires, Paris 1888. — Vergl. A. de Brouard, Étude littéraire sur le génie et les écrits du Cardinal de Retz, Paris 1885. Victor Fournel, Le cardinal de Retz (in dem Sammelwerk de Malherbe à Bossuet, Études littéraires et morales, Paris 1885, p. 135—183).

à mes sens de se laisser chatouiller par le titre de chef de parti, que j'avais toujours honoré dans les vies de Plutarque. Mais ce qui acheva d'étouffer tous mes scrupules, fut cet avantage que je m'imaginai à me distinguer de ceux de ma profession par un état de vie qui les confond toutes. Le dérèglement des mœurs, très peu convenablement à la mienne, me faisait peur. Je me soutenais par la Sorbonne, par des sermons, par la faveur des peuples. Mais enfin, cet appui n'a qu'un temps et ce temps même n'est pas fort long, par mille accidents qui peuvent arriver dans le désordre. Les affaires brouillent les espèces, elles honorent même ce qu'elles ne justifient pas; et les vices d'un archevêque peuvent être dans une infinité de rencontres les vertus d'un chef de parti."

Das Vorbild des Coadjutor mag auf den jugendlichen Herzog von Saint-Simon (1675—1755) keinen geringen Einfluß gehabt haben, als er am Hofe des Königs Ludwig als verbitterter und müßiger Zuschauer leben mußte. Mit achtzehn Jahren hatte Saint-Simon an der Spitze eines Regiments den Krieg in der Pfalz mitgemacht, aber schon 1702 den königlichen Dienst verlassen, weil andere Obersten seines Jahrgangs zu Generälen ernannt worden, ohne daß ihm diese Ehre zu teil ward. Des Königs Machtgebot hielt den Grollenden in Versailles fest. Dort war der adelsstolze Herzog ein scharfer und kritischer Beobachter, der Tag für Tag in der Stille sich Aufzeichnungen machte und wichtige Urkunden sammelte. Wäre der Herzog von Burgund, Fénelons hochbegabter Zögling, am Leben geblieben, so hätte er seinen Freund Saint-Simon wohl zum ersten Ratgeber ernannt und ihm vielleicht Gelegenheit gegeben, seine streng aristokratischen Reformideen durchzuführen. Unter der Regentschaft konnte aber der Herzog nicht durchdringen, und unter Ludwig XV. zog er sich gänzlich vom Hof zurück, um seine Memoiren zu vollenden.

Den härtesten Stoß hat der Nimbus Ludwigs XIV. durch die Denkwürdigkeiten Saint-Simons erhalten. Die Erbärmlichkeit der höheren Stände, die Zerrüttung der ganzen Gesellschaft, die Not des steuerzahlenden Volkes gehen aus dieser mit Skandalgeschichten und belanglosem Klatsch angefüllten Hofchronik des boshaften Herzogs nur allzu klar hervor. Zwar ist die Schilderung oft unerträglich breit, zwar fehlt dem Verfasser die Gabe, Wichtiges von Unwichtigem zu sondern, aber manche Sitten- und Stimmungsbilder sind von klassischer Kraft und erinnern an die Darstellung eines Tacitus.*)

---

*) Nach letztwilliger Verfügung des Herzogs sollten die Aufzeichnungen erst fünfzig Jahre nach seinem Tode, also 1805 erscheinen. Die Regierung ließ aber den schriftstellerischen Nachlaß St. Simons mit Beschlag belegen und im Archiv des Ministeriums des Äußern niederlegen. Die erste Ausgabe erschien 1829—1830 in 21 Bänden, mit zahlreichen Auslassungen, die erste vollständige von A. Chéruel, Paris 1856. Beste Ausgaben von Chéruel und Regnier Fils, Paris 1873 bis 1881, 22 Bände, und von A. de Boislisle (in Hachette's Grands Écrivains), Paris 1878 ff., etwa 30 Bände. — Vergl. Baschet, Le Duc de St. Simon, Paris 1874.

4. Philosophie, Moral und Kritik.

Descartes, Malebranche. — Pascal, Fénelon. — Bayle, St.-Évremond. — Fontenelle.

Die geistige Thätigkeit des siebzehnten Jahrhunderts bekundete sich in der philosophischen Forschung mit nicht geringerem Erfolg, als in den schönen Wissenschaften. Da jedoch die Anstrengungen auf diesem Gebiet die litterarische Entwickelung Frankreichs nicht bestimmt haben, wie es im nächsten Jahrhundert der Fall ist, so hielten wir es für passend, sie dem Schlusse unserer Darstellung vorzubehalten.

Die französische Philosophie des siebzehnten Jahrhunderts ist wesentlich religiöser Natur. Weit entfernt, die Geheimnisse des Glaubens der zersetzenden Kritik zu unterwerfen, leiht sie ihnen vielmehr den Beistand der Spekulation. Das ganze Zeitalter steht unter dem Zeichen des Spiritualismus.

Der tiefste und eigenartigste Denker ist René Descartes (1596—1650), dem die Mathematik, die Physik und die Physiologie kaum weniger Förderung verdanken, als die eigentliche Philosophie.*) Geboren zu La Haye in der gesegneten Touraine, begann Cartesius seine Studien auf dem adeligen Collège zu La Flèche (Westfrankreich), unter der Leitung der Jesuiten, deren „Philosophie" der außergewöhnlich begabte Jüngling bald erschöpft hatte. Da er von begüterten Eltern stammte, konnte er bereits 1613 sich nach Paris begeben, um in der Mathematik, die ihm besonders zusagte, sich auszubilden. Bald sah Descartes indes ein, daß er von seinem Vaterland und seinen Büchern sich trennen müsse, um die Welt und sich selbst gründlich zu studieren. Er ward zu Anfang des dreißigjährigen Krieges Soldat, diente bald unter Oraniens, bald unter Baierns Fahnen, immer mit philosophischen Fragen beschäftigt, und nahm 1622 seinen Abschied, um auf weiten Umwegen nach Paris zurückzukehren. Damit beginnen eigentlich Descartes' Wanderjahre. Er verkaufte seine Güter, bereiste Frankreich, Deutschland, Italien, die Schweiz und ließ sich 1629 im freien Holland nieder, wo seine epochemachenden Werke entstanden und zum erstenmal gedruckt wurden. In religiöser Hinsicht fühlte er sich daselbst sicherer als unter der Ägide Richelieus.

Nach langen Jahren quälenden Grübelns und Forschens fand Descartes

---

Ferd. Lotheissen, Die Memoiren des Herzogs von St. Simon (Zur Sittengeschichte Frankreichs, p. 127—160), Leipzig 1885. Von demselben erschien eine geschickte Auswahl aus den Memoiren in der Collektion Spemann, Stuttgart, o. J., 2 Bände. Vergl. Picot, Les papiers du duc de St.-Simon, Revue des deux Mondes, 15. Mai 1880. G. Duplessis, Le St.-Simon inconnu, Nouvelle Revue, 15. Mai 1880.

*) Millet, Descartes, sa vie, ses travaux etc. avant 1637, Paris 1867. Fortsetzung dazu Paris 1871. — Kuno Fischer, Descartes und seine Schule, München 1868 (I. Band der Geschichte der neueren Philosophie). — H. Schmid, René Descartes und seine Reform der Philosophie, Nördlingen 1859. Bierendempfel, Descartes als Gegner des Sensualismus und Materialismus, Diss. Jena 1885. — Cartesius ist auch der Gründer der analytischen Geometrie. —

die gesuchte Methode, den Ausgangspunkt für sein System, den Fundamentalsatz seiner Lehre: „cogito, ergo sum, ich existiere, weil ich denke." Die Existenz des Geistes ist die einzige unerschütterlich feststehende Wahrheit. Seine Lehre hat er zuerst in den „Meditationes de prima philosophia", dann in dem für die französische Geistesgeschichte und für die Geschichte der französischen Prosa gleich bedeutenden Discours de la Méthode (1637)*) niedergelegt. Durch ein eigentümliches Zusammentreffen kam dieses erste philosophische Werk in der Landessprache fast gleichzeitig mit dem für die einheimische Poesie der Franzosen bahnbrechenden Cid (1636) heraus. Descartes ist in der That der Corneille der mustergiltig gewordenen französischen Prosa.

Über seine in den Principia philosophiae (Amsterdam 1644) vervollständigte Lehre können wir uns kurz fassen. Er läßt die aristotelische Logik, gegen welche bereits der Sensualist Gassendi sich gewandt hatte, beiseite und untersucht auf dem Wege des methodischen Zweifels die gesamte Grundlage unserer Überzeugungen und Kenntnisse. So findet er, daß es nichts Gewisses für uns giebt, als den Gedanken, insofern dieser der unvermeidliche Vermittler jedes Begriffes ist, sogar des Zweifels selbst. „Je pense, donc je suis" heißt der oberste Grundsatz seines Systems. Es folgt daraus zunächst, daß wir die materielle Welt nicht mit solcher Sicherheit erkennen können, wie die Vorstellungen, die wesentlich zur Natur des Denkens gehören. Die angeborene Überzeugung von dem Dasein eines unendlichen und vollkommenen höchsten Wesens ist unter den letztern die hervorragendste. Sie ist zweifelloser als alle übrigen, weil sie den Beweis ihrer Wirklichkeit in sich selbst trägt. Von ihr müssen also alle Untersuchungen ausgehen. Wir sehen alles in Gott und durch Gott, denn alle geschaffenen Wesen hängen von ihm ab, wie die Wirkungen von der Ursache. Da aber Gott unendlich, der Mensch hingegen endlich ist, so giebt es naturgemäß viele Probleme, welche die Grenzen unserer Einsicht schlechterdings überschreiten, wie z. B. das Geheimnis der Dreieinigkeit Gottes und alle Untersuchungen, welche sich auf das Unendliche beziehen. Um in dem Labyrinth der Schöpfung einige Schritte zu versuchen, betrachtet der Philosoph alle Erscheinungen als Offenbarungen des höchsten Wesens und darf nicht über die unserem Geiste gezogenen Grenzen der Gotteserkenntnis hinausgehen. (Schlußwort der Meditationes.)

---

*) Der vollständige Titel lautet nach der damaligen scholastischen Manier: „Discours sur la Méthode, pour bien conduire sa raison et chercher la vérité dans les sciences. Plus la Dioptrique, les Météores et la Géométrie qui sont les essais de cette Méthode. A Leyde 1637. — Die beste Gesamtausgabe der Werke Descartes ist von Victor Cousin, Paris 1824–1826, 11 Bände. Schulausgaben des Discours von B. Aubé, Paris 1884, von Schwalbach, Berlin 1879 ꝛc Ausgaben anderer Werke Descartes: Les passions de l'âme, Paris 1649; Le Monde, ou traité de la lumière, nouvelle édition, Paris 1664. Nach seinem Tode gedruckt: Traité de l'homme, Paris 1668, Traité de la formation du Foetus, ibid. — Vergl. Krantz, Esthétique de Descartes, Paris 1882. —

Das Erscheinen der Hauptwerke Descartes' entfesselte einen Sturm unter den Philosophen der alten Schule. Man brachte es schließlich so weit, daß sie auf den Index kamen, allerdings nur donec corrigerentur!

Die Cartesianischen Lehren beschäftigten alle Geister in dem Maße, daß selbst La Fontaine sie in den Kreis seiner volkstümlichen Fabeln zog.*) Das bekannte Discours à Mme de la Sablière (an der Spitze des X. Buches der Fabeln, mit dem Nebentitel Les deux Rats, le Renard et l'Œuf) sucht den Satz zu widerlegen, daß die Tiere kein Selbstbewußtsein und kein Denken besitzen.

Die französische Regierung berief den großen Denker nach Paris. Bald kehrte aber Descartes nach Holland zurück und blieb daselbst, bis er 1649 von Gustav Adolfs Tochter Christine, der Pallas suecica, nach Stockholm berufen wurde.**) Das rauhe Klima Schwedens war der zarten Gesundheit Descartes' verhängnisvoll. Er starb anfangs 1650. Die Gebeine des Schöpfers der französischen Prosa durften erst nach langen Verhandlungen mit der Geistlichkeit auf vaterländischem Boden feierlich bestattet werden, obwohl Descartes in seinen Schriften alles sorgfältig vermieden hatte, was gegen die Kirche sprach.

Unter Descartes' Anhängern nimmt der Oratorianerpater Nicolas Malebranche (1638—1715) in der Litteraturgeschichte einen hervorragenden Platz ein. Er ging mit Begeisterung auf die Anschauungen Descartes' ein, da er in ihnen die Grundlagen einer wahrhaft christlichen, zur Kräftigung und Veredelung des Glaubens geeigneten Philosophie erblickte. Man begreift leicht, daß er vermöge dieser Stimmung den Weg des Zweifels mit noch weniger Konsequenz als sein Meister verfolgte und sich mit lebendiger Überzeugung auf den eines spiritualistischen Dogmatismus begab. Sein System findet man in seiner Schrift: „De la Recherche de la Vérité“ (1674).***)

Wie Descartes die gesamte Erkenntnis auf das Denken gründend, unterscheidet Malebranche vier Wege, auf denen die Begriffe zu unserem Bewußtsein gelangen können. Gott allein offenbart sich uns unmittelbar. Alle außer-

---

*) Netter, La Fontaine et Descartes, Paris 1886. Vergl. Franco-Gallia V, p. 41 ff. — Die gelungensten Persiflagen der Cartesianischen Tierseelentheorie gab Cyrano de Bergerac in seinen phantastischen Romanen Mond- und Sonnenreise. Vergl. H. Körting, Geschichte des französischen Romans im 17. Jahrhundert, Oppeln 1886—1887, Band II, 180 ff.

**) Foucher de Careil, Descartes, la princesse Elisabeth et la reine Christine, Paris 1879.

***) Recherche de la Vérité où l'on traite de la nature de l'esprit de l'homme et de l'usage qu'il doit en faire pour éviter l'erreur dans les Sciences, Paris 1674, 3 Bände; Amsterdam 1688, 2 Bände. — Entretiens sur la Métaphysique et la Religion, Paris et Rotterdam 1687. — Traité de Morale, Rotterdam 1684. — Gesammelte Werke, Paris 1712 in 11 Bänden. Neuere Ausgabe von Jules Simon, Paris 1842, dann 1859 ff. in 4 Bänden. — Vergl. Ollé-Laprune, La philosophie de Malebranche, Paris 1870, 2 Bände.

halb befindlichen Dinge werden nur erkennbar durch Vorstellungen, die von diesen selbst sich ganz wesentlich unterscheiden. Unsere Seele erkennen wir durch inneres Bewußtsein. Die Seelen anderer können wir nur vermittels Vermutungen uns vorstellen. Die Welt ist nur die beständige Erscheinung des göttlichen Willens, der sie mit seiner Allgegenwart erfüllt und in allen geistigen Wesen sich immer nur teilweise offenbart. Unser Geist wäre gar nicht imstande, die Sammelbegriffe der Art, der Gattung &c. zu bilden, wenn er nicht alle Dinge als in einem einzigen, nämlich in Gott, enthalten wahrnähme (vision en Dieu). Auch ist es Thatsache, daß unsere Vernunft das Unendliche anerkennt, ohne es zu begreifen; ja sie kann sich das Endliche nicht einmal vorstellen, ohne das Unendliche stillschweigend vorauszusetzen. Alle Vorstellungen, die wir von den Geschöpfen gewinnen, sind also nur eine teilweise Erkenntnis des Schöpfers. Dieser letztere schließt die erkennbare Welt in sich ein, er ist der Ort der Geister. In ihm erkennen wir, was wir erkennen. Da Gott die erste Ursache jeglicher Bewegung ist, so ist er der Urheber jeglicher Handlung. Die Materie bewegt sich nicht durch eigene Kraft, sondern die geheimnisvolle Beziehung zwischen Willen und Bewegung ist ein Ausfluß der göttlichen Allmacht. Indessen schließt dies die Idee der Verantwortlichkeit nicht aus. Gott giebt uns den allgemeinen Antrieb zum Schönen und Guten. Da aber das unbedingt Gute nur Gott selbst ist, so stellen alle zeitlichen Dinge, die unser Verlangen reizen, dasselbe nur mehr oder weniger unvollständig dar, und unsere Freiheit macht es uns möglich, aus ihnen diejenigen auszuwählen, die sich dem Vorbilde mehr oder weniger nähern. Es folgt daraus, daß es unsere Bestimmung ist, uns nach und nach zu der ewigen Quelle unseres Daseins zu erheben und aus aller Kraft gegen die Erniedrigung anzukämpfen, zu welcher unser Geist durch seine Verbindung mit dem Körper verurteilt ist und in der wir die vorzüglichste Quelle unserer Irrtümer und Fehler zu sehen haben.

Victor Cousin hat den enthusiastischen Malebranche in seiner eigenen, scharfen Weise charakterisiert: Malebranche, c'est Descartes qui s'égare, ayant trouvé des ailes divines et perdu tout commerce avec la terre.*)

Die Jansenisten blieben vor dem Fehler bewahrt, sich in den Abgründen der Metaphysik zu verlieren. Sie erhoben einen feierlichen Protest des christlichen Gefühls gegen den Weltsinn des Jahrhunderts und den jesuitischen Einfluß, indem sie wie Luther wieder auf die Augustinische Gnadenlehre und auf die Askese der alten christlichen Kirche zurückgingen. Ihr Rüstzeug entnahmen sie dem Cartesianischen System. Bald wurde das einsame Cisterzienserkloster Port-Royal bei Versailles unter dem Einflusse der Familie Arnauld

*) Victor Cousin, Einleitung zu seinem „Rapport sur la nécessité d'une nouvelle édition des Pensées de Pascal“ an die Académie.

zum Sammelplatz der französischen Jansenisten*) und zum Mittelpunkt einer hochgeachteten Gelehrtenschule.

Unter den berühmten Einsiedlern von Port-Royal ragt Blaise Pascal aus Clermont Ferrand (1623—62) besonders hervor, ein titanenhafter Geist von nie dagewesener Frühreife. Mit zwölf Jahren entdeckte er selbständig die ersten zweiunddreißig Sätze des Euklid, mit sechzehn Jahren verdunkelte er durch eine Abhandlung über Kegelschnitte alle Vorarbeiten, erfand mit neunzehn Jahren die Rechenmaschine und hatte mit dreiundzwanzig Jahren durch seine Versuche über den Luftdruck die zeitgenössischen Physiker in Erstaunen gesetzt.

Seit dem achten Lebensjahr lebte Pascal in der französischen Hauptstadt, wohin sein Vater, ein hochgestellter Jurist, sich um der Erziehung seines Sohnes willen zurückgezogen hatte. Er gefiel sich im wilden Getümmel der Weltstadt und stand am Eingang einer ruhmvollen und glänzenden Laufbahn, als ihn infolge einer überstandenen Lebensgefahr und seiner schlechten Gesundheit das Bewußtsein der Nichtigkeit alles menschlichen Strebens und Wissens mit unwiderstehlicher Gewalt ergriff. Sein nach Wahrheit dürstender Geist ließ ihm keine Ruhe, bis er einen festen, unerschütterlichen Grund seines Seelenlebens gefunden. Er fand im strengen Christentum, was er suchte. Der geniale und gelehrte Mathematiker wurde zum asketischen Moralisten. Er zog sich 1654 nach Port-Royal zurück, lebte fortan in der strengsten Zurückgezogenheit mit wenigen gleichgesinnten Freunden und dachte nur noch daran, durch religiöse und philosophische Studien, oft selbst durch die härteste Selbstpeinigung sich auf den Tod vorzubereiten. Kein Vergnügen mochte er sich gestatten. Sogar in dem unwiderstehlichen Aufschwunge seines wissenschaftlichen Genies sah er weit mehr eine gefährliche Verführung zum Hochmut als eine Quelle der Freude und des Trostes. Und mitten unter diesen Entbehrungen, inmitten körperlicher Leiden, die er duldete, ohne zu klagen, verfaßte er gegen die Jesuiten

*) Das Haupt der asketischen Sekte, die mit der opportunistischen Jesuitenpartei bald in erbitterten Kampf geriet, war Cornelius Jansenius, Professor der Theologie zu Löwen, dann Bischof von Ypern (1585—1638). Die Sorbonne schwankte hin und her. Endlich gelang es den Jesuiten, vom Papst Urban VIII. eine Verdammungsbulle und vom König die Androhung weltlicher Strafen gegen die „Ketzer“ zu erlangen, so daß Port-Royal 1709 polizeilich geschlossen und zerstört wurde. Vergl. Ste-Beuve, Port-Royal, Paris 1840—1861, 7 Bände (3. Auflage 1867). Ch. Beard, Port-Royal, a contribution to the history of religion and litterature in France, London 1860, 2 Bände. E. Laur, Zur Geschichte der französischen Litteratur, drei akademische Vorlesungen, Mannheim 1874. Reuchlin, Geschichte von Port-Royal, Hamburg 1837—1844, 2 Bände. Ricard, Les premiers jansénistes et Port-Royal, Paris 1883. Louandre, Revue des deux Mondes vom 15. August 1847. J. Gutersohn, Port-Royal, eine Erziehungsschule aus dem 17. Jahrhundert, Programm Schaffhausen 1879. Aus Stift Port-Royal ging eine Reihe hochgeschätzter Lehrbücher hervor: eine lateinische Sprachlehre (1644), eine griechische (1655), kleinere Elementarbücher für Italienisch, Spanisch, Deutsch (1659—1673), eine sprachvergleichende Grammaire générale et raisonnée (1660, neue Ausgabe von Bailly 1846) und namentlich ein Handbuch der Logik (1662). —

und ihre Sittenlehre eine glanzvolle Streitschrift, welche ihm neben dem Verfasser des Discours sur la méthode in der Entwickelung der französischen Prosa eine führende Stelle anweist.

„Les Provinciales“*) zeichnen sich durch eine strenge und unerbittliche Logik aus, die sich unter den Zügen des feinsten Spottes verbirgt und mit dem ganzen Glanze einer unvergleichlichen Beredsamkeit geschmückt ist. Diese Sammlung von neunzehn Streitbriefen gehört zu der kleinen Anzahl polemischer Schriften, welche als klassische Muster der Gattung ihre Zeit überlebt haben, während die Unzahl von Gegenschriften längst in Vergessenheit geraten ist.

Obwohl ein überzeugter Feind der Jesuiten, war Pascal wie alle Jansenisten strenggläubig. In der Zurückgezogenheit des Stiftes Port-Royal sammelte er Stoff zu einem umfassenden Werke gegen die Atheisten und zur Verteidigung der Religion, als ihn der Tod im 39. Lebensjahr ereilte. Die in seinem Nachlaß vorgefundenen Papiere wurden von seinem Schwager, dem Gerichtsrat Périer in Clermont unter dem Titel „Pensées sur la Religion“ herausgegeben, nachdem zwischen ihm und der Zensur ziemlich lange Verhandlungen stattgefunden hatten und vor der Druckerlaubnis eine Reihe von Gutachten hochstehender und hochmögender Gottesgelehrten eingeholt worden war. Daß lange Verhandlungen stattgefunden, geht daraus hervor, daß Périer bereits 1667 das königliche Privilegium besaß, aber erst Ende 1669, jedenfalls nach sorgfältigen Überarbeitungen, die Approbation der Pariser Fakultät erhielt.**)

---

*) „Les Provinciales, Lettres escrites par Louis de Montalte à un provincial de ses amis et aux R. R. P. P. Jésuites sur le sujet de la Morale et de la politique de ces Pères“, Cologne 1657. Neuauflagen 1659 und 1667. Eine sehr interessante Ausgabe mit vollständigem Verzeichnis der päpstlichen Dekrete, bischöflichen und weltlichen Verdammungsschriften und Urteile wider die Jesuitenmoral sowie einem Lebensabriß des verstorbenen Verfassers erschien in Köln 1698, 5 Bände. — Neuere Ausgaben der Provinciales von Fr. de Neufchâteau, Paris 1842 mit der preisgekrönten Éloge von Bordas-Demoulin (1842); Silv. de Sacy, Paris 1876; Haase, Berlin 1878; Derôme, Paris 1885. Auswahlen von E. Havet, Paris 1881; von H. Michel, ibid. — Ausgaben der gesammelten Werke Pascals von Bossut, Paris 1819, 6 Bände; von Prosper Faugère, Paris 1886 ff., 8 Bände (in Hachette's Grands Écrivains de la France). — Vergl. u. a. Victor Cousin, Études sur Pascal, Paris 1844. Reuchlin, Pascals Leben und Geist seiner Schriften, 2. Auflage Stuttgart 1840. Maynard, Pascal, sa vie et son caractère, Paris 1850, 2 Bände. J. G. Dreydorf, Pascal als Apologet, Leipzig 1863. Derselbe, Pascals Leben und Kämpfe, Leipzig 1870. Vinet, Études sur Pascal, Paris 1876, 3. Auflage. Thor Sundby, Blaise Pascal, sein Kampf gegen die Jesuiten, übersetzt von H. Junker, Oppeln 1885. R. Rath, Versuch einer Beurteilung der in der Provinzialbriefen geschilderten Differenzen rc., Diss. 1879. Nourrisson, Pascal physicien et philosophe, Paris 1885. — A. Haase, Bemerkungen über die Syntax Pascals, Oppeln 1888.

**) Pensées de M. Pascal sur la Religion et sur quelques autres sujets, qui ont esté trouvées après sa mort parmy ses papiers, Paris 1670. Beigedruckt sind die Urteile verschiedener hoher Theologen aus dem Jahr 1669, darunter eine

Die „Pensées“ enthalten eine gründliche und vollständige Verteidigung des christlichen Glaubens.*) Pascal versucht keineswegs, die Übereinstimmung unserer Vernunft und der Offenbarung zu erweisen. Er gesteht ganz offen, daß die Grundlehre der Erbsünde vor den Menschen nur eine Thorheit sein kann. „Aber“, fügte er hinzu, „man giebt sie auch als solche. Man darf dieser Lehre den Mangel an Vernunft nicht vorwerfen, weil man nicht verlangt, daß die Vernunft sich bis zu ihr erhebe. Aber diese Thorheit ist weiser als alle menschliche Weisheit; denn ohne sie wird der Mensch sich selbst unerklärlich, sein ganzer Zustand hängt von diesem unfaßbaren Punkte ab.“ Zwischen den Bedürfnissen unseres Geistes und der Begehrlichkeit unserer Sinne besteht ein unlösbarer Widerspruch, der den Menschen unglücklich macht. Wäre dieser nie gefallen, so würde er Wahrheit und Glück mit freudigem Selbstvertrauen genießen: „C'est en vain, ô hommes, que vous cherchez dans vous-mêmes le remède à vos misères. Toutes vos lumières ne peuvent arriver qu'à connaître que ce n'est point dans vous-mêmes que vous trouvez ni la vérité, ni le bien. Les philosophes vous l'ont promis, et ils n'ont pu le faire. Ils ne savent ni quel est votre véritable bien, ni quel est votre véritable état. Comment auraient-ils donné des remèdes à vos maux, quisqu'ils ne les ont pas seulement connus? Vos maladies principales sont l'orgueil, qui vous soustrait de Dieu, la concupiscence, qui vous attache à la terre, et ils n'ont fait autre chose qu'entretenir au moins l'une de ces maladies. S'ils vous ont donné Dieu pour objet, ce n'a été que pour exercer votre superbe (Hochmut). Ils vous ont fait penser que vous lui étiez semblables et conformes par votre nature. Et ceux qui ont vu la vanité de cette prétention vous ont jetés dans l'autre précipice, en vous faisant entendre que votre nature est pareille à celle des bêtes, et vous ont portés à chercher votre bien dans les concupiscences qui sont le partage des animaux.“

So kämpft Pascal mit Verachtung gegen die verderbte Menschennatur und gegen die Freuden des irdischen Daseins. Eine nach seinen pessimistischen Grundsätzen eingerichtete Gesellschaft wäre die Hölle auf Erden. Gegen sich selbst ist der strenge Sittenrichter am strengsten. Über die wahre Frömmigkeit ist er sich recht klar: „Die Frömmigkeit ist vom Aberglauben verschieden, die Frömmigkeit bis zum Aberglauben treiben, heißt sie zerstören. Die Ketzer machen uns diese abergläubische Unterwerfung zum Vorwurf. Wenn wir sie in Dingen verlangen, welche nicht Gegenstand der Unterwerfung sind, so thun

---

Approbation von neun Doktoren der Pariser Universität. Neue Auflagen 1672, 1678, Amsterdam 1684 ꝛc. ꝛc. — Beste kritische Ausgabe von Faugère a. a. O. Neueste Sonderausgaben von E. Havet, Paris 1887, von R. Holzapfel, Berlin 1883.

*) Vergl. A. Gory, Les Pensées de Pascal, considérées comme apologie du christianisme, Paris 1883. E. Droz, Études sur le scepticisme de Pascal, considéré dans le livre des pensées, Paris 1886. —

wir, was jene uns vorwerfen." „Der Glaube sagt wohl, was die Sinne nicht sagen, aber niemals das jenen Widersprechende. Er ist höher als sie, aber nicht gegen sie."

Dies ist der Ausgangspunkt seines Feldzugs gegen die Atheisten und Religionsverächter, dies die Methode, deren er sich bedient, um ihre Zweifel zu beschämen. Er behauptet nicht, die Geheimnisse der Schöpfung und des Schöpfers zu kennen, aber er enthüllt die inneren Widersprüche unserer Natur und zeigt dann, wie das Christentum allein imstande sei, sie zu erklären und — was mehr sagen will — ihnen durch Herstellung der ursprünglichen Harmonie ein Ende zu machen.

Weniger genial und ursprünglich als Pascal, aber weit mehr für die Anforderungen eines thätigen, der Menschheit gewidmeten Lebens geschaffen, ist François de Salignac de Lamothe Fénelon (1651—1715), der Sprosse eines heute noch blühenden alten Adelsgeschlechts in Périgord. Von ihm wird die gleiche Anekdote erzählt wie von dem viel älteren Bossuet: auch er legte frühzeitig vor den Schöngeistern des Hôtel Rambouillet eine glänzende Probe seiner Geistesgegenwart und seiner Beredsamkeit ab. Darum machte der junge Abbé eine glänzende Carrière. Auf Bossuets Empfehlung hin wurde er nach der Aufhebung des Edikts von Nantes als Missionsprediger nach Saintonge und Aunis gesandt und erhielt bei seiner Rückkehr die Erzieherstelle bei den Enkeln des Königs, dem Herzog von Burgund und seinen Brüdern (1689). Nachdem seine Zöglinge herangewachsen, wurde Fénelon mit dem Erzbistum Cambrai belohnt.*)

Aus seiner pädagogischen Thätigkeit bei Hof erwuchs eine Reihe namhafter Werke, zunächst schlichte Fabeln, die aber an La Fontaines Frische nicht heranreichen, dann die Dialogues des Morts, eine Art Nutzanwendung der Lehren der Geschichte.

In allen diesen Stellungen zeichnete sich Fénelon durch seinen Eifer, durch unbestechlichen Freimut, durch einen an Selbstvergessenheit grenzenden Wohlthätigkeitssinn und eine seltene Bescheidenheit aus. Die Duldsamkeit gegen die Hugenotten, mit welcher man ihn lange schmückte, ist von der historischen Forschung als eine Fabel nachgewiesen worden. Die Freundschaft Bossuets verwandelte sich in eifersüchtige Gegnerschaft, als Fénelon sich den Ansichten der molinistischen

---

*) Vergl. Ramsay, Vie de Fénelon, Londres et Paris 1727, 2 Bände; Bausset, Histoire de Fénelon, Paris 1808, 4 Bände; Lear, Fénelon, archbishop of Cambrai, a biographical sketch, new edition, London 1884, Hettner, Geschichte der französischen Litteratur im 18. Jahrhundert, 4. Auflage, Braunschweig 1881, Kap. II rc. rc. — Als Frucht seiner unterrichtlichen Thätigkeit am Stifte der Nouvelles Catholiques (= Neubekehrte Mädchen) gab Fénelon ein Traité de l'éducation des filles heraus, Paris und Köln 1687 (cf. Nouvelles de la Rép. des Lettres„ October 1687). Neue Ausgaben von Ch. Defodon, A. Gasté, Paris 1887, u. a.; Übersetzung von E. v. Sallwürk in: Fénelon und die Litteratur der weiblichen Bildung in Frankreich rc., Langensalza 1886. Vergl. Bizos, Fénelon éducateur, Paris 1886. —

Mystiker (auch Quietisten genannt) anschloß und 1697 in der Schrift „Explication des Maximes des Saints sur la vie intérieure“ offen für ihre Lehre eintrat. Der kühne Erzbischof fiel in Ungnade und sah auf des Königs Betreiben sein Buch vom Papste verdammt (1699). Demutsvoll und ohne Empfindlichkeit unterwarf sich Fénelon und verließ von da ab seine Diözese nicht mehr.*) In den Unglücksjahren 1709—1715 wirkte der Cygne de Cambrai Wunder der Wohlthätigkeit und Vaterlandsliebe. Er hatte sich mit der Hoffnung, eine politische Rolle zu spielen, endgiltig abgefunden.

Von allen Schriften Fénelons hat der Roman Télémaque bei weitem die größte Verbreitung gefunden. Aus diesem gleich der Ilias in 24 Büchern eingeteilten glänzenden Gedicht in Prosa sollte der französische Thronerbe durch das Vorbild von Odysseus' Sohn und seinem edlen Mentor fürstliche Tugenden lieben lernen und sich mit Abscheu vor jenem selbstsüchtigen Ehrgeiz durchdringen, der schon damals auf dem besten Wege war, Frankreich zu Grunde zu richten. Dabei thut die lehrhaft politische Absicht dem poetischen Werte des Romans durchaus nicht Abbruch; so sehr versteht es der Verfasser, seine Lehren in die Schöpfungen einer reichen Phantasie zu verweben, so sehr ist er Meister eines hie und da etwas breiten, aber stets anmutigen, harmonischen und reinen Stils. Der „Télémaque“ hat die hundert Übersetzungen und mehr als zweihundert Ausgaben wohl verdient, die seinen Ruhm unter allen gebildeten Völkern verbreitet haben.**) Das Werk, ursprünglich nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, erschien zuerst 1699 und ward auf Befehl des greisen Ludwig XIV. unterdrückt, der die Abmahnungen auf sich und seine Regierung bezog. Es kam erst nach des Verfassers Tod (1717) ganz heraus.

Aus denselben Gründen kam die Direction pour la conscience d'un roi, deren sehr freimütige Lehren unter Ludwig XIV. nie und nimmer unbeanstandet geblieben wären, erst 1748 heraus. Die edle Gesinnung, welche Fénelon 1694 in dem ernsten Mahnschreiben an den König für das leidende Volk an den Tag gelegt, finden sich hier wieder. Man traut seinen Augen kaum, wenn man bei einem Kirchenfürsten, der zudem aus dem ältesten Adel

---

*) Fénelons Benehmen nach Einlauf des päpstlichen Breve, welches die Maximes des Saints verurteilte, ist charakteristisch: er gab die vorbereitete Predigt auf und sprach über den der Kirche schuldigen Gehorsam in so rührenden Worten, daß alles über die Fassung des milden Priesters staunte.

**) Neueste Ausgaben von Colincamp, A. Mazure u. a. Vergl. H. Schütz, Fénelons Abenteuer des Télémaque, litterar.-historische Skizze, Minden 1870. — Von den zahlreichen durch den Télémaque hervorgerufenen Schriften heben wir hervor: Critique générale des Avantures de Télémaque, Köln 1700—1702, 4 Bände; Abbé Faydi, Télécomanie, Censure et critique du roman intitulé les Avantures de Télémaque, Paris (?) 1700. — Œuvres complètes de Fénelon von A. Didot, Paris 1787 ff., vollständiger von Gosselin und Caron, Paris 1820 ff., 35 Bände; von Bausset, Versailles 1820—1824, 22 Bände, dazu 11 Bände Briefe. Œuvres choisies, Paris 1838 in 3 Bänden. — Fénelons Opuscules académiques herausgegeben von Delzors, Paris 1884.

des monarchischen Frankreich stammte, folgendes liest, was Montesquieu und Voltaire geschrieben haben könnten.

„L'amour du peuple, le bien public, l'intérêt général de la société est donc la loi immuable et universelle des souverains. Cette loi est antérieure à tout contrat: elle est fondée sur la nature même; elle est la source et la règle sûre de toutes les autres lois. Celui qui gouverne doit être le premier et le plus obéissant à cette loi primitive. Il peut tout sur les peuples, mais cette loi doit pouvoir tout sur lui. Le père commun de la grande famille ne lui a confié ses enfants que pour les rendre heureux; il veut qu'un seul homme serve par sa sagesse à la félicité de tant d'hommes, et non que tant d'hommes servent par leur misère à flatter l'orgueil d'un seul. . . . Le despotisme tyrannique des souverains est un attentat sur les droits de la fraternité humaine; c'est renverser la grande et sage loi de la nature, loi dont ils ne doivent être que les conservateurs. . . . Le pouvoir sans bornes est une frénésie qui ruine leur propre autorité. — On peut, en conservant la subordination des rangs, concilier la liberté du peuple avec l'obéissance due aux souverains, et rendre les hommes ensemble bons citoyens et fidèles sujets, soumis sans être esclaves et libres sans être effrénés."

Solcher Freimut stand unter dem Roi-Soleil nicht einzig da. Die Kanzelredner führten ungestraft eine nicht minder kecke Sprache; aber Racine und Vauban fielen wegen ähnlicher Offenherzigkeit in Ungnade, und der fromme Fénelon verdankte das Breve von 1699 seinen politischen Anschauungen mindestens ebensosehr, als seinen quietistischen Ansichten.

Fénelon schrieb gegen den Atheismus eine Abhandlung „De l'existence de Dieu", deren warmer, inniger Ton zur herben Strenge der Pascalschen „Pensées" einen wohlthuenden Gegensatz bildet. Ihm genügt die harmonische Anordnung des Weltalls als Zeugnis für das Dasein eines allmächtigen Schöpfers, wie es sich mittels der cartesianischen Methode beweisen läßt.

Neben der streng kirchlichen Richtung innerhalb der Philosophie — Descartes, Pascal, Fénelon — bestand eine skeptische Gegenströmung, die sich nicht viel um Prinzipien kümmerte. Diese Freigeister oder „Libertins"*) huldigten teils offen, teils insgeheim der bequemen Philosophie des Sichgehenlassens, wie sie nach Epikur Gassendi lehrte.

*) Libertin kommt noch in Voltaires Briefen im Sinne von Freigeist und freiheitsliebend vor, den er im ganzen 17. Jahrhundert hatte. Vergl. die Definition von Garasse (bei Littré s. v.): Par le mot de libertin, je n'entends ni un huguenot, ni un athée, ni un catholique, ni un hérétique, ni un politique (= Gemäßigter), mais un certain composé de toutes ces qualités. Sammelpunkt der Libertins war der Salon der schönen Ninon de Lenclos (vergl. Seite 83).

Ihr Theoretiker ist der schöngeistige Saint-Évremond (1613—1703). Nachdem er unter Condé den dreißigjährigen Krieg mitgemacht, beteiligte sich der junge Edelmann an der Opposition gegen Mazarin*) und mußte, wie der Coadjutor und noch mancher Widersacher des allvermögenden Italieners, in die Bastille und dann in die Verbannung wandern. Anlaß dazu gab eine sehr boshafte Spottschrift Saint-Evremonds über den Pyrenäischen Frieden (1659), die bei Fouquets Sturz unter dessen Papieren sich vorfand. Saint-Evremond ging nach England und verlebte dort den Rest seiner Tage, wohlangesehen am Hofe und in der Gesellschaft, seine Muße zwischen Vergnügungen und Studien teilend, ein ächter Jünger Epikurs. Seine Schriften ließ er während seines Lebens nicht drucken. Sie waren deshalb unter der auserlesenen Gesellschaft nur um so gesuchter. Man riß sich darum, wie um alle Dinge, die nicht jeder haben kann. Mit Genugthuung fand man Grundsätze in ihnen, mit denen man sich zum „Philosophen" erheben konnte, ohne sich durch übermäßiges Nachdenken zu ermüden und vor allem ohne seinen Lieblingsneigungen zu entsagen. Gedruckt und im Zusammenhange betrachtet, sind Saint-Evremonds Werke in Versen und Prosa weit entfernt, den Glanz zu rechtfertigen, mit welchem der Verfasser sie zu umgeben wußte. Aber sie ziehen durch eine feine und richtige Beobachtung der „Gesellschaft" sowie durch die Anmut des Stils an und sind für die Kulturgeschichte keineswegs wertlos.**)

Viel gehaltvoller und bedeutender sind die Schriften des hochgelehrten Polyhistor Pierre Bayle (1647—1706), den man als geistigen Vorläufer der Aufklärungsphilosophen des 18. Jahrhunderts betrachten kann. Bayle stammte aus einer kalvinistischen Predigerfamilie. Er wurde während seiner Studienzeit in Toulouse von einem Jesuiten bekehrt, nahm aber bald die Religion

---

*) Zahllos waren die „Mazarinades". Der Coadjutor kennt angeblich 60 Bände solcher Spottschriften. Bekannt sind jetzt über viertausend Mazarinaden, aus welchen P. Moreau eine Auswahl zusammengestellt hat (Paris 1853, 2 Bände). Von demselben Bibliographie des Mazarinades (Paris 1850, 3 Bände). Vergl. Naudé, Jugement de tout ce qui a esté imprimé contre le Cardinal Mazarin, Paris 1649.

**) Saint-Evremoniana, ou Recueil de diverses Pièces curieuses, avec des Pensées judicieuses, de beaux traits d'histoire et des Remarques très-utiles de Monsieur de St. Évremond, Amsterdam 1701. Mit St. Evremonds Bewilligung gaben Des Maizeaux und Silvestre zwei Bände Œuvres meslées, London 1704, heraus. Œuvres posthumes, Amsterdam 1704, 2 Bände. Eine Neuauflage der Œuvres meslées, Amsterdam 1706, in 5 Bänden enthält vieles Apokryphe, was Des Maizeaux veranlaßte, ein Mélange curieux des meilleures pièces attribuées à Mr. de St.-Évremond (Amsterdam 1706, 2 Bände) herauszugeben. Die Vorrede dieser Ausgabe enthält St.-Evremonds Biographie von Des Maizeaux. Vergl. Nouvelles de la République des Lettres, August 1704, April 1706, p. 410 ff. — Die Apologie de la morale d'Epicure ist sicher nicht von St.-Evremond, da sie in Sarrazins Nouvelles Œuvres (Paris 1675) gedruckt sich findet.

seines Vaters wieder an und floh nach der Schweiz, um dann in Rouen, Paris, Sedan als Lehrer der Philosophie thätig zu sein.

Da schon vor Aufhebung des Edikts von Nantes den Hugenotten verboten war, irgend ein öffentliches Amt zu bekleiden, siedelte Bayle 1682 nach dem freien Holland über. In Rotterdam wurde ihm eine Lehrstelle am Gymnasium illustre übertragen, die er 1693 infolge theologischer Streitigkeiten verlor. Von da ab lebte er von Ertrag seiner fleißigen Feder und widmete seine volle Manneskraft der 1684 von ihm begründeten kritischen Monatsschrift Nouvelles de la République des Lettres und der Abfassung seines Dictionnaire historique et critique (1697—1701), welches bis zum Erscheinen der Encyclopädie für das gebildete Publikum die reichste Quelle litterarischer und philosophischer Kenntnisse bilden sollte.*)

Als Kritiker wie als Skeptiker war Bayle von großem Einfluß auf die Zeitgenossen. Jede Unduldsamkeit war ihm fremd: „Je suis philosophe sans entêtement,“ schrieb er an Gaillard, der sich für seine Anstellung in Rotterdam verwendete. „Ich betrachte Aristoteles, Epikur, Descartes als Erfinder von Konjekturen, denen man folgt, oder die man verläßt, je nachdem man diesem oder jenem Spiel des Geistes den Vorzug giebt.“ An Mannig-

---

*) Nouvelles de la République des Lettres, par le Sieur B.... professeur en philosophie et en histoire à Rotterdam, Amsterdam 1684. — Von 1687 ab erschien die Zeitschrift anonym in Monatsheften von 100—120 Seiten 16° und stellte 1689 der Kriegsereignisse halber ihr Erscheinen vorläufig ein, um von 1699 ab unter der Redaktion des positiv gesinnten Theologen Jacques Bernard, des früheren Herausgebers der Bibliographie universelle, in ganz anderem Geiste fortgeführt zu werden. Die Angriffe auf den Begründer der Zeitschrift und seine Lehre sind in den Jahrgängen von 1705—1707 besonders heftig. — Dictionnaire historique et critique par Mr. Bayle, 2. Ausgabe, Rotterdam 1702, Auszüge von Des Maizeaux, Amsterdam 1740, 4 Bände (auch Basel 1741). Anonym, Berlin 1767, 2 Bände. Neuabdruck in 16 Bänden, Paris 1820. Übersetzung von Gottsched, Leipzig 1741 ff. — Briefwechsel Bayles: Lettres choisies, avec des remarques, Rotterdam 1714, 4 Bände, wahrscheinlich von Des Maizeaux besorgt. Vergl. Des Maizeaux, Vie de Bayle, Amsterdam 1730, 2 Bände. L. A. Feuerbach, P. Bayle nach seinen für die Geschichte der Philosophie und der Menschheit interessanten Momenten, Ansbach 1838, 2. Auflage Leipzig 1848. — Die erste Schrift Bayles Pensées sur les comètes (anonym, Köln 1682) kam infolge des Erscheinens des Kometen von 1680 heraus. Als eine Art politisch-religiöses Testament Bayles erschien 1705 eine Fortsetzung hierzu unter dem Titel „Continuation des Pensées diverses, écrites à un Docteur de Sorbonne à l'occasion de la Comète qui parut au mois de Décembre 1680. Ou Réponse à plusieurs difficultez, que Monsieur *** a proposées à l'Auteur, Amsterdam 1705, 2 Bände. (Vergl. Nouvelles de la République des Lettres, Februar 1705, p. 123bis 153, und März 1705, p. 289 bis 330). — Eine Widerlegung des Systems Bayles, wie es hier und im Dictionnaire critique et historique niedergelegt ist, erschien unter dem Titel: Conformité de la Foi avec la Raison, Amsterdam 1705. (Vergl. Nouvelles, März 1705, p. 330—348). Der Verfasser, wohl Jacquelot, ließ 1706 ein Examen de la Théologie de Mr. Bayle in Amsterdam drucken. Vergl. auch die Schmähschrift „Le Philosophe de Rotterdam accusé atteint et convaincu, Amsterdam 1706. — Für die Naturwissenschaft wichtig: Cours de Physique pour l'usage des écoles (auch unter dem Titel Institutiones physicae), Toulouse 1699, 2 Bände.

faltigkeit und Ausdehnung seiner Studien fand Bayle nicht leicht seinesgleichen. „Nie hat ein unbeständiger Liebhaber seine Mädchen öfter gewechselt, als ich meine Bücher,“ sagt er selbst. Er interessierte sich für alles und wußte für alles zu interessieren, aber nie unterwarf er die Freiheit seiner Neigungen und seines Denkens der Autorität irgend eines Glaubenssatzes oder Systems. Dabei war er keineswegs oberflächlich und leichtfertig. Sein Zweifel entsprang weder der Trägheit, noch der Eitelkeit, noch jenem Fanatismus des Unglaubens, der den Philosophen des 18. Jahrhunderts eigen war.

Bis in Voltaires und Rousseaus Zeitalter hinein ragt der Schöngeist Fontenelle (1657—1757), ein Neffe Corneilles. Diese hohe Verwandtschaft und die seit Ende des 17. Jahrhunderts Jahr für Jahr bearbeiteten Jahresberichte der Académie*), deren ständiger Schriftführer Fontenelle von 1699—1741 ab gewesen ist, dürften die gewichtigsten Ansprüche des alten philosophe des ruelles auf die Anerkennung der Nachwelt ausmachen. Als tragischer und komischer Dichter, als Lyriker und Bukoliker, als gewandter Redner und Stilist anerkannt, galt Fontenelle über ein halbes Jahrhundert für Frankreichs geistvollsten Mann. Die Gelehrten schätzten ihn, weil seine akademischen Lobreden (Éloges des Savants, im ganzen 69) ihnen die Bewunderung der Gebildeten sicherten, die Schöngeister — zumal die Damen — liebten ihn, weil seine Gabe, alles allgemein-verständlich darzustellen, sie in den Stand setzte, über alles mühelos mitzureden. Denn interessante Gedanken anderer ausfindig zu machen und mit der Anmut eines gefälligen Stils zu umkleiden, das war Fontenelles wirkliches Verdienst.

Fontenelles ästhetischer Standpunkt ging über den einseitigen Boileaus kaum hinaus. Mit dem frostigen Odendichter Houdart de la Motte**) (1672 bis 1731) erneute er den von Perrault angeregten Streit über die Vorzüge der Alten

---

*) Histoire de l'Académie Royale des Sciences. Über die einzelnen Jahrgänge vergl. die Nouvelles de la République des Lettres, passim. — Œuvres complètes de Monsieur Fontenelle, Paris 1758, Amsterdam 1764 in 12 Bänden. Œuvres diverses, Amsterdam 1701, 3 Bände, neue Ausgabe London 1714. Der erste Band enthält: Nouveaux Dialogues des Morts, nach Lucians Vorbild, mit einem Anhang Jugement de Pluton sur les Dialogues des Morts, der 2. Band die 1686 erschienenen Entretiens sur la Pluralité des Mondes (deutsch von Gottsched, Leipzig 1727) und der 3. Band die Histoire des Oracles. Gegen letztere erschien die geharnischte Gegenschrift Réponse à l'histoire des Oracles de Mr. de Fontenelle, Straßburg 1707. — Choix d'éloges de Fontenelle, p. p. Paul Janet, Paris 1888. — Über den Schriftsteller selbst vergl. Sainte-Beuve, Etude sur Fontenelle, sa vie et ses œuvres, Paris 1852. A. Vinet, Histoire de la littérature française au 18e siècle, Band I, p. 197 ff.

**) Discours sur la Poësie en général et sur l'ode en particulier, Anhang zu Odes de Mr. de la Motte, Paris 1707. Seine bekanntesten Oden sind le Parnasse, l'Astrée, l'Homme, die anderen sind Nachahmungen von Horaz, Pindar und Anakreon. Vergl. La Harpe, a. a. O. Band 13, p. 7 ff., 99 ff. Gegen ihn richtete J. B. Rousseau die Epigramme I, 28 und II, 3. Von seinem Freund Fontenelle singt de la Motte:

und der Neueren*), um darzuthun, daß die Franzosen, und vorzüglich sie selbst, die Römer so weit überträfen, wie die letzteren den Griechen vorangeeilt wären. Indem beide von dem Grundsatze ausgingen, daß die Poesie „die Kunst zu gefallen" sei, dabei sich aber sehr wenig bemühten, zu einer klaren und richtigen Vorstellung von der Natur des „Schönen" zu gelangen, gaben der greise Fontenelle und der blinde de la Motte das gefährliche Beispiel jenes schöngeistigen Geschwätzes, dessen Einfluß sich während des achtzehnten Jahrhunderts in der französischen Litteratur nur allzu bemerklich machte.

Fontenelle, par qui l'Eglogue
Étale de nouveaux appas,
Toi, qu'en l'enjoué Dialogue
Lucien même n'atteint pas.

Ausgabe seiner Œuvres Paris 1754, 7 Bände. Vergl. A. Vinet, a. a. O. I, 234 ff.

*) Der berühmte Streit über „die Alten und die Jungen" entbrannte zuerst infolge einer akademischen Rede eines der fünf Leibdichter Richelieus. Corneille, Racine, Boileau gehörten zu den thatkräftigsten Verfechtern der Anciens, während Ch. Perrault durch eine vierbändige Schrift „Parallèles des Anciens et des Modernes" (1688—1698) Leute wie Chapelain und Scudéry als den alten Klassikern ebenbürtig hinstellte. Aufseiten der Modernen standen mit Fontenelle die Mitarbeiter des Mercure Galant, gegründet 1672. — Vergl. H. Rigault, La Querelle des anciens et des modernes, Paris 1856. Lippold, Überblick über die Querelle des anciens et des modernes, Programm Zwickau 1876. —

Das achtzehnte Jahrhundert.

Einleitung.

Ludwig XIV. hatte nacheinander die Sterne erbleichen sehen, welche den Tagen seines Ruhmes geleuchtet hatten. Unheimliche Einsamkeit umgab den sterbenden König. Fast wäre ihm sein ganzes Geschlecht ins Grab vorausgegangen.

Frankreich erwachte wie aus einem dumpfen Traum. Als Ergebnis aller Kriege und Siege sah es nur Sittenverwilderung und Verarmung, diese in den unteren Volksklassen, jene bei den Vornehmen. Der Mittelstand aber war aufgeklärt und gekräftigt. Von ihm sollten die Neuerungen ausgehen.

Der strahlende Nimbus des Königtums hatte in den letzten Jahren der Regierung durch die Niederlagen und das Verhängnis im Hause der Bourbonen schwer gelitten. Einzelne Kanzelreden der hohen Geistlichkeit (vergl. Massillon) hatten in den letzten Jahren des Königs freimütigen Tadel und eindringliche Warnungen gewagt. Mit dem Tode des Roi-soleil verschwand die Wohlanständigkeit wie eine morschgewordene Tünche und ließ am Hofe des Regenten die Lasterhaftigkeit und Verkommenheit des hohen Adels unverhüllt erscheinen.

Nun begann das schonungslose Rütteln an der althergebrachten Autorität. Durch vereinzelte Aufklärungsschriften, namentlich durch Bayles Dictionnaire, war die denkende Bevölkerung langsam aus der Teilnahmslosigkeit geweckt worden. Bald sah man, wie sehr alles faul war im alten Staatsgebäude, und daß es nicht mehr genügte, die Außenwerke allein aufzugeben. Die hemmenden Fesseln — Censur und Bastillehaft — erbitterten nur die Opposition und lehrten sie allerlei Schleichwege, welche die englischen Freidenker verschmäht hatten. So drangen die Schriften der „Philosophen“ des achtzehnten Jahrhunderts bald durch alle Schichten der Lesewelt. Und diese war nicht mehr gleichbedeutend mit dem Hof. Die Litteratur war nicht mehr höfisch, nicht mehr eine Verkörperung und Verherrlichung des Königtums von Gottesgnaden, sondern sie wandte sich an das gebildete Volk.

Vor dem Königtum hatte die Kirche und mit ihr der geoffenbarte Glaube die Angriffe der Oppositionslitteratur zu erleiden. Denn die Kirche war die beste Bundesgenossin des Fürsten, der das Edikt von Nantes aufgehoben. Die offizielle Heuchelei, welche in den letzten Jahren Ludwigs XIV.

großgezogen worden war, hatte ohnehin ein Ende; rücksichtslos trugen jetzt die Hochstehenden ihre Gleichgiltigkeit gegen Glauben und Sittenlehre zur Schau und lehnten sich offen gegen alles Herkömmliche auf. Noch bei Lebzeiten des frömmelnden Königs war ein Plänklerfeuer zu bemerken gewesen. Saint-Évremond und die leichtfertigen Dichter des „Temple“ (Seite 83) hatten mit beißendem Witz den Kampf begonnen. Bureaux d'esprit thaten sich in den Empfangssälen hochgebildeter Frauen auf. Die ebenso schöne als geistvolle Ninon de Lenclos, die leichtlebige Frau von Tencin, d'Alemberts gewissenlose Mutter, hierauf Frau von Geoffrin (seit 1748), daneben Frau du Deffand und Fräulein de l'Espinasse, noch später Baron Helvétius und Holbach wußten die hervorragendsten Geister der Hauptstadt in regelmäßigen Zusammenkünften um sich zu sammeln, die öffentliche Meinung zu beeinflussen und die Unterhaltungen ihrer Abendgesellschaften zu Orakeln des guten Geschmacks und der Aufklärung zu erheben. Der seichte Unterhaltungston, der in diesen Salons herrschte, spiegelt sich in der Oberflächlichkeit wieder, mit welcher die sogenannten „Philosophen“ über die ernstesten Dinge des Dies- und Jenseits aburteilten. Die Philosophie wurde Modesache. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gab es schon wenig Fürsten mehr in Europa, die nicht teure Korrespondenten anstellten, um den Abhub dieser Gastmahle des neuen französischen „Esprit“ mit nächster Post zu erhalten.

Das erste klassische Denkmal der neuen Ansichten sind die im Jahre 1721 erschienenen „Persische Briefe“ Montesquieus. Aber der ernste und systematische Kampf begann erst im vierten Jahrzehnt des Jahrhunderts, als Voltaire seine philosophischen „Briefe über die Engländer“ veröffentlichte (1734). Von da an bildete der „Haß gegen die Vorurteile“ die wesentlichste Eigenschaft eines Mannes von Geist. Die ungeschickten Verfolgungen des Kardinals Fleury (leitender Minister von 1727—1744) und der Parlamente vermehrten nur den Glanz der neuen Meinungen. Friedrich der Große, Katharina II. (Catherine le Grand), die meisten Fürsten des Nordens und die Blüte des Adels bekannten sich öffentlich zur Aufklärung. Die Verdorbenheit des französischen Hofes, — von 1747—1774 wurde Frankreich durch die Maitressen des Königs regiert —, die beschränkte Frömmelei der Geistlichkeit, die unbillige Härte der Rechtspflege thaten das übrige. So stand von der zweiten Hälfte des Jahrhunderts an die öffentliche Meinung in offenem Kriege mit allen politischen, religiösen und sozialen Überlieferungen. Der Fanatismus des Unglaubens bekämpfte den Fanatismus des Aberglaubens, und das Ende des „philosophischen Zeitalters“ sah die Flut der revolutionären Ideen bereit, alle Dämme zu durchbrechen und alle sittlichen Gewalten der alten Gesellschaft unaufhaltsam mit sich fortzureißen.

Mit den tiefgründigen Grübeleien des siebzehnten Jahrhunderts hatte die neue „Philosophie“ nur den Namen gemeinsam. Bei Erforschung des Problems des Unendlichen stützte sie sich auf Erfahrung und sinnliche Wahr-

nehmung, welche sie als einzige Quellen der Erkenntnis erklärte. Der Autorität der Überlieferung setzte man die des bon sens entgegen. Man glaubte nur, was man ohne Mühe begriff und was den Leidenschaften des Augenblicks schmeichelte. Damit war man im 18. Jahrhundert sicher, zu „reüssieren“, wie man es unter Ludwig XIV. war, wenn man den Großen schmeichelte und die „Regeln“ beobachtete. Bei der Beurteilung des Schrifttums damaliger Zeit muß man dies stets vor Augen haben.

Innerhalb der Reihen der „Philosophen“ sind drei Richtungen deutlich zu erkennen: die an die Engländer sich anschließenden Deisten, welche gegen die übernatürliche Offenbarung sich auflehnen, aber an Gottes Dasein nicht rütteln (Voltaire); dann die nur auf Naturwissenschaft fußenden und einen persönlichen Gott verwerfenden Encyclopädisten und Materialisten, gegen welche sich endlich die idealistische Gefühlsphilosophie (Rousseau) auflehnte. Obwohl sich diese drei Richtungen gegenseitig befehden, sind sie im Kampfe gegen den überkommenen Kirchenglauben einig. „Dies ist der Grund,“ sagt Hettner (a. a. O. Seite 129), „daß trotz der tiefgreifenden Unterschiede ihre Beurteiler sie meist unterschiedslos zusammenwerfen und sie mit demselben Maßstab zu messen pflegen.“

Der Anstoß zum Angriff gegen den im siebzehnten Jahrhundert streng gewahrten Glauben kam aus England.

Lockes „Essay on human understanding“ (1690) führte die Erkenntnis lediglich auf Reflexion und sinnliche Wahrnehmung zurück. Erfahrung und verstandesmäßiger Beweis trat an die Stelle des Autoritätsglaubens, ohne daß die christliche Offenbarung als übernatürliche Erkenntnisquelle unbedingt verworfen wurde. Die klare und leichtverständliche Sprache, in welche Locke sein metaphysisches System hüllte, trug den Skeptizismus in nichtgelehrte Kreise, und das Erscheinen einer Lockeübersetzung erleichterte den französischen Aufklärungsaposteln die Arbeit.

Der einzige Theoretiker der französischen Reformphilosophie, der einzige gründliche Philosoph jener Zeit, ist der Abbé Condillac (1715—1780), dessen Lehren wir daher vorwegnehmen.*) Etienne Bonnot de Mably Condillac baut auf Lockes System weiter und läßt die sinnlichen Wahrnehmungen allein als Quelle der Kenntnisse und Vorstellungen gelten. Die Reflexion und die anderen psychischen Thätigkeiten sind ihm nichts weiter als unvermeidliche, durch die Beschaffenheit unserer Organe notwendiggemachte Folgen jener

*) Condillacs Hauptwerke: Essai sur l'origine des connaissances humaines, Amsterdam 1746, 2 Bände, und Traité sur les sensations, London 1754, 2 Bände. In Grenoble geboren, war er Hofmeister des Infanten von Parma, eines Enkels Ludwigs XV., und von 1768 an Mitglied der Académie. H. Hettner, a. a. O., p. 371 ff. E. Mollweide, Condillac, sa vie et ses œuvres, Programm, Mülhausen 1876. K. Burger, Beiträge zur Beurteilung Condillacs, Programm, Eisenberg 1886.

Wahrnehmungen. Dabei weist er jede Untersuchung über Wesen und Ursprung unserer Seele, als die Kräfte des Menschen übersteigend, zurück. Er begnügt sich damit, die Thätigkeiten des Geistes zu beobachten und ihre Abhängigkeit von einander und von der sinnlichen Wahrnehmung nachzuweisen. Er verwandelt die Metaphysik in eine Experimentalphysik der menschlichen Seele und übergiebt in allen philosophischen Fragen dem „bon sens“ die endgiltige Entscheidung.

Unter dem Einfluß dieser Verneinung auf allen Gebieten stehen die meisten Schriftwerke des achtzehnten Jahrhunderts. Selbst die Dichtung begiebt sich in den Dienst der Aufklärungslehren. Trauerspiele und Lustspiele, Erzählungen und Heldengedichte, ernste und heitre Lyrik sind nur Gefäße, aus denen der berauschende Trank der „Philosophie“ geschlürft wird:

„Pour qui ne les craint point il n'est point de prodiges;
Ils sont l'appât grossier des peuples ignorants,
L'invention du fourbe, et le mépris des grands.“
(Sémiramis 2, 7.)

„Le droit de commander n'est plus un avantage
Transmis par la nature ainsi qu'un héritage;
C'est le fruit des travaux et du sang répandu . .“
(Mérope I, 3.)

Bei einer so scharf ausgesprochenen Tendenz konnte die rein künstlerische Seite der Litteratur nicht gewinnen. Schadenfroher Witz und seichte Leichtverständlichkeit traten an Stelle der ruhigen und gediegenen Würde, der Glattheit und Gefälligkeit der höfischen Schriftsteller des vorausgegangenen Zeitalters.

Darum tritt jetzt in den Vordergrund der Litteratur die Prosa. Ihr lag zunächst die Aufgabe ob, die Lehren der neu anbrechenden Zeit allgemein zugänglich zu machen.*)

---

*) Außer den Seite 10, Anm. genannten Werken und der reichen Zeitschriftenlitteratur [Journal des Sçavans, Mercure de France, Leclerc's Bibliothèque choisie, Bibliothèque ancienne et moderne, Année littéraire, Journal littéraire, Journal encyclopédique etc.], vergleiche man:

Correspondance littéraire, philosophique et critique, par Grimm, Diderot, Raynal, Meister, neu herausgegeben von M. Tourneux, Paris 1877 bis 1882 in 16 Bänden (nach der Gothaer Urschrift).

La Harpe, Lycée ou cours de Littérature, Band 8—16. Barante, De la littérature pendant le 18e siècle, Paris 1819 (neue Ausgabe unter dem Titel: Tableau de la littérature au 18e siècle, Paris 1860). Lacretelle, Histoire de la France au 18e siècle, Paris 1819, 5 Bände. Villemain, Tableau de la littérature française au 18e siècle, Paris 1838, 2 Bände. E. Bersot, Études sur le 18e siècle, Paris 1855. Alex. Vinet, Histoire de la littérature française au 18e siècle, 2. Auflage Paris 1881, 2 Bände. Hermann Hettner, Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts in drei Teilen. II. Teil: Die französische Litteratur im achtzehnten Jahrhundert, 4. Auflage, Braunschweig 1881. Schlosser,

I. Die Philosophen.

1. Montesquieu.

Charles de Secondat, Baron de la Brède et de Montesquieu (1689—1755), auf seines Vaters Schloß in der Nähe von Bordeaux geboren, war der erste Anhänger der neuen Ideen, welcher gegen das Bestehende Sturm lief. Mit fünfundzwanzig Jahren war der junge Baron Rat am Parlament zu Bordeaux und zwei Jahre später als Erbe seines Oheims président à mortier dieses hohen Gerichtshofes. Durch sorgfältige Erziehung und klassische Bildung auf ernste Geistesarbeit glücklich vorbereitet, in der Blüte seines Alters frei von amtlichen Obliegenheiten, — Montesquieu trat 1726 von seinem Amte zurück und siedelte nach Paris über, wo er alsbald Mitglied der Académie wurde (1728) —, durch seinen Reichtum in den Stand gesetzt, mehrjährige Reisen durch Österreich, Ungarn, Italien und nach England zu machen, wo er 1728 und 1729 verweilte und mit den höchsten Kreisen verkehrte, verdankte Montesquieu diesen günstigen äußeren Umständen eine mächtige Entwickelung seiner hohen Geistesgaben.*) Eine gewissenhafte, bescheidene Vorsicht in seinen Urteilen, diese Frucht ernster und gründlicher Arbeit, sowie vollkommener körperlicher und geistiger Gesundheit, unterscheidet ihn sehr zu seinem Vorteil von den meisten philosophischen Schriftstellern des Jahrhunderts. Gleich diesen greift er Vorurteil und Ungerechtigkeit an, wo er sie findet. Aber seine Opposition ist von dem fieberhaften Haß Voltaires ebensoweit entfernt als von Rousseaus übellauniger Sentimentalität. Man glaubt gern, was er von sich selbst sagt, (Pensées diverses, Ausgabe von 1842, I., p. 214), daß er mit seiner Lage stets zufrieden gewesen, daß er sich seines Schicksals niemals geschämt noch das der andern beneidet habe. —

Geschichte des 18. und des 19. Jahrhunderts, mit besonderer Berücksichtigung der geistigen Bildung, 5. Auflage, Heidelberg 1864 ff., 8 Bände. M. Kawczynsky, Studien zur Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, Leipzig 1880. P. Lanfrey, l'Église et les philosophes au 18e siècle, Paris 1856, neu herausgegeben mit Einleitung von Pressensé, Paris 1874. Damiron, Mémoires pour servir à l'histoire de la philosophie au 18e siècle, neu herausgegeben Paris 1858 ff. L. Brunel, Les philosophes et l'Académie française au 18e siècle, Paris 1884. Lescure, La Société française au 18e siècle, Paris 1881. E. Caro, La fin du 18e siècle, Paris 1880, 2 Bände u. a. m.

*) Villemain, Éloge de Montesquieu, von der Académie preisgekrönt 1815 (in Discours et mélanges, Paris 1846). L. Vian, Histoire de Montesquieu d'après des documents nouveaux et inédits, Paris 1878. A. Sorel. Montesquieu (Band 3 von Hachettes Lebensbildern der Grands écrivains français), Paris 1887. — Vergl. Hettner, a. a. O. p. 249 ff. La Harpe, Band 15, p. 46 ff. Ausgaben seiner gesammelten Werke: Amsterdam 1758, 3 Bände, 1772, 7 Bände (neue Auflage 1788), von Auger, 1816 in 6 Bänden, von Lequien, 1818 in 8 Bänden, Œuvres complètes de Montesquieu, ed. Lahure, Paris 1859, 2 Bände; dann bei Hachette, 1865, 3 Bände; von Ed. Laboulaye, Paris 1875 ff., 7 Bände.

Montesquieu begann seine schriftstellerische Laufbahn mit den „Lettres persanes“ (1721).*) Es ist dies das einzige seiner Werke, in welchem die den Schriften jener Zeit eigentümlichen „traits saillants“ sich finden (Einleitung zum „Esprit des lois“). Der Perser Usbek, von seinem Freunde Rika begleitet, geht nach Paris, um die Sitten des Abendlandes kennen zu lernen. Sein Briefwechsel mit den Freunden in Ispahan bildet den Rahmen eines reichhaltigen Gemäldes französischer Zustände, während die eingestreuten Ereignisse eines in Usbeks Harem spielenden Romans die Aufmerksamkeit des gewöhnlichen Lesers in Spannung halten und ihn für seine Lesearbeit entschädigen. Unter der harmlosen Überschrift verbirgt sich bedenkliche Schmuggelware. Die naive Neugierde des biederen Persers macht sich mit allen wichtigen Fragen zu schaffen, welche das achtzehnte Jahrhundert bewegten. Die zwischen der römischen Religion und der seines Propheten angestellten Vergleichungen (Brief 29, 35), die Betrachtungen über die Duldung (Brief 60, 86), über die wirtschaftlichen Folgen des Mönchswesens (118), über die Notwendigkeit der Ehescheidung (117) gaben der Geistlichkeit mancherlei zu denken. Des Verfassers Widerwille gegen den Despotismus, seine Grundsätze einer gemäßigten Freiheit, wie der „Geist der Gesetze“ sie später entwickelte, treten bereits hier kühn hervor (Brief 11—14, 37, 104, 105, 123, 125). Der 107te Brief enthält einen scharfen Ausfall gegen die finanziellen Unternehmungen des Schotten Law, „fils d'Éole, dieu des vents et d'une nymphe de Calédonie“; andere Briefe halten über die Thorheiten und Verkehrtheiten der „Gesellschaft“ Gericht. Man muß den 55., den 63., den 108., den 111. lesen, um von der Herrschaft der Frauen und des nichtigen, espritreichen Geschwätzes in gebildeten Kreisen ein Bild zu gewinnen. Im 26., im 66., im 130. Brief kommen die langweiligen Schöngeister und die geistlosen Bücherschreiber an die Reihe, der 114. Brief schildert meisterhaft

---

*) Nach dem Brauch der Zeit anonym erschienen und in Amsterdam gedruckt. — Hier ein Bruchstück aus Brief 24:

Le roi de France est le plus puissant prince de l'Europe. Il n'a point de mines d'or comme le roi d'Espagne, son voisin; mais il a plus de richesses que lui, parce qu'il les tire de la vanité de ses sujets, plus inépuisable que les mines. On lui a vu entreprendre ou soutenir de grandes guerres, n'ayant d'autres fonds que des titres d'honneur à vendre; et, par un prodige de l'orgueil humain, ses troupes se trouvaient payées, ses places munies et ses flottes équipées.

D'ailleurs ce roi est un grand magicien: il exerce son empire sur l'esprit même de ses sujets; il les fait penser comme il veut. S'il n'a qu'un million d'écus dans son trésor, et qu'il en ait besoin de deux, il n'a qu'à leur persuader qu'un écu en vaut deux, et ils le croient. S'il a une guerre difficile à soutenir, et qu'il n'ait point d'argent, il n'a qu'à leur mettre dans la tête qu'un morceau de papier est de l'argent, et ils en sont aussitôt convaincus. Il va même jusqu'à leur faire croire qu'il les guérit de toutes sortes de maux en les touchant, tant est grande la force et la puissance qu'il a sur les esprits! — Übersetzung der Lettres persanes von Ad. Strodtmann, mit Einleitung von A. Stern, Berlin 1865.

die Stellung des wahren Gelehrten inmitten der „Welt". Schlüpfrige Episoden, die feinsten Bemerkungen und die schlagendsten Einfälle halten überall die Teilnahme wach. Man begreift ohne Mühe den ungeheueren Erfolg des Werkes, sowie die Angriffe, die es der Person des hochgeborenen und hochgestellten Verfassers zuziehen mußte.

Auf die „Lettres persanes" folgt eine lange Ruhepause. Von seinen weiten Reisen zurückgekehrt (1729), suchte Montesquieu die ruhige Abgeschiedenheit seines Schlosses in Brède auf, um seinen Studien über Staats- und Verfassungsgeschichte zu leben. Als erste Frucht dieser Arbeit erschienen 1734 die „Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence," das bahnbrechende Werk der pragmatischen Geschichtsschreibung der Neuzeit. Montesquieu will nicht allein die vaterländischen Tugenden und das Kraftbewußtsein des römischen Volkes beleuchten und die Keime des Verfalls des Weltreichs in seiner naturwidrigen Vergrößerung und in der daraus folgenden Sittenverderbnis nachweisen, sondern das Verständnis der Gegenwart und eine besonnene Zuversicht der trostlosen Zukunft gegenüber vermitteln. Obwohl die Considérations durch die neuere Geschichtsforschung in manchen Punkten überholt und manche von Montesquieu gläubig hingenommenen Thatsachen der römischen Geschichte heute als Erfindung oder Kombination römischer Annalisten nachgewiesen sind, so hat das Buch doch bis heute seinen Wert behalten.*)

Montesquieus reifstes Werk „L'esprit des lois" (1748) eröffnete ein neues Zeitalter der Staatswissenschaft und begründete die konstitutionelle Staatslehre. Vom Grundsatze ausgehend, daß die Menschen „bei der unendlichen Mannigfaltigkeit ihrer Sitten und Gesetze nicht lediglich willkürlichen Einfällen gefolgt sind," untersucht Montesquieu das Verhältnis der Gesetze zu den Vorbedingungen des Klimas, des Bodens, der Hauptbeschäftigungen und

---

*) Vergl. E. Seidel, Montesquieus Verdienst um die römische Geschichtschreibung, Programm Annaberg 1887. Friedrich der Große hielt die „Considérations" sehr hoch. Er schrieb einen Kommentar dazu, der in mehreren der sehr zahlreichen Schulausgaben mit abgedruckt wird. — Eine der berühmtesten Stellen aus den Considérations (Kap. 18) lautet:

„Voici, en un mot, l'histoire des Romains: ils vainquirent tous les peuples par leurs maximes; mais, lorsqu'ils y furent parvenus, leur république ne put subsister; il fallut changer de gouvernement, et des maximes contraires aux premières, employées dans ce gouvernement nouveau, firent tomber leur grandeur.

Ce n'est pas la fortune qui domine le monde: on peut le demander aux Romains, qui eurent une suite continuelle de prospérités quand ils se gouvernèrent sur un certain plan, et une suite non interrompue de revers lorsqu'ils se conduisirent sur un autre. Il y a des causes générales, soit morales, soit physiques, qui agissent dans chaque monarchie, l'élèvent, la maintiennent, ou la précipitent; tous les accidents sont soumis à ces causes; et si le hasard d'une bataille, c'est-à-dire une cause particulière, a ruiné un État, il y avait une cause générale qui faisait que cet État devait périr par une seule bataille. En un mot, l'allure principale entraîne avec elle tous les accidents particuliers."

der angeborenen Eigenart der Völker, sowie ihre gegenseitige Abhängigkeit. Er beginnt mit den Gesetzen, die unmittelbar in der Natur der republikanischen, der monarchischen, der despotischen Regierungsform ihren Grund haben, untersucht dann das treibende „Prinzip" dieser Regierungsformen, d. h. die menschlichen Leidenschaften, welche sie in Bewegung setzen, und findet, daß die Demokratie ihre treibende Kraft in der politischen Tugend hat, in der Liebe zum Vaterlande und zur Gleichheit, daß die Aristokratie durch den Geist der Mäßigung gedeiht, daß die „Ehre" die monarchische Verfassung aufrecht erhält, und daß der Despotismus endlich nur durch die Furcht bestehen kann. Mit wunderbarem Scharfblick hat Montesquieu einen unerschöpflichen Reichtum von Thatsachen überschaut und alles, was er behauptet, durch trefflich gewählte Beispiele belegt. Sodann prüft der Verfasser die Folgerungen dieser „Prinzipien" in Bezug auf alle Teile der Gesetzgebung. Politik, Rechtsverfassung, Handel, Gewerbe, Religion, Kriegskunst, Volkserziehung, alle Interessen der zivilisierten Gesellschaft finden in einem mäßigen Oktavbande ihre Stelle. Dabei wird vieles mehr angedeutet, als vollständig entwickelt, und geht der Verfasser oft mit lakonischer Kürze über Bemerkungen weg, in denen er das Ergebnis einer langen Reihe von Betrachtungen niederlegt. Aber gerade dieses Maß, diese Sparsamkeit in der Fülle des Reichtums bilden einen wesentlichen Reiz des bis in seine Unvollkommenheiten bewundernswerten Meisterwerks.

Es versteht sich, daß eine Arbeit dieses Gepräges nicht im Sinne Voltaires, Rousseaus und der Encyklopädisten revolutionär sein kann. „Ich schreibe keineswegs," sagt Montesquieu, „um die Einrichtungen irgend eines Landes zu bekritteln, und man wird aus meinem Buche ersehen, daß nur diejenigen Veränderungen vorschlagen dürfen, welche von der Natur so begünstigt sind, daß sie mit genialem Blick die ganze Verfassung eines Staates überschauen." Doch ist diese weise Mäßigung weit entfernt von blasierter Gleichgiltigkeit gegen Sittlichkeit und Recht. Verachtung und Haß gegen den Despotismus, hohe Achtung vor den politischen Tugenden der Alten und entschiedene Vorliebe für eine verständige und gemäßigte Freiheit, wie England sie bereits damals besaß (Kap. 6 des XI. Buches) — das sind die Gesinnungen, welche der „Geist der Gesetze" überall vertritt.*)

Die Tragweite des „Geistes der Gesetze" ist heute eine ganz andere, als die des Rousseauschen „Contrat social", von welchem ein Jahrzehnt später eine gewaltige Erregung ausging. Die stürmischen Wogen, die Rousseau

*) De l'Esprit des loix, Genève, Barillot et fils 1748 (anonym). Vergl. Destutt de Tracy, Commentaire sur l'Esprit des lois de Montesquieu, neue Ausgabe, Paris 1819. — So großartiges Aufsehen erregte das Werk, daß in anderthalb Jahren 22 Auflagen erschienen (Hettner, a. a. O. Seite 260). Die zahlreichen Angriffe wies Montesquieu in einer „Défense de l'Esprit des Loix" (2 Bände) mit vornehmer Ruhe ab. — Schulausgaben der Bücher I—V von Edg. Zévort, Paris 1887, von P. Janet, ebenda.

erregt hatte, haben sich beruhigt, aber Montesquieus „Geist der Gesetze" wirkt noch fort in den Grundlehren des Staatsrechts.

Die erzählenden Dichtungen Montesquieus können mit Stillschweigen übergangen werden.

2. Voltaire.

Kein Schriftsteller verkörpert den Geist und die Fehler seines Volkes und seines Zeitalters so vollständig wie François-Marie Arouet, genannt de Voltaire (1694—1778). Seine Jugend ragte noch in das Siècle de Louis XIV hinein, in seinen letzten Jahren konnte er die Verwirklichung des Fortschritts- und Duldungsideals vorausahnen; seine weitumfassende Thätigkeit hat auf allen Gebieten anregend gewirkt. „Nommer Voltaire, c'est caractériser tout le 18e siècle," sagt Victor Hugo in seinem Lapidarstil.*)

François-Marie Arouet wurde am 21. November 1694 zu Paris geboren. Sein Vater, Schatzmeister am Königlichen Rechnungshof (trésorier de la Chambre des Comptes), verlor seine Gattin 1701 und brachte den jungen François-Marie 1704 im Jesuitenkollegium Louis-le-Grand

*) Zu Voltaires Leben vergleiche man die Denkwürdigkeiten seiner beiden Sekretäre Wagnière und Longchamp, Mémoires sur Voltaire et sur ses ouvrages, Paris 1826, 2 Bände; dann Collini, Mon séjour auprès de M. de Voltaire, Paris 1806 (1780 geschrieben); ferner Voltaires Commentaire historique (1776 herausgegeben), seine 1759 verfaßten Mémoires pour servir à la vie de Mr. de Voltaire (Amsterdam 1784), und vor allem seinen weitausgedehnten Briefwechsel mit über 11000 Nummern in 18 Bänden der Molandschen Ausgabe. Ausgewählte Briefe von Moland, Paris 1872, L. Brunel, Paris 1885, von G. Feugère, 1886 ꝛc. Lettres inédites, recueillies par A. de Cayrol et annotées par A. François, Paris 1856, 2 Bände. — Vergl. Formey, Souvenirs d'un citoyen, Paris 1789, 2 Bände. — Über die zahlreichen Pamphlete gegen Voltaire vergl. Mahrenholtz, Voltaire im Urteil seiner Zeitgenossen, Oppeln 1883. Das zugänglichste deutsche Pamphlet ist H. L. Wagner, Voltaire am Abend seines Todestags, 1778, wiederabgedruckt in B. Seufert, Deutsche Litteraturdenkmäler, Heilbronn 1880, Heft 2. — Erste Voltairebiographie [Du Vernet], Vie de Voltaire, o. O. 1787; gleichzeitig Condorcet (wiederabgedruckt 1838 in 2 Bänden und in der Ausgabe von Moland), deutsch von D. H. Stöver, Berlin 1791. Sabatier (de Castres), Vie polémique de Voltaire, ou histoire de ses proscriptions, Paris 1802. Lepan, Vie politique, littéraire et morale de Voltaire, Paris 1817. Lord H. Brougham, Voltaire et Rousseau, avec des lettres inédites, Paris 1845. F. Bungener, Voltaire et son temps, Paris 1851, 2 Bände. Maynard, Voltaire, sa vie et ses œuvres, Paris 1867. Perey et Maugras, La vie intime de Voltaire, d'après des lettres et des documents inédits, Paris 1885. D. F. Strauß, Voltaire, sechs Vorträge, Leipzig 1870. H. Hettner, a. a. O. Seite 144 ff. — Die zwei grundlegenden Werke für Voltaires Leben sind 1) Desnoiresterres, Voltaire et la société au 18e siècle, Paris 1867—1875, 7 Bände; 2) R. Mahrenholtz, Voltaires Leben und Werke, Oppeln 1885, 2 Bände. — Tendenziöse Darstellung bei Kreiten (S. J.), Voltaire, ein Charakterbild, Freiburg 1885, 2. Auflage. Vergl. auch R. Mahrenholtz, Voltairestudien, Oppeln 1882; Derselbe, Voltaire im Urteile seiner Zeitgenossen, Oppeln 1883. Louis Mohr, Les centenaires de Voltaire et de J. J. Rousseau (30 mai—2 juillet 1878), aperçu bibliographique, Paris 1878, giebt ein vollständiges Verzeichnis der Flut von Tagesschriften, welche das in die Zeit der Weltausstellung fallende Doppeljubiläum hervorrief.

unter, dessen Zögling auch Molière gewesen war. Hier genoß er bis zu seinem sechszehnten Jahre den Unterricht der Patres Tournemine, Porée und Thoulié (mit seinem Schriftstellernamen Abbé d'Olivet) zugleich mit den beiden d'Argenson und anderen vornehmen Jünglingen, um sich alsdann der Rechtswissenschaft zu widmen.

Die Studentenjahre des jungen Arouet waren sehr stürmisch. Zum corpus juris fühlte er sich nicht sonderlich hingezogen. Dagegen führte ihn sein Pate, der Abbé Châteauneuf, in die feine Pariser Gesellschaft ein. Im freigeistigen Zirkel des „Temple" wurden Arouets erste Verse von leichtfertigen Männern wie der Herzog von Sully, der Marquis de la Fare, der Abbé Chaulieu, bewundert. Seinem natürlichen Beruf getreu, hielt der junge Poet mutig Stand gegen das Andrängen und die Drohungen seines Vaters, erfreute die mit den herrschenden Zuständen zerfallene Gesellschaft durch seine Satiren und durch seinen Geist und gab dabei mehr Geld aus, als gut war. Der Versuch, ihn durch Entfernung aus Paris zu bessern, gelang nicht. Der Marquis von Châteauneuf, französischer Gesandter im Haag, nahm das leichtsinnige Patenkind seines verstorbenen Bruders als Pagen mit nach Holland (1713), mußte aber den Jüngling wegen eines Liebeshandels bald zurückschicken. Den Befehlen seines Vaters nachgebend, trat dann Arouet in die Schreibstube eines Notars als clerc ein, ohne jedoch seine dichterischen Pläne und Beschäftigungen ganz aufzugeben.

Seine geistreichen Ausfälle und einige unvorsichtige Verse zogen ihm 1716 eine Verbannung nach Sully-sur-Loire zu, wo er die Gunst des Herzogs von Sully gewann. Eine scherzhafte Epistel an den Regenten bewirkte schon 1717 seine Rückberufung nach Paris. Aber noch in demselben Jahre 1717 wurde Arouet wegen eines lateinischen Pasquills gegen die Regierung in die Bastille geschickt, die er erst nach elf Monaten (1718) verlassen durfte. Während der milden Haft arbeitete der Dichter an der „Henriade". Am 18. November desselben Jahres hatte sein erstes Trauerspiel „Oedipe" den glänzendsten Erfolg, den man seit Racine auf der französischen Bühne gesehen hatte. Das Stück erlebte fünfundvierzig Vorstellungen hintereinander; die Herzogin von Orleans, Mutter des Regenten, nahm die Widmung desselben an; der junge Arouet, den der Adel mit seinen Huldigungen umgab, fing an „de Voltaire" zu unterzeichnen, — letzteres ist wahrscheinlich Anagramm aus Arouet l. j. (le jeune)*) — wie einst der Sohn des Hoftapeziers Poquelin den Namen Molière angenommen hatte.

Ein neues Exil, welches eine gegen den Herzog von Orleans gerichtete Satire „les Philippiques" ihm zuzog, an welcher er übrigens völlig unschuldig war, vermehrte nur Voltaires Ruf. Der Provinzialadel tröstete ihn

*) Die Thatsache steht nicht fest. Vergl. Mahrenholtz, a. a. O. p. 60. Die lettre de cachet vom 17. Mai 1717, durch welche Arouet in die Bastille kam, ist auf le sieur Harrouët fils ausgestellt.

durch die glänzendste Gastfreundschaft. Nach dem Tode seines Vaters (1722) machte er mit Frau von Rupelmonde, der „Urania“ seiner Gedichte, eine Reise nach Holland, wo er für die Herausgabe seiner „Henriade“, die ihn seit 1716 beschäftigte, thätig war. Dieses Epos sollte Ludwig XV. gewidmet werden. Aber die französische Regierung antwortete auf die Bitte um ein Privilegium mit dem Verbot des Verkaufs. „Ich habe,“ schrieb Voltaire, „in meinem Gedichte zu sehr den Geist des Friedens und der Duldung in Sachen der Religion empfohlen, ich habe dem römischen Hofe zu viele Wahrheiten gesagt, ich habe zu wenig Galle gegen die Reformierten gespritzt, um hoffen zu können, daß man mir erlauben würde, in meinem Vaterlande ein Gedicht zum Lobe des größten Königs drucken zu lassen, den Frankreich jemals gehabt hat.“ So wurden denn die neun ersten Bücher der Henriade heimlich in Rouen gedruckt (1723). Man las sie nur um so lieber, und der Ruhm des jungen Dichters nahm schnell zu. Die Gunst der Frau de Prie, der Geliebten des verstorbenen Regenten, öffnete ihm die Hofkreise, er erhielt auch von Ludwig XV. ein Jahrgehalt und schien auf dem Wege zu Glück und Gunst, als sein reizbares Ehrgefühl ihn in ein Leben voller Kämpfe und Aufregungen zurückwarf. Im Jahre 1722 hatte Voltaire wegen einer spöttischen Bemerkung, die er beim Kriegsminister an der Tafel fallen ließ, von einem Hauptmann Beauregard Thätlichkeiten zu erdulden gehabt. Im Dezember 1725 fragte ihn ein Chevalier de Rohan anläßlich eines Besuchs im Theater: „Comment vous appelle-t-on décidément? Est-ce mons Arouet ou mons de Voltaire?“ „Monsieur le chevalier,“ fertigte ihn Voltaire ab, „il vaut mieux se faire un nom que de traîner celui qu'on a reçu.“ Voltaire hatte die Lacher auf seiner Seite; aber der „Ritter“ rächte sich. Er ließ seinen Gegner, der einige Tage später bei dem Herzoge von Sully speiste, herausrufen und von seinen Lakaien durchprügeln, wobei er aus dem Wagen ihnen zurief: „Haut zu, haut zu, aber schont den Kopf; es kann noch etwas Gutes herauskommen.“ Als Voltaire, der bürgerliche Dichter, nachher allen Ernstes für die Beleidigung Genugthuung verlangte und zu dem Zweck sogar fechten lernte, steckte man ihn auf Veranlassung der Angehörigen des „Ritters“ mittels einer neuen lettre de cachet in die Bastille (17. April 1726), entließ ihn aber nach zwei Wochen unter der Bedingung, daß er nach England in die Verbannung ginge. Man darf sich nicht wundern, daß er nach dieser bitteren Erfahrung über die heimischen Rechtszustände dort in der besten Stimmung ankam, sich über die Vorzüge der englischen Freiheit, welche er in seiner „Henriade“ bereits verherrlicht hatte, willig unterrichten zu lassen.

Die Verbindung mit dem 1725 zurückgerufenen Lord Bolingbroke, den er als Verbannten in Frankreich kennen gelernt hatte, ebnete dem jungen Dichter der „Henriade“ die Wege. Er trat in Beziehungen zu den Vertretern der englischen Aufklärungslitteratur, machte sich mit den englischen Verhältnissen

und mit Shakespeares Theater vertraut und erhielt überhaupt in England eine Menge fruchtbarer Anregungen. So brachten ihn die Erzählungen des Sekretärs Fabrice, der Karl XII. in der Türkei begleitet hatte, auf den Gedanken, die Geschichte des Schwedenkönigs zu schreiben. Die Subskription auf die „Henriade“, die er jetzt vollständig herausgab, setzte ihn wieder in den Besitz eines beträchtlichen Kapitals, das er durch glückliche Finanzspekulationen aller Art beständig vermehrte. Als Voltaire 1729 nach Frankreich zurückkehrte, war er in den Grundsätzen des Deismus und der Toleranz befestigt, mit einem Schatz neuer Gedanken bereichert und fest entschlossen, dieselben nach Kräften zu verbreiten. Die Feindseligkeit der regierenden Kreise flößte ihm keine versöhnlichere Stimmung ein. Darum beherrscht seit dieser Zeit eine polemische Tendenz fast alles, was er schrieb: Tragödien, Romane, Gedichte, Geschichte und didaktische Prosa, alles strebte demselben Ziele zu. Was seine Werke dabei an Kunstwert verloren, das gewannen sie doppelt an individuellem Leben und an nachhaltigem Einfluß auf die öffentliche Meinung.

Schon das Trauerspiel Brutus (1730), besonders aber die „Lettres sur les Anglais“, die 1732 vollendet, 1734 gedruckt und in den vollständigen Ausgaben in das Dictionnaire philosophique aufgenommen wurden, brachten die Theologen und Juristen in Aufruhr; dafür gefielen sie dem hohen Adel, dem es nicht in den Sinn kam, es könnte auch dem gemißachteten Volke eines Tages einfallen, an dem Kritik zu üben, was man in den feinen Salons zu verhöhnen pflegte. Die Regierung verbot die Geschichte Karls XII. aus Rücksicht auf den sächsischen Hof, weil August II. darin keine schöne Rolle spielt (1731), und zwang den Verfasser, wieder zu heimlichem Neudruck und Vertrieb seine Zuflucht zu nehmen, was den Erfolg nur vermehrte. Bald sammelten sich neue Wolken über Voltaires Haupt. Die „Epistel an Urania“ (Frau von Rupelmonde), 1722 geschrieben, aber 1732 gedruckt, ärgerte die Geistlichkeit; der Temple du goût (1733), eine kritisch-satirische Musterung der zeitgenössischen Litteratur, verfeindete Voltaire mit den Schriftstellern, und endlich setzten seine zahlreichen Gegner und Feinde nach Veröffentlichung der Lettres philosophiques sur les Anglais durch, daß im Mai 1734 ein Verhaftsbefehl gegen Voltaire erlassen und das leichtfertig ironische, gefährliche Buch selbst von Henkershand verbrannt wurde.*)

Der gewandte Voltaire wußte sich diesem neuen Haftbefehl zu entziehen, von dem er durch mächtige Gesinnungsgenossen Wind bekommen hatte. Nach mehrfachem Hin- und Herreisen landete er zuletzt in Cirey in der Champagne. Hier, auf dem Schloßgut des Marquis de Châtelet, dessen emanzi-

*) Zuerst erschienen die „Lettres sur les Anglais“ in englischer Übersetzung London 1733, dann wurden sie heimlich in Rouen, Paris und Amsterdam gedruckt. Der ganze Handel über die Herausgabe dieser Briefe ist sehr wenig ehrenvoll für Voltaire. Die Erbitterung der Geistlichen und der weltlichen Obrigkeiten über dieselben erklärt sich unter anderm aus der rücksichtslosen Besprechung von Pascals Pensées im letzten Briefe.

pierte Gattin er in Paris kennen gelernt hatte, begann für Voltaire eine arbeitsvolle Zeit. Fünf volle Jahre (1734—1739) war er fast ohne Unterbrechung der Gast seiner „angebeteten Emilie", und trotz verschiedener Störungen dauerte das freundschaftliche Verhältnis bis zum Tode der hochgelehrten Marquise (1749) fort.

Voltaires unermüdliche und vielseitige Thätigkeit umfaßte mit gleichem Eifer Mathematik, Physik, Geschichte, Philosophie und schöne Litteratur. Die „Éléments de la philosophie de Newton" (1738)*), der erste und trefflich gelungene Versuch, die Entdeckungen des großen Forschers volkstümlich darzustellen und den Cartesianismus zu stürzen; das „Essai sur la nature du feu" (1738), die „Doutes sur la mesure des forces motrices et sur leur nature" (1741), das berühmte „Essai sur l'esprit et les mœurs des nations" (1756 gedruckt, aber schon in Cirey für Emilie geschrieben), die Anfänge des „Siècle de Louis XIV", das „Traité de métaphysique" (1735), die Tragödien Alzire (1736), Mahomet (1739), Mérope (1743), Sémiramis (1748), endlich das komische Heldengedicht La Pucelle d'Orléans — das sind die Früchte dieser ländlichen Zurückgezogenheit in Cirey, ein getreues Abbild jenes Gemisches von ernsten Studien, von Begeisterung für Wahrheit und Menschlichkeit einerseits und andererseits von Eitelkeit, Genußsucht und schamloser Frivolität, das der auserlesenen Gesellschaft des „philosophischen Jahrhunderts" eigentümlich ist.**) Voltaires Weltanschauung wurde hier durch eifriges Studium der englischen Philosophen gefestigt und wanderte in Versen und in Prosa in die weite Welt hinaus.

In diese Zeit des Aufenthalts in Cirey fallen auch die ersten Beziehungen zu dem fürstlichen Denker, welcher 1740 als Friedrich der Große den preußischen Thron bestieg. Kronprinz Friedrich war ein aufrichtiger Verehrer Voltaires und rechnete es sich zur Ehre an, mit dem berühmten Philosophen im Jahr 1736 in einen Briefwechsel treten zu dürfen, der später zur Berufung Voltaires nach Berlin führte. Vom Tode Friedrich Wilhelms I. (1740) an verging aber noch ein Jahrzehnt, bis Voltaire in Berlin einzog. Die Verbindung mit dem jungen König sollte dem eitlen Mann zunächst zu der ersehnten politischen Bedeutung verhelfen. Sogleich nach Friedrichs Thronbesteigung hatte Voltaire ihn im September 1740 in Moyland bei Cleve besucht, im November desselben Jahres war er als Gast in Rheinsberg, nach dem Frieden zu Breslau 1742 sah er den König in Aachen;

*) Voltaires „Élémens de la philosophie de Newton mis à la portée de tout le monde", Amsterdam 1738, hat Goethe in der Geschichte der Farbenlehre besprochen (Band 26, Seite 320 Hempel).

**) Vergl. Mme de Grafigny, Vie privée de Voltaire et Madame du Châtelet, Paris 1820. — Über die naturwissenschaftlichen Schriften vergl. Dubois-Reymond, Voltaire in seinen Beziehungen zur Naturwissenschaft, Festrede Berlin 1868. M. Saigey, La physique de Voltaire, Revue des deux Mondes, 1. Januar 1869. J. Soury, Portraits du 18e siècle, Voltaire physicien, Paris 1879.

1743 hatte er sich sogar durch den Minister d'Argenson, seinen Jugendfreund, „in geheimer diplomatischer Mission" nach Potsdam schicken lassen, um Friedrich zu neuem Kriege gegen Österreich zu bewegen. Der König hatte nur immer dem Dichter geschmeichelt und den Diplomaten Voltaire nicht ernst genommen.

Die folgenden Jahre zeigen Voltaires Chamäleonsnatur. Als es mit der Diplomatie nichts war, versuchte der Philosoph, durch Kriecherei zum Ziel zu gelangen. Durch den Einfluß der litterarisch gebildeten Pompadour, welche ihm wohl wollte, empfing Voltaire den Auftrag, zur Vermählung des Dauphin (1745) ein Theaterstück zu schreiben. Er verfaßte die Comédie-ballet „Princesse de Navarre" und schmeichelte dann dem Könige durch eine Ode auf die Schlacht bei Fontenoi, die eine Menge Parodien und Verspottungen erlebte. Schließlich brachte er ihn in dem „Temple de la Gloire" als — Trajan auf die Bühne! Zur Belohnung wurde er mit einem Gehalt von 2000 Franken zum „Geschichtschreiber" des Königs und zum Kammerherrn ernannt. Um in der Akademie zugelassen zu werden, schmeichelte er den in dieser gelehrten Körperschaft allmächtigen Jesuiten: er erbot sich, seine Werke dem Urteile der Kirche zu unterwerfen, nachdem er schon seinen „Mahomet" dem Papst gewidmet hatte. Nach Erledigung des Sitzes des Präsidenten Bouhier (1746) erreichte er seinen Zweck.*) Zwei Jahre später führte der Ärger, sich am Hofe von dem mittelmäßigen Tragödienschreiber Crébillon verdunkelt zu sehen — die wahren Gründe dieser Ungnade sind nicht ganz klar —, ihn nach Cirey und von da an den Hof des früheren Polenkönigs Stanislaus Lesczinsky nach Lunéville und Nancy zurück.

Erst der Tod der Marquise de Châtelet (1749) gab Voltaire der Welt zurück. Doch war ihm Frankreich auch durch erbitterte Federkriege ungemütlich geworden (Fréron, Piron), so daß er den erneuten Aufforderungen Friedrichs des Großen gern folgte, welcher Berlin zu einem zweiten Paris zu erheben und zum Mittelpunkt der philosophischen Aufklärung zu machen hoffte.**)

Für Voltaire ist der Aufenthalt am preußischen Hofe von weittragender Bedeutung. Denn nun war er an keine Rücksichten mehr auf den franzö-

---

*) Aufgenommen wurde Voltaire den 9. Mai 1746. Seine Aufnahmsrede mit der Antwort seines früheren Lehrers Abbé d'Olivet erregte wiederum vorlauten Spott seiner Feinde. Er wurde bald darauf auch Mitglied der Akademien zu Petersburg und zu Florenz.

**) J. Venedey, Friedrich der Große und Voltaire, Leipzig 1859. Bénard, Frédéric II et Voltaire, Paris 1878. D. F. Strauß, a. a. O. p. 122 ff. Oncken, Das Zeitalter Friedrichs des Großen, Band I, 564 ff. Das Verhältnis wurde dramatisch behandelt von O. Hahn, Voltaire am Hofe Friedrichs des Großen, Stuttgart 1883. Einen sehr handlichen Auszug aus dem Briefwechsel Voltaires mit Friedrich dem Großen (1736—1778), von dem im ganzen 572 Nummern durch Druck bekannt wurden (301 Nummern von Friedrich an Voltaire), gab Otto Hoffmann heraus: Correspondance de Frédéric le Grand avec Voltaire, Leipzig 1889 (Band 46 der Rengerschen Schulbibliothek). —

sischen Hof und die Geistlichkeit, auf Zensur und Polizei gebunden; nun konnte er mit offenem Visier den Glauben und den Aberglauben, die Ausschreitungen des Absolutismus auf allen Gebieten bekämpfen. Am 10. Juli 1750 traf Voltaire in Potsdam ein. Die aufrichtige Freundschaft des Königs, ein bedeutendes Gehalt (1000 Friedrichsd'or nebst Wohnung, Tafel und Equipage) und glänzende Ehren schienen ihn für immer an Friedrich fesseln zu müssen. Aber nur zu bald entzweiten ihn sein Hang zur Satire und die seltsamen Widersprüche seines unzuverlässigen Charakters mit dem etwas militärisch-schroffen Philosophen von Sanssouci, ebenso mit seinen französischen Kollegen von der Berliner Akademie. Nachdem er mit einer boshaften Spottschrift (Histoire du docteur Akakia et du natif de Saint-Malo) Friedrichs Schützling, den Präsidenten Maupertuis, öffentlich beleidigt hatte, verließ er Potsdam 1753 mit Erlaubnis des Königs. In Frankfurt verhaftete man den Flüchtigen, um ihn zur Herausgabe der mitgenommenen vertraulichen Gedichte Friedrichs zu zwingen, ein rücksichtsloses Verfahren, welches Voltaire seinem gekrönten Freunde trotz aller Aussöhnungen nie wieder verziehen hat.*)

Nach kurzem Aufenthalt im Elsaß (Straßburg und Colmar), dann in Lyon, nachdem er auch die Markgräfin Wilhelmine von Baireuth, Friedrichs Schwester, auf einer Reise nach Prangins begleitet, ließ sich Voltaire 1755 in Les Délices, einem Landhause bei Genf, nieder. Doch zwang ihn die Intoleranz der Genfer Calvinisten, die an seinem Privattheater Anstoß nahmen, dasselbe im Jahre 1758 mit Ferney im Ländchen Gex, eine Meile von Genf, zu vertauschen. Ein sehr ansehnliches Vermögen sicherte ihm dort eine glänzende und glückliche Unabhängigkeit. Von den Huldigungen Europas umgeben, widmete er die zwanzig Jahre dieser glänzenden Zurückgezogenheit einem durch das Alter nicht geschwächten, vielseitigen litterarischen Wirken. Der Haß, von dem er von Jugend auf gegen „Aberglauben" und „Vorurteile" erfüllt war, nahm beständig zu und artete endlich zu einem wahren Fanatismus des Unglaubens aus. „Je suis las," sagte er einst, „de leur entendre répéter que douze hommes ont suffi pour établir le christianisme. J'ai envie de leur prouver qu'il n'en faut qu'un pour le détruire." Und das war mehr als ein witziger Einfall. Condorcet, sein unbedingter Bewunderer, beschreibt diese grundstürzenden Bestrebungen vielleicht besser, als er glaubt. „Die Kritik der Werke," sagte er, „welche die Christen für göttliche Eingebung halten, die Geschichte der Glaubenssätze, die seit der Entstehung dieser Religion allmählich eingeführt sind, die blutigen oder lächer-

*) Über die Ereignisse in Frankfurt vergl. Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten, VIII, Seite 173 ff., St. René-Tallandier in Revue des deux Mondes, 15. April 1869, Seite 836 ff. — Die schmutzige Prozeßangelegenheit mit dem Juden Hirschel bespricht Mahrenholtz (a. a. O. II, 5 ff.) an der Hand der Urkunden in Kleins Annalen der Gesetzgebung, Band V, 215 ff., Berlin 1790.

lichen Kriege, die sie erregt haben, die Wunder, die Prophezeiungen, die Legendengeschichten, die im Namen Gottes gebotenen Metzeleien, die Scheiterhaufen, die Schaffotte, welche Europa auf Befehl der Priester bedeckten, der Amerika entvölkernde Fanatismus, das unter dem Mordstahl fließende Königsblut: alle diese Dinge kehren in seinen Werken unaufhörlich wieder, unter tausend verschiedenen Farben. Er erregte Entrüstung, er entlockte Thränen, er verschwendete höhnenden Witz. Man knirschte über eine Schandthat, nachdem man eben über eine Abgeschmacktheit gelacht." Der Haß der Priester schreckte ihn nicht. Denn er setzte, wie Condorcet an einer andern Stelle naiv ausspricht, „dem Geschrei der Fanatiker die Gunst der Fürsten entgegen." In der That, obwohl die letzten Schlußfolgerungen aus seiner Lehre sich ebensogut gegen den Absolutismus, wie gegen die Hierarchie wenden mußten, verstand es Voltaire vortrefflich, den einen der beiden Gegner zu schonen und selbst ihm zu schmeicheln, um sich seines Schutzes gegen den andern zu bedienen. Die Fürsten jener Zeit, die großenteils mit Reorganisation der Verwaltung ihrer Staaten beschäftigt waren, sahen in der Geistlichkeit nur den natürlichen Verbündeten der Feudalaristokratie und ein Hindernis für ihre finanziellen Neuerungen. Weit entfernt von dem Argwohn, daß der einmal geweckte Unabhängigkeitsgeist sich eines Tages gegen sie selbst wenden könnte, verehrten Friedrich II., Katharina von Rußland, die Könige von Dänemark, von Polen, von Schweden Voltaires Werke. Sie überhäuften den Verfasser mit Geschenken und Gnadenbeweisen und warfen ihren mächtigen Einfluß zwischen ihn und die Verfolgung. „Il avait formé dans l'Europe une ligue dont il était l'âme et dont le cri de ralliement était: raison et tolérance." Und es wäre ungerecht zu verkennen, daß alle Freunde der Vernunft und der Duldung den unermüdlichen Anstrengungen des Philosophen von Ferney, des Patriarchen der Aufklärung, in der That zum größten Dank verpflichtet sind. Schwerlich entging ein Akt priesterlicher Verfolgung in irgend einem Lande seiner Wachsamkeit. Dann zog er die Schuldigen vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung, setzte Himmel und Erde in Bewegung und wurde nicht müde, ehe dem Recht Genüge geschah. Sein mutiges und uneigennütziges Auftreten gegen den Justizmord, der an Jean Calas und Sirven begangen wurde, und im Prozeß gegen de la Barre,*) seine gewichtige Verwendung für die unterdrückten Bauern der Abtei

*) Jean Calas, Calvinist in Toulouse, war 1762 gerädert worden auf die widersinnige und gänzlich unbewiesene Anklage hin, daß er seinen zum Trübsinn geneigten Sohn ermordet, um dessen Übertritt zum Katholizismus zu hindern. Voltaire gab der Familie des Unglücklichen eine Zufluchtsstätte und erlangte am 9. März 1765 die Revision des Prozesses, die Aufhebung des Urteils und die Wiedererstattung des eingezogenen Vermögens. Vergl. A. Coquerel, Jean Calas et sa famille, étude historique, Paris 1869. — Ein gleiches Schicksal drohte dem Landmesser Sirven in Castres, als Voltaire sich der Familie annahm. — De la Barre und d'Etallonde, zwei junge Offiziere, waren angeklagt, ein Kruzifix umgeworfen und unanständige Reden

St. Claude in der Freigrafschaft Burgund, — das sind edle Züge, welche manchen häßlichen Fleck in Leben und Charakter des eitlen und leicht erregbaren Mannes tilgen und welche zeigen, daß Voltaire auch die herrlichen Worte seines Lehrgedichts „Discours sur l'homme“

Les miracles sont bons; mais soulager son frère,
Mais tirer son ami du sein de la misère,
Mais à ses ennemis pardonner leurs vertus,
C'est un plus grand miracle — et qui ne se fait plus

in Wirklichkeit umzusetzen verstand. Von seinem großen Vermögen machte er edlen Gebrauch. Das Dörfchen Ferney erhob er zu einem betriebsamen Marktflecken und baute daselbst eine katholische Kirche mit der stolzen Inschrift „Deo erexit Voltaire.“ Eine Großnichte Corneilles nahm er in sein gastliches Haus auf und überließ ihr großmütig den Ertrag einer im Auftrag der Akademie veranstalteten kritischen Ausgabe des großen Dramatikers, — die ihm allerdings zugleich in seinem Kampf gegen die aufkommende Shakespeareverehrung dienlich war.*)

Der Gutsherr von Ferney war zwei Jahrzehnte hindurch der belebende Mittelpunkt des geistigen Lebens seiner Zeit. Mit fürstlichen Gönnern und Gönnerinnen stand er in Briefverkehr (z. B. Fürstin von Anhalt-Zerbst und deren Tochter Katharina II., die nordische Semiramis, Herzogin Luise Dorothea von Gotha, Markgräfin Karoline Luise von Baden-Durlach), ebenso wie mit den hervorragendsten Männern der Hauptstadt.**) Selbst die Beziehungen zu seinem ehemaligen Freunde in Sanssouci wurden angeknüpft.

Anfangs 1778 entschloß sich der vieux malade de Ferney — so unterzeichnete er häufig —, noch einmal Paris zu besuchen, ungeachtet seiner 84 Jahre und der Strenge der Jahreszeit. Die Hauptstadt empfing ihn wie einen Triumphator. Wo er sich zeigte, umgaben ihn die Huldigungen der Menge. Man rottete sich vor seinen Fenstern zusammen und wartete stundenlang auf das Glück, ihn für ein paar Augenblicke zu sehen. Eine förmliche Apotheose erwartete ihn im Theater bei der Vorstellung seines letzten Stückes „Irene.“ Am Ende

über religiöse Gegenstände geführt zu haben. D'Etallonde entfloh, de la Barre dagegen wurde am 5. Juni 1766 gefoltert und hingerichtet. Voltaire nahm sich des Flüchtigen an und brandmarkte die Richter in der öffentlichen Meinung. Noch mehrere Züge von Mut und Edelsinn wären aufzuzählen, durch welche Voltaire bei ähnlichen Gelegenheiten seinen Eifer für die von ihm vertretene Sache bethätigte. — E. Hertz, Voltaire und die französische Strafrechtspflege im 18. Jahrhundert, Stuttgart 1887.

*) Über Voltaires Kritik Corneillescher Dramen vergl. A. Schmitz, Le commentaire de Voltaire sur Corneille, Programm, Erfurt 1876.

**) Über den Briefwechsel vergl. Anmerkung zu Seite 129. Ungedruckte Briefe neuerdings veröffentlicht von E. Stengel in Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur, Band VIII, p. 71 ff. und 173 ff.

seines langen, bewegten Lebens sah Voltaire Frankreichs Volk von seinen Ideen durchdrungen und bereit, sie in die Wirklichkeit einzuführen. Mitten unter diesen Genüssen, mitten in einer nicht einen Augenblick unterbrochenen geistigen Thätigkeit erreichte ihn ein sanfter Tod am 30. Mai 1778.*)

Wer alles, was Voltaire in seinem wechselvollen Leben gesagt und geschrieben, in Übereinstimmung bringen wollte, würde seine Mühe verlieren. Die grellen Widersprüche haben ihren Grund weit mehr im Charakter, sowie in den wechselnden Interessen und Stimmungen des Mannes, als in seinem Denken. Abwechselnd großmütig und bis zur Grausamkeit egoistisch; ein Freund und Beschützer aller Verfolgten und ein unversöhnlicher Verfolger seiner litterarischen Gegner (man denke an seinen Streit mit Fréron und J. J. Rousseau)**); fanatischer Feind des Fanatismus, Revolutionär von Natur und aus Grundsatz, und dabei der aalglatte Schmeichler der Großen; oft kühn, selbst verwegen, und dann wieder kleinmütig und feig, zeigt er dem Beobachter nur zwei beständige, wesentliche Eigenschaften: leidenschaftliche Ruhmbegier und unversöhnlichen Haß gegen das, was er Aberglauben und Fanatismus nannte.

Die Geschmeidigkeit seiner Naturanlage hat ohne Zweifel seiner persönlichen Würde geschadet; aber ohne sie hätte er die wunderbaren Erfolge seiner schriftstellerischen Thätigkeit niemals erreicht. In seinen philosophischen Meinungen Schüler Lockes und der englischen Deisten, war Voltaire kein Systematiker. Er suchte die Wahrheit stets mehr aus Nützlichkeitsrücksichten, als um ihrer selbst willen. Darum war sein Unglaube nicht folgerichtiger als seine Überzeugungen.

Als geschworner Feind jeder geoffenbarten Religion und insbesondere des Christentums, dessen Mißbräuche er sah, ohne den Geist begriffen zu haben, suchte Voltaire mit Locke die einzige Quelle unserer Erkenntnis in der sinnlichen Wahrnehmung und glaubte gleichzeitig an die Unsterblichkeit der Seele

*) Die schauerlichen Einzelheiten, die über das Ende des Greises in tendenziösen Werken wiederkehren, gehen auf das Lügenwerk des Jesuiten Harel zurück: Recueil des particularités de la vie et de la mort de Voltaire (1780). Vergl. Mahrenholtz a. a. O. Band I, p. 27 ff.

**) Über diese erbitterten Fehden vergl. Mahrenholtz, Voltaire im Urteil der Zeitgenossen, Oppeln 1883, p. 27 ff. An Fréron nahm er im Lustspiel l'Écossaise blutige Rache. Auch die Pucelle (Gesang VI, XVIII, XXI) enthält eine Menge boshafter Ausfälle auf Voltaires Widersacher. Z. B.:

„Un vil ramas de prétendus auteurs,
Du vrai génie infâmes détracteurs,
Guyon, Fréron, La Beaumelle, Nonnotte,
Et ce rebut de la troupe bigote,
Ce Savatier, de la fraude instrument,
Qui vend sa plume et ment pour de l'argent." (VI, 342 ff.)

Voltaire entstellt also auch in gehässiger Art die Namen der Gegner. Den Schriftsteller Sabatier nennt er des Anklangs an savate und savetier halber hier Savatier. — Über Pirons Feindseligkeit später.

und an Gottes Dasein. Die Atheisten widerlegte er mit dem schlichten Wort: „Vous existez, donc il y a un Dieu.“ Besonderen Nachdruck legte er darauf, daß es eine natürliche, dem Menschen angeborene, von jeder Religion unabhängige Sittenlehre giebt und folgerte daraus die Gleichgiltigkeit theologischer Überzeugungen für das Glück der menschlichen Gesellschaft, die Notwendigkeit der Toleranz und die Unzulässigkeit einer vom Staate unabhängigen Kirche.

Seine Vorstellungen von politischem Fortschritt bezogen sich mehr auf Einzelheiten der Gesetzgebung, als auf deren Grundlage. Wofern die Gesetze nur den Einzelnen gegen Willkür sicherten, kümmerte er sich wenig darum, ob sie den Willen des Volkes oder den des Fürsten darstellten. Der gewaltsame und unduldsame Charakter seines Toleranzeifers neigte sogar nicht selten bis zum „aufgeklärten Absolutismus“ hin. Seine Begeisterung für die Freiheit der Presse hinderte ihn nicht, gegen seine litterarischen Gegner die Hilfe der Polizei in Anspruch zu nehmen. Vielleicht hätte der abtrünnige Zögling der Jesuiten nicht ungern der Rüstkammer seiner ersten Lehrmeister einige Waffen zur Vertheidigung der Duldung und des „bon sens“ entnommen. Am 3. Mai 1767 schrieb er an Friedrich II.: „Ein mutiger und verständiger Fürst, mit Geld, Truppen und Gesetzen, kann sehr wohl ohne Religion regieren, die nur um zu täuschen erfunden worden ist. Die unsrige ist die abgeschmackteste, die blutdürstigste, die jemals die Welt verpestet. Ew. Majestät würden dem menschlichen Geschlecht einen unvergänglichen Dienst erweisen, wenn Sie diesen schändlichen (infâme) Aberglauben zerstörten. Herkules bekämpfte die Räuber, Bellerophon die Chimära, und es wäre mir schon recht, durch neue Herkules und Bellerophon die Erde von den katholischen Räubern und Chimären befreit zu sehen.“

Man hat die Worte „Écrasez l'infâme!“, welche in den Briefen aus den letzten Jahren sich finden, häufig gemißdeutet. Voltaire schrieb darüber an d'Alembert: „Sie denken sich wohl, daß ich nur den Aberglauben meine; denn die Religion selbst achte ich und liebe ich, wie Sie.“ Mag man dieser Zusicherung Glauben schenken, oder nicht, immerhin wurzelt der heutige Rationalismus und Materialismus auf Voltaires Lehren. Dem gläubigen Dichtergemüt ist dieser kühle Verstandeskult darum unbequem.

Voltaire, le serpent, le doute, l'ironie,
Ce démon, noir milan, fond sur les cœurs pieux

singt Viktor Hugo (Rayons et Ombres, IV. 7), und klagend ruft Müsset (Rolla, IV) dem Umstürzer Voltaire zu:

Ton siècle était, dit-on, trop jeune pour te lire;
Le nôtre doit te plaire, et tes hommes sont nés.
Il est tombé sur nous, cet édifice immense
Que de tes larges mains tu sapais nuit et jour.

Durch Rousseaus Gefühlspantheismus wurde Voltaires geistige Herrschaft stark erschüttert. Im Revolutionszeitalter war dieser grundsätzliche Gegner des Philosophen von Ferney alleinherrschender Halbgott, obschon auch Voltaire der Ehren des Pantheon teilhaftig ward.*)

Unter den mannigfaltigen Werken Voltaires, die unmöglich einzeln besprochen werden könnten,**) ist fast keines frei von den Spuren seiner philosophischen Weltanschauung. Das System seines Deismus findet sich in der bereits erwähnten „Épître à Uranie.“ In den späteren Schriften Traité de métaphysique (1735), Examen important de Lord Bolingbroke (1736) und in dem zu Potsdam verfaßten Poème sur la loi naturelle wird es langsam weiter entwickelt. Aber die meisten seiner philosophischen Abhandlungen in Versen und Prosa gehören der Zeit in Ferney, dem Schlusse seines langen Lebens an.

Alle Abhandlungen, die Voltaire für die Encyclopädie (siehe Seite 144) verfaßt und in denen er seine freisinnigen Ansichten über Gott und die Welt niedergelegt hat, sind in dem siebenbändigen Dictionnaire philosophique (1764) vereinigt. Vielfach stimmen die „Questions sur l'encyclopédie par des amateurs“ (1770—1772, 9 Bände) wörtlich mit dem Dictionnaire philosophique überein. Beide Werke, die Voltaire ohne Namen erscheinen ließ und nach dem Erscheinen vorsichtigerweise verleugnete, sollten die Aufklärungslehren in die Gesellschaftsschichten tragen, denen die Folianten der damals vergriffenen Encyclopädie unzugänglich waren. Die vollständigste Darstellung des Voltaireschen Systems giebt „Le philosophe ignorant“ (1767). Diese Schrift ist daher an Widersprüchen nicht eben arm. Unter den von Ferney aus in die Welt gesandten Abhandlungen nennen wir noch: „Dieu et les hommes, œuvre théologique, mais raison-

---

*) Nach Mirabeaus Tod (1791) wurde auch Voltaire in den Grüften des Pantheon beigesetzt und ihm ein Denkmal mit folgender Aufschrift gesetzt, die seine Thätigkeit in kernigen Worten charakterisiert: „Poëte, historien, philosophe, il agrandit l'esprit humain et lui apprit qu'il devait être libre. Il défendit Calas, Sirven, de la Barre et Montbailly; combattit les athées et les fanatiques; il inspira la tolérance; il réclama les droits de l'homme contre la servitude de la féodalité.“ Die Gebeine des Philosophen wurden nach dem Siege der Reaktion 1815 zugleich mit denen Rousseaus heimlich fortgebracht und blieben seitdem verschwunden.

**) Die zu Voltaires Lebzeiten erschienenen Ausgaben sind unzuverlässig, z. B. die große Genfer Quartausgabe in 45 Bänden, von denen 1768 die ersten sieben vorlagen (Brief Friedrichs des Großen, 17. Dezember 1777). Erste nach seinem Tode gedruckte Gesamtausgabe von Beaumarchais und Condorcet, Kehl 1784, in 92 Bänden und 1784—1789 in 70 Bänden. (Nachdrucke in Basel 1791—1792, 100 Bände, in Hamburg ꝛc.) Kritische Ausgaben von Beuchot, Paris 1829—1834 in 70 Bänden, von Louis Moland, Paris 1880—1885 in 52 Bänden. — Vergl. A. Bengesco, Voltaire, Bibliographie de ses œuvres, Paris 1882—1885, 2 Bände. Kritische Arbeiten von Zeitgenossen: Luchet, Histoire littéraire de Voltaire, Cassel 1780, 6 Bände. Linguet, Examen des ouvrages de Voltaire, Paris 1788. La Harpe, a. a. O. Band 8—11.

nable (par le Docteur Obern, traduit par Jacques Aimon 1769), ferner Il faut prendre un parti, ou le principe d'action (1772), eine zur Leibnitzschen Verhängnislehre hinneigende Schrift, endlich die mit polemischen Bemerkungen gegen Holbachs Materialismus durchsetzten Lettres de Memmius à Cicéron (1772), angeblich aus dem Russischen übersetzt.

Von unmittelbarstem Einfluß auf die Kreise, auf welche Voltaire einwirken wollte, waren die Tendenzdichtungen und Tendenzromane (romans philosophiques). Die gefällige Hülle der Satire und eines frischen Plaudertons verschaffte den nur zum Teil selbsterfundenen Erzählungen und Novellen des gewandten Philosophen überall willkommenen Eingang. Aus dem Zeitabschnitt vor der Muße in Ferney stammen „Le Monde comme il va, vision de Babouc“ (1746), „Memnon ou la sagesse humaine“ und „Histoire des voyages de Scarmentado“ (beide 1747), „Zadig ou la destinée (1748), der phantastische „Micromégas“ (1752), der sich gegen den Cartesianismus und der unübertreffliche Candide ou l'optismime (1759), der sich gegen den Optimismus Leibnitz' und seine Schlußfolgerungen richtet, welche Doktor Pangloß in den Satz zusammenfaßt „Tout est bien dans le meilleur des mondes possibles.*) In Ferney selbst entstanden „Le blanc et le noir“ und „Jeannot et Colin“ (beide 1764), „L'homme aux quarante écus“ und „L'ingénu“ (beide 1764), in den letzten Lebensjahren „Histoire de Jenni, ou le Sage et l'Athée“ (1775). Auch die Gesprächsform fand Voltaire trefflich geeignet, seine Lehren zu verbreiten. Die schärfste und zugleich vollendetste unter den dahin gehörigen Schriften ist „Le Dîner du Comte de Boulainvilliers (1767).**)

Auch in der Geschichtsschreibung hat Voltaire bahnbrechendes geleistet, wenngleich die aufklärerische Tendenz auch hier sich vordrängt und der Objektivität schadet. Sein erstes Geschichtswerk, der vielgelesene und vielgerühmte „Charles XII“ wurde während des Aufenthalts in England begonnen und 1731 gedruckt. Es ist unreif und unzuverlässig, obschon der Verfasser in einem späteren „Discours sur l'histoire de Charles XII (1748) den Tadlern gegenüber ausdrücklich hervorhebt, er habe nur er-

---

*) Candide ou l'optimisme, Édition originale de 1759, avec notes et variantes, Paris 1869 (Bibl. Jouaust). Eine anonyme Fortsetzung erschien unter dem Titel: Candide en Dannemarc, ou l'optimisme des honnêtes gens, Genf 1767 [Verfasser: de Campigneulles?].

**) Übersetzt von D. F. Strauß, a. a. O. 347 ff. — Das schärfste, was damals gegen Staat und Kirche geschrieben wurde, ist das materialistische Testament des 1733 verstorbenen Landpfarrers Meslier, von welchem seiner Ausführlichkeit (366 Seiten) wegen Voltaire nur einen Auszug Sentimens du Curé Meslier drucken ließ (1762, im Jahre, da auch „Emil“ erschien). Ein vollständiger Abdruck erschien in Amsterdam 1864, 3 Bände.

oberungslustigen Fürsten ein warnendes Beispiel vorführen wollen.*) Ein Jahrzehnt später entstand ein Teil des reifsten und bedeutendsten Geschichtswerks, welches ihn bis zu seinem höchsten Alter beschäftigen sollte, das „Essai sur les mœurs et l'esprit des nations“ (geschrieben um 1740, gedruckt 1754—1756 in 7 Bänden). Voltaire hatte den Plan gefaßt, eine Weltgeschichte zu schreiben, um die Ereignisse bis zur Gegenwart in philosophischem Geist zu beleuchten und die kirchlichen Ansichten Bossuets zu widerlegen. Voltaire ist der erste, welcher auf die Abhängigkeit der jüdischen Kultur von derjenigen der anderen orientalischen Völker hinwies und die geschichtlichen Ereignisse aus den örtlichen und ethnographischen Vorbedingungen ableitet, wie es Montesquieu für die Gesetzgebung gethan hatte. Aber seine Kritik ist nicht weniger willkürlich als die des Bischofs von Meaux. Schonungslos haben die kirchlich gesinnten Gegner alle Schwächen der großartig gedachten Darstellung Voltaires bloßgelegt.**) Die erst 1765 herausgegebene Einleitung zur Universalgeschichte (unter dem Titel Philosophie de l'histoire de feu Mr. Bazin) enthält die Grundzüge von Voltaires Geschichtsphilosophie.

Dem „Essai“ steht das „Siècle de Louis XIV“ am nächsten. Es ist nach Schlossers Urteil das einzige Geschichtswerk Voltaires, aus dem die heutige Wissenschaft mit der nötigen Vorsicht Thatsachen herübernehmen darf. Den Plan einer zusammenfassenden Darstellung des Zeitalters Ludwigs XIV. trug Voltaire schon vor seinem Aufenthalt in Cirey mit sich herum, wie aus seinem Briefwechsel zu ersehen. Das Werk wurde erst in Berlin vollendet und erschien 1751 unter einem Pseudonym.***) Es muß als erster gelungener Versuch betrachtet werden, die Kulturgeschichte und Litteratur eines Zeitalters zu schildern und die einzelnen Begebenheiten unter einen höheren Gesichts-

---

*) Geffroy, Le Charles XII de Voltaire et le Charles XII de l'histoire, Revue des deux Mondes, 15. November 1869. Zauritz, Über Voltaires Charles XII, Berlin 1870. O. Hage, Voltaires Glaubwürdigkeit in seinem Charles XII, Programm Fürstenwalde 1875. R. Mahrenholtz, Voltairestudien, Beiträge zur Kritik des Historikers und des Dichters, Oppeln 1882. Derselbe, Voltaire als Historiker, Herrigs Archiv, Band 61, p. 31 ff.

**) Nonnotte, Erreurs dogmatiques et historiques de Voltaire, Paris, Lyon 1762; deutsch, Frankfurt 1768.

***) Schulausgaben des Siècle de Louis XIV von A. Garnier, Paris 1878, von E. Pfundheller, Berlin 1878 u. a. — Mehrere Nachdrucke erschienen bereits im Jahr der Veröffentlichung bei Henning in Berlin (1751), wie aus der 2. Auflage, Leipzig 1752, ersichtlich ist. Die endgiltige Fassung erhielt das in Frankreich verbotene Werk erst in der Genfer Ausgabe von 1768, 4 Bände; ein Abdruck davon ist die Didotausgabe in 5 Bändchen, Paris An XI. — An die Veröffentlichung des Siècle de Louis XIV knüpft sich der Federkrieg mit La Beaumelle, dem Verfasser der Mémoires de Mme de Maintenon, Frankfurt 1752. — Beurteilung in den „Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen“, Jahrgang 1753, p. 379 ff. und 837 ff. Voltaire erwiderte durch ein „Avis à l'auteur du Journal de Gottingue.“

punkt zu bringen. Auf volle Objektivität darf es ebensowenig wie das „Essai“ Anspruch machen, da sowohl der Verfasser selbst, als auch seine schriftlichen Quellen und Gewährsmänner dem Banne des großen Jahrhunderts noch nicht entwachsen sind.

Die „höfischen Geschichtswerke“ Voltaires stehen weit hinter den zwei Hauptwerken zurück. Das schönfärberische „Siècle de Louis XV“ und die dem Gothaer Hof zulieb unternommenen „Annales de l'Empire“ (1754, 2 Bände) werden in ihrer Unzuverlässigkeit noch von der „Histoire de la Russie sous Pierre le Grand“ übertroffen (1760—1763, 2 Bände), welche dem Verfasser die Gunst des Petersburger Hofes sichern sollte und deshalb an höchst verdächtiger Schmeichelei leidet. — Doch thun diese Schwächen der allgemeinen Bedeutung des größten Schriftstellers seiner Zeit keinen Abbruch. Über einzelne von Voltaires Dichtwerken wird der Abschnitt II handeln.

3. Die Encyclopädisten

a) Diderot und d'Alembert.

b) Holbach, Helvetius, La Mettrie, d'Argens.

Mit der Bezeichnung Encyclopädisten pflegt man eine Gruppe von Aufklärungsschriftstellern zusammenzufassen, die aus dem Lockeschen System die kühnsten Schlußfolgerungen zogen und daher weit über Voltaires ursprünglichen Deismus hinausgingen.

Ihr Stimmführer ist Denis Diderot (1713—1784), aus Langres gebürtig, wo sein Vater das Gewerbe eines Messerschmieds betrieb.*) Nach dem Willen der Eltern sollte Diderot Theologie studieren. Als dies nicht geschah, und er auch für die Rechtswissenschaft sich nicht entschloß, entzog ihm der wohlhabende Vater alle Geldmittel, so daß Diderot alle Leiden eines mittellosen, von Privatunterricht und schriftstellerischer Handlangerarbeit lebenden jungen Schriftstellers kennen lernte, während Voltaires erste Schritte auf der schriftstellerischen Laufbahn durch äußere Vorteile erleichtert worden waren. Eine ungeschickte Neigungsheirat entzweite Diderot endgiltig mit dem Elternhaus.

Demgemäß verdankte er seine geistige Stellung lediglich der eigenen Arbeit und Thatkraft. Nach einigen Übersetzungen aus dem Englischen trat

---

*) Vergl. Duprat, Les Encyclopédistes, leurs travaux, leurs doctrines et leur influence, Brüssel 1866. Die wichtigste Quelle für Diderots Geistesentwickelung ist sein fünfzehnjähriger Briefwechsel mit Sophie Voland in Mémoires, correspondance et ouvrages inédits de Diderot, Paris 1830 ff., 4 Bände. Vergl. Rosenkranz, Diderots Leben und Werke, Leipzig 1866, 2 Bände. J. Morley, Diderot and the Encyclopaedists, London 1878, 2. Auflage 1886. Fr. Kreyßig, Studien und Charakteristiken, Berlin 1882, Seite 239 ff. Edm. Scherer, Diderot, étude, Paris 1880. Hettner, a. a. O. Seite 290 ff., Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts, 4. Auflage, 1853 ff., Band II, p. 469 ff. —

Diderot 1745 mit seinem geistvollen „Essai sur le mérite et la vertu“ hervor, mußte aber um des Gelderwerbs willen noch manches wertlose schreiben.*) Nach Goethes Vorgang hat ihn Sainte-Beuve nicht unpassend als „le plus allemand des Français“ bezeichnet, weil er ihm die echte, vom Herzen kommende Begeisterung zuerkennt, welche allein die Werke des Geistes die Sprache des Herzens lehrt und selbst die Irrtümer und Übertreibungen verzeihlich, wenn nicht liebenswürdig erscheinen läßt. Eifersüchtig auf seine Freiheit wollte Diderot nie ein Amt annehmen. Er war von einfachen Gewohnheiten und liebte den Luxus nur in der Freundschaft und in der uneigennützigen Hingebung an die Erforschung der Wahrheit. So lebte er in Paris in ehrenvoller Unabhängigkeit zwischen seinen Büchern und seinen Freunden. Drei dringende Einladungen der Kaiserin Katharina waren nötig, um ihn auf einige Zeit seiner Zurückgezogenheit zu entreißen (1773—1774), während Voltaire Friedrichs Gastfreundschaft aufsuchte. Dann begab er sich nach Petersburg, um seiner Wohlthäterin zu danken, die ihm eine Pension von 1000 Franken jährlich für fünfzig Jahre vorausbezahlt und für 15 000 Franken seine Bibliothek abgekauft hatte unter der Bedingung, daß er sie bis ans Ende seines Lebens verwalten sollte. Katharina empfing ihn wohl, erfreute sich seiner Unterhaltung und hätte ihn gern in Petersburg behalten, wenn Diderots zarte Gesundheit nicht unter dem russischen Klima gelitten hätte. Diderot kehrte im Oktober 1774 nach Paris zurück und starb dort am 30. Juli 1784.

Wie Voltaire war Diderot gleichzeitig Dichter und Philosoph. Er gab, wie später gezeigt werden soll, dem Drama einen neuen Lebenstrieb und verschmähte selbst die leichtfertige Form des Romans nicht, um seine Ansichten unter die Masse der Leser zu bringen. Der Mittelpunkt seiner Wirksamkeit ist indes die Theorie und die Organisation der philosophischen Schilderhebung. Seine unermüdliche Thätigkeit, seine erstaunliche Vielseitigkeit und Leichtigkeit in der Auffassung und Wiedergabe fremder Gedanken, seine Gleichgiltigkeit gegen persönlichen Ruhm, die ihn seine Ratschläge, ja selbst Erzeugnisse seines Geistes sorglos verschwenden ließ, machten den redlichen und allzeit schlagfertigen Mann zum natürlichen Bande und zum Mittelpunkt der aufklärenden Bestrebungen. Sein unmittelbarer Anteil an dem geistigen Leben der Zeit ist um so größer, als er in Holbachs, Raynals und selbst Rousseaus Werken ganze Abschnitte schrieb.

Es war daher natürlich, daß Diderot auch an die Spitze der umfassenden und epochemachenden schriftstellerischen Unternehmung trat, welche Bayles Dictionnaire gänzlich in Schatten stellte und gleichsam alle Strahlen der neuen Lehren in einem Brennpunkte vereinigte. Die Encyclo-

---

*) Aus dieser Zeit stammt z. B. der unzüchtige Roman Les bijoux indiscrets, welcher 1748 mit dem fingierten Druckort Montapa, in 2 Bänden anonym veröffentlicht wurde.

pädie*) sollte nach dem Vorbild einer englischen Cyclopaedia und vom Standpunkte der „Philosophie" aus einen Abriß des ganzen menschlichen Wissens geben. Diderot entwarf den Riesenplan gemeinschaftlich mit dem Mathematiker d'Alembert, seinem Freunde. Dieser verfaßte die berühmte Einleitung (Discours prélim.) zur Encyclopädie. Diderot selbst schrieb alle Artikel über Handwerke und Künste und genügte gleichzeitig der schier unermeßlichen Arbeit der Redaktion. Die begabtesten Männer der Partei, unter andern auch Voltaire und J. J. Rousseau, lieferten ihre Beiträge, und eine Legion von Gelehrten zweiten Ranges machte sich eine Ehre daraus, unter so ruhmvollen Führern ihre Anstrengungen zu vereinen. Die Geistlichkeit merkte beim Erscheinen der ersten Bände, mit welchen Gegnern sie es zu thun hatte. Schon die beiden ersten Bände (1751 und 1752) wurden durch Hirtenbrief des Erzbischofs von Paris bei der Regierung und beim Parlament denunziert, doch konnte das Werk trotz Unterbrechung bis zum siebenten Band seinen Fortgang nehmen. Derselbe erschien 1757 fast gleichzeitig mit dem Buche de l'Esprit von Helvétius. Das Verbot des Unternehmens war nun nicht mehr abzuwenden (1759). D'Alembert zog sich zurück, Rousseau erklärte sich wegen des Artikels Genève gegen die Encyclopädisten, deren Mitarbeiter er gewesen war, aber Diderot erlahmte nicht. Schließlich hatte er die Genugthuung, im Jahre 1766 die letzten 10 Bände des großartigen Werkes erscheinen zu sehen. Die Verfolgungen der Geistlichkeit und der Parlamente erhöhten nur Ruhm und Absatz der Encyclopädie. Man machte wegen des sehr hohen Preises und des mächtigen Umfangs Auszüge daraus zum Gebrauche der Weltleute. Die ganze Litteratur bis zu den Jugendschriften hinab empfand ihren Einfluß, weshalb die ganze Schar der litterarischen Revolutionäre jener Tage mit dem Namen „Encyclopädisten" bezeichnet wird.

Diderots philosophische Schriften — seine Dramen und Romane werden an geeigneter Stelle behandelt — sind nicht die Darlegung eines von vornherein fertigen Systems. Eine ununterbrochene Gedankenentwickelung führt den Verfasser von der gläubigen Vertheidigung des Spiritualismus und des christlichen Systems (Essai sur le mérite et la vertu, 1745) durch die Lehrsätze eines sensualistischen Deismus (Pensées philosophiques, 1746) zu den letzten Grenzen des Atheismus und Materialismus: seine Pensées sur

*) Encyclopédie, ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers, par une Société de gens de lettres, mis en ordre et publié par M. Diderot, quant à la partie mathématique par M. d'Alembert, Paris 1751—1766, 28 Bände Folio, darunter 11 Bände Illustrationen, später 7 Ergänzungsbände. Neue Abdrücke: Livourne 1770, 33 Bände; Genf 1777 ff., 39 Bände 4°; Lausanne und Bern 1781, 39 Bände 8° ꝛc. — Diderot erhielt als Entgelt für seine Arbeit 20000 Franken und 2500 Franken pro Band. Er lag oft im Streit mit den vorsichtigen Verlegern, welche heimlich während der Drucklegung die schärferen Stellen milderten. Voltaire berechnet den Geldumsatz, den die Encyclopädie verursachte, auf acht Millionen Franken. Durch die Encyclopädie angeregt gab Nicolai die Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste heraus, Leipzig 1757 ff., 12 Bände.

l'interprétation de la nature (1753) wurden zum Grundlehrbuch des Materialismus. Hier findet sich die Lehre von den beseelten und selbstthätigen Atomen. Unter den späteren philosophischen Werken des vielbeschäftigten Diderot nennen wir die Principes philosophiques sur la matière et le mouvement und das Zwiegespräch Entretien entre Diderot et d'Alembert mit der Fortsetzung le Rêve de d'Alembert, welche zwischen 1769 und 1770 herauskamen.*)

Diderot hat keinen geringen Anteil an dem gerade um diese Zeit erschienenen „Système de la nature“ des geistreichen Baron Dietrich Holbach (1723—1789), eines geborenen Pfälzers, dessen gastfreies Haus für die Encyclopädisten den gesellschaftlichen Mittelpunkt abgab. Das „Système de la nature“ erschien 1770 unter dem Pseudonym Mirabaud mit dem Druckort London, weil Baron Holbach keine Lust hatte, sich den üblichen Verfolgungen auszusetzen, und Mirabaud vor einem Jahrzehnt verstorben war.**) Beide Philosophen predigen hier den krassen Atheismus. Nur Furcht und Unwissenheit haben nach ihrer Meinung die Gottheit erfunden, um sich einen eingebildeten Beistand gegen Leiden zu verschaffen, deren Natur und wahre Ursache sie nicht kannten. Die Kenntnis der Natur allein kann diese verderblichen Irrtümer beseitigen. Weit entfernt, uns zur Verzweiflung zu führen, wie die Theologen behaupten, beruhigt sie uns über unser Schicksal, indem sie den Beweis führt, daß alle Leiden und der Tod selbst nur eine notwendige Folge derselben Gesetze sind, denen wir das Leben mit allen Genüssen verdanken. Die Sittenlehre leidet unter diesen Grundsätzen

*) Erwähnenswert sind noch folgende frühere philosophische Arbeiten: die erst 1830 bekannt gewordene Promenade d'un sceptique (1747), Lettre sur les aveugles à l'usage de ceux qui voient (1749), Lettre sur les sourds et muets à l'usage de ceux qui entendent et qui parlent (1751). — Œuvres philosophiques de Diderot, Amsterdam 1772, 6 Bände. Ausgaben der gesammelten Werke von Naigeon, dem Sekretär Holbachs, Paris 1798, 15 Bände; von Assézat und Tourneux, Paris 1875 ff., 20 Bände; Œuvres choisies de Diderot von F. Génin, Paris 1856, 2 Bände, neue Auflage 1878. — Chefs d'œuvre de Diderot, p. p. Asseline et Lefèvre, Paris 1880. Vergl. J. J. C. Leyds, Principaux écrits relatifs à la personne et aux œuvres, au temps et à l'influence de Diderot, Amsterdam et Paris 1887 (hierzu H. Körting, Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur VIII², 203 ff. und Rahstede ebenda IX², 277). — Vergl. auch die Correspondance littéraire etc., von M. Grimm. — E. Caro, Diderot inédit, d'après les manuscrits de l'Ermitage, Revue des deux Mondes, 15. Oktober bis 1. Dezember 1879. Derselbe, La fin du 18e siècle, Band I, Kap. 6—12.

**) Mirabaud, Système de la nature, Londres 1770—1771, 2 Bände. Inhaltsangabe des Système de la nature bei Hettner, a. a. O. p. 353. Mirabaud war 1760 als Sekretär der Akademie verstorben. — Auch seine anderen Schriften gab Holbach ohne Namen, oder unter dem Namen Verstorbener heraus. Von Holbachs kirchenfeindlichen Schriften sind noch zu nennen: „La contagion sacrée“ (1767), „Lettres à Eugénie“ und „Les prêtres démasqués“ (1768), „L'esprit du judaïsme“ und „Essai sur les préjugés“ (1770), „La politique naturelle“ und „Système social“ (1773), „La morale universelle“ (1776) etc. Bei anderen Werken steht die Verfasserschaft nicht völlig fest.

in keiner Weise. Sie gründet sich vielmehr auf der natürlichen und festen Grundlage der Selbstliebe. „Arbeitet an eurem Glücke, ruft die Natur uns zu, genießt ohne Furcht, seid glücklich, ihr werdet die Mittel dazu in eurem Herzen finden.“ (II. cap. 14.) „Vergeblich, o Abergläubischer, suchst du dein Wohl jenseits der Grenzen der Welt, in welche meine Hand dich gesetzt. Wage es denn, dich von dem Joche der Religion zu befreien, meiner stolzen Nebenbuhlerin, die meine Rechte mißachtet. Ich billige deine Genüsse, wenn sie, ohne dir selbst zu schaden, nicht für deine Brüder verderblich sind, die ich deinem eigenen Glücke unentbehrlich gemacht habe. Sei gerecht, weil — die Gerechtigkeit die menschliche Gesellschaft aufrecht erhält, sei gut, weil — die Güte alle Herzen fesselt. Sei nachsichtig, denn du bist schwach ꝛc.“ So werden alle Vorschriften der Sittenlehre scheinbar durch den bloßen Egoismus begründet. Die beste Verurteilung dieses Moralsystems gab Voltaire: er pflegte die Dienerschaft hinauszuschicken, sobald seine philosophischen Freunde ihre Vorträge begannen. Er wolle nicht, äußerte er einmal, daß man ihm in der nächsten Nacht den Hals abschneide. Überdies hat Voltaire eine beredte Widerlegung des Holbachschen Systems gegeben, die im Dictionnaire philosophique sich abgedruckt findet. Auch Friedrich dem Großen ging dieser Materialismus denn doch zu weit. Der Stil des Buches, den Goethe als grau, kimmerisch und leichenhaft bezeichnet, sollte übrigens das beste Mittel gegen dessen Verbreitung sein.

Claude Adrien Helvétius (1715—1771), ebenfalls von deutscher Herkunft und durch seinen Reichtum zum Mäcen der Philosophen berufen, ist der dritte, aber der unbedeutendste Apostel der materialistischen Sittenlehre. Sein Leben steht, wie Rousseau im Emil betont, in seltsamem Widerspruch mit seinen Schriften. Der angebliche grundsätzliche Egoist, der mit 23 Jahren Generalpächter geworden war und bald abtrat, verwendete sein bedeutendes Vermögen zu fürstlichen Almosen und zur Unterstützung begabter Schriftsteller und war zeitlebens ein aufrichtiger Menschenfreund. Er war aber dabei außerordentlich eitel, genußsüchtig, oberflächlich und rednerisch gewandt. In seinen Schriften „de l'Esprit“ (1758) und „de l'Homme“ (1772 gedruckt, ein Jahr nach des Verfassers Tod) greift Helvétius sowohl das Christentum, als auch das Königtum und die herrschenden Klassen mit einem Scheine von bescheidener Zurückhaltung an, der jene für die lesebegierigen Kreise nur um so gefährlicher machte.*) „Schmerz und Vergnügen sind

*) De l'homme, de ses facultés intellectuelles et de son éducation, London 1772, 2 Bände. Auch als Mathematiker und als Dichter („Sur le bonheur“) hatte Helvétius sich versucht. „De l'Esprit“ wurde von Gottsched übersetzt und der Lehrinhalt des Buches durch Wielands Agathon in Deutschland verbreitet. — Œuvres complètes d'Helvétius, London 1777, 4 Bände. Œuvres complètes, communiquées sur les manuscrits par sa famille, Paris 1796, 14 Bände.

die einzigen Triebfedern der sittlichen Welt, die Selbstliebe ist der einzige Boden, auf dem man eine nützliche Sittenlehre begründen kann," — diesen Grundsatz hat Helvétius mit allen Encyclopädisten gemein. Charakteristisch für ihn und seine Zeit ist nur die Art, wie er diesen Gedanken auf den Staat und die Gesetzgebung anwendet. Jene Anmaßung des „gesunden Menschenverstandes", der die ganze Welt nach oberflächlichen Beobachtungen und abstrakten Reflexionen ordnen möchte, jene Geringschätzung der Geschichte und der Eigentümlichkeiten der Völker, welche die aufgeklärten Monarchen des achtzehnten Jahrhunderts mit den Gesetzgebern des Convents teilten, mit einem Worte der ganze Katechismus der französischen Revolution ist in dem von Paradoxen strotzenden Buche „De l'Esprit" enthalten. „Dem Wasser vergleichbar, welches die Form aller Gefäße annimmt, in die man es gießt, ist der Charakter der Völker aller Umgestaltungen fähig. In allen Ländern bildet der Geist der Regierung den Geist der Völker. Von guten Gesetzen ist also lediglich das Glück des Menschengeschlechts zu erwarten. . . Auf der Mehrzahl beruht eigentlich die Gewalt, und die Gerechtigkeit besteht in der Ausübung der für die Mehrzahl nützlichen Handlungen. Es ist also augenscheinlich, daß die Gerechtigkeit von der Natur stets mit hinreichender Gewalt bewaffnet ist, um das Laster zu unterdrücken und die Menschen zur Tugend zu nötigen." Das sind die Grundzüge von Helvétius' System und auch die der revolutionären Politik aller Zeiten.

Daß das Buch verdammt und öffentlich verbrannt wurde, förderte seine Verbreitung über Gebühr und verlieh dem Verfasser eine größere Bedeutung, als er verdiente. In der Gesellschaft verfemt und von seinen klügeren Gesinnungsgenossen aufgegeben, mußte der Verfasser sich zu demütigem Widerruf bequemen und auf Reisen gehen.

Viel besonnener war der kühle Denker Jean le Rond d'Alembert (1717—1783), ein natürlicher Sohn der durch ihren Salon in Paris sehr einflußreichen Madame de Tencin. Seinen Vornamen Jean le Rond erhielt er nach der [längst abgetragenen] Kirche, an deren Stufen er ausgesetzt ward. Nach glänzenden Studien am Collège Mazarin, an der Sorbonne und an der Pariser Rechtsschule, wandte sich d'Alembert der Mathematik und den Naturwissenschaften zu, wurde infolge einer Schrift über Differentialrechnung mit vierundzwanzig Jahren zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Paris, sechs Jahre später wegen seiner Forschungen über die Ursachen der Winde zum Mitglied der Berliner Akademie ernannt.*) D'Alem-

*) In Mélanges d'histoire, de philosophie et de littérature, Paris 1767, 6 Bände, findet man seine nichtfachwissenschaftlichen Werke, vollständiger in der Ausgabe Paris 1805, 18 Bände. Vergl. seine „Éloge" von Condorcet, (d'Alembert, sa vie, ses œuvres, sa philosophie), neuer Abdruck Paris 1852. J. Bertrand, D'Alembert, sa vie et ses travaux, Revue des deux mondes, 15. Oktober 1865.

berts Verdienste um die Lehre vom Gleichgewicht und von der Bewegung der Flüssigkeiten sichern ihm seine Stelle neben den größten Naturforschern seines Jahrhunderts. In der Geisterbewegung des Philosophenzeitalters vertritt er jene Verbindung der Naturwissenschaft und der Erkenntnislehre, welche die dauerhaftesten Ergebnisse gezeitigt hat. Besonnen und vorsichtig bis zur Furchtsamkeit redete d'Alembert zwei verschiedene Sprachen, eine öffentliche und eine aufrichtigere im Freundeskreis. Seine seltene Gabe, die Probleme der Wissenschaft mit Klarheit und selbst mit Anmut zu behandeln, machte ihn gleichwohl zu einem der gewaltigsten Gegner der Unwissenheit und des Vorurteils, und die unbezweifelte Rechtschaffenheit seines schlichten Charakters sprach für die Moral, die er bekannte und verfocht. Sein schriftstellerischer Ruhm gründet sich vorzüglich auf den „Discours préliminaire“, welchen er der „Encyclopédie“ vorausschickte (1750). Diese Einleitung giebt eine auf Baco sich gründende Gliederung des menschlichen Wissens und einen Abriß des geistigen Lebens seit der Renaissance. In zweiter Linie kommen die Éloges in Betracht, die er als ständiger Sekretär der Akademie seit 1772 abzufassen hatte und welche durch ruhige Klarheit sich auszeichnen. Er zog die Dürftigkeit in Paris einer glanzvollen Stellung als Vorsitzender der Berliner Akademie, oder als Erzieher des russischen Thronfolgers vor.

Die „Philosophie du bon sens“ des leichtfertigen und witzigen Jean-Baptiste de Boyer Marquis d'Argens (1704—1771), des vertrauten Freunds und Gesellschafters Friedrichs des Großen, hat zur Verbreitung der Aufklärung in Deutschland viel beigetragen. Nach einem bewegten militärischen und schriftstellerischen Leben fand d'Argens auf Voltaires Empfehlung eine Heimstätte am Berliner Hof und kehrte erst nach siebenundzwanzigjährigem Aufenthalt nach Paris zurück (1768). Seine vielbändigen „Lettres chinoises“, „Lettres cabalistiques“ und die den persischen Briefen Montesquieus sich nähernden „Lettres juives“ (6 Bände) entstanden auf Hollands freiem Boden zwischen 1738 und 1741.*)

Ein anderer Liebling des großen Preußenkönigs hat den Materialismus auf die äußerste Spitze getrieben. Julien Offray de La Mettrie (1709 bis 1751), ein Arzt aus Saint-Malo in der Bretagne, hatte durch Diderots Ideen angeregt eine Histoire naturelle de l'âme und hierauf noch rücksichtslosere Schriften veröffentlicht, die auf Parlamentsbefehl verbrannt wurden. In der Verbannung schrieb dann La Mettrie sein trostloses Buch L'Homme-machine (1748), welches ihn sogar aus Holland vertreiben ließ.**) Friedrich der Große berief ihn in die Akademie und ehrte den ober-

*) Œuvres du Marquis d'Argens, Haag 1768, 24 Bände. — Sein Briefwechsel mit Friedrich dem Großen wurde 1798 gedruckt (Paris und Königsberg).

**) Œuvres philosophiques, London 1751, 2 Bände. Vergl. Dubois-Reymond, Gedächtnisrede auf La Mettrie, Berlin 1875. — In Berlin entstanden

flächlichen Materialisten dergestalt, daß er nach La Mettries Tod ein „Éloge“ auf ihn verfaßte und der öffentlichen Meinung zum Trotz in seiner Akademie vorlesen ließ. La Mettries übertriebene Ansichten, im leichtfertigsten Ton vorgetragen, haben der besonnenen Aufklärung nur geschadet.

Daß Helvétius ein Jahrzehnt später sein materialistisches Laienbrevier erscheinen ließ, ist wohl kein Zufall. Aber zwischen den Hauptwerken der beiden zügellosesten Atheisten liegen die epochemachenden Werke des bedeutendsten Gegners jener Richtung.

4. Jean-Jacques Rousseau.

Jean-Jacques Rousseau wurde am 28. Juni 1712 im kalvinistischen Genf als Sohn eines Uhrmachers geboren.*) Daß seine Mutter bei der Geburt starb, war das erste der vielen Verhängnisse in Rousseaus Leben. Denn sein Vater ließ ihn wild aufwachsen und las oft ganze Nächte hindurch Romane mit dem geweckten Knaben, dessen Geist frühzeitig mit verschrobenen Anschauungen angefüllt wurde. Nachdem Jean-Jacques nur kurze Zeit regelrechten Unterricht genossen, wurde er einem Graveur in die Lehre gegeben. Sein unsteter Sinn fand wenig Gefallen an geordneter Arbeit. Als er eines Abends bei einer Streiferei sich über Gebühr verspätet hatte, entfloh er aus Furcht vor der verdienten Züchtigung auf savoyisches Gebiet und wurde an

---

„L'Homme-plante“, ferner „l'Art de jouir“, „Réflexions sur la nature des animaux“ etc.

*) Neben Rousseaus „Confessions“, den Memoiren der Madame d'Épinay und denen Marmontels sind auch die Schriften seiner Gegner für seine Lebensgeschichte von Belang, z. B. Diderots Vie de Sénèque (1779), Grimms Correspondance littéraire (vergl. Seite 166). — Vergl. Mme de Staël, Essai sur le caractère et les ouvrages de Rousseau, Paris 1788. — Erste zusammenfassende Lebensbeschreibung von Musset-Pattay, Paris 1821, 2 Bände. Morin, Vie et caractère de J. J. Rousseau, Paris 1851. Gaberel, Rousseau et les Genevois, Genf 1858. Brockerhoff, J. J. Rousseau, sein Leben und seine Werke, Leipzig 1863—1874, 3 Bände. Andere Lebensbeschreibungen Rousseaus von J. Morley (London 1873, 2. Auflage 1881). Th. Vogt, Wien 1870; St.-Marc Girardin, Paris 1875, 2 Bände; A. Meylan, Bern und Paris 1878; R. Mahrenholtz, Leipzig 1889 (auf Grund der neuesten Forschungen). — Außerdem zu vergleichen die Litteraturgeschichten von Hettner, a. a. O., p. 432 ff.; von Vinet, II, 173 ff. und einzelne Monographien, z. B. A. Jansen, J. J. Rousseau als Musiker, Berlin 1884; Derselbe, J. J. Rousseau als Botaniker, ebenda 1885 ꝛc. ꝛc. — Ausgaben: Collection complète des œuvres de J. J. Rousseau, Neuchâtel 1775 ff., 11 Bände und Suppl.; Doppelausgabe von Du Peyrou, Genf und Paris 1782 ff. in 17 Bänden 4° und 25 Bänden 12°; Œuvres complètes, Zweibrücken 1782 ff., 29 Bände; Œuvres complètes von Didot, Paris 1801, 20 Bände; von Villeneuve und Depping, Paris 1817, 8 Bände (Volksausgabe); von Musset-Pattay, Paris 1823—1826, 23 Bände. Eine kritische Ausgabe fehlt noch. Nachträge von Streckeisen-Moultou, Œuvres et correspondance inédites de J.-J. Rousseau, Paris 1861. Ferner J.-J. Rousseau, ses amis et ses ennemis, correspondance publiée par Streckeisen-Moultou, Paris 1865, 2 Bände. Vergl. Seite 159, Anmerkung. — J. J. Rousseau, Auserlesene Werke, neu übersetzt von J. H. G. Heusinger, Leipzig 1833, 6 Bände, 2. Auflage.

Frau von Warens gewiesen, eine aus der Schweiz geflüchtete Dame, welche zum Katholizismus übergetreten war und eine deshalb vom frommen Victor Amadeo von Sardinien ihr bewilligte Pension in Annecy verzehrte. Sie sandte den sechszehnjährigen Flüchtling mit Empfehlungen nach Turin, da er katholisch werden sollte. Nach kurzer und oberflächlicher Unterweisung (12. bis 23. April 1728) schwur Rousseau die Religion seiner Väter ab, aber die erhoffte glänzende Zukunft erreichte er dadurch nicht. Nachdem der Neubekehrte in Turin allerlei dienende Stellungen bekleidet hatte, kehrte er gegen Herbst 1729 zu seiner „chère maman“ nach Annecy zurück, genoß zwei Jahre lang fast ununterbrochen ihre Gastfreundschaft und studierte dabei eifrig. Dann versuchte er sich als Musiklehrer und Erzieher in Lausanne, Neuchâtel und Paris, ohne es zu einer dauernden Stellung zu bringen. Die Jahre von 1733—1740, die er zumeist in Chambéry und auf dem Gut Les Charmettes bei der chère maman zubrachte, gaben seinem abenteuernden und haltlosen Geiste eine entscheidende Richtung. Er vertiefte sich in Geschichte und Philosophie und las vor allem die Schriften Lockes und Voltaires, auch die der Philosophen des „großen Jahrhunderts“ von Descartes bis Bayle. Nachdem er wieder kurze Zeit in Lyon Erzieher gewesen, siedelte Rousseau 1741 nach Paris über. Seine neuerfundene Notenschrift mit Ziffernbezeichnung fand zwar nicht den gehofften Anklang, aber er bekam mit den tonangebenden Schriftstellern Fühlung, vor allem mit Marivaux und dem alten Fontenelle.

Von den quälenden Brotsorgen wurde Rousseau durch den Grafen Montaigu erlöst, den er als Sekretär auf den Gesandtschaftsposten nach Venedig begleitete. Diese unangenehme Stellung gab er nach anderthalb Jahren wieder auf (1745) und wandte sich zum dritten Mal nach Paris, um die in Italien fortgesetzten musikalischen Studien zu verwerten und als Komponist zur Geltung zu kommen. Bei dem Steuerpächter Francueil nahm er vorläufig eine Sekretär- und Gehilfenstelle an und leistete der Schwiegermutter Francueils, Madame Dupin de Chenonceaux, schriftstellerische Handlangerdienste. Damals wurde er mit mehreren hervorragenden Aufklärern persönlich bekannt, namentlich mit Diderot, zeitweilig auch mit Condillac und d'Alembert. In diese Zeit fällt die Bekanntschaft mit der ungebildeten Therese Levasseur, welcher er zeitlebens treu blieb und die er zehn Jahre vor seinem Tod heiratete. Dieser Herzensbund mit einem geistig untergeordneten Wesen hat auf Rousseaus schriftstellerische Entwickelung und Laufbahn eine unheilvolle Wirkung gehabt. Die fünf Kinder, die er von Therese bekam, überantwortete der Verfasser des „Émile“ dem Findelhause.

Rousseau war 37 Jahre alt geworden, ohne etwas namhaftes geleistet zu haben; denn seine Lustspiele und Gedichte erhoben sich nicht über dem Alltäglichen. Eine von der Akademie zu Dijon auf das Jahr 1750 gestellte Preisfrage „Si le rétablissement des Sciences et des Arts a

contribué à épurer les mœurs“ weckte den Funken des Genies in ihm.*) Der vielfach enttäuschte und halb mit der Welt zerfallene Denker beantwortete die Frage in verneinendem Sinn und ging als Sieger aus dem Wettstreit hervor. Bald entschied ein zweiter Erfolg seinen Ruhm: seine Oper „Le Devin du Village“ wurde vor dem König und der Pompadour mit großem Beifall aufgeführt. Rousseau hielt sich nun für den Mann der Zukunftsmusik. Die glänzenden Zukunftspläne brachte die „Lettre sur la musique française“ rasch zu Fall, weil er dem französischen Volk den musikalischen Sinn und der französischen Sprache die Melodie absprach (1753). Als kurz darauf die durch eine zweite Preisfrage der Dijoner Akademie veranlaßte Abhandlung „Sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes“ den Männern der Aufklärung ebenso schroff entgegentrat, als den bestehenden Zuständen (1754), da war es mit Rousseaus gesellschaftlichen Aussichten vorüber. Verstimmt suchte er seine Vaterstadt wieder auf, wo er die calvinistische Religion wieder annahm und das Bürgerrecht erhielt, aber keine staatliche Anstellung. Darum beschloß der citoyen de Genève — wie er sich auf seinen Büchern nennt —, den dringenden Einladungen der Marquise d'Épinay Folge zu leisten. Diese hatte ihm in der Nähe ihres Schlosses die „Ermitage“ (unweit Montmorency, 15 Kilometer von Paris) erbaut. In dieser seinem Gemütszustand zusagenden Zurückgezogenheit begann Rousseau den „Contrat social“ und den Roman „Julie ou la nouvelle Héloïse“. Sein Ruhm erreichte mit diesem Werke seinen Höhepunkt. Die Héloïse, die erst 1761 erschien, wurde vom Publikum mit unerhörter Begeisterung aufgenommen: die Buchhändler vermieteten das Buch für zwölf Sous die Stunde. Die Pariser Salons öffneten sich dem Verfasser mit einem Male, alle Schöngeister, die Edelleute und die aufgeklärten Frauen huldigten ihm. Doch Rousseau war einmal für „die Welt“ nicht geschaffen. Er überwarf sich nacheinander mit den alten und den neuen Freunden, zunächst mit M. Grimm und Diderot, verließ seine „Ermitage“**) und nahm bei dem Marschall von Luxemburg im Schloß Montmorency ein Asyl an (1758—1762).

Im Jahre 1762 veröffentlichte Rousseau seine beiden Hauptwerke, den „Contrat social“ und den „Emil“, beide von seiner Verstimmung und Ver-

---

*) Vergl. E. Ritter, Le programme du prix proposé par l'Académie de Dijon et remporté par Jean-Jacques Rousseau, Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur, Band XI, 23 ff. Über den Discours vergl. Lessings Briefe, im Band VII seiner Werke, p. 218. Unter den zahlreichen Gegenschriften sei die von Stanislaus Lesczinsky, Nancy 1751, erwähnt, ebenso die Kritik im Mercure de France vom Juni 1751, auf welche Rousseau in einem Briefe an Raynal ausführlich erwiderte.

**) Diese unerquicklichen Zerwürfnisse schildert Rousseau im achten Buche seiner Confessions zu seinem Vorteil. Der wirkliche Verlauf ergiebt sich aus der Vergleichung dieser Darstellung mit den Mémoires et Correspondance de Mme d'Épinay. Vergl. Mahrenholtz, a. a. O. Seite 54 ff.

bissenheit stark beeinflußt. Das Parlament von Paris verdammte das letztere Buch zum Feuer, weil nach solchen Grundsätzen erzogene Unterthanen nichts sein würden, als „des hommes préoccupés du scepticisme et de la tolérance“. Um der Verhaftung zu entgehen, mußte Rousseau Frankreich verlassen und auf Schweizer Gebiet flüchten. Bei dieser Gelegenheit brach die längst glimmende Feindschaft zwischen Rousseau und Voltaire aus.*)

Von jetzt ab wird Rousseau ruhelos von Ort zu Ort gehetzt; ein lästiges Körperleiden verdüsterte noch seine Stimmung, schweres Ungemach machte ihn allmählich zum entschlossenen Menschenfeind. Der „Emil“ wurde auf Antrieb der Orthodoxen auch in Genf verbrannt, weshalb Rousseau in einem stolzen Schreiben an den hohen Rat seine Eigenschaft als citoyen de Genève ablegte. Der blinde Eifer der aristokratischen und calvinistischen Hetzer verfolgte den Verfasser des „Emil“ noch in Motiers (Kanton Neuchâtel), wo er den Schutz Friedrichs des Großen**) und die Freundschaft des preußischen Statthalters genoß, so daß sich Rousseau auf die Petersinsel im Bieler See zurückzog. In diese Leidenszeit fallen die Streitschriften gegen den Hirtenbrief des Erzbischofs von Paris (Réponse à Christophe de Beaumont, archevêque de Paris, 1763) und gegen seine Widersacher in Genf („Lettres de la montagne“, eine scharfe Abfertigung von Tronchins „Lettres de la campagne“ und von Voltaires „Sentiments des Citoyens“).

Anfangs 1765 kam der Verfolgte und Verfemte auf David Humes Aufforderung hin nach England herüber. Die glänzende und offene Gastfreundschaft vergalt er auch hier mit kränkendem Argwohn und peinlicher Empfindlichkeit, verließ das Inselreich im Frühjahr 1766 und zog dann vier Jahre lang unstet in Frankreich umher, bis er sich 1770 wieder in Paris niederließ. Schriftstellerisch leistete er nach Vollendung der 1765 begonnenen und großenteils in England niedergeschriebenen „Confessions“ nichts mehr von Belang. Nach 1770 entstanden noch folgende Schriften: „Considérations sur le gouvernement de Pologne“ (1772), das Gespräch „Rousseau juge de Jean-Jacques“ (1776) und das apologetische schriftstellerische Vermächtnis

*) Lord Brougham, Voltaire et Rousseau, Paris 1845. Vergl. auch Streckeisen-Moultou, Rousseau, ses amis et ses ennemis, Paris 1865, 2 Bände. Desnoiresterres, Voltaire et la société du 18e siècle, Band VI. G. Maugras, Voltaire et Rousseau, Paris 1886. — Der Gegensatz zwischen beiden Männern war mit dem Erscheinen des „Discours sur l'inégalité“ schon festgestellt. Der an den Aufsatz „Genève“ in der Encyclopädie sich anknüpfende Streit über den sittlichen Wert des Theaters und der Bühnendichtung (Lettre à Mr. d'Alembert, 1758) verschärfte noch den Gegensatz. Voltaire pries Künste und Wissenschaften; Rousseau that sie in Acht und Bann. Voltaire fand sich mit Ludwigs XIV. Despotismus ab; Rousseau war unversöhnlicher Demokrat; der eine war geschmeidig, der andere schroff, der eine eingefleischter Aristokrat, der andere ein echter Plebejer u. s. w.

**) Dubois-Reymond, Friedrich II. und J. J. Rousseau (Festrede), Berlin 1879.

„Rêveries“ (1777—1778). Eigensinnig und nach alter Gewohnheit ernährte sich der Sonderling jahrelang mit Notenabschreiben; erst 1778 folgte er der Einladung des Marquis de Girardin und beschloß, auf dem Landgut Ermenonville etwas Ruhe zu genießen. Lange war diese jedoch dem Rastlosen nicht vergönnt: am 3. Juli 1778, wenige Wochen nach Voltaires Absterben, ereilte ihn ein jäher Tod.*)

Rousseau war trotz aller Gegensätze kaum weniger als die Encyclopädisten das Kind seines Jahrhunderts. Mit ihnen hat er den Haß gegen die Autorität und jenen Stolz des abstrakten Denkens gemeinsam, der die Lehren der Geschichte und der Erfahrung ungestraft vernachlässigen zu dürfen glaubt. Aber sein selbständiger Geist und der eigentümliche Gang seiner Entwickelung weisen ihm unter den Führern der philosophischen Bewegung einen besonderen Platz an. Die Grundlage seines geistigen Lebens bilden zwei scheinbar widerstrebende Gefühle: einerseits die Sehnsucht nach Unabhängigkeit und andererseits ein tiefes Bedürfnis wahrer Liebe und Hingebung. Zu wenig charakterfest, um sich die Unabhängigkeit zu erhalten, und wieder zu selbständig, um bei der Liebe sich zu beruhigen, gerät der Unglückselige mit der Wirklichkeit stets in Konflikt; er fängt an, sie zu hassen und bekämpft sie mit den furchtbaren Waffen einer hinreißenden Beredsamkeit, einer unerbittlichen Dialektik, einer wahren und tiefen, wenn auch oft irregehenden Begeisterung. Die Religion ist ihm nicht das Ergebnis verstandesmäßiger Reflexion, sondern der Ausdruck der innersten Empfindung. Darum verabscheut er den Materialismus, darum bedarf sein Herz eines Gottes. Aber nicht weniger empört er sich gegen die Priester, wenn sie den Aufschwung dieses Gefühls beherrschen und ausbeuten möchten. Jegliche Tyrannei haßt er aus natürlichem Widerwillen, und keine Nützlichkeitsrücksicht läßt ihn jemals mit ihr unterhandeln, wie Voltaire. Fast noch mehr verachtet er die Schwäche und Verdorbenheit der Unterworfenen. Er sieht eine große Umwälzung voraus, ohne sich von ihr eine Heilung der todkranken Menschheit zu versprechen. So wenden sich denn seine Blicke der Vergangenheit zu, oder vielmehr einer idealen Abstraktion, einer Verneinung der Wirklichkeit, die er Naturzustand nennt. Da Rousseau in seinen Behauptungen planlos den Eingebungen seines Gemüts folgt, um sie mit allen Hilfsmitteln eines überlegenen Talentes zu verteidigen, so steigert er seine Paradoxien nicht selten bis zum Widersinn und weiß sie

---

*) Die Ursachen dieses jähen Todes sind noch nicht völlig aufgeklärt, obwohl an Wahnsinn und Selbstmord nicht zu denken ist. Vergl. von Sallwürk, Übersetzung des „Emil“, p. VI des 2. Bandes. A. Bougeault, Étude sur l'état mental de J.-J. Rousseau et sa mort à Ermenonville, Paris 1883. J. Hildebrand, Rousseau vom Standpunkt der Psychiatrie, Programm Cleve 1884. — Die hundertste Wiederkehr des Todesjahres des im Leben feindlichen Philosophenpaares wurde im Jahr der Weltausstellung 1878 festlich begangen. Ein Verzeichnis der bei diesem Anlaß erschienenen Schriften findet sich in Les centenaires de Voltaire et de J. J. Rousseau, aperçu bibliographique par L. Mohr, Paris 1879.

gleichzeitig mit dem Schmuck erhabener und wahrer Gedanken zu umkleiden. Nichts liegt ihm ferner als Falschheit und Heuchelei, und doch steht sein Leben mit seinen Grundsätzen fast beständig im Widerspruch. Dieser rätselhafte Mann, der die Menschheit leidenschaftlich liebt und dabei außer standes ist, auf die Dauer irgend jemandes Freund zu sein, der durch seine Schriften für eine naturgemäßere Erziehung bahnbrechend wirkte und seine eigenen Kinder dem Findelhause anvertraute, führt uns symbolisch das unvermeidliche Schicksal eines Jeden vor Augen, der einst versucht sein könnte, Rousseaus politisches System in großem Maßstabe zu verwirklichen. An den Mißgriffen der entschlossensten Revolutionsmänner trugen die Rousseauschen Umgestaltungsideen keine geringe Mitschuld. Denn mit Voltaires Tod beginnt ihr Einfluß auf die Zeitgenossen unaufhaltsam zu wachsen und die jugendlichen Geister zu erhitzen.

Rousseaus Lehren gehen aus den beiden kulturfeindlichen Schriften hervor, dem „Discours sur l'origine de l'inégalité“ (1753—1754) und dem vielberufenen „Contrat social“ (1762). Der Discours*) stellt, wie später auch „Émile“, der Verderbnis der gesitteten Welt den glücklichen Naturzustand unserer Urahnen gegenüber: „C'est la raison qui engendre l'amour-propre et c'est la réflexion qui le fortifie. C'est elle qui plie l'homme sur lui-même. C'est elle qui le sépare de tout ce qui le gêne et l'afflige. C'est la philosophie qui l'isole. C'est par elle qu'il dit en secret à l'aspect d'un homme souffrant: Péris, si tu veux, je suis en sûreté. Il n'y a plus que les dangers de la société entière qui troublent le sommeil tranquille du philosophe et qui l'arrachent de son lit. On peut impunément égorger son semblable sous sa fenêtre. Il n'a qu'à mettre la main sur ses oreilles et s'argumenter un peu pour empêcher la nature qui se révolte en lui de s'identifier avec celui qu'on assassine. L'homme sauvage n'a point cet admirable talent, et faute de sagesse et de raison, on le voit toujours se livrer étourdiment au premier mouvement de l'humanité.“ Die entartete Gesittung, die Ungleichheit der Menschen und alle daraus folgende Verderbnis schreiben sich von dem Augenblicke her, da ein Mensch „ayant enclos un terrain, s'avisa de dire: Ceci est à moi, et trouva des gens assez simples pour le croire.“

Die aus diesen Voraussetzungen sich ergebende Theorie der Staatenbildung wird dann in dem als Bruchteil der in Aussicht genommenen Institutions

---

*) Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes, par Jean Jaques Rousseau, citoyen de Genève, Amsterdam 1755. Vorausgeschickt ist eine Widmung von 70 Seiten an den Genfer Rat, angehängt sind 77 Seiten Noten, während die Abhandlung selbst 184 Seiten groß ist. Die Preisfrage lautete: „Quelle est l'origine de l'inégalité parmi les hommes, et si elle est autorisée par la loi naturelle.“ —

politiques veröffentlichten „Contrat social“ (1762) vollständig entwickelt. „L'homme est né libre et partout il est dans les fers.“ Es fragt sich nun, „comment ce changement peut être rendu légitime?“ Um zu diesem Ziele zu gelangen, steigt Rousseau auf seine Weise bis zum Ursprunge der menschlichen Gesellschaft herab und baut diese a priori auf. Er verwechselt das, was gewesen, mit dem, was seiner Ansicht nach hätte sein sollen und widerlegt zuvörderst diejenigen, die den Staat auf das Recht des Stärkern gründen. „Jede Gewalt kommt von Gott,“ ruft er, „ich gestehe es ein, aber jede Krankheit kommt auch von ihm. Ist damit gesagt, daß man den Arzt nicht rufen darf?“ Als Grundlage aller rechtlichen Gewalt bleibt also nur der freie Vertrag übrig. Als die Wilden nicht mehr einzeln ihren Bedürfnissen genügen konnten, hätten sie folgenden Vertrag geschlossen: „Jeder von uns stellt seine Person und seine ganze Kraft unter die höchste Leitung des allgemeinen Willens und wir alle nehmen jedes einzelne Mitglied als unablösbaren Teil des Ganzen auf.“ (I. 6.) Daraus folgt die Notwendigkeit, daß „die Souveränität, insofern sie nur Ausübung des allgemeinen Willens ist, niemals veräußert, beziehungsweise übertragen, und daß der Souverän als bloßes Kollektivwesen durch keinen Dritten vertreten werden kann.“ Die folgerichtige Entwickelung dieser Voraussetzungen muß zur reinen Demokratie führen, die eben ideale Menschen im Auge hat. Rousseau verficht seine Sache mit glühender Beredsamkeit. Aber seine aus Plutarch und Plato geschöpfte Begeisterung für die Republiken des Altertums ruht auf trügerischen Grundlagen: so ist in Rousseaus Augen z. B. die Republik in Sparta gleichbedeutend mit Freiheit und Glück. Der „Contrat social“ enthält auch sonst seltsame Widersprüche und Paradoxien, welche vielfach gerade das Gegenteil von dem, was Rousseau vorschwebte, bewirkt haben. Das Buch war das politische Evangelium Robespierres und der Jakobiner.*)

Was der Gesellschaftsvertrag für die Menschenrechte war, sollte der pädagogisch-philosophische Roman „Émile ou de l'éducation“ (ebenfalls 1762 gedruckt) für die Rechte der Kinder sein.**) Der altherkömmlichen geistigen

---

*) Sébast. Mercier, J.-J. Rousseau considéré comme l'un des premiers auteurs de la Révolution, Paris 1791. Vergl. G. Duval, Histoire de la littérature révolutionnaire, Paris 1879.

**) Der Emil, für Frau Dupin de Chenonceaux geschrieben, geht auf Lockes pädagogische Schriften zurück. Er erschien zu Amsterdam und Paris 1762 in 4 Bänden. Urteil des Pariser Parlaments: Arrest de la Cour du Parlement qui condamne un Imprimé ayant pour titre Émile ou de l'Éducation par J.-J. Rousseau, imprimé à la Haye 1762, à être lacéré et brûlé par l'Exécuteur de la Haute justice. Unter den Gegenschriften sei erwähnt: Formey, Anti-Emil, Berlin 1763; J. Cazot, Les plagiats de J.-J. Rousseau de Genève sur l'éducation, Paris 1765. — Beste Übersetzung des Emil von E. v. Sallwürk, mit biographischer Einleitung von Th. Vogt, Langensalza 1876 ff., 2. Auflage 1883, 2 Bände. Vergl. daselbst p. X die Litteratur über Rousseaus Pädagogik. — R. Schneider, Rousseau und Pestalozzi, der Idealismus

Dressur stellt Rousseau ein Erziehungsideal entgegen, das nur der Natur folgt und nur die Zwecke fördert, um deren willen die Natur den Menschen mit Bedürfnissen und Begierden, mit Kräften des Körpers und des Geistes ausgestattet hat. „Alles ist gut, wie es hervorgeht aus den Händen des Urhebers der Dinge, alles entartet unter den Händen des Menschen,“ so hebt der Emil an. An einer andern Stelle heißt es: „Das Bild der Natur zeigt nur Harmonie und Ebenmaß, das Bild des Menschengeschlechts nur Verwirrung und Unordnung. Unter den Elementen herrscht Einklang, unter den Menschen das Chaos! Die Tiere sind glücklich; ihr König allein ist elend! O Weisheit, wo sind deine Gesetze? O Vorsehung, regierst du so die Welt? Du segenspendendes Wesen, was ist aus deiner Macht geworden? Ich sehe das Böse auf der Erde!“ Trostreicher lautet der Titelspruch des Buches: „Die Übel, an denen wir leiden, sind heilbar, und die Natur selbst, die uns zum Rechten gezeugt hat, ist uns behilflich, wenn wir nur Besserung wollen“ (Seneca, de ira II. 13).

Im ersten Buch des Emil wird die Stellung der Natur und der menschlichen Gesellschaft zur Erziehung dargelegt und die Grundsätze der Kindespflege für das erste Lebensjahr festgestellt. Dem Ammenwesen und den Wickelkissen tritt Rousseau hier mit so großem Nachdruck entgegen, daß es eine Zeit lang für vornehmere junge Frauen Mode wurde, die Kinder selbst zu säugen, und daß der Konvent die betreffenden Abschnitte aus dem Emil zum Gebrauch französischer Bürgerinnen gesondert herausgab.*) Das zweite Buch beschäftigt sich mit der naturgemäßen Erziehung des Knaben bis zum zwölften Jahr: Abhärtung, Bedürfnislosigkeit und Gewöhnung an Entsagen sollen an Stelle der üblichen Verweichlichung treten, Bildung der Sinne zur richtigen Wahrnehmung und Selbstthätigkeit an Stelle der mechanischen Gedächtnisübungen und der bloßen Dressur. So erreicht Emil das zwölfte Jahr, ohne anderen Unterricht als den der Natur und seiner eigenen Anlagen; jetzt ist er zur Gewinnung von Kenntnissen befähigt. Er wird mit der äußeren Umgebung, mit den Himmelserscheinungen, mit der menschlichen Gesellschaft und Gesittung auf dem Wege der Induktion bekannt gemacht, sein ganzer Bücherschatz besteht aus dem „Robinson“. Er hat wenig positive Kenntnisse, weiß nichts von Geschichte, Sittenlehre und Metaphysik; er ist frei von Phantasie und herkömmlichen Meinungen, aber sein Geist ist offen und

---

auf deutschem und französischem Boden, Bromberg 1868; F. Zoller, Pestalozzi und Rousseau, Frankfurt 1851. E. Scherer, John Locke, Leipzig 1860 (Abschnitt über Locke und Rousseau).

*) Principes de J.-J. Rousseau sur l'éducation des enfants, et sur leur éducation physique et morale, depuis leur naissance jusqu'à leur entrée dans les écoles nationales. A Paris, An II de la République. Eine deutsche Bearbeitung gab der Homöopath Hahnemann heraus, Leipzig 1796. — Über den Briefwechsel Rousseaus mit Anhängern Emils vergl. z. B. Schanzenbach, J. J. Rousseau und Herzog Ludwig Friedrich von Würtemberg, Programm Stuttgart 1889.

zur Aufnahme von Wissensstoff befähigt (III. Buch). Mit dem fünfzehnten Jahr beginnt der Unterricht in der Geschichte. Emil bekommt hier keine fertigen Urteile zu hören, sondern Lebensbeschreibungen und Thatsachen, aus denen er sein Urteil bildet. Sein Geist wird jetzt erst der Abstraktion zugewandt und zum Gottesbegriff hingeführt. Vor dem Eintritt der Mannbarkeit hat Emil keinen Religionsunterricht erhalten, da jedes an Gott glaubende Kind notwendigerweise sich Gott in Menschengestalt vorstellt und Götzendienst treibt. Die Naturreligion allein soll des Jünglings Führerin sein. Was sich Rousseau darunter denkt, hat er mit schlichtem Ernst und warmer Begeisterung in der „Profession de Foi du Vicaire savoyard“ niedergelegt.*) Materialismus und Offenbarungsglaube liegen dem gottgläubigen Verfasser gleich fern. Der unbelebten Stoffwelt spricht er die selbstthätige Bewegung ab und nimmt einen bewußten höheren Willen an, d. i. Gott. Über das Wesen der Gottheit Betrachtungen anzustellen verbietet aber die menschliche Unzulänglichkeit. Da der von Gott verlangte Gottesdienst der des Herzens ist, so ist eine Offenbarung unnötig, zumal die Urkunden darüber menschlichen Ursprungs sind. Gleichwohl verehrt Rousseau die Erhabenheit der christlichen heiligen Bücher und des Opfertods Christi. Als es für den in diesen Grundsätzen erzogenen Emil Zeit wird, eine Lebensgefährtin zu suchen, wird ihm im fünften Buche Sophie entgegentreten, und nun rückt der väterliche Erzieher, dessen Amt nicht wie bei Locke hier endet, zum beratenden Genossen auf. Emil erwirbt sich Menschenkenntnis durch mehrjährige Reisen und gründet sein eigenes Heim. Zur Natur zurückgeführt wird er ein neues Geschlecht erziehen helfen.

Der Emil ist ein Versuch, die Menschheit in ihre natürlichen Rechte wieder einzusetzen und auf natürliche Bahn zu lenken. Da er das Recht der freien Prüfung und die Befriedigung des inneren Gefühlsdrangs verficht, so war die Entrüstung in rechtgläubigen Kreisen eine gewaltige. Außer dem Hirtenbrief des Erzbischofs von Paris und der Verurteilung durch Spruch des Parlaments hat das „Naturevangelium der Erziehung“ in Frankreich und den Nachbarländern eine ganze Streitlitteratur hervorgerufen. Die zwei nachdrücklichen Erwiderungen, die der Verbannte 1763 und 1764 erscheinen ließ (Seite 153), sind des Werkes selbst würdig. Dem Emil verdankt die Jetztzeit sehr viel. Die von ihm ausgehenden Anregungen haben im Laufe der Zeit reiche Früchte getragen. Lessing, Kant, Herder, Goethe, Schiller haben mit den Zeitgenossen an Jean-Jacques' Feuerworten sich berauscht;

---

*) Von den Gegenschriften gegen das Glaubensbekenntnis vergl. Justus Möser, Schreiben an den Vikar von Savoyen, abzugeben bei Herrn Rousseau, Hamburg 1765. — Vergl. Borgeaud, J.-J. Rousseaus Religionsphilosophie, Genf und Leipzig 1883. A. Peltzer, Rousseaus Glaubensbekenntnis des Vikars aus Savoyen, Programm Köln 1886. — [Ganz andere Grundsätze verficht das S. 141 Anm. 2 erwähnte Testament des Pfarrers Meslier.]

Pestalozzi und die Philanthropinisten haben die im Emil verteidigten Erziehungsgrundsätze sich angeeignet.

Da der Roman „Julie ou la nouvelle Héloïse“ in einem anderen Abschnitt besprochen werden soll, erübrigt nur noch eine kurze Erwähnung der wichtigsten autobiographischen Schrift Rousseaus. In den „Confessions“ erzählt er mit unerhörtem Freimut, ohne Schönfärberei, ohne jede Schonung für sich oder für Freund und Feind alle Vorgänge und Verhältnisse in seinem Leben bis zum Jahr 1765, selbst seine geheimsten Neigungen und Gedanken. „Que la trompette du jugement dernier sonne quand elle voudra,“ sagt Rousseau feierlich am Eingang des ersten Buches, „je viendrai, ce livre à la main, me présenter devant le souverain juge. Je dirai hautement: Voilà ce que j'ai fait, ce que j'ai pensé, ce que je fus. J'ai dit le bien et le mal avec la même franchise . . . je me suis montré tel que je fus; méprisable et vil quand je l'ai été; bon, généreux, sublime quand je l'ai été; j'ai dévoilé mon intérieur tel que tu l'as vu toi-même, Être éternel. Rassemble autour de moi l'innombrable foule de mes semblables; qu'ils écoutent mes confessions, qu'ils gémissent de mes indignités, qu'ils rougissent de mes misères. Que chacun d'eux découvre à son tour son cœur au pied de ton trône avec la même sincérité; et puis qu'un seul te dise, s'il l'ose: Je fus meilleur que cet homme-là.“ Die ersten Bücher, die in der ländlichen Zurückgezogenheit des englischen Aufenthalts entstanden, las der Verfasser in Freundeskreisen in Paris vor.*) Fast sollte man glauben, daß er in einer Anwandlung krankhafter Schwermut und Selbstpeinigung sich selbst geflissentlich verleumdet hat; für die Aufrichtigkeit Rousseaus spricht wenigstens der Umstand, daß sein umfassender Briefwechsel, soweit er bis jetzt bekannt ist, nirgends den Bekenntnissen widerspricht. Dies ist für die Kenntnis seiner ungesunden und unerquicklichen Entwickelung von großem Belang.

5. Die Ökonomisten.

Während die Schriften Montesquieus und Rousseaus die althergebrachte Staatslehre angriffen und untergruben, suchten einzelne Anhänger derselben eine wirtschaftliche Wiedergeburt des schwerleidenden Landes anzubahnen.

*) Die Veröffentlichung hätte nach Rousseaus Willen erst 1800 stattfinden sollen. Indessen wurde die erste Hälfte 1781 von Moulton, die zweite von dessen Sohn 1788 herausgegeben, das ganze 1798 von Rousseaus Witwe selbst. Deutsche Übersetzung von Knigge, Leipzig 1786—1789 in 4 Bänden. — Beste Ausgabe: Les Confessions de J.-J. Rousseau, avec les notes de MM. Musset-Pathay et Petitain, Paris 1847, 3 Bände. Wichtige Nachträge von A. Jansen, J.-J. Rousseau, fragments inédits, recherches biographiques et littéraires (nach Briefen aus den Bibliotheken in Berlin und Neuchâtel), Paris et Berlin 1882. E. Ritter, Nouvelles recherches sur les Confessions et la correspondance de J.-J. Rousseau, Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur, Band II, 305 ff.

Schon La Bruyère, Fénelon und Vauban hatten Frankreichs sozialen Zustände in den düstersten Farben geschildert. Vaubans Projet d'une dîme royale (1707) hatte selbstverständlich beim alten Ludwig XIV. kein Verständnis gefunden; ebensowenig hatten die utopistischen Schwärmereien des edelgesinnten Abbé de Saint-Pierre die Lösung zu fördern vermocht.*) Als unter „Ludwig dem Vielgeliebten" infolge der Mißwirtschaft die soziale Frage immer brennender wurde, trat François Quesnay (1694 bis 1774), der auf eine lange Lebenserfahrung zurückblickende königliche Leibarzt, zuerst in Diderots Encyclopädie, hierauf mit seinem Tableau économique (1758) und mit den Maximes générales du gouvernement économique d'un royaume agricole hervor (1759) und begründete die volkswirtschaftliche Zeitschrift Les Éphémérides du citoyen. Sein Schüler Dupont [de Nemours] faßte Quesnays gesamte Schriften in dem berühmten Werke „Physiocratie, ou constitution actuelle du gouvernement le plus avantageux au genre humain" (1768) zusammen, nach welchem die „Sekte der Physiokraten" sich nannte.**) Wie einst der Herzog von Sully, Heinrichs IV. Minister, erklärt hatte: „Labourage et pâturage sont les deux mamelles qui nourrissent la France," so stellte der durch die Folgen des Merkantilismus und durch Laws Finanzkrach erschreckte Quesnay den Satz auf: „La terre est l'unique source des richesses." Natur und Ackerbau galten ihm als einzige wahre Quellen des Volkswohls, weil alle Nichtlandwirte, also die Gewerbetreibenden und Kaufleute, nur vom Reinertrag des Bodens zehrten und so zu sagen nur Lohnarbeiter des Ackerbaues wären. Dies zugegeben, müßten die Grundeigentümer für die erste und wichtigste Klasse der Bevölkerung gelten, aber auch für die einzige, von welcher der Staat Abgaben fordern darf. Freiheit des Handels und der Arbeit, Abschaffung der indirekten Steuern, Befreiung des leibeigenen Bauern — das sind die großen Reformen, welche aus diesen Grundsätzen hervorgehen mußten und für welche Turgot und Malesherbes vergeblich gegen die Selbstsucht der bevorrechteten Klassen in die Schranken traten.

Es bedarf heutzutage kaum der Erwähnung, daß die Ökonomisten oder Physiokraten sich in ihrer Lehre von der Unfruchtbarkeit der gewerblichen Arbeit täuschten. Aber sie erwarben sich ein nicht geringes Verdienst, indem sie die einfache und dennoch so lange verkannte Wahrheit einleuchtend machten,

---

*) Vergl. E. Goumy, L'abbé de St. Pierre, Paris 1859.

**) Quesnays Werk wurde von E. Daire in der „Collection des principaux Économistes" herausgegeben, Paris 1846, 2 Bände. Vergl. Kellner, Zur Geschichte der Physiokraten, Göttingen 1847. F. J. Blanqui, Histoire de l'économie politique, Paris 1837, deutsch von Buß, Karlsruhe 1840 ff., 2 Bände. L. de Lavergne, Les Économistes français au 18e siècle, Paris s. d. Roscher, Grundlagen der Nationalökonomie, 13. Auflage, Stuttgart 1877, Band I, S. 101 ff.

daß der Reichtum eines Volkes in den nutzbaren Gütern und nicht in Gold und Silber besteht. Sie wagten auf dem Kontinent den ersten ernstlichen Angriff gegen die Mißbräuche des Merkantilsystems und wiesen mit Nachdruck zuerst auf die Gefahren der großen Fabriken und namentlich der künstlichen Industrien hin. Ihre politischen Ansichten neigten nach einem patriarchalischen, auf einen mächtigen Stand reicher Gutsbesitzer gestützten Absolutismus hin. Mercier de la Rivière, Quesnay's Schüler, geht sogar so weit, daß er einfach behauptet: „Par cela même que l'homme est destiné à vivre en société, il est destiné à vivre sous le despotisme. Cette forme de gouvernement est la seule qui puisse procurer à la société son meilleur état possible.“ *)

Die physiokratischen Lehren fanden unter den Frommen, wie unter den Philosophen Eingang. Der König und die Pompadour begünstigten sie; unter dem wohlmeinenden Ludwig XVI. machten Malesherbes und Turgot verspätete Versuche, durch Verwirklichung eines Teiles der physiokratischen Reformen dem Unheil und der Verarmung zu steuern. Die Berufung des hochherzigen Turgot**) ins Ministerium (1774—1776) galt überhaupt als weitgehende Konzession des Königs an die Reformpartei. Denn Jacques Turgot, Baron de l'Aulne (1727—1781), strebte nach nichts weniger als Ablösung aller Feudalrechte, um dem gedrückten Bauernstand Luft und Freiheit zu schaffen. Turgot war, wie Quesnay und alle hervorragenden Geister jener Zeit, auch Mitarbeiter an der Encyklopädie gewesen. Seine Aufsätze „Foires et Marchés“ und „Valeurs et Monnaies“ daselbst, ferner die Abhandlung über Entstehen und Verteilung des Reichtums (1766) und die in seinen letzten Mußejahren herausgegebene Schrift über die Steuern weisen ihm auch unter den physiokratischen Schriftstellern eine Stelle an. Auch der sittenlose Marquis Victor de Mirabeau, Vater des großen Redners, verdient namentlich durch sein Buch „L'Ami des Hommes“ (Amsterdam 1756), welches man eine Zeit lang Montesquieu zuschrieb, durch die freimütige Schrift „De l'impôt“ (1760) und eine Reihe anderer volkswirtschaftlicher Werke den Häuptern der Physiokraten beigezählt zu werden.***)

---

*) Mercier de la Rivière schrieb: Ordre naturel et essentiel des sociétés politiques, Londres 1767, 2 Bände; Lettres sur les économistes, Paris 1787 etc.

**) Condorcet, Vie de Turgot, 1786 (Band V der Œuvres de Condorcet). Dupont [de Nemours], Mémoires sur la vie et les ouvrages de Turgot, Paris 1782. Derselbe gab Turgots Œuvres complètes in 9 Bänden heraus, Paris 1808 ff. — Vergl. auch Henry, Correspondance inédite de Condorcet et de Turgot, Paris 1884. Neymarck, Turgot et ses doctrines, Paris 1885, 2 Bände. — Kriegsmann, Turgot als Mitarbeiter an der Encyklopädie, Programm Wandsbeck 1887. Léon Say, Turgot, in Hachette's Lebensbeschreibungen des Grands Écrivains français, Paris 1888.

***) Vergl. L. de Loménie, Les Mirabeau, nouvelles études sur la société du 18e siècle, Paris 1879, 3 Bände. — Andere Werke des Marquis de Mirabeau: Philosophie rurale (Amsterdam 1763), Les Économiques (ebenda 1769), Leçons

Auch einen fürstlichen Theoretiker zählt die menschenfreundliche Sekte, den Markgrafen Carl Friedrich von Baden (regierte 1738—1811), welcher ein „Abrégé des Principes de l'économie politique“ (Karlsruhe 1772) veröffentlicht hat.

II. Die übrige Prosa.

1. Geschichtschreibung, Kulturgeschichte und Verwandtes.

a) [Montesquieu und Voltaire]. — Duclos, de Brosses, Barthélemy, — Mably, Raynal, Condorcet. — Marmontel, La Harpe, F. M. Grimm.

Der einzige Geschichtschreiber des Aufklärungszeitalters, dem die schwierige Kunst gelang, gründlich in den Geist vergangener Zeiten einzudringen, ohne die Bedürfnisse der lebendigen Gegenwart aus den Augen zu verlieren, ist der bereits Seite 125 ff. besprochene Montesquieu. Während Montesquieu stets objektiv bleibt, gelingt dies dem lebhafter empfindenden Voltaire nie recht. Doch dürfte, wie aus der Betrachtung von Voltaires Geschichtswerken Seite 141 ff. hervorgeht, Montesquieus Urteil zu schroff sein, wenn er meint, Voltaire werde nie eine gute Geschichte schreiben, weil es ihm wie den Mönchen des Mittelalters nicht um den behandelten Gegenstand zu thun sei, sondern um den Ruhm des „Ordens.“

Nach Voltaires Tod trat Charles Pineau Duclos (1704—1772) das Amt eines königlichen Historiographen an, nachdem er durch den Sittenroman Les Confessions du Comte de *** (1741) und durch Moralschriften vorteilhaft bekannt geworden war. In seiner Stellung stand ihm wertvolles Material zur Verfügung, aus welchem er die sehr aufrichtigen Mémoires secrets sur les règnes de Louis XIV et de Louis XV zusammenfügte. Natürlich kamen diese Memoiren erst nach Duclos' Tod heraus. Von größerer Wichtigkeit sind seine Considérations sur les mœurs de ce siècle (1749) mit der Fortsetzung Mémoires pour servir à l'histoire du 18e siècle. Hier wandelt der Verfasser auf den Spuren des scharfbeobachtenden Moralisten La Bruyère, und nicht mit geringerem Erfolg. „Le livre des Considérations,“ sagt Vinet*), „est un faisceau serré des observations les plus fines. Chaque phrase est une sentence qui se tient debout sans appui . . . Chez d'autres écrivains, le style est de la peinture; chez Duclos, c'est du bas-relief.“ Die Tendenz des Buches ist eine durchaus gemäßigte und würdige.

---

oeconomiques (1770), La Science ou les Droits de l'homme (Lausanne 1774). Alle diese Werke erschienen, wie üblich, ohne Namen, oder mit den Anfangsbuchstaben H. L. D.

*) Vinet, Histoire de la littérature française, Band II, Seite 160 ff. — Vergl. La Harpe, Sur une édition posthume des Confessions du Comte de ***, roman de M. Duclos, a. a. O. Band XIV, Seite 285 ff.; dazu Band XV, Seite 256. — Œuvres complètes herausgegeben von Des Essarts, Paris 1806 ff., 10 Bände; von Auger, Paris 1820 ff., 9 Bände.

Frei von Rücksicht auf die brennenden Tagesfragen, ohne von den geistigen Strömungen der Zeit unberührt zu bleiben, sind zwei eifrige Förderer der antiken Geschichte und Kultur. Der erste, Präsident Charles de Brosses aus Dijon (1709—1777), verdient mehr durch seine römische Geschichte nach Sallust (Histoire de la république romaine dans le cours du septième siècle, Dijon 1777, 3 Bände), als durch seine dilettantischen Schriften über Kultur- und Sprachgeschichte eine Stelle unter den Historikern des Zeitalters Voltaires. Aus den spärlichen Fragmenten des ersten kunstmäßigen Historikers Roms hat de Brosses ein lebendiges Bild des Zeitalters zusammengestellt.*)

Eines der schönsten Denkmäler der erzählenden Prosa verdankt die Litteratur dem Abbé Jean-Jacques Barthélemy (1716—1795). Sein vielgenannter historischer Roman Voyage du jeune Anacharsis en Grèce vers le milieu du quatrième siècle avant l'ère vulgaire (1788, 4 Bände), welcher aus dreißigjährigen gewissenhaften Studien hervorging, giebt ein anziehendes und für jene Zeit getreues Gemälde der gesamten griechischen Kultur im Zeitpunkt ihrer höchsten Entwickelung und ihres nahenden Verfalls. Ein junger Scythe, Zeitgenosse Philipps von Macedonien, bereist die griechische Welt und fragt neugierig nach allem; — das ist der Hintergrund, auf welchem Barthélemys Forschungen sich abheben. Das echt französische Talent, die Wissenschaft allgemein zugänglich zu machen, ohne ihrer Würde allzuviel zu vergeben, feiert in diesem fast in allen Sprachen übersetzten Buche einen schönen Triumph.**)

Was Barthélemy für das griechische Altertum geleistet hatte, versuchte Louis Sébastien Mercier (1740—1814) für die Zukunft durch das phantastische Werk „L'an 2440." Es war ihm mehr um Politik, als um Wissenschaft zu thun.***)

Von den anderen Historikern und Kulturhistorikern hat einer vorzugsweise von Voltaires philosophischer Selbstgenügsamkeit sich ferngehalten. Condillacs Bruder, der edelgesinnte Gabriel Bonnot de Mably (1709 bis

---

*) Vergl. La Harpe, Sur l'histoire de la République romaine par Salluste, traduite par le président de Brosses, a. a. O. Band XIV, Seite 218 ff. — De Brosses schrieb nach seiner italienischen Reise „Lettres sur l'état actuel de la ville d'Herculanum" (1750), das erste Werk über die am Vesuv unternommenen Ausgrabungen. Vergl. Foisset, Le président de Brosses, Paris 1842; derselbe, Correspondance de Voltaire et du président de Brosses, 2. Auflage, Paris 1858.

**) Andere Werke des Abbé Barthélemy Amours de Carite et Polydore, Paris 1760; Entretiens sur la musique grecque, 1777. Gesammelte Aufsätze in den Œuvres diverses, Paris 1798, 2 Bände. Œuvres complètes von Villeneuve, Paris 1821, 4 Bände. Vergl. die autobiographischen Mémoires sur la vie de l'abbé Barthélemy écrits par lui-même, Paris 1824. Barthélemy war bis zur Revolution Direktor des königlichen Münzkabinets.

***) Mercier schrieb noch ein „Tableau de Paris" in 12 Bänden und das vielberufene gegen die Klassiker Ludwigs XIV. gerichtete „Essai sur l'art dramatique."

1785), durch Geburt und Verbindungen zu einer glanzvollen Laufbahn bestimmt, zog eine bescheidene Unabhängigkeit vor, um nicht einem von ihm verachteten Regierungssystem dienstbar zu sein. Wie Jean-Jacques Rousseau wandte Mably den Blick nach rückwärts. Er suchte sein Ideal in den früheren Zuständen und anerkannte keinen wahren Fortschritt, als die Rückkehr zur strengen Gesetzgebung Lykurgs. Als eifriger Gegner der Ökonomisten fürchtete Mably Handelsfreiheit und Reichtum, ja die Künste und Wissenschaften. Da er daran verzweifelte, seine Zeitgenossen sich einst wieder zur Gütergemeinschaft bekehren zu sehen, so hielt er Frankreich für unrettbar verloren. Seinem tiefen sittlichen Ernste fehlte nur die glühende Beredsamkeit des Genfer Philosophen. Die wichtigsten seiner historisch-politischen Werke sind „Entretiens de Phocion sur les rapports de la morale avec la politique“ (1763), die „Observations sur l'histoire de France“ (1765, 2 Bände). Die bedeutsame Schrift „De la législation, ou Principes des lois“ (1776) greift wie das „Contrat social“ das Eigentumsrecht an und predigt den Sozialismus.*)

Der weniger charaktervolle Abbé Guillaume Thomas Raynal (1713 bis 1796) erhebt in seiner weitläufigen „Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes“ (1771)**) gegen die engherzige Kolonialpolitik der Spanier und der Holländer, besonders gegen den Negerhandel heftige Anklagen, welche viel dazu beigetragen haben, die öffentliche Meinung über diese Fragen aufzuklären. Das ungleichmäßige, an Exkursen allzu reiche Werk ist nicht Raynals alleiniges Eigentum. Es steht vielmehr fest, daß andere Philosophen und namentlich Diderot ganze Kapitel der Histoire des Indes geschrieben haben. Raynals Leben stand mit seinen Grundsätzen nicht im Einklang wie das Mablys: ohne Gewissensbisse strich der philosophische Abbé jährlich fünfzigtausend Franken an Pfründen ein. Aus dem Jesuitenorden war Raynal lange vor Veröffentlichung seines offenherzigen Buches ausgetreten.

Der ausgezeichnete Mathematiker Nicolas Caritat de Condorcet (1743 bis 1794) stürzte sich allzu frühzeitig in den Strudel thätiger Politik, um ein Werk von allgemeiner Bedeutung zustande bringen zu können. Mit sechsundzwanzig Jahren Mitglied der Académie des sciences***), deren secré-

---

*) Sein erstes Werk war „Parallèle des Romains et des Français par rapport au gouvernement“ (Amsterdam 1740, 2 Bände). Mablys Œuvres complètes gab Arnoux heraus, Paris 1794 ff., 15 Bände, sein Lebensbild Barthélemy, Paris 1791.

**) Zuerst anonym in 7 Bänden; neue Ausgaben Genf 1775 in 5 Bänden, Genf 1780 in 10 Bänden mit dem Namen des Verfassers, der jetzt vom Parlament verfolgt wurde und erst nach der Revolution wieder Aufnahme fand. Erstes Werk Raynals: Anecdotes historiques, militaires et politiques de l'Europe, Paris 1753, 3 Bände.

***) Arago, Biographie de Condorcet (lue à la Séance publique de l'Académie du 28 décembre 1841), Paris 1842. Daselbst sind die benutzten Quellen genau angegeben. — Mit 22 Jahren schrieb Condorcet sein Essai sur le calcul intégral

taire perpétuel er 1775 wurde und deren verstorbenen Mitgliedern er verschiedene „Éloges“ zu widmen hatte, bekannte sich Condorcet, wie sein väterlicher Freund d'Alembert, zu den Anhängern Voltaires. Darum schloß er sich mit Begeisterung den Reformplänen des menschenfreundlichen Turgot an. Aus dieser Zeit stammt eine Reihe von politischen und staatswirtschaftlichen Schriften, ferner eine Vie de Turgot (1786) und eine mit Begeisterung geschriebene Vie de Voltaire (1787). Als Mitglied und Vorsitzender der gesetzgebenden Versammlung, sowie als Abgeordneter beim Konvent verfocht Condorcet die gemäßigt demokratischen Ansichten, stimmte demgemäß gegen die Hinrichtung des Königs und wurde deshalb zugleich mit den Girondisten geächtet (1793). Es gelang ihm, sich monatelang verborgen zu halten und in seinem Zufluchtsort ohne Bücher die „Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain“ zu verfassen, sowie ein „Tableau historique complet des progrès de l'esprit humain“ in Angriff zu nehmen. Um der drohenden Verhaftung zu entgehen, vergiftete sich Condorcet.

Die ausgiebige Behandlung der Kulturgeschichte und die Fortschritte in der Kunstansicht mußten auch zu einer Zusammenfassung der französischen Litteratur anregen. Nachdem Jean-François Marmontel (1723—1799) in seiner Poetik und in den Éléments de littérature (1787) gegen Boileaus Alleinherrschaft Verwahrung eingelegt, versuchte Jean-François de la Harpe (1739—1803), wie jener ein Schützling und Bewunderer Voltaires und ein mittelmäßiger Dichter, die erste französische Litteraturgeschichte zu schreiben. Sein Cours de littérature ancienne et moderne*) giebt einen Überblick über das griechische und römische Schrifttum, sowie eine auf die Hauptautoren ausführlich eingehende Geschichte der französischen Litteratur vom siebzehnten bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Die altfranzösische Dichtung blieb ihm ebenso unbekannt wie dem guten Boileau und den späteren Litterarhistorikern bis zum Aufblühen der romanischen Philologie. La Harpe vertritt in würdiger Weise den Standpunkt des alten Klassizismus. Seine litterarische Kritik ist einseitig ästhetisch und häufig schulmeisterlich, was aus der Entstehungsart des Werkes sich erklärt.

(1765). Von seinem nachgelassenen Werke „Esquisse des progrès“ ließ der Konvent dreitausend Stück zur Verteilung ankaufen. — Condorcets Werke gaben Garat und Cabanis, Paris 1804 ff., dann O'Connor in Verbindung mit Arago heraus, Paris 1847 ff., 12 Bände.

*) La Harpes Litteraturgeschichte ist aus Vorlesungen hervorgegangen, welche der Verfasser in den Jahren 1792—1797 in dem von Pilastre du Rosier gegründeten „Lycée“ hielt. Die ersten vier Bände behandeln das Altertum, die nächsten drei das Zeitalter Ludwigs XIV., mit besonderer Berücksichtigung der drei großen Dramatiker. Mit dem achten Bande beginnt die zeitgenössische Litteratur, welcher die größere Hälfte des Werkes gewidmet ist. Lycée ou Cours de littérature ancienne et moderne, Paris 1799 ff. in 16 Bänden, neue Auflage Paris 1821 u. ö. Die Inhaltsangaben nnd sprachlichen Bemerkungen geben dem Lycée noch heute Wert.

Um die Verbreitung der philosophischen Ansichten außerhalb Frankreichs hat der in Paris heimisch gewordene Friedrich Melchior Grimm (1723 bis 1807), ein Pfarrerssohn aus Regensburg, sich durch regelmäßige Berichte verdient gemacht. Grimm war unbedingter Anhänger Gottscheds und daher aufrichtiger Bewunderer der Franzosen. Von 1748 ab bis zum Ausbruch der Revolution lebte er in Paris als Vorleser, Geheimschreiber oder Gesellschafter deutscher Edelleute und schließlich als bezahlter Spion Rußlands und Österreichs.*) Grimm war ein wenig ehrenhafter Charakter. Er stiftete Unfrieden in der Pariser Schriftstellerwelt: der unheilbare Zwist Rousseaus und Diderots ist auf seine Zuträgereien und Hetzereien zurückzuführen. Im Jahr 1753 begann er die Herausgabe einer handschriftlichen Correspondance littéraire, die zweimal monatlich an fünfzehn fürstliche Abonnenten versandt wurde. Diese Zeitschrift, deren Einfluß auf die freisinnigen Höfe Europas keineswegs zu unterschätzen ist, brachte ausführliche, vorzüglich geschriebene Berichte über das geistige Leben der rührigen Hauptstadt und besprach die Neuerscheinungen mit Unparteilichkeit. Sie bildet eines der wichtigsten Denkmäler aus dem Philosophenzeitalter. Außer Grimm und seinen Freunden hat seine Geliebte Madame d'Épinay in der „Correspondance" mitgearbeitet.**)

b) Vauvenargues — Buffon.

Eine vermittelnde Stellung zwischen den Philosophen und ihren erbitterten Gegnern nimmt Luc de Clapier, Marquis de Vauvenargues***)

---

*) Über F. M. Grimm vergl. St. Beuve, Causeries du Lundi, Band VII, p. 287 ff. Süpfle, Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich, Gotha 1886, Band I, 138 ff. A. Koch, Baron Melchior v. Grimm und seine Pariser Briefe, Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur, Band VII, p. 219 ff. H. Breitinger, Heinrich Meister, der Mitarbeiter M. Grimms, ebenda, Suppl. Heft, p. 53 ff. — J. Hillebrand, Aus dem Jahrhundert der Revolution, Berlin 1881 (2. Katharina II. und Grimm). E. Scherer, Melchior Grimm, l'homme de lettres, le factotum, le diplomate, avec un appendice sur la correspondance secrète, Paris 1887. R. Mahrenholtz, F. M. Grimm, der Vermittler deutschen Geistes in Frankreich, Herrigs Archiv Band 82, Seite 290 ff. — Neueste Ausgaben: Correspondance littéraire, philosophique et critique par Grimm, Diderot, Raynal, Meister etc., neu herausgegeben von M. Tourneux, Paris 1877—1882, 16 Bände (nach dem Gothaer Manuskript).

**) Über die Gräfin d'Épinay vergl. Perey et Maugras, Dernières années de Mme d'Épinay, Paris 1883. Paul Deschanel, Figures de femmes, Paris 1888.

***) Œuvres complètes de Vauvenargues, revues et augmentées sur les manuscrits communiqués par sa famille, Paris 1797, 2 Bände. — Meistens findet man Vauvenargues' Werke als Anhang zu denen La Rochefoucaults, so im zweiten Bande von Deppings Ausgabe, Paris 1818. Ferner: La Rochefoucault et Vauvenargues, Pensées et Maximes, Paris 1832. Buchon, Choix de moralistes français, Paris 1836. Œuvres de Vauvenargues, p. p. D. L. Gilbert, Paris 1857, 2 Bände. — Vergl. La Harpe, a. a. O. Band XV, Seite 210 ff. — (Anonymus), La Rochefoucault et Vauvenargues, Bar-le-Duc 1878. Prévost-Paradol, Études sur les moralistes français, 2. Aufl. Paris 1865.

ein (1715—1747). Während Voltaires Aufenthalt bei der Marquise du Châtelet war Vauvenargues Offizier in Nancy. Er trat mit dem schon damals gefeierten Philosophen in Briefverkehr und bekannte sich bald zu seinen Ansichten, ohne in die Zügellosigkeit der Aufklärer zu verfallen. Leider starb dieser lautere und klarblickende Mann in der Blüte der Jugend, ehe er ein größeres Werk vollenden konnte. Seine nachgelassenen „Pensées et Maximes“ sind wie diejenigen Pascals nur Entwürfe und Sammlungen. Man vermißt darin ein einheitliches System und stößt auf schwer lösbare Widersprüche, die eine Überarbeitung wahrscheinlich beseitigt haben würde; aber das Buch hinterläßt im Gegensatz zu dem La Rochefoucaults (Seite 93 ff.) einen wohlthuenden Eindruck. „Les grandes pensées viennent du cœur, — Personne n'est sujet à plus de fautes que ceux qui n'agissent que par réflexion, — Nous n'avons pas droit de rendre misérables ceux que nous ne pouvons rendre bons,“ — derartige Kernsprüche könnte man noch mehrere aus den Pensées des frühverstorbenen Moralisten zusammenfinden.

Einen versöhnlichen Standpunkt hält ebenfalls jener große Schriftsteller ein, welcher durch ein einziges, gewaltiges Werk der beschreibenden Naturgeschichte einen Ehrenplatz unter den redenden Künsten eroberte und die Masse der Gebildeten für Studien begeisterte, die bis dahin nur Gelehrte angezogen hatten.

George Louis Leclerc, Graf von Buffon (1707—1788), geboren zu Montbard in Burgund, offenbarte seinen Beruf für naturwissenschaftliche Studien auf einer Reise, die er als Begleiter des Herzogs von Kingston durch Frankreich, Italien und England machte. Im sechsundzwanzigsten Lebensjahr als Mitglied der Akademie der Wissenschaften aufgenommen*), erhielt der junge Edelmann sechs Jahre später die Stelle eines Intendanten des Jardin des Plantes zu Paris. In dieser unabhängigen und glücklichen Muße verwendete Buffon fast fünfzig Jahre gründlicher Studien für das Werk seines Lebens, die 36bändige „Histoire naturelle générale et particulière.“ Die Kühnheit von Buffons deistischen Ansichten, die großartige Anlage des Riesenwerkes, der Farbenreichtum der Schilderungen und vor allem der Zauber eines überaus glänzenden und sorgfältig gefeilten Stils — „groß wie die Natur und schlicht wie sie“ — sichern der Histoire naturelle

---

*) Bei seiner Aufnahme in die Akademie trug Buffon den berühmt gewordenen Discours sur le style vor. Das vielmißbrauchte geflügelte Wort Le style c'est l'homme ist nicht so von Buffon ausgesprochen worden. Es heißt wörtlich im Discours sur le style: „Les ouvrages bien écrits sont les seuls qui passeront à la postérité. La multitude des connaissances, la singularité des faits, la nouveauté même des découvertes, ne sont pas de sûrs garants de l'immortalité . . . Les connaissances, les faits et les découvertes s'enlèvent aisément, se transportent et gagnent même à être mis en œuvre par des mains plus habiles. Ces choses sont hors de l'homme: le style est l'homme même.“

einen unvergänglichen Wert, obschon die Fortschritte der Naturwissenschaft seitdem viele Annahmen Buffons widerlegt haben.*)

2. Die Beredsamkeit.

Im Philosophenzeitalter konnte die Kanzelberedsamkeit nicht blühen. Mit dem Glauben der Hörer schwand auch die Begeisterung der Nachfolger Bossuets und Massillons. Ein einziger, der Abbé de Beauvais, Bischof von Senez in den Niederalpen (1731—1790), verdient seines Freimuts halber Erwähnung. Leere Glaubenszänkereien anderen überlassend, hielt er sich an die christlichen Sittenlehren. In der Leichenrede Ludwigs XV. sprach er die berühmt gewordenen Worte: „Le peuple n'a pas sans doute le droit de murmurer; mais sans doute aussi il a le droit de se taire, et son silence est la leçon des rois." Die Grabrede auf den alten Pfarrer Claude Léger von St. André des Arcs, seinen Lehrer, ehrt den dankbaren Schüler nicht minder als den beredten Bischof. 1789 wurde er zum Abgeordneten in die Nationalversammlung gewählt.

Die gerichtliche Beredsamkeit stand immer noch unter dem Einflusse der hergebrachten, in bevorrechteten Körperschaften so mächtigen Gewohnheit. Doch nahm die alte scholastische Manier allmählich ab. Neben Lenormand und Cochin ist der von Rousseauschen Anschauungen erfüllte Loyseau de Mauléon (1728—1771), sowie der Präsident Dupaty in Bordeaux als Vertreter des aufgeklärten Juristenstandes zu nennen. Eine hervorragende Zierde desselben ist der jansenistische Kanzler François d'Aguesseau (1668 bis 1751)**). Mit dreiundzwanzig Jahren avocat général am Pariser Parla-

*) Die Histoire naturelle générale et particulière wurde Paris 1749—1788 in der Staatsdruckerei gedruckt und nach Buffons Tode von Lacépède fortgesetzt. Vergl. A. Richard, Œuvres complètes de Buffon, mises en ordre et précédées d'une notice historique, Paris 1825 ff., 32 Bände. Neuere Ausgabe der Histoire naturelle von Cuvier, Paris 1829 ff., 42 Bände; von E. M. Flourens, Paris 1853 ff., 32 Bände, neue Auflage 1880. Kurzer Auszug von F. Hémon, Œuvres choisies de Buffon, précédées du discours qui a obtenu le prix d'éloquence décerné par l'Académie française en 1878, Paris 1888. — Vergl. Geoffroy Saint-Hilaire, Fragments biogr. et études sur Buffon, Paris 1838. Flourens, Histoire des travaux et des idées de Buffon, Paris 1844; Derselbe, Les manuscrits de Buffon, Paris 1859. Nadauld de Buffon, Buffon, sa famille, Paris 1863. P. Wossidlo, Buffon als Mensch, Gelehrter und Schriftsteller, Programm Tarnowitz 1884. (Wossidlo gab auch Morceaux choisis von Buffon heraus, Berlin 1884). H. Lebasteur, Buffon, Paris 1888.

**) Boullée, Histoire de la vie et des ouvrages du chancelier d'Aguesseau, Paris 1835, 2 Bände. Monnier, Le chancelier d'Aguesseau, Paris 1864. — Seine Œuvres complètes Paris 1759 ff., 13 Bände, Auszug daraus von Falconnet, Paris 1865, 2 Bände. Über die Beredsamkeit im 18. Jahrhundert vergl. u. a. La Harpe, a. a. O. Band XIV, Seite 5 ff. Besonders ausführlich wird daselbst die Kanzelberedsamkeit erörtert, Seite 28—181. — Über die parlamentarische Beredsamkeit vergl. Ch. Aubertin, L'éloquence politique dans le Parlement de Paris, II. Les orateurs de la Fronde et les parlementaires jansénistes du 18e siècle. Revue des deux Mondes, 15. Mai 1881, p. 358 ff.

ment, mit zweiunddreißig schon procureur général, wurde d'Aguesseau unter dem Regenten „Kanzler von Frankreich“ (Justizminister) und verwaltete dreimal kürzere oder längere Zeit hindurch dieses hohe Staatsamt. Sein Lebenslauf ist mit der Zeitgeschichte aufs engste verknüpft. Die auf uns gekommenen Gerichtsreden des Kanzlers zeichnen sich durch einfache und edle Sprache, sowie durch die Mäßigung aus, die dem Hüter der Gesetze so wohl ansteht.

Die wahren Züge des philosophischen Jahrhunderts finden sich am besten in den akademischen Reden. Denn die akademische Lobrede, die sonst nur der Eitelkeit der Gelehrten und ihrer vornehmen Beschützer gedient hatte, wurde nunmehr eine mächtige Waffe der neuauftauchenden Meinungen. Um die Mitte des Jahrhunderts begann die Akademie Preislobschriften (Éloges) über große Männer aus alter und neuer Zeit auszuschreiben; die Redner ermangelten nicht, in ihren Vorträgen die großen Fragen zu verhandeln, von welchen damals alle Geister bewegt wurden. Auch in den Antrittsreden der Akademiker machten die inhaltsleeren und herkömmlichen Komplimente Schritt für Schritt wissenschaftlichen Erörterungen Platz. Das Publikum nahm lebhafteren Anteil an den anziehender gewordenen Redeakten der Akademie, die häufig wahre Triumphe der „Philosophie“ wurden. Die beiden Mathematiker d'Alembert und Condorcet haben in ihrer Eigenschaft als ständige Sekretäre der hohen Körperschaft auch hier Lorbeeren errungen, der erstere namentlich durch Éloges auf Massillon, Boileau, Bossuet, Fléchier, der unglückliche Condorcet durch die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er die von seinem Amtsvorgänger Fontenelle leer gelassene Lücke ausfüllte und die Lebensbeschreibungen der zwischen 1666 und 1699 gestorbenen Académiciens verfaßte.*) Auch der Litterarhistoriker La Harpe gehört mit seinen Preisreden auf Fénelon, Racine, Heinrich IV., den Marschall Catinat und andere zu den gefeierten Meistern der éloquence.

Der bekannteste Rhetor ist wohl der mehrfach preisgekrönte Jesuit Antoine Léonard Thomas (1732—1786), zuerst Professor am Collège de Beauvais zu Paris, dann Sekretär des Herzogs von Choiseul und während der Kindheit Madame de Staëls eine Hauptzier des Salons Neckers.**) Auf sein Éloge du Maréchal de Saxe, das 1759 den Preis erhielt, folgte 1760 eine Preisrede auf den Kanzler d'Aguesseau, eine auf Duguay-Trouin (1761). Im folgenden Jahre trug Thomas mit einer philosophischen Ode sur le Temps einen neuen Preis davon. Von seinen späteren Éloges sind diejenigen auf Descartes und auf Marc Aurel die berühmtesten. Seine Ansichten über die Lobrede giebt das 1772 erschienene Essai sur

---

*) Vergl. über d'Alembert Seite 148, über Condorcet Seite 164. La Harpe, Sur les éloges lus dans les séances publiques de l'Académie par M. d'Alembert, a. a. O. Band XIV, Seite 214 ff.

**) Vergl. La Harpe, Band XIV, Seite 181 ff. Die gesammelten Werke Thomas' erschienen Paris 1802 in 7 Bänden. Die einzelnen Éloges wurden auch jeweils in dem Jahr, in dem sie gehalten wurden, bei B. Brunet in Paris verlegt.

l'éloge, ou histoire de la littérature et de l'éloquence appliquée à ce genre d'ouvrage. Daß die Politik in Thomas' Lobreden nicht gemieden wurde, beweist unter anderem der Schluß des Éloge auf den Seehelden Duguay-Trouin:

„Ah! s'il revivait aujourd'hui, s'il errait parmi nos ports et nos arsenaux, quelle serait sa douleur! Français, s'écrierait-il, que sont devenus ces vaisseaux que j'ai commandés, ces flottes victorieuses qui dominaient sur l'Océan? Mes yeux cherchent en vain: je n'aperçois que des ruines. Un triste silence règne dans vos ports. Eh quoi, n'êtes-vous plus le même peuple? N'avez-vous plus les mêmes ennemis à combattre? Allez tarir la source de leurs trésors. Ignorez-vous que toutes les guerres de l'Europe ne sont plus que des guerres de commerce, qu'on achète des armées et des victoires, et que le sang est à prix d'argent? Les vaisseaux sont aujourd'hui les appuis des trônes. Portez vos regards au-delà des mers: les habitants de vos colonies vous tendent les bras. Êtes-vous citoyens? Ce sont vos frères. Êtes-vous avides des richesses? Vous les trouverez dans le nouveau monde. Vous y trouverez un bien plus précieux, la gloire. Vous avez versé tant de sang pour maintenir la balance de l'Europe; l'ambition a changé d'objet. Portez, portez cette balance sur les mers. C'est là qu'il faut établir l'équilibre du pouvoir. Si un seul peuple y domine, il sera tyran, et vous serez esclaves. Il faudra que vous achetiez de lui les aliments de votre luxe, dont vos malheurs ne vous guériront pas. Français, considérez ces mers qui de trois côtés baignent votre patrie. Voyez vos riches provinces qui vous offrent à l'envi tout ce qui sert à la construction. Voyez ces ports creusés pour recevoir vos vaisseaux. La gloire, l'intérêt, la nécessité, la nature, tout vous appelle! Français, soyez grands comme vos ancêtres. Régnez sur la mer, et mon ombre, en apprenant vos triomphes sur les peuples que j'ai vaincus, se réjouira encore dans son tombeau."

III. Lyrische und erzählende Dichtung.

1. Didaktik und Lyrik.

a) Louis Racine, Voltaire, Saint-Lambert.

Der eigentlichen Gefühlslyrik mußte eine von politischen und sozialen Fragen heftig bewegte Zeit ebenso ungünstig sein, wie das Grand siècle mit seinen steifen und abgemessenen Formen. Als Erbe des letzteren wandelt unter den Philosophen der fromme Louis Racine einher (1692—1763), ein Jansenist vom alten Schlag, dessen weitschweifiges Lehrgedicht „Sur la Religion" in sechs Gesängen (1742) ohne persönliche Schärfe Atheisten

und Deisten bekämpft. Trotz einzelner wohlgelungener Stellen fehlt es Racine an dichterischer Kraft, so daß Voltaire ihn nicht ganz mit Unrecht „le bon versificateur Racine, fils du grand poète Racine“ genannt hat.*)

Voltaire hat seine Ansichten über alle religiösen, sittlichen und ästhetischen Fragen in gefällige und geistvolle Verse gekleidet, wie bereits bei seiner Lebensbeschreibung erwähnt wurde. Das für seine Freundin „Uranie“ verfaßte Gedicht „Sur le pour et le contre“ wendet sich gegen das kirchliche System. In dem 1751 an Friedrich den Großen gerichteten Lehrgedicht „La loi naturelle“ wird die Unabhängigkeit der wahren Sittlichkeit und des Gottesglaubens vom kirchlichen Glaubensbekenntnis des Einzelnen nachgewiesen. Ebenso entwickeln die Discours en vers „De l'égalité des conditions,“ „De la liberté,“ „Sur la modération,“ „Sur la vraie vertu“ Voltaires Ansichten über das Schicksal des Menschen, über Pflicht und Genuß. Durch das grausige Erdbeben und die Zerstörung von Lissabon (1755) veranlaßt, bezeichnet das Gedicht „Sur le désastre de Lisbonne“ die pessimistische Wendung, die eine Zeit lang Voltaires Denken beherrschte:

„Nous essuyons ici des douleurs passagères:
Le trépas est un bien qui finit nos misères.
Mais quand nous sortirons de ce passage affreux,
Qui de nous prétendra mériter d'être heureux?
Quelque parti qu'on prenne, on doit frémir sans doute.
Il n'est rien qu'on connaisse et rien qu'on ne redoute.
La nature est muette, on l'interroge en vain.
On a besoin d'un Dieu qui parle au genre humain.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ce monde, ce théâtre et d'orgueil et d'erreur,
Est plein d'infortunés qui parlent de bonheur.
Tout se plaint, tout gémit en cherchant le bien-être:
Nul ne voudrait mourir, nul ne voudrait renaître.
Quelquefois, dans nos jours consacrés aux douleurs,
Par la main du plaisir nous essuyons nos pleurs;
Mais le plaisir s'envole et passe comme une ombre;
Nos chagrins, nos regrets, nos pertes sont sans nombre.
Le passé n'est pour nous qu'un triste souvenir:

*) Vergl. Voltaires Conseils à Mr. Racine, 1742. — Über diesen bescheidenen Dichter vergl. Vinet, a. a. O. Band I, 129 ff. Wichtiger als alle Dichtungen Louis Racines sind seine Werke über seinen großen Vater: Mémoires contenant quelques particularités sur la vie et les ouvrages de Jean Racine, Paris 1748. Remarques sur les tragédies de Jean Racine, suivies d'un traité sur la poésie dramatique ancienne et moderne, Paris 1752, 3 Bände. So groß war Racines Verehrung für seinen Vater, daß er sich mit einem Buch in der Hand abmalen ließ, auf welchem folgender Vers der „Phèdre“ zu lesen ist (III, 5):

„Et moi, fils inconnu d'un si glorieux père.“

Le présent est affreux s'il n'est point d'avenir,
Si la nuit du tombeau détruit l'être qui pense.
Un jour tout sera bien, voilà notre espérance;
Tout est bien aujourd'hui, voilà l'illusion."

Wie man über den Inhalt der Voltaireschen Oden und Lehrgedichte denken mag, immerhin wird man zugestehen, daß er nie leere Worte macht und nie langweilig ist. Zwischen dem klassischen Kothurn und dem seichten Plauderton trifft er fast überall die richtige Mitte.*)

Dem Auftreten Thomsons in England und dem großartigen Erfolg seiner „Jahreszeiten" verdankt Frankreich die Aftergattung der beschreibenden Poesie, die letzte Zuflucht der Dichter, wenn die Quellen der Phantasie versiegen und ihnen nichts übrig bleibt als die Formen

„einer gebildeten Sprache, die für sie dichtet und denkt."

Die ersten Erfolge in dieser Gattung errang der liebenswürdige Cardinal Pierre de Bernis (1715—1794) mit seinen Gedichten: „Les quatre Saisons ou les Géorgiques françaises" und „Le Palais des Heures ou les Quatre points du jour." Voltaire nannte ihn spöttisch Babet la bouquetière. Eng an Thomson schließen sich „Les Saisons" des Marquis de Saint-Lambert an (1717—1803), der ein Nebenbuhler Voltaires in der Liebe der angebeteten Emilie du Châtelet war.**) Mit diesen Dichtungen hebt die Flut der beschreibenden Gedichte an, welche bis zu den letzten Jahren des Kaiserreichs immerfort steigt. Hierin soll der gefeierte Vergilübersetzer Abbé Delille (1738—1813) nach dem Urteil der Zeitgenossen das Beste geleistet haben. Seine „Jardins" (1782) und die anderen bei einem Aufenthalt im Ausland überarbeiteten Lehrgedichte Delilles sind trotz hoher äußerer Vorzüge heute fast vergessen.

b) J.-B. Rousseau, Lefranc de Pompignan, Panard und Piron.

Die eigentliche lyrische Dichtung verläßt nicht das ausgetretene Geleise der Malherbeschen Grandezza und der Boileauschen Korrektheit. „Alle allegorischen Oden," sagt Barante, „in denen die heidnischen Götter erscheinen, um Ereignisse der Jetztzeit zu feiern oder sich in unsere heutigen Angelegenheiten zu mischen, mögen allenfalls geistreiche Deklamationen sein, aber sie sind keine wahre, zum Herzen dringende Poesie."

---

*) Eine handliche Auswahl von Voltaires Poésies philosophiques hat E. von Sallwürk zusammengestellt, Berlin 1879. — Auch Lefranc de Pompignan und Lebrun besangen jene welterschütternde Begebenheit.

**) Saint-Lambert trat später mit dem atheistischen Moralbuch Catéchisme universel (1798, 3 Bände) und anderen philosophischen Werken hervor, die 1801 in fünf Bänden gesammelt werden. — Über Delille vergl. u. a. Geruzez, Nouveaux essais d'histoire littéraire, Paris 1846, Seite 395 ff.

J.-B. Rousseau (1670—1741) gehört als Boileaus Schüler noch in das Zeitalter Ludwigs XIV., zumal die gerühmtesten unter seinen Dichtungen thatsächlich in die Regierungszeit des Roi-Soleil fallen, während sein sorgfältig verdecktes ausschweifendes Wesen und seine erbitterte Fehde mit Voltaire ihn zugleich dem Philosophenzeitalter zuweisen. Zwei verschieden geartete Dichter wohnen in Rousseaus Brust: „David à la cour, Pétrone à la ville.“ Er bildet den Übergang von Boileau zu Voltaire.*)

Jean-Baptiste Rousseau, Sohn eines Pariser Schusters und Zögling der Jesuiten, trat zuerst mit geistreichen Epigrammen und Episteln auf, um in der hohen Gesellschaft Gönner zu gewinnen und sich die Lebenspfade zu ebnen. Alles ging nach Wunsch, und Rousseaus erste Erfolge in der Diplomatie schienen eine glänzende Laufbahn zu verheißen, als ein unvorhergesehener Schlag die Grundlagen seiner geistigen und gesellschaftlichen Stellung erschütterte. Es erschienen nämlich in Paris sehr boshafte Couplets gegen ausgezeichnete Gelehrte. Die öffentliche Stimme bezeichnete Rousseau als den Verfasser, und ungeachtet aller Beteuerungen seiner Unschuld verurteilte ihn das Parlament zur Verbannung (1712), da er die Unklugheit besessen hatte, vorher aus Frankreich zu fliehen. Von dieser Zeit an führte der Dichter ein Abenteurerleben. — Die Freundschaft des französischen Gesandten in der Schweiz, des Grafen du Luc, eröffnete ihm zunächst eine Zufluchtsstätte. Er begleitete seinen Beschützer zum Kongreß von Baden, empfahl sich dort dem Prinzen Eugen und folgte ihm nach Wien. Nach Verlauf von drei Jahren wegen einiger satirischer Verse gegen die Geliebte des Prinzen mit diesem Gönner zerfallen, ließ sich Rousseau in Brüssel nieder und trat in Verbindung mit Voltaire. Auch dieses Freundschaftsverhältnis schlug in unversöhnlichen Haß um. Rousseaus Bemühungen, eine Durchsicht der Prozeßakten zu erwirken, waren erfolglos; da er keine Begnadigung annehmen wollte, starb er in der Verbannung zu Brüssel (1741), nachdem er auf kurze Zeit unerkannt den Boden seines Vaterlandes wieder betreten hatte.

Rousseaus Psalmen, welche das erste Buch der „Oden“ bilden, sind wohlklingende, aber sehr abgeschwächte Umschreibungen der Hymnen Davids.**)

---

*) Vergl. La Harpe, De l'Ode et de Rousseau, a. a. O. Band VI, 408 ff. Die erste Gesamtausgabe der Werke J.-B. Rousseaus erschien 1738 in 5 Bänden. Dann: Œuvres diverses, Amsterdam [London] 1753 in 4 Bänden. Œuvres choisies, Paris 1770, 4 Bände. Œuvres de J.-B. Rousseau, nouvelle édition revue, corrigée et augmentée sur les manuscrits de l'auteur et conforme à l'édition in 4° donnée par Seguy, Paris 1795, 4 Bände. Neuere Ausgabe von Amar, Paris 1820, 5 Bände mit unbekannten Stücken aus Rousseaus Briefwechsel.

**) Den 19. Psalm umschreibt er folgendermaßen in der zweiten Ode:

„Les Cieux instruisent la Terre
A révérer leur auteur.
Tout ce que leur globe enserre
Célèbre un Dieu créateur.
Quel plus sublime cantique
Que ce concert magnifique

Die Bücher II und III enthalten zumeist Gelegenheitsdichtungen für hohe Persönlichkeiten und Gönner, über zeitgenössische Ereignisse (III, 10, Schlacht bei Peterwardein) und dergl. Daher eine Menge von Gemeinplätzen, die trotz glatter Diktion wenig anmuten, eine Unzahl von Allegorien und Metaphern, welche den begeisterten Verehrer der Alten verraten sollen. Neptun, Proteus, Apollo, die Musen werden z. B. in der Ode an den Grafen de Saint-Luc vorgeführt, bis sein Schützling „cédant à sa fureur divine“ mit Inbrunst versichert, er würde den Grafen der Macht des Todes entreißen, wenn Apollo seiner Leier die Zaubergewalt eines Orpheus liehe.

Andererseits verdienen Rousseaus „Cantaten“ an Diana, Adonis, Thetis und Circe, an den Winter, für den Winter, gegen den Winter und dergl. eher das Lob, welches im achtzehnten Jahrhundert ausnahmlos den Gedichten de notre grand lyrique zuteil ward, da es bei Cantaten sich in erster Reihe darum handelt, eine poetische Situation in wohlklingenden, der Musik sich leicht anschmiegenden Versen auszumalen.*)

Ein ganz anderer Geist durchweht die vier Bücher Epigramme. Die offizielle Wohlanständigkeit räumt hier dem ausgelassenen esprit gaulois und sogar derben Zoten den Platz. Neben seinen lyrischen Dichtungen gab

---

De tous les célestes corps?
Quelle grandeur infinie.
Quelle divine harmonie
Résulte de leurs accords!“

David sang aber: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündiget seiner Hände Werk. Ein Tag sagt es dem andern, und eine Nacht thut es kund der andern. Es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre.“

*) Dies der Anfang der 7. Cantate, betitelt „Circé“:

Sur un rocher désert, l'effroi de la nature,
Dont l'aride sommet semble toucher les cieux,
Circé, pâle, interdite, et la mort dans les yeux
Pleuroit sa funeste aventure.
Là ses yeux errans sur les flots,
D'Ulysse fugitif sembloient suivre la trace.
Elle croit voir encor son volage héros;
Et, cette illusion soulageant sa disgrace,
Elle le rappelle en ces mots,
Qu'interrompent cent fois ses pleurs et ses sanglots:
„Cruel auteur des troubles de mon âme,
Que la pitié retarde un peu tes pas.
Tourne, un moment, tes yeux sur ces climats;
Et si ce n'est pour partager ma flamme,
Reviens du moins pour hâter mon trépas.“ etc. etc.

Nach der Klage der Circe, welche die Parzen, die Nemesis, Cerberus, Phlegeton, Hekate und die unerbittliche Alekto anruft und die zitternde Erde in ihren Grundfesten erschüttert (ein wahrhaft ergreifend durchgeführtes Gemälde), folgt die Mahnung:

Tu peux faire trembler la terre sous tes pas,
Des Enfers déchaînés allumer la colère:
Mais tes fureurs ne feront pas
Ce que tes attraits n'ont pû faire.
Ce n'est point par effort qu'on aime:
L'Amour est jaloux de ses droits etc. etc.

Rousseau einige Lustspiele (Le Café, La ceinture magique, Le flatteur, Le Capricieux zwischen 1695 und 1701) und die zwei Opern „Jason“ und „Vénus et Adonis“ heraus.

Die Odendichtung wurde von Thomas, den wir bereits als Redner nannten, sowie von Lefranc de Pompignan (1709—1784), einem hochachtbaren Juristen und Freund Rousseaus, im Geiste Boileaus weiter gepflegt. Lefranc, auch als Tragiker bekannt, hat unter dem Spott Voltaires viel zu leiden gehabt, wegen der bei seiner Aufnahme in die Akademie (1760) gegen den philosophischen Geist des Zeitalters gehaltenen Rede.*)

Die bisher genannten Vertreter dieses poesiearmen Zeitraums wurden von Ponce-Denis Écouchard Lebrun (1729—1807), dem sogenannten französischen Pindar, in der Ode übertroffen. In der That ahmte Lebrun Pindar, Horaz und Tibull so nach, daß seine Verskunst noch weniger zu wünschen übrig läßt, als die J.-B. Rousseaus. Doch sind selbst die schwungvollsten und gelesensten Oden — z. B. die auf das heldenmütig untergehende Schiff „le Vengeur“ (1794) — bloß gereimte Rhetorik. Dazu kommt, daß die witzigen und wirklich gelungenen Epigramme Lebruns mitunter auch über eben die Menschen und Dinge spotten, deren Lob die Oden anstimmten. Lebrun war eben seiner Abstammung gemäß eine Bedientenseele; Sohn eines Dieners beim Prinzen von Conti und mit zwanzig Jahren Contis Geheimschreiber, nahm er nach dem Tode seines Wohlthäters ein Gnadengehalt von der königlichen Regierung an und fand sich nach der Revolution ebenso bereit, zu Ehren Robespierres, des Direktoriums und schließlich Bonapartes Festoden und offizielle Festkantaten gegen angemessenes Entgelt zu dichten.**)

Neben der ernsten Dichtung geht wie in Drama und Roman die leichtgeschürzte Muse einher. Zu den gereimten Episteln und pfeilscharfen Epigrammen, in denen sich alle Dichter von Voltaire bis Lebrun auszeichneten, gesellt sich die echt französische Chanson. Im achtzehnten Jahrhundert ist sie meist Ausdruck des heiteren Mutwillens. Erst Béranger wird sie zur treuen Dolmetscherin aller Empfindungen des Volkes erheben,

*) Vergl. die Satiren La Vanité und Le pauvre Diable. An letzterer Stelle erlaubt sich Voltaire über Lefrancs Cantiques sacrés den schnöden Witz:
„Sacrés ils sont, car personne n'y touche!“
Vergl. La Harpe, Odes et poésies sacrées de Lefranc de Pompignan, Band XIII, Seite 161 ff. Die Poésies sacrées erschienen teils 1751, teils 1755, gesammelt Paris 1763, neue Ausgabe 1825. Œuvres complètes, Paris 1813, 2 Bände. Lefranc de Pompignan war der Bruder des als Vorsitzender der Nationalversammlung bekannten gleichnamigen Erzbischofs von Vienne.

**) Vergl. z. B. Odes républicaines au peuple français, par le citoyen Le Brun, précédées de l'Ode patriotique sur les événements de 1792 Paris An III. Die allzu scharfen Oden sind in Lebruns gesammelten Werken vom Herausgeber Ginguené (Paris 1809 ff., 4 Bände) ausgemerzt worden. — Eine sehr strenge Kritik von Lebruns Ode à Mr. de Buffon giebt La Harpe, a. a. O. Bd. XIII, S. 483 ff.

von der leichtfertigen Fröhlichkeit bis zur begeisterten Vaterlandsliebe*), nachdem Rouget de Lisles Marseillaise zur Nationalhymne des befreiten Landes sich erhoben hat.

Eine Gesellschaft fröhlicher Lebemänner gründete in Paris den Verein Caveau zur Pflege des heiteren Gesellschaftslieds. Piron, Panard, Crébillon der jüngere zählten bald zu den ausgelassensten Vereinsgenossen. Charles François Panard (1694—1775), der unerschöpfliche Singspieldichter, den Marmontel „le La Fontaine du Vaudeville" genannt hat, feierte in der Chanson manchen Sieg. Seine Epigramme thaten niemandem wehe, seine Liedchen und poetischen Scherze ergötzten alle Welt. Von der Leichtigkeit, mit welcher Panard Rhythmus und Reim handhabt, mag folgendes alexandrinische Kunststück Zeugnis geben:

Que mon
Flacon
Me semble bon.
Sans lui,
L'ennui
Me nuit,
Me suit;
Je sens
Mes sens
Mourants
Pesants.
Quand je le tiens,
Dieux! que je suis bien!
Que son aspect est agréable,
Que je fais cas de ses divins présents.
C'est de son sein fécond, de ses heureux flancs
Que coule ce nectar si doux, si délectable
Qui rend tous les esprits, tous les cœurs satisfaits.
Cher objet de mes vœux, tu fais toute ma gloire!
Tant que mon cœur vivra, de tes charmants bienfaits
Il saura conserver la plus fidèle mémoire.
Ma muse à te louer se consacre à jamais,
Tantôt dans un caveau, tantôt sous une treille,
Ma lyre de ma voix accompagnant le son,
Répétera cent fois cette aimable chanson.
Règne sans fin ma charmante bouteille,
Règne sans cesse, mon cher flacon.

---

*) In allen möglichen Gestalten ist, wie zu Mazarins Zeiten (vergl. Anmerkung zu Seite 117), das politische Spottlied vertreten. Reichhaltige Sammlung von Em. Roumié, Le Chansonnier historique du 18e siècle, Paris 1881 ff., 10 Bände (preisgekrönt von der Akademie 1884). Vergl. auch F. Rocquain, L'esprit révolutionnaire avant la Révolution, Paris 1878.

Weniger harmlos als Panard ist Alexis Piron*) (1689—1773), aus Dijon, den wir bereits als unerbittlichen Feind der Akademie kennen gelernt haben (Seite 8, Anmerkung 2). Seine ersten Oden und Epigramme zeigen, welche urwüchsige dichterische Begabung Piron besaß. Daß sein unstetes Wesen ihn zu keiner Lebensstellung gelangen ließ, hat die freie Entwickelung dieses reichen Talents beeinträchtigt. Pirons Oden und Episteln, seine anakreontischen Lieder und übermütigen Contes nach La Fontaines Art sind meist vergessen; ebenso die Epigramme und Parodien, mit denen er den verhaßten Voltaire peinigte (vergl. auch Seite 203) und auch J.-B. Rousseau verspottete. Gleichwohl enthalten sie mehr echte Poesie, als alle unnatürlich aufgeputzten Oden Rousseaus und seiner Nachahmer. In der öden Lyrik des achtzehnten Jahrhunderts vertreten sie das trotz aller griechisch-römischen Rhetorik nicht zu vernichtende esprit gaulois, wie die Gesellschaft des Temple am Ende des Zeitalters Corneilles und Racines es vertrat.

2. Epos und Fabel.

Voltaire, Gresset, Florian, Dorat.

Voltaires „Henriade" (1723) ist das einzige neufranzösische Heldengedicht, welches sich zwar nicht mit Homer oder Vergil, aber doch mit den besseren unter den Nachahmern vergleichen läßt. Die Haupthandlung, der Kampf Heinrichs IV. gegen die Ligue vom Tode Heinrichs III. bis zur Einnahme von Paris, ist ohne Längen und ohne Schwulst in kräftiger Sprache erzählt. Die Abschweifungen politisch religiöser Art bieten reiche Abwechslung, ohne den Leser zu zerstreuen. Die rationalistische Tendenz des Gedichtes, die gegen Mißbräuche und blinden Fanatismus geschleuderten Verwünschungen, die Begeisterung für Duldung und für die in England herrschende bürgerliche und politische Freiheit entschädigen vermöge ihrer individuellen und nationalen Färbung für den seltsamen Gegensatz, den eine Tendenz überhaupt zu der Unbefangenheit des echten Epos bildet.**) Leider

*) Œuvres complètes von Rigoley de Juvigny, Paris 1776, 7 Bände. Œuvres choisies in der Bibliothèque française von Ménard und Desenne, Paris 1821, 2 Bände. Œuvres de Piron, p. p. E. Fournier, Paris 1862. — Œuvres choisies de Piron, p. p. J. Troubat, Paris 1885. Ausgabe seiner Poésies badines, Paris 1886. — Von Pirons Vater, dem burgundischen Dialektdichter Aimé Piron, haben in neuerer Zeit mehrere Dijoner Gelehrten Dichtungen wieder herausgegeben, z. B. Crouslé, Clément-Janin, Durandeau u. a. Über ihn vergl. A. Jacquet, La vie littéraire dans une ville de province sous Louis XIV, Paris 1887. Durandeau, Aimé Piron, ou la vie littéraire à Dijon pendant le 17e siècle, Dijon 1888.

**) Die sechs ersten Gesänge des Epos, über dessen Schicksale auch Seite 130 ff. nachzulesen sind, waren 1720 vollendet; das Ganze erschien 1723 zu Amsterdam, 1724 gab Desfontaines einen Nachdruck mit kritischen Noten heraus, 1728 wurde die zweite Ausgabe der Henriade in London gedruckt. Erfolg und Ertrag derselben waren in England sehr günstig, während das Epos seiner freisinnigen Tendenz wegen in Frank-

glaubte Voltaire in seiner Dichtung die ganze epische Maschinerie Homers und Vergils, die Einmischung höherer Wesen in die Schicksale seiner Helden einführen zu müssen. Seine Dämonen sind nur frostige Allegorien. „Discorde“ und „Politique“ reizen die Ligue gegen den König auf; „Fanatisme“ schleift eigenhändig das Mordmesser Clément's; „Superstition“ und „Cabale“ öffnen ihm die Thüre; „Amour“ verbindet sich mit den Feinden des Helden, und „Vérité“ steigt endlich vom Himmel nieder, ihn in den Schoß der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen. Allerdings waren nach dem „klassischen“ System dergleichen Spielereien ein unerläßlicher Schmuck des Epos, und indem Voltaire sie anwandte, gab er nur einer Macht nach, die damals kein Dichter ungestraft verachtete. Daß er sich aber nicht über den „geometrischen Geist“ täuschte, der seit Boileau der französischen Dichtkunst sich bemächtigt hatte, beweist seine Behauptung, daß von allen gebildeten Völkern das französische das unpoetischste sei; wenn er hinzufügte: „de toutes les nations, la française est la plus sage la plume à la main,“ so war es gewiß nicht seine Absicht, jene kühne Wahrheit durch ein Kompliment zu versüßen.

Neben dem gekünstelten Geist macht sich aber, wie wir öfter zeigen konnten, in der französischen Dichtung stets eine lebenskräftige, dann wieder unterdrückte freiere Strömung geltend, die man als Ausfluß des esprit gaulois zu bezeichnen gewohnt ist. Auch im Epos des achtzehnten Jahrhunderts hat dieser Geist seine Früchte getragen. Die zwei besten komischen Epen sind „La Pucelle d'Orléans“ und „Ver-Vert“.

Die „Pucelle d'Orléans“ von Voltaire machte seit 1730 nach und nach unter den vornehmen Freunden des Verfassers in Abschriften die Runde, wurde dann 1755 ohne sein Vorwissen gedruckt, und erst 1762 vom Dichter in gemilderter Form herausgegeben.*) Dieses komische Epos ist zwar eins der bedenklichsten Denkmäler jener frivolen Zeit; aber durch den Reichtum der Erfindung, die geistreiche Laune und Ironie, durch den anziehenden Plauderton der anmutig dahinfließenden zehnsilbigen Verschen übertrifft es

---

reich verboten wurde. Vergl. Mahrenholtz, Voltaires Leben, Band I, Seite 61 ff. Deutsche Übersetzungen von Kleinpaul, Frankfurt 1817 (in Hexametern), von Hermes, Berlin 1824, von Schröder, Leipzig 1843 ꝛc. — Unter den zahlreichen Parodien ist zu nennen „La Henriade travestie en vers burlesques,“ Berlin 1745 (anonym). — Eine kleinliche Rache nahm Voltaire an dem Herzog von Sully, der ihn gegen Rohan nicht thatkräftig genug geschützt hatte, dadurch, daß er des Herzogs großen Vorfahr nicht erwähnte.

*) Über die „Pucelle“ vergl. Mahrenholtz, a. a. O. Seite 119 ff. — Über die Geschichte der Handschrift, Mahrenholtz, Zeitschrift für neufranzösische Sprache, Band VIII, 36 ff. Was Voltaire wirklich geschrieben hat und was fremder Zusatz ist, läßt sich nicht genau entscheiden, namentlich bei der Piratenausgabe des Kapuziners Maubert, „La Pucelle d'Orléans, poëme divisé en quinze livres, par M. de V***, Louvain (wahrscheinlich Frankfurt) 1755.“ Im nächsten Jahr erschien in London eine neue Ausgabe „La Pucelle d'Orléans, poëme héroï-comique, nouvelle édition, sans faute et sans lacune etc. etc. en dix-huit chants.“ Bis zur Veröffentlichung durch Voltaire selbst (1762) sind 14 Ausgaben der Pucelle erschienen.

Alles, was man in dieser Gattung bis dahin geleistet. „Voltaire y donne des leçons de raison et de sagesse sous le voile de la volupté et de la folie.“ Er verhöhnt eine der poetischsten Erinnerungen aus der Geschichte seines Volkes, um gegen „Fanatismus“ und Priesterherrschaft zu kämpfen und alles Heilige herabzuziehen; seine giftigen Ausfälle gegen die Überlieferung hat er mit schlüpfrigen Scherzen aufgeputzt, die er dem Geschmack der „guten Gesellschaft“ Europas anzupassen wußte. Daß trotz ihrer oft unerträglichen Breite, trotz dem Mangel an lebhafter Handlung die Pucelle nur um der Frivolität und um der Zoten willen in hohen Kreisen so beliebt war, wie heutzutage kaum ein Zolaroman, kennzeichnet die ethische und die ästhetische Richtung des Zeitalters Voltaires.

Frei von Cynismus und reich an übermütiger Laune ist das kleine Epos „Ver-Vert“ des Jesuiten Jean-Baptiste Louis Gresset aus Amiens (1709 bis 1777), welches im vierundzwanzigsten Lebensjahre des Dichters entstand.*) Ver-vert ist ein kluger Papagei, der die frommen Schwestern des Klosters zu Nevers durch vorzügliches Nachbeten aller möglichen Sprüchlein erbaut. Die Nonnen zu Nantes sind so begierig, den berühmten Vogel kennen zu lernen, daß sie sich denselben auf ein paar Tage ausbitten. Mit Thränen und Segenswünschen wird Ver-vert auf einem Schiff Loireabwärts gesandt. Unterwegs merkt sich aber der Schlingel die kernigen Flüche der Schiffsleute und der Soldaten und giebt diese in Nantes statt der erwarteten frommen Sprüche zum Besten. Die Nonnen schicken den entarteten Ver-vert schleunigst fort. Geduld und strenges Fasten müssen ihn zu Hause auf den Pfad der Tugend zurückbringen; doch wird die Bekehrung derart durch Zuckerwerk gefeiert, daß Ver-vert das Zeitliche segnet. Die Moral der harmlosen und köstlichen Humoreske geben die Schlußverse:

„On dit pourtant . . . que l'ombre de l'oiseau
Ne loge plus dans le susdit tombeau;
Que son esprit dans les nonnes repose,
Et qu'en tous temps, par la métempsycose,
De sœurs en sœurs l'immortel perroquet
Transportera son âme et son caquet.“

---

*) Über den Dichter vergl. Daire, Vie de Gresset, Paris 1779. De Cayrol, Essai historique sur la vie et les ouvrages de Gresset, Amiens 1844, 2 Bände. V. de Beauvillé, Poésies inédites de Gresset, précédées de recherches sur ses manuscrits, Paris 1863. A. Reissig, J. B. L. de Gresset, ein Beitrag zur Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts, Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur, Band V[1], 120 ff. A. L. Démuin, Gresset, étude sur sa vie et ses œuvres, Lille 1887. J. Frank, J.-B. Louis Gresset, Franco-Gallia, Band VI, p. 117 ff. — Ausgaben: Amsterdam 1748, 2 Bände, London 1765, Paris 1793, 2 Bände. Nach dieser besten Ausgabe sind diejenigen von Herhan, Paris 1802, 2 Bände, und Fayolles, Paris 1803, 3 Bände, bearbeitet worden. Eine vollständige Ausgabe Gressets fehlt noch. — Die erste Ausgabe des Ver-Vert (so!) erschien Haag 1734, 2. Auflage 1735 mit Zusätzen.

Das kleine Epos ging zuerst in Abschriften herum, wurde dann, wie üblich, ohne des Dichters Vorwissen gedruckt und bewirkte Gressets Entlassung aus dem Orden. Gresset sollte durch Ver-Vert und noch mehr durch „Le Lutrin vivant“ kirchliche Einrichtungen verspottet haben, was nach Ansicht der hochwürdigen Patres damals besonders unzeitgemäß war. Wie wenig Gresset unbedingter Anhänger der „Philosophie“ war, beweist aber sein bestes Lustspiel Le Méchant (1747), welches gegen Leute sich wendet, die ihre Verworfenheit mit dem Mäntelchen freisinniger Bestrebungen zudecken.*)

Die Fabeldichtung des achtzehnten Jahrhunderts hat keinen La Fontaine mehr aufzuweisen. Doch verdient Jean Pierre Claris de Florian (1755—1794) eher durch seine Fabeln (1792), als durch seine Romane, Idylle, Schäferdichtungen und Lustspiele einen Platz unter den Schriftstellern zweiten Ranges.**)

Florian war Reiteroffizier, ehe er unter Voltaires Schutz Schriftsteller wurde. Während der Schreckenszeit eingekerkert, wurde er am neunten Thermidor (1794) befreit, um bald darauf im neununddreißigsten Jahr zu sterben. Wir geben eine seiner besten Fabeln wieder:

LA JEUNE POULE ET LE VIEUX RENARD (II, 17).

Une poulette jeune et sans expérience,
En trottant, cloquetant, grattant,
Se trouva, je ne sais comment,
Fort loin du poulailler, berceau de son enfance.
Elle s'en aperçut, qu'il était déjà tard.
Comme elle y retournait, voici qu'un vieux renard

---

*) Hauptanlaß zu Gressets unfreiwilligem Austritt aus dem Orden war die Humoreske Le lutrin vivant. Am Hosenboden eines Chorknaben ist plötzlich ein großer Riß entstanden. Die Haushälterin des armen Kanonikus, welche den Knaben zu erhalten hat, heilt die klaffende Wunde mit einem alten Pergamentblatt. Leider enthält dasselbe die Noten zu einer Singmesse, und so muß der Chorknabe als lebendiges Notenblatt auf das lutrin klettern, damit die Messe überhaupt stattfinden kann. Eine Wespe stört die wünschenswerte Ruhe des Chorpults u. s. w. — Über Gressets Méchant vergl. J. Frank, Gresset und sein Méchant, Programm Nikolsburg 1876. Über das Lustspiel „Sidney“ vergl. Hamb. Dramaturgie, Stück 17. — Wie hoch bei den Zeitgenossen Ver-Vert galt, beweist J.-B. Rousseaus Brief vom 15. Dezember 1735, der den älteren Ausgaben vorgedruckt ist.

**) La Harpe, Sur les Fables de M. de Florian, a. a. O. Band XIII, 374 ff. Über Gonzalve de Cordoue, ebenda Band XIV, 300 ff., über die Nouvelles nouvelles, Band XIV, 319 ff. A. de Montvaillant, Florian, sa vie, ses œuvres, sa correspondance, Paris 1879. — Florians Pastoraldichtungen waren ohne Zweifel durch Geßners Idyllen angeregt, die in Frankreich einer unglaublichen Beliebtheit sich erfreuten (Süpfle, Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich, I, 182 ff.). Seine Romane Numa Pompilius (2 Bände) und Gonzalve de Cordoue (3 Bände) sind unbedeutend, ebenso die Lustspiele, welche im Théâtre de Florian, Paris An III, 3 Bände, enthalten sind. Seine Œuvres erschienen 1793—1794 in 10 Bändchen.

A ses yeux troublés se présente.
La pauvre poulette tremblante
Recommanda son âme à Dieu.
Mais le renard, s'approchant d'elle,
Lui dit: Hélas! mademoiselle,
Votre frayeur m'étonne peu;
C'est la faute de mes confrères,
Gens de sac et de corde, infâmes ravisseurs,
Dont les appétits sanguinaires
Ont rempli la terre d'horreurs.
Je ne puis les changer, mais du moins je travaille
A préserver par mes conseils
L'innocente et faible volaille
Des attentats de mes pareils.
Je ne me trouve heureux qu'en me rendant utile;
Et j'allais, de ce pas, jusque dans votre asile,
Pour avertir vos sœurs qu'il court un mauvais bruit:
C'est qu'un certain renard, méchant autant qu'habile,
Doit vous attaquer cette nuit.
Je viens veiller pour vous. La crédule innocente
Vers le poulailler le conduit.
A peine est-il dans ce réduit,
Qu'il tue, étrangle, égorge, et sa griffe sanglante
Entasse les mourants sur la terre étendus,
Comme fit Diomède au quartier de Rhésus.
Il croqua tout, grandes, petites,
Coqs, poulets et chapons; tout périt sous ses dents.

La pire espèce de méchants
Est celle des vieux hypocrites.

Claude-Joseph Dorat (1734—1780) blieb ebenfalls mit seinen Fabeln und seinen leichtfertigen Erzählungen weit hinter La Fontaine. Dieser galante Reimer fühlte sich zu Gellert und zur deutschen Litteratur hingezogen. Er wirkte durch seine von naiver Bewunderung erfüllte Idée de la poésie allemande für die Wertschätzung deutscher Dichtung in Frankreich.*)

*) Vergl. die Réflexions préliminaires zu den 1773 im Haag erschienenen Fables nouvelles. Von Gellert ist z. B. „Der grüne Esel“ und „Die Wachtel und der Hänfling“ übersetzt (vergl. Süpfle, a. a. O. I, p. 161). Dorats Recueil de Contes et de poëmes, La Haye 1770. Dorats Œuvres complètes, Paris 1764 ff., umfassen 20 Bände. Auswahl in einem Band: Œuvres choisies de J. Dorat, von A. Piédagnel, Paris 1888. F. de Donville, Petits poèmes érotiques du 18e siècle (enth. u. a. Dorats „Les Baisers“), Paris 1888. Vergl. La Harpe, Band VIII, 288 ff.

3. Roman und Novelle.*)

a) Voltaire, Diderot, — b) Rousseau, Bernardin de Saint-Pierre, — c) Lesage, Prévost d'Exiles, Crébillon u. a.

Mehr als alle andern Arten dichterischer Darstellung zieht der Roman die große Menge von Lesern an, die sich gerne belustigen, aber allenfalls auch ein wenig belehren lassen, wofern man ihnen nur keine allzu große Mühe des Denkens zumutet. Man kann sich demnach vorstellen, daß die philosophische Propaganda des achtzehnten Jahrhunderts nicht verabsäumte, dieser gefährlichen und leicht zu handhabenden Waffe sich zu bemächtigen.

Den Tendenzroman (roman philosophique) schuf Voltaire. Die auf Seite 141 aufgezählten Romane des Philosophen von Ferney sind geschickte Angriffe auf die religiösen und sittlichen Vorstellungen der alten Zeit, oder auf die asketischen und spiritualistischen Anschauungen überhaupt, eingehüllt in vortrefflich erfundene Erzählungen und mit allem Reiz jenes unnachahmlichen und niemals langweiligen Plaudertones geschmückt, in welchem Voltaire die andern Franzosen so weit übertrifft, wie diese die übrigen Völker.

Die zwei bedeutendsten Erzählungen des fruchtbaren Diderot (vergl. Seite 145 ff.) sind „Jacques le Fataliste et son maître," gegen die freie Willensbestimmung des Menschen gerichtet, und die ergreifende Seelenschilderung „la Religieuse" **). Eine jugendliche Nonne, die von ihrer Familie zum Ablegen der Klostergelübde gezwungen worden ist, wendet sich schutzflehend an einen einflußreichen Gönner, um Befreiung zu erlangen. Sie schildert mit meisterhafter Anschaulichkeit die sittlichen und geistigen Verirrungen des entarteten Klosterlebens, sowie die Körper- und Seelenpein, welche ihr verfehlter Beruf nach sich zieht. Leider ist der Roman unvollendet geblieben, weil der Freund, an welchen Diderot namens der Nonne die Briefe richtete, mittlerweile nach Paris zurückkehrte. Ein merkwürdiges Schicksal ist dem vortrefflich gelungenen satirischen Dialog „Le neveu de Rameau" zuteil geworden. Wie La Religieuse um 1760 verfaßt und mit der bekannten Nachlässigkeit Diderots wieder zurückgelegt, ging Rameaus Neffe lange in Abschriften um und wurde 1804 von Goethe in wohlgelungener Übersetzung veröffentlicht, noch ehe das Original gedruckt war. Erst 1823 kam eine zuverlässige Ausgabe

*) Vergl. u. a. Ch. Louandre, Les conteurs français au 18e siècle, Revue des deux Mondes, 1. September 1874, p. 198 ff.

**) Neueste vollständige Ausgabe: La Religieuse, avec préface et des notes par L. Asseline et A. Lefèvre, Paris 1886. — Im Jahr 1760 verfaßt, wurde dieser Roman bruchstückweise bei Holbach und Madame d'Épinay vorgelesen und 1796 gedruckt. Er kann also nicht, wie Louandre will, zur Unterdrückung der Klöster, die 1790 geschah, beigetragen haben. Der Text Génins in Œuvres choisies de Diderot, Paris 1856, ist vielfach verstümmelt.

zustande, nachdem eine Übersetzung von Goethes Übersetzung als Originaltext Diderots ausgegeben worden war.*) „Rameaus Neffe“ geißelt mit sprudelndem Witze allerlei gesellschaftliche und litterarische Mißstände, wobei der Theorienstreit zwischen Gluckisten und Piccinisten „dem Ganzen Halt und Würde“ verleiht.

In bewußtem Gegensatz zum philosophischen Roman steht der durch Richardsons „Pamela“ (1740) veranlaßte sentimentale Roman Rousseaus und Bernardins de St. Pierre. Schon vor den Engländern hatte Marivaux (vgl. Seite 199 ff.) in seinen unvollendeten Romanen Marianne mit Histoire d'une Religieuse (begonnen 1731, vollendet 1742), Le Paysan parvenu ou les mémoires de M*** (1735) der Tugend nach vielen Anfechtungen die Siegespalme zuerkannt.**) J. J. Rousseau stimmte im Briefroman „Julie ou la nouvelle Héloïse“ (1757—1759, aber erst 1761 gedruckt, 6 Bände) das Hohelied des ungezügelten selbstvergessenen Gefühls, der über alle Schranken der Gesellschaft, des Verstandes und des Witzes hinwegsetzenden Liebe an. Kein Roman hat vielleicht einen so nachhaltigen Einfluß auf die Zeitgenossen ausgeübt, selbst nicht der geistesverwandte „Werther“. Das Werk, in der Eremitage als Frucht der hoffnungslosen Liebe zur Marquise d'Epinay und zur Gräfin d'Houdetot entstanden, trägt die Spuren der schwankenden Stimmung des Dichters. Es sollte eine Versöhnung zwischen Strenggläubigen und Philosophen anbahnen, indem es die Philosophen lehrte, daß man an Gott glauben kann, ohne Heuchler zu sein, — die kirchlich gesinnte Julie, — die wahrhaft Gläubigen aber, daß ein Freidenker auch ein Ehrenmann sein kann, — der Atheist Wolmar. Mit großer sittlicher Kraft hat Rousseau seine sentimentale Julie nicht ausgestattet: wie Richardsons Clarissa unterliegt sie im Kampf mit der Versuchung, hat aber nicht wie diese den Mut, mit dem Geliebten zu entfliehen, als die Eltern das Liebesband zerreißen. Julie entsagt ihrem Saint-Preux, obwohl sie ihre Keuschheit verloren, und wird die ehrsame Gattin des Atheisten Wolmar. Der zweite Teil des Romans fällt stark ab und wird prosaisch: die Poesie des Ehelebens kannte ja Rousseau nicht. An Stelle der hinreißenden Naturschilderungen vom Genfer See, der lebendigen Erzählungen aus der Pariser Gesellschaft, aus Litteratur und Kunst treten jetzt lehr- und tugendhafte Bemerkungen über Haushalt und Landwirtschaft. In

---

*) Asseline, Le Neveu de Rameau, Paris 1862; M. Tourneux, Le Neveu de Rameau, Satire de D. Diderot, revue sur les textes originaux et annotée, Paris 1884. Vergl. H. Hettner, Blätter für litterarische Unterhaltung, 1857, Nr. 9. Barbey d'Aurevilly, Goethe et Diderot, Paris 1880 (Pamphlet). — Der Komponist Jean Philippe Rameau aus Dijon (1683—1764), den man den Newton der Harmonielehre genannt hat, soll thatsächlich einen etwas verkommenen Neffen gehabt haben, wie ihn Diderot schildert. Vergl. Goethe, Nachträgliches zu Rameaus Neffen.

**) Marivaux, La vie de Marianne, p. p. Jules Janin, Paris 1843.

einer Zeit, da die ehelichen Bande in der „Gesellschaft“ stark gelockert waren, mußte das Lob der Ehe wie ein Lied aus fremdem Lande anklingen und den Weg zu allen Herzen finden, zumal wenn es im Prunkgewande Rousseauscher Beredsamkeit sich darbot. Dies erklärt auch den unerhörten Erfolg der „Julie“ bei den Zeitgenossen Voltaires und Diderots.*)

Rousseau blieb mit diesem Roman nicht allein. Nach ihm hat Jacques Henri Bernardin de Saint-Pierre aus le Havre (1737—1814) im Widerspruch mit der Zeitrichtung dem gemütsleeren Materialismus die flammende Begeisterung eines glaubens- und liebebedürftigen Herzens entgegengesetzt. Bernardin und Rousseau sind die einzigen Schriftsteller der philosophischen Richtung, welche die ewig junge Natur mit dem Zauber wahrer Poesie zu umkleiden verstanden. Während die geistreichen Salongelehrten und Salondamen an den Naturschönheiten blasiert vorübergingen und nur die Naturgesetze studierten, um sich im oberflächlichen Materialismus zu bestärken, haben Rousseau und Bernardin de Saint-Pierre das erstorbene Naturgefühl wieder erweckt: Rousseau schilderte die Alpenlandschaften am unvergleichlich schönen Genfersee, sein Zögling malte die Tropenwelt mit den glühendsten Farben. Bernardins glückliche Anlage für dichterische Naturanschauung wurde durch die Eindrücke eines abenteuerlich bewegten Lebens mächtig gefördert. Im Alter von zwölf Jahren machte der vom Robinson begeisterte Knabe mit einem Oheim seine erste Reise nach Martinique; nachdem er seine Studien vollendet, lernte er als abenteuernder Soldat Deutschland, Rußland und Polen kennen; als Ingenieur auf Ile de France (1768—1771) fand er Gelegenheit, von seinen philanthropischen Gesetzgebergelüsten zu genesen und dafür jene reichen Schätze von Beobachtungen und dichterischen Anschauungen zu sammeln, die den eigenartig frischen Reiz seiner Werke bilden. Nach Paris zurückgekehrt, ließ er sich in der nächsten Umgebung nieder und nahm seine Werke in Angriff.**) Sein erstes Buch „Voyage aux îles de France et Bourbon (1772—1773), später die „Études de la nature“ (1784 ff., 4 Bände) und die nach seinem Tod veröffentlichten „Harmonies de la nature“ enthüllten den Franzosen unbekannte Schätze ihrer Sprache

*) Voltaire ließ 1762 unter dem Namen eines Marquis de Ximenes eine satirische Kritik der neuen Héloïse erscheinen. Auch sonst war die Kritik nichts weniger als liebenswürdig. Wenn aber Grimms Correspondance littéraire den Dichter als einen Gefühlssophisten hinstellt und ihm die bonne foi abspricht, so beweist dies nur Grimms Gehässigkeit. Vergl. Mahrenholtz, J. J. Rousseau, Seite 62 ff. und 172. Über Entstehung des Romans geben verschiedene Stellen der Bücher 9—11 der Confessions offenherzige Auskunft. — Vergl. Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe, Jena 1875. — Richardsons „Clarissa“ hat J. Janin in gekürzter Bearbeitung (2 Bände statt 14) herausgegeben, Paris 1846.

**) Seine Œuvres complètes gab Aimé-Martin heraus, Paris 1818 ff., 12 Bände, seine Correspondance, Paris 1826, 4 Bände, Œuvres posthumes, Paris 1833 ff., 2 Bände. Vergl. Patin, Éloge de Bernardin de St. Pierre, Paris 1816. Ausgabe von „Paul et Virginie“ von J. Janin, Paris 1869.

und bereicherten die nationale Dichtung mit einer Reihe ganz neuer Anschauungen und Empfindungen. Der idyllische Roman „Paul et Virginie“ (1787), welchem Bernardin den besten Teil seines noch heute unversehrten Ruhmes verdankt, giebt ein rührendes Gemälde der unschuldigen Liebe zweier Naturkinder. Paul und Virginie, Kinder zweier französischer Mütter, sind neben einander auf Ile de France aufgewachsen. Als Virginie zur Vollendung ihrer Erziehung wieder nach Frankreich gebracht wird, erfaßt sie inmitten des Pariser Treibens eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem ruhigen, idyllischen Leben in der Tropenheimat. Sie sondert sich bald von der Gesellschaft ab, sie muß zu ihrer Mutter und zu ihrem Jugendgespielen Paul zurück, um wieder froh zu werden. Unterwegs geht das Schiff unter. Beide Mütter und der Geliebte harren vergeblich auf Virginiens Rückkehr. Diese kindlich einfache Erzählung brachte in der blasierten Gesellschaft einen tiefen Eindruck hervor, dank den meisterhaften Naturschilderungen aus der Tropenwelt, die der Dichter aus eigener Anschauung kannte. Ebenfalls gegen die neuzeitige Kultur und Bildung gerichtet ist das Idyll La chaumière indienne (1791). Der gesunde Menschenverstand und die Herzensgüte eines Paria wird der dünkelhaften Unwissenheit und plumpen Selbstsucht der bevorrechteten Stände gegenübergestellt. Die allegorische Erzählung „Le Café de Surate“ spottet über die Anmaßung der Philosophen und Theologen aller Länder, insofern jeder für sich die einzig wahre Vorstellung von dem Wesen Gottes zu besitzen glaubt.

Die „Vœux d'un solitaire“ (1789) mit der „Suite des vœux d'un solitaire“ (1791) bringen der Revolution die Huldigungen des aufrichtigen Schülers Rousseaus dar. Gleichwohl wäre Bernardin sieben Jahre später durch die „Philosophen“ der Akademie beinahe ums Leben gebracht worden, weil er in einer Preisschrift das Dasein Gottes zu behaupten gewagt hatte.

Die dritte Gestalt, in welche die philosophischen Vorstellungen jener Zeit sich kleideten, um dem lesenden Publikum mundgerecht zu werden, ist der historische Roman. Man darf ihn indes nicht mit den farbenprächtigen Werken zusammenbringen, welche Walter Scott und mehrere seiner Nachahmer zur Lieblingsunterhaltung der Zeitgenossen zu machen verstanden. Es handelte sich im achtzehnten Jahrhundert noch wenig darum, auf die Sitten vergangener Zeiten im Einzelnen einzugehen, von deren Vorstellungen, Gebräuchen und Leidenschaften ein auf eingehenden Studien beruhendes dichterisches Bild zu entwerfen. Man wählte irgend ein historisches Ereignis, welches mehr oder weniger an die politischen und religiösen Meinungskämpfe des Tages erinnern konnte, kleidete es zeitgemäß ein, „verschönerte“ es durch einige romanhafte Erfindungen, durch recht viele philosophische und moralische Sprüche und Schlagwörter. Dann war man des Beifalls der Leser und Kenner sicher.

Jean-François Marmontel*) (1723—1799) erwarb sich so durch die historischen Romane „Bélisaire" (1767) und „Les Incas" (1773 ff.), sowie durch die nicht immer streng moralischen Contes moraux, die zuerst im Mercure galant als Feuilleton erschienen, den Namen eines Dichters. Die Sorbonne und der Erzbischof von Paris thaten Bélisaire die Ehre an, eine Reihe von Sätzen daraus zu verdammen, was den alten Philosophen von Ferney veranlaßte, für den sonst unbedeutenden Roman einzutreten. Auch „Les Incas" ist eher ein Tendenzroman, als eine geschichtliche Erzählung. Durch Darstellung der von den spanischen Eroberern verübten Grausamkeiten (conquérants pour la foi) will Marmontel die Greuel des Fanatismus vor Augen führen.

Nach Marmontel hat der als Fabeldichter bekannte Florian (S. 180) historische Romane veröffentlicht. Aber weder „Numa Pompilius" (1786), noch der ritterliche „Gonzalve de Cordoue" (1791), noch „Guillaume Tell" (1794) haben Anklang gefunden, weil Florian den geschichtlichen Zügen weichliche Sentimentalität beimischte. „Il manque un loup dans les bergeries de M. de Florian."

Dauernder war der Erfolg des eigentlichen Sittenromans mit seinen realistisch getreuen Bildern gesellschaftlicher Auflösung.

Alain René Lesage (1668—1747), aus der Bretagne, trat als Erzähler zuerst mit Übertragungen und Umarbeitungen spanischer Novellen**) und 1707 mit dem selbständigen Roman „Le Diable boiteux" hervor, dessen Titel dem Don Luis Velez de Guevara entlehnt ist. Der Teufel Asmodi, von einem Studenten aus einer verzauberten Flasche befreit, führt seinen Erretter zum Lohn auf einen hohen Turm und hebt mit einem Male die Dächer aller Häuser Madrids auf, um ihm einen Blick in das verborgenste Treiben der Menschen zu gewähren. Noch plastischer ist die ironische Sittenmalerei in Lesages vielgenanntem „Gil Blas de Santillane" (1. und 2. Band 1715; 3. Band 1724; 4. Band 1735), den man dank der meisterlich aufgetragenen Lokalfarbe lange Zeit für eine Übertragung aus dem Spanischen hielt.***)

---

*) Über Marmontel als Dramatiker vergl. La Harpe, a. a. O. XII, 416 ff. Über die „Incas" vergl. Sur les Incas de M. Marmontel, Band XIV, 294 ff. — Die 1803 erschienenen Mémoires de Marmontel (2 Bände) enthalten schätzenswerte Materialien zur Zeitgeschichte. Über seine litterargeschichtliche Thätigkeit vergl. S. 165. — Œuvres complètes de Marmontel, Paris 1818, 18 Bände. Œuvres choisies von Saint-Surin, Paris 1824, 12 Bände.

**) Er übertrug die schwächliche Fortsetzung zum Don Quichotte von Avellaneda (Nouvelles aventures de Don Quichotte, 1704 ff.), später den „Don Guzman d'Alfarache" von Aleman (1732), das Leben des Estevanillo Gonzalez von Espinella (Estevanillo de Gonzalez ou le garçon de bonne fortune 1734). Aus dem Italienischen übersetzte er den verliebten Roland von Bojardo (Roland amoureux 1717 ff.). —

***) Ausgaben der Œuvres von François de Neufchâteau, Paris 1820; von J. B. Audiffret, Paris 1821—1822, 12 Bände rc. Auswahl von Poitevin, Paris 1840. — Walter Scott, Biographical memoirs of eminent novellists. M. Patin, Éloge de Lesage, (akademische Rede), Paris 1849. F. Brunetière, Études sur le

Der aufgeweckte Gil Blas wird von seinem Oheim, dem biederen Kanonikus Gil Perez, zur Hochschule nach Salamanca geschickt und unterwegs von Strauchdieben ausgeraubt. Die Not zwingt den angehenden Studenten, der eine Zeit lang unter den Räubern hatte leben müssen, als Diener sich zu verdingen. Das Schicksal treibt ihn von einem Dienst zum anderen, bis er zum Vertrauten des ersten Staatsmanns in Spanien sich aufschwingt. Von dieser Höhe gestürzt, wandert Gil Blas ins Schuldgefängnis, um abermals zu Ehren und Geld zu gelangen und schließlich als reicher Edelmann seine Tage zu beschließen. In diesem phantastischen Rahmen hat Lesage die Zeitfragen und die kulturellen Verhältnisse des Philosophenjahrhunderts behandelt. Die klassische Bildung jener Übergangszeit (vergl. Gil Blas' Examen vor dem Erzbischof von Granada), das Scheingelehrtentum, den seichten bel esprit stellt er neben den sozialen Fragen mit anspruchsloser Klarheit und leichter Ironie dar. Er weiß, daß von oben bis unten alles faul ist, und schickt sich scheinbar darein. Den beiden Meisterwerken witziger und realistischer Erzählungskunst, welche die Lebenszeit Lesages von 1707—1735 ausfüllen, läßt sich kein anderes Werk des Dichters zur Seite stellen. „Le Bachelier de Salamanque" (1738), sein letzter Roman, verdient darum besondere Erwähnung, weil er wie Gil Blas für eine Übersetzung aus dem Spanischen angesehen worden ist.

Spanien und Italien waren bisher die Vorbilder gewesen, an welche die stammverwandten Franzosen sich in Drama und Roman anlehnten. Das Vaterland der englischen Aufklärungsphilosophen gab erst dem vielgewanderten Abbé Antoine François Prévost d'Exiles (1697—1763) fruchtbare Anregungen. Prévosts Lebensgang war stürmisch und wechselvoll, sein Tod romanhaft wie sein Leben. Im 66. Jahr wurde er von einem schweren Schlaganfall leblos niedergestreckt und von seiner Umgebung für tot gehalten, so daß die Leichenöffnung vorgenommen wurde. Während dieser Operation starb der alte Herr wirklich.*) — Nach seiner Rückkehr aus England und Holland hatte Prévost d'Exiles eine litterarische Zeitschrift nach dem Muster des „Spectator" Addisons gegründet und nach deren Eingehen auf kurze

---

18e siècle, Les Romanciers: I. Alain René Lesage in der Revue des deux Mondes, 15. Mai 1883. E. Hönncher, Die litterarische Satire Lesages, Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur Band VIII, p. 1 ff. [Daselbst wird eine auf der Leipziger Universitätsbibliothek vorhandene Lebensbeschreibung Lesages genannt in dem Werke Chefs d'œuvres dramatiques de Lesage, Paris 1791, 2 Bände.] — Über Gil Blas vergleiche man die Ausgabe von J. Janin, Paris 1863, die Übersetzung von G. Fink, Pforzheim 1839. E. Beckenstedt, Geschichte der Gil Blas-Frage, Herrigs Archiv, Band 61, p. 129 ff. F. J. Wershoven, Smollet et Lesage, Berlin 1883; A. Ricard, Monographie sur le Gil Blas de Lesage, Programm Prag 1885.

*) Vergl. Sainte-Beuve, Portraits littéraires, Paris 1844, Band I. xc. — Die Werke Prévosts sind nicht alle gesammelt worden, was bei dem Umfang und dem fraglichen Wert der meisten begreiflich erscheint. Œuvres choisies erschienen Paris 1810 ff. in 39 Bänden.

Zeit die Leitung des Journal étranger angenommen.*) Hauptsächlich machte er sich durch seine Übertragungen der sentimentalen Familien-Romane Richardsons (1689—1761) verdient, welche jenseits des Kanals gewaltiges Aufsehen erregt hatten, der 1748 erschienenen „Clarissa Harlowe“ und des um fünf Jahre jüngeren „Sir Charles Grandison“.

Diese umfangreichen Vorarbeiten und einige episodenreiche Romane, deren Wert für die Litteratur nur gering ist, verschwinden hinter dem Glanze, welchen Prévosts Meisterwerk „Histoire du Chevalier des Grieux et de Manon Lescaut“ (Amsterdam 1733) verbreitete und noch verbreitet. Ursprünglich gehörte die Geschichte der lockeren Manon und ihres getreuen Ritters zu den „Mémoires et aventures d'un homme de qualité retiré du monde“**). Das grelle und muntere Bild der sittlichen Zerrüttung in höheren Ständen, die ergreifende, naturwahre und tief eindringende Schilderung der alles überflutenden Macht der Leidenschaft im jugendlichen Herzen vereinigen sich mit einer geradezu bestechenden Darstellungsweise und weisen diesem Roman neben „Gil Blas“ eine hervorragende Stelle an. Beide sind kulturgeschichtliche Urkunden.

Die novellistische Litteratur des 18. Jahrhunderts ist außerordentlich umfangreich, — Rétif de la Bretonne hat allein gegen zweihundert Bände geschrieben, — aber mit wenigen Ausnahmen wertlos. Teils zynisch, teils ver-

*) Das 1754 gegründete Journal étranger hatte eine zu umfassende Aufgabe sich gestellt, weshalb der erste Leiter F. M. Grimm nach Erscheinen des ersten Bandes zurücktrat. Nur mühsam scheint diese verdienstliche Monatsschrift, die in gleichem Format wie Bayles „Nouvelles“ (12°) erschien, bis 1762 ihr Dasein gefristet und besonders durch Frérons gleichzeitiges Journal littéraire (1754—1774) gelitten zu haben. Zu den deutschen Mitarbeitern der internationalen Zeitschrift gehörten Gellert, Gottsched, Nicolai. Vergl. Th. Süpfle, Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich, Gotha 1886. Band I, p. 155 ff. — Die englische Zeitschrift „The Spectator“ 1711—1714 stellte nach Addisons Eintritt ins Ministerium ihr Erscheinen ein. Neu herausgegeben London 1811, Auswahl daraus von E. Schridde, Berlin (Weidmannsche Sammlung), 2 Bände. Vergl. E. Engel, Geschichte der englischen Litteratur, Leipzig 1883, p. 329 ff. Prévost's Zeitschrift hieß „Le Pour et le Contre“. Eine französische Bearbeitung des „Spectator“ erschien unter dem Titel „Le Spectateur ou le Socrate moderne, où l'on voit un portrait naïf des mœurs de ce siècle, Amsterdam 1724—1726.

**) In diesem 1729 erschienenen Roman bildet die Histoire de Manon Lescault (so!) den 7. Band. Vergl. die Neuausgabe Basel 1751 in 7 Bändchen. Nach englischen Mustern schrieb Prévost nach den „Mémoires et aventures“ zwei größere Romane „Histoire de Mr. Cleveland, fils naturel de Cromwell,“ 1732 ff. 6 Bände, und „Le Doyen de Killerine,“ 1735, 6 Bände. — Die Ausgaben der Manon Lescaut seit 1733 zählen nach Hunderten. Schöne Ausgabe von J. Janin, Paris 1838. Dazu J. Janin, Suite de l'histoire de Manon Lescaut et du chevalier des Grieux, Paris 1847. Über den Roman vergl. La Harpe, a. a. O. Band 14, p. 257; Sainte-Beuve, Causeries du Lundi, Band 9; Hettner, a. a. O. p. 101 ff. Nachgeahmt wurde „Manon Lescaut“ von George Sand („Leone Leoni“) und A. Dumas fils („La Dame aux camélias“). —

hüllt zielen die Verfasser nur auf Unterhaltung und Sinnenkitzel vornehmer Leser. Sie versteigen sich auch nebenbei zur Kritik staatlicher, kirchlicher oder litterarischer Mißstände. So Diderot in Les bijoux indiscrets*), so die Verfasser satirischer Allegorien. Unter den letzteren sei Claude-Prosper Jolyot de Crébillon genannt (1707—1777), der heitere Sohn des feierlichen Dramatikers und Zensors. Persönliche oder politische Anspielungen gaben für die Zeitgenossen den frivolen Erzählungen Crébillons einen Reiz, der heutigen Lesern verloren geht. Waren die Anzüglichkeiten aber zu deutlich, dann mußte sie der kecke Dichter in der Bastille büßen. Dies empfand Crébillon, nachdem er die gegen die Jansenisten gerichtete Bulle Unigenitus in Tanzaï hereingezogen hatte (1734). Häufig half auch das Anagramm, um des Dichters Namen zu verhüllen.**)

IV. Das Drama.

1. Die Tragödie.

Crébillon, Voltaire und seine Nachahmer, Ducis.

Die klassische Tragödie der Franzosen blieb bis zu Voltaires erfolgreichem Vordringen, was sie unter Ludwig XIV. gewesen war. Nirgends weicht der beliebteste Dramatiker der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, Prosper Jolyot de Crébillon (1674—1762), von Corneilles und Racines Bahnen ab. Crébillon, aus Dijon gebürtig, widmete sich zunächst der Rechtswissenschaft. In Paris zum Dichten angeregt, verfaßte er 1703 die schwülstige Tragödie „Idoménée“, welche erst nach Umarbeitung des fünften Aktes beifällige Aufnahme fand. Nach zwei anderen Tragödien aus dem Altertum gab er sein bestes Stück heraus „Rhadamisthe et Zénobie“ (1711), welches an unklarer Exposition leidet und allzuviele Greuelszenen aufhäuft.***)

---

*) „Les bijoux indiscrets“, Montapa s. d. [Paris 1748], 2 Bände. Vergl. Hamburger Dramaturgie, Stück 84 ff. Der Gedanke zu den „Bijoux“ stammt aus einem alten Fabliau. Vergl. Barbazan, Fabliaux et contes des poètes français du 11e au 15e siècle, neue Ausgabe von Méon, Paris 1808, Band III, 409. Ob unter dem Sultan Mogogul und seiner Favoritin Mirzoza Ludwig XV. und die Pompadour zu verstehen sind, ist nicht unzweifelhaft.

) Z. B. Les Amours de Zeokinizul, Roi des Kofirans, ouvrage traduit de l'arabe du voyageur Krinelbol, Amsterdam 1746. Hier steht Zeokinizul für Louis Quinze, ebenso Zokitarezul für Louis XIV.; die Franzosen, Deutschen, Römer und dergl. heißen Kofirans, Maregins, Manoris 2c. — Die bekanntesten von Crébillons Erzählungen sind Lettres de la Marquise * au Comte de *** (1732), Les égaremens du Cœur et de l'Esprit (La Haye 1736), Le Sopha, Conte moral (1745) etc. Vergl. Collection complètes des œuvres de Mr. de Crébillon fils, London 1777, 14 Bände. —

***) Ausgaben: Les Œuvres de Mr. de Crébillon, nouvelle édition corrigée et augmentée, La Haye 1720, 2 Bände; Ausgabe von Firmin Didot, Paris An X (1802), 3 Bände; von Lefèvre, Paris 1828, 2 Bände. — Théâtre choisi von Aug. Vitu, Paris s. d. — Seine Tragödien sind „Idoménée“, „Atrée et Thyeste“,

Crébillon wurde 1731 zum Mitglied der Akademie und vier Jahre später zum Zensor ernannt. In dieser Eigenschaft geriet er mit Voltaire mehrfach in Streitigkeiten. Trotz der Hofgunst und der übertriebenen Lobsprüche von Voltaires Gegnern, welche zu Voltaires Nachteil Crébillon zum ersten Dramatiker des Zeitalters Ludwigs XV. erheben wollten, kann die Nachwelt im großen Ganzen dem Urteil La Harpes über die Tragödien des wackeren Mannes beipflichten: „Les scélérats y sont extravagants et froids; les héros, des fanfarons sentencieux; les amants, langoureux et fades; les ressorts y sont faux et forcés; les bienséances y sont violées à tout moment dans les sentiments comme dans le dialogue; les moyens sont d'une monotonie qui accuse la stérilité" (Band XI, Seite 143). Die letztere Behauptung wenigstens ist unwiderleglich, da fast in jedem Drama Crébillons die tragische Verwickelung nicht aus den Charakteren sich ergiebt, sondern auf Verwechslung von Personen, auf Verkleidung, oder auf einem ähnlichen Kunststück beruht.

Der vielseitige Voltaire*) behauptet auch im Drama des 18. Jahrhunderts den ersten Rang, mag er als Epigone Corneilles auftreten, dessen rauschende Rhetorik ihm besser zusagte, als Racines feinfühlige Schilderung der Leidenschaft, oder mag er gegen das griechisch-römische Heldentum und die klassische Schablone die ersten Angriffe wagen. Eins ist aber

---

„Électre", „Rhadamiste et Zénobie" (1711 zweiundsiebenzig Mal hinter einander gespielt), „Xerxès" (nur einmal gespielt 1714), „Sémiramis" (gedruckt 1717) mit Plan de cette tragédie, „Pyrrhus" (1726), „Catilina" (1748) mit Widmung an die Pompadour, auf Kosten des Hofes aufgeführt, „Le Triumvirat ou la mort de Cicéron" (1754). — Vergl. La Harpe, Théâtre de Crébillon, a. a. O. Band XI, Seite 5 ff.

*) Steinbrück, Voltaire als Tragiker, Programm Colberg 1876; E. Fierlinger, Voltaire als Tragiker, Programm Olmütz 1882. Jürgens, Voltaires dramatische Theorien, Diss. Münster 1885. G. Carel, Voltaire und Goethe als Dramatiker, Programm Berlin 1889. L. Fontaine, „Le Théâtre et la Philosophie au 18e siècle, Versailles 1879; Em. Richter, Über die Reformbestrebungen auf dem Gebiet der französischen Tragödie des 18. Jahrhunderts, Programm Wien 1876. — Über einzelne Dramen: Lenk, Der „Œdipe" des Voltaire, Diss. Jena 1875. Eiben, Brutus, Tragödie von Voltaire, Programm Dortmund 1880 ꝛc. — Über Voltaires Verhältnis zu Shakespeare vergl. A. Schmidt, Voltaires Verdienste um die Einführung Shakespeares in Frankreich, Programm Königsberg 1864. Sturm, Zaïre und Othello nebst einer kurzen Darstellung von Voltaires Urteil über Shakespeare, Crefeld 1879. K. Adolf, Voltaire et le théâtre de Shakespeare, Programm Sorau 1883. H. Morf, Die Cäsartragödien Voltaires und Shakespeares, Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur Band X, p. 214 ff. — Genaue, aber nicht ganz unbefangene Besprechungen aller Tragödien Voltaires giebt La Harpe Band IX und X des „Lycée". — Über Voltaires Kritik der Corneilleschen Dramen vergl. A. Schmitz, Le Commentaire de Voltaire sur Corneille, Programm Erfurt 1876. — Ausgaben: Théâtre de Mr. de Voltaire, Amsterdam 1764, 6 Bände, Paris 1767, Amsterdam 1777, Zweibrücken 1789 ꝛc. Eine neuere Ausgabe aller Dramen Voltaires giebt es nicht. — Auswahlen: Théâtre choisi de Voltaire, p. p. Geruzez, Paris 1876. Ausgewählte Dramen Voltaires, herausgegeben von E. v. Sallwürk, Berlin 1881 ff., 4 Bände, von R. Mahrenholtz, Leipzig 1887 ff., 4 Bände. — Übersetzung von Voltaires „Schauspielen", Nürnberg 1766, 14 Bände.

allen Dramen Voltaires gemeinsam: die „philosophische“ Tendenz, die in schlagenden Sinnsprüchen sich kundgiebt. Im Prolog zu „Ériphyle“ spricht er seine Kunstansicht aus:

„Mais ne vous plairez-vous qu'aux fureurs des amants,
A leurs pleurs, à leurs joies, à leurs emportements?
N'est-il point d'autres coups pour ébranler une âme?
Sans les flambeaux d'amour il est des traits de flamme,
Il est des sentiments, des vertus, des malheurs
Qui d'un cœur élevé savent tirer des pleurs.“

Das erste Trauerspiel „Œdipe“ (1718) zeigt bereits, wie unsicher Voltaire zwischen der Antike und der Modernen schwankte. Die ursprüngliche Bearbeitung nach Sophokles' Vorbild — Voltaire hatte den Chor sogar beibehalten — mußte einer dem Zeitgeschmack besser entsprechenden weichen, welche einen wenig anheimelnden Liebeshandel zwischen Jokaste und Philoktet einflocht. In einer Abhandlung „Lettre sur Œdipe“ (1719) legte der junge Dichter seine dramatischen Grundsätze dar. Bald folgte die verunglückte „Artémire“, welche 1724 in eine nicht viel glücklichere „Mariamne“ sich verwandelte. Hierauf trat in Voltaires dramatischem Schaffen eine Pause ein.

In England entstand das von Shakespeare beeinflußte Römerstück „Brutus“ (aufgeführt 1730); dann lassen sich dreißig Jahre lang, bis zu „Tancrède“ (1760), die Shakespeareschen Einflüsse bei dem Zögling Corneilles verfolgen.*) „Brutus“ beruht auf einer republikanischen Staatshandlung, wobei die mächtigsten Leidenschaften sich unter die Herrschaft des reinen Gefühls selbstloser Vaterlandsliebe beugen. Selbstverständlich ließ sich der Philosoph Voltaire diese treffliche Gelegenheit „d'instruire en amusant“ nicht entgehen. „Brutus“ vollendete den Bruch mit den regierenden Kreisen, obschon die Tendenz des Stückes monarchisch war.

Der Mißerfolg der „Ériphyle“, die später als „Sémiramis“ wieder auftauchte, veranlaßte die Entstehung der „Zaïre“ (1732), des ersten nationalen Trauerspiels der Franzosen. Zaïre, die Tochter des unglücklichen Guy de Lusignan, ist in zartem Alter beim Zusammenbruch des Königreichs Jerusalem in die Sklaverei geschleppt und im Serail muselmännisch erzogen worden. Saladins Enkel Osroman will die herrlich erblühte Tochter des Kreuzfahrers zur Sultanin erheben, als Ritter Nerestan nach zweijähriger Abwesenheit mit dem versprochenen Lösegeld für zehn Ritter und Zaïre wieder in Jerusalem ankommt. Der Sultan schenkt dem Edlen seine Freiheit und die von hundert Rittern, er giebt sogar auf Zaïres Bitten den alten Lusignan frei, will aber seine künftige Gemahlin nicht mehr entlassen. Eine Unterredung derselben mit

*) Vergl. auch „Appel à toutes les nations de l'Europe“ (1761). Über Voltaires Hinneigung zum großen Britten vergl. Mahrenholtz, Voltaires Leben und Werke, I, 94 ff.

Lusignan lüftet das Geheimnis der Herkunft Zaïres: sie ist die totgeglaubte Schwester Nerestans, beide sind Kinder des entthronten Königs von Jerusalem. Wie ein Donnerschlag wirkt auf den hocherfreuten Vater die Entdeckung, daß Zaïre eine Ungläubige geworden:

„Mon Dieu, j'ai combattu soixante ans pour ta gloire:
J'ai vu tomber ton temple et périr ta mémoire,
Dans un cachot affreux abandonné vingt ans,
Mes larmes t'imploraient pour mes tristes enfants:
Et lorsque ma famille par toi est réunie,
Quand je trouve une fille, elle est ton ennemie! —
Je suis bien malheureux .... c'est ton père, c'est moi,
C'est ma seule prison qui t'a ravi ta foi.
Ma fille, tendre objet de mes dernières peines,
Songe au moins, songe au sang qui coule dans tes veines!
C'est le sang de vingt rois, tous chrétiens comme moi;
C'est le sang des héros, défenseurs de ma loi;
C'est le sang des martyrs .... O fille encor trop chère!
Connais-tu ton destin? sais-tu quelle est ta mère?
Sais-tu bien qu'à l'instant que son flanc mit au jour
Ce triste et dernier fruit d'un malheureux amour,
Je la vis massacrer par la main forcenée,
Par la main des brigands à qui tu t'es donnée!
Tes frères, ces martyrs égorgés à mes yeux,
T'ouvrent leurs bras sanglants, tendus du haut des cieux.
Ton Dieu que tu trahis, ton Dieu que tu blasphèmes,
Pour toi, pour l'univers, est mort en ces lieux mêmes,
En ces lieux où mon bras le servit tant de fois,
En ces lieux où son sang te parle par ma voix.
Vois ces murs, vois ce temple envahi par tes maîtres:
Tout annonce le Dieu qu'ont vengé tes ancêtres.
Tourne les yeux, sa tombe est près de ce palais;
C'est ici la montagne où, lavant nos forfaits,
Il voulut expirer sous les coups de l'impie,
C'est là que de sa tombe il rappela sa vie.
Tu ne saurais marcher dans cet auguste lieu,
Tu n'y peux faire un pas sans y trouver ton Dieu;
Et tu n'y peux rester sans renier ton père,
Ton honneur qui te parle, et ton Dieu qui t'éclaire.
Je te vois dans mes bras et pleurer et frémir;
Sur ton front pâlissant Dieu met le repentir:
Je vois la vérité dans ton cœur descendue;

Je retrouve ma fille après l'avoir perdue;
Et je reprends ma gloire et ma félicité
En dérobant mon sang à l'infidélité.
NÉRESTAN. Je revois donc ma sœur! .... Et son âme ....
ZAÏRE. Ah! mon père,
Cher auteur de mes jours, parlez, que dois-je faire?
LUSIGNAN. M'ôter, par un seul mot, ma honte et mes ennuis,
Dire: Je suis chrétienne.
ZAÏRE. Oui .... Seigneur .... je le suis.
LUSIGNAN. Dieu, reçois son aveu du sein de ton empire!
(Zaïre, III. 3.)

Nun beginnt in Zaïres Seele ein ergreifender Kampf zwischen der Stimme der Religion und der Liebe zum Sultan. In Osromans Herz erwacht gleichzeitig wilde Eifersucht. Ein Brief Nerestans an Zaïre bestärkt seinen Argwohn, Zaïres Stolz treibt denselben bis zur Erbitterung, und Osroman erdolcht Zaïre, als sie heimlich zur Zusammenkunft mit ihrem Bruder sich begiebt. Nerestans verzweiflungsvoller Ruf „Ah! ma sœur" offenbart dem Sultan seinen Irrtum. Er legt Hand an sich, — wie der Mohr Othello. Man darf „Zaïre", die übrigens mit Lessings „Nathan" mehr als einen Berührungspunkt hat, vielleicht als Voltaires bestes Stück bezeichnen.*) Hier hat er sich fast zur Höhe Racines erhoben.

„Zaïres" Erfolg bestimmte den Dichter, an der Verbindung Racinescher und Shakespearescher Elemente festzuhalten. In „Alzire" (1736), welche in Cirey entstand, scheint Voltaire sich seiner freigeistigen Zweifelsucht ganz zu entschlagen. Er versetzt uns in den Kampf des Heidentums mit der christlichen Bildung in Peru. In einer ganz individuellen, hochdramatischen und gleichzeitig tief symbolischen Handlung schildert er den wahren Christen (Alvarez), den ehrgeizigen Eroberer, der die Religion selbstsüchtig mißbraucht und doch ihrem sittlichen Einfluß sich nicht gänzlich entziehen kann (Guzman), dann den geistig unterworfenen und den freien Wilden (Montèze und Zamor), endlich das liebende Weib (Alzire), das in dem Labyrinth der streitenden Pflichten und Religionen nur der Stimme ihres Herzens folgt und auf diesem Wege zur Erkenntnis der Wahrheit und zum Genusse des Glückes gelangt.**) Hinter

*) Die „Zaïre" wurde schon 1736 von Aaron Hill, der auch Alzire und Mérope übersetzt hat, ins Englische übertragen. Ins Deutsche wurde sie von J. J. Schwabe übersetzt im zweiten Bande von Gottscheds Deutscher Schaubühne (1741). — Lessings Hamburger Dramaturgie 15. Stück sagt bezeichnend: „Voltaire verstehet, wenn ich so sagen darf, den Kanzeleistil der Liebe vortrefflich; das ist diejenige Sprache, denjenigen Ton der Sprache, den die Liebe braucht, wenn sie sich auf das behutsamste und gemessenste ausdrücken will."

**) Vor Aufführung der „Alzire" hatte Lefranc de Pompignan (vergl. Seite 175) Voltaires Plan und Gedanken sich angeeignet und eine „Zoraïde" eingereicht, die aber vom Théâtre Français nicht angenommen wurde. Eine deutsche

der allgemein christlichen Tendenz der „Alzire" bemerkt der aufmerksame Leser den Protest gegen die grausame Heidenbekehrung und gegen Unduldsamkeit überhaupt.

Einen offenen Angriff gegen kirchliche Verfolgungslust hat Voltaire durch seinen „Mahomet" gewagt (1738 vollendet, 1742 aufgeführt), obwohl er den Papst Benedikt XIV. zur Annahme der Widmung zu bewegen verstand (1745). Der ursprüngliche Titel „Le Fanatisme, ou Mahomet le prophète" läßt über die Absicht keinen Zweifel, und Voltaire stellt in seinem Briefwechsel mehr als einmal seinen „Mahomet" in eine Linie mit Molières Tartüffe. Er erblickt im orientalischen Religionsstifter nur einen abgefeimten Betrüger, der eine Religion erfindet, um seinen Begierden fröhnen zu können. Zwei ihm blind ergebene gute Menschen, Zaid und Palmire — „séide" ist sprichwörtlich geworden —, treibt Mahomet zur Ermordung des Vaters an, den sie nicht kennen; er vergiftet dann den Bruder, um in Besitz der Schwester zu gelangen. Man kann dem Urteil des von Lessing (Hamb. Dramat. 18. Stück) angeführten französischen Kunstrichters völlig beistimmen, welcher in „Mahomet" „das schönste, philosophischste Gemälde erblickt, das je von diesem Ungeheuer gemacht worden ist."*)

Neben „Mahomet" arbeitete Voltaire in den Jahren 1737 und 1738 an einem Drama, welches antike Größe und Schlichtheit anstrebt. „Mérope" gelangte erst 1743 zur Aufführung. Das Stück, an welches Voltaire eine vorlaute und wenig löbliche Reklame anknüpfte, enthält keinen Liebeshandel. Die Wirkung auf den Zuschauer ist überwältigend. „Leidenschaftliche Mutterliebe", sagt A. W. von Schlegel, „um den Verlust ihres eigenen Sohnes geängstigt, mit Unterdrückung bedroht, durch standhaften Heldenmut aufrecht erhalten und endlich siegend, — ist etwas so Wahres und Schönes, daß die Teilnahme wohlthätig wird und von jeder peinlichen Einmischung frei bleibt."

Übersetzung der Alzire gab P. Stüve, Hamburg 1739. — Eine Bemerkung Lessings über die „Alzire" findet man Hamb. Dramat. 2. Stück. Dieser Tragödie gelten die bekannten Verse Gressets, welche gegen einige Kritiken (vergl. v. Sallwürk, Einleitung zur „Alzire", Seite 13 ff.) gerichtet sind:

„Quelques ombres, quelques défauts
Ne déparent point une Belle.
Trois fois j'ai vû la Voltaire nouvelle
Et trois fois j'y trouvai des agrémens nouveaux.
Aux règles, me dit-on, la Pièce est peu fidèle;
Si mon esprit contre elle a des objections,
Mon esprit a des larmes pour elle;
Les pleurs décident mieux que les réflexions."

*) Die erste anerkannte Ausgabe erschien Brüssel 1742. Neueste Einzelausgabe des „Mahomet" von K. Sachs, Berlin 1884, mit einem Anhang: Zusätze zur Ausgabe von Voltaires Mahomet. — Goethe bearbeitete den „Mahomet" 1799 für seine Bühne in Weimar, den „Tancrède" ein Jahr darauf, — beide in fünffüßigen Jamben, — nachdem bereits in der Voltaireübersetzung, Nürnberg 1766 ff., das Drama verdeutscht war. Andere Übersetzung von J. B. Schaub, Karlsruhe 1803.

Die „Mérope" hätte seitens der deutschen Kritik ruhigere Beurteilung erlangt,*) wenn sie nicht eine Umarbeitung von Maffei's „Merope" wäre. Denn der Charakter der standhaften Witwe des Herakliden Kresphontes und derjenige des in der Fremde aufgewachsenen echten Heldensohnes Aegisth, sind beide mit sicherer poetischer Kraft durchgeführt, und die Handlung schreitet unaufhaltsam von Auftritt zu Auftritt vorwärts der erwarteten Lösung entgegen.

In „Sémiramis" (1748) suchte Voltaire mit wenig Glück den Mittelweg zwischen der Konvenienz und der Freiheit des englischen Theaters. „Sémiramis" ist nur eine Neubearbeitung der 1732 aufgeführten „Ériphyle", die ebenfalls eine herrschsüchtige Fürstin auf die Bühne gebracht hatte. Die Liebesgeschichte, die neu hinzukam, war dem Stück nicht förderlich; der Geist des Ninus, der den Geist des Königs in „Hamlet" nachahmen sollte, verdiente Lessings bitteren Spott.**) Die Einleitung — Dissertation sur la tragédie ancienne et moderne — zeigte deutlich, wie wenig Voltaire dem großen Briten gegenüber sich zurechtfinden konnte. War seine Mort de César (1735) schon ein blasses Zerrbild des Dramatikers gewesen, bei dem er bald die tragische Größe lobte, bald barbarischen Geschmack und Regellosigkeit tadelte, so verdunkelte sich seine Erkenntnis vom Werte Shakespeares angesichts der durch Delaplaces Théâtre anglais (1746—1748, 8 Bde.) entzündeten und später durch Letourneurs Übersetzung (1776 ff.) gesteigerten Shakespeareverehrung der Franzosen. Voltaire sah die Hochburg des Klassizismus bedroht und erhob lärmenden Einspruch. Die liebevolle Beschäftigung mit Corneille wegen der für die Groß-Nichte desselben bestimmten Ausgabe (vergl. Seite 137) mag auch beim Philosophen von Ferney die Vorliebe für den Briten stark erschüttert haben, so daß der einstige Jünger des britischen Dramatikers zu einem entschlossenen und maßlosen Gegner wurde.

Von Corneilles Geist ist Voltaires letztes erwähnenswerte Drama „Tancrède" (1760) erfüllt, ohne am rhetorischen Schwulst und an der Gefühlskasuistik einzelner Stücke Corneilles zu leiden. Die Trennung des ritterlichen Helden Tankred von seiner geliebten Amenaide ist aber, wie Diderot bemerkte,

---

*) Vergl. G. Wendt, Die italienische und französische Bearbeitung der Meropefabel, Diss., Jena 1876, enthält eine Widerlegung einiger Punkte der scharfen Kritik Lessings, Hamb. Dramat. Stück 36—50. Der Zwist mit Voltaire, die Aufdringlichkeit der Voltaireschen Reklamen und vor allem die ganze Tendenz der Dramaturgie (vergl. z. B. Stück 15, 70 ff.) sind bei Auffassung der Lessingschen Kritik in Rechnung zu ziehen. — Maffeis Merope erschien 1714 und begann einen neuen Abschnitt in der Theatergeschichte Italiens. Inhalt in Sallwürks Einleitung zur Mérope, Seite 13 ff., und Lessing, Stück 37, 40—42.

**) Hamb. Dramaturgie 10.—12. Stück. — Die „Semiramis" war auch eine Art Racheakt gegen den Zensor Crébillon, dessen Semiramis dreißig Jahre älter war. Diesem Stück ist zu verdanken, daß der durch die jeunesse dorée sehr eingeengte Raum auf der Bühne (vergl. Seite 33) endlich erweitert wurde, weil dem Geist des Ninus das Mißgeschick zugestoßen war, daß er durch die Reihen der Gaffer sich nicht durchdrängen konnte, so daß die Soldaten rufen mußten: „Place à l'ombre, messieurs!"

mangelhaft begründet.*) Die andern Tragödien, die Voltaire in Ferney dichtete und teilweise aufführen ließ, — über seine Lustspiele vergl. Seite 200 — fallen mit wenigen Ausnahmen ins Altertum zurück. Ihr Wert ist trotz des erzielten Beifalls ziemlich gering. Jedenfalls verdient das Bestreben, Schauplatz und Gedankenkreis der klassischen Tragödie zu erweitern und beide den Grenzen der Neuzeit näher zu rücken, um so größere Anerkennung, als in Kunstfragen das Philosophenzeitalter von Vorurteilen keineswegs frei war. Die Schwächen der dramatischen Dichtungen Voltaires sind zumeist in den Schwächen des ganzen Systems begründet, welches erst von den Romantikern über den Haufen geworfen wurde. La Harpe nimmt darum keinen Anstand, seinen Lehrmeister den beiden Schöpfern der französischen Tragödie als ebenbürtig an die Seite zu stellen: „Corneille, par la force d'un gènie qui a tout créé et par la sublimité de ses conceptions; Racine, par la sagesse de ses plans, la connaissance approfondie du cœur humain et surtout par la perfection de son style; Voltaire, par l'effet théâtral, la peinture des mœurs, l'étendue et la variété des idées morales adaptées aux situations dramatiques.“ (Bd. XI, S. 148.)

Aus der großen Zahl der Dramatiker zweiten Ranges, welche neben Voltaire wirkten, erhebt sich keiner über die Mittelmäßigkeit des klassischen Handwerksgebrauchs, obwohl sie mitunter auch Stoffe aus mittelalterlicher und neuerer Geschichte behandelten. Wir nennen beispielsweise Marmontel, den gelehrigen Anhänger Voltaires, de Belloy, den Verfasser der „Belagerung von Calais“ (1765), Chateaubrun, Lemierre, den beschreibenden Didaktiker; ferner La Harpe, den strengen Kritiker des „Lycée“, und den Hamletübersetzer Ducis, Voltaires Nachfolger in der Akademie, welcher noch langlebiger als Lebrun von Ludwig XV. an bis zur Restauration thätig war. Keiner dieser von den Zeitgenossen überschätzten Dichter hat die Entwickelung der französischen Tragödie gefördert, oder ihr Siechtum zu hemmen vermocht.**)

---

*) Sonderausgabe des Tancrède von R. Mahrenholtz, Leipzig 1887. Über Goethes Tancredübersetzung vergl. das Programm von Joh. Weiß, Troppau 1886. — Die letzten Stücke Voltaires sind „Don Pèdre“, „Olympie“, „Le Triumvirat“, „Sophonisbe“, „Les Pélopides“, „Les Scythes“, „Les Guèbres“, „Les lois de Minos“, „Irène“ — der Zeuge seiner Apotheose in Paris — und der nach seinem Tod aufgeführte „Agathocle“.

**) Von Marmontel (vergl. Seite 165) ist die messenische Tragödie Aristomène (1749) wegen der beigefügten ästhetischen Abhandlung Réflexions sur la tragédie et le style des auteurs modernes bemerkenswert. — De Belloy (1727—1775) erzielte wegen der politisch erregten Zeit großen Erfolg mit dem vaterländischen Drama „Le Siège de Calais“ (1765). Vergl. La Harpe a. a. O. Band XI, p. 259 ff., XIV, 441 ff., Hamb. Dramat. Stück 18 und 19. — Über Chateaubrun La Harpe a. a. O. XI, 223 ff., über Lemierre ebenda XI, 230 ff. — Jean-François Ducis (1733—1816) bearbeitete nach älteren Übersetzungen einzelne Dramen Shakespeares für die französische Bühne und gab außer der griechischen Tragödie

2. Das bürgerliche Drama und das Lustspiel.

a) Destouches, Marivaux, Lachaussée, Voltaire, Diderot, Sedaine.

Die allgemeine Auflehnung gegen das Herkommen des siebzehnten Jahrhunderts bereicherte die Bühne um die Mittelgattung des bürgerlichen Dramas und des Rührstücks. Der Encyclopädist Diderot, der eifrigste und beredteste Verfechter desselben, wirft der klassischen Tragödie und dem klassischen Lustspiel Mangel an Wahrheit, an Feuer, an Genie und an Erfindung vor und urteilt mit Bitterkeit über die französischen Klassiker ab. „Wir Franzosen haben es an nichts fehlen lassen," sagt Lessing nach Diderot, „das Drama gründlich zu verderben. Wir haben von den Alten die volle prächtige Versifikation beibehalten, die doch nur für Sprachen von sehr abgemessenen Quantitäten, nur für weitläufige Bühnen, für eine in Noten gesetzte und mit Instrumenten begleitete Deklamation paßt. Ihre Einfachheit der Verwickelung und die Wahrheit ihrer Gemälde haben wir aufgegeben" (Hamb. Dramat., 59. Stück). Im Zusammenhang damit fordert Diderot größere Lebenswahrheit, weil nicht die durch Wohlanständigkeit gemilderte, sondern eine rückhaltlose Leidenschaft, welche als einzige Grenze das Maß der ihr innewohnenden Kraft kennt, Aufgabe der dramatischen Darstellung sein müsse. Im Komischen und Tragischen erschöpft sich darum das Dramatische keineswegs. Wie der Mensch nicht abwechselnd zwischen Trauer und Freude schwebt, sondern meist in einer mittleren, aus beiden gemischten Stimmung sich befindet, so muß die Mischung des Ernstes mit dem Heiteren in einer dramatischen Gattung zum Ausdruck kommen, in welcher auch die Spitze aller Dramatik enthalten wäre. Denn keine der bereits bestehenden vier Gattungen genügt den Anforderungen von Kunst und Leben, weder das heitere Lustspiel (comédie gaie), welches Thorheit (le ridicule) und Laster geißelt, noch das ernsthafte Lustspiel (comédie sérieuse) mit den Darstellungen von Tugend und Pflicht, noch die Tragödie, welche einerseits unsere häuslichen Unglücksfälle (la tragédie domestique), andererseits die öffentlichen Katastrophen und das Unglück der Hochgestellten (haute tragédie) zur Darstellung bringt. Für die Mittelgattung des pathetischen oder Rührdramas eignet sich der Schwung der Verse nicht. Das neue

---

„Œdipe chez Admète" das bei den Wüstensöhnen spielende Drama „Abufar" (1795) heraus. Vergl. Penning, Ducis als Nachahmer Shakespeares, Programm Bremen 1884. Œuvres de J. F. Ducis, Paris 1819, 3 Bände; neue Ausgabe Paris 1826 mit Œuvres posthumes, précédées d'une notice sur sa vie et ses écrits par Campenon. Der Briefwechsel des persönlich sehr achtbaren und charaktervollen Ducis wurde Paris 1879 herausgegeben. — La Harpe, den wir Seite 165 erwähnten, dichtete von 1763—1778 die Dramen „Comte de Warwick", „Timoléon", „Pharamond", „Gustave", „Menzicoff", „Les Barmécides".

Drama muß in Prosa geschrieben werden, um den gespreizten Ton zu verlieren.*)

So verband sich mit dieser Auflehnung gegen den Geist der klassischen Tragödie die offene Rebellion gegen ihre geheiligten Formen. Die „Natur" erhob sich gegen das Herkommen und wollte auch in der Poesie ihr Recht geltend machen. Aber wie die ganze Ideenwandlung des achtzehnten Jahrhunderts, so ist auch diese Befreiung von veralteten Formen mehr eine leidenschaftliche Empörung als eine gründliche und heilsame Reform. Man vertauschte unnatürlichen Zwang mit nachlässiger Ungebundenheit; man vergaß, daß jene „Natur", welche allerdings in den Schöpfungen der Kunst wohnen muß, sich in den zufälligen Gestaltungen der Wirklichkeit nur dem Genie offenbart; man begnügte sich zumeist, das Alltagsleben abzumalen, und um nicht frostig und schwülstig zu bleiben, wurde man oft platt und prosaisch. An Stelle des falschen Idealismus der Klassiker trat, wie Hettner treffend bemerkt (a. a. O. Seite 341), ein ebenso falscher, aller idealen Durchgeistigung und Erhebung entfremdeter Realismus.

Mit dem Realismus ging der moralisierende Ton Hand in Hand. Das zerrüttete Ehe- und Familienleben**) wurde als dramatischer Vorwurf beliebt, damit man schließlich die Tugend siegen lassen und Ehen stiften konnte.***)

Der erste zu dieser Richtung hinneigende Dramatiker ist Philippe Néricault Destouches (1680—1754).

Destouches durfte in seiner Jugend sich des Beifalls Boileaus rühmen und kam nach einem etwas abenteuerlichen Leben durch die Empfehlung mächtiger Gönner in die diplomatische Laufbahn hinein (1711—1723). Die Stücke, welche er im ersten Abschnittt seiner Thätigkeit schrieb, sind teils Charakterlustspiele nach Molières Art, teils mehr oder minder überladene Intriguenstücke, die nur weniges mit dem Familiendrama gemeinsam haben. Nach seiner Rückkehr aus England (1723) wurde Destouches in die Akademie aufgenommen und durch Ludwigs XV. Freigebigkeit in den Stand gesetzt, auf seinem Landgut nur der Dichtkunst zu leben. Hier entstand das beste

*) Vergl. Diderots Abhandlung „De la poésie dramatique à mon ami M. Grimm," p. 183—347 der ersten Ausgabe des „Hausvaters", Amsterdam 1771.

**) Die derbe Pfälzerin Liselotte, Mutter des Regenten Philipp von Orléans, schreibt am 16. August 1721: „Seine fraw Zu lieben, ist gantz auß der moden, da findt man hir Im Landt kein exempel von, die moden ist gantz abgekommen . . . . Man findt noch woll unter den gar gemeinen leütten personen, so Ihre weiber lieben, aber unter den leütten von Qualitet kenn Ich kein Eintziges Par, so Ein ander lieb hatt und trew ist."

***) Über das bürgerliche und weinerliche Drama vergleiche man: Réflexions sur le comique larmoyant, par M. de C[hassiron], Paris 1749. Gellert, Pro comoedia commovente, Lipsia 1751. Chevrier, Observations sur le théâtre, dans lesquelles on examine avec impartialité l'état actuel des spectacles de Paris, Paris 1755. — Außerdem Grimms Correspondance littéraire (vergl. Seite 166), die Zeitschriften u. a. m.

seiner Dramen „Le philosophe marié ou le mari honteux de l'être“ (1727), welches nach d'Alembert einen beispiellosen Erfolg hatte. Den Zuschauern war es neu, daß die ergreifenden Auftritte mit heiteren abwechselten. Der Philosoph Arist ist heimlich verheiratet und schämt sich dieses unphilosophischen Schrittes seiner Familie und seinen aufgeklärten Freunden gegenüber. Schließlich läßt ihn die rührende Treue seiner Frau alle Anfechtungen mutig ertragen und alle Hindernisse, selbst den Widerstand seiner Angehörigen, besiegen:

„Et prouvons aux railleurs que, malgré leurs outrages,
La solide vertu fait d'heureux mariages.“

Diese Lehre ist mit Geschick aus der Handlung und den Charakteren entwickelt.*)

Nach Molières Vorgang hat Destouches durch ein zweites Stück auf die überlaute Kritik seines tugendhaften Dramas geantwortet (L'Envieux). Noch höher als der „verheiratete Philosoph“ wird das im gleichen Jahre mit Voltaires „Zaïre“ (1732) aufgeführte satirische Sittendrama „Le Glorieux“ gestellt, worin ein eitler grand seigneur allerlei Demütigungen erdulden muß, bis er die Tochter des reichen bürgerlichen Parvenüs heiraten kann.**)

Pierre Carlet de Chamblain de Marivaux (1688—1733), einer der Verfechter der „Modernen“ in dem langandauernden Streit des anciens et des modernes, war mit Parodien der Ilias und des Télémaque hervorgetreten, ehe er sich in Romanen und Dramen der Darstellung der Gegenwart und der Wirklichkeit widmete. Zwischen 1723 und 1746 dichtete Marivaux siebenunddreißig Bühnenwerke, unter denen romantische Lustspiele und soziale Sittenbilder sich finden. Die letzteren stellen den Sieg der Tugend

---

*) Über den „Philosophe marié“ vergl. W. Wetz, Die Anfänge der bürgerlichen Dichtung des 18. Jahrhunderts, I. Band, Worms 1885, p. 121 ff., ferner P. Schoepke, Destouches et son théâtre, Programm Leipzig 1886. Destouches hat mit diesem Drama seinen eigenen Seelenzustand geoffenbart, da er in England in ähnlicher Lage wie Arist sich befand. — Über Destouches Leben vergl. D'Alembert, Éloges lus dans les séances publiques de l'Académie, Paris 1779. Ausgaben der Werke: Paris 1745 in 5 Bänden, 1758 in 10 Bänden; beste Ausgabe von Destouches' Sohn, Paris, Imprimerie Royale, 1757, 4 Bände (vergl. Hamb. Dramat. Stück 51). Œuvres dramatiques de Destouches, Paris 1811, 6 Bände; Théâtre choisi, p. p. E. Thierry, nouvelle édition, Paris 1884. — Über Destouches' Verhältnis zu Lessing Ad. Schimberg, Über den Einfluß Holbergs und Destouches' auf Lessings Jugenddramen, Programm Görlitz 1883. — Erste Verdeutschung ausgewählter Dramen Destouches', Leipzig 1756. Der „Poète campagnard“ in Frau Gottscheds freier Bearbeitung, „Le Tambour nocturne“ und „Le Dissipateur“ finden sich in Gottscheds Deutscher Schaubühne, Leipzig 1741 ff., 6 Bände. Über Destouches handelt Lessing Hamb. Dramat. Stück 10, 12, 13, 17 [51], ferner Theatral. Bibliothek, 4. Band p. 254 der zwölfbändigen Lessingausgabe von Lachmann.

**) Ausgabe des „Glorieux“ von G. d'Heylli, Paris 1884 (Collection Jouaust). Aus dem Glorieux stammen die beiden vielgenannten Sprüche „La critique est aisée et l'art est difficile“ (II, 5) und „Chassez le naturel, il revient au galop“ (III, 5).

und der Liebe über engherzige Selbstsucht und Standesvorurteile dar. Eine scharfsinnige Beobachtung des Lebens, eine auf die Spitze getriebene Analyse der Gefühle, eine gekünstelte Sorgfalt und anmutige Geschraubtheit der Darstellung und des Ausdrucks, — das sind die Eigenheiten, welche man als marivaudage bezeichnet. Die Mühseligkeit seines Schaffens macht es erklärlich, daß Marivaux keinen seiner für Richardson so bedeutungsvollen Romane vollendete. Seine beliebtesten Bühnenstücke sind die Einakter „Le Legs“ (1736) und „L'Épreuve“ (1740), ferner „Le Jeu de l'amour et du hasard“ und „Les fausses Confidences“ (1737), je in drei Akten.*)

Ausschließliches Streben nach Rührung kennzeichnet die bürgerlichen Dramen des Pierre-Claude Nivelle de Lachaussée (1692—1754).**) Mitten in der leichtfertigen Zeit verteidigt er die Heiligkeit der Ehe, wobei er es auf die Thränendrüsen abgesehen hat. Seine ersten Rührdramen sind „La fausse Antipathie“ (1733), „Le Préjugé à la mode“ (1735) und „L'École des Maris“ (1737), welches letztere in Lessings „Minna“ benutzt wurde. In „Mélanide“ (1741) ist die Rührseligkeit auf die Spitze getrieben, während später „L'École des mères“ wieder Lustspielmotive in größerer Zahl aufnimmt. Eine Mutter erduldet wegen ihrer blinden Liebe zu einem unwürdigen Sohn eine Reihe von Kränkungen und findet schließlich Trost bei der lange verkannten Tochter. Der Spötter Piron hat nicht ganz Unrecht, wenn er Lachaussées weinerliche Dramen „Les homélies du Révérend Père Lachaussée“ nennt.

Wie in allen Gattungen, so hat auch hier Voltaire sich versucht.***) Die nach der Rückkehr aus England begonnenen „Originaux“ (1732) sollen sogar Lachaussées thränenreiches „Préjugé à la mode“ veranlaßt haben. Bei Voltaire bleibt aber die comédie larmoyante vor allem

*) Erste Gesamtausgabe Marivaux', Paris 1765 in 21 Bänden, darunter 5 Bände Théâtre; dann von Duvignet, Paris 1826 ff. in 10 Bänden. — Théâtre complet de Marivaux, précédé d'une étude sur la vie et les œuvres de l'auteur, p. Ed. Fournier, Paris 1878. — J. Fleury, Marivaux et le marivaudage, suivi d'une comédie et de divers morceaux non-recueillis, Paris 1881 (vergl. Zeitschrift für neufranzösische Sprache Band V², 129 ff.). F. Brunetière, La Comédie de Marivaux, Revue des deux Mondes, 1. April 1881. — Über die in Hamburg aufgeführten Stücke Marivaux' vergl. Hamb. Dramaturgie, Stück 18, 28, 73. Übersetzung: J. C. Krüger, Sammlung einiger Lustspiele aus dem Französischen des Herrn v. Marivaux, Hannover 1747—1749, 2 Bände. — Em. Gossot, Marivaux moraliste, Paris 1881 (vergl. F. Brunetière, Revue des deux Mondes, 1. April 1881, p. 671 ff.). G. Larroumet, Marivaux, sa vie et ses œuvres, d'après de nouveaux documents, Paris 1882. Blaze de Bury, Étude sur Marivaux, Montmorency 1884. W. Printzen, Marivaux, sein Leben und seine litterarische Bedeutung, Diss. Leipzig 1885.

**) J. Uthoff, Nivelle de Lachaussées Leben und Werke, Diss. Münster 1882 (auch in den Französischen Studien, IV, 1). Vergl. Hamb. Dramaturgie, Stück 8, 21. — Seine Œuvres de théâtre erschienen Amsterdam 1759, 2 Bände. Erste Gesamtausgabe von Sablier, Paris 1762, 5 Bände.

***) Vergl. P. Holzhausen, Die Lustspiele Voltaires, 4. Supplementheft zur Zeitschrift für neufranzösische Sprache, 1888. — Voltaire hat eine Anzahl Intriguen-

Komödie, obwohl zur Durchführung eines wahrhaft komischen Charakters ihm die Unbefangenheit fehlt (z. B. in L'Enfant prodigue", 1736). Das beste Rührstück Voltaires ist „Nanine, ou le préjugé vaincu" (1749), in dessen Vorrede er ausführlich seine Kunstansicht über diese Gattung auseinandersetzt. Auch in der äußeren Gestalt bewahrt Voltaire seine Selbständigkeit: an Stelle des ernsthaften Alexandriners tritt in „Nanine" der leichtfüßigere Zehnsilbner, der seit Jodelle und Hardy völlig von der französischen Bühne verschwunden war.*)

Den letzten Schritt zum Bruch mit dem Herkommen wagte Diderot (vergl. Seite 145 ff.). Seine beiden bürgerlichen Dramen in Prosa „Le Fils naturel ou les épreuves de la nature" (1754 gedruckt, 1757 aufgeführt) und „Le Père de famille" (1758) sind trotz Lessing nur dillettantenhafte Versuche. Wie wenig beide Stücke die von Diderot geforderte Mittelgattung richtig verkörpern, hat niemand besser empfunden als der Verfasser selbst: „Ce qu'on objecte contre ce genre," sagt er zu seiner Entschuldigung, „ne prouve qu'une chose, c'est qu'il est difficile à manier, que ce ne peut être l'ouvrage d'un enfant, et qu'il suppose plus d'art, de connaissances, de gravité et de force d'esprit qu'on n'en a communément quand on se livre au théâtre." Dagegen meinte Lessing, der „Hausvater" werde sich lange, sehr lange, vielleicht sogar immer auf der deutschen Bühne erhalten.**)

Wie Diderots Dramen ist der „Philosophe sans le savoir" von Michel-Jean Sedaine (1719—1797) in Prosa geschrieben. Sedaine ist ein self-made man. Nach dem Tod seines Vaters mußte er Maurer werden und wurde bald von einem feingebildeten Baumeister, dem Großvater des Malers David, aus der Dunkelheit emporgezogen. Seine ersten Dichtungen und seine komischen Opern fanden großen Beifall. Dauernden Ruhm errang er aber auf dem Gebiet des bürgerlichen Dramas durch seinen „Philosophe sans

---

stücke, einige Gelegenheitslustspiele für Cirey und Ferney, sowie polemische Komödien gedichtet (z. B. l'Écossaise 1760, gegen den Literaten Fréron). — „Nanine" hat trotz der Gleichheit des Stoffes mit dem rührenden Briefroman „Pamela" von Richardson wenig Ähnlichkeit, wie Holzhausen a. a. O. Seite 69 ff. beweist. Namentlich ist die Tendenz verschieden, während Lachaussées „Paméla" sich enger an Richardson anschließt. Vergl. Hamb. Dramaturgie, Stück 21.

*) Über diesen Vers vergl. E. Stengel, Verwendung, Bau und Ursprung des romanischen Zehnsilbners (Franco-Gallia, IV, p. 289 ff.)

**) Vergl. Hamb. Dramaturgie, Stück 84 ff. Lessing, welcher das „Theater des Herrn Diderot" deutsch herausgab (Berlin 1760) und in der Vorrede Diderot dem Aristoteles an die Seite gestellt hatte, lobt in der „Dramaturgie" den Verfasser des „Père de famille" ebenso stark, als er Voltaire tadelt. Alles einschlägige Material findet man in der trefflichen Ausgabe der Dramaturgie von Schröter und Thiele, Halle a. S. 1877, Seite 489 ff. — Güth, Diderot und das bürgerliche Drama, Programm Stettin 1873. Weyland, Lessing und Diderot, Programm Graz 1882. J. Bloch, Beiträge zu einer Würdigung Diderots als Dramatiker, Diss. Leipzig 1889.

le savoir", welcher seiner Zeit bei der hochweisen Zensur argen Anstoß erregte (1765).*) Der „Philosoph ohne es zu wissen" ist ein reicher Bankier, dessen Sohn, ein Marineoffizier, der zur Hochzeit der Schwester aus weiter Ferne eingetroffen ist, mit einem adligen Offizier sich schlagen muß. Das Duell gelangt durch eine Reihe mißlicher Umstände zur Kenntnis des Vaters. In seiner Brust kämpfen nun Vaterliebe und Standesehre einen harten Kampf, aus welchem die letztere als Siegerin hervorgeht. Während der alte Vankerk am Hochzeitstage der Tochter in tötlicher Angst um das Schicksal des auf dem Kampfplatz stehenden Sohnes schwebt, läßt sich ein alter Edelmann anmelden, um ein Darlehen aufzunehmen. Im Verlauf des Gesprächs ergiebt sich, daß Herr d'Esparville der Vater des anderen Duellanten ist, und daß die vorzustreckende Summe dem jungen Offizier zur Flucht verhelfen soll. Trotzdem Vankerk im gleichen Augenblick das verabredete Zeichen erhält, daß sein Sohn gefallen, zahlt er die Summe mit philosophischer Ruhe aus. Der Lohn für diese Selbstverleugnung bleibt nicht aus: der alte Diener hatte falsch gesehen, beide Gegner haben sich versöhnt und sind am Leben.

b) Lesage, Piron, Beaumarchais.

Das politisch-satirische Element trug Beaumarchais in das bürgerliche Drama hinein. Da dasselbe hierdurch dem Lustspiel näher rückt, können an dieser Stelle einige der zahlreichen Komödiendichter des achtzehnten Jahrhunderts Platz finden. Die meisten haben bereits beim Roman oder bei der Lyrik Erwähnung gefunden.**)

Lesage, der satirische Dichter des „Gil Blas", schließt sich auch im Lustspiel zunächst an die Spanier an. „Crispin rival de son maître" (1707) und „Turcaret" (1709) sind die ersten selbständigen Stücke, die er am Théâtre Français aufführen ließ, ehe er sich dem Meßbudentheater widmete. „Turcaret" wendet sich gegen die „traitants et maltôtiers", d. h. die Börsenspieler und die Lieferanten, welche sich während des Krieges auf Kosten des allgemeinen Elends zu bereichern wußten.

---

*) M. Gisi, Sedaine, sein Leben und seine Werke, Berlin 1883. Vergl. daselbst die Quellen für Sedaines Leben; ferner A. de Vigny's Aufsatz in der Revue des deux Mondes vom 15. Januar 1841. — Œuvres choisies de Sedaine, herausgegeben von Auger, Paris 1813, 3 Bände. Ein Abdruck hiervon ist die einbändige Hachetteausgabe, Paris 1865, 1869 u. ö. Théâtre choisi von G. d'Heylli, Paris 1877. Théâtre de Sedaine, herausgegeben von L. Moland, Paris 1878. — Die ursprüngliche Lesart des Philos. sans le savoir hat G. d'Heyllis Ausgabe wiederhergestellt (Bibl. Jouaust, Paris 1880).

**) Desnoireterres, La comédie satirique au 18e siècle, Paris 1885. Lenient, La Comédie en France au 18e siècle, Paris 1888, 2 Bände. — Auswahl von Lustspielen: Chefs-d'œuvre dramatiques du 18e siècle, ou Choix des pièces les plus remarquables de Lesage, Destouches, Piron, Sedaine, Gresset etc. p. p. Jules Janin, Paris 1872, 2 Bände.

An satirischer Kraft steht Alexis Piron (vgl. S. 177) auf nahezu gleicher Stufe. Einem Zwist mit Voltaire verdankt die Nachwelt außer einer Anzahl Epigramme und Parodien auch das witzige Lustspiel „La Métromanie“ (1738). Ein praktisch denkender Bürger möchte seinen für Poesie schwärmenden und in Paris die Studien vernachlässigenden Neffen mittels einer lettre de cachet auf den richtigen Pfad zurückbringen. Die verwickelte und ergötzliche Intrigue mit Namenswechsel, Inkognito, Zweikampf und dergl. löst sich in höchst belustigender Weise auf, nachdem die rein litterarische Liebe Damis' zur unbekannten Mademoiselle Mériadec de Kersic aus Quimper-Corentin, mit welcher er im „Mercure galant“ poetische Liebeserklärungen gewechselt, gegenstandslos geworden, weil hinter diesem Namen sich der ebenfalls dichtende Vater der holden Lucile verbirgt.*) Zur Strafe für seinen Leichtsinn und seine Verblendung sieht sich Damis in Luciles Herzen verdrängt, während Dorante, der Damis' Erstlingsdrama am gleichen Abend voreiligerweise auspfeifen ließ, den Sieg und die Hand der Dame davon trägt. Der Metromane tröstet sich schließlich in und mit der reinen Kunst:

„Vous, à qui cependant je consacre mes jours,
Muses, tenez-moi lieu de fortune et d'amours.“

Weder der leichtfertige Collé, ein Genosse des „Caveau“, noch Gresset, der Dichter des „Méchant“ (vergl. Seite 176), noch auch Mirabeaus Freund und litterarischer Gehilfe Chamfort (1741—1794)**) sollen uns hier aufhalten. In Beaumarchais allein ist das satirische Lustspiel verkörpert.

---

*) Das gleiche Mißgeschick hatte Voltaire zu erdulden, als er ahnungslos mit dem Dichterling Desforges-Maillard sich in einen Tausch von metrischen Liebeserklärungen einließ. Vergl. H. Bonhomme, Einleitung zu den Œuvres de Desforges-Maillard, Paris 1880. — Ausgabe der „Métromanie“ von Rigoley de Juvigny, Paris 1776. Über Textänderungen vergl. A. Kreßner, Franco-Gallia, IV, 202 ff. Neueste Ausgabe der „Métromanie“ von A. Kreßner, Leipzig 1887. — Von den zahlreichen Epigrammen Pirons gegen Voltaire sei nur folgendes angeführt:

Son enseigne est „à l'Encyclopédie.“
Que vous plait-il? De l'anglais, du toscan?
Vers, prose, algèbre, opéra, comédie?
Poème épique, histoire, ode ou roman?
Parlez, c'est fait. — Vous lui donnez un an?
Vous l'insultez. En dix ou douze veilles
Sujets manqués par l'aîné des Corneilles,
Sujets remplis par le fier Crébillon,
Il refond tout. Peste! voici merveilles!
Et la besogne est-elle bonne? Oh non! —

**) Vergl. Roth, Chamforts Stellung in der Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts, Programm Mülhausen i. Th. 1872. A. Reißig, Sébastien-Roch-Nicolas Chamfort, ein Schriftsteller aus der französischen Revolutionszeit, Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur, Band V¹, Seite 244 ff. — Œuvres de Chamfort, recueillies et publiées par un de ses amis [Ginguené], Paris An III, 2 Bände. Œuvres choisies de Chamfort, Paris 1875. — Ein „Éloge de Molière“ (1769) und ein „Éloge de La Fontaine“ (1774), welche Chamfort der

Pierre Augustin Caron de Beaumarchais aus Paris (1732 bis 1799)*) ist der schriftstellerische Vertreter des französischen Bürgerstandes, der sich an Einsicht und Kraft der herrschenden Aristokratie plötzlich überlegen fühlt und erstaunt fragt, warum eigentlich der Starke dem Schwächern noch länger gehorchen soll. Das ganze unruhige Leben des Dichters ist ein unausgesetzter Kampf gegen Vorrechte und Vorurteile, obwohl er sie selbst ausbeutete. Wie Rousseau eines Uhrmachers Sohn, führte sich Caron durch seine musikalischen Leistungen bei Hof ein und unterrichtete Ludwigs XV. Töchter im Harfenspiel. Ein dem großen Spekulanten Paris-Duverney geleisteter Dienst eröffnete dem unternehmenden Manne, der auch eine Geldheirat nicht verschmähte und sich dann Hofamt und Adel kaufte, die Laufbahn der gewinnbringenden Unternehmungen: seine rücksichtslose Energie trat hervor bei dem durch Goethes Drama bekannten Familienhandel mit dem spanischen Hofarchivar Clavijo. Der Tod seines Geschäftsfreundes Duverney verwickelte ihn in einen Prozeß mit dem Haupterben, einem Grafen de Lablache. Für den Verlust dieses Prozesses vor dem Parlament Maupeou rächte sich Beaumarchais durch skandalöse Enthüllungen über die Bestechlichkeit der höchsten Gerichtsbeamten. Seine 1773 und 1774 zu Tausenden gedruckten „Mémoires du sieur de Beaumarchais dans l'affaire Goëzman“ — so hieß der ungeschickte Parlamentsrat, dessen Frau Beaumarchais' Trinkgeld entgegengenommen hatte, — untergruben das Ansehen der gesamten Verwaltung. Beaumarchais wurde wie Frau Goëzman zur entehrenden Strafe des „blâme“ verurteilt. Nur mit Mühe gelang es dem kecken Pamphletisten, eine Revision des Urteils zu erlangen und dadurch die Aufführung seines seit 1770 geschriebenen Lustspiels „Le barbier de Séville“ zu ermöglichen (1775).

Der Erfolg war anfangs gering. Erst nach einer Umarbeitung schlug der „Barbier von Sevilla“ besser ein, als Beaumarchais' zwei frühere Rührdramen „Eugénie“ (1767) und „Les deux amis“ (1770). Der Wert dieses frischen Lustspiels liegt weniger in der Handlung, — Papa Bartholo möchte sein Mündel Rosine heiraten, Graf Almaviva sucht ihm das hübsche

---

Akademie eingereicht hatte, wurden preisgekrönt. Seine Lustspiele „La jeune Indienne“ und „Le Marchand de Smyrne“ sind von geringerem Wert als die nachgelassenen „Maximes et Pensées“.

*) L. de Loménie, Beaumarchais et son temps, Paris 1856, 2 Bände. Grundlegend ist A. Bettelheim, Beaumarchais, eine Biographie, Frankfurt 1886. Vergl. auch F. Kreyßig, Studien und Charakteristiken, Berlin 1882, Seite 262 ff. Gudin de la Brenellerie, Histoire de Beaumarchais, mémoires inédits publiés sur les manuscrits originaux par M. Tourneux, Paris 1888. — Lescure, Étude sur Beaumarchais, Paris 1886. E. Lintillac, Beaumarchais et ses œuvres, Paris 1888. — H. Cordier, Bibliographie des œuvres de Beaumarchais, Paris 1882. Neue Ausgabe der Mémoires de Beaumarchais dans l'affaire Goëzman mit Einleitung von Sainte-Beuve, Paris 1878, der Dramen von Marescot und d'Heylli, 1869 ff., 4 Bände. Œuvres complètes de Beaumarchais, Paris 1809, 7 Bände. Œuvres choisies, Paris 1813. Œuvres de Beaumarchais, nouvelle édition précédée d'une notice par L. Moland, Paris 1874 ff. etc. etc.

Mädchen abzujagen, wobei der schlaue Barbier Figaro behilflich sein muß, — als im Charakter des schadenfrohen, witzigen und seiner geistigen Überlegenheit wohlbewußten Barbiers. „Accueilli dans une ville, emprisonné dans l'autre, partout supérieur aux événements, loué par ceux-ci, blâmé par ceux-là; aidant au bon temps, supportant le mauvais; me moquant des sots, bravant les méchants, riant de ma misère et faisant la barbe à tout le monde .... je me presse de rire de tout, de peur d'être obligé d'en pleurer." (Barb. de Séville I, 2.)

Dem großen Erfolg des „Barbier" ist die alsbald erschienene Fortsetzung „Le mariage de Figaro, ou la folle journée" zu verdanken (1784)*). Hier sind die Gegensätze verschärft. Der unbeständige und sittenlose Graf Almaviva will dem dienstfertigen Figaro in schnödem Undank die Braut wegkapern, wogegen Figaro sich mit bitteren Worten wehrt. Hier wird das äußerste in Angriffen auf die Standesvorteile und auf die Glücklichen geleistet, die einfach sich die Mühe zu nehmen haben, auf die Welt zu kommen: „Recevoir, prendre et demander, voilà le secret en trois mots .... Monsieur le comte, parce que vous êtes un grand seigneur, vous vous croyez un grand génie! Noblesse, fortune, un rang, des places, tout cela rend si fier! — Qu'avez-vous fait pour tant de biens? Vous vous êtes donné la peine de naître, et rien de plus."

Beaumarchais hat also die kleinen Verkehrtheiten einzelner Menschen verschmäht, um sich gegen die Not der Zeit zu wenden: „Was sollte man auf dem Theater angreifen," sagt er in der Vorrede, „wenn nicht die Laster der Zeit? Etwa ihre kleinen Verkehrtheiten und Albernheiten? Das verlohnte wahrhaftig der Mühe! Sie sind bei uns wie die Moden. Man bekehrt sich nicht von ihnen, man wechselt sie nur." Bei allen vorsichtig höflichen Redensarten von schuldiger Ehrfurcht vor dem wahren Adel, vor dem wahren Hofmann sagt der Dichter heiter lachend im Namen aller Figaros allen Almavivas Krieg an. Diese „insolente Komödie", in welcher nicht der Diener der Lump ist, verherrlicht am Vorabend der großen Staatsumwälzung die Überlegenheit des Plebejerverstands. Und so groß war die Verblendung der Mächtigen in Frankreich, daß „Figaros Hochzeit" im Beisein des Autors von fürstlichen Dilettanten im Schloß Trianon gespielt wurde. Hinter der lachenden Maske merkte man den bittern Ernst noch nicht.**)

*) „Figaros Hochzeit" wurde schon 1778 gedichtet, aber erst den 27. April 1784 am Théâtre Français nach langen Verhandlungen mit der Zensur aufgeführt, die überall politische Anspielungen erblicken wollte. Einige Tage nach der Aufführung erfolgte die plötzliche Verhaftung Beaumarchais' und das Verbot des Stückes, bald darauf die ebenso plötzliche Zurücknahme beider Maßregeln. — Eine Übersetzung des „Lustigen Tages" erschien Kehl 1785. — Vergl. A Némecek, Beaumarchais' Figaro, Programm Marburg i. St. 1880. L. Ganderax, Revue des deux Mondes, 1. Juni 1881, Seite 693 ff.

*) Grimms „Correspondance" giebt folgendes Urteil ab: „C'est un imbroglio dont le fil, facile à saisir, amène cependant une foule de situations plai-

In die Zeit der Revolutionsstürme fällt das dritte Stück der Figarotrilogie „La Mère coupable“ (1791), ein moralisches Rührstück ohne höheren Schwung. Der alternde Beaumarchais hatte seine schriftstellerische Sendung erfüllt. Er lebte von da ab ausschließlich für seine vielgestaltigen meist mißglückten Spekulationen, unter denen die großartige Kehler Ausgabe von Voltaires Werken (1785—1789) und die Waffenlieferungen im Freiheitskrieg der Vereinigten Staaten die bekanntesten sind.

Man räumt Beaumarchais in der Vorgeschichte der Revolution neben Voltaire und Rousseau einen Platz ein und schreibt ihm einen großen Anteil am Sturze des ancien régime zu. Hätte der schlaue Mann den heranziehenden Orkan geahnt, so hätte er sich nicht im Jahr des Bastillesturms ein Palais in der Hauptstadt erbaut; hätte man ihn für einen Apostel der Freiheit gehalten, so wäre er nicht als Emigrant behandelt worden.

3. Die komische Oper.

Quinault und Lully haben in diesem Zeitraum keine ebenbürtigen Nachfolger. Es scheint, als sei diese Art ernsten Gefühlsausdrucks dem glaubenslosen und leichtfertigen Geschlecht jener Tage versagt gewesen, welches die komische Oper und das Vaudeville zur Blüte brachte. Aber beide Gattungen waren vorzüglich geeignet, jene liebenswürdige Sorglosigkeit zum Ausdruck zu bringen, welche den eigentümlichen Reiz der französischen Geselligkeit ausmacht.

Gegen Ende der Regierung Ludwigs XIV. wurden auf den Jahrmärkten zu St. Laurent und St. Germain kleine, den italienischen Harlekinaden nachgeahmte Gaukeleien und Possen gespielt. Auf den Erfolg des théâtre forain eifersüchtig, erwirkten die staatlich anerkannten Bühnen ein Verbot des Sprechens und Singens gegen die forains, denen somit nur das Orchester und das Geberdenspiel des Harlekin gelassen war (1699). Um wenigstens die beliebten Couplets zu retten, kam man auf den Einfall, sie auf mächtige, von der Decke herabhängende Plakate zu schreiben, so daß die Zuschauer zur Musik und zur Pantomime den Text sangen. Der Erfolg dieser vaudevilles par écriteaux veranlaßte bald den Widerruf des Singverbots.

---

santes et imprévues, resserre sans cesse avec art le nœud de l'intrigue et conduit enfin à un dénouement tout à la fois clair, ingénieux, comique et naturel, mérite qu'il n'est pas aisé de soutenir dans une pièce dont la marche est aussi étrangement compliquée. A chaque instant, l'action commence à toucher à sa fin, à chaque instant l'auteur renoue par des mots presque insignifiants, mais qui préparent sans effort de nouvelles scènes et replacent tous les acteurs dans une situation aussi vive, aussi piquante que celles qui l'ont précédée.“ Großartig war der äußere Erfolg. „Figaro ist an der zweiundneunzigsten Vorstellung“, schreibt Mme de Staël an Gustav III. von Schweden (1786), „und Beaumarchais sagte neulich, man werde erst nach 150 Aufführungen das Werk zu beurteilen wissen.“

Damit war das „nouveau genre" der komischen Oper eingeführt.*) Der Lustspiel- und Romandichter Lesage war einer der ersten Vertreter der komischen Oper, damals einer Mischung von grotesken Pantomimen, Späßen, Zoten und lustigen, größtenteils nach volkstümlichen Weisen gesungenen Liedchen. Das „Théâtre de la foire", von 1723—1731 durch Lesage und d'Orneval herausgegeben, bietet eine reiche Sammlung dieser Stücke. Piron, der Verfasser der „Métromanie", trat in Lesages Fußstapfen, ohne den Charakter der Gattung zu ändern. Die zahlreichen Jahrmarktsstücke, die er um des lieben Brotes willen schrieb, — im ganzen vier Bände, — enthalten unsanfte Seitenhiebe auf die Konkurrenten, die in der Bude nebenan ihre Possen aufführen ließen. Am meisten hat sich um die Nationalisierung der opera buffa der bereits genannte Sedaine verdient gemacht. Von 1755 ab lieferte er der komischen Oper zu Paris eine Reihe von Stücken, welche in Philidor, Monsigny, Grétry u. a. verständnisvolle Komponisten fanden.**) Neben Sedaine sind Marmontel und vor allem der Kuchenbäcker Favart (1710—1792), sowie Vadé (1719—1757) zu nennen. Favarts zahlreiche Operetten verbinden die einzelnen Auftritte durch eine Art Intrigue und bringen einen Ansatz zur Charakterschilderung. „Jeannot et Jeannette", „Bastien et Bastienne", „Annette et Lubin", „La chercheuse d'esprit", „Ninette à la cour" verdienten durch ihre natürliche und anmutige Laune die Beliebtheit, deren sie sich so lange erfreuten. Es sind zumeist artige, naturgetreu gezeichnete und mit Humor gewürzte Liebesszenen vom Land, oder lustige Schwänke nach Art der derben mittelalterlichen Fabliaux, alle durch sprechende Singweisen, durch leicht einzuprägende Couplets gewürzt. Der Ernst der Revolutionszeit hemmte eine Zeit lang die Entwickelung der komischen Oper und der Operette.

---

*) Vergl. [Parfaict], Histoire du théâtre français, Paris 1749, Band XV. — Histoire de l'opéra bouffon, contenant les jugements de toutes les pièces qui ont paru depuis sa naissance jusqu'à ce jour, Paris 1768. — Vergl. R. Prölß, Das neuere Drama in Frankreich (Geschichte des neueren Dramas II, 1), Leipzig 1881, p. 234 ff. Sehr ausführliche Darstellung bei La Harpe, Band XI, 5 ff. und 254 ff. — Das „Théâtre forain" umfaßt 6 Bände, Amsterdam 1723 ff. Lesages Pièces foraines findet man im ersten Band seiner Chefs-d'œuvre dramatiques, Paris 1791. Vergl. Barberet, Lesage et le théâtre de la foire, Nancy 1889.

**) Aus der 1784 aufgeführten und noch jetzt im Spielplan erhaltenen komischen Oper „Richard Cœur-de-Lion" von Sedaine und Grétry stammt die bekannte Arie, die beim Ausbruch der Revolution ihre Rolle spielte:

O Richard! ô mon roi!
L'univers t'abandonne;
Sur la terre il n'est que moi
Qui s'intéresse à ta personne.
Moi seul dans l'univers
Voudrais briser tes fers,
Et tout le reste t'abandonne.

(Richard Cœur-de-Lion I, 2.)

Das neunzehnte Jahrhundert.

Einleitung.

Die große Staatsumwälzung von 1789, welche die alte Gesellschaft über den Haufen warf und die aufklärerischen Schöngeister verstummen ließ, übte auf die französische Dichtung keinen merklichen Einfluß aus. Nach den althergebrachten Formeln wurden Oden gereimt, wurden auf der Bühne Tyrannen gestraft und geschlachtet. Das in seinen Grundfesten mächtig erschütterte Volk hatte anderes zu thun, als über die Richtigkeit litterarischer Kunstlehren nachzudenken, die der Patriarch von Ferney schließlich unangetastet gelassen hatte. Während man Geschichte macht, kann man sich um die Dichtung nicht kümmern. Darum beschränkt sich die litterarische Schöpferkraft des Zeitalters der Revolution zumeist auf politische Reden und politische Gedichte, in welchen Vaterlandsliebe oder Parteihaß sich Luft machten.

Die auf die Schreckensherrschaft folgende Reaktion war der Verjüngung der Litteratur ebensowenig günstig. Der sieggekrönte Napoleon riß die leicht erregbaren Franzosen in die Bahnen des Ruhmes mit sich fort und nahm alle geistigen Kräfte gefangen. Da er die militärischen Vorzüge des alten Klassizismus mit gewohntem Scharfblick erkannt hatte, — er hätte Corneille in den Fürstenstand erhoben, wenn er sein Zeitgenosse gewesen wäre, — so ehrte und besoldete er die Reimer und Deklamatoren nach klassischem Muster. Feierlicher Ton, würdige Form, vornehmer Anstand sind die Merkmale der meisten Schriftwerke des napoleonischen Zeitalters. Wie der Schlachtenlenker den Schwung unabhängiger Geister herabdrückte, zeigten seine Maßregeln gegen Frau von Staël.

Als der Pulverdampf von Waterloo sich verzogen, schien die rückschrittliche Bewegung auf allen Gebieten geistiger Thätigkeit die Weiterentwickelung des Afterklassizismus zunächst zu begünstigen. In den Schriftwerken des Zeitalters Ludwigs XIV. suchten die heimgekehrten Emigranten und die übermütig gewordene Priesterpartei geistige Waffen gegen den Geist des Umsturzes. Man überschwemmte das Land mit wohlfeilen Ausgaben Bossuets, Fénelons und der anderer Kämpen für Thron und Altar, während die freisinnige Partei sich in den Überlieferungen des „philosophischen Jahrhunderts“ verschanzte und Voltaire und Rousseau vergötterte. Die Waffen und Streiter

vergangener Jahrhunderte füllten noch einmal den geistigen Kampfplatz. Fast schien es, als hätten die gewaltigen militärischen Leistungen Frankreichs die litterarische Zeugungskraft erschöpft. Indes war der Boden zu neuen und reichen Ernten bestellt.

Während die „Alten" den Kampf zwischen Ludwig XIV. und Voltaire ausfochten, wandten sich die „Jungen" erst schüchtern, dann immer entschiedener gegen die klassische Bevormundung und die abstrakte Richtung im Denken und Schaffen. Das junge Geschlecht, dessen Väter auf den Schlachtfeldern Europas geblutet hatten, das Geschlecht, welches den ersten Napoleon „mit seinem marmornen Cäsarenantlitz" unter dem Donner siegverkündender Geschütze hatte vorbeireiten sehen, blickte sehnsuchtsvoll nach der rühmlicheren Vergangenheit um.*)

An der Schwelle des Jahrhunderts hatte Chateaubriand das Wiedererwachen des kirchlichen Geistes durch eine Dichtung gefeiert, in welcher er die schönsten Laute der Naturschwärmerei Rousseaus und Bernardins zu einer Prosa verband, die unendlich kühner und reicher ist, als alle pathetischen Verse der klassischen Zeit. Sein „Geist des Christentums" (1802) ist der Triumphbogen, durch welchen die verjüngte Litteratur in Frankreich ihren Einzug hielt. Während der hochgeborene Emigrant alle dichterischen Elemente des Katholizismus, des keltischen Geistes und der klassischen Überlieferungen zu verjüngen verstand, schlug Frau von Staël die erste Bresche in jene Scheidewand, welche die Vorurteile zweier Jahrhunderte zwischen der französischen und der germanischen Gesittung und Bildung aufgerichtet hatten. Vergebens mochte Napoleon das Buch „Über Deutschland" unterdrücken, weil es nicht französisch sei, sein unermeßlicher Einfluß konnte den neuen Geist zwar kurze Zeit niederhalten, aber er konnte eine Entwickelung nicht abwenden, die in der Natur der Dinge ihren Grund hatte. Schon in den ersten Jahren der Restauration traten junge Schriftsteller auf, die das Unerhörte wagten, mit den Überlieferungen des „großen Jahrhunderts" offen zu brechen und für die Dichtung das Recht in Anspruch nahmen, nur von der Natur und dem Genius Gesetze zu empfangen. Der Angriff dieser „Jungen" richtete sich gleichzeitig gegen Formel und Geist des Klassizismus. Man tadelte die

*) „Alors s'assit sur un monde en ruines une jeunesse soucieuse. Tous ces enfants étaient des gouttes d'un sang brûlant qui avait inondé la terre; ils étaient nés au sein de la guerre, pour la guerre. . . . Ils avaient dans la tête tout un monde; ils regardaient la terre, le ciel, les rues et les chemins; tout cela était vide, et les cloches de leurs paroisses résonnaient seules dans le lointain. . . . Trois éléments partageaient la vie qui s'offrait alors aux jeunes gens: derrière eux, un passé à jamais détruit, s'agitant encore sur ses ruines, avec tous les fossiles des siècles de l'absolutisme; devant eux, l'aurore d'un immense horizon, les premières clartés de l'avenir; et entre ces deux mondes . . . quelque chose de semblable à l'Océan qui sépare le vieux continent de la jeune Amérique, je ne sais quoi de vague et de flottant, une mer houleuse et pleine de naufrages." A. de Musset, Confession d'un enfant du siècle.

Kälte und Eintönigkeit der klassischen Dichtersprache; man stellte den Grundsatz auf, es sei doch geratener, die Dinge beim Namen zu nennen, als durch schleppende Umschreibungen; man bekämpfte die drei Einheiten und die Tyrannei Boileaus; man schwärmte für Farbe und Leidenschaft, für das Greifbare und sinnlich Anschauliche. Die Jünger der romantischen Schule fühlten, daß die mittelalterliche christliche Welt eine Menge dichterischer Motive in ihrem Schoß berge, welche der im Altertum befangene Klassizismus ausgeschlossen hatte. Sie begriffen, daß die starre Sonderung von Poesie und Prosa, die strenge Trennung der einzelnen Kunstgattungen ebensowenig in die neuzeitige Gesellschaft paßte, wie die fremdartige Einfachheit antiker Dichtung. Fortan müsse die wahre Poesie das ganze geistige Leben abspiegeln und die Gegensätze harmonisch vereinigen; neben dem Edlen und Schönen gebühre dem Unschönen und Wunderlichen (le grotesque) eine Stelle im Drama. Das griechische Theater sei daher nicht der wahre Ausdruck des Dramas.

Gegen diese Ketzereien erhoben sich die „Alten" im Namen des Herkommens und des gesunden Menschenverstands. Die Anhänger des Klassizismus, welche die höchsten geistigen Güter des französischen Volkes für gefährdet hielten und darüber entrüstet waren,

„qu' avec impunité les Hugo font des vers",

riefen die Staatsgewalt gegen die „romantischen Barbareien" zu Hilfe, damit den frechen Neuerern wenigstens Molières Bühne verschlossen bliebe. Vergeblich. Der König lehnte jede Einmischung ab, und die vornehmsten Häuser öffneten sich für die jugendlichen Romantiker, deren Geistesverwandtschaft mit Chateaubriand und Lamartine durch das uneingeschränkte Lob, welches Chateaubriand ihrem Parteihaupt Victor Hugo spendete, auch äußerlich kundgegeben wurde. Bald gingen die Romantiker trotz der in ihren Werken wiederauflebenden religiösen Begeisterung zur freisinnigen Opposition über. Die 1824 gestiftete Zeitschrift „Le Globe"*) sammelte den Kern der jüngeren Schriftsteller um die Fahne litterarischen Fortschritts. Tolle Übertreibungen und Verirrungen ins Gebiet des Lächerlichen und Abstoßenden konnten den Sieg der Romantiker nicht hemmen. Doch bald zerstreute die Politik, welche unter dem Bürgerkönigtum den ehrgeizigen Schriftstellern sich erschloß, die heilige Schar des „Globe". Lange hatte der jugendfrische Romantizismus seiner Herrschaft sich nicht zu freuen.

An Stelle des Vorrechts der Geburt hatte die Julirevolution dasjenige des Geldbeutels gesetzt. Der krasse Materialismus, eine hastige Jagd nach Gewinn und Genuß beherrschten die Pariser Gesellschaft und die Litteratur.**) Scribe schwang sich durch seine Komödienfabrik zum Millionär auf.

*) Vergl. Ziesing, Le Globe considéré dans ses rapports avec l'école romantique. Habilitationsschrift, Zürich 1881. P. Albert, Les origines du romantisme, Paris 1882.

**) „Was nach Feudalismus riecht, ist durch den Schlag von 1830 gründlich

Nach dem Meister Balzac machten sich Alexander Dumas und eine Menge Schriftsteller zweiten Ranges die Ehre und den Vorteil streitig, dem Geschmack der Geldkönige zu schmeicheln. Alles, was materiellen Erfolg sicherte, war schön und poetisch. Da die große Mehrzahl sich von den Orgien des Industrialismus ausgeschlossen sah, so verwandelte sich die Geduld der Proletarier in giftigen Neid und fanatischen Haß. Das Bündnis des Kapitals mit der Regierung ließ den Gedanken entstehen, jenes ebenfalls mit gesetzgeberischer Waffe zu bekämpfen. Solche sozialistischen Bestrebungen begünstigte die übertriebene Zentralisation der Verwaltung, wie Napoleon sie zurückgelassen: es war nur zu natürlich, daß man von einer allmächtigen Regierung Unmögliches verlangte. Als furchtbare Feindin der bestehenden Ordnung bemächtigte sich die Systemwut der materiellen Verhältnisse, wie sie im achtzehnten Jahrhundert die geistigen Grundlagen der Gesellschaft unterhöhlt hatte. Der Sozialismus erhob sein Haupt in der Litteratur, um dann die Eroberung des Staates zu versuchen. Man machte die Gesellschaftsordnung für alle Übelstände verantwortlich, die aus ihrem Mißbrauche entspringen mochten; man verdammte das Eigentum, weil es Reiche gab, die sich die Not der Armen zunutze machten; man lehnte sich gegen die Ehe auf, weil es unglückliche Heiraten giebt. Man lästerte Gott und haderte mit den bestehenden Zuständen. Wer nicht geradezu verzweifelte, der berauschte sich am Idealbild einer chimärischen Zukunft. Die edelsten und begabtesten Männer wurden von dieser Zeitkrankheit ergriffen. Ihr erstes in die Augen fallende Symptom war das Auftauchen des Saint-Simonismus. Unter dem zweiten Empire wurde sie zur Einschüchterung des Mittelstands benutzt; die Greuel des Maiaufstands 1871 haben die Fortschritte gezeigt, welche die platonischen Träumereien insgeheim gemacht hatten. In der Dichtung wurden die sozialistischen Bestrebungen vorübergehend durch George Sand, Victor Hugo und Eugène Sue vertreten; gegenwärtig beschäftigen sie den Strafrichter und die Gesetzgebung.

Neben der Dichtung hat die Prosalitteratur sich selbständig entwickelt. Die geringsten Fortschritte machte die Philosophie. Die Philosophen der Revolution und des Kaiserreichs begnügten sich mit Wiederholung der sensualistischen Lehren des siebzehnten Jahrhunderts (Destutt de Tracy, Volney rc.). Diejenigen der Restauration lieferten in ihren Übertreibungen ein Zerrbild des ancien régime (Bonald, de Maistre rc.); andere machten

---

beseitigt. Aber dafür treten das Wuchern und Mäkeln, das filzige Krämertum und die verdorbene Spekulation, kurz der nackte Egoismus der Interessen in ihren gemeinsten Formen ans Ruder. Käuflichkeit ist das Losungswort. Ehre und Würde sind leere Namen, sie tragen ja nichts ein. . . . Die Jahre von 1830 an bezeichnen die förmlich und systematisch gehegte Ausbildung des Materialismus, der mit seinem Fluch und seiner Depravation seither auf der Gesellschaft lastet und ihren allgemeinen Geist verderbt." (Honegger, Litteratur und Kultur des 19. Jahrh., Leipzig 1865, pag. 19.) Vergl. Kreyßig, Die französische Geistesbewegung im neunzehnten Jahrhundert, Berlin 1873.

vergebliche Anstrengungen, die Grundsätze der Kirche mit dem unwiderstehlichen Bedürfnis nach geistigem Fortschritt in Einklang zu bringen (Lamennais); andere wieder setzten sich aus Hegel, Kant, Fichte und Schelling eine Philosophie nach ihrem Geschmack zusammen (Cousin und die Eklektiker), gegen welche die Positivisten (Comte und Littré) und später die Materialisten sich auflehnten.

Dagegen nahmen die politischen und geschichtlichen Studien einen erstaunlichen Aufschwung. Die Erfahrungen der Revolution, die durch eine parlamentarische Regierung gegebene beständige Anregung, der Einfluß deutscher Wissenschaft, die romantischen Sympathien und der rhetorische Charakter der französischen Prosa haben hier zusammengewirkt, um eine Reihe von Meisterwerken zu schaffen, die unter den Erzeugnissen moderner Geschichtschreibung in erster Reihe glänzen. Die Februarrevolution und das zweite Kaiserreich konnten diese Arbeiten nur zeitweilig aufhalten. Bald lebte der edle Wetteifer wieder auf, welcher seit einem halben Jahrhundert das französische Volk hierin zum Genossen der geistigen Anstrengungen der Deutschen und der Engländer gemacht hat. Eine Schule verständiger, freisinniger Geschichtschreiber bemühte sich mit Erfolg, die teueren Lehren auszulegen, welche die Umwälzungen dem unruhigen Lande gegeben hatten. Daneben entschädigte eine Reihe von Werken, welche die hohen Fragen der Religion und der Sittlichkeit behandelten, für den Verfall der Unterhaltungslitteratur unter dem verdorbenen zweiten Kaiserreich.

Der Schlag von 1870—71 entfesselte die bösen Geister. Auch in moralischer Hinsicht bedeckte sich Frankreichs Boden mit Trümmern. Die Leidenschaft der Parteien, das verletzte nationale Selbstgefühl, Haß und Rachsucht schienen über den gerühmten französischen bon sens den Sieg zu gewinnen. Kaum wagten vereinzelte Prediger in der Wüste die erbitterten Gemüter der Besiegten auf den Weg der ernsten Studien, des nüchternen und kräftigenden Gedankens zurückzuführen, auf dem Frankreich seinen Rang unter den führenden Nationen wiederfinden kann. Gewissenlose Zeitungsschreiber suchten die Illusionen zu nähren, welche das irregeleitete Volk dem Verderben zugeführt hatten. Ehrgeizige Dichter des Tages begnügten sich, die Leidenschaften ihrer Leser auszubeuten, statt sie zu veredeln. Die Parteien zerrissen sich, während jedermann von nationaler Wiedergeburt sprach. Durch die Fortschritte der exakten Wissenschaften genährt, machten sich Pessimismus und Materialismus breit und ebneten dem einseitigen, platten Naturalismus Zolas die Pfade. Mit krankhafter, schadenfroher Vorliebe nahm man das aufgewühlte Elend, das Abstoßende und Widerliche zum künstlerischen Vorwurf. Wie Giftpilze schossen aus dem Pariser Boden die Romane Zolas und seiner Anhänger hervor und verbreiteten sich in Hunderttausenden von Exemplaren. Ein heißer Meinungskampf entbrannte, nicht minder heiß als zu Victor Hugos Zeiten.

Jetzt scheint der Naturalismus seine rauhesten Kanten abgeschliffen und die Flegeljahre hinter sich zu haben. Er sucht das Leben, wie es wirklich

ist, die Menschen, wie sie denken und fühlen, durch eine bis in die letzte Einzelheit klare und wahre Darstellung zu verkörpern, welche dann im Geiste des Lesers wie die Erinnerung an Selbstgeschautes oder Selbstdurchlebtes anklingt. Der naturalistische Dichter verschmäht die Erfindung mannigfaltiger Begebenheiten und begnügt sich mit naturkräftiger, lebenerfüllter, seelisch vertiefter Ausgestaltung einfacher Vorgänge („l'humble vérité"). Seitdem gesuchter Cynismus und qualvolles Schwelgen in pathologischen Auseinandersetzungen aufgehört haben, notwendiges Rüstzeug der neuen Kunstrichtung zu sein, kann der abgeklärte Naturalismus als Nachfolger des Romantizismus und seiner falschen Rhetorik, als echtes Kind unseres nüchternen Zeitalters betrachtet werden.*)

---

*) Außer den Werken von Ideler und Nolte, von Mager, Villemain, Nisard, Demogeot, Geruzez, P. Albert, E. Engel, Bornhak u. a., welche die ganze französische Litteratur umfassen, behandeln das neunzehnte Jahrhundert u. a. folgende Werke: A. Nettement, Histoire de la littérature française sous la restauration et le gouvernement de juillet, Paris 1853 ff., 4 Bände. Julian Schmidt, Geschichte der französischen Litteratur seit Ludwig XVI., 2. Auflage Berlin 1873, 2 Bände. Charpentier, La littérature française au 19e siècle, Paris 1875 (deutsch von Otto, Stuttgart 1877). G. Brandes, Die Hauptströmungen der Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts, übersetzt von A. Strodtmann, Berlin 1872 ff., 4 Bände; 5. Band Leipzig 1883. F. Godefroy, Histoire de la littérature française au 19e siècle, Paris 1880 ff., 4 Bände. Jeanroy-Félix, Nouvelle histoire de la littérature française pendant la Restauration, Paris 1887. Derselbe, Histoire de la littérature française sous la monarchie de juillet, ebenda. Ch. Gidel, Histoire de la littérature française depuis 1815 jusqu'à nos jours, Paris 1888. G. Pellissier, Le mouvement littéraire au 19e siècle, Paris 1889.

Unter den zahllosen Einzelstudien, Essays, Memoiren, gesammelten Kritiken und dergl. sind außer den bei den einzelnen Abschnitten angegebenen folgende zu erwähnen: Sainte-Beuve, Critiques et portraits littéraires, Paris 1832 ff., 5 Bände; Portraits littéraires, Paris 1844, 2 Bände; Portraits contemporains, Paris 1846, 2 Bände; Causeries du lundi, Paris 1851 ff., 15 Bände; Nouveaux lundis, Paris 1863 ff., 10 Bände. G. Planche, Portraits littéraires, Paris 1836—54, 5 Bände (Aufsätze aus der Revue des deux Mondes). A. Vinet, Études sur la littérature française du 19e siècle, Paris 1849 ff., 3 Bände. F. Kreyßig, Studien zur französischen Kultur- und Litteraturgeschichte, Berlin 1865. A. de Pontmartin, Causeries littéraires, Paris 1854—56, 2 Bände; Souvenirs d'un vieux critique, Paris 1880 ff., 6 Bände. A. Büchner, Französische Litteraturbilder aus dem Bereiche der Ästhetik, seit der Renaissance bis auf unsere Zeit, Frankfurt 1868, 2 Bände. Edm. Scherer, Etudes sur la littérature contemporaine, Paris 1863—89, 9 Bände. Legouvé, Soixante ans de souvenirs, Paris 1886 ff., 2 Bände. G. Brandes, Moderne Geister, Litterarische Bildnisse aus dem neunzehnten Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1887. E. Faguet, Études littéraires sur le 19e siècle, Paris 1887. E. des Essarts, Portraits de maîtres, Paris 1888. E. Caro, Poètes et romanciers, Paris 1888 (nachgelassenes Werk).

Wichtige und zuverlässige Sammelwerke: G. Vapereau, L'année littéraire et dramatique 1859 ff., 11 Bände, Dictionnaire universel des contemporains, 5. Auflage 1880. A. Laporte, Bibliothèque contemporaine, ou histoire littéraire du 19e siècle, Paris 1884 ff., bisher 5 Bände, u. a. m.

Erster Abschnitt.

Die Zeit des Nachklassizismus bis gegen 1820.

Seit dem Sturze des Königtums und der alten Gesellschaft war der Untergang des mit beiden unauflöslich verbundenen Klassizismus von Corneille und Boileau nur eine Frage der Zeit. Die neue Gesellschaft forderte eine neue Kunstform. Wir werden daher über die sehr achtbaren und sehr korrekten Vertreter des alten Handwerkgebrauchs im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts rasch hinweggehen und nur bei Schriftstellern verweilen, deren Eigenart schärfer hervortritt. Zunächst mögen der aus den Zeitverhälnissen hervorgegangenen Prosa einige Worte gewidmet werden.*)

I. Politische und philosophische Prosa.

1. Die Redner.

Mit der Einberufung der États-généraux und dem Kampfe um die Reformen begann die thätige und oft entscheidende Rolle der Redner in den Geschicken Frankreichs. Die Anfänge der „großen Beredsamkeit" sind bei Mirabeau und den Männern der Gironde zu suchen, deren jugendlich stürmische Begeisterung die Erneuerung des verrotteten Staatswesens mit einer Zuversicht in die Hand nahm, die einmal getäuscht selten zurückkehrt.

*) E. et J. de Goncourt, Histoire de la société française pendant la Révolution, Paris 1854. Geruzez, Histoire de la littérature française pendant la Révolution, Paris 1859, 7. Auflage 1881. Schmidt-Weißenfels, Geschichte der französischen Revolutionslitteratur, Prag 1859, 2 Bände. F. Lotheissen, Litteratur und Gesellschaft in Frankreich zur Zeit der Revolution, Wien 1872. Lady Blennerhasset, Frau von Staël, ihre Freunde &c., Berlin 1889, Band I u. II. Jeanroy-Félix, Nouvelle histoire de la littérature française pendant la Révolution et le premier Empire, Paris 1886. B. Jullien, Histoire de la poésie française à l'époque impériale, Paris 1844, 2 Bände. G. Merlet, Histoire de la littérature française de 1800 à 1815, Paris, 2. Auflage 1883, 3 Bände. F. Brunetière, Études critiques sur l'histoire de la littérature française, Paris 1880 (VIII. Abschnitt: La littérature sous le premier Empire). H. Welschinger, La censure sous le premier Empire, Paris 1882.

Zuerst ist Honoré Gabriel Riquetti Graf Mirabeau (1749—1791) zu nennen, der König der Rednerbühne, unbestritten der erste aller politischen Redner; dann Abbé Sieyès (1748—1836), der Verfasser der verwickelten Verfassung des Jahres III, ein strenger Logiker und feiner Dialektiker, der aber in den Ausschüssen bedeutender war als in der Versammlung; bei der royalistischen Partei waren der schlagfertige Abbé Maury (1746—1817) und der ritterliche Herr von Cazalès (1758—1805) die hervorragendsten Sprecher.*)

Mirabeaus Leben war so bewegt, wie das seines Zeitalters. Ältester Sohn des leidenschaftlichen Verfassers des „Ami des hommes" (vergl. Seite 161), Sprosse eines verwegenen und zerrütteten Adelsgeschlechts der Provence, wurde er von seinem strengen Vater mehrmals mittels lettre de cachet unschädlich gemacht. Dann entfloh er nach Holland, wo er vom Ertrag seiner Feder kümmerlich lebte, bis er ausgeliefert wurde, um drei Jahre im Donjon de Vincennes bei Paris zu schmachten (1778—80). Nach seiner Freilassung gab Mirabeau die in der Gefangenschaft verfaßten Schriften heraus, führte mit rücksichtsloser Thatkraft seinen Ehescheidungsprozeß durch und war bald im diplomatischen Dienste thätig, bald wieder ganz Litterat und Pamphletist. Im Frühjahr 1789 zum Abgeordneten des dritten Standes in Aix und Marseille gewählt, nachdem ihn die Adelskammer des Landtags der Provence ausgestoßen, gründete Mirabeau in der Hauptstadt eine politische Zeitung „Journal des États-Généraux", welche nach der Maßregelung seitens der Zensur den Namen „Lettres du comte de Mirabeau à ses commettants" und später „Courrier de Provence" annahm. In der parlamentarisch völlig unerfahrenen Versammlung gewann der heißblütige Provenzale bald einen großen Einfluß durch die packende, demosthenische Kraft

---

*) Buchez et Roux, Histoire parlementaire de la République française, Paris 1834 ff., 40 Bände. F. A. Aulard, l'Éloquence parlementaire pendant la Révolution française. Les orateurs de la Législative et de la Convention, Paris 1886, 2 Bände. A. Chabrier, Les orateurs politiques de la France, Choix de discours, Paris 1887. — E. Dumont, Souvenirs sur Mirabeau et les deux premières assemblées législatives, p. p. J. L. Duval, Paris 1832. L. de Loménie, Les Mirabeau, Paris 1879, bis jetzt 2 Bände, die den Redner noch nicht behandeln. Vergl. F. Lotheissen, Das Geschlecht der Mirabeau (Zur Sittengeschichte Frankreichs, Leipzig 1885, 253 ff.). — Ausgaben: E. Méjan, Collection complète des travaux de Mr. Mirabeau l'aîné à l'assemblée nationale, 5 Bände, Paris 1791. Vergl. La Harpe, a. a. O., Band XIV, 417 ff. Œuvres oratoires de Mirabeau avec une notice p. Barthe, Paris 1819, 3 Bände. Mirabeaus Mémoires biographiques gab L. de Montigny 1834 in 8 Bänden heraus. Beste Ausgabe ausgewählter Reden Mirabeaus von H. Fritsche, Berlin 1877 ff., 3 Bände mit genauem Verzeichnis der zahlreichen Schriften und Übersetzungen des fruchtbaren Schriftstellers, z. B. „De la monarchie prussienne sous Frédéric-le-Grand", London 1778, 8 Bände, die Briefsammlungen „Lettres originales écrites du donjon de Vincennes", Paris 1792, 4 Bände, „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de Lamarck", herausgegeben von Bacourt, Paris 1851, 3 Bände ꝛc. — Eine sorgfältige Ausgabe von Mirabeaus sämtlichen Reden und Schriften giebt es noch nicht und kann wohl bei der Ungleichartigkeit der letzteren nicht in Angriff genommen werden.

seiner Beredsamkeit. Bei jedem wichtigen Anlaß griff der Redegewaltige ein, und häufig lenkte er die Beschlüsse des États-généraux durch sein Wort. Unter seinen Reden ragen die durch die Verhandlungen des dritten Standes mit Adel und Klerus veranlaßten hervor (18. Mai 1789), die Reden über die zu wählende Benennung (15. Juni), über die Entlassung der Truppen vor Paris (8. und 9. Juli), über Kultusfreiheit (22. und 23. August), über das Vetorecht (1. September 1789), über das Recht der Kriegserklärung (20. bis 22. September 1790) und namentlich die unwiderstehlich hinreißende Bankrottrede (26. September 1789), deren Schluß folgende Stellen enthält:

„Deux siècles de déprédations et de brigandages ont creusé le gouffre où le royaume est près de s'engloutir. Il faut le combler, ce gouffre effroyable! eh bien, voici la liste des propriétaires français. Choisissez parmi les plus riches, afin de sacrifier moins de citoyens; mais choisissez; car ne faut-il pas qu'un petit nombre périsse pour sauver la masse du peuple? Allons, ces deux mille notables possèdent de quoi combler le déficit. Ramenez l'ordre dans vos finances, la paix et la prospérité dans le royaume . . . Frappez, immolez sans pitié ces tristes victimes! précipitez-les dans l'abîme! il va se refermer . . . vous reculez d'horreur . . . Hommes inconséquents! hommes pusillanimes! Eh! ne voyez-vous donc pas qu'en décrétant la banqueroute, ou, ce qui est plus odieux encore, en la rendant inévitable sans la décréter, vous vous souillez d'un acte mille fois plus criminel, et chose inconcevable, gratuitement criminel, car enfin cet horrible sacrifice ferait du moins disparaître *le déficit.* Mais croyez-vous, parce que vous n'aurez pas payé, que vous ne devrez plus rien? Croyez-vous que les milliers, les millions d'hommes qui perdront en un instant, par l'explosion terrible ou par ses contre-coups, tout ce qui faisait la consolation de leur vie, et peut-être leur unique moyen de la substanter, vous laisseront paisiblement jouir de votre crime?

Contemplateurs stoïques des maux incalculables que cette catastrophe vomira sur la France, impassibles égoïstes qui pensez que ces convulsions du désespoir et de la misère passeront comme tant d'autres, et d'autant plus rapidement qu'elles seront plus violentes, êtes-vous bien sûrs que tant d'hommes sans pain vous laisseront tranquillement savourer les mets dont vous n'aurez voulu diminuer ni le nombre ni la délicatesse? . . . Non, vous périrez, et dans la conflagration universelle que vous ne frémissez pas d'allumer, la perte de votre honneur ne sauvera pas une seule de vos détestables jouissances."

Gesetzgebende Versammlung und Konvent bewunderten die glatten Reden des Girondisten Vergniaud (1759—93) und seiner Genossen Guadet und Gensonné; aber man folgte williger den kraftvollen Worten des blutdürstigen Danton und später den eintönigen, aber durch die Wucht der Gedanken

wirksamen Vorträgen der unbedingten Rousseaujünger Robespierre und Saint-Just. Nach dem Ende der Schreckenszeit und dem Sturze Robespierres nahm der Einfluß der politischen Redner immer mehr ab, bis Napoleon Bonaparte in Saint-Cloud durch die Bajonette seiner Soldaten alle Erörterungen kurz entschied.

Das Kaisertum kannte nur die Beredsamkeit der Kanonen und der auf denselben Ton gestimmten kaiserlichen Proklamationen. Diese kommen den besten Proben antiker militärischer Beredsamkeit gleich. Alle Welt kennt die angesichts der Pyramiden gesprochenen Worte: Soldats! Vous allez combattre aujourd'hui les dominateurs de l'Égypte. Songez que du haut de ces monuments quarante siècles vous contemplent (21. Juli 1798). Und jene die Plünderungssucht reizende Proklamation bei Eröffnung des italienischen Feldzuges: „Soldats! Vous êtes nus, mal nourris; le gouvernement vous doit beaucoup, il ne peut rien vous donner. Votre courage, votre patience au milieu de ces rochers sont admirables, mais ils ne vous procurent aucune gloire, aucun éclat ne rejaillit sur vous. Je veux vous conduire dans les plus fertiles plaines du monde. De riches provinces, de grandes villes seront en votre pouvoir. Nous y trouverons honneurs, gloire et richesses. Soldats, manqueriez-vous de courage et de constance?" (1796). Diese soldatischen Kraftsprüche schlugen wie elektrische Funken ein und rissen alte und junge Krieger mit unwiderstehlicher Kraft fort, während sie in der Heimat durch den „Moniteur universel" verbreitet wurden.*)

Sonst schwieg die Rednerbühne unter Napoleon. Nur den amtlichen Lobredner Fontanes, Präsident des gesetzgebenden Körpers, hörte man weithin. Unter der Restauration wurde den politischen Rednern die Zunge gelöst. Da alle Parteien in den Kammern vertreten waren, so sahen diese damals die glänzendsten Redeschlachten. Graf de Serre (1776—1824) und Royer-Collard

---

*) Über die Presse, welche mit dem Jahr 1789 einen großen Aufschwung nahm, vergl. Mahrenholtz, Geschichte der ersten französischen Revolution, Leipzig 1888, Abschnitt XIV. Der „Moniteur universel", das farbloseste Blatt, wurde 24. November 1789 gegründet. — Die gereimte „Gazette", welche der Arzt Renaudot 1631 begründet hatte, wurde 1762 zur offiziellen „Gazette de France" und hatte bis 1789 das Monopol für Politik. Organ der Girondisten wurde Brissots vornehm sachlicher „Patriote français", während Camille Desmoulins' „Vieux Cordelier" und Robespierres „Défenseur de la Constitution" mehr für das Volk berechnet waren. Nach dem Konventsbeschluß, welcher jedem Abgeordneten verbot, zugleich als Zeitungsredakteur thätig zu sein (11. März 1793), kamen die jakobinischen Hetzblätter „L'Ami du peuple" von Marat und Héberts unflätiger „Père Duchesne" (meist für Soldaten) in Blüte; bald trieben sie es selbst Robespierre zu arg. Antidemokratisch war der von Mallet du Pan, später von La Harpe geleitete „Mercure de France", ebenso Rivarols keckes Witzblatt „Actes des Apôtres" (Apostelgeschichte). Vergl. Chênedollé, L'esprit de Rivarol, Paris 1808; Lescure, Rivarol et la société française pendant la Révolution et l'émigration, Paris 1883. Unter dem Kaiserreich hörte die Presse fast gänzlich auf. — Vergl. Hatin, Histoire politique et littéraire de la presse en France, Paris 1859 ff., 8 Bände.

(1763—1845) hielten die Fahne des englischen Konstitutionalismus aufrecht, oder vielmehr der „Doktrin", welche die Franzosen daraus zurecht gemacht hatten.*) Graf La Bourdonnaie und der philosophische Theoretiker de Bonald verteidigten die Sache des göttlichen Rechts umd des Absolutismus. Der 1821 an die Spitze des Ministeriums gestellte Graf Villèle stand ihnen mit Kaltblütigkeit und Verstellung zur Seite. Der mehr oder weniger gemäßigte Liberalismus wurde durch Benjamin Constant, den wenig charaktervollen und sehr wandelbaren Freund der Frau v. Staël, durch den Bankier Lafitte, den General Foy (1775—1825) und den unerschrockenen Manuel vertreten, während d'Argenson, eine Nachkomme der Freundes Voltaires, die ersten Raketen des Radikalismus steigen ließ.

Endlich machte die Julirevolution dem Wortkampfe ein Ende, und das reiche Bürgertum ließ sich neben dem Thron nieder. Da das „Volk" von der Vertretung ausgeschlossen blieb, kämpfte man unter Louis Philippe mehr um Vorteile, als um Grundsätze. Damals wurde die Sache der Regierung von Guizot sehr verständig geführt, während die legitimistische Opposition in Berryer einen geschickten Anwalt fand. Der feurige Thiers entzückte die freisinnige Bourgeoisie durch seine glänzenden Plaudereien, Odilon Barrot und Garnier-Pagès beherrschten die äußerste Linke. Die Dichter Victor Hugo in der Pairskammer und Lamartine unter den Abgeordneten haben zuweilen mitten unter dem Gezänk der Advokaten und Bankiers die Laute der „großen Beredsamkeit" wiedergefunden.

---

2. Die politische Flugschrift.

Paul-Louis Courier.

Den Kampf der freisinnigen Parteien gegen die Bourbonische Politik eröffneten mit Bérangers Liedern (vergl. S. 233) die politischen Flugschriften des gelehrten Altertumskenners Paul-Louis Courier (1772—1825). Den ersten Unterricht erhielt Courier bei seinem Vater auf einem Landgut der fruchtbaren Touraine (Mérée). Er trat in die Kriegsschule ein und machte in den Reihen der republikanischen Freiwilligen die Feldzüge am Rhein als Artillerieoffizier mit (1793—95). An militärische Zucht konnte er sich nie gewöhnen: im Jahre 1795 verließ er auf die Nachricht vom Tode seines

---

*) Vergl. S. 221. Barante, Vie de Royer-Collard, Paris 1861, 2 Bände, mit ausgewählten Reden. Über die politischen Redner der Restauration vergl. Timon (-Cormenin), Livre des orateurs, 10. Auflage, Paris 1840.

**) Œuvres complètes de P. L. Courier, précédées d'un essai sur la vie et les écrits de l'auteur par Armand Carrel, Paris 1839. — Couriers Tod blieb eine Zeit lang unaufgeklärt. Man fand ihn erschossen in der Nähe seines Anwesens Véretz und dachte zuerst an politischen Mord, dann an ein eheliches Drama. Ein Waldhüter Couriers, der zuerst vom Schwurgericht freigesprochen war, soll seinen Herrn aus Erbitterung über dessen Härte und Ungerechtigkeit erschossen haben.

Vaters ohne Urlaub das Heer, und als sein Truppenkörper nach Italien versetzt wurde, zogen ihn die reichen Bibliotheken und Kunstsammlungen mehr an, als Lager und Schlachtfelder. Ein „Frondeur“ von Charakter und Neigung, mißvergnügt mit Allem, was er beim Dienste sah, nahm Courier 1808 als Eskadronschef seinen Abschied, trat aber im nächsten Jahr wieder ein, um unter persönlichem Oberbefehl des Kaisers zu dienen. Die Greuel des Schlachtfeldes von Wagram und ein Streit mit einem seiner Vorgesetzten heilten ihn für immer vom Durst nach militärischem Ruhm. Von da ab wurde seine Muße teils durch die Wissenschaften, vor allem griechische Litteratur, teils durch Bewirtschaftung seines Landguts Véretz an der Loire ausgefüllt. Courier hatte das Glück, in der Laurentina zu Florenz unbekannte Bruchstücke der Pastoralen des Longus zu finden und veröffentlichte eine Übersetzung davon, die seinen Ruf als Sprachforscher und Schriftsteller begründete. Er heiratete 1814 die Tochter des Hellenisten Clavier, und vielleicht wäre sein Leben unter den friedlichen Beschäftigungen des Gelehrten und des Gutsbesitzers ruhig verlaufen, wenn die Akademie ihn nach seiner berechtigten Hoffnung zum Nachfolger seines Schwiegervaters gewählt hätte. Die erlittene Demütigung entriß ihm (1820) seine „Lettre à Messieurs de l'Académie des inscriptions et belles-lettres“, nebst „Lettres au rédacteur du Censeur“ (1820), eine unerbittliche Kriegserklärung gegen das System der Restauration, gegen die kleinlichen Verfolgungen und Bedrückungen durch Adel und Geistlichkeit. Schon 1816 hatte er sich in der witzigen Denkschrift an die Kammern, welche mit den Worten beginnt „Messieurs, je suis Tourangeau“, gegen Mißbräuche ausgesprochen. Jetzt führte Courier schärfere Waffen. Im Jahre 1821 wurde er wegen des „Simple discours de Paul-Louis, vigneron de la Chavanière, aux membres du conseil de la commune de Véretz“, welches die allgemeine Sammlung zum Ankauf des Schlosses Chambord für den Herzog von Bordeaux angriff, mit Gefängnis bestraft. Diese Verurteilung steigerte nur die Thätigkeit und die Leidenschaft des geistvollen Pamphletisten. Seine „Pétition à la chambre des députés pour les villageois qu'on empêche de danser“, seine „Gazette du Village“, das Aufsehen erregende „Livret de Paul-Louis, vigneron, pendant son séjour à Paris en 1823“, und sein berühmtes „Pamphlet des Pamphlets“ (1824) haben ihm unter den politischen Satirikern aller Länder eine hervorragende Stelle gesichert. Seine Streitschriften zeichnen sich durch eine im Umgang mit den griechischen Romandichtern (Longus und Lucian) und mit den französischen Schriftstellern des sechzehnten Jahrhunderts veredelte, witzig prickelnde Sprache aus; Amyots Sprache ahmte er in der Übersetzung von „Daphnis und Chloë“ täuschend nach.

Was der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts an nichtpolitischer Prosa hervorbrachte, wird im Zusammenhang mit den Geisteserzeugnissen der Zeit der Romantiker behandelt werden.

---

3. Die Philosophie.*)

a) Volney, Destutt de Tracy, Cabanis, Maine de Biran.

Der Sensualismus Condillacs (vergl. Seite 123) wurde zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts zunächst weiter entwickelt. Die Sittenlehre desselben hatte Constantin François de Chasseboeuf, genannt Volney (1758 bis 1820), in „La loi naturelle“ gegeben (1797), einer Erweiterung des 1793 erschienenen „Catéchisme du citoyen français“. Ihm ist das Christentum nur ein allegorischer Sonnenkult („Les Ruines“). Zur Ideologie wurde Condillacs Lehre in der Umgebung des antibonapartistischen Baron Destutt de Tracy (1754—1836) erweitert, dessen „Éléments d'idéologie“ (1802) politische Bedeutung hatten. Mirabeaus Freund, der Arzt Cabanis (1757—1808) suchte in den „Rapports du physique et du moral de l'homme“ den Unterschied zwischen Körper und Geist als Vorurteil zu beweisen. Anziehung und Abstoßung bringen das hervor, was man Geist nennt.

Maine de Biran (1766—1824) suchte später zwischen Dogmatimus und Skeptizismus einen Mittelweg und erfand das „denkende Ich“, welches ihn auf der einen Seite zu Gott, auf der andern zu der Welt und den Dingen führt („Mémoire de la décomposition de la pensée“, 1805). Seine religiöse Stellung ist ungefähr die der freisinnigen Protestanten. Wer sich aufrichtig Christ nennt, muß nach ihm ohne Rücksicht auf Dogmen als solcher anerkannt werden. Cousin, der 1840 das nachgelassene „Essai sur les fondements de la psychologie“ herausgab, ist Maines Schüler und Nachfolger.

b) Bonald, Royer-Collard, J. de Maistre, Lamennais.

Die Trostlosigkeit des Sensualismus und des Materialismus führte in der Philosophie wie in der Politik zu einer Reaktion. Männer von hervorragendem Talent warfen sich rückhaltlos dem Autoritätsglauben in die Arme. Aber als echte Kinder des Jahrhunderts, welche die Unbefangenheit des Glaubens verloren hatten, versuchten sie das Unmögliche: sie brachten die Verneinung aller Systeme und alles Denkens überhaupt in ein System.

Louis Gabriel Ambroise Vicomte de Bonald (1762—1840) stellte in „Théorie du pouvoir politique et religieux dans la société civile“ den Fundamentalsatz auf, daß in der ganzen Schöpfung ein dreifaches Verhältnis stattfinde, welches sich überall unter wechselnden Formen wiederholt, das des Urhebers, des Vermittlers und der Wirkung: Gott — Christus — Menschen;

*) H. Taine, Les philosophes français au 19e siècle, Paris 1857. F. Ravaisson, La philosophie française au 19e siècle, deutsch von E. König, Eisenach 1889. Ferraz, Histoire de la philosophie française au 19e siècle, Paris 1880, 2 Bände.

Kirche — Geistlichkeit — Laien; König — Adel — Volk; Vater — Mutter — Kinder. Folglich hätten Volk und Laien dem Adel und den Priestern zu gehorchen, wie die Kinder der Mutter, während auf Erden die Kirche (d. h. der Papst) und der König, aber im Himmel Gott die oberste Quelle der Macht ist.

Den ersten entscheidenden Streich führte Pierre Paul Royer-Collard (1763—1845) gegen Skeptizismus und Sensualismus, indem er in seinen Vorlesungen an der Sorbonne das philosophische System des Schotten Reid (1710—1796) den Franzosen näher brachte und Jouffroy (1796—1842) dazu anregte, die Werke Reids ins Französische zu übertragen (1828). Von ihm geht die Schule der Doctrinaires aus, welche die Geschichtsforschung neu beleben sollte.*)

Den staatlichen und religiösen Zuständen, die aus den Grundsätzen der Revolution hervorgegangen waren, tritt als heftiger Gegner Graf Joseph de Maistre (1753—1821), Bruder Xaviers (vergl. Seite 238), entgegen.**) In seinem Buch „Du Pape" (1817) machte er den römischen Papst zum einzigen Herrscher auf der Welt. Die „Soirées de Saint-Pétersbourg, ou Entretiens sur le gouvernement temporel de la Providence" (1821) gründen die gesellschaftliche Ordnung auf den Scharfrichter. „Alle Größe, alle Macht, alle Subordination beruht auf dem Henker. Er ist der Schrecken und das Band der menschlichen Gesellschaft. Schaffet diese unbegreifliche Kraft aus der Welt, und sofort macht die Ordnung den Naturkräften Platz. Die Throne stürzen, und die Gesellschaft geht unter. Gott, der die Souveränetät einsetzte, hat auch die Züchtigung verordnet. Er hat die Erde auf die beiden Pole geworfen, denn Gott ist der Herr der Pole und läßt auf ihnen die Welt sich bewegen." Dabei kann der einseitige Spiritualist die Revolution nicht ganz verdammen. Sie hatte die Verbrechen der Jahrhunderte zu sühnen und der Wiedergeburt der Menschheit den Weg zu bereiten. Diese Wiedergeburt wird sich vollziehen, wenn der Papst alle Fürsten und Frankreich alle Völker beherrscht.***) Darum scheut sich Maistre als Verehrer der päpstlichen Unfehlbarkeit und des fürstlichen Absolutismus keineswegs, in Italien zugunsten des savoyischen Fürstengeschlechts — de Maistre war in Chambéry geboren und lebte 1802—1817 in Petersburg als Gesandter des

---

*) Philippe, Biographie de Royer-Collard, Paris 1857, P. de Barante, Vie politique de Royer-Collard, Paris 1863, 2 Bände.

**) L. Binaut, Les idées politiques de Joseph de Maistre, Revue des deux Mondes, 1. Dezember 1858. É. Faguet, Joseph de Maistre, ebenda, 15. Dezember 1888, Seite 811 ff. Glaser, Graf Joseph de Maistre, Berlin 1865.

***) „Les fleurs de lis peuvent périr, mais la suprématie de la France est éternelle, autant que les choses humaines peuvent l'être. — Mille et mille raisons historiques, politiques, morales, métaphysiques même se réunissent pour faire croire que rien ne peut faire reculer la France, et que le repos ne peut être rendu au monde que par elle."

Königs von Sardinien — sich als offenen Revolutionär zu bekennen. Er ist nach Styl und Denkungsweise ein reaktionärer Voltaire.

Gegen die Glaubenslosigkeit erhob sich der Abbé Félicité Robert de Lamennais (1782—1854), ein Landsmann Chateaubriands aus St. Malo. Im Essai sur l'indifférence en matière de religion" (1817 ff., 4 Bände) wandte er sich an Staat und Kirche, und der Beifall des ultramontanen Klerus antwortete seiner männlich beredten Stimme. Nicht so die Regierung und die gallikanisch gesinnte Geistlichkeit, weil er mit Joseph de Maistre und Bonald die Vernunft des Einzelnen verwarf und auf die übereinstimmende Vernunft aller Völker, den consensus gentium, sich berief, dessen glaubwürdiger Ausleger nur der Papst sein konnte. Dabei wies er nicht das unumschränkte Königtum von sich. Als Lamennais in dem Buche „De la Religion considérée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil (1825—26) diese Ansichten weiter ausführte, zog er sich eine Verurteilung zu. Rom ließ ihn erst nach der Julirevolution im Stich, als er in seiner Zeitschrift „L'Avenir" volle und ganze Religionsfreiheit für alle Bekenntnisse verlangte. Der wohlmeinende Lamennais unterwarf sich, aber schon 1834 zogen seine „Paroles d'un croyant" die letzte Folgerung aus dem „consensus gentium". Das Volk allein glaubt er berufen, das Gesetz des Evangeliums zu erfüllen, das Reich der Lüge zu zerstören und auf den Trümmern christliche Eintracht und die Brüderschaft aller Menschen zu errichten. Die „Paroles d'un croyant" machten durch ihre mit Meisterschaft den Evangelien nachgeahmte Sprache großartigen Eindruck und erlebten zehn Auflagenin Jahresfrist. Daß Lamennais mehr ein Dichter und Schwärmer als ein klarer Denker war, beweisen seine sozialistischen Schriften (Le Livre du Peuple", London 1836 u. a.)*)

c. Deutsche Einflüsse. Victor Cousin.

Der Einfluß deutscher Philosophie in Frankreich wurde zuerst von dem Emigranten Charles de Villers (1765—1815) vermittelt, Verfasser eines „Essai sur l'influence de la réformation de Luther" (1802) und einer übersichtlichen Darlegung der Kantschen Lehre („La philosophie de Kant", 1801).*) In zweiter Reihe wirkten Madame de Staël (vergl. Seite 239 ff.) und ihr Gefährte Benjamin Constant (1767—1830)

---

*) F. Kreyßig, Joseph de Maistre und Lamennais (Studien zur französischen Kultur- und Litteraturgeschichte, Abschnitt III). Blaize, Essai biographique sur Lamennais, Paris 1865. Œuvres posthumes de Lamennais, p. p. E. Forgues, Paris 1859, 2 Bände. E. Forgues, Correspondance inédite de Lamennais, Paris 1886. Dubois de la Villebarel, Les confidences de Lamennais, Paris 1886.

**) Vergl. Gräter, Ch. de Villers und Mme de Staël, Programm Rastenburg 1881. Als Emigrant in Lübeck bemühte sich Villers in Wort und Schrift, die anderen Verbannten auf das deutsche Geistesleben hinzuweisen und arbeitete eifrig an dem in Hamburg erscheinenden „Spectateur du Nord" mit.

für den Kritizimus Kants. Constant, der in Erlangen studiert hatte, nimmt in der politischen Geschichte des Anfangs dieses Jahrhunderts eine hervorragende Stelle ein. Den „Acte additionnel“ der Verfassung der Hundert Tage nannte man nach ihm „le Benjamisme“. Die radikale Glaubenslosigkeit bekkämpft dieser freisinnige Parteiredner in dem Werke „De la religion considérée dans sa source, ses formes et ses développements“ (1824 ff., 5 Bände)*).

Vom Doktrinarismus ist Victor Cousin (1792—1867), Schüler und Amtsnachfolger Royer-Collards, zu einem Eklektizismus fortgeschritten, der aus der deutschen Philosophie seine Nahrung zog und erst später sich auf eigene Füße stellte. Cousins Vorlesungen an der Sorbonne haben gleichzeitig mit denen Guizots und Villemains auf die studierende Jugend, die bald darauf an den Kämpfen des Romantizismus gegen die klassische Schablone teilnehmen sollte, einen großen Einfluß gehabt (1827). Auf einer ersten Reise durch deutsche Hochschulen hatte er sich mit dem Lehrgebäude Fichtes, Kants und Schellings näher bekannt gemacht (1817). Die Ergebnisse seiner Wahrnehmungen finden sich in den geistvollen Vorlesungen des Jahres 1818 wieder. Eine zweite wissenschaftliche Reise, die dank der preußischen Polizei eine unfreiwillige Verlängerung von einem halben Jahr erfuhr (1824—1825), benutzte er zur gründlichen Aneignung des Hegelschen Systems, welches durch ihn den Franzosen bekannt wurde. Überhaupt ist Cousin, wie aus dem Verzeichnis seiner Schriften hervorgeht, mehr gewandter Stilist und geistiger Vermittler fremder Lehren, als ein selbstthätiger Philosoph gewesen.**) Gerade dies hat ihm bei seinen Zeitgenossen hohes Ansehen verliehen und so zur Verbreitung deutscher Denkarbeit beigetragen.

---

*) Über Benjamin Constant vergl. Blennerhasset, Frau von Staël ꝛc., Berlin 1888, III, 225 ff. Seine Reden gab J. P. Pagès heraus, Paris 1832 ff., 3 Bände, seine politischen Schriften sind zu einem Cours de politique constitutionelle zusammengefaßt, Paris 1833, 2 Bände. Sein Journal intime wurde von A. Constant de Rebecque herausgegeben, Revue internationale, Januar bis März 1886. Vergl. Lettres de B. Constant à Mme Récamier, Paris 1881. Über ihn vergl. auch Seite 243, Anm.

**) Cousin gab 1820 die noch ungedruckten Werke des Neuplatonikers Proclus heraus und 1825—40 eine 13bändige Platonübersetzung; er veranstaltete 1826 ff. eine Ausgabe Descartes' in 11 Bänden, 1836 eine Ausgabe Abälards, 1863 eine Übersetzung von Tennermanns Handbuch der Philosophie u. s. f. — Vergl. Jules Favre, Conférences et discours littéraires, Paris 1873, Seite 261 ff. (Aufnahmsrede in die Akademie). — Cousins Vorlesungen „Sur le fondement des idées absolues du vrai, du beau et du bien“ wurden von A. Garnier 1836 nach Heften herausgegeben, von Cousin selbst Paris 1854. — P. Janet, Victor Cousin et son œuvre, Paris 1885. — J. Simon, Victor Cousin, Paris 1887 (Hachettes Grands écrivains français).

II. Das Drama.

1. Das Trauerspiel.

M. J. Chénier, Raynouard, Arnault, Jouy, Baour-Lormian ꝛc.

Mit dem Aufhören der Theaterzensur wuchs die Zahl der Pariser Schaubühnen während der Revolutionsjahre zeitweilig bis auf sechzig. Damit stiegen leider nicht Zahl und Wert der aufgeführten Stücke: es waren entweder republikanische Gelegenheitsdramen, welche die Volkstheater füllten, oder auch Melodramen und Possen;*) die vornehmeren Bühnen wichen von der Überlieferung des siebzehnten Jahrhunderts nicht ab.

Marie-Joseph de Chénier (1764—1811), Sohn des französischen Generalkonsuls in Konstantinopel und einer Griechin, begeisterter Anhänger Voltaires und aller Freiheitsbestrebungen, bekämpfte die Tyrannen auf der Bühne wie im Saale des Konvents. Seiner Trauerspiele „Charles IX ou l'école des rois“ (1789), „Jean Calas ou l'école des juges“ (1791), „Henri VIII“ (1792), „Caïus Gracchus“ (1792), „Timoléon“ (1794), „Philippe II.“ und „Tibère“ (nachgelassenes Werk) sind voll von republikanischen Deklamationen, wie Voltaires Dramen von philosophischen Sinnsprüchen. Das erstgenannte Stück stellt mit deutlichen Anspielungen auf die Verhältnisse am Hofe Ludwigs XVI. den jungen König Karl IX. (1560 bis 1574) als Opfer der Ratschläge seiner Mutter und der Guisen dar und versöhnt ihn am Ende mit Heinrich von Béarn.**) Die Handlung ist ohne die übliche Liebesgeschichte wirksam aufgebaut. Chéniers „Timoléon“ wurde von den jakobinischen Machthabern verboten, weil Anzüglichkeiten gegen Robespierre darin erblickt wurden.

Wie sein älterer Bruder André (vergl. Seite 230) hat M. J. Chénier sich auch als Lyriker hervorgethan. „La Promenade“ z. B. schildert mit ergreifenden Farben die Verzweiflung des enttäuschten Republikaners und die Schwermut des Mannes, der seinen Jahren voraneilend vor dem natürlichen Ziel seine Kräfte schwinden fühlt. „Le Chant du Départ“ wurde eins der bekanntesten Revolutionslieder. Auch das „Tableau historique de

---

*) Vergl. H. Welschinger, Le Théâtre de la Révolution 1789—1799, Paris 1881, dazu F. Brunetière, Revue des deux Mondes, 15. Januar 1881, 474 ff. — Schillers Jugenddramen erlebten damals in der Bearbeitung La Martelières (Schwindenhammer) große Erfolge, namentlich die „Räuber“. Die Verleihung des Ehrenbürgerbriefs an Schiller — sie geschah zugleich mit derjenigen an Klopstock, Campe, Pestalozzi, Washington, Kosciuszko und andere freiheitlich gesinnte Ausländer — hängt jedenfalls mit den Räuberaufführungen zusammen. Vergl. K. Richter, Schiller und seine Räuber in der französischen Revolution, Grünberg 1865. H. Doberenz, La Martelière und seine Bearbeitung Schillerscher Dramen auf dem Theater der französischen Revolution, Programm, Löbau 1883.

**) Bei der ersten Aufführung, am 4. November 1789, erregte der Schlußvers „Le ciel en me frappant donne un exemple aux rois“ großes Aufsehen. Der später so berühmt gewordene Talma gab den Karl IX. als erste große Rolle.

la littérature française depuis 1789“, welches nach Niederlegung seines Amtes als inspecteur général des Unterrichtswesens herausgegeben wurde (1806), zeigt den begeisterten Freiheitsschwärmer.*)

François Juste Marie Raynouard (1761—1836), ein provenzalischer Advokat, wandte sich nach einem verunglückten Anlauf, sich an den Revolutionskämpfen zu beteiligen, der Dichtung zu. Sein „Caton d'Utique“ (1794) fiel durch, wogegen „Les Templiers“ (1805) dank dem nationalen Stoffe bessere Aufnahme fanden. Hatte Raynouard in diesem Stücke noch die Tempelherren innerhalb der vorgeschriebenen vierundzwanzig Stunden angeklagt, abgeurteilt und lebendig verbrannt, so verfocht er im Anschluß an spätere Dramen die Lehre von den drei Einheiten nicht mehr. Indessen liegt seine größte Bedeutung für die Litteratur auf ganz anderem Gebiet: Raynouard hat die mittelalterliche Poesie der Trobadors aus Jahrhunderte altem Staub wieder ans Licht gezogen und durch seine sprachwissenschaftlichen Arbeiten der romanischen Philologie die Pfade gezeigt.**)

Antoine Vincent Arnault (1766—1834) opferte auf dem Altar der Freiheit in seinen Römerstücken „Lucrèce ou Rome libre“ und „Quinctius Cincinnatus“ (1792), nachdem er durch ein anderes „Marius à Minturnes“ (1791) zu rascher Berühmheit gelangt war. Unter Napoleon hat Arnault hohe Ehrenstellen bekleidet, denn seine Dramen verlassen, wie der Kaiser es liebte, nirgends die ausgetreteten Pfade des starren Klassizismus.***)

Ähnliches läßt sich von Jouy und vom streitbaren Baour-Lormian sagen. Victor Joseph Étienne, nach seinem Geburtsdorfe de Jouy genannt, (1764 bis 1846) wurde nach einer bewegten militärischen Laufbahn Arnaults Mitarbeiter an der „Biographie nouvelle des Contemporains“ (1820 ff. in 20 Bänden). Eine stattliche Reihe von Trauer- und Lustspielen nach klassischem Zuschnitt führt seinen Namen. Für Spontini und Rossini verfaßte er Operntexte („Vestale“ 1807, „Guillaume Tell“ 1829, Rossinis Meisterwerk), für die „Gazette de France“ witzige Plaudereien und Feuilletonaufsätze. In den Streitigkeiten mit den Romantikern spielt die Voreingenommenheit diesem geübten Beobachter fremder Thorheiten seltsame Streiche. Er hat

*) Neue Ausgabe von Danou, Paris 1810. — Œuvres de M. J. de Chénier, p. p. Népom. Lemercier, Paris 1823 ff., 8 Bände; von Arnault, Paris 1824 ff., 5 Bände. — Labitte, M. J. Chénier, Revue des deux Mondes, 15. Januar 1844.

**) Raynouard veröffentlichte „Choix des Poésies originales des troubadours“, Paris 1816 ff., 6 Bände, und zugleich „Éléments de grammaire romane“. Nach seinem Tode kam das „Lexique de la langue des troubadours“, Paris 1838—1844, in 6 Bänden heraus. Auch in Spezialgeschichte und Rechtswissenschaft hat dieser verdienstvolle Forscher erhebliches geleistet.

***) Arnault veröffentlichte 1812 Fables et poésies, 1833 eine Fortsetzung hierzu, im gleichen Jahr die spannenden „Souvenirs d'un sexagénaire“, 4 Bände. Seine gesammelten Werke gab er 1824 ff. in 8 Bänden heraus. Die „Vie politique et militaire de Napoléon“ brachte ihm von seiten des Kaisers ein Legat von 100 000 Franken ein.

W. Scott mit Schmähungen überhäuft in der Vorrede zu einem Roman „Cäcilie", der den Meisterwerken des großen Schotten etwa so gleicht wie Chapelains „Pucelle" den Homerischen Epen.*)

Ein treuer Kämpfer für die drei Einheiten war auch Louis Pierre Marie François Baour-Lormian (1770—1854) aus Toulouse. Dieser wütende Gegner des Romantizismus verdankt seine schriftstellerischen Lorbeeren den Übersetzungen zweier hochromantischer Dichtungen „La Jérusalem délivrée" (1795) und „Les poèmes gaëliques d'Ossian" (1804). Seine Trauerspiele („Joseph en Égypte" und „Mahomet II."), seine schablonenhaften Heldengedichte, seine lächerlichen Satiren — besonders „Le canon d'alarme", der die heilige Schar der Klassiker gegen die romantischen Barbaren unter die Waffen ruft (1829), — weisen ihm selbst unter den Epigonen des Klassizismus kaum eine untergeordnete Stelle an.

---

2. Das Lustspiel.

Fabre d'Églantine, Colin d'Harleville.
Andrieux, Picard, Duval, Étienne, Nép. Lemercier.

Vom Lustspiel her sollte der Widerstand gegen die klassische Schablone kommen. Zunächst leben die „komischen Dichter" noch von den Brosamen Molières. Der bekannte Revolutionsmann Philippe François Nazaire Fabre d'Églantine aus Carcassonne (1755—1794) — den adligen Teil seines Namens legte er sich nach dem bei den Jeux Floraux in Toulouse errungenen Preis einer silbernen Hagerose bei — trat nach mehrfachem Mißerfolg 1789 mit zwei gelungenen Theaterstücken hervor. Wegen des „Présomptueux" geriet er mit dem an komischer Kraft überlegenen Colin d'Harleville (1755—1806) in einen Federkrieg, welcher nach dem gerechten Erfolg von Fabres „Philinte de Molière, ou la suite du Misanthrope" (1790—1791), einem gewichtigen Trumpf gegen Colins „Optimiste", einen herben Charakter annahm. „Philinte" beginnt mit den zwei bekannten Versen aus dem „Misanthrope":

„Je prends tout doucement les hommes comme ils sont,
J'accoutume mon âme à souffrir ce qu'ils font".

Trotzdem hat Fabre d'Églantine mehr Züge und Gedanken aus Rousseau, als aus dem Schöpfer des Philinte entlehnt. Mit Danton und Camille Desmoulins im Konvent verbündet, bestieg er am gleichen Tage mit ihnen das Blutgerüst (5. April 1794, 16. Germinal An II).**)

---

*) Von seiner Lebensbeobachtung zeugen die Zeitungsaufsätze „L'Ermite de la Chaussée d'Antin, ou observations sur les moeurs et les usages parisiens au commencement du 19e siècle". Jouys gesammelte Werke erschienen 1823.

**) La Harpe, Sur le „Philinte de Molière", a. a. O., Band XIII, 445 ff., Sur „l'Inconstant", „l'Optimiste" et les „Châteaux en Espagne" de Colin

Ein rechtes Weltkind des alten Régime war François Guillaume Jean Stanislas Andrieux aus Straßburg (1759—1833). Die Korrektheit seiner Lust- und Trauerspiele („Les Étourdis, ou la Mort supposée", 1787, ist das beste), die Anmut seiner gereimten Erzählungen („Le Meunier de Sans-Souci", „La Promenade de Fénelon" u. a.) verschafften ihm 1814 einen Lehrstuhl am Collège de France und dann einen Sitz in der Akademie.

Guillaume Charles Antoine Pigault-Lebrun (1753—1836) aus Calais, Bibliothekar und Vorleser des Königs Jérôme, eine unverwüstlich fröhliche Natur, streift gern in seinen Romanen wie in seinen Lustspielen das Schlüpfrige und Anstößige („Le Pessimiste", „Les Rivaux d'eux-mêmes"), ganz im Gegensatz zu seinem Enkel Augier.

Was unter dem Bürgerkönigtum Scribe wurde, das war zur Zeit des ersten Napoleon für die heitere Bühne Alexander Vincent Pineux Duval (1767—1842), nebst dem Schauspieler und Theaterleiter Louis Benoit Picard (1769—1828),*) beide fruchtbar und wenig tiefgründig, aber geschickt in der Mache. Zu der noch heute beliebten Méhulschen Oper „Joseph en Égypte" und einer Anzahl anderer hat Duval den Text geliefert, wie Scribe später für Meyerbeer, Auber und Halévy. Charles Guillaume Étienne (1778—1845), unter Napoleon Zensor für die Presse und seit 1811 Mitglied der Akademie, dann unter den Bourbonen eifriges Mitglied der freisinnigen Opposition, zeichnet sich durch die Kühnheit der Intrigue und den munteren Fortschritt eines mit witzigen Einfällen gewürzten Dialogs („Le Mari en bonne fortune") aus. Auch er hat Operntexte gedichtet, unter denen „Cendrillon" der bekannteste ist. Es spielt überhaupt in der dramatischen Dichtung des ersten Kaiserreichs die Oper eine sehr bedeutende Rolle — zur Verherrlichung des neuen Herrschers.

Eine Mittelstellung zwischen ernstem und heiterem Drama, sowie zwischen Klassizisten und Romantikern nimmt der Erfinder des historischen Lustspiels Louis Jean Népomucène Lemercier (1772—1840) ein. Seine Theorie weicht nicht sehr erheblich vom Klassizismus ab. In ihrer Anwendung auf die Beurteilung der Meisterwerke der französischen und der ausländischen Romantik nimmt er es beinahe mit Jouy, Baour-Lormian und Genossen auf, obwohl er in seiner eigenen Praxis sich Neuerungen in Bezug auf Inhalt

---

d'Harleville, ebenda Seite 462 ff. — Die Lustspiele Fabre d'Églantines findet man in der Bibliothèque dramatique, herausgegeben von Nodier, Paris 1825 (Auteurs du 18e siècle, Band 33). Ein kurzes Lebensbild von Thiessé ist vorausgeschickt. Poésies diverses de Fabre d'Églantine, Paris An XI (1803), 2 Bände. — Der republikanische Kalender soll von Fabre d'Églantine herrühren. Durch eine seltsame Laune des Schicksals lebt von dem gewaltthätigen Revolutionsmann das kindlich einfache Lied „Il pleut, il pleut, bergère, Ramenez vite vos blancs moutons" im Munde des Volkes fort. Den Dichter wissen allerdings die wenigsten zu nennen.

*) Théâtre de Picard, Paris 1821, 8 Bände. Schillers „Parasit" ist eine Bearbeitung von „Médiocre et Rampant", der „Neffe als Onkel" von „Encore des Ménechmes".

und Form erlaubte, so in „Christophe Colomb“ und in den aus der mittelalterlichen Geschichte geschöpften Lustspielen.*) Trotz der Anfeindung durch beide entgegengesetzte Schulen ist Lemercier ein Bindeglied zwischen Klassizismus und Romantizismus.

III. Lyrische und erzählende Dichtung.

1. Beschreibende Poesie.

Fontanes, Esménard, Pougens, Legouvé.

Die eintönige, gemessene Kälte und Glätte des beschreibenden Gedichts paßt durchaus in das poesiearme Zeitalter der Umwälzungen und Kriege.

An die älteren Vorbilder dieser durch die neuerwachte Naturverehrung hervorgebrachten Aftergattung — Bernis, Saint-Lambert und Delille, dessen Beliebtheit erst unter dem Kaiserreich ihren Gipfel erreichte — schließt sich der bonapartistische Schönredner und einflußreiche Kritiker Louis de Fontanes an (1757—1821), ein Freund Chateaubriands. Seine Dichtung „Le Verger“ (1788) bildet ein Gegenstück zu Delilles „Jardins“, außerdem hat er u. a. „Les Tombeaux de St Denis“, „La Chartreuse“, nach Grays bekannter Elegie auch „Le Jour des Morts“ gedichtet und Popes „Essay on man“ in Alexandriner gebracht.**)

Joseph Alphonse Esménard (1770—1811) besang in „La Navigation“, was er auf einer Reise nach San-Domingo gesehen hatte und was er sonst über Schiffahrt der Alten, Seetaktik und Entdeckungen wußte.

Der früh erblindete Sprachforscher Marie Charles Joseph de Pougens (1755—1833) schrieb „Les quatre Ages“.***) Jean-Baptiste Legouvé (1764—1811), sonst als Tragödiendichter geschätzt („La Mort d'Abel“ nach Geßner), dankte den Frauen für das Glück, das sie ihm

---

*) Vergl. G. Vauthier, Essai sur la vie et les œuvres de Népomucène Lemercier (Thèse), Toulouse 1886. — Lemercier gab seine Werke Paris 1817 in 4 Bänden heraus. Zu erwähnen sind „Pinto, ou la Journée d'une Conspiration“, „Richelieu, ou la Journée des Dupes“, „Le Corrupteur, comédie en 5 actes en vers, précédée de Dame Censure, tragi-comédie en 1 acte, en prose“. Auch durch klassische Trauerspiele hat Lemercier sich einen Namen gemacht („Agamemnon“, 1795, ist das beste darunter), ferner durch epische Gedichte (Homère, Alexandre, les Ages français, la Méroveïde, Moïse), durch den Roman „Alminti“ (1823) und einen „Cours de littérature générale“ (1827).

**) Sainte-Beuve, Chateaubriand et son groupe littéraire, II. Abschnitt: Fontanes. Sainte-Beuve gab auch Fontanes' Werke heraus, Paris 1839. Fontanes war mit Chateaubriand in England bekannt geworden. Er hat auch in Frankreich zuerst auf die Kantsche Philosophie hingewiesen. Sein Charakter ist sehr angeschwärzt worden.

***) Pougens verfaßte auch sprachwissenschaftliche Werke, die das Studium der älteren französischen Litteratur wesentlich förderten, z. B. „Archéologie française, ou Vocabulaire des mots tombés en désuétude“, Paris 1823, 2 Bände.

gewährt, durch eine Dichtung „Le Mérite des femmes“ (1800), welche über fünfzig Auflagen erlebte. Solche Gedichte wären in unseren Tagen nicht mehr möglich. Die Romantiker haben endgiltig damit aufgeräumt.

---

2. Lyrik.

a) Rouget de Lisle, P. Lebrun; — b) Dufresnoy, Millevoye, Chênedollé.

Neben dem feierlichen Odenreimer Pindare-Lebrun (vergl. Seite 175) hat die Sturmzeit der Revolution doch auch wahre Dichter zu verzeichnen. So machte sich der Ingenieuroffizier Joseph Rouget de Lisle (1770—1836) durch die unwiderstehlich begeisternde Volkshymne der „Marseillaise“ für alle Zeiten berühmt. Sonst war Rouget ein mäßiger Lyriker. In diesen ehernen Schlachtgesang, der in der Nacht vor dem Abmarsch der Freiwilligen gegen Österreich (24. April 1792) zu Straßburg komponiert wurde, hat Rouget einen ingrimmigen Haß gegen jede Unterdrückung, eine lodernde Begeisterung für Freiheit und Vaterland hineingedichtet. Formell sind nicht alle Strophen tadellos, aber das Lied reißt den Hörer mächtig fort. Der Schluß lautet:

„Amour sacré de la patrie,
Conduis, soutiens nos bras vengeurs!
Liberté, Liberté chérie,
Combats avec tes défenseurs!
Sous nos drapeaux que la Victoire
Accoure à tes mâles accents!
Que tes ennemis expirants
Voient ton triomphe et notre gloire!
Aux armes, citoyens! Formez vos bataillons!
Marchons! Qu'un sang impur abreuve nos sillons!“ *)

Neben diesem Tyrtäos steht der schwülstige Sänger von Napoleons Größe, der bis in unsere Tage hineinragende Pierre Antoine Lebrun (1785 bis

---

*) Aug. Dietrich, Rouget de Lisle et la Marseillaise, Paris 1882. A. Loth, Le Chant de la Marseillaise et son véritable auteur, Paris 1885. G. Weißstein, Die Geschichte der Marseillaise, Magazin für Litteratur des In- und Auslandes, 1881, Nr. 36. — Ihren Namen hat die „Marseillaise“ von den Föderierten aus Marseille, die das Lied beim Sturm auf die Tuilerien (10. August 1792) anstimmten und so in Paris verbreiteten. Der ursprüngliche Titel war „Chant de guerre de l'Armée du Rhin“. Der Dichter-Komponist entnahm die Melodie aus einem Oratorium von Grison, Domkapellmeister zu Saint-Omer, oder aus einem 1776 komponierten Credo von Holtzmann in Meersburg. Rouget de Lisle wurde unter dem Schrecken verhaftet. Er kämpfte später in der Vendée und wurde bei Quiberon verwundet. Erst Louis-Philippe erinnerte sich des Halbvergessenen, verlieh ihm die Ehrenlegion und ein Gnadengehalt, welches Rouget der Schule seines Wohnortes Choisy-le-Roi unweit Paris überwies.

1873), ziemlich klein da. Eine „Ode à la grande Armée“ verschaffte dem Zwanzigjährigen ein Jahresgehalt vom Kaiser; seines Gebieters Tod besang er in einem „Poème lyrique sur la Mort de l'empereur Napoléon“ (1822), welches an die auf dasselbe Ereignis Bezug nehmenden schwungvollen Gedichte von Béranger, Lamartine, Victor Hugo, Byron und Manzoni nicht heranreicht. In dem Kampf um das romantische Drama war aber Lebruns wohlgelungene Übertragung von Schillers „Maria Stuart“ (1820) keine zu unterschätzende Waffe gegen die klassische Schablone.*)

In den Versen der Frau Adelaïde Dufresnoy aus Nantes (1765 bis 1825) spiegelt sich eine liebenswürdige und edle Gesinnung wieder. Während der Revolution verarmt, fand die „französische Sappho“ den Mut, den erblindeten Gatten und ihre Familie zu ernähren, ohne der Dichtkunst zu entsagen. Es ist nicht Erkünsteltes in ihren Elegien; man fühlt, daß sie von Herzen kommen. Auch hübsche Chansons und Romanzen sind ihr gelungen.

Bei Charles Hubert Millevoye (1782—1816) zweifelt man an der Aufrichtigkeit der Empfindung. Seine schönen Elegien hauchen einen schwermütigen Ernst aus, der mit seinem lockeren Leben in Widerspruch steht. „L'amour maternel“ (1805), „Belzunce, ou la peste de Marseille“ (1808), mehrere nordische Balladen, die in Todesahnung gedichteten Elegien „La Chûte des feuilles“ und „Priez pour moi!“ zeigen, daß im Frühverstorbenen ein echtes Dichtertalent lebte.

Charles Lioult de Chênedollé (1769—1833), eine feinfühlige schwermütige Natur, nähert sich dem Schwung der deutschen Lyrik. Als Emigrant hatte er in Hamburg Klopstock kennen gelernt (1795) und ihm in der Ode „L'invention“ begeistert gehuldigt. Seine ersten Gedichte, die in Klopstocks Nähe entstanden („Le Génie de Buffon“, „Michel Ange“), wurden erst durch Herausgabe seiner „Études poétiques“ (1820) bekannt und erst von den Romantikern voll gewürdigt.**)

c) André Chénier.

Auf die später kommenden Dichter hat André de Chénier (1762 bis 1794), älterer Bruder des bereits genannten Republikaners Marie Joseph Chénier, einen so großen Einfluß ausgeübt, daß Baour-Lormian den Romantikern geringschätzig zurufen durfte:

„Nous, nous datons d'Homère, et vous d'André Chénier“.

Der Revolutionsbewegung hatte sich André mit dem ganzen Feuer seines durch Studium der Alten genährten Geistes angeschlossen. Seinen Abscheu vor den

*) Vergl. u. a. L. Spach, Zur Geschichte der modernen französischen Litteratur, Straßburg 1877, Seite 94 ff.

**) Über Chênedollé vergl. Desplaces, Revue des deux Mondes, 1. Mai 1840. Sainte-Beuve, Châteaubriand et son groupe littéraire sous l'Empire, Band II. Seine Œuvres complètes gab u. a. Sainte-Beuve, Paris 1864, heraus.

Ausschreitungen der Schreckensmänner verbarg er so wenig, daß er sich zum Verteidiger Ludwigs XVI. aufwerfen wollte und später Marats Mörderin besang. Als verdächtig verhaftet,*) sichtete er im Gefängnis Saint-Lazare seine Papiere und bestieg das Schaffot am 25. Juli 1794, zwei Tage vor Robespierres Sturz, der seinen Kerker geöffnet haben würde. Seine Gedichte wurden erst 1819 durch Zufall entdeckt und gedruckt.**)

Chéniers Idyllen und Elegien tragen das Gepräge jener naiv sinnlichen Heiterkeit und Gesundheit, die den Schöpfungen der Alten, zumal der Griechen, in diesen Gattungen eigentümlich ist. Er allein hat in Frankreich den Ton Theokrits getroffen, als hätte das Andenken an seine Mutter, eine Griechin von blendender Schönheit, ihn jenen alten Lieblingen der Natur ge-

*) Nach der Hinrichtung Andrés wurde Marie-Joseph Chénier von den Royalisten „le frère d'Abel Chénier" genannt. Er hielt es für nötig, durch eine schöne Epistel „La Calomnie" auf die unaufhörlichen Sticheleien zu antworten:

Ceux que la France a vus ivres de tyrannie,
Ceux-là mêmes, dans l'ombre armant la calomnie,
Me reprochent le sort d'un frère infortuné
Qu'avec la calomnie ils ont assassiné!
L'injustice agrandit une âme libre et fière.
Ces reptiles en vain, sifflant dans la poussière,
En vain sèment le trouble entre son ombre et moi!
Scélérats, contre vous elle invoque la loi!
Hélas! pour arracher la victime aux supplices,
De mes pleurs chaque jour fatiguant mes complices,
J'ai courbé devant eux mon front humilié,
Mais ils vous ressemblaient, ils étaient sans pitié.
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
Auprès d'André Chénier avant que de descendre
J'élèverai la tombe où manquera sa cendre,
Mais où vivront du moins et son doux souvenir
Et sa gloire, et ses vers dictés pour l'avenir!
Là, quand de thermidor la neuvième journée
Sous les feux du lion ramènera l'année,
O mon frère, je veux, relisant tes écrits
Chanter l'hymne funèbre à tes mânes proscrits;
Là souvent tu verras, près de ton mausolée,
Tes frères gémissants, ta mère désolée,
Quelques amis des arts, un peu d'ombre et des fleurs,
Et ton jeune laurier grandira sous mes pleurs.

**) Œuvres posthumes d'André Chénier von D. Ch. Robert und H. de la Touche, Paris 1826; Œuvres complètes, von denselben, Paris 1826, 2 Bände, neue Ausgabe 1840. Œuvres en prose d'André Chénier p. p. Becq de Fouquières, Paris 1872. Poésies d'André Chénier, von demselben, Paris 1862; Œuvres poétiques, herausgegeben von L. Moland, Paris 1884, 2 Bände, von E. Manuel, E. Rébelliau u. a. — Vergl. Villemain a. a. O. Les deux Chénier, 58e leçon. A. Laun, Dichtercharaktere (I. A. Chénier), Norden 1869. Becq de Fouquières, Documents nouveaux sur André Chénier, Paris 1875; Derselbe, Lettres critiques sur la vie et les œuvres d'André Chénier, Paris 1881. — F. Brenthel, André Chénier als Dichter und Politiker, Programm, Döbeln 1881; H. Seidel, André Chénier, eine Studie aus der französischen Litteraturgeschichte, Programm, Regensburg 1883.

nähert. Sein Versbau vereinigt die freie und kühne Bewegung der romantischen Dichter mit antiker Reinheit und Harmonie. Hier allein ist das Geheimnis seines großen Einflusses auf die Dichter der Romantik zu suchen, den Balzac in „Les deux Poètes" mit glühenden Zügen beschreibt. Chéniers Gedanken und Gefühle haben mit den begeisterten Träumereien der romantischen Jugend wenig gemein. Im Gegenteil weist er nachdrücklich auf die damals vernachlässigten Griechen, nicht auf das mittelalterliche Rittertum hin:

„Changeons en notre miel leurs plus antiques fleurs,
Pour peindre notre idée empruntons leurs couleurs,
Allumons nos flambeaux à leurs feux poétiques,
Sur des pensers nouveaux faisons des vers antiques."

Sein Traum von einem wiedererstandenen Altertum ging so wenig in Erfüllung, wie seine Hoffnungen auf Freiheit und Völkerglück. Aber seine dichterische Sprache drückte der Poesie der dreißiger Jahre ihre Spuren auf. Das letzte Gedicht, das Chénier im Kerker begann, lautet folgendermaßen:

Derniers vers d'un poète.

Comme un dernier rayon, comme un dernier zéphire
Anime la fin d'un beau jour,
Au pied de l'échafaud, j'essaye encor ma lyre,
Peut-être est-ce bientôt mon tour;
Peut-être avant que l'heure en cercle promenée
Ait posé sur l'émail brillant,
Dans les soixante pas où sa route est bornée,
Son pied sonore et vigilant,
Le sommeil du tombeau pressera mes paupières
Avant que de ses deux moitiés
Ce vers que je commence ait atteint la dernière,
Peut-être en ces murs effrayés
Le messager de mort, noir recruteur des ombres,
Escorté d'infâmes soldats,
Remplira de mon nom ces longs corridors sombres.
. . . .

Dies unvollendete Lied ist nicht das beste, das aus Chéniers Leier hervorging. Die Scheu vor dem „mot propre", die preziöse Umschreibung des Fortschreitens der letzten Stunde (Vers 5—8), ist noch ein Vermächtnis der höfischen Dichtung Ludwigs XIV. Erst Victor Hugo darf mit dem Wortgetändel aufräumen, nachdem er seinen „Cromwell" mit dem prosaischen Vers begonnen:

„Demain, vingt-cinq juin mil six cent cinquante-sept"

und im „Hernani" auf die Frage: Quelle heure est-il? die natürliche Antwort im gleichen Vers gegeben hat: „Minuit".

d) Béranger.

Jean-Pierre de Béranger (1780—1857)*) wurde zu Paris im Hause eines Schneidermeisters, seines Großvaters mütterlicherseits, geboren und erhielt eine sehr unregelmäßige Erziehung. Sein Vater war ein Abenteurer, der sich für adlig ausgab und bald als Buchhalter, bald als Notar, dann als Bankier, endlich als Inhaber eines öffentlichen Lesezimmers erscheint. Nach dem Bastillesturm wurde Jean-Pierre nach dem ruhigen Péronne (Pikardie) gebracht, wo seines Vaters Schwester ein kleines Wirtshaus besaß. Bei dieser vaterländisch gesinnten und frommgläubigen Tante wuchs Béranger heran; er kam zu einem Goldarbeiter, dann zu einem Buchdrucker in die Lehre und suchte die Lücken seiner Bildung nach Kräften auszufüllen, bis ihn sein Vater wieder nach Paris mitnahm (1796). Nach kurzer Zeit endeten die Spekulationen und royalistischen Umtriebe Vater Bérangers mit einem großen Krach. Der Jüngling lernte jetzt die Not kennen. Aber sein dichterischer Genius war erwacht. Jene gesunde „gaîté qui n'offense pas la tristesse", mit der eine gute Fee ihn in der Wiege beschenkt hatte, und die ihn niemals verließ, half ihm über die Enttäuschungen hinweg: es giebt nichts Anmutigeres und nichts Französischeres, als die Lieder, in denen er später die Erinnerungen an diese Jahre der Brotlosigkeit und der Sorglosigkeit heraufbeschwört, z. B. „Le Grenier", „Mon Habit", „Les cinquante écus" etc.

In engem Dachstübchen schrieb Béranger Oden, Idyllen, Satiren, Méditations poétiques. Er plante ein großes Nationalepos „Clovis". Die Muse Chateaubriands hatte ihn begeistert, aber sie gab ihm kein Brot. Da wandte er sich 1803 an den schriftstellerisch thätigen Lucien Bonaparte, den Bruder des neuen Gewalthabers. Dieser nahm sich seiner an und wies ihm seine Bezüge als Mitglied des „Institut" (1000 Franken) bis auf weiteres zu. Ohne diese Wohlthat wäre Bérangers urwüchsiges Talent vielleicht verkommen. Er hat auch sein Leben lang dem Wohlthäter gedankt.**)

---

*) Bérangers Selbstbiographie erschien 1858 in den Œuvres complètes, herausgegeben von Perrotin, 8 Bände. A. Arnould, Béranger, ses amis, ses ennemis et ses critiques, Paris 1864, 2 Bände. J. Janin, Béranger et son temps, Paris 1866, 2 Bände. — Vergl. Sainte-Beuve, Causeries du lundi, II. 280 ff., und Nouveaux portraits littéraires, I. 77 ff. Correspondance de Béranger, recueillie par P. Boiteau, Paris 1859 ff., 4 Bände, mit etwa 1100 Briefen u. dgl. Schulausgaben ausgewählter Lieder von A. Kühne, Berlin 1875, G. Völcker, Leipzig 1877, W. Hasper, Berlin 1882, J. Sarrazin, Bielefeld 1885, M. Hartmann, Leipzig 1888. — Nachdichtungen Bérangers sind in Deutschland sehr häufig. Z. B.: von L. S. Rubens, Bern 1839—40, 2 Bände; 2. Auflage unter des Verfassers richtigem Namen Ludwig Seeger, Stuttgart 1859, 2 Bände; von L. G. Silbergleit, 2 Auflage Berlin 1865; von A. Laun, Bremen 1869; Letzte Lieder von Julius Rodenberg, Hannover 1858; Ausgewählte Lieder von E. Mewes, Programm Groß-Glogau 1883; von G. Legerlotz, Aus guten Stunden, Salzwedel 1886, pag. 26 ff.

**) Er erzählt dies in der „Dédicace des chansons nouvelles et dernières à M. Lucien Bonaparte, Prince de Canino" (1833).

Um 1809 erhielt der Schützling Lucien Bonapartes eine bescheidene Anstellung in der Universitätskanzlei und bekleidete dieselbe bis zum Erscheinen der zweiten Sammlung seiner Chansons (1821). Die aus dieser Zeit stammenden Lieder besingen nach alter Gewohnheit meist den Wein, die Liebe und das Vergnügen. Nur der „König von Yvetot" (1813), eine sehr harmlose Satire auf den Ehrgeiz des Kaisers, läßt den politischen Chansonnier durchblicken, der sich in den Parteikämpfen der Restauration zu einer namhaften Macht erheben sollte. Die Gesellschaft „Caveau", die sich damals unter dem Vorsitze Désaugiers' versammelte,*) nahm Béranger auf und ließ seine ersten Lieder in dem Vereinsblatt „le Caveau" drucken.

Unterdessen hatte Bérangers Stunde geschlagen. Der Traum des Kaisertums war verschwunden, Frankreich zerschmettert und von den „Heeren der Könige" überschwemmt. Die Kraft des Volkes war erschöpft, man mußte Atem schöpfen, um die gewaltsam unterbrochene Fortschrittsbewegung wieder aufzunehmen. In solchen Zeitpunkten des Halts und der Sammlung hören die Völker gern auf die Stimme des Dichters, der ihre Erinnerungen und ihre Hoffnungen besingt. Wenn dieser Dichter neben den Meinungen und Neigungen der Zeit gleichzeitig die eigentümlichen Seiten des Volkscharakters vertritt, wenn er um alle Völker und alle Zeiten ein geistiges Band zu schlingen sucht, dann verdient er, daß seine Verse auf den Flügeln des volkstümlichen Gesanges Fröhlichkeit, Trost und Begeisterung überallhin tragen, wo man ihre Sprache versteht. Solch ein Sänger war Béranger. Er hat die Chanson veredelt, ohne Mutwillen und Leichtfertigkeit daraus zu verbannen, er hat in der traurigen Rückschrittszeit den gedrückten Franzosen Trost durch Gesang gespendet, indem er altbekannten Volksweisen seine Liedertexte anpaßte.

Zunächst richtete er die unerbittliche Schärfe seiner Chansons gegen die Bourbonen (La Cocarde blanche, Le Sacre de Charles le Simple), gegen die dünkelhaften heimgekehrten Aristokraten (Le Marquis de Carabas), auch gegen die Geistlichkeit (Les Missionnaires, Les Capucins). Dann stellte er dem Jammer der Gegenwart die ruhmvolle Kaiserzeit und die Riesengestalt des von seinen Kriegern angebeteten Schlachtenlenkers entgegen:

Il fatiguait la Victoire à le suivre,
Elle était lasse, il ne l'attendit pas.

---

*) Über den „Caveau" vergl. Seite 176. Marie Antoine Madeleine Désaugiers (1772—1827), ursprünglich zum Theologen bestimmt, war ein leichtfertiger, von übermütigem Witz sprudelnder Dichter. Außer etwa hundert Possen und Vaudevilles hat Désaugiers drei Bände Chansons herausgegeben (1808—1816), welche gutmütigen Frohsinn und Sinnengenuß atmen. Unter seinen bekanntesten Liedchen sind u. a. zu nennen: „M. et Mme Denis", „Les Plaisirs du dimanche", „Le Prisonnier pour dettes".

Und weiter:

Grand de génie et grand de caractère,
Pourquoi du sceptre arma-t-il son orgueil?
Bien au-dessus des trônes de la terre
Il apparaît brillant sur cet écueil.
Sa gloire est là comme le phare immense
D'un nouveau monde et d'un monde trop vieux.
Pauvre soldat, je reverrai la France:
La main d'un fils me fermera les yeux.

Zu den patriotischen Liedern, welche die Napoleonsvergötterung in allen Volksschichten wach erhielten und unwissentlich dem Aufkommen des dritten Napoleon vorarbeiteten, zählen z. B. „Les Souvenirs du Peuple“, „Le Cinq Mai“, „Le Vieux Drapeau“, „Il n'est pas mort“, „Le Matelot breton“.

Es gehörte ein hoher Grad von Unempfindlichkeit dazu, um sich nicht im Herzen bewegt zu fühlen, wenn der schlichte Patriot Béranger den Ruhm und das Unglück der Napoleonischen Veteranen und der dreifarbigen Fahne besingt („Le Vieux Caporal“, „Le Vieux Drapeau“, „Le Vieux Sergent“), wenn er zur edelsten Vaterlandsliebe sich aufschwingt („Le Violon brisé“, „Waterloo“, „Le Prisonnier de guerre“), wenn er die Fahne des verbrüderten Menschengeschlechts aufpflanzt („La Sainte Alliance des peuples“), wenn er zu den Verzweiflungskämpfen der Griechen und der Polen die leidenschaftlichsten Töne seiner Leier erklingen läßt („Psara“, „Poniatowski“). Ein andermal predigt er heiteren Lebensgenuß („Le Dieu des bonnes gens“, „Roger Bontemps“), oder besingt den Wein und das Liebchen; denn seine Lebensweisheit ist keine tiefe:

Dire au ciel: Je me fie,
Mon père, en ta bonté;
De ma philosophie
Pardonne la gaîté;
Que ma saison dernière
Soit encore un printemps;
Eh gai! c'est la prière
Du gros Roger Bontemps.

Selten hat er die engen Grenzen der alten Chanson verlassen, aber er hat mitunter ernste Träumereien seines gereiften Dichtergeistes Gesängen anvertraut, für die Benjamin Constant die Ehren der Ode in Anspruch nahm. (Man lese z. B. „Les Étoiles qui filent“, „Le Juif errant“, „La Fille du peuple“, „Souvenirs d'enfance“, und viele anderen.) Nach der Julirevolution schritt Béranger wie Hugo, Sand u. a. bis zur reinen Demokratie mit sozialistischer Färbung vor („La Prédiction de Nostradamus“,

„Les Quatre Ages historiques“, „Jeanne la Rousse“, „Les Contrebandiers“).

Nach Herausgabe der zweiten Liedersammlung verlor Béranger sein Ämtchen, nach der dritten erlitt er eine empfindliche Geld- und Freiheitsstrafe, für die ihn freilich die Liebe des Volkes vielfach entschädigte. Die Begeisterung für ihn war in allen Kreisen um so größer, als Béranger, auf seinen Beruf als Chansonnier sich beschränkend, in den Zeiten der Stellenjägerei nach 1830 alle Anerbietungen von Ehren und Ämtern uneigennützig zurückwies („A mes amis devenus ministres“).

Auch die im Sturmjahr 1848 aufgedrungene politische Rolle wies er — klüger als Lamartine und Hugo — von sich und flüchtete vor seiner Volkstümlichkeit, um in tiefster Zurückgezogenheit seinen Lebensabend zuzubringen. Er starb 1857 wenige Monate nach der treuen Genossin, welche er in seinen Liedern unter dem Kosenamen „Lisette“ besungen und mit welcher er fünfundvierzig Jahre lang ohne eheliches Band gelebt hatte. Er hinterließ in seinem Volke ein fleckenloses und ruhmvolles Andenken:

„Bénis ton sort. Par toi la poésie
A d'un grand peuple ému les derniers rangs;
Le chant qui vole à l'oreille saisie
Souffla tes vers même aux plus ignorants.
Vos orateurs parlent à qui sait lire;
Toi, conspirant tout haut contre les rois,
Tu marias, pour ameuter les voix,
Des airs de vielle aux accents de la lyre.“
Adieu, chansons! mon front chauve est ridé.
L'oiseau se tait; l'aquilon a grondé.
(„Adieux, Chansons!“)

Auf eine Gattung beschränkt, die vor ihm in der Litteratur kaum zählte, ist es Béranger dank seiner Vielseitigkeit und seinem ungekünstelten Humor gelungen, alle Stimmen für sich zu gewinnen, die Parteikämpfe, deren Tyrtäos er war, zu überdauern und sich in der besten Bedeutung des Wortes zum volkstümlichsten Mann in Frankreich zu machen. Das allein stellt ihn den Dichtern ersten Ranges gleich.

---

3. Epos, Roman und Novelle.

a) Parseval de Grandemaison, Lebrun de Charmettes 2c.

Das Epos fristete in jenem wahrhaft epischen Zeitalter unter Parseval de Grandemaison, Lebrun de Charmettes, Luce de Lancival und den verschiedenen Dichtern der beschreibenden Schule ein Schattendasein, um schließlich an Entkräftung zu sterben. Parsevals Epos in 12 Gesängen

„Philippe-Auguste“ (1825) erzählt die Geschichte dieses Königs in recht glatten Versen und verdirbt sich durch „epische Maschinerie“ nicht mehr, als die Regeln des guten Geschmacks verlangten. Lebrun de Charmettes besingt die Jungfrau von Orléans in den 28 Gesängen seiner „Orléanide“ (1819). Es wäre sehr zu wünschen gewesen, daß der Verfasser dem Dichter der „Pucelle“ an Talent ebenso überlegen wäre, wie an Moralität.

b) Mme de Genlis, Mme de Flahault-Souza, Mme Cottin, Frau von Krüdener.

Im Roman lebt das achtzehnte Jahrhundert unverändert weiter. Leichtfertige Plattheit, hie und da von Sentimentalität überhaucht, oder langweilige Moralität, das sind die Merkmale der von Damen gedichteten Romane des Kaiserreichs.

Die Gräfin von Genlis*) (1746—1830), in ihrer Jugend Geliebte des Herzogs von Orléans (Égalité) und „gouverneur“ seiner Kinder, dann Mitglied des Jakobinerklubs, hierauf Emigrantin und Pensionärin Bonapartes, endlich Parteigängerin der strengkatholischen Reaktion, hielt sich stets auf der geistigen Höhe des Pöbels von Stande. Ihre Romane (sie hat etwa 100 Bände geschrieben) schildern das Leben eines Teils der „guten Gesellschaft“, wie später in spannenderer Form Paul de Kock dasjenige des Pariser Volks. Ihre giftigen Memoiren sind das, was man pikant zu nennen pflegt.

Als Romanschriftstellerinnen sind noch zu nennen die Gräfin Adèle de Flahault (1761—1836), die sich nach ihres Gatten Hinrichtung mit dem portugiesischen Gesandten de Souza wiederverehelichte („Adèle de Sénanges“, „La Comtesse de Fargy“ u. a.),**) ferner die durch eine rührende Erzählung „Élisabeth ou les Exilés de Sibérie“ (1806) zu europäischem Ruf gelangte Madame Cottin geb. Sophie Ristaud (1773—1807), noch heute ein Liebling empfindsamer junger Damen, und endlich die abenteuerliche Baronin Julie von Krüdener (1766—1825). Von ihrem Gatten, einem russischen Diplomaten, völlig getrennt, machte Frau von Krüdener bis zu Napoleons Thronbesteigung in der lockeren Pariser Gesellschaft viel von

---

*) Über sie vergl. Sainte-Beuve, Causeries du Lundi, III, 1 ff. Mme de Genlis verfolgte zeitlebens Mme de Staël mit scharfer Feder. — „Mélanide ou la femme philosophe“ war gegen „Delphine“ gerichtet, worauf Frau von Staël mit einer günstigen Beurteilung des Romans „Mademoiselle de Clermont“ (1802) antwortete. Für die Kinder von Philippe Égalité schrieb sie ein „Théâtre d'éducation“, Paris 1779, 4 Bände. Ihre „Mémoires“, Paris 1825, 10 Bände, enthalten boshafte Ausfälle auf viele hervorragende Zeitgenossen.

**) Sainte-Beuve behandelt in den Portraits de femmes (4. Band der Portraits littéraires) Madame de Souza und Frau von Krüdener. Über die Bekehrung der letzteren zum Mystizismus vergl. Lady Blennerhasset, a. a. O. Band III, 297 ff., nach Ch. Eynard, Vie de Mme de Krüdener, I. Band. — Die gesammelten Werke der Mme Cottin erschienen Paris 1806 in 8 Bänden.

sich reden. Der Roman „Valérie“ (1803) baut sich auf eigenen Erlebnissen der schönen Livländerin auf.

c) Xavier de Maistre.

In der harmlosen sentimentalen Erzählung leistete Graf Xavier de Maistre (1760 oder 1764—1852), ein Bruder des entschlossenen Reaktionärs Joseph de Maistre, hervorragendes.*) Das Talent des jungen Offiziers that sich in der während eines sechswöchentlichen Stubenarrestes in Turin entstandenen Plauderei „Voyage autour de ma chambre“ kund (1794). Nachdem das Reich Sardinien der französischen Republik einverleibt worden war, trat Xavier de Maistre in russische Dienste und focht unter Suwarow. Die 1811 niedergeschriebene Erzählung „Le Lépreux de la Cité d'Aoste“ wurde zugleich mit dem Erstlingswerk des Verfassers 1817 in Frankreich bekannt. Später entstanden, gleichfalls aus Selbsterlebnissen, die rührenden Erzählungen „Les Prisonniers du Caucase“ und „Prascovie ou la jeune Sibérienne“. Das junge Heldenmädchen aus Sibirien hatte gegen Ende von Pauls I. Regierung die übermenschlichen Strapazen einer Reise zu Fuß von Tobolsk nach Petersburg nicht gescheut, um für ihre verbannten Eltern um Gnade zu flehen. Hier schilderte Xavier de Maistre nach der Natur. Bei der Darlegung russischer Verhältnisse, sowie des Lebens der nach Sibirien Deportierten wird er im lautersten Sinn des Wortes zum Realisten.

Zweiter Abschnitt.

Die Zeit des Romantizismus bis etwa 1840.

A. Vorläufer der Romantiker.

Die Namen Chateaubriands und der Frau von Staël, „diese doppelte Triumphsäule an der Pforte des Jahrhunderts“, Nebenbuhler im Beginn ihres Ruhmes, jetzt in der dankbaren Erinnerung der Nachwelt unzertrennlich verbunden, vertreten die Gesamtheit der großen dichterischen Anregungen, die in dem Zeitraume von 1800—1830 in Frankreich auf die geistige Entwickelung gewirkt und den Romantikern kräftig vorgebaut haben. Die

*) Über Xavier de Maistres Geburtsjahr vergl. Einleitung zur Ausgabe der „Jeune Sibérienne“ von O. Dickmann, Berlin 1879, welche auch sonst kritisches Material enthält. — Die erste Ausgabe der gesammelten Werke Xaviers gab Valéry heraus, Paris 1825, 3 Bände. Später: Œuvres complètes du Comte Xavier de Maistre p. p. Sainte-Beuve, Paris 1876, 3 Bände. Œuvres inédites p. p. Eug. Réaume, Paris 1877, 2 Bände, mit Bibliographie. Sainte-Beuve, Portraits littéraires, II. Band (gelegentlich der Anwesenheit Xavier de Maistres in Paris 1839). Ad. Ey, Xavier de Maistre, Herrigs Archiv, Band LXXIII, pag. 273 ff.

Reaktion des ritterlichen und religiösen Geistes gegen die unfruchtbaren Abstraktionen des Voltaireschen kalten „Menschenverstandes“ drängt sich in dem Sänger des „Geistes des Christentums“ zusammen. Erst auf langen Umwegen kehrte Chateaubriand zu den Bestrebungen des gesellschaftlichen und menschlichen Fortschrittes zurück, welche die wesentliche Triebkraft neuzeitiger Bildung enthalten. Die Tochter des freigesinnten protestantischen Ministers Necker, die Freundin A. W. Schlegels, konnte diese Umwege vermeiden. Ohne die Leidenschaften und Ausschreitungen der Revolution zu billigen, überlieferte Frau von Staël dem auf den Trümmern der alten Zustände heranwachsenden Geschlecht den unverwüstlichen Keim geistigen und sittlichen Fortschritts, der sich unter den Verirrungen des achtzehnten Jahrhunderts barg, und befruchtete ihn dadurch, daß sie nachdrücklich auf die philosophische und poetische Bewegung der germanischen Völker hinwies und dem französischen Geiste einen neuen Lebensquell erschloß.

1. Madame de Staël.

Anne Louise Germaine Baronin von Staël-Holstein (1766—1817), wurde in Paris als Tochter des Genfer Bankiers Necker geboren. In ihrer Jugend genoß sie den doppelten Vorteil einer sittlich ernsten Erziehung und aller Anregungen der besten Pariser Gesellschaft. Denn Männer wie Grimm, Marmontel, Thomas, Raynal, Gibbon verkehrten im Salon der geistvollen Madame Necker und fanden Vergnügen daran, den Geist des frühreifen Kindes durch Fragen und Bemerkungen zu wecken.*) Es war die Zeit, da der Einfluß von Rousseaus Naturschwärmerei dem Skeptizismus Voltaires entgegen zu wirken begann, die Zeit der durch die „neue Heloise“ geweckten Empfindsamkeit. Alle Jugendarbeiten der Tochter Neckers, Dramen und Novellen, die erst nach ihrer Verheiratung erscheinen durften, tragen dieses Gepräge. Die 1788 erschienenen „Lettres sur Jean-Jacques“**)

---

*) Über die Familie vergl. J. Hermann, Zur Geschichte der Familie Necker, Berlin 1886. Den Salon der Mme Necker schildert am besten Taine im ersten Bande der Origines de la France contemporaine. — Vergl. Mme Necker de Saussure, Notice sur le caractère et les écrits de Mme de Staël. Baudrillart, Éloge de Mme de Staël, Paris 1850. Norris, Life and times of Mme de Staël, London 1853. O. d'Haussonville, Le salon de Mme de Staël, Paris 1880—82, 2 Bände. A. Stevens, Mme de Staël, her life and her times, London 1881, 2 Bände. E. Caro, Mme de Staël, I. Band von Hachettes Grands écrivains français, Paris 1886. Em. Faguet, Mme de Staël, Paris 1887. Lady Blennerhassett, Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Litteratur, Berlin 1887—89, 3 Bände. (Vergl. auch Benjamin Constant, Journal intime, Revue internationale, Januar—März 1887.) Erste Ausgabe ihrer Œuvres complètes, herausgegeben von ihrem Sohn August v. Staël, Paris 1821, 17 Bände.

**) Daß diese Schrift in Deutschland beachtet wurde, beweist eine 1789 in Leipzig erschienene Übersetzung. Aus den unter dem Titel Recueil de Morceaux détachés, Lausanne 1795, erschienenen Jugendarbeiten Frau von Staëls übersetzte Goethe das Essai sur les fictions im zweiten Stück der „Horen“ für 1796.

stimmen das leidenschaftliche Loblied des Mannes an, dessen Zauberworten die junge Dichterin ihre erste Begeisterung verdankte.

Im Jahr 1786 erhöhte ihre Heirat mit dem schwedischen Gesandten in Paris, Baron von Staël-Holstein, den Glanz ihrer gesellschaftlichen Stellung. Indessen war die junge Kalvinistin nicht dazu geschaffen, in einer Konvenienz-ehe ihre Befriedigung zu finden. Schmerzliche Sehnsucht nach wahrhaftem Glück des Herzens spricht aus allen ihren Dichtungen, namentlich aus „Delphine" und „Corinne". Die Revolution traf die Dichterin im Mittelpunkt der glänzendsten Gesellschaft der Hauptstadt. Ihren Vater innigst verehrend, teilte sie von vornherein dessen gemäßigt freisinnige Ansichten, um dann in ihren Zugeständnissen an die revolutionären Ideen weiter zu gehen. Erst in der Mordwoche des September 1792 verlies sie Paris, nachdem ihr Gatte schon zu Anfang des Schreckensjahres abberufen worden war, und sie mit der ihrem Charakter eigentümlichen Verachtung von Mühe und Gefahr im schwedischen Gesandtschaftshaus mehr als einen Verdächtigen und Verfolgten gerettet hatte. Sie flüchtete zu ihren Eltern nach dem Familiengut Coppet am Genfersee, begab sich alsbald nach England, dem geistigen Mittelpunkte der Emigranten, und kehrte schon im Sommer 1793 nach Coppet zurück. Es begann die Reihe ihrer politischen Schriften mit „Réflexions sur le Procès de la Reine" (1793) und zwei Abhandlungen über den Frieden. Die in England begonnene Schrift „De l'influence des passions sur le bonheur des individus et des nations" (1796) spricht von dem revolutionären Fanatismus wie von einer Naturkraft, deren die Vorsehung sich bedient, um die Formen der Gesellschaft zu verjüngen, und giebt den republikanischen Formen vor der Verfassung Englands noch den Vorzug. Das Werk „De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales" (1800) zeigt an der Hand der Kulturgeschichte die unendliche Vervollkommnungsfähigkeit (perfectibilité) des menschlichen Geschlechts gegenüber der reaktionären Entmutigung, die sich um die Zeit des Bonaparteschen Staatsstreichs der Gemüter zu bemächtigen anfing. Sie weist zum ersten Mal auf die Litteratur als Pulsschlag der Zeit hin.

Von dem Erscheinen dieser Schrift an ist Frau von Staël eine geistige Macht, schon hier eröffnet sie einen Ausblick auf das geistige Leben Englands und Deutschlands. Dieses Auftreten brachte sie einerseits in Gegensatz zu der durch Chateaubriand vertretenen katholischen Reaktion und verfeindete sie andererseits mit dem mächtigen Kriegsmann, welcher nach der Erbschaft der Revolution die Hand ausstreckte. Denn das Buch enthielt eine nicht ungefährliche Stelle über despotische Charaktere; auch in ihrem Briefwechsel schonte Frau von Staël den Machthaber nicht. So wurde die schwedische Gesandtin für Napoleon bis zu seinem Sturz ein Gegenstand steter Sorge und steter Verfolgung.

Sie begab sich Ende 1803 nach Weimar, dann nach Berlin. Im Umgange mit Schiller, Goethe, Wieland, Humboldt, Schlegel und anderen

Dichtern und Gelehrten ging ihr da ein neuer Gesichtskreis auf. Sie fesselte A. W. Schlegel als Erzieher ihrer Söhne und als ihren Führer „im Labyrinth deutscher Gedankenwelt" dauernd an sich und kehrte erst beim Tod ihres hochherzigen Vaters nach Coppet zurück. Hier entstand die Gelegenheitsschrift „Du caractère de M. Necker et de sa vie privée" (1804), ein prächtiges Denkmal verständnisvoller Kindesliebe. Eine 1805 unternommene Reise nach Italien brachte den Plan ihres dichterischen Meisterwerks „Corinne" zur Reife. Doch vermißte Frau von Staël schmerzlich das Gewühl von Paris, in dem sie aufgewachsen und dem sie durch kaiserliches Machtgebot auf vierzig Stunden fernbleiben mußte. Unruhig umkreiste sie die Hauptstadt, wagte sogar 1806 sie unerkannt zu betreten, um bei Mondschein längs der Gosse der einst von ihr bewohnten Rue du Bac zu lustwandeln, die sie den großartigen Alpenlandschaften und dem Genfersee vorzog. Sie wurde schließlich nach Coppet verwiesen und vom Präfekten von Genf als staatsgefährlich bewacht. Ein glänzender Hof von Dichtern und Gelehrten, A. W. Schlegel, Benjamin Constant, Sismondi, Zach. Werner, der Däne Oehlenschläger, V. v. Bonstetten, umgaben „unsere liebe Frau von Coppet". Das beabsichtigte Erscheinen ihres Buches „De l'Allemagne" (1810) brachte die drohende Katastrophe herbei: der Polizeiminister Savary ließ, noch ehe die Zensur ihr endgiltiges Urteil über einzelne Stellen abgegeben, die ganze Auflage (10000 Exemplare) einstampfen und die Verfasserin, die zur Überwachung des Druckes in Blois weilte, auf immer des Landes verweisen.*) Nach zweijährigem Aufenthalt in ihrem Schloß Coppet reiste Frau von Staël, der Plackereien müde, heimlich über Wien und Petersburg nach Stockholm, wo Bernadotte ihrer Söhne sich freundlich annahm, und ließ sich anfangs 1813 in England nieder. In London konnte das Buch „De l'Allemagne" endlich ungestört erscheinen. So hoch waren die Erwartungen gespannt, daß die ganze Auflage binnen drei Tagen vergriffen wurde. „In dem gegenwärtigen Augenblick thut das Buch einen wundersamen Effekt", schrieb Goethe. Es kam gerade um die Zeit der Schlacht bei Leipzig nach Deutschland.

Der Sieg der Verbündeten öffnete der geächteten Tochter Neckers die Rückkehr. Wie Chateaubriand widmete sie sich unter Ludwig XVIII. der Politik, um die Bourbons für die konstitutionellen Ansichten ihres Vaters, zu denen sie in ihren reiferen Jahren willig zurückgekehrt war, zu gewinnen.

---

*) „Il m'a paru que l'air de ce pays ne vous convenait pas", schrieb Savary am 30. Oktober 1810, „et nous n'en sommes pas réduits à chercher des modèles dans les peuples que vous admirez. Votre ouvrage n'est pas français, c'est moi qui en ai arrêté l'impression." Vergl. Lanfrey, Histoire de Napoléon, nouv. édition, Paris 1880, Band V. 302 ff. — Der Polizeiminister war rücksichtsvoll genug, dem unglücklichen Verleger der Frau von Staël den Erlös der aus dem eingestampften Papier gewonnenen Pappe (500 Fr.) einzuhändigen. Obwohl die Verfasserin von freien Stücken dem Manne 15000 Franken zusandte, war sein Bankrott nicht abzuwenden. Der Londoner Verleger Murray zahlte 1813 1500 Guineen Honorar.

Sie bekennt sich zu diesem System in ihren nachgelassenen „Considérations sur les principaux événements de la Révolution française“, (1818, 3 Bände), einem sehr beachtenswerten politischen Testament. Für sie beginnen die Neuzeit und der Fortschritt schon mit Wilhelms III. Thronbesteigung in England. Frau von Staël starb 1817 zu Paris, nachdem sie sechs Jahre zuvor mit einem jüngeren Manne sich wiedervermählt hatte.

Aus den Leistungen Frau von Staëls ragen drei Werke hervor: die Romane „Delphine“ und „Corinne“, in denen ein Stück vom Seelen- und Herzensleben der Dichterin enthalten ist, sodann die kulturgeschichtlichen Skizzen „De l'Allemagne“.

Der Briefroman „Delphine“ erschien um die Zeit, da der Tod des Barons von Staël der liebeleeren Konvenienzehe ein Ende machte (1802). Er behandelt die Liebe einer unabhängigen, schönen jungen Witwe zu dem Edelmanne Léonce de Modonville. An der emanzipierten Freigeisterei und dem Verachten aller gesellschaftlichen Rücksichten und Gebräuche seitens der tief fühlenden und wahrhaft edlen Delphine scheitert die Verbindung. Léonce zieht die Vernunftehe mit einer dem Herkommen sich fügenden und weniger lebhaft empfindenden Dame vor und vernichtet dadurch sein und Delphinens Glück.

Auch „Corinne“ (1807) stellt ein der Zeit und dem Herkommen vorangeeiltes Weib dar. In Rom lernt Lord Oswald Nelvil die vielumjubelte, geheimnisvolle Dichterin Corinna kennen; bald wird sie ihm eine Führerin durch die Kunstschätze des Altertums und der Renaissance, an denen die ewige Stadt überreich ist. Oswald faßt eine heftige Liebe zu dem hochbegabten Mädchen aus der Fremde. Obwohl er durch den letzten Willen seines Vaters einer englischen Braut bestimmt ist, wirbt er um Corinna. Nun gesteht ihm diese, sie sei die Schwester jener Lucile Edgermont; nach dem Tode ihres Vaters, der in zweiter Ehe ein fühllose, hauswirtschaftliche Engländerin geheiratet hatte, habe sie das unwirtliche England verlassen, dessen kleinliche Steifheit wie ein bleierner Mantel auf ihr lastete, um auch die Stiefmutter von der Gegenwart eines Wesens zu befreien, dessen hochaufstrebender Geist und Genius unweiblich und shocking vorkam. In Italien erwachte dann die Künstlerin und Dichterin in ihr, der Tochter einer Römerin. Oswald scheut sich, wie Léonce in „Delphine“, der Gesellschaft und der Konvenienz zu trotzen. Er kehrt nach England zurück, wo die Trennung ihr Werk vollendet, sobald er die alte Thätigkeit und die alte Umgebung wiederfindet. Als Gatte Luciles empfindet er häufig Gewissensbisse. Aber als er nach Jahren wieder zu Corinna eilt, trifft er eine Sterbende. Der Schluß ist so selbständig wie der ganze Roman: „Il fut dans un tel égarement, qu'on craignit d'abord pour sa raison et pour sa vie. Il suivit à Rome la pompe funèbre de Corinne. Il s'enferma longtemps à Tivoli, sans vouloir que sa femme et sa fille l'y accompagnassent. Enfin l'attachement et le devoir le ramenèrent auprès d'elles. Ils retournèrent ensemble en Angleterre. Lord Nelvil

donna l'exemple de la vie domestique la plus régulière et la plus pure. Mais se pardonna-t-il sa conduite passée? le monde, qui l'approuva, le consola-t-il? se contenta-t-il d'un sort commun, après ce qu'il avait perdu? Je l'ignore; je ne veux, à cet égard, ni le blâmer, ni l'absoudre".

In „Corinne" enthüllte die Dichterin ihr eigenes Innere. Auch ihr Herz unterlag im Kampf mit den starren Satzungen. Weder Beifall der Welt, noch die heiligen Genüsse der Kunst konnten sie trösten, sobald Natur und Herz ihr Recht geltend machten. „En cherchant la gloire, Corinne a toujours espéré qu'elle la ferait aimer". Um diesen Kern des Romans schlingt sich ein herrliches Gemälde Italiens, wie das Auge der Dichterin es schaute, und wie das Herz einer echten Künstlerin es fühlte und genoß.*)

In ungleich höherem Maße als „Corinne" ist das Buch „De l'Allemagne" als Reaktion gegen den einseitigen französischen Klassizismus zu betrachten. Benjamin Constants Übersetzung des „Wallenstein" (1809 vollendet) und Schlegels „Vorlesungen über die dramatische Kunst" stehen in innigem Zusammenhang mit dem Hauptwerke ihrer Freundin. Mündlich war das Buch in Weimar und Coppet durchgesprochen, ehe es im Druck erschien. Trotz einzelner unvermeidlicher Übertreibungen, welche die lebhafte Phantasie Frau von Staëls und die überraschende Neuentdeckung des „barbarischen Landes" mit sich brachten, bietet „De l'Allemagne" ein richtiges Bild vom geistigen Leben in jener Glanzzeit deutscher Wissenschaft und Litteratur. Schiller ist am besten erfaßt. Seine „Maria Stuart" hält Frau von Staël für das größte deutsche Drama. Unter den Philosophen nimmt Kant bei ihr die erste Stelle ein, wie Schiller unter den Dichtern.**)

---

*) Daß der einzige Franzose, der in „Corinne" vorkommt, eine höchst oberflächliche und lächerliche Persönlichkeit ist, wurde der für Italien begeisterten Dichterin im „Moniteur" als unpatriotisch vorgeworfen. Ist Villemains Vermutung annehmbar, daß Napoleon selbst der ungenannte Kritiker gewesen (vergl. Cours de littérature, Band IV, pag. 357; Blennerhassett, a. a. O. III, 151), so giebt dies dem blinden Haß gegen Frau von Staël einen bedeutsamen Hintergrund. — Eine deutsche Übersetzung der „Corinna" von Dorothea v. Schlegel erschien im gleichen Jahr wie die französische Ausgabe. Grillparzer hat unter dem Eindruck von „Corinna" seine „Sappho" gedichtet. — Gleichzeitig mit „Corinne" entstand der trostlose Roman „Adolphe" von Benjamin Constant (1816 gedruckt). „Corinne" ist die beste Wiederlegung von „Adolphe", obwohl in beiden Romanen das Liebesglück des Weibes an den starren Satzungen scheitert, weil sich der Mann ihnen unterwirft. „Adolphe" fesselt noch heute durch die Seelenmalerei nach dem Leben: „J'ai voulu peindre le mal que font éprouver même aux cœurs arides les souffrances qu'ils causent, et cette illusion qui les porte à se croire plus légers et plus corrompus qu'ils ne sont."

**) Man hat der Verfasserin die Abschnitte über die Philosophie absprechen wollen, weil eine Dame, die von Fichte in einer Viertelstunde einen Überblick über sein philosophisches System hören wollte und dann dasselbe vor dem Urheber im Ernst mit einer Geschichte von Münchhausen verglich (Blennerhassett, III, 69 ff.), unmöglich so treffende Urteile fällen könne. Gewichtige Kunstrichter wollen aber von einem anderen Verfasser für diese Abschnitte nichts wissen. Niebuhr urteilte über das Buch: „Die Kapitel über Goethe, Norddeutschland, Wien sind ausgezeichnet vortrefflich, und selbst die großen

Der Einfluß des Buches „De l'Allemagne“ ist fast unberechenbar gewesen. Die verständnisvolle Beschäftigung mit deutschen Denkern und Dichtern jenseits des Rheins schreibt sich unstreitig von ihm her.

2. Chateaubriand.

Hatte Frau von Staël durch Hinweis auf die Vorbilder im Ausland und durch Bekämpfung des inhaltsleeren Formalismus der neueren Dichtung neues Lebensblut zugeführt, so sollte Chateaubriand auf Rousseau und die Naturschwärmer zurückgreifen, um ihr von neuem wahres Gefühl und innige Begeisterung einzuhauchen.

Die Lebensgeschichte Chateaubriands werden wir ebenso genau verfolgen müssen, als die der Frau von Staël, da auch bei ihm die einzelnen Werke aufs engste mit dem Lebensgang des Verfassers zusammenhängen.*) Zudem sind wir durch die sehr ausführlichen Mémoires d'outre-tombe (12 Bände, 1849) über die Jugendjahre des Dichters vorzüglich unterrichtet.

François René, Vicomte de Chateaubriand (1768—1848), geboren zu Saint-Malo, war der jüngere Sohn einer der ältesten und stolzesten Familien der Bretagne. Von allen Gütern der Vorfahren hatte der Vater des Dichters nur eine alte, malerische Ritterburg zurückgekauft, in romantischer Einsamkeit unter Eichenwäldern gelegen, den ehrwürdigen Überresten der durch die Gralsage bekannten forêt de Brécilien, welche die Phantasie des Mittelalters einst mit Feen und Zauberern bevölkerte. Unter diesen Erinnerungen einer poetischen Vergangenheit, in der Stille der Wälder und am Gestade des Meeres entwickelte sich in der Seele des jungen Chateaubriand frühzeitig jenes tiefe und begeisterte Naturgefühl, dem später seine Meisterwerke ihren eigentümlichen Zauber verdankten (Mém. I. pag. 106 bis 109). Die Pläne seines Vaters, ihn in der Marine oder in höheren Kirchenämtern unterzubringen, scheiterten an Renés Abneigung gegen jeden Zwang. Das Erwachen des Dichtergenius kündigte sich in dem jungen Einsiedler durch eine unbestimmte, verzehrende Sehnsucht an, die ihm fast

---

Fehlgriffe und Versehen bei einzelnen Notizen beweisen, daß das Buch nichts weniger als Schlegeln in ihrem Namen angehört. Er kann es nicht einmal vor dem Druck durchgesehen haben. Von Goethe redet sie mit einem gewaltigen Respekt, welches ihrer Kapacität bewunderungswürdige Ehre macht.“ (Brief vom 25. Januar 1814 an Dr. Hensler).

*) Erste Gesamtausgabe von Ladvocat, revue par l'auteur lui-même, Paris 1826 ff., 31 Bände; von E. de Gosselin, 1836 ff., 25 Bände, dazu Mémoires d'outre-tombe, 1849, 12 Bände. Vollständige Gesamtausgabe von Sainte-Beuve, Paris 1859—61, 12 Bände. Man vergl. desselben Chateaubriand et son groupe littéraire sous l'Empire, Paris 1860, 3. Auflage 1873; ferner F. A. Villemain, Chateaubriand, sa vie, ses écrits, son influence littéraire et politique, nouv. éd. Paris 1858. Marcellus, Chateaubriand et son temps, Paris 1859; A. Vinet, Études sur la littérature française etc., Band I; G. Brandes, Die Litteratur des XIX. Jahrhunderts, I. Band: Die Emigrantenlitteratur, 2c. 2c.

Werthers Schicksal bereitet hätte. Ein „fantôme d'amour“, wie er es nannte, entzündete seine Einbildungskraft und raubte seinen Nächten den Schlaf; er berauschte sich in Träumen von Liebe, Ruhm und Glück, um in Verzweiflung zu erwachen.

Endlich mußte der gelehrte bretonische Landjunker seine verzauberten Wälder verlassen und dem allgemeinen Zuge nach Paris folgen. So fand ihn die Revolution als Lieutenant. Er war bei Hofe vorgestellt, mit den Schöngeistern der Hauptstadt befreundet und im besten Zuge, durch den Pariser „Musenalmanach“, dessen Mitarbeiter er geworden war, einen bequemen Weg in die Akademie zu finden. Im Herzen den neuen Meinungen nicht abhold, fühlte er sich gleichwohl durch die Bande des Bluts, sowie durch seine aristokratischen Gewohnheiten an das alte régime gebunden. Die phantastischen Neigungen seiner Knabenzeit erwachten mit neuer Stärke: im Jahre 1790 verließ er Frankreich, um die nordwestliche Durchfahrt durch die Hudsonsbai aufzusuchen und in den Urwäldern Amerikas dem Ideal zu begegnen, dem er im Gewühl der europäischen Gesellschaft vergeblich nachjagte. Es verlohnt sich der Mühe, ihm in seinen Memoiren (I. pag. 236—340) und in seinen „Erinnerungen“ durch diese poetischen Wanderungen zu folgen, die ihn vom Niagara bis nach Louisiana führten, wobei er die Freuden und Mühen eines Indianertrupps teilte und darüber Europa, Frankreich, die Revolution gänzlich vergaß. Dort im Rauschen der Urwälder und im Gebrause der Ströme Amerikas fand er jene zauberischen Töne, die in den Erstlingsfrüchten seines Talents, in „Atala“, in „René“, im „Génie du christianisme“ die „große Litteratur“ des Jahrhunderts verkündigen sollten. Dort verwirklichte er für sich den von Rousseau, Bernardin de St. Pierre und allen schwärmerischen Seelen des achtzehnten Jahrhunderts erträumten Naturzustand. Erst die Nachricht von der Flucht des Königs entriß Chateaubriand diesem Arkadien. Der Chevalier erwachte im Naturmenschen nach Rousseau. Er kehrte nach Europa zurück, um mit Condés Truppen den militärischen Spaziergang mitzumachen, der den „revolutionären Fastnachtsscherz“ beenden sollte. Bei Thionville verwundet und tötlich erkrankt, gelang es ihm kaum, von allen Hilfsmitteln entblößt sich nach England zu retten. Kein Leiden der Verbannung ward ihm in den sieben Jahren seines Aufenthalts voll Not und Entbehrung erspart, aber seine Kraft wuchs im Unglück. Der Tod seiner schwer geprüften Mutter, die mehrere Kinder auf dem Blutgerüst verloren hatte, traf mit dem unerwarteten Ende seiner Schwester zusammen, um den armen Flüchtling im tiefsten Innern zu erschüttern: „J'ai pleuré et j'ai cru.“ Von da ab fühlt sich Chateaubriand zum schriftstellerischen Wiederhersteller des geächteten Christentums berufen.

Sein skeptischer „Essai politique et moral sur les révolutions anciennes et modernes“ (London 1797, 2 Bände) hatte ihn zugleich mit dem Indianerepos „Les Natchez“ in England beschäftigt. Nach dem 18. Brumaire

konnte er ins Vaterland zurückkehren und zunächst einzelne Abschnitte aus dem Epos veröffentlichen. „Atala“ und „René“ (1801 und 1802) machten ihn plötzlich zum berühmten Mann, und „L'esprit du christianisme“, von ganz anderer Tendenz wie das „Essai“, eroberte ihm Napoleons Gunst, weil dieser gerade damals mit der Kirche Frieden schloß (1802). Chateaubriand wurde Botschaftssekretär in Rom, dann Gesandter in Wallis. Der Mord des Herzogs von Enghien veranlaßte ihn jedoch, seine Entlassung einzureichen (1804). Zwei Jahre später begab sich Chateaubriand nach dem Süden, um auf dem klassischen Boden, der einst das Blut der Märtyrer getrunken, in den poetischen Erinnerungen des Christentums zu schwelgen. Er besuchte Griechenland, Palästina, Ägypten, Carthago und beschwor in der Alhambra den Schatten „des letzten Abenceragen“ herauf. Nachdem er durch einen Artikel im „Merkur“ dieses Blatt, seine einzige Geldquelle, verloren, sammelte er die Eindrücke seiner Pilgerschaft in dem christlichen Epos „Les Martyrs“ (1811) und in dem „Itinéraire de Paris à Jérusalem“ (1811). Die Akademie öffnete ihm endlich ihre Reihen. Als sie nach altem Herkommen eine Lobrede auf seinen Vorgänger verlangte, den Revolutionsdichter Marie-Joseph Chénier, ließ Chateaubriand glühende Wünsche über die Preßfreiheit, sehr starke Anspielungen auf Bonapartes Gewaltherrschaft und eine strenge Kritik der revolutionären Leidenschaften in seine Arbeit einfließen. Deshalb mußte er einstweilen auf die Ehre der Vierzig verzichten. Der Sturz des Kaiserthrons traf den Dichter mit Abfassung seiner Denkwürdigkeiten beschäftigt. Seine rücksichtslose Flugschrift „De Buonaparte et des Bourbons“ (1814), welche Ludwig XVIII. einem Hilfsheer von 100000 Mann gleich achtete, warf den Verfasser in die politischen Parteikämpfe, jenen großen Kirchhof, auf dem Frankreich fast ein halbes Jahrhundert lang seine besten litterarischen Hoffnungen begrub.

Chateaubriands Laufbahn als Staatsmann, Volksvertreter, Minister, Gesandter in Berlin, London, Rom gehört der Geschichte an. Unter dem Ministerium Decazes leitete er das Parteiblatt der ultraroyalistischen Opposition „Le Conservateur“. Er wurde nach der Ermordung des Herzogs von Berry Minister des Äußeren und suchte die Bourbonen mit Kriegsruhm zu umgeben. Nach zwei Jahren in die Reihen der konstitutionellen Gegner zurückgeworfen (1824), begeisterte er die romantische Jugend für sich. Beim Ausbruch der Julirevolution verfocht er das Recht der Bourbonen gegen die Orléans. Er hoffte bis an sein Lebensende auf Versöhnung des altangestammten Königshauses mit den Meinungen und Neigungen der Neuzeit. Bezeichnend für die Anschauungen dieses letzten Ritters der Legitimität ist der Erziehungsplan, den er 1835 für den jungen Herzog von Bordeaux (Graf von Chambord) entwarf und der Herzogin von Angoulême warm empfahl. Danach hätte „Heinrich V.“ den Thron seiner Väter nur besteigen sollen, um die Religion wieder aufzurichten, die Rechte der Bürger zu erweitern, die

letzten Fesseln der Presse zu brechen, die Gemeinden frei zu machen, jedes Monopol zu zerstören, Lohn und Arbeit richtig abzuwägen, die Abgaben zu mindern, die französische Ehre durch Eroberung der Rheingrenze herzustellen und dann — die feierlich versammelte Nation ihres dem Königtum geleisteten Eides zu entbinden. „Qu'on fasse mon frère roi, disait Louis XIII enfant après la mort de Henri IV, moi je ne veux pas être roi. Henri V n'a d'autre frère que son peuple: qu'il le fasse roi“ (Mémoires d'outre-tombe VI., 52 ff.).

Chateaubriand verbrachte seinen Lebensabend in seiner Heimat mit der Abfassung seiner ausführlichen Selbstbiographie. Er erlebte noch die Februarrevolution und sah das vorausgesagte Schicksal des von ihm verachteten Bürgerkönigtums sich erfüllen. Er starb achtzigjährig am 4. Juli 1848 und wurde nach seinem Wunsche auf einem verlassenen Inselchen bei Saint-Malo beigesetzt.*)

Chateaubriands bedeutendstes Werk, das tiefsymbolische Buch „Le Génie du christianisme, ou les Beautés de la religion chrétienne“ (1802) eröffnete die Reaktion des romantischen Geistes gegen das verstandesmäßige philosophische System des achtzehnten Jahrhunderts. „Man empfand damals ein Bedürfnis des Glaubens, eine Sehnsucht nach religiösem Trost, die in langjähriger Entbehrung dieser Tröstungen ihren Grund hatte. Man drängte sich in das Haus Gottes, wie man zur Zeit der Seuche das Haus des Arztes sucht“. (Mém. II. 211.) Das war der erste Grund des ungeheuren Erfolges, der die Kühnheit des frommgläubigen Verfassers krönte. Der zweite Grund liegt in der wahrhaft göttlichen Harmonie jener lieblichen und majestätischen Sprache, deren Geheimnis Chateaubriand den Wogen des Ozeans und den Urwäldern des Mississippi abgelauscht zu haben schien. Seine Beweisführung ist oft schwach genug, wenn er den bon sens français mit den Geheimnissen der Religion versöhnen will; er schwankt beständig zwischen beschränktem Aberglauben und oberflächlichem Rationalismus hin und her, namentlich im ersten Teile, der die christlichen Glaubenssätze behandelt. Aber stets spricht er zum fühlenden Herzen, weil er den Schwerpunkt der Religion in das Gemüt verlegt. Allerdings bringt die Ausschließlichkeit dieses Strebens Chateaubriands Christentum in Gegensatz zu dem der „Nachfolge Christi“.**)

---

*) Vergl. Maxime Du Camp, Souvenirs littéraires, Paris 1882, I. pag. 380 ff.

**) Über Gottes Dasein heißt es bei ihm: „Il est un Dieu. Les herbes de la vallée et les cèdres de la montagne le bénissent, l'insecte bourdonne ses louanges, l'éléphant le salue au lever du jour, l'oiseau le chante dans le feuillage, la foudre fait éclater sa puissance et l'océan déclare son immensité. L'homme seul a dit: Il n'y a point de Dieu.“ Über das Kreuz heißt es: „Dans les quatre parties du monde, la religion a distribué ses milices et placé ses vedettes pour l'humanité. Le moine maronite appelle, par le claquement de deux planches suspendues à la cime d'un arbre, l'étranger que la nuit a surpris dans les précipices du Liban: ce

Im Anschluß an den „Geist des Christentums" stellt das schwungvolle Prosaepos „Les Martyrs, ou le Triomphe de la religion chrétienne" (1809) das Heidentum der christlichen Weltanschauung gegenüber.*) In Messenien lebt der Homeride Demodocus als Priester am Altar des Homer auf dem Berge Ithome. Seine Tochter Cymodocée faßt eine tiefe Neigung zu Eudorus, einem christlichen Jüngling, welcher der Verirrten einst wie ein Endymion im Wald erschienen war. Eudorus erzählt dem Demodocus seine Schicksale. Nachdem er in Rom am heidnischen Hofe des Diocletian gelebt und an den Feldzügen gegen die Franken und gegen die Briten ruhmreichen Anteil genommen, war er Präfekt in Gallien geworden. Die gefangene Druidin Velleda wußte ihn dort zu umstricken und ihm leidenschaftliche Liebe einzuflößen. Sie tötete sich aber selbst während eines von ihrem erzürnten Vater entfachten Aufstands der Gallier, und Eudorus kehrte zum Kaiser zurück, um seine Entlassung zu erlangen und seine Verirrungen zu büßen. Jetzt ist er über Ägypten und Palästina nach zehnjähriger Abwesenheit in die griechische Heimat heimgekehrt (Buch XI). Cymodocée willigt ein, den Glauben des Eudorus anzunehmen. Um den Verfolgungen des Prokonsul Hierokles zu entgehen, wird die junge Christenbraut nach Jerusalem zur frommen Mutter Constantins gebracht, während Eudorus nach Rom sich begiebt, wo inzwischen Diocletian eine Christenverfolgung im ganzen Reich angeordnet hat. Er unterwirft sich der Kirchenbuße und besiegelt seinen Glauben durch den Opfertod im Amphitheater. Im letzten Augenblick wird ihm noch die übermenschliche Freude zuteil, seine Braut an seine Seite eilen zu sehen. Cymodocée stirbt auch unter dem Zahn der wilden Tiere, während unter Donner und Blitz das Labarum am Himmel erscheint. Constantin zieht ein, Christus hat gesiegt, und die alten Götter weichen von dannen.

Trotz künstlerischer Fehlgriffe und trotz des seltsamen Widerspruchs zwischen der römisch-hellenischen Welt und der modernen Schwärmerei weht aus der Dichtung ein mächtiger Hauch, wie ein Nachklang von der gesunkenen Herrlichkeit Roms, Athens und des Morgenlands. Als junger Diplomat hatte Chateaubriand häufig in den Trümmern des Kolosseum geweilt, die sich für

---

pauvre et ignorant artiste n'a pas de plus riche moyen de se faire entendre. Le moine abyssinien vous attend dans ce bois au milieu des tigres; le missionnaire américain veille à votre conservation dans ses immenses forêts. Jeté par le naufrage sur des côtes inconnues, tout à coup vous apercevez une croix sur un rocher. Malheur à vous si ce signe de salut ne fait pas couler vos larmes! Vous êtes en pays d'amis: ici sont des chrétiens. Vous êtes Français, il est vrai, et ils sont Espagnols, Allemands, Anglais peut-être; et qu'importe? n'êtes-vous pas de la grande famille de Jésus-Christ? Ces étrangers vous reconnaîtront pour frères; c'est vous qu'ils invitent par cette croix. Ils ne vous ont jamais vu, et cependant ils pleurent en vous voyant sauvé du désert."

*) Über den gelehrten Apparat, der für das Epos in Bewegung gesetzt wurde, giebt der Verfasser in der etwas selbstgefälligen Vorrede und im sehr ausführlichen Anhang, der nahezu der Hälfte der Erzählung selbst gleichkommt, genaue Rechenschaft.

ihn mit tausend Gestalten füllten, und bald darauf hatte er im Morgenland die Gegenden bereist, die er in den „Märtyrern“ so greifbar anschaulich schildert. Eine weitere Frucht dieser Reise ist das „Itinéraire de Paris à Jérusalem et de Jérusalem à Paris, en allant par la Grèce et revenant par l'Égypte, la Barbarie et l'Espagne“ (1811).

Die erst in den gesammelten Werken (1826) erschienene Prosadichtung „Les Natchez“, das Epos der Naturschwärmerei, hat die französische Romantik unmittelbarer beeinflußt, und zwar weniger durch die Schilderung vom tragischen Untergang der roten Ureinwohner Louisianas, als durch zwei Bruchstücke des Epos, welche der Dichter vor und mit dem „Geiste des Christentums“ veröffentlichte. „Atala ou les amours de deux sauvages dans le désert“ (1801), eine Episode der Natchez, schildert in glühenden Farben das tragische Schicksal einer jungen Indianerin, die, zum Christentum bekehrt, ihrer sterbenden Mutter gelobt hat, der Liebe zu entsagen. Sie rettet den gefangenen Krieger Chactas vom Feuertode, entflieht mit ihm in die Wildnis, wo ein christlicher Einsiedler sie gastfreundlich aufnimmt, da sie sich die Kraft nicht zutraut, ihr Gelübde noch länger zu halten, macht sie durch Gift ihrem Leben ein Ende. Charakteristisch für Chateaubriand und seine Zeit ist der Umstand, daß gerade diese unwillkürliche Satire gegen religiösen Aberglauben dem „Geist des Christentums“ den Weg bereitete.

„René“ (1802), das zweite Bruchstück, ist der französische Werther genannt worden. Beide verkörpern eine geistige Krankheit ihres Zeitalters, den sog. Weltschmerz, die aus Mangel an thatkräftigem Entschluß sich selbst verzehrende Empfindsamkeit.*) Aber die Verzweiflung des französischen Werther ist nicht wie beim Goetheschen durch die schönste und menschlichste aller Leidenschaften dichterisch gerechtfertigt: René ist blasiert aus Selbstüberschätzung. Mitten in seinem unendlichen eingebildeten Jammer gefällt er sich in geistreichen Bemerkungen über allerlei fremdartige Gegenstände, die freilich die schönsten Stellen des Buches bilden. Endlich bestraft ihn das Schicksal für seine Lästerungen. Ein wirkliches Unglück erreicht ihn, indem seine Schwester sich leidenschaftlich in ihn verliebt und im Kloster Ruhe und Vergessen suchen muß, während er selbst sein Herzeleid in den Einöden Amerikas begräbt und unter die Indianer geht: „Mon chagrin, par sa nature extraordinaire,“ sagt er einmal, „portait avec lui quelque remède: on jouit de ce qui n'est pas commun“. Der gewaltige Erfolg Renés und die zahlreichen Nachahmungen, die er hervorrief, zeigen hinlänglich, daß Chateaubriand das Geheimnis aller Welt ausgerufen und ans Licht gezerrt hatte. Sein René ist der Vorgänger aller Enttäuschten der französischen Romantik von Antony ab

---

*) Vergl. Anmerkung zu Seite 209. — Man hat mit Recht in René den Dichter selbst erkannt. Daß das Verhältnis Renés zu seiner Schwester demjenigen Chateaubriands zu seiner Schwester Lucile entspricht, ist nicht völlig sicher.

bis zu Didier und Ruy Blas. Er ist der Rolla Mussets. Auch die anderen Litteraturen kennen den verkannten Mann, der mit der spießbürgerlichen Welt zerfallen ist (Byron, Heine, Puschkin).

Die bisher nicht genannten Werke Chateaubriands gehören bis auf ein Trauerspiel „Moïse“, das stellenweise an „Athalie“ erinnert, und eine Novelle der Dichtung nicht an. Die in Granada geschriebene Erzählung „Le dernier des Abencerages“ (1826 erschienen), schildert trefflich den Gegensatz zwischen maurischem und spanischem Rittersinn. Man sieht hier, was Chateaubriand im Roman hätte leisten können, wenn er sich seiner klassischen Theorie entschlagen hätte.*) — Im Anschluß an die „Souvenirs d'Italie, d'Angleterre et d'Amérique“ (1815) mit ihren wunderbar schönen Schilderungen erschienen 1827 die „Voyages en Amérique et en Italie (2 Bände), während der Ruhe des Julikönigtums „Voyage en Italie, à Clermont et au Mont-Blanc“ und nach dem Tode des Dichters die schon erwähnten „Mémoires d'outre-tombe“ (12 Bände), welche in der zweiten Hälfte unerfreuliche Ausblicke auf Chateaubriands kleinliche Selbstüberschätzung in politischen Dingen eröffnen.**)

In Chateaubriands Werken ist das Programm der ganzen Umwandlung enthalten, die seit der Revolution in dem geistigen Leben Frankreichs sich vollzogen hat. Chateaubriand gehört keiner Schule an und keinem System. Es ist seine Bestimmung gewesen, fast alle Gegensätze des Zeitalters in seinem Geiste abzuspiegeln, fast alle Stoffe des revolutionären Chaos in sich zu sammeln und so für Neuerungen in der litterarischen Geschmacksrichtung den ersten Antrieb zu schaffen. Er war ein aufrichtiger Anbeter Ludwigs XIV. und des „großen Jahrhunderts“ und übertraf Rousseau und Bernardin de St.-Pierre an Begeisterung für Natur und Unabhängigkeit; ein eifriger, mitunter abgeschmackter Verteidiger von Boileaus „Regeln“ und des „guten Geschmacks“, trat er sie in jeder Zeile mit Füßen, die er schrieb. Dieser uneigennützige Kämpe der Legitimität, dieser unversöhnliche Gegner Napoleons, der trotzdem entzückt war über die Triumphe der kaiserlichen Waffen, dieser Dichter, der die Religion in Frankreich durch ein Buch wieder anfachte, welches der Papst für ketzerisch erklärte, sah sich am Ende einer den Bourbons gewidmeten Laufbahn von den Huldigungen der Republikaner umgeben. Und er hatte diese Huldigungen verdient, ohne seine Grundsätze zu wechseln. Ein Priester der

*) Diese Novelle enthält das schwermütige, rührend einfache Lied „Le Montagnard émigré“, welches wie Fabre d'Églantines „Il pleut, il pleut bergère“ nahezu zum Volkslied geworden ist.

**) Zuerst erschienen sie als Feuilleton in Girardins wohlfeiler Tageszeitung „La Presse“. Das Manuskript war, wie früher auch das der „Natchez“, vom Verfasser drängenden Gläubigern überlassen worden. — Einen Abschnitt daraus gab unter dem Titel „Jeunesse de Chateaubriand“ E. Grube in Velhagen-Klasings Sammlung der Prosateurs français neu heraus (Bielefeld 1885).

Vergangenheit und ein Prophet der Zukunft, machte sich Chateaubriand zum Organ aller dichterischen Elemente des Zeitalters. Man begreift hiernach, daß seine Werke jener Einheitlichkeit entbehren, die den Schöpfungen der Kunst das Siegel der Vollendung aufdrückt; aber alle enthalten Stellen von unnachahmlicher, unwiderstehlich hinreißender Schönheit. Ein Strom des Lebens schäumt da auf jedem Schritte. Man fühlt überall den Hauch des Genius, dessen Irrwege zu schöneren Entdeckungen führen, als die sichere Heerstraße der erschöpften Mittelmäßigkeit.

3. Lamartine.

Chateaubriands unmittelbarer Nachfolger — Leben und Wirken beider haben vielfache Berührungspunkte — blieb dem Streit litterarischer Sekten eigentlich fremd, weil er kein ursprünglicher, mit herausfordernder Eigenart begabter Dichter war. Trotzdem hat Lamartine den Weg zum Herzen aller gefunden, vorzugsweise durch den unnachahmlichen Wohlklang seiner in prunkendem Festkleid einherschreitenden Verse. Bei seinem ersten Auftreten erneuerte er fast den Erfolg des „Génie du christianisme“. Dann ist seine anfängliche Frömmigkeit mit der öffentlichen Meinung fortgeschritten, bis sie zu völligem Aufgehen in das Glaubensbekenntnis des „Vicaire savoyard“ und in die idées humanitaires der damaligen sozialistischen Sekten gelangte.

Alphonse de Prat de Lamartine (1790—1869)*) wurde auf dem Familiengut Milly bei Mâcon von seiner Mutter in strenger Gottesfurcht erzogen. In ländlicher Einfachheit und Ungebundenheit wuchs er heran, bis er in die Jesuitenschule nach Belley kam. Dort genoß der für Naturschönheiten aufrichtig begeisterte Knabe eine gediegene klassische Bildung, nach deren vorzeitigem Abschluß er zu seinem Oheim Lamartine nach Paris kam. Dieser gestattete dem jungen Träumer eine schrankenlose Freiheit. Alphonse reiste in Italien umher, weilte längere Zeit in Rom und lernte im herrlichen Neapel seine „Graziella“ kennen, aus welcher die Dichtung ein Fischermädchen von Ischia gemacht hat. Nachdem Lamartine kurze Zeit in der königlichen Leibwache gedient hatte, verschlug ihn Napoleons Rückkehr an den Genfer See. Hier

*) J. Janin, Lamartine, Paris 1869. E. Pelletan, Lamartine, sa vie et ses œuvres, Paris 1869. H. de Lacretelle, Lamartine et ses amis, Paris 1878. Ch. Alexandre, Souvenirs sur Lamartine, Paris 1885. M. Dunvile, Life of Lamartine, London 1888. — Autobiographisches enthält der mehr oder minder aufrichtige Roman „Raphaël“, ebenso die in Girardins „Presse“ zuerst veröffentlichten „Confidences“, nicht minder selbstgefällig als die Memoiren Chateaubriands. Vergl. Correspondance de Lamartine, p. p. Mme Valentine de Lamartine, 2. Auflage Paris 1882 ff., 6 Bände. — Seine Œuvres complètes gab der Dichter 1860—64 in 40 Bänden heraus. Nachträge erschienen u. a. als Poésies inédites de Lamartine, Paris 1873. — Für den Schulgebrauch: L'œuvre de A. de Lamartine, Extraits choisis et annotés à l'usage de la jeunesse, par G. Robertet, Paris 1887. — Gustav Schwab, Auserlesene Gedichte von A. de Lamartine, metrisch übersetzt, Stuttgart 1828. Ausgewählte Dichtungen von A. de Lamartine, übersetzt von Alphons Levi, Dresden 1880. Lamartines sämtliche Werke übersetzte G. Herwegh, Stuttgart 1843, 6 Bände.

dichtete er 1815 und 1816 die schönsten seiner Erstlingslieder; der jähe Tod seiner „Elvire“ beschleunigte seine Dichterentfaltung, und die Veröffentlichung der „Méditations poétiques“ (1820) machte ihn zum Liebling der durch Chateaubriand schwermütig gestimmten höheren Gesellschaft. Die diplomatische Laufbahn that sich vor ihm auf, eine reiche und schöne Engländerin wurde in Florenz seine Gattin, und sein Oheim Lamartine vermachte ihm seinen Namen und seine Millionen. Als auf die „Nouvelles méditations“ (1823) gegen Ende der Restauration die „Harmonies poétiques et religieuses“ folgten (1829, 2 Bände), stieg Lamartine auf den höchsten Gipfel schriftstellerischen Ruhms. Die Akademie wählte ihn nach Darus Tod zum Mitglied (1830).

Nach der Julirevolution beteiligte sich der gefeierte Dichter an der Politik, wie unter der Restauration Chateaubriand und seitdem noch andere ehrgeizige Poeten Frankreichs. Er war von da ab für die Dichtung so gut wie verloren, wenn man von dem idyllischen Epos „Jocelyn“ (1835) mit der Fortsetzung „La Chûte d'un Ange“ (1838) absehen will. Eine großartige, mit fürstlichem Prunk durchgeführte Reise nach dem Orient (1832—34) und der Tod seiner Tochter bilden den entscheidenden Wendepunkt in seiner Laufbahn.*) Er gehörte in der Kammer (1834—48) der Opposition an und näherte sich immer mehr den Republikanern. Die „Histoire des Girondins“, die er Mitte der vierziger Jahre ohne gründliche Vorbereitung auf Ischia schrieb, trug als begeisterte, glanzvolle Rechtfertigung der großen Revolution (1847, 8 Bände) nicht wenig zur Beschleunigung des Untergangs Louis-Philippes bei und machte Lamartine zum volkstümlichsten Manne Frankreichs.

Die Februarrevolution hob den ehedem legitimistischen Dichter auf den Gipfel der Macht (1848). Er erließ als Mitglied der provisorischen Regierung einen von Bruderliebe überströmenden Aufruf und hielt die gewaltthätigen Heißsporne, welche der neuen Republik die rote Fahne aufdrängen wollten, durch seine Beredsamkeit und seinen Mannesmut zurück. Schließlich machte der sozialistische Juniaufstand den Träumen von Macht und Ruhm, die dieser schöne Anfang zu rechtfertigen schien, ein grausames Ende. Cavaignacs Dictatur, dann die Wahl Bonapartes zum Präsidenten gaben Lamartine seiner litterarischen Muße zurück, die er nie hätte verlassen sollen.

*) Die litterarische Frucht dieser Reise sind die mit dem einschlägigen Werk Chateaubriands zu vergleichenden „Souvenirs, Impressions, Pensées et Paysages, pendant un voyage en Orient, 1832—1833, ou Notes d'un voyageur“ (1835). In der Vorrede dazu heißt es: „Ces notes sont presque exclusivement pittoresques; c'est le regard écrit, c'est le coup d'œil d'un passager assis sur son chameau ou sur le pont de son navire, qui voit fuir des paysages devant lui, et qui, pour s'en souvenir le lendemain, jette quelques coups de crayon sur les pages de son journal.“ — Wie Chateaubriands „Itinéraire“ werden Lamartines Reiseaufzeichnungen in den Schulen noch viel gelesen. Kommentierte Ausgaben von Korell (Weidmannsche Sammlung), von H. Lambeck, Bielefeld 1886 (Velhagen und Klasing) 2c.

Er veröffentlichte zu seiner Rechtfertigung „Trois mois au pouvoir“ (1848) und im folgenden Jahr die „Histoire de la révolution de 1848“. Seine „Confidences“ und „Nouvelles confidences“ (1849—1851) geben ein Bild von seinem Dichterleben mit häufig 'naiveren Geständnissen, als seine Bewunderer wünschen möchten. Auch das Drama Toussaint-Louverture (1850) und die Novellen Geneviève (1851), Le Tailleur de Saint-Point (1851), Graziella (1852) — ein Stück aus den „Confidences“ — haben seinen Ruhm nicht vermehrt. Leider durfte Lamartine nicht aufhören zu schreiben. Denn seine vornehmen Lebensgewohnheiten, seine Freigebigkeit und Gastfreundschaft, sowie seine politische Rolle hatten sein großes Vermögen völlig zerrüttet, so daß die Muße des alternden Dichters nicht mehr seinem Vaterlande oder der Kunst gehörte, sondern seinen Gläubigern. Um Geld zu machen, schrieb er nacheinander eine „Histoire de la Restauration“ (1851—53, 6 Bände), eine „Histoire de la Turquie“ (1854 ff., 6 Bände), eine „Histoire de la Russie“ (1855, 2 Bände) und gab eine Reihe von Litteraturbildern und mehrere Zeitschriften heraus (Le Conseiller du peuple, 1849 ff.; Le Civilisateur, 1851; Cours familier de littérature, 1856 ff.). Eine Nationalsubskription zu seinen Gunsten gelang nicht. Endlich empfing der frühere Leiter der Republik aus der Hand des von ihm verachteten Napoleon III. durch das Gesetz vom 15. April 1867 den lebenslänglichen Zinsengenuß eines Kapitals von 500 000 Franken, welches nach seinem Tode den Gläubigern zufallen sollte. Er starb 1. März 1869 nach zweijährigem Siechtum.

Die „Méditations poétiques“ und die „Nouvelles méditations“ (1820—1823) verkünden in den lieblichsten Tönen die Klage der Liebe, der Bewunderung Gottes und der Natur, jenes unnennbare Weh, jenes Gefühl einer unklaren und nie befriedigten Sehnsucht, das im Anfange des Jahrhunderts den Grundton der romantischen Stimmung bildete. Schon in diesen Erstlingsfrüchten des Dichters trägt die Reflexion mitunter über den lyrischen Aufschwung den Sieg davon. Auch treten erhabene Eintönigkeit und prunkende Wortfülle mehr als billig hervor.*) Kleinodien wahrer Poesie sind Le Soir, Le Lac, Souvenir, Le Chrétien mourant, L'Automne, La Foi, Le Poète mourant, Le Crucifix, La Solitude, etc.

Die „Harmonies poétiques et religieuses“ (1830, vier Bücher) und die „Recueillements poétiques“ (1839) besingen gleichfalls den Gegensatz der Größe Gottes und der Natur zur Schwäche des Menschen. Da sie sich selten über jenes religiöse Gefühl erheben, das durch die Eindrücke einer christlichen Erziehung von Zeit zu Zeit auch in den Herzen der Weltkinder erweckt wird, so entsprachen sie damals den geistigen und poetischen Be-

*) Z. B. in der an Victor Hugo gerichteten Méditation „Les Préludes“, die Liszt hinreißend schön in Töne gesetzt hat. — Den „Méditations“ wird gewöhnlich „Le dernier chant du Pélerinage d'Harold“ beigefügt, ein Versuch, Byrons großartige Dichtung zu Ende zu führen.

dürfnissen der guten Gesellschaft. Die volltönende Pracht der Rhetorik Lamartines wirkt trotz oft unerträglicher Länge noch heute erhebend. Man lese z. B. das Eingangsstück Invocation, Hymne de l'enfant à son réveil (unkindlich wegen seiner Länge von 18 Strophen), Jéhova (4 Stücke), Souvenir d'enfance ou la vie cachée, Milly ou la Terre natale, Pourquoi mon âme est-elle triste?, Novissima verba, etc. etc.

Lamartine hat im idyllischen Epos sich den Mustern dieser ausgestorbenen Gattung gleichgestellt durch „Jocelyn, épisode, journal trouvé chez un curé de village" (1835), ein Meisterwerk inniger Schlichtheit und beredter Naturschilderungen. Um die Verheiratung seiner Schwester zu ermöglichen, entsagt Jocelyn seinem Erbteil und widmet sich dem Priesterstand. Die Revolutionswirren vertreiben den Bauernsohn aus dem Seminar, ehe er die Weihen empfangen hat. Er flüchtet sich in die Alpen des Dauphiné und nimmt einen schönen Jüngling in seine „Adlergrotte" auf. Sobald er gewahr wird, daß sein Gefährte ein verkleidetes Mädchen ist, zieht die Liebe in sein unverdorbenes Herz ein. Er ist bereits dem thätigen Leben wiedergegeben, als sein alter, zum Tode verurteilter Bischof seinen geistlichen Beistand anruft. Um dem Sterbenden das Sakrament reichen zu können, muß er die Priesterweihe empfangen, die ihn auf ewig von der Geliebten trennt. Nach furchtbarem Kampf siegt die Beredsamkeit des um sein Seelenheil ringenden Bischofs über die Stimme der Natur. Jocelyn erlabt den Sterbenden, entsagt seiner Laurence und sucht als demütiger Landpfarrer in der Einsamkeit des „Val-Neige" seinen Schmerz durch strengste Pflichterfüllung zu betäuben. Eine letzte Prüfung ist ihm noch vorbehalten. Er findet Laurentia wieder, leichtfertig, sorglos, fast gottlos. Er ist nahe daran, zu unterliegen und sein Opfer zu bereuen, aber noch einmal siegt die Religion. Er kehrt zu seiner Pfarrei zurück und verläßt sie nur wieder, um Laurentias Beichte zu hören und ihr letztes Lebewohl zu empfangen. In diesem naiven Epos hat der Dichter aus seiner Gottseligkeit sich zur Naturwahrheit erhoben. Er bleibt nicht mehr bei allgemeinen und unbestimmten Zügen stehen, „bei dem Azur des Himmels, bei dem Golde der Ernten, bei den Fluten und bei den Sternen." Seine Beobachtungen sind treu, klar und bestimmt; die Schilderung der Alpen, der Pfarrei von Val-Neige, aller idyllischen Einzelheiten des Landlebens hat den gerechtesten Anspruch auf die Bewunderung derer, welche auch die sittliche Grundlage des Gedichts nicht billigen wollen.

„La Chute d'un ange" (1838) ist, wie Jocelyn, eine Episode aus einem großen epischen Gedichte, welches nicht vollendet wurde. Der Dichter schildert hier die Leiden des Engels Cedar, den seine Liebe zu einer Erdentochter aus dem Himmel verbannt und während seines Erdenlebens der Grausamkeit des vorsintflutlichen, von Kain stammenden Riesengeschlechts preisgiebt. Die hier ersonnenen Greuel würden der Einbildungskraft eines jugendlichen Romantikers Ehre machen, ebenso die Überschwenglichkeit der sentimentalen Phrasen

und die wunderliche Philosophie des in der achten Vision mitgeteilten „livre primitif“, eines Gemisches von dichterischer Religiosität, Voltairescher Aufklärung und orientalischem Aberglauben. —

B. Die Romantiker.

I. Victor Hugo und seine Reform.

Victor Hugo (1802—1885)*) wurde in Besançon als dritter Sohn eines höheren Offiziers geboren. Seine Mutter, eine Tochter der Vendée, war streng royalistisch gesinnt. Die Kindheit Victor Hugos war bewegt, wie das Leben der meisten napoleonischen Offiziersfamilien. Mutter und Söhne mußten dem Vater nach Italien und Spanien folgen, um schließlich in Paris sich dauernd niederzulassen. Diese Reisen haben in der Seele des reichbegabten Knaben tiefe und nachhaltige Eindrücke hinterlassen.

Schon mit fünfzehn Jahren zog Victor Hugo die Aufmerksamkeit auf sich durch eine Ode im alten Stil („Sur les avantages de l'étude“), die von der Pariser Akademie einer ehrenvollen Erwähnung wert gehalten wurde. In sein Tagebuch hatte der Knabe die stolze Bemerkung geschrieben: „Je veux être Chateaubriand ou rien“. Die Preisverteilung der jeux floraux zu Toulouse zeigte, daß des Dichters Ehrgeiz zu erfüllen war: zwei seiner Oden wurden preisgekrönt, er selbst erhielt den Titel maître ès jeux floraux. Als zwanzigjähriger Jüngling gab er den ersten Band „Oden“ heraus, auf den nach zwei Jahren ein zweiter folgte. Diese Jugendgedichte sind von überschwänglicher Begeisterung für Thron und Altar erfüllt; der Einfluß der trefflichen

---

*) Hauptquelle für Victor Hugos Leben ist das Buch seiner Frau: Victor Hugo raconté par un témoin de sa vie, Brüssel 1863, 2 Bände. Aus der überaus reichhaltigen Litteratur sind zu nennen: Barbou, Victor Hugo et son temps, Paris 1881 (deutsch von O. Weber, Leipzig 1883). P. Ahlberg, Victor Hugo och det nyare Frankrike. Stockholm 1879—80, 3 Teile. Conrad, Französische Charakterköpfe, 2. Serie, Leipzig 1881 (2. Auflage); P. Lindau, Aus dem litterarischen Frankreich, 2. Auflage, Breslau 1882. Biré, Victor Hugo avant 1830, Paris und Nantes 1883. Asseline, Victor Hugo intime, Mémoires, correspondances, documents inédits, Paris 1885. P. de Saint-Victor, Victor Hugo, Paris 1885. G. Barnett-Smith, Victor Hugo, his life and works, London 1885. E. Dupuis, Victor Hugo, l'homme et le poète, Paris 1886. G. Dannehl, Victor Hugo, Litterarisches Porträt mit besonderer Berücksichtigung der Lehrjahre des Dichters, Berlin 1886. G. Schmeding, Victor Hugo, Ein Beitrag zu seiner Würdigung, Braunschweig 1887. M. Hartmann, Zeittafel zu Victor Hugos Leben und Werken, Oppeln 1886. Die beste Ausgabe der Œuvres complètes ist bis jetzt die sog. Édition ne-varietur, Paris 1880 ff., 46 Bände. Über den sehr bedeutenden schriftstellerischen Nachlaß, der hier außeracht bleiben soll, vergl. A. Kreßner, Franco-Gallia III, 304 ff.; H. Klein, Allgem. Zeitung 8. Juli 1886; K. Wilhelmi, Franco-Gallia IV, 279; J. Sarrazin, Magazin für Litteratur des In- und Auslandes vom 12. Januar 1889 ꝛc. — Eine Bibliographie zu Victor Hugo bereitet M. Hartmann in Leipzig vor.

Mutter ist noch maßgebend gewesen. In einer wenig poetischen Zeit herausgegeben, erregten sie sofort Aufsehen und erwarben mit einem Male dem jungen Dichter eine Stellung in der Litteratur. Der König warf ihm ein Jahresgehalt von 1000 Franken aus, was ihn in den Stand setzte, seine Jugendgeliebte Adèle Foucher als Gattin heimzuführen (1822). Ein Jahr darauf wurde die Pension verdoppelt und dadurch der junge Haushalt Victor Hugos beinahe wohlhabend. Die königstreue Partei begrüßte in dem Sohn der Vendéerin einen Bundesgenossen Lamartines, und bald war Hugo das Haupt des bataillon sacré der Romantiker. Er gründete mit einigen jungen Litteraturschwärmern die Zeitschrift „Muse française“, die kaum ein Jahr lebte, und sammelte mit Nodier ein cénacle von Künstlern und Dichtern der Zukunft um sich, welche den Nachklassizismus befehdeten.

Inzwischen war in Hugos politischer Gesinnung eine berechtigte Wandlung vorgegangen. Aus dem glühenden Royalisten wurde nach dem Tode der Mutter ein Verehrer des Helden, nicht des Tyrannen Napoleon (1824). Die späteren Bücher der „Oden“ (1826—28 veröffentlicht) zeigen eine immer steigende Begeisterung für den gewaltigen Krieger, dessen ganze Größe des Jünglings voreingenommener Geist nicht erfaßt hatte. Diese Begeisterung hat sich auch in den späteren Jahren nicht verleugnet. Victor Hugo wurde nun ein streitbarer Dichter und wandte sich dem Drama zu, dessen Eintönigkeit ihm und seinen Freunden ein Greuel war. Man suchte das Urwüchsige, den Bruch mit dem Herkömmlichen, man schwärmte für Farbe und Leidenschaft, Mittelalter und Rittertum, weil man die farblose Gegenwart verachtete. Es brach die Hernani-Zeit*) an, da die Kunstjünger durch Löwenmähnen und Spitzbärte, spanische Mäntel und Schnürröcke ihren Gegensatz zum glattrasierten Spießbürger kennzeichneten, die Zeit, da Théophile Gautier zum Entsetzen der Philister mit blutrotem Atlaskoller im Parterre des Théâtre-Français thronte.

Sobald Victor Hugo das herausfordernde Drama „Cromwell“ mit dem Aufruf der neuen Schule in den Kampf hinein geworfen hat (1827), sind alle Brücken abgebrochen. Aus dem höfischen Odendichter ist ein kecker, bahnbrechender Neuerer hervorgegangen, der erwartete litterarische Messias. Revolution auf allen Gebieten der Kunst, so hieß die Losung der Romantiker, Rückkehr zu den wahren Quellen der Poesie und Erweiterung der eng gesteckten Grenzen: „Tout relève de l'art, tout a droit de cité en poésie“. Dieses revolutionäre Programm ist bereits aus den „Balladen“ herauszulesen. In den Anfangs 1829 herausgegebenen „Orientales“ ist es mit bewunderungswürdiger Kunst durchgeführt. Darum enthält diese Sammlung die wahre

---

*) Über den Romantikerstreit vergl. u. a. P. Paris, Apologie du romantisme, Paris 1824; Th. Gautier, Histoire du romantisme, 2. Auflage Paris 1874. Fournier, Souvenirs poétiques de l'école romantique, Paris 1880.

Formel romantischer Lyrik, der erste Ansturm gegen die Burg der klassischen Ode.

Die Formel des romantischen Dramas gab „Hernani" ab, der nach heißem Kampfe*) die Entscheidung zugunsten der neuen Schule herbeiführte. Die Formel des neuen Romans findet sich in der wunderbaren Prosadichtung „Notre-Dame de Paris" (1831). Victor Hugo war jetzt eine unbestrittene Größe: der alte Goethe begrüßte den aufgehenden Stern.**) In dem sehr fruchtbaren Jahrzehnt, welches dem sieggekrönten Dichter die Pforten der Akademie öffnen sollte (1831—40), wurden sechs Dramen und vier neue Liedersammlungen herausgegeben: „Feuilles d'automne" (1831), „Chants du Crépuscule" (Dämmerungslieder, 1835), „Voix intérieures" (1837), „Rayons et Ombres" (1840). Bilder aus dem Familienleben, rührendes Lob des unschuldigen Kindesalters welchseln mit politischen Liedern ab, in denen Hugo als Humanitätsapostel und Anwalt der mühselig Beladenen auftritt. In den „Contemplations" (erst 1856 herausgegeben) tritt die rein persönliche Lyrik ganz in den Vordergrund.

Inzwischen hatte Victor Hugo dreimal sich vergeblich um einen Sitz in der Akademie beworben. Er wurde anfangs 1841 als Nachfolger von Népomucène Lemercier gewählt. Der Mißerfolg des Dramas „Les Burgraves" verleidete ihm die Bühne auf immer, im gleichen Jahr, da er seine Tochter Leopoldine verlor (1843). Mit seiner Ernennung zum Pair de France (1845) begann eine politische Thätigkeit, die dem überzeugten Demokraten wenig Lorbeeren, aber später eine ehrenvolle Verbannung eintrug. Als Napoleon III. durch den Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 sich an die Spitze der Regierung stellte, gehörte Hugo zu den Anhängern der gesetzlichen Verfassung, die mutig in Wort und That Widerstand leisteten (Actes et Paroles, I., 545 ff.). Nach dem blutigen Siege Napoleons III. flüchtete er nach Brüssel, von da nach Jersey und schließlich nach Guernsey. Standhaft wie ein Spartaner wies er jede Amnestie zurück und hielt getreulich, was er in den „Châtiments" gelobt hatte; selbst der Tod

*) Über die lärmvolle Hernanischlacht, die ihre Sänger gefunden hat (Coppée u. a.), vergl. Th. Gautier, a. a. O., pag. 99 ff.

**) „Notre-Dame de Paris" war Goethe zwar allzu revolutionär: „Ich habe in diesen Tagen", sagte er den 27. Juni 1831, „Notre-Dame de Paris gelesen und nicht geringe Geduld gebraucht, um die Qualen auszustehen, die diese Lektüre mir gemacht hat." Gleichwohl erkennt Goethe an: „Er ist ein schönes Talent, aber ganz in der unselig-romantischen Richtung seiner Zeit befangen, wodurch er denn neben dem Schönen auch das Allerunerträglichste und Häßlichste darzustellen verführt wird." (Gespräche mit Eckermann III. 244, 27. Juni 1831.) Später spricht er (am 1. Dezember 1831) die ernste Befürchtung aus, die allzu große Fruchtbarkeit Victor Hugos möchte seinem Talente nachteilig sein: „Wie soll einer nicht schlechter werden und das schönste Talent zu Grunde richten, wenn er die Verwegenheit hat, in einem einzigen Jahre zwei Tragödien und einen Roman zu schreiben ꝛc. ꝛc." Über Goethes Gesinnung gegen die Schriftsteller des „Globe" vergl. A. Caumont, Goethe et la littérature française, Programm Frankfurt 1885, pag. 31 ff.

seiner treuen Gattin auf fremder Erde (1868) konnte den vor Schmerz halb wahnsinnigen Greis nicht beugen.*) Victor Hugo sah erst nach Sedan sein Vaterland wieder.

Der nunmehr siebzigjährige Wolkenwandler und Menschenfreund, der gewohnt war, als Großmacht gezählt zu werden, richtete an die siegreich vordringenden Deutschen einen Aufruf, um sie zur Umkehr und zum Frieden zu bewegen („Appel aux Allemands“, Actes et Paroles III., 51). Als sein Wort fruchtlos verhallte, da schrieb er das erbitterte Pamphlet „L'Année terrible“, welches ihm in Deutschland nur Hohn einbrachte. Seitdem gilt Victor Hugo daselbst für einen halbverrückten Phantasten, und seine Parteinahme für die Kommune (1871) giebt dieser Auffassung einen Schein von Recht. In den Werken seines unermüdlichen Greisenalters „Quatre-vingt-treize“ (1873—74), „Le Pape“ (1878), „La Pitié suprême“ (1879), „Religion et Religions“ und „L'Ane“ (1880), „Les Quatre Vents de l'esprit“ (1881, aber viele Stücke sind aus weit früherer Zeit), „La Légende des Siècles“ (vierter Band 1883) haben sich die Fehler seiner Jugend übermäßig entwickelt. Er war orakelhaft weitschweifig und schwülstig geworden, maßlos in Worten und Gedanken; er berauschte sich an seinen eigenen Worten und an der mit ihm getriebenen Abgötterei. Denn Victor Hugo lebte in einer selbstgeschaffenen Welt von gigantischen Vorstellungen. Seine dichterische Phantasie war so üppig, so übermenschlich groß, daß er die Gegenstände gleichsam durch ein mächtiges Vergrößerungsglas und durch ein gefärbtes Prisma erblickte. Maßhalten mit den Kunstmitteln ging über seine Kräfte.

Ist auch der Glanz des Romantizismus verblaßt, so darf man nicht vergessen, daß Hugo auf die Umgestaltung der Dichtung und der dichterischen Sprache unberechenbaren Einfluß ausgeübt hat. Ohne Frage ist er neben Musset der größte Lyriker und überhaupt der größte Verskünstler, den

---

*) Oui, tant qu'il sera là, qu'on cède ou qu'on persiste,
O France! France aimée et qu'on pleure toujours,
Je ne reverrai pas ta terre douce et triste,
Tombeau de mes aïeux et nid de mes amours!

Je ne reverrai pas ta rive qui nous tente,
France, hors le devoir, hélas! j'oublirai tout.
Parmi les éprouvés je planterai ma tente:
Je resterai proscrit, voulant rester debout.

„J'accepte l'âpre exil, n'eût-il ni fin ni terme,
Sans chercher à savoir et sans considérer
Si quelqu'un a plié qu'on aurait cru plus ferme,
Et si plusieurs s'en vont qui devaient demeurer.

S'il n'en est plus que mille, eh bien, j'en suis! Si même
Ils ne sont plus que cent, je brave encor Sylla,
S'il en demeure dix, je serai le dixième,
Et s'il n'en reste qu'un, je serai celui-là!“

(Châtiments VII. 14, 2. Dezember 1852.)

Frankreich hervorgebracht hat. Sodann hat er das klassische Theater unwiderruflich gestürzt und dem französischen Drama die Freiheit der Bewegung erobert, deren sich das englische und das deutsche immer erfreuten.

Die oben genannten lyrischen Dichtungen, welche über eine sechzigjährige Schriftstellerlaufbahn sich erstrecken, können nur in gedrängtester Kürze besprochen werden.*)

Die „Odes et Ballades“ erstrecken sich von den ersten Versuchen des enfant sublime bis zum Jahr 1828. Buch I. und II. reichen bis 1823, IV. und V. gehen bis zum Balladenjahr 1825, das dritte Buch enthält Dichtungen aus dem Zeitraum 1824—1828. Auffallend ist bei einem so jugendlichen Dichter das Fehlen der Liebeslieder. Hugo, der mit zwanzig Jahren in den sicheren Hafen der Ehe eingelaufen war, kannte weder die dumpfe Verzweiflung, noch das jugendlich stürmische Begehren eines unerreichbaren weiblichen Ideals. Die Gedichte an oder über die Geliebte sind keusch und edel, von süßem, idyllischem Frieden und Vaterglück erfüllt. Die legitimistischen Oden „Les Vierges de Verdun“, „La Vendée“ machen bald einer weniger schroffen Gesinnung Platz. „Mon Enfance“ und „Les deux Iles“ führen allmählich zur Verherrlichung des kleinlich geschmähten Kriegsherrn seines Vaters in der berühmten „Ode à la Colonne“. Das Riesengroße in Napoleon zog seinen Geist magnetartig an. Die Balladen enthalten viel mittelalterliches, untermischt mit düsteren Nachtstücken. Sprache und Versmaß haben sich vom Klassizismus losgerungen; die Eigenart des jungen Dichters, la note personnelle, macht sich Luft in kühnen, sinnenfälligen Bildern.

Die meisten Lieder der „Orientales“ tragen die Jahreszahl 1828. Ausgehend vom griechischen Befreiungskampf („Le Ville prise“, „Les Têtes du sérail“, „Navarin“), führt uns Hugo im wilden Ritt und unter Waffengeklirr durch das morgenländische Leben, dann zur Zerstörung von Sodom und Gomorrha („Le Feu du Ciel“), zum Geisterzug der Nachtdämone

*) Vergl. Honegger, Victor Hugo, Lamartine und die französische Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts. Zürich 1858. (Vergl. Herrigs Archiv XXII, 439.) Kummer, Victor Hugos lyrische Gedichte. Programm, Hameln 1883. J. Sarrazin, Victor Hugos Lyrik und ihr Entwickelungsgang, Baden-Baden 1885. Vasen, Réflexions sur la poésie lyrique de Victor Hugo, Programm Bedburg 1886. — Über Hugos Sprache vergl. u. a. G. Duval, Dictionnaire des métaphores de Victor Hugo, Paris 1888. — Die Übersetzungen sind zahlreich und in allen Zeitschriften zerstreut. Vergl. z. B. L. Seeger, Victor Hugos poetische Werke, Stuttgart 1860—62, 3 Bände. Freiligrath, Gesammelte Dichtungen, Stuttgart 1877, 4. Band, pag. 149 bis 272 (Übertragungen von 58 Gedichten Hugos, zuerst Frankfurt 1844 erschienen). Geibel-Leuthold, Übersetzungen französischer Lyrik vom Zeitalter der Revolution bis auf unsere Tage (pag. 33—112 des letzten Bandes der achtbändigen Cotta-Ausgabe 1883) u. a. m. — Auswahl Hugoscher Gedichte von M. Hartmann, Leipzig 1884 ff., 3 Bände; von Jos. Sarrazin, Bielefeld 1887.

(„Les Djinns“, unerreichbares Virtuosenstück in Sprache und Versbau), dann wieder nach den lachenden Fluren Andalusiens und zur herrlichen Maurenstadt Granada. Hugo schwelgt in Lokalfarbe und sprachlichem Prunk; er wirft das dichterische Gold mit vollen Händen hinaus.

Im Gegensatz dazu reden die „pauvres vers désintéressés“ der vier Sammlungen, die zwischen 1831 und 1840 herauskamen, eine schlichtere Sprache. Die ersten der „Feuilles d'Automne“ sind mit den „Orientales“ gleichzeitig und reichen bis Ende 1831; neben jenen entstanden die ersten „Chants du Crépuscule“; in die Jahre 1834 und 1835 fallen außerdem die ältesten Lieder aus den „Voix intérieures“, und das Hauptjahr der letzteren, 1837, hat die ersten der 1840 herausgegebenen „Rayons et Ombres“ erzeugt. Sie feiern rein menschliche Empfindungen mit wehmütigen Rückblicken auf die dahinschwindende Jugend,*) mit ernsten Mahnungen über die Not der Zeit. Das Glück am häuslichen Herd und die klaren Augen dreier blühender Kinder verscheuchen die Träume und Sorgen:

Il est si beau, l'enfant, avec son doux sourire,
Sa douce bonne foi, sa voix qui veut tout dire,
Ses pleurs vite apaisés,
Laissant errer sa vue étonnée et ravie,
Offrant de toutes parts sa jeune âme à la vie
Et sa bouche aux baisers!
Seigneur! préservez-moi, préservez ceux que j'aime,
Frères, parents, amis, et mes ennemis même
Dans le mal triomphants,
De jamais voir, Seigneur! l'été sans fleurs vermeilles,
La cage sans oiseaux, la ruche sans abeilles,
La maison sans enfants!
(Feuilles d'Automne, 19.)

Auch um das Haupt der treuen Gattin und Mutter webt Hugo in der Zeit des Saint-Simonismus (vergl. Seite 288) und der gelockerten Familienbande einen Strahlenkranz. Dann besingt er die gefallene Größe („Sunt lacrimae rerum, Voix int. 2), oder beweint das Erlöschen des Ideals und des kindlichen Glaubens.

Die Gemütstiefe und Vielseitigkeit Hugos tritt in den Memoiren seiner Seele, in den über drei Jahrzehnte verteilten „Contemplations“ (1856 herausgegeben) am schönsten hervor. Der Tod seiner Tochter hat immer neue Lieder voll inniger Trauer gezeitigt, die man nicht mit Unrecht „den rührendsten Thränen, welche die menschliche Poesie vergossen“, an die Seite gestellt hat. In der Verbannung singt der gebeugte Vater:

*) Que vous ai-je donc fait, ô mes jeunes années!
Pour m'avoir fui si vite et vous être éloignées
Me croyant satisfait? — (Feuilles 14, Mai 1830.)

Mère, voilà douze ans que notre fille est morte;
Et depuis, moi le père et vous la femme forte,
Nous n'avons pas été, Dieu le sait, un seul jour
Sans parfumer son nom de prière et d'amour.
Nous avons pris la sombre et charmante habitude
De voir son ombre vivre en notre solitude,
De la sentir passer et de l'entendre errer,
Et nous sommes restés à genoux à pleurer.
Nous avons persisté dans cette douleur douce,
Et nous vivons penchés sur ce cher nid de mousse
Emporté dans l'orage avec les deux oiseaux.
Mère, nous n'avons pas plié, quoique roseaux,
Ni perdu la bonté vis-à-vis l'un de l'autre,
Ni demandé la fin de mon deuil et du vôtre
A cette lâcheté qu'on appelle l'oubli.
Oui, depuis ce jour triste où pour nous ont pâli
Les cieux, les champs, les fleurs, l'étoile, l'aube pure,
Et toutes les splendeurs de la sombre nature,
Avec les trois enfants qui nous restent, trésor
De courage et d'amour que Dieu nous laisse encor,
Nous avons essuyé des fortunes diverses,
Ce qu'on nomme malheur, adversité, traverses,
Sans trembler, sans fléchir, sans haïr les écueils,
Donnant aux deuils du cœur, à l'absence, aux cercueils,
Aux souffrances dont saigne ou l'âme ou la famille,
Aux êtres chers enfuis ou morts, à notre fille,
Aux vieux parents repris par un monde meilleur,
Nos pleurs, et le sourire à toute autre douleur.
(1855.) (Contemplations V, 12.)

Anderseits tritt in den philosophischen Stücken der „Contemplations" und noch mehr in der großartig gedachten „Légende des Siècles" (I. Teil 1859, II. und III. 1877, IV. 1883) Hugos rednerischer Schwulst hervor. Diese „Weltlegende" ist eine Sammlung von Sagen, Schilderungen und seltsamen prophetischen Gesichten, die in der Geschichte das Gesetz des Fortschrittes anschaulich machen soll, wie der Dichter es aufgefaßt hat. Es finden sich Stücke voll von Kraft und Leben darunter, besonders in den Gedichten, welche Sitten und Vorstellungen des Mittelalters schildern; die letzten Abschnitte sind aber apokalyptisch dunkel und endlos.

Zur Kampflyrik gehören „Les Châtiments" (1853)*) und „L'Année

*) Châtiments par Victor Hugo, Genève et New-York 1853 (thatsächlich in Brüssel heimlich gedruckt), neue Ausgabe Herbst 1870. Ein Stück daraus ist in der

terrible" (1871), zwei zornschnaubende Liederbücher mit versöhnendem, weltbrüderlichem Abschluß. Hugos „Châtiments" trafen mit voller Wucht und satirischer Schärfe den neuen Cäsar und seine Helfershelfer; die Millionen „Oui" der Volksabstimmungen sind dem Dichter nur Schneeflocken, die den Sonnenstrahlen der Freiheit nicht widerstehen können. Die „Année terrible" singt mitten unter den haßerfüllten, vaterländisch begeisterten Versen einen langen Lobhymnus auf Deutschland. Als wirksamer Gegensatz dazu stehen drei wehmütige Worte an das niedergeworfene Frankreich: „O ma mère!" *)

Victor Hugos vielseitige Lyrik ist unvergänglich durch die Gemütstiefe, die weit umfassenden Gedanken und die allen Stimmungen sich anschmiegende, bald eherne, bald elfenhaft duftige Sprache.

Auf dramatischem Gebiet ist sein Einfluß rasch vorübergegangen, obwohl er gerade dort die lärmendsten Siege gefeiert hat. Unter dem frischen Eindruck eines englischen Gesamtgastspiels in Paris wagte Victor Hugo, der seit seinen lyrischen Erfolgen als Haupt der Partei galt, die Kriegserklärung der Romantiker hinauszuschleudern und in der Vorrede zum Buchdrama „Cromwell" (Ende 1827) mit feurigen Worten die neue Kunstlehre zusammenzufassen. Von den Boileauschen Einheiten des Orts, der Zeit und der Handlung darf nichts stehen bleiben als das Faßliche, wie Goethe es nennt, weil Auge und Geist nur zusammengehöriges mit einem Mal aufzunehmen vermögen. Das Drama gilt als Darstellung des gesamten wirklichen Lebens, als „konzentrierender Brennspiegel,**) welcher — weit entfernt, Farben und Lichtstrahlen zu schwächen — die farbigen Strahlen sammelt und verdichtet, aus ihrem Schein ein Licht, aus dem Licht eine Flamme macht." Vor allem sei Naturwahrheit und Charakter zu erstreben, weil das Drama alle Elemente des Lebens umschließt, den Geist wie den Körper, das Unschöne und Wunderliche (grotesque) neben dem Schönen und Erhabenen. Diese Naturwahrheit glaubt nun Hugo in der Harmonie der Gegensätze zu finden, was zu gekünstelten Antithesen führte.

Anmerkung zu Seite 258 angeführt. Der gleichen Stimmung entsprang die Schmähschrift „Napoléon le Petit", Londres 1852 und die erst 1877 herausgegebene „Histoire d'un Crime", 2 Bände.

*) C. Humbert, Victor Hugos Urteile über Deutschland, Zeitschrift für neufranz. Sprache und Litteratur, Band V, 42 ff. M. Hartmann, Zu Victor Hugos „Choix entre deux nations", ebenda Band VIII, 68 ff.

**) „Le drame", sagt Hugo in der Vorrede zu „Ruy Blas", „tient de la tragédie par la peinture des passions, et de la comédie par la peinture des caractères. Le drame est la troisième grande forme de l'art comprenant, enserrant et fécondant les deux premières. Corneille et Molière existeraient indépendamment l'un de l'autre, si Shakespeare n'était entre eux, donnant à Corneille la main gauche, à Molière la main droite. De cette façon, les deux électricités opposées de la comédie et de la tragédie se rencontrent, et l'étincelle qui en jaillit, c'est le drame." Man vergleiche damit die Forderungen Diderots (Seite 197).

Lebenswahrheit und Lokalfarbe traten in Gegensatz zu der Farb- und Saftlosigkeit der nachklassischen Tragödien, bei denen die Handlung durch wenige Federstriche aus „Barcelone“ nach „Babylone“ sich versetzen ließ, weil das Metrum der fertigen Tiraden durch die Änderung nicht gestört wurde. Dem Altertum zog man Mittelalter und Neuzeit vor. Spanien, Italien, England, Deutschland und vaterländische Stoffe treten auf die Bühne.*)

Ferner nimmt der weltschmerzliche René (vergl. Seite 249) im romantischen Drama und in den Stücken Victor Hugos eine hervorragende Stelle ein, weil er den Empfindungen und Stimmungen der Zeitgenossen Worte leihen mußte. In „Marion Delorme“ (1829 vollendet) vertritt Didier, der unbekannte Findling, jenen vermeintlichen Enterbten und Verkannten; als Hernani wird er zum Straßenräuber, als Ruy Blas schwingt er sich zum Günstling einer schwärmerischen Königin auf. Daneben nimmt die Antithese einen bevorzugten Platz ein. Marion Delorme, eine in Hofkreisen Ludwigs XIII. bekannte Dirne, hatte dem ersten besten, wenn er reich und vornehm war, ihre Gunst gewährt. Aus dem Schiffbruch ihrer Tugend und ihrer Ehre ist ihr ein warm fühlendes Herz geblieben; eine reine und keusche Liebe zu Didier erfaßt und veredelt sie. Da greift des Schicksals Hand unerbittlich ein: ihr Geliebter hat sich gegen das strenge Zweikampfgesetz Richelieus vergangen und ist dem Tode geweiht. Um Didier zu retten, wird Marion wieder, was sie vordem gewesen. Sie hat sich aber vergebens dem Richter hingegeben, da der Geliebte um diesen Preis sein Leben nicht retten will.

Als das Drama wegen der stark aufgetragenen Charakteristik des energielosen Ludwigs XIII. verboten wurde, dichtete Hugo in wenigen Wochen sein bestes und leidenschaftlichstes Drama „Hernani“, welches den romantischen Bestrebungen endlich Geltung verschaffte (1830).

„Hernani“ ist seines Einflusses wegen der „Cid“ der Romantiker genannt worden. Der Held des Stückes lebt gleich Karl Moor mit der Gesellschaftsordnung in Fehde. Auch er stammt aus edlem Geschlecht. Sein Lebenszweck ist, den Tod seines als Rebell hingerichteten Vaters zu rächen; vom Schicksal gezeichnet, muß er unaufhaltsam diesen Weg wandeln. Dieser Bandit Hernani liebt die Nichte des alten Herzogs von Silva; Donna Sol will dem Geliebten überallhin folgen, Gefahren und Entbehrungen mit dem Verfemten teilen. König Carlos I., damals ein jugendlicher Wüstling, ist Hernanis Nebenbuhler. Sobald er aber Karl V. geworden, verzeiht er seinen Widersachern

*) M. Rapp, Théâtre de Victor Hugo, Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 1842, 2. Band, 540 ff. und 697 ff. Harang, Racine und Victor Hugo als dramatische Dichter, Dissertation Jena 1875. Graßmann, Die Umgestaltung der französischen Tragödie zum Drama Victor Hugos, Dissertation Rostock 1876. Beumelburg, Der Versbau in den Dramen Victor Hugos. Programm Oldenburg 1883. J. Sarrazin, Das französische Drama im neunzehnten Jahrhundert, Vortrag, Berlin 1883. P. Stapfer, Racine et Victor Hugo, Paris 1887. J. Sarrazin, Das moderne Drama der Franzosen, Stuttgart 1888, pag. 13 ff.

wie Augustus in Corneilles „Cinna“ und entsagt dem Besitz der Donna Sol. Kaum sind die Liebenden vereint, so tritt Don Ruy Gomez, der seine Nichte mit jugendlicher Inbrunst liebt, als Verkörperung der unerbittlichen kastilianischen Ehre ihrem Glücke in den Weg. In einer Aufwallung von Dankbarkeit hatte einst Hernani ihm sein Leben verpfändet und sich zu sterben bereit erklärt, sobald Don Ruy es befehlen würde. Und jetzt kommt dieser, den glückstrahlenden Bräutigam an seinen Eid zu erinnern. Hernani löst seinen Eid ein und Donna Sol stirbt mit ihm.

Auch bei den folgenden Dramen Hugos fehlt die innere Wahrscheinlichkeit. Die Handlung entwickelt sich mehr aus den Reden als aus den Charakteren, das Lyrisch-Rhetorische überwiegt; dies hat aus den meisten Stücken dankbare Vorwürfe für Tondichter gemacht. Die Antithese zwischen der niedrigen Seele und der edlen Leidenschaft, die jene aus dem moralischen Schlamm emporzieht, wird in „Le Roi s'amuse“ (1832)*) und in „Lucrèce Borgia“ (1833) auf die Spitze getrieben. Triboulet, Hoffnarr und Kuppler des sittenlosen Königs Franz I., ein Scheusal an Körper und Geist, haßt die ihn verhöhnende Menschheit; aber reines, selbstloses Vatergefühl adelt ihn. Ebenso hängt Lucrezia Borgia, die giftmischende Buhlerin, mit der Liebe eines Raubtiers an ihrem Sohn Gennaro. Dieser darf nicht wissen, daß jenes verhaßte Ungeheuer seine Mutter ist. Bei einem Gastmahl wird Gennaro zugleich mit den dem Tod geweihten Edelleuten von der nichts ahnenden Mutter Lucrezia vergiftet. In „Le Roi s'amuse“ läßt der rachsüchtige Hofnarr Triboulet im Dunkel der Nacht seine durch Verkleidung unkenntliche Tochter statt ihres königlichen Liebhabers umbringen und weidet sich allzufrüh an seiner scheußlichen Rache.

„Marie Tudor“ (1833) und „Angelo tyran de Padoue“ (1835) stellen berüchtigte Episoden aus der englischen und italienischen Geschichte ohne jede menschliche Wahrheit der Charaktere und ohne sittliche Begründung dar. Aber „Ruy-Blas“ (1838) ist ein würdiges Seitenstück zu „Hernani“, tragisch wirksam und, wie der nie aufgeführte „Cromwell“, voll humoristischer Züge neben schönen lyrischen Stellen. Es ist überhaupt zu bedauern, daß Hugos satirische Ader in seinen Dichtungen so wenig hervortritt, und die Corneillesche Grandezza stark überwiegt. Neben dem berechnenden Ränkeschmied Don Sallust steht Don Cäsar de Bazan, der zu Grunde gerichtete Edelmann, ein Raufbold und Straßenräuber aus Neigung, welcher die Gesetze der Ehre und Galanterie mit der Gewissenhaftigkeit eines Ritters ohne Furcht und Tadel beobachtet, aber immer durstig und guter Laune ist. Neben dem lächerlichen Hidalgo, der in platonischer Liebe zur Königin erglüht, wächst die hohe Gestalt des rätselhaften Ruy Blas, des mit Idealen erfüllten Träumers im Bedientenrock. Trotz der langen Monologe ist die Färbung

*) Das Drama wurde wegen der Charakteristik des Königs Franz am Tag nach der ersten Aufführung als unsittlich verboten und erlebte erst am fünfzigsten Jahrestag (22. November 1882) eine zweite Vorstellung.

des Zeitalters vortrefflich wiedergegeben und fesselt die Intrigue bis zum Schluß.

Ein durch die im Jahre 1838 unternommene Rheinreise*) angeregtes mittelalterliches Drama „Les Burgraves“ (1843) schließt Hugos dramatische Thätigkeit mit einem Mißerfolg ab. Die vier Burggrafen von Heppenheff — der Urahne ist 100jährig, sein Sohn Magnus, den er mit „jeune homme“ anredet, zählt 80, des Burggrafen Magnus Sohn 60 Winter, sein Enkel Gorlois ist erst 30 Jahre alt u. s. w. — sind nur monologisierende Schatten. Die Handlung löst sich in Lyrik auf. Darum hat Hugo seine späteren Dramen, „Torquemada“ (1882 gedruckt) und die unter dem Namen „Théâtre en liberté“ nach seinem Tod gedruckten dramatischen Wildlinge, nicht mehr für die Aufführung bestimmt. Das romantische Drama hatte sich rasch überlebt, das engouement war vorüber. Aber der Bann des Klassizismus war gebrochen, und der Übergang zum gesunden Realismus angebahnt. Aus den abstrakten Formeln und matten Metaphern hatten Hugo und seine Jünger eine klangvolle, lebensechte Sprache geschmiedet.**) Dem steifen Alexandriner hatten sie eine ungeahnte Geschmeidigkeit gegeben, indem sie dem logischen Wert der einzelnen Worte größere Bedeutung als der Rhythmik einräumten, und indem sie das unterdrückte enjambement wieder zu Ehren brachten.

Im Roman trat Viktor Hugo zuerst mit „Han d'Islande“ (1823) hervor, einer modernisierten Ritter- und Schauergeschichte, worin die Poesie des Gräßlichen und Furchtbaren sich bis zum Lächerlichen steigert, vielleicht den klassischen Aristarchen zum Hohn. „Bug Jargal“ (1826 herausgegeben, aber schon 1818 entworfen), ein Gemälde aufopfernder Freundschaft, wie edle jugendliche Herzen sie sich vorzustellen lieben, ist auch durch gesuchte Schilderungen des Gräßlichen im Charakter des Habibrah entstellt. „Notre-Dame de Paris“ (1831), eine der besten Nachahmungen Walter Scotts, die je entstanden, ist unvergleichlich in allem, was Beschreibungen, Schilderungen und Lokalfärbung angeht. Das Leben im Paris des fünfzehnten Jahrhunderts ist mit Meisterhand gezeichnet und greifbar heraufbeschworen. Die Handlung dieses angeblichen roman ironique et railleur kommt auf den verzweifelten Schluß hinaus, daß wir eigentlich nur Spielbälle dunkler Schicksalsmächte sind, Opfer der *ΑΝΑΓΚΗ*. Die schöne Esmeralda wird als Hexe gehängt, so daß dem buckligen Glöckner von Notre-Dame, der den Sturm des Pöbels gegen die Kirche siegreich zurückgeschlagen und unter tausend Gefahren das im Stillen verehrte Zigeunermädchen vor der Sinnlichkeit des Priesters Claude

*) Eine litterarische Frucht dieser Reise waren die Reisebriefe „Le Rhin, lettres à un ami“, zum ersten Male vollständig Paris 1845 in 3 Bänden.

**) Ein genaues Nachprüfen aller Dichtungen Hugos, nach der Zeit geordnet, ergiebt eine rasche sprachliche Entwickelung. Er darf in den „Contemplations“ selbstbewußt sagen:

„J'ai dit à *la narine:* Eh mais! tu n'es qu'*un nez!*
J'ai dit au *long fruit d'or:* Mais tu n'es qu'*une poire!*“

Frollo gerettet hat, nichts anders übrig bleibt als Selbstmord. Claude Frollo vermag trotz Grübelns und Denkens — verschiedene Züge sind hier dem „Faust“ entlehnt — seine jahrelang verhaltenen Begierden nicht zu zügeln und wird vom Glöckner Quasimodo den Notredameturm herabgeschleudert; aber der sorglose Schlemmer Phoebus de Chateaupers, der den ganzen Jammer der drei Menschen verschuldet hat, wird glücklicher Gatte seiner adligen Base.

Vom historischen Roman hinweg wendet sich Hugo später der Gegenwart zu. Nach dem Kampfe mit den Leidenschaften und dem höheren Verhängnis stellt er als Menschlichkeitsapostel den Kampf gegen die gesellschaftlichen Satzungen und Vorurteile dar. „Les Misérables“ (1862, 10 Bände)*) ist trotz der oft unerträglichen Breite ein Buch von packender Gewalt, weil es Hugos sozialpolitisches Glaubensbekenntnis darstellt, voll überraschender und blendender Gedanken, voll malerischer Schilderungen und unerhörter Verwickelungen. Jean Valjean ist wegen eines geringfügigen Verbrechens ins Bagno gekommen und hat durch Fluchtversuche seine Gesamtstrafe allmählich vervierfacht. Seine Willenskraft und seinen Verstand hat die Erbitterung gestählt. Bei seiner Entlassung findet der Sträfling überall verschlossene Herzen, nur nicht bei dem schlichten Bischof Myriel. Sein Haß gegen die Gesellschaft, die ihn in Acht und Bann erklärt hat, ist aber so eingewurzelt, daß er den wohlthätigen Priester bestiehlt und auf der Landstraße einem Knaben ein Zweifrankenstück gewaltsam raubt. Die Eisrinde um sein Herz schmilzt alsdann beim Nachdenken über die Mahnungen des Bischofs. Er wandert weiter und läßt sich in einer armen Gegend nieder. Dank einer Erfindung schwingt er sich zum Fabrikbesitzer auf, bringt Wohlstand ins Land, wird der Beschützer der Armen und Verfolgten und sucht dem sozialen Elend nach Kräften zu steuern. Er wird sogar Bürgermeister; denn er heißt jetzt Monsieur Madeleine. Aus dieser Thätigkeit reißt ihn die Kunde, daß der wiedergefundene Jean Valjean in der nahen Kreishauptstadt wegen schweren Diebstahls vor Gericht erscheinen soll. Nach einem furchtbaren Seelenkampf — „une tempête sous un crâne“ — überliefert er sich dem Richter, bricht aus der Haft aus, um sich der Rettung eines Waisenkinds Cosette zu widmen, wird später vom Polizeiinspektor Javert wiedergefangen, entkommt abermals aus dem Bagno und gilt für tot. Dann taucht er mit dem angenommenen Kind wieder auf, läßt sich in Paris nieder, besteht jahrelang die unwahrscheinlichsten Abenteuer, um dem

*) „Les Misérables“ erschienen gleichzeitig in den Hauptsprachen Europas zu Paris, Brüssel, London, Rotterdam, Leipzig, Warschau, Pesth, Madrid und Rio de Janeiro. Trotz des hohen Preises waren nach Jahresfrist 60 000 Exemplare des zehnbändigen Romans abgesetzt. „Les problèmes sociaux dépassent les frontières, les plaies du genre humain, ces larges plaies qui couvrent le globe, ne s'arrêtent point aux lignes bleues et rouges tracées sur la mappemonde. Partout où l'homme ignore et désespère, partout où la femme se vend pour du pain, partout où l'enfant souffre faute d'un livre qui l'enseigne et d'un foyer qui le réchauffe, le livre „Les Misérables“ frappe à la porte et dit: Ouvre-moi!“ Brief Victor Hugos an den Verleger Daelli, Hauteville-House, 18. Oktober 1862.

unheimlichen Spürhund Javert zu entgehen und das Kind zu schützen, rettet unter tausend Gefahren bei den Julikämpfen einem jungen Schwärmer das Leben und verbindet ihn mit seiner Cosette, die dank einer aus der Fabrikantenzeit in Gewahrsam gebrachten Summe eine reiche Erbin ist. Für diese unglaubliche Selbstlosigkeit erntet der tugendhafte Sträfling am Abend seines wechselvollen Lebens nur Undank. Kurz vor seinem Tode sieht er noch die Sonne der Versöhnung aufgehen. Die Komposition des umfangreichen Romans ist lose und entbehrt der Einheit. Sehr ausführliche Abschweifungen, soziale Betrachtungen und Gelegenheitsbelehrungen, Schilderungen des Gaunerlebens, des Elends, der Barrikadenkämpfe, klösterlicher Kasteiungen, Abhandlungen über die Schlacht von Waterloo, das unterirdische Paris, über das Rotwälsch u. dergl. hemmen den Fortschritt der keineswegs einfachen Handlung. Doch den Faden verliert man nie. Der am Ende des ersten Bandes verschwundene ideale Bischof wohnt am Schlusse des zehnten geistig der Sterbestunde Valjeans bei: „Voulez-vous un prêtre? — J'en ai un, répondit Jean Valjean. Et, du doigt, il sembla désigner un point au-dessus de sa tête où l'on eût dit qu'il voyait quelqu'un. Il est probable que l'évêque en effet assistait à cette agonie."

Eine übermenschliche Gestalt steht jeweils im Mittelpunkt der letzten Romane Hugos. In „Les Travailleurs de la Mer" (1866) kämpft Gilliatt drei Monate lang mit dem Ozean und den Stürmen, um ein kostbares Wrack zu retten, und entsagt schließlich dem Siegespreis. In „Quatre-vingt-treize" (1874), einem großartigen Freskogemälde der Bürgerkriege in der Vendée und des republikanischen Fanatismus, wetteifern beide feindseligen Prinzipien mit einander in Edelmut und Selbstverleugnung. Marquis Lantenac, der felsenharte Führer der Chouans, begiebt sich in die Gefangenschaft der Schreckensmänner, um aus der brennenden Tourgue drei unschuldige Kinder zu retten; sein Neffe Gauvain, der trotz adliger Herkunft an der Spitze der bleus steht, befreit den verwandtschaftlichen Gegner aus dem Kerker und besteigt an seiner Statt das Blutgerüst. Gauvains eherner Mentor, der abtrünnige Abbé Cimourdain, der gerade im Auftrag des Wohlfahrtsausschusses beim Heer weilt, weigert sich, den Verräter aus Großmut zu begnadigen, und erschießt sich im gleichen Augenblick, da der Kopf seines geliebten Zöglings fällt. Am Horizont geht zugleich die Sonne des Völkerfrühlings blutrot auf.

In beiden Prosadichtungen überwuchert das Beiwerk die eigentliche Handlung. Mit Vorliebe verweilt der Dichter der „Travailleurs" bei ausführlichen Schilderungen der Meeresküsten und der Bewohner, bei normännischen Sagen und Gebräuchen; keine Einzelheit aus Gilliatts Riesenarbeit wird vergessen, ein Kampf mit dem Octopus (la pieuvre) wird mit greifbarer Klarheit dargestellt. In „Quatre-vingt-treize" stöhnt der Leser unter der Last landschaftlicher und geschichtlicher Auseinandersetzungen, fachmännischer Erörterungen über Kriegs- und Seewesen, über Bücher- und Bilderkunde. Solche Episoden,

in denen der Dichter durch Schärfe der Lebensbeobachtung und durch Sprachgewalt blendet, leben im naturalistischen Roman unserer Tage als „documents“ weiter und treten bei Zola und seiner Schule in den Vordergrund.

Ein psychologisches Gemälde ohne Handlung ist „Le dernier jour d'un condamné“ (1829), Hugos erste Streitschrift in dem lebenslänglichen und keineswegs fruchtlosen Krieg gegen die Todesstrafe. In „L'homme qui rit“ (1869) schwelgt er wieder in Greueln. Ein Lapidarstil, der zur Parodie auffordert, hat sich frühzeitig im Prosastil Hugos entwickelt und ist schließlich zur Künstelei ausgeartet. Außer den bisher genannten hat der bis zu den letzten Lebenstagen rastlos thätige Dichter zahlreiche Bände in Prosa geschrieben. Litterarische und „philosophische“ Betrachtungen enthalten die „Œuvres de littérature et de philosophie mêlées“ 1834, 2 Bände, und die „Études sur Mirabeau“ 1834. Seinen Söhnen setzte er 1874 in der Schrift „Mes fils“, ein Denkmal aere perennius. Seine Reden und Proklamationen sammelte er in „Actes et paroles avant l'exil, 1841—51“ und „Actes et paroles pendant l'exil, 1852—70.“ (1871).

II. Romantische Lyriker.

Die romantische Lyrik hat die ganze Zeit vom Erscheinen der „Oden und Balladen“ Hugos bis zum Durchfall der „Burgraves“ fast ausschließlich beherrscht. Jeder, der irgendwie Jugendfrische und Begabung in sich fühlte, opferte auf dem Altar des Romantizismus und suchte vom glatten und geschniegelten Klassizismus möglichst grell abzustechen. Daher mittelalterliche und fremdartige Stoffe einerseits, und anderseits halsbrechende Kunststücke in Sprache und Metrik. Mérimées illyrische Balladen „La Guzla“ (1825), ebenso sein angeblich nach dem Spanischen übersetztes „Théâtre de Clara Gazul“ (1828) haben durch ihre Farbentreue die Kenner eine Zeit lang irregeführt, während Mussets Mondballade und die inhaltlich wenig romantische „Vie, poésies et pensées de Joseph Delorme“, welche der spätere Kritiker Sainte-Beuve als Vorbote zu weiteren Liedern 1829 erscheinen ließ, sich zu Hugos „Orientales“ gesellten, um die herkömmliche Poetik Malherbes und Boileaus zu erschüttern und in den alten Alexandriner Leben und Bewegung zu bringen. Die deutsche Lyrik und die mittelalterliche Nationallitteratur wurden durch die Romantiker in Frankreich beliebt; als Übersetzer und Nachahmer fremder Dichtungen haben sich die jungen Dichter des Cénacle Verdienste um die französische Poesie erworben, welche ihre Tollheiten vielfach aufwiegen. Wir nennen im folgenden die wichtigsten Lyriker der romantischen Schule und lassen die „Geschlagenen und Vergessenen“ außer Betracht.*) Zwei hohe Häupter ragen aus der Schaar hervor, Vigny und Musset.

*) Über diese vergl. außer Th. Gautier, Histoire du Romantisme, G. Brandes, S. 437 ff., und Barbou-Weber, S. 106 ff. Eusèbe de Salles, Ch. Dovalle

1. Vigny.

Graf Alfred de Vigny (1799—1863) steht in der Reihenfolge der Romantiker unmittelbar hinter Hugo, weil er als Lyriker und als Dramatiker eigenartiges und bahnbrechendes geleistet hat. Er gehört zum Cénacle, zum Kreise junger Litteraturschwärmer, die sich zuerst Sonntags bei Nodier (vergl. Seite 282), später in Hugos Wohnung versammelten, um in Mittelalter und Romantik zu schwelgen und den Klassizismus zu befehden.*) Vigny war als junger Offizier kurz nach Erscheinen der „Méditations“ mit episch-lyrischen Dichtungen hervorgetreten (1822), deren Form an die klassische Überlieferung sich anlehnte,**) während Gedanken und Farbengebung bereits romantisch waren. Er nahm frühzeitig als Hauptmann seinen Abschied (1828) und trat in die vorderste Reihe der Kämpfer gegen den Klassizismus in Lyrik, Roman und Drama. Die besten dichterischen Anregungen kamen ihm aus England: sein geschichtlicher Roman „Cinq-Mars“ (1826) ist wie Hugos „Notre-Dame“ durch Walter Scott angeregt, sein erstes Drama war eine meisterhafte Übertragung des „Othello“ (1829), und sein „Chatterton“ bedeutete für den Romantizismus einen Bühnensieg (1835), der dem Hernanitriumph fast gleichsteht. Dabei hat seine vornehme Natur ihn vor den gröbsten Ausschreitungen der „Jungen“ bewahrt. Nach 1835 trat er vom eroberten Kampfplatz ab und sah bis zu seinem Tode dreißig Jahre lang fast unthätig zu (1863).

Die Dichtungen, die Vigny als „Poèmes antiques et modernes“ 1829 sammelte, enthalten Stücke von reiner und männlicher Schönheit, die an die besten Balladen Uhlands erinnern, wie Le Cor, La Neige, La Sérieuse. Die mystische Dichtung „Moïse“ daselbst läßt das Gefühl verletzter Eitelkeit durchblicken, welches sich des Dichters mehr und mehr bemächtigte und sein Alter verdüsterte. In den nachgelassenen Dichtungen „La Colère de Samson“ und „La mort du Loup“ tönt die gleiche Saite:

„A voir ce que l'on fut sur terre et ce qu'on laisse,
Seul le silence est grand; tout le reste est faiblesse.“

(20jährig gestorben), Félix Arvers, Ulrich Guttinguer, Ymbert Galloix, Louis Bertrand, Pétrus Borel (der „Lykanthrop“), Théophile Dondey (genannt O'Neddy) gehören zu den Dichtern, deren Ruf mit dem Romantizismus unterging.

*) Vergl. Anatole France, A. de Vigny, Paris 1868. Des Dichters Tagebuch gab L. Ratisbonne, Paris 1867, heraus, vergl. F. Wehl, Ein französischer Dichter und sein Tagebuch, in „Aus dem früheren Frankreich“, Minden 1889, pag. 271 ff. Blaze de Bury, Idées sur le romantisme et les romantiques, I. Alfred de Vigny, Revue des deux Mondes, 1. Juli 1881, pag. 1 ff.

**) Dies zeigt sich in den üblichen Metaphern, z. B. das Piano ist für ihn noch „l'instrument mobile, harmonieux ivoire à la touche blanche et noire“. Um das Wort „pendule“ zu vermeiden, sagt er ähnlich den Seite 231 und 232 angeführten Versen der beiden Chénier:

„Et bien du temps a fui
Depuis que sur l'émail, dans ses douze demeures,
Ils suivent ce compas, qui tourne avec les heures.“

Als Perle unter den Poèmes mystiques rühmt man „Éloa, la sœur des anges“, mystère (1824). Dieses Lieblingsstück der romantischen Kritiker*) weiß einen gewissen religiösen Mystizismus geschickt mit sinnlichen Schilderungen und weltlichem Gedankeninhalt zu verbinden. Eloa, „aus einer Thräne Christi und dem heiligen Geiste geboren, die Schwester der Engel“, wird vom Satan verführt.

Auch Vigny gefiel sich in der Lehre von dem unbegriffenen, mit einem Fluch behafteten Genius, die im ersten Drittel unseres Jahrhunderts so vielen wirklichen oder eingebildeten Künstlern das Leben verkümmert hat. „Seitdem der Hauch Gottes Moses erfüllte, haben die Menschen seinen Flammenblick nicht mehr ertragen, der Donner ist seine Stimme, der Blitz in seinem Auge“. Vielgestaltig wiederholt sich dieser Gedanke in Vignys Dichtungen. Die Erzählung „Stello ou les Diables bleus“ (1832), die nach dem Mißerfolg des „Othello“ und des zweiten Dramas „La Maréchale d'Ancre“ herauskam, führt nicht ohne Bitterkeit den Gedanken durch, daß der Dichter weder von den Großen, noch vom Volke etwas zu erhoffen habe. Das tragische Schicksal der drei jungverstorbenen Dichter Gilbert,**) Chatterton und A. Chénier wird mit großer Kraft und Beredsamkeit geschildert, und de Vigny zieht daraus die Folgerung, daß es für den Dichter keine Rettung giebt als „Séparer la vie politique de la vie poétique. Seul et libre accomplir sa mission, parce que la solitude seule est la source des inspirations. Seul et libre suivre sa vocation“.

---

*) „Que de beaux tableaux!“ ruft Sainte-Beuve aus, „que d'admirables comparaisons! que de couplets majestueux et pleins de grâce! Éloa est comparée au colibri! vous y avez tous les noms d'arbres les plus harmonieux, les plus doux à l'oreille. C'est éblouissant de ton, de touche et d'une magnificence élégante . . .“ „Monte aussi vite au ciel que l'éclair en descend“ „est un de ces vers immenses, d'une seule venue, qui embrassent en un clin d'œil les deux pôles.“

**) Gilbert, ein Bauernsohn aus Lothringen, starb neunundzwanzigjährig in bitterer Not (1780), nachdem er gegen die „Philosophen“ und den Zeitgeschmack scharfe Satiren gerichtet hatte („Le dix-huitième Siècle“ und „Mon Apologie“). Gilbert wäre unzweifelhaft ein großer Dichter geworden; die angesichts des Todes gedichteten „Adieux à la vie“ sind mehr wert, als die meisten lyrischen Erzeugnisse des Philosophenzeitalters:

J'ai révélé mon cœur au Dieu de l'innocence;
Il a vu mes pleurs pénitents;
Il guérit mes remords, il m'arme de constance:
Les malheureux sont ses enfants.

Mes ennemis, riant, ont dit dans leur colère:
Qu'il meure, et sa gloire avec lui!
Mais à mon cœur calmé le Seigneur dit en père:
Leur haine sera ton appui.

Au banquet de la vie, infortuné convive,
J'apparus un jour, et je meurs:
Je meurs, et sur ma tombe, où lentement j'arrive,
Nul ne viendra verser des pleurs.

Das Reformdrama „Chatterton“ griff 1835 eine Episode aus „Stello“ heraus und stellte den achtzehnjährigen englischen Poeten dar, welcher inmitten der industriellen Gesellschaft von Mangel gequält, durch den Neid um seinen Ruhm betrogen, durch das rohe Mitleid der Gönner gedemütigt, endlich an Gott, der Welt und sich selbst verzweifelt und seinem Leben durch Gift ein Ende macht. Der geniale Dichterjüngling verschmäht eine seiner Ansicht nach erniedrigende Brotstellung, weil es ihm an Mannesmut gebricht. Gerade darum hatte „Chatterton“ dank den Tagesleidenschaften und der Tagesstimmung einen großartigen Rührerfolg, welcher Vigny für die Othelloniederlage*) und den halben Erfolg der „Maréchale d'Ancre“ (1830) reichlich entschädigte.

Der Roman „Cinq-Mars, ou une Conjuration sous Louis XIII“ (1826) zeichnet sich durch geschichtliche Treue und, wie die meisten Werke Vignys, durch edlen und fein durchgearbeiteten Stil aus. Die Novellen „Servitude et grandeur militaires“ (1835) geben einzelne Züge aus der Zeitgeschichte mit psychologischer Wahrheit und hie und da mit dem echten Humor wieder, der sich sonst nur in Vignys Lustspiel „Quitte pour la peur“ wiederfindet. Aus seinem Nachlaß wurden von L. Ratisbonne unter dem Gesamttitel „Les Destinées“ mehrere Dichtungen herausgegeben (1864), welche den Ruhm des feinen Lyrikers und Verskünstlers keineswegs vermehrten.

2. Musset.

Alfred de Musset (1810—1857), der vornehme Pariser Dandy unter den löwenmähnigen Janitscharen Hugos, führte sich schon vor dem zwanzigsten Jahre mit jugendfrischen Gedichten im Cénacle ein und wurde sofort den besten Lyrikern der Schule beigezählt. Daß er, wie neuere Beurteiler wollen, über Victor Hugo steht, ist eine leichtbegreifliche Übertreibung; aber Musset ist mit Hugo das reichste lyrische Talent jener Zeit. An Unmittelbarkeit des Gefühls, an dichterischer Kraft, an Kühnheit und Anmut des Versbaus ist er jenem größten Lyriker des Jahrhunderts ebenbürtig. Musset veröffentlichte wie sein Meister Hugo sein erstes Buch im Alter von 20 Jahren. In den „Contes d'Espagne et d'Italie“ (1830), einer Reihe frischer dichterischer Erzählungen, untermischt mit Balladen und poetischen Meditationen, erschienen alle Wunderlichkeiten der ausgelassensten Romantik mit Byronscher und Heinescher Ironie gewürzt, zugleich mit einem poetischen Schwunge, einer Kraft des Gedankens und einer Innerlichkeit des Gefühls ausgeführt, die ein Talent ersten Ranges ankündigten. Das spöttische, sarkastische und unverhüllt sinnliche Element war der Muse Hugos fremd, der Straßenjugendton der berühmten „Ballade à la lune“ fehlte noch in der romantischen Symphonie. Schon ein Jahr

*) Das verhängnisvolle „mouchoir“ des Mohren Othello war dem Ernste der tragischen Lage verderblich. Das deutsche Wort „Tuch“ ist weniger geschmackwidrig. Zur Zeit des vorgeschrittenen Romantizismus hörte man im Theater noch ganz andere Dinge nennen als mouchoirs.

nach den „Contes“ erscheint ein neues Liederbuch Mussets, im darauffolgenden Jahr (1832) „Un Spectacle dans un fauteuil“, und im Sommer 1833 stand „Rolla“ in der neugegründeten Revue des deux Mondes, an welcher auch George Sand mitarbeitete.*) Bald verliebte sich der dreiundzwanzigjährige leidenschaftliche Dichter in die Verfasserin von „Indiana“, und beide schlugen ihr Zelt in Italien auf, um gemeinsam zu arbeiten. Auf George Sands Stilbildung hatte wohl dieses kurze Zusammenleben mit Musset einen heilsamen Einfluß. Ihm dagegen brachte die Verbindung mit George Sand nur bittere Täuschungen. Der Briefroman „Elle et Lui“, den George Sand nach dem Tode des einst geliebten Mannes herausgegeben hat (1859), verbreitet sich über die Ursachen des Bruchs mit einer Rücksichtslosigkeit, die den Bruder des Dichters, Paul de Musset, zur Erwiderung „Lui et Elle“ veranlaßte.

Den Bruch mit George Sand hat Musset nie völlig verschmerzt. Seine Unzufriedenheit und Blasiertheit ist mit Rousseauscher Offenheit in „La Confession d'un enfant du siècle“ (1836) dargelegt. Bisweilen erhebt er sich vom Zweifel und der Verzweiflung für einen Augenblick wieder zu Liebe und Hoffnung. Die Übertreibungen der Romantik werden Gegenstand seiner Satire,**) er schreibt Dramen, geistreiche Komödien, Proverbes, Novellen und Erzählungen, unter denen Stücke von ausgezeichnetem Werte sind. Die Gedichte „Les Nuits“ (besonders „La Nuit d'août“), „Lettre à Lamartine“, „L'espoir en Dieu“ sind Meisterstücke sittlich hoher Lyrik, dann folgen tieftraurige Dichtungen und zwischen hinein wieder schelmische Lieder nach Béranger, wie:

Adieu, Suzon, ma rose blonde,
Qui m'as aimé pendant huit jours:
Les plus courts plaisirs de ce monde
Font souvent les meilleurs amours.
Sais-je au moment où je te quitte,

---

*) Montégut, Esquisses littéraires, Revue des deux Mondes, 1. Mai und 1. Juni 1881, pag. 136 ff. und 604 ff. Paul de Musset, Biographie d'Alfred de Musset, Sa vie et ses œuvres, avec fragments inédits, Paris 1877. P. Lindau, A. de Musset, Berlin 1874, 2. Auflage 1877. E. Wehrmann, Beitrag zur Metrik und Poetik der Dichtungen A. de Mussets (Dissertation), Osnabrück 1884. Nachdichtungen Mussetscher Gedichte von Freiligrath, Geibel-Leuthold u. a., von O. Baisch, Bremen 1880, zuletzt von M. Hahn, Breslau 1888. — Mussets Œuvres complètes (Paris 1867) enthalten außer den lyrischen Dichtungen und Contes en vers 15 dramatische Dichtungen und Proverbes (darunter „Un caprice“ 1837, „Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée“ 1845), ferner die „Confession d'un enfant du siècle“, elf Erzählungen oder Novellen („Emmeline“, „Le fils du Titien“, „Frédéric et Bernerette“, „Le Merle blanc“), sowie litterarisch-kritische Aufsätze.

*) Er spottet z. B. über die Gewohnheit de ravauder l'oripeau qu'on appelle antithèse (Après une Lecture, 1842), was ihn nicht hindert, im folgenden Jahr (1843) ein Sonett an Victor Hugo zu richten. Schon 1838 spricht er in „Dupont et Durand“ davon, die ältesten Feinde aussöhnen zu wollen, darunter auch „le drame moderne avec le sens commun.“ 2c. 2c.

Où m'entraîne mon astre errant?
Je m'en vais pourtant, ma petite,
Bien loin, bien vite,
Toujours courant.

oder das berühmte:

Mimi Pinson est une blonde,
Une blonde que l'on connaît.
Elle n'a qu'une robe au monde,
Landerirette!
Et qu'un bonnet.
Le Grand Turc en a davantage.
Dieu voulut de cette façon
La rendre sage.
On ne peut pas la mettre en gage,
La robe de Mimi Pinson.

Mimi Pinson porte une rose,
Une rose blanche au côté.
Cette fleur dans son cœur éclose,
Landerirette!
C'est la gaîté. etc.

Auch als Vaterlandssänger erscheint Musset im aufgeregten Jahre 1840: seine geharnischte Erwiderung auf Beckers Rheinlied „Nous l'avons eu, votre Rhin allemand, Il a tenu dans notre verre“ wird durch die Zeitumstände genügend entschuldigt.

Nirgends hat Musset seine innere Zerrissenheit und Unzufriedenheit mit ergreifenderen Worten kundgethan, als in der Erzählung „Rolla“.*) Jacques Rolla ist ein Sohn der Neuzeit, der den Glauben an Gott und die Welt verloren hat und sein Leben als wertlos von sich wirft, nachdem er die letzte Nacht mit einem ganz jungen Mädchen verlebt hat. Er flucht den Aufklärern, welche die Schlange des Zweifels in sein Herz gelegt haben. Sie allein haben seinen Tod verschuldet:

„Voilà pourtant ton œuvre, Arouet, voilà l'homme,
Tel que tu l'as voulu. — C'est dans ce siècle-ci,
C'est d'hier seulement qu'on peut mourir ainsi.“

— — — — — — — — — — — — — —

Nach langem Zögern öffnete die Akademie ihre Pforten für Musset (1852). Aber seine letzten Lebensjahre waren für die Dichtkunst verloren, seine Körperfrische und seine Geisteskräfte waren dahin, Absynthgenuß tötete den „Dichter der Jugend“ in einem Alter, in welchem Hugo seine reifsten lyrischen Dichtungen noch nicht geschaffen hatte.

*) „Rolla“ ist von L. Ganghofer übersetzt, Wien 1882.

3. E. und A. Deschamps, G. de Nerval, Sainte-Beuve, Théophile Gautier.

Gleich Alfred de Musset glänzten Emile Deschamps (1791—1871) und Antony Deschamps (1800—1869) unter den Koryphäen des cénacle romantique. Von der Mehrzahl ihrer Landsleute unterscheiden sich beide Brüder durch eine fast deutsche Gewandtheit, sich in den Geist fremdländischer Dichtkunst zu versenken und deren Form nachzubilden. Emiles Übersetzung von Schillers Lied von der Glocke,*) von Goethes Erlkönig und Fischer, Antonys Übertragung der göttlichen Komödie (1829) sind Meisterstücke der Gattung, soweit eine treue Übertragung in französische Verse überhaupt angeht. Die in kurzlebigen litterarischen Zeitschriften zerstreuten eigenen Dichtungen beider Brüder (Emile Deschamps hat eine Sammlung: Études françaises et étrangères erscheinen lassen (1828—1835)) bestehen aus Romanzen und Balladen, größtenteils Übersetzungen oder Nachahmungen aus dem Spanischen, dem Deutschen, dem Italienischen 2c., die zu ihrer Zeit nicht wenig dazu beitrugen, die französische Dichtung aufzufrischen. Die beste Leistung des ältern Deschamps ist die Romanzensammlung „Rodrigue, dernier roi des Goths“, die an Herders „Cid“ sich anlehnt.

Bei Gérard de Nerval**) (1808—1855) — dessen wahrer Familienname Labrunie war — wirkte die deutsche Lyrik so mächtig, daß seine eigenen Dichtungen, soweit sie nicht orientalisch-mystisches Gepräge haben, mitunter deutsch anklingen. Mit zwanzig Jahren veröffentlichte er eine Übersetzung des „Faust“ (1828), zwei Jahre später eine Reihe von „Poésies allemandes“ (1830) nach Bürger, Uhland, Schiller, Klopstock u. a. Wie sehr das Fremdartige diesen Träumer und Nachtwandler anzog, beweist sein Hinneigen zu den benebelten Phantastereien Hoffmanns, die als genre hoffmannesque von den „Jungen“ in der Litteratur hochgepriesen wurden, beweisen die tollen Romane „Les femmes du Caire“, „Les Nuits du Rhadaman“ u. a., die seine Eindrücke aus dem Morgenland, seinen Dämonen- und Geisterglauben glänzend wiederspiegeln. Den ausgelassensten Hexensabbath feiert seine Einbildungskraft in „Le Prince des sots“ (1888 von L. Ulbach herausgegeben).

Charles Augustin Sainte-Beuve (1804—1869), der Kritiker „des heiligen Bataillons“, über welchen wir noch zu reden haben werden, eine friedliche, naivgläubige, weit mehr zur Bewunderung als zum Tadel geneigte Natur, sang in den „Poésies et Pensées de Joseph Delorme“

*) Über die französischen Übertragungen von Schillers Glocke vergl. Th. Süpfle, Geschichte des deutschen Kultureinflusses, Gotha 1880, Band II, 161 ff., nach L. Mohr, Schillers Lied von der Glocke, eine bibliographische Studie, Straßburg 1877.

**) Über Gérard de Nerval vergl. Th. Gautier, histoire du romantisme, pag. 70 ff., M. Tourneux, l'Age du Romantisme, 2. Abteilung, Paris 1887.

(1829), in den „Consolations“ (1830) und in den „Pensées d'Août“ (1837) die Genüsse der Natur und des idyllischen Stilllebens, sowie das Glück eines aus dem Herzen stammenden Glaubens. Man möchte ihn mit Salis, Hölty und Tiedge vergleichen. Erst in „Monsieur Jean, maître d'école“ (1837) gewinnt seine Religiosität eine etwas mystische Färbung. Meister Jean, eins der von J. J. Rousseau ins Findelhaus geschickten Kinder, sühnt durch ein Leben voll Arbeit und Entsagung die Sünden seines unglücklichen Vaters.

Einen anderen Inhalt haben die Dichtungen des feurigen Südfranzosen Théophile Gautier aus Tarbes (1811—72). Er hatte noch nicht einmal sein zwanzigstes Jahr abgewartet, um dem Poeten Hernanis sein erstes Bändchen Gedichte zu Füßen zu legen (1830), das im Gedröhne der Julirevolution unterging.*) Die hervorstechendsten Züge in Gautiers Persönlichkeit und Versen sind schon damals ausgebildet: jugendliches Kraftbewußtsein und glühende Vorliebe für das Buntfarbige. Er singt in „Fatuité“:

„Je suis jeune, la pourpre en mes veines abonde;
Mes cheveux sont de jais et mes regards de feu,
Et sans gravier ni toux ma poitrine profonde
Aspire à pleins poumons l'air du ciel, l'air de Dieu“.

Seine Gesinnungsgenossen nannte er „flamboyants“ im Gegensatz zu den klassischen „grisâtres“. Sittliche Tendenz darf man bei Gautier nicht suchen. Seine lyrischen Dichtungen sind sinnlich materialistisch und nur des Stiles wegen geschrieben (l'art pour l'art). Dieser Stil wird durch die Überschrift der letzten Gedichtsammlung Gautiers „Emaux et camées“ (1852) greifbar verkörpert; es ist etwas gleißendes, buntschillerndes, farbenprächtiges, welches die neue Schule der „Parnassiens“ und nach ihnen die „Décadents“ zur Nacheiferung angeregt hat. Seit Gautier — meint Sainte-Beuve — ist das Wort „indicible“ in der Dichtung überhaupt abgeschafft. Beim Roman werden wir uns noch mit diesem Wort- und Bilderkünstler beschäftigen.

4. Nichtromantische Lyriker und Satiriker.

a) Brizeux, Reboul, Tastu, Desbordes-Valmore, Moreau.

Auguste Brizeux (1806—58), aus Lorient gebürtig, gehörte im Anfang seiner Laufbahn zum romantischen Cénacle. Die allen Bretonen ureigene Liebe zur Heimat, zu ihren Gebräuchen und Liedern wies Brizeux seinen

---

*) E. Feydeau, Th. Gautier, souvenirs intimes, Paris 1874. Vergl. G. Brandes, a. a. O., 319 ff. C. Sp. de Lovenjoul, Histoire des œuvres de Th. Gautier, Paris 1887, 2 Bände. Seine „Poésies complètes“ gab Bergerat heraus, Paris 1875, 2 Bände.

eigenen Pfad. Die von zarter Schwermut überhauchten Lieder „Marie“ (1832) besingen nicht bloß des Dichters Neigung zu einer Jugendgenossin, sondern auch die alte Armorika, „la terre de granit recouverte de chênes“. Diese tritt in „Les Bretons“ (1845) als Hauptperson in den Vordergrund. Beide Liedersammlungen sind die gelungensten Werke Brizeux'. In „La fleur d'or, ou les Ternaires“ (1841) fehlt die rechte Wärme und Gefühlstreue, obwohl auch hier die bretonische Mystik und die vollendete Form den Leser ungemein ansprechen. Das gleiche könnte von „Primel et Nola“ (1852) und von den 1856 preisgekrönten „Histoires poétiques“ gesagt werden.*)

Brizeux war französischer und bretonischer Dichter zugleich, da die meisten seiner Lieder zuerst in der heimischen Mundart gedichtet wurden. Anders der mit ihm befreundete Schneiderssohn und Haarkräusler Jacques Jansemin oder Jasmin aus Agen (1798—1864), dessen „Papillotos“ („Haarwickel“ 1835 und 1843) nur der Dialektdichtung angehören und hier nur gelegentlich Erwähnung finden sollen.**)

Jean Reboul (1796—1864), ein fleißiger Bäckermeister in Nîmes, lenkte durch seine 1836 erschienenen „Poésies“ die Aufmerksamkeit aller Freunde wahrer Dichtung auf sich. In schlichter und doch edler Sprache feiert dieser kleine Lamartine vom Backtrog wie sein großes Vorbild die Religion und die Tugend unter Klagen über die Vergänglichkeit irdischer Dinge und über die Leiden zartgeschaffener Seelen. „L'Ange et l'enfant“ ist eine köstliche ungekünstelte Perle. Reboul wurde 1848 Abgeordneter. Nach seinem Tode gab man seine „Dernières poésies“ heraus.

Geistig verwandt mit Reboul ist die Dichterin Amable Tastu (1798 bis 1883), Gattin des Buchhändlers Tastu in Metz, welcher später an der Bibliothèque Sainte-Geneviève in Paris Anstellung fand. Die lieblichen „Poésies“ (1826—1837, 4 Bände) leiden an etwas eintöniger Stimmung.***)

Größere Leidenschaftlichkeit besitzt Marceline Desbordes-Valmore aus Douai (1786—1859), eine vielfach vom Schicksal geprüfte Dichterin. Ihre Elegien und sangbaren Romanzen („Élégies et Romances“, 1818, „Élégies et poésies nouvelles“, 1824) werden von den ergreifenden Klagen

---

*) Saint-René Taillandier, Auguste Brizeux, Sa vie et ses œuvres, Revue des deux Mondes, 1. September 1858 und 15. Dezember 1880. — L. Duplaix, Brizeux, Paris 1888. Œuvres complètes d'Auguste Brizeux, p. p. Saint-René Taillandier, Paris 1861, 2 Bände. — Brizeux hat auch Dantes „Göttliche Komödie“ in Prosa übersetzt, Paris 1840, neue Auflage 1853.

**) Babain, Jasmin, sa vie et ses œuvres, Paris 1867. Diejenigen, welche die reiche und wertvolle neuprovenzalische Litteratur zu kennen wünschen, verweisen wir u. a. auf Böhmer, Die provenzalische Poesie der Gegenwart, Halle 1870.

***) Poésies complètes de Mme A. Tastu, Paris 1859, 4 Bände. Als Jugend- und Erziehungsschriftstellerin hat A. Tastu wirkliche Verdienste: „Chroniques de France“ 1829, „Éducation maternelle“, 1835, „Cours d'histoire de France„, 1837, 2 Bände.

in „Les Pleurs", namentlich aber von den aus dem Mutterherzen quellenden, wahrhaft kindlichen „Poésies d'enfance" weit übertroffen.*)

Hégésippe Moreau (1810—1838), ein hochbegabter Dichter, der wie Gilbert**) nach ergreifendem Kampfe mit dem Dasein in der Blüte der Jugend starb, richtete an eine Freundin („ma sœur") die keuschen und formvollendeten Lieder „Diogène" und „Le Myosotis". Seine Elegien „La Voulzie" (Flüßchen bei Provins, Moreaus Heimat), oder „Sur la Mort d'une cousine de sept ans" zeichnen sich durch eine natürliche Anmut und Gefühlsechtheit aus.

b) Die Satire: Barthélemy, Méry, Barbier.

Auguste Barthélemy (1796—1867) und Joseph Méry (1798—1866), beide aus Marseille, haben den größten Teil ihrer Werke gemeinschaftlich geschaffen, so daß diese wenige Stellen enthalten, die der Eine oder Andere ausschließlich sich zueignen könnte. Nachdem Barthélemy kurze Zeit Legitimist gewesen, führten beide Freunde von 1825 an einen unermüdlichen, aber wenig gefährlichen poetischen Krieg gegen die Bourbons und entledigten sich geschickt ihre rAufgabe, Aufsätze für liberale Blätter in Alexandriner zu bringen. Die komischen Epen „La Villéliade, ou la Prise du Château Rivoli" (zuerst fünf, dann sechs Gesänge, 1826), „La Peyronnéide" (1827) und „La Censure, scène historique" (1827) erfreuten sich eines sehr großen Leserkreises unter dem Bürgerstande. Der Napoleonkultus verband sich ganz von selbst mit diesen Bestrebungen: die große historische Dichtung „Napoléon en Égypte" (in 8 Gesängen, 1828) faßte die poetische Seite jenes wunderbaren Kriegszuges mit Geschick auf und erfreute sich dabei des großen Vorzuges, daß es dem Leser die „epische Maschinerie" so ziemlich ersparte. Ein verfehlter Besuch Barthélemys bei dem Herzog von Reichstädt in Wien gab zu der wenig schmeichelhaften Elegie „Le Fils de l'Homme"

---

*) Zu den besten Kinderliedern gehörten z. B. „L'Écolier", „Le petit Rieur", „Le petit Menteur", „L'oreiller d'une petite fille". Mme Desbordes-Valmore ist frei von der zuckersüßen Zierlichkeit von L. Ratisbonne, Ch. Marelle und anderen Kinderdichtern. Frau Anaïs Ségalas kommt in „Les Enfantines, poésies à ma fille" (1844) ihr sehr nahe. — Von Frau Desbordes-Valmores Dichtungen wären noch zu nennen „Pauvres fleurs" (1839) und „Bouquets et Prières" (1843).

**) Wie sehr Moreau seine Schicksalsverwandtschaft mit Gilbert (Seite 270 Anmerkung) fühlte, beweist ein Gedicht aus seinen letzten Tagen mit folgender Schlußklage:

„Marcher à deux sur les fleurs et la mousse
Au fond des bois rêver, s'asseoir, courir,
Oh, quel bonheur! Oh, que la vie est douce
Pauvre Gilbert, que tu devais souffrir."

Moreau hat unter dem Titel „Contes à ma sœur" reizende kurze Prosaerzählungen gedichtet, z. B. „Le Gui de chêne", „La Souris blanche", „Thérèse Sureau", „Les petits Souliers".

Veranlassung (1829). Nach der Julirevolution setzte Barthélemy noch zwei Jahre lang seine dichterische Kriegsführung fort. Die Wogen seiner Zeitschrift „Némésis“ (1831—32) unterhöhlten den Felsen der Macht, bis eine vergoldete Schleuse sie in ein friedlicheres Bett lenkte; Barthélemy zog sich plötzlich vom Kampfplatz zurück und übersetzte Vergil in Versen (1835 ff.). Der charaktervollere Méry trennte sich von ihm und schrieb eine Reihe Romane, in denen er Italien schilderte, das er kannte („Scènes de la Vie italienne“ 1837, „La Juive au Vatican“ u. a. m.), sowie Indien, China, Amerika, die er nicht kannte. Das zweite Kaiserreich führte beide Dichter wieder zusammen; sie waren zunächst unabhängig, besangen dann um die Wette die Erfolge und Großthaten Napoleons, der schließlich besser bezahlte als Louis Philippe. Wir nennen aus dieser Zeit von Barthélemy „Le Deux Décembre“ (1852), „Vox populi ou le 15 Août“ (1852), „l'Exposition“ (1855); von Méry „Napoléon en Italie“ (1859). Alle diese Dichtungen sind im Vergleiche zu den unter der Restauration entstandenen sehr matt.*)

Was Barthélemy und Méry für die Bourbonen gewesen, das war der feurige Auguste Barbier (1805—82) für die Julireg ierung und die Stellenjäger. Das selbstsüchtige, unvaterländische Treiben der leitenden Kreise geißelte der junge Advokat in der kraftvoll rauhen Satire „La Curée“, die noch im Jahrgang 1830 der Revue de Paris erschien. Der zweite Gegenstand, den Barbiers wuchtige Geißel traf, war der übermäßig vergötterte Napoleon („L'Idole“). Diese und andere geharnischte Satiren sammelte der Dichter unter dem Namen „Iambes“ (1831). Sie haben in der That etwas von der schonungslosen Herbheit der Sprüche des Archilochos. Der gewaltige Eindruck dieser modernen Jamben stellte den Verfasser in die vorderste Reihe des jungen Geschlechts. Die alsbald in der Revue des deux Mondes veröffentlichten Satiren „Il Pianto“, eine Klage über Italiens Unglück, und ‚Lazare“, eine Schilderung des Elends unter dem englischen und irischen Arbeiterstand, (1832—34) kommen gegen jene Ausbrüche einer tief verletzten Redlichkeit und Vaterlandsliebe nicht auf. Auch die im späteren Alter gesammelten „Silves, poésies diverses“ (1864) und die mannigfaltigen „Satires“ (1865) sind schwächere Leistungen als die mannhaften Jamben.**)

---

*) Œuvres poétiques de Barthélemy et Méry, herausgegeben von L. Reybaud, 6 Bände, Paris 1833 ff. Außer den oben genannten Satiren sind zu nennen „Sidiennes“, „Épître à M. de Villèle“, „Une Soirée chez M. de Peyronnet“, „Le Congrès des ministres“, „Adieux aux Ministres“, „La Corbiéréide“ u. a. m.

**) Die „Jamben“ erschienen 1884 in 34. Auflage. — Unter den Werken, die oben nicht genannt sind, ist der historische Roman „Les Mauvais garçons“ zu nennen. — Nicht zu verwechseln mit Aug. Barbier wäre Jules Barbier, der fruchtbare Dichter komischer Operntexte, welcher 1871 auch „Le Franc-tireur, Chants de guerre“ erscheinen ließ.

c) Die Chanson: Dupont, Nadaud.

Der Volkssänger Pierre Dupont (1821—70) aus Lyon wandte sich, sobald er durch das Gedicht „Les deux Anges" einen Preis von der Akademie erlangt und sich bekannt gemacht hatte (1842), dem von Béranger beiseite gelassenen ländlichen Lied zu. Die chants rustiques „Les Paysans et les Paysannes", zu denen er die Weisen komponierte, fanden großen Anklang wegen ihrer Naturtreue. Die gelungensten, „Les Bœufs". „Le Braconnier", „Les Louisd'or", „Le Chien du berger", „La Vache blanche", wurden bald überall gesunden, namentlich das erstgenannte.*) Neben diesen ländlichen Gesängen ließ Dupont auch politische Klänge ertönen; während der stürmischen Tage von 1848 sang man sein „Chant des ouvriers", welches ziemlich unpassend „Arbeitermarseillaise" getauft wurde. Wie wenig Duponts Arbeiterlied aufrührerisch klingt, zeigt der Kehrreim

„Aimons-nous, et quand nous pouvons
Nous unir pour boire à la ronde,
Que le canon se taise ou gronde,
Buvons,
A l'indépendance du monde."

Dessen ungeachtet wurde Dupont der Sänger der sozialistischen Partei und als solcher von Napoleons III. Polizei verfolgt. Seine Verurteilung zum Exil nach Lambessa, von der seine Freunde ihn mit Mühe erretteten, kühlte seinen revolutionären Eifer. Er wandte sich seitdem der Idylle wieder zu und hat sogar gelegentlich die Thaten des zweiten Kaiserreichs besungen.**)

Gustave Nadaud aus Roubaix (1820—81) ist ein weit harmloserer Chansonnier. Das anakreontische Lied ist sein Hauptgebiet. Lieder wie „Les deux Gendarmes, ou Pandore" mit dem viel mißbrauchten Kehrreim „Brigadier, vous avez raison!", oder wie „Bonhomme" mit dem klangvollen Refrain:

---

*) „J'ai deux grands bœufs dans mon étable,
Deux grands bœufs blancs marqués de roux;
La charrue est en bois d'érable,
L'aiguillon en branche de houx.
C'est par leurs soins qu'on voit la plaine
Verte l'hiver, jaune l'été;
Ils gagnent dans une semaine
Plus d'argent qu'ils n'en ont coûté.
Refrain: S'il me fallait les vendre,
J'aimerais mieux me pendre;
J'aime Jeanne ma femme, eh bien! j'aimerais mieux
La voir mourir que voir mourir mes bœufs!"

(Ein treffende Zeichnung bäuerlicher Habsucht.)

**) Seine Lieder finden sich in der Sammlung „Chants et Chansons, poésies et musique", 1850—1854. Im Jahre 1864 gab Dupont zehn „Églogues" heraus.

„C'est Bonhomme
Qu'on me nomme;
Ma gaîté, c'est mon trésor
Et Bonhomme vit encor!"

solche Lieder sind zu Volksgesängen geworden, deren Verfasser man kaum mehr zu nennen weiß.

III. Die Dramatiker.

Delavigne, Vitet, Al. Dumas, Mérimée.

Casimir Delavigne (1794—1843) war ein vortrefflicher Verskünstler, geschickt, eine Handlung in Szene zu setzen und einen Dialog mit geistreichen Einfällen herauszuputzen; aber ihm mangelt es an selbständigen Gedanken und namentlich an der Fähigkeit, einen Charakter aufzufassen und durchzuführen. Er hat die französische Schaubühne mit den Trauerspielen „Les Vêpres siciliennes" (1819), „Le Paria" (1821, nach X. de Maistres „Le Lépreux), „Marino Falieri" (1825), „Louis XI" (1832), „Les Enfants d'Édouard" (1833), „Une Famille du temps de Luther" (1836), mit dem historischen Lustspiele „Don Juan d'Autriche" (1836), mit den Charakterlustspielen „Les Comédiens" (1820), „L'École des Vieillards" (1826) bereichert. Später arbeitete er mit Scribe mehrere Lustspiele aus. Delavigne ist der Dichter des freisinnigen, patriotischen juste-milieu, wie auch seine politischen Lieder „Messéniennes sur les malheurs de la France" zeigen (1818 und um philhellenische Lieder vermehrt 1826). Klassiker durch Anlage und Gewohnheit, hat er nach dem Siege der Romantiker in seinen Dramen eine Mittelstellung anzunehmen gesucht, die niemandem zu nahe trat. Aber eben deshalb wurde er von den Alten wie von den Jungen angefeindet.*)

Bevor Victor Hugo und A. de Vigny den Sieg der Romantik auf den „Brettern" entschieden, hatte der gelehrte Kunst- und Geschichtsforscher Ludovic Vitet (1802—73), einer der hervorragendsten Mitarbeiter am „Globe", neuere Geschichte auf die Bühne gebracht.**) Ein lebensechtes Bild des sechzehnten Jahrhunderts entwerfen seine „Scènes historiques", nämlich „Les Barricades" (1826), „Les États de Blois ou la Mort de Guise" (1827) und „La Mort de Henri III" (1829). Geschichtliche Treue und Charaktere lassen nichts zu wünschen übrig. Aber gute Auftritte bilden noch keine Dramen, wenn das Interesse an einer Haupt-

*) Seine Œuvres complètes erschienen Paris 1846 in 6 Bänden, seine Œuvres poétiques in neuer Ausgabe Paris 1874, 2 Bände. Sonderausgabe des Louis XI von Ph. Plattner, Leipzig 1887.

**) Vergl. Schmidt-Weißenfels, Frankreichs moderne Litteratur seit der Revolution, Berlin 1856, I, 222 ff.

handlung sie nicht zu einem Ganzen verbindet. Darum hatten Vitets Geschichtsbilder auf der Bühne keine große Wirkung. Sie sind Buchdramen wie Hugos „Cromwell“.

Alexandre Dumas (1803—1870) aus Villers-Cotteret, Sohn eines Mulatten, des Generals Davy-Dumas, kann als Urbild jener litterarischen Abenteurer gelten, die auf dem von den Romantikern umgepflügten Boden geerntet haben.*) Selbst ein Mitglied des cénacle, begann er seine Laufbahn 1829 mit „Henri III et sa cour“, dem ersten trotz aller Vorstellungen der „Klassiker“ beim Théâtre-Français zugelassenen romantischen Drama, und errang damit einen Sieg für die Schule. Nachdem der Hernanisieg hinzugekommen war, unternahm Dumas das Wagnis, den mit der Welt und ihren Satzungen hadernden Helden, wie man ihn damals liebte, (René, Hernani, Didier u. a.) in moderner Gewandung darzustellen und statt historischer Vorgänge die unmittelbare Gegenwart vorzuführen. Dies Wagnis allein macht den Erfolg von „Antony“ (1821) begreiflich. Ein Drama, dessen Held die von ihm verführte Frau ersticht, um vor dem Ehemann die Schmach zu verbergen, müßte heute ein empörendes und widerwärtiges Schauerstück genannt werden. Damals zündete es mächtig und bereitete den Boden für „Chatterton“ vor (vergl. Seite 270). Von jetzt an gab der berühmt gewordene Dumas fast Jahr für Jahr ein historisches Stück oder ein modernes Drama heraus. An sein Erstlingsstück „Christine de Suède“**) schlossen sich „Charles VII“, „Térésa“, „La Tour de Nesle“, „Angèle“, „Caligula“, „Don Juan

---

*) Alex. Dumas, Mes mémoires, Paris 1852—54, 22 Bände. Blaze de Bury. Mes Études et mes souvenirs. Alexandre Dumas, sa vie, son temps, son œuvre, Paris 1885. — Ein lebendiges Bild von seinem Vater entwirft Dumas in der Vorrede zu *Le Fils naturel*: „C'est sous le soleil de l'Amérique, avec du sang africain, dans le flanc d'une vierge noire, que la nature a pétri celui dont tu devais naître et qui, soldat et général de la République, étouffait un cheval entre ses jambes et défendait à lui tout seul le pont de Brixen contre une avant-garde de vingt hommes. Roma lui eût décerné les honneurs du triomphe et l'eût nommé consul. La France, plus calme et plus économe, refusa le collège à son fils, et ce fils, élevé en pleine forêt, en plein air, à plein ciel, poussé par le besoin et par son génie, s'abattit un beau jour sur la grande ville et entra dans la littérature comme son père entrait dans l'ennemi, en bousculant, en abattant, en renversant tout ce qui ne lui faisait pas place. — Alors commença ce travail cyclopéen qui dure depuis quarante années (die Vorrede ist vom 10. April 1868 datiert). Tragédie, drame, histoire, romans, voyages, comédies, tu as tout rejeté dans le moule de ton cerveau et tu as peuplé le monde de la fiction de créations nouvelles. Tu as fait craquer le Journal, le Livre, le Théâtre, trop étroits pour des puissantes épaules; tu as alimenté la France, l'Europe, l'Amérique; tu as enrichi les libraires, les traducteurs, les plagiaires; tu as essouflé les imprimeurs, fourbu les copistes *et, dévoré du besoin de produire, tu n'as peut-être pas toujours assez éprouvé le métal dont tu te servais et tu as pris et jeté dans la fournaise, quelquefois au hasayd, tout ce qui t'est tombé sous la main.*

**) „Christine de Suède“, schon 1827 gedruckt, behandelt den gleichen Gegenstand wie Laubes „Monaldeschi“. Es war noch in Versen geschrieben, während Dumas später zur Prosa überging.

de Marana", „Kean" u. s. f. an. Er begann auch, allein oder mit Beihilfe anderer immer neue bändereiche Romane zu erzeugen, welche noch heute zum Grundstock einer jeden Leihbibliothek gehören. Bei seiner unbestreitbaren Begabung für das Drama, bei der Leichtigkeit, mit welcher er geschichtliche Stoffe oder Geisteswerke anderer Dichter in eine anziehende und fesselnde Form zu bringen verstand, hätte der ungemein fruchtbare Dumas in Drama und Roman dauerhaftes geleistet, wenn seine Verschwendung und seine unersättlichen Bedürfnisse ihn nicht gezwungen hätten, seine Werke nach dem Umfang zu verkaufen, ehe sie entworfen, geschweige denn gründlich durchgearbeitet waren.

Prosper Mérimée (1803—1870) erfüllte als Dramatiker nicht die Erwartungen, welche 1825 sein „Théâtre de Clara Gazul, comédienne espagnole" durch die kräftige Zeichnung des wirklichen Lebens erregt hatte. Sein Lustspiel: „Don Quichote ou les deux héritiers" (1850) fällt schon in die Zeit des Realismus. Es behandelt den Gegensatz eines einfachen und natürlichen Charakters zur Sittenverderbnis unserer Großstädte. Der Held des Stücks zieht sich schließlich nach Afrika zurück, um in einer wilden, von der Civilisation noch nicht befleckten Natur aufzuatmen.

IV. Der Roman der Romantiker.

Schon im zweiten Jahrzehnt des romantischen Zeitalters scheiden sich innerhalb der Romandichtung zwei Strömungen. Einerseits entwickelt sich der geschichtliche Roman nach Walter Scott (Vigny, Hugo, Dumas, Lacroix), während der Roman der Gegenwart und die Schilderung seelischer Vorgänge bei Musset („Confession d'un enfant du siècle"), bei Sainte-Beuve („Volupté") und namentlich bei Beyle und Mérimée zum realistischen Roman Balzacs und der Naturalisten hinüberleiten. Am Scheideweg zwischen Klassizismus und Romantizismus steht Nodier.

a) Nodier, Dumas, Lacroix, Gautier.

Charles Nodier aus Besançon (1780—1844) hatte sich als Gelehrter bekannt gemacht, ehe er als Dichter auftrat.*) Nach einer glücklichen, dem Studium der Alten und der Natur gewidmeten Jugend (vergl. seine „Souvenirs de jeunesse" 1832) verfaßte Nodier ein Wörterbuch der Onoma-

*) Mme Menessier-Nodier (des Dichters Tochter), Charles Nodier, épisodes et souvenirs de sa vie, Paris 1867. — Estignard, Correspondance inédite de Charles Nodier (1796—1844), Paris 1876. E. Montégut, Esquisses littéraires, Charles Nodier, Revue des deux Mondes 1. und 15. Juni 1882. — G. Brandes, a. a. O., Band I: die Emigrantenlitteratur und Band V: die romantische Schule, passim. — Nodiers Werke erschienen unvollständig Paris 1832 ff. in 12 Bänden.

topöen im Französischen und eine entomologische Facharbeit („Dissertation sur l'usage des antennes"). Die ersten Romandichtungen des jungen Sprach- und Naturforschers „Stella ou les proscrits" (1802) und der Wertherroman „Le Peintre de Saltzbourg" (1803) waren voll phantastischer Empfindsamkeit. Aber die Politik entriß ihn zeitweilig seiner friedlichen Laufbahn. Eine im royalistischen Sinne gedichtete Ode „La Napoléonne" (1802) brachte ihm Gefängnis und Verbannung und zwang ihn zu einem unstäten, abenteuernden Leben. Nachdem er in Laybach die Zeitung „Télégraphe illyrien" geleitet, kehrte Nodier mit den Bourbonen nach Paris zurück. Er erhielt das Amt eines Bibliothekars am Arsenal, wurde nach Andrieux' Tod Mitglied der Akademie und nahm an dem litterarischen Meinungskampf regen Anteil. Um die Zeit, da Chateaubriand grollend sich zurückzog, war Nodiers Haus der Sammelplatz der romantischen Jugend. Lamartine, Vigny, Hugo, Musset, Dumas, Sainte-Beuve fanden sich regelmäßig ein, bis der Cénacle in Hugos geräumigere Wohnung übersiedeln konnte. Trotz des Altersunterschieds konnte Nodier sich dem Strom der romantischen Neuerungen nicht entziehen. Seine Romane folgen unwiderstehlich dem Zug der neuen Zeit; seine taufrische Naivität paart sich mit einer mutwilligen, zügellosen Phantasie, die eines deutschen Romantikers würdig wäre, während er die klare, durchsichtige Ausdrucksweise Bossuets und Voltaires beibehält. Waren „Jean Sbogar" und „Thérèse Aubert" schon etwas romantisch gefärbt, so läßt „Smarra, ou les démons de la nuit" (1821), wie „Sbogar" aus Erlebnissen in Illyrien entstanden, über Nodiers Romantizismus keinen Zweifel übrig. Nach der schottischen Novelle „Trilby, ou le Lutin d'Argail" (1822) folgt eine längere Pause. Dann tritt wieder eine erstaunliche Fruchtbarkeit ein. Die Zahl der Bücher und Büchlein, die Nodier aus Geldnot schrieb, ist schwer zu übersehen; auch die Pamphlete des Old Book, des Doktor Neophobus, des „Dériseur sensé" stammen aus seiner unermüdlichen Feder. 1830 schrieb er „Histoire du roi de Bohème et de ses sept châteaux" und sammelte hierauf eine Reihe kleiner autobiographischer Erzählungen und Fragmente, in denen er aus dem reichen Schatz seiner Erinnerungen das Bild der von ihm durchlebten Zeiten hervorzaubert: „Souvenirs, Épisodes et Portraits pour servir à l'histoire de la révolution, et de l'empire (1831) und Souvenirs de jeunesse, extraits des mémoires de Maxime Odin (=Nodier, 1832). Um 1832 entstanden auch die bis zum Wahnsinn phantastische „Fée aux miettes" und die „Rêveries littéraires morales et fantastiques", beide reich an hellleuchtenden Geistesblitzen. Nodier hat zur Beseitigung der „klassischen" Vorurteile viel beigetragen, wenngleich es ihm nie eingefallen ist, an den Übertreibungen der begeisterten „Romantiker" teilzunehmen. Fast in allen Gattungen nimmt er eine ehrenvolle Stelle ein, doch als Dichter nur in zweiter Linie. Als Sprachforscher und Litteraturkenner glänzt er in erster

Reihe. Seine bewillkommnende Besprechung von Hugos „Han d'Islande“ ist wie eine Prophezeiung einer schönen litterarischen Zukunft.

Neben Vignys und Hugos bereits genannten Romandichtungen aus der Geschichte (S. 265 ff.) sind diejenigen von Dumas, Gautier und Lacroix zu erwähnen.

Alexander Dumas' (vergl. Seite 281) sämtliche Romane findet man im Verzeichnis einer Leihbibliothek vollständiger als in jeder Litteraturgeschichte. Sie sind spannend und unterhaltend, obwohl oft zehn, zwölf und mehr Bände lang ausgesponnen, mit und ohne Beihilfe litterarischer Handlanger; sie sind in allen Sprachen übersetzt, jedermann hat sie gelesen, aber sie haben nur geringen Kunstwert. Einige der bekanntesten sind „Le Capitaine Paul“ (1839), ferner die angeblich zusammengehörigen Werke „Les trois Mousquetaires“, „Vingt ans après“ und „le Vicomte de Bragelonne“ (1844—47, 21 Bände), neben welchen „Le Comte de Monte-Christo“ geschrieben wurde (1844—45, 12 Bände), sodann „La reine Margot“ (1846), „La Régence“ (1847) u. a. m.

Vor und gleichzeitig mit den endlosen Romanen Dumas' erschien von dem Geschichts- und Sprachforscher Paul Lacroix (1806—84) unter dem zeitlebens beibehaltenen Namen Le bibliophile Jacob eine Anzahl Erzählungen, welche aus gründlicher Kenntnis der Zeitverhältnisse erwachsend das Leben, die Sitten, ja die Sprache des Mittelalters und des sechzehnten Jahrhunderts mit bewundernswerter Treue wiedergaben. Die bekannteren sind „Les deux Fous, histoire du temps de Louis XII“ 1832; „La Danse macabre, histoire fantastique du XV. siècle“; „La Folle d'Orléans“; „Les Francs-Taupins, histoire du temps de Charles VII“ Seine Sittenromane sind mitunter stark gaulois. Aus den ihm als Konservator der Arsenalbibliothek unterstehenden Schätzen an Urkunden und Büchern schöpfte der Bibliophile Jacob auch kulturgeschichtliche Werke von wissenschaftlichem Wert.*)

Bei Théophile Gautier (vergl. Seite 275) zeigen die Romane und Reisebeschreibungen die strahlenden Stileigenschaften seiner farbenreichen Gedichte. Sein erster Roman „Les Jeunes-France, roman goguenard“ (1832) war eine prächtige, schäumende Satire auf seine romantischen Gesinnungsgenossen und ihre äußeren Absonderlichkeiten. „Mademoiselle de Maupin“ (1835) wurde tonangebend durch die dichterische Rücksichtslosigkeit in der Darstellung und durch die Vorrede, welche nach dem Grundsatz „l'art pour l'art“ völlige Befreiung der Kunst von Herkommen und Nützlichkeitsbestrebungen forderte. Es ist kein großer Schritt mehr, der diesen sinnlichen

*) Ein großangelegtes Werk ist „Le Moyen-âge et la Renaissance“, Paris 1869 ff. in vier Abteilungen „Les Arts au moyen-âge et à l'époque de la Renaissance“, „Mœurs, usages et costumes etc.“ „Vie militaire et religieuse etc.“, „Sciences et lettres“ etc. — Ferner „Le dix-huitième siècle, institutions, usages et costumes“, Paris 1874 u. a. m.

Roman von den naturalistischen Werken Zolas trennt. Beide Dichter wollten die Kritik herausfordern und die Unabhängigkeit wahrer Dichtung von ihrem hemmenden Einfluß feststellen. „Mademoiselle de Maupin“ wird von G. Brandes der Abfluß einer überströmenden jugendlichen Lebenskraft genannt.

Als Emile de Girardin seine billige Tageszeitung „La Presse“ gründete, verfehlte er nicht, eine so bekannte schriftstellerische Persönlichkeit für das neue Blatt zu gewinnen. Gautier schrieb von 1836 ab für die „Presse“, dann unter Napoleon III. für den „Moniteur universel“ eine gewaltige Menge von Feuilletonaufsätzen, Kunst-, Theater- und Litteraturbesprechungen,*) ohne die Romane und Novellen zu vernachlässigen. Der geschichtliche Roman „Capitaine Fracasse“, der nicht nicht viel später als „Mademoiselle de Maupin“ geschrieben, aber erst 1863 herausgegeben wurde, schildert die Freuden und Leiden einer fahrenden Schauspielerbande unter Ludwig XIII. mit ganz anderem Humor und anderer dramatischer Kraft als Scarrons „Roman comique“ (vergl. Seite 90). Fast alle Erzählungen Gautiers schwelgen in malerischen Beschreibungen von Palästen, Prunksälen, von Gärten aus tausend und einer Nacht, oder in der Charakteristik sonderbarer Genußmenschen („Fortunio“, Fabrice in „La Toison d'or“) u. a. Es ist eine unklare, raffinierte, materialistische Poesie ohne höheren Schwung und ohne tieferen Gedankeninhalt, eine echte poésie de la décadence. Gautiers Schreibart fand in den „Parnassiens“ und den „Symbolistes“ mehr oder minder begabte Nachahmer.

b) Übergang zum Realismus: Beyle und Mérimée.

Marie Henri Beyle-Stendhal**) aus Grenoble (1783—1842) wurde infolge des frühen Todes seiner Mutter und einer verkehrten, übermäßig strengen Erziehung frühzeitig argwöhnisch und verbittert. Nach Beendigung seiner Studien rettete ihn die Aufforderung seines Verwandten Daru, an dem zweiten italienischen Feldzug Bonapartes als Freiwilliger teilzunehmen, aus den qualvollen Zuständen im Vaterhaus. Mit einzelnen seinen Studien geweihten Unterbrechungen machte Beyle alle Feldzüge Napoleons als Verwaltungsbeamter

---

*) Einzelne dieser Kritiken sind unter dem Titel „Histoire du romantisme“ 1874 und unter der Bezeichnung „Portraits contemporains“ 1875 gesammelt worden. Die gesammelten Werke des schnellschreibenden Gautier würden gegen 300 Bände ausmachen. Über seine Reisen in Spanien, Italien, Rußland, Türkei und Afrika hat er in seiner fesselnden und eigentümlichen Art berichtet. Er sieht nur die Gegend, die Städte, die Kunstdenkmäler und Kunstwerke, ohne sich um die Bewohner und ihre Sitten viel zu kümmern („Zigzags“ 1845, „Constantinople“ 1852, „Voyage en Russie“ 1866, „Voyage en Espagne, tras los montes“ 1856 etc.).

**) Stendhal nannte er sich nach dem Geburtsort Winckelmanns, den er sehr verehrte (Sainte-Beuve). — Beyles Correspondance inédite gab Mérimée heraus, Paris 1857, 2 Bände. Wichtige Ergänzung: Journal de Stendhal (1801—14), p. p. C. Stryienski et Fr. de Nion, Paris 1888. A. de Bougy, Stendhal, sa vie et son œuvre, Paris 1868. Paton, Henry Beyle, a critical and biographical study, London 1874. G. Brandes, a. a. O., Seite 228 ff. — Beyles gesammelte Werke, Paris 1855 ff. in 18 Bänden.

und Diplomat mit und sammelte einen reichen Schatz von Erfahrungen. Nach Napoleons Sturz zog er sich nach Mailand zurück und lebte sieben Jahr daselbst so glücklich, daß er auf seiner Grabschrift sich Arrigo Beyle Milanese nannte, zur Erinnerung an seine künstlerische und schriftstellerische Muße daselbst. Die Ausweisung seitens der österreichischen Regierung zwang ihn zur Rückkehr nach Paris (1821), wo er im Anschluß an seine früheren Schriften über ausländische Kunst und Musik*) eine „Vie de Rossini“ (1824 in 2 Bänden) und hierauf beim Vorpostengefecht gegen den Klassizismus die Schrift „Racine et Shakespeare“ (1823 und 1825) veröffentlichte. Der absonderliche, menschenfeindliche Freidenker nahm alsbald im Kreise der kampfesmutigen Romantiker eine abgesonderte Stellung ein. Jenes Pamphlet gewann eine größere Bedeutung dadurch, daß ihm Auger namens der Klassizisten eine Erwiderung zuteil werden ließ. Anstatt wie Vigny und Hugo im geschichtlichen Roman nach Scotts Vorbild aufzugehen, verwendete Beyle-Stendhal seinen ganzen Scharfsinn auf treue Lebensbeobachtung und strenge, klare Zeichnung zeitgenössischer Zustände. Sein erster großer Roman „Le Rouge et le Noir, chronique du 19e Siècle“ (1830—31, 4 Bände) gilt als Ausgangspunkt des neuzeitigen Romans, wie ihn Balzac begründete und die Naturalisten fortführen. Der Erzählung liegt die in Besançon geschehene Thatsache zugrunde, daß ein jugendlicher Geistlicher die Mutter seiner Zöglinge in einem Anfall von Liebesraserei tötete und dafür auf dem Blutgerüst büßte. Das Erwachen der Liebe im Herzen der jungen Mutter, der brennende kriegerische Ehrgeiz, der in Julians Seele mit der aufkeimenden Leidenschaft kämpft, das sich entwickelnde Trauerspiel auf dem Herrensitz von Vergy, wo einst der Sire de Coucy litt, die unaufhaltsame Liebe zweier Frauen zu dem zum Tod verurteilten Mörder, die gesellschaftlichen Zustände unter der heuchlerischen Restauration, — alles dies ist mit tiefeindringender Kenntnis des Geistes- und Herzenslebens, mit tragischer Unerbittlichkeit geschildert. Die gleichen Eigenschaften legt Beyle in seinem auf italienischem Boden spielenden Roman „La Chartreuse de Parme“ (1839, 2 Bände) an den Tag, nur daß diesem noch mehr grauenhafte romantische Zuthaten anhaften. Auch die kleineren Erzählungen, welche Beyle von 1829 ab in der Revue de Paris und von 1837—39 in der Revue des deux Mondes erscheinen ließ, tragen das scharfe Gepräge seiner lange verkannten schriftstellerischen Persönlichkeit.**)

Der erst durch Balzac und Taine nach Gebühr gewürdigte Beyle übte unmittelbaren Einfluß nur auf Mérimée aus.

---

*) Vies de Haydn, Mozart et Métastase (1814 unter dem Pseudonym A. C. Bombet), Histoire de la peinture en Italie (1817), Rome, Naples et Florence (1817).

**) Der Roman „Rouge et Noir“ ist ausführlich bei L. Spach, a. a. O., Seite 1 ff. besprochen. Beyles Julian ist ein Geistesverwandter zu Antony und Rastignac, ein unterdrückter, nach höherer Geltung ringender Plebejer. — „La Chartreuse de Parme“ ist nach Balzac ein Meisterwerk ersten Ranges. Vergl. Brandes a. a. O. Seite 269.

Prosper Mérimée (1803—70), Sohn eines geschätzten Malers, eignete sich eine vielseitige gelehrte Bildung an, so daß er 1831 zum Inspektor der geschichtlichen Denkmäler ernannt wurde.*) In dieser Eigenschaft schrieb er äußerst sachkundige Berichte, zu denen später archäologische, geschichtliche und sprachwissenschaftliche Werke hinzukamen. Wir haben bereits die sprechenden Zeugen von Mérimées dichterischer Ursprünglichkeit, das „Théâtre de Clara Gazul“ und die illyrischen Balladen „La Guzla“ Seite 268 und 277 genannt. Im Anschluß an Vitets geschichtliche Schauspiele veröffentlichte der junge Romantiker 1828 und 1829 klar umrissene Bilder aus dem französischen Bauernkrieg („La Jacquerie, scènes féodales“) und aus der Zeit der Hugenottenverfolgung („Chronique du règne de Charles IX“). Nach diesen mit zahlreichen Greueln untermischten naturechten Frescogemälden wandte sich Mérimée der Erzählung in engerem Rahmen zu und schrieb neben gelehrten Fachwerken seit Beginn des Julikönigtums und besonders in seiner bevorzugten Stellung am Hofe der Kaiserin Eugenie eine Anzahl scharfgeprägter Novellen aus der Neuzeit. Er hatte die Reihen der Romantiker verlassen und sich allmählich zum Realisten ausgebildet. Höher als die in Frankreich spielenden Erzählungen „La double Méprise“, „L'abbé Aubain“, „la Partie de Trictrac“, „Arsène Guillot“ u. a. stehen diejenigen, welcher mit unverfälschter Lokalfarbe und dramatischer Lebendigkeit den Leser nach dem Ausland, namentlich nach Korsika und Spanien führen, „Tamango“, „La Vénus d'Ille“, „Le Vase étrusque“, „Matteo Falcone“, „Colomba“, „Carmen“ u. a. m. „Colomba“ (1840) schildert eine Art korsischer Elektra, welche ihren gebildeteren Bruder zur Blutrache nach vaterländischem Brauch aufstachelt, „Carmen“ (1847) das verbrecherische Leben eines ursprünglich braven Spaniers, den das böse Verhängnis in die Netze der unzähmbaren, sitten- und gewissenslosen Zigeunerin Carmen trieb. Durch sie wird José zum Mörder, Ausreißer, Schmuggler, Straßenräuber und endet auf dem Blutgerüst. Die Handlung selbst, die durch die volkstümliche Oper Bizets (1838—1875) allenthalben bekannt ist, soll auf der Erzählung des gefangenen José sich gründen, mit welchem Mérimée auf einer Forschungsreise durch Spanien zusammengetroffen war.

In allen Novellen des Weltmannes Mérimée herrscht eine über der Schilderung der heißesten Leidenschaft schwebende Ironie und Kühle. Im

*) Tamisier, Mérimée, l'écrivain et l'homme, Paris 1875. P. Stapfer, Études sur la littérature française moderne et contemporaine, Paris 1881, Kap. 13 und 14. O. d'Haussonville, P. Mérimée, étude biographique et littéraire, Paris 1888. Ém. Faguet, Études littéraires sur le 19e siècle, Paris 1888. — Nach Mérimées Tod erschienen die Lettres à une inconnue (1873, 2 Bände) mit Einleitung von H. Taine. Die Unbekannte war die Gräfin Lise Przedrzerska. Vergl. L. Spach a. a. O., Seite 317 ff.

Gegensatz zu Victor Hugos Weitschweifigkeit und Wortprunk liebt er bestimmte, sichere Zeichnung, klaren und knappen Ausdruck. Den Haß gegen die romantische Wortfülle teilt er mit Beyle und Balzac.

C. Die Prosaschriftsteller.

1. Sozialpolitiker.

Wie in der Dichtung zur Zeit der Restauration ein Strom umgestaltender Bestrebungen in den Romantizismus ausmündete, so riß im Staatsleben eine unklare reformatorische Strömung die mit der Gegenwart unzufriedenen und lebhaft empfindenden Schwärmer mit sich. Saint-Simonismus und Sozialismus haben in den dreißiger und vierziger Jahren das französische Schrifttum nicht unwesentlich beeinflußt. Wenige vermochten ihrem Lockruf sich ganz zu verschließen, George Sand warf sich zeitweilig ihnen vollständig in die Arme.

Als neuer Prophet war Graf Claude Henri de Saint-Simon (1760—1825) in Paris aufgetreten, ein großartig angelegter, unruhiger Geist, ein Mann von seltener Eigennützigkeit und Thatkraft, welcher nach einem mißglückten Selbstmordversuch im tiefsten Elend starb. Klein war die Jüngerschar, die Saint-Simon um sich sammelte, und lange wurde das neue Evangelium belächelt, welches er in der Rue Taitbout vortrug. Erst nach seinem Tode wurde der Saint-Simonismus eine politisch-religiöse Sekte von Belang. Die neue Lehre, welche allgemeine Wohlfahrt bezweckte, stellte die produktiven Staatsbürger an die Spitze, verlangte für jeden eine seinen Fähigkeiten angemessene Geltung (à chacun selon sa capacité, à chaque capacité selon ses œuvres), Gleichstellung beider Geschlechter und Eingreifen des Staates gegen die natürliche Ungleichheit. Die Zeitschriften „Le Producteur", hierauf „L'Organisateur" und „Le Globe" sorgten für Verbreitung der in Saint-Simons nachgelassenem „Le nouveau christianisme" (1825) niedergelegten Lehre.*) Die Jünger des neuen Messias und Weltbeglückers, meist junge Schwärmer mit hervorragenden Geistesgaben, wie Pierre Leroux, Michel Chevalier, Buchez, Péreire, Lazare Carnot, Thierry, benutzten die

*) Reybaud, Études sur les réformateurs ou socialistes modernes, Paris 1841, 2 Bände. L. Stein, Der Sozialismus und Kommunismus des heutigen Frankreich, Leipzig 1844. Villenave, Histoire du Saint-Simonisme, Paris 1847; Hubbard, Saint-Simon, sa vie et ses travaux, Paris 1857. Saint-Simons Œuvres complètes erschienen Paris 1868 ff. in 7 Bänden. Er schrieb unter anderem Introduction aux travaux scientifiques du 19e siècle, Paris 1807; Réorganisation de la société européenne, Paris 1814. L'Organisateur 1820, Système industriel 1821.

revolutionäre Aufregung in der Hauptstadt, um den Grund zu einer philanthropischen Theokratie zu legen. Die erwählten Hohepriester Bazard und Enfantin setzten eine wohlgeordnete Hierarchie ein, verkündigten Gemeinschaft der Güter, des Erwerbes und der Frauen und machten schließlich nach einem großen öffentlichen Ärgernis Bankerott (1832). Die Sekte zerstreute sich, und die jugendlichen Männer von Talent, die sie unter ihren Anhängern gezählt hatte, retteten sich in andere Berufskreise hinüber.

So verschwand der Saint-Simonismus. Aber die Vorstellungen und Leidenschaften, die ihn geschaffen, waren in der Luft enthalten und hatten bereits eine andere, noch verführerischere Gestalt angenommen bei Charles Fourier aus Besançon (1772—1837), dem Stifter der eigentlichen sozialistischen Schule. Fourier, welchen erst die Julirevolution aus dem Dunkel zog, ließ die Religion beiseite und sann mit allen Kräften seines Geistes auf die Erfindung eines Systems, das dem Arbeiter seinen Anteil an den Genüssen des Lebens sichern und die „Konkurrenz“, jenen ewigen Krieg der selbstsüchtigen Interessen, in einen friedlichen Wetteifer verwandeln sollte. Um dahin zu gelangen, ging er von dem Grundsatz aus „Nos destinées sont proportionnées à nos attractions“, unsere Kräfte und Neigungen entsprechen genau unseren Bedürfnissen. Es handelt sich also nicht darum, die Leidenschaften zu bekämpfen, sondern nur ihre Kraftäußerung zu regeln. Das Mittel dazu erblickt Fourier in einer allgemeinen Vereinigung, in welcher die drei Quellen alles Gewinns, nämlich Arbeit, Kapital und Talent, an dem allgemeinen Erwerb in dem Verhältnis wie 5 : 4 : 3 Anteil haben müssen. Die Arbeit ist frei und wird in der Art organisiert, daß die Arbeiter sich in Gruppen sondern, die sich in die Geschäfte teilen, und jeder nach Anlagen und Neigung zu mehreren Gruppen gehören kann. Ein „Phalanstère“, ein Palast für 1500 bis 2000 Bewohner, wird dann die vereinzelten Häuser, die Dörfer und Städte ersetzen. Große Ersparnisse werden dergestalt zum Vorteile aller gemacht werden, ohne daß die Freiheit des Einzelnen beschränkt wird, der Handel wird nur im großen getrieben, die Produktion wird sich ins unendliche vervielfältigen, und die glücklichen Jünger Fouriers werden den Himmel auf Erden haben. Diese schwärmerischen Lehren, die Fourier erst im „Traité de l'association domestique et agricole“ (1822) vollständig darlegte, stehen im geistigen Zusammenhang mit der allgemeinen Sucht nach Uniformierung und Zentralisation unter Napoleon I. Bei Pierre Proudhon (1809—63), dem Landsmanne Fouriers, werden sie in dem berühmten Satz gipfeln „La propriété, c'est le vol.“

II. Die Historiker.

Die gewaltig großen politischen und kriegerischen Ereignisse, deren Mittelpunkt Frankreich seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts gewesen war, der

Einfluß deutscher Wissenschaft und die Vorliebe der Romantiker für die Überlieferungen des Mittelalters haben bei den Franzosen einen wunderbaren Aufschwung der geschichtlichen Wissenschaft und Darstellung herbeigeführt. Die französischen Geschichtschreiber unseres Jahrhunderts stehen keinen anderen an Gründlichkeit der Studien und Kenntnisse nach, während sie in dem, was ihre Wissenschaft mit der Kunst gemeinsam hat, nämlich im Gruppieren der Thatsachen, in der Schilderung und Charakterzeichnung, die deutschen bei weitem übertreffen.

Man pflegt die französischen Historiker in drei Gruppen zu scheiden, obwohl mehr als einer sich nicht in dieses Schema einfügen läßt: die pragmatische oder philosophische Schule, die beschreibende und die zwischen beiden vermittelnde symbolische oder fatalistische Richtung. Dem materialistischen Zeitgeist entsprechend hat neuerdings Taine eine mathematisch-kritische Richtung begründet, die noch keine nennenswerten Jünger besitzt.

Die Schriftsteller, die noch unter Napoleon I, oder kurz nach seinem Tod Geschichte schrieben, sollen zuerst aufgezählt werden. Die meisten behandelten ausländische Geschichte, einige wagten sich auch an diejenige der jüngstvergangenen Zeit.

1. Historiker aus der Zeit Napoleons.

Joseph François Michaud (1767—1839), aus Albens in Savoyen, war zuerst Buchhändler und unter den Revolutionswirren Herausgeber des royalistischen Blattes „La Quotidienne“. Während der Schreckenszeit lebte er in der Schweiz, da er abwesend zum Tode verurteilt und in effigie hingerichtet worden war.*) Vom Konsul Bonaparte unter der Bedingung begnadigt, daß er der Tagespolitik fernbliebe, versenkte sich Michaud in buchhändlerische Unternehmungen und geschichtliche Studien. Im Jahr 1806 erschien der Anfang seiner „Biographie ancienne et moderne universelle“, die er mit seinem Bruder verlegte und die von 1811 an auf 45 Bände anwuchs, zwei Jahre darauf der erste Band seiner „Histoire des Croisades“. Auf dieses Werk verwendete Michaud große Sorgfalt; es schritt langsam voran und erreichte erst 1822 mit dem sechsten Band einen vorläufigen Abschluß. Zur Vervollständigung der neuen Auflage unternahm er mit Poujoulat (1800—76) eine Studienreise nach dem Morgenland, deren Ergebnisse die „Correspondance d'Orient“ (1833 ff., 7 Bände) enthält. Nach Michauds Tod wurde die Histoire des Croisades in sechster Auflage von Poujoulat vollendet (1841).**)

*) In der Verbannung dichtete er „Le Printemps d'un proscrit“, in 6 Gesängen, ein unerquickliches, aber vielgepriesenes Lehrgedicht nach Delilles Muster.

**) Von Michauds sonstigen Werken sind noch zu nennen „Mémoires pour servir à l'histoire de France depuis le 13e siècle jusqu'à la fin du 18e“, Paris 1836 ff., 32 Bände, gemeinsam mit Poujoulat gesammelt. Der letztere schrieb u. a. „Histoire

Mit der Geschichte des Auslands beschäftigte sich Pierre Daru (1767—1829), der gewesene Generalintendant und Staatsminister Napoleons, sobald ihm die unfreiwillige Mußezeit der Restauration Gelegenheit hierzu gegeben hatte. Seine „Histoire de la République de Venise“ (1819, 7 Bände) wird als gründlich geschätzt. Dasselbe ist über die „Histoire de la régénération de la Grèce“ zu sagen, welche von Laurent Pouqueville (1770—1838) zur Zeit des hellenischen Befreiungskriegs erschien (1824, 4 Bände). Der Verfasser, welcher jahrelang in amtlicher Stellung in Griechenland thätig war, hat außerdem eine Reihe verdienstvoller Werke über das Land der Hellenen veröffentlicht. Simonde de Sismondi aus Genf (1773—1842), ein Freund der Frau von Staël, schrieb unter Napoleons Herrschaft eine „Histoire des Républiques italiennes au Moyen âge“ (1809—18, 10 Bände), woran sich die „Histoire de la Renaissance et de la liberté en Italie“ (1832, 2 Bände) anschließt. Sein Hauptwerk ist die nach den Quellen bearbeitete nicht vollendete „Histoire des Français“ (1821—44, 31 Bände). Zuletzt schrieb Sismondi „Histoire de la chute de l'empire romain (1835, 2 Bände). „Julia Severa ou l'an 492“ (1832, 3 Bände) ist eine Art historischen Romans.

Eine andere Gruppe von Historikern behandelte die französische Geschichte, teilweise die miterlebte glorreiche Vergangenheit.

Jean Charles Dominique de Lacretelle aus Metz (1766—1835) schrieb unter dem Konsulat ein parteiisches „Précis historique de la Révolution française“, auf welches die wichtigere, aber ebenso revolutionsfeindliche „Histoire du 18e siècle“ (1808, 6 Bände) folgte. Seit 1809 Professor der Geschichte an der faculté des lettres von Paris, wurde er 1811 Mitglied der Akademie. Seine „Histoire de France pendant les guerres de religion“ erschien 1814—1816 in 4 Bänden.

Louis Edouard Bignon (1771—1841), wie Daru ein Diplomat im Dienste Napoleons, schrieb nach des Kaisers letztwilliger Verfügung eine „Histoire de France, depuis le 18 brumaire jusqu' à la paix de Tilsit“ (1827 ff. in 7 Bänden) und als Fortsetzung dazu eine „Histoire de France depuis la paix de Tilsit jusqu'en 1812“ (1830, 4 Bände). Beide Werke enthalten eine sehr gut geschriebene Rechtfertigung aller Thaten des Kaisers.

In bonapartistischem Sinne, aber mit kritischerem Geiste als Bignon hat Philippe Comte de Ségur (1780—1873) Geschichte geschrieben, nachdem er wie mehrere von den bisher genannten Schriftstellern an Napoleons Seite Geschichte gemacht hatte. Ségur gehörte seit 1799 dem Heere an und war

---

de Jérusalem“, 1841, 2 Bände, „Histoire de Saint-Augustin“, 1844, 3 Bände, dann eine wertlose Geschichte der Revolution (1848) und eine Geschichte der neuesten Zeit (1865 ff., 4 Bände). Poujoulats tugendseliger Roman „La Bédouine“ (1835) war preisgekrönt worden.

beim Ausbruch des russischen Krieges Brigadegeneral (1812). Nach Napoleons Abdankung nahm Graf Ségur seinen Abschied und beschrieb als Erinnerung für seine Kampfgefährten das Entsetzliche, was er im letzten Feldzug geschaut hatte.*) Seine 1824 erschienene „Histoire de Napoléon et de la Grande Armée pendant l'année 1812" könnte man das beste französische Heldengedicht dieses Jahrhunderts nennen, so kraftvoll anschaulich weiß Ségur zu schildern. Wenn er auch in Einzelheiten hin und wieder irrt, so hat er als Augenzeuge darum den Gesamtcharakter der tragischen Ereignisse nicht weniger treu und ergreifend aufgefaßt. Der Tadel, welchen der aufrichtige Ségur gegen die Fehler seines Kaisers ausgesprochen hatte, veranlaßte einen Waffengefährten von 1812, den General Gourgaud, die Histoire de la Grande Armée in einem „Examen critique" (1825) zu widerlegen. Außer seinem Hauptwerk, welches ihm 1830 die Pforten der Akademie öffnete, hat Graf Ségur 1829 eine „Histoire de Russie et de Pierre le Grand" und 1835 eine „Histoire de Charles VIII" veröffentlicht.

2. Doktrinäre Geschichtschreiber.

Die hierher gehörigen Schriftsteller vervollkommneten die Methode Bossuets und Voltaires, indem sie das Gesamtbild der Thatsachen nie aus den Augen verloren und Einzelheiten nur insoweit in ihre Schilderungen aufnahmen, als sie allgemeinen Wahrnehmungen als Beweis und Begründung dienten. Meistens sind sie nicht frei von Systemsucht, von politischen oder sozialen Tendenzen. Der Unterschied und gleichzeitig der große Fortschritt, der sie von ihren Vorgängern trennt, liegt aber in der Gründlichkeit ihrer Studien, in dem höheren und freieren Gesichtspunkt, sowie in jener Gewissenhaftigkeit des echten Geschichtschreibers, die vor allem zu begreifen sucht, ehe sie tadelt oder lobt.

Das Haupt der philosophischen Schule ist François Pierre Guillaume Guizot (1787—1874). In Nîmes von protestantischen Eltern geboren, Sohn eines Advokaten, der 1794 unter der Guillotine starb, wurde er in Genf erzogen und ging zur Vollendung seiner Studien 1805 nach Paris. Dort begann er seine wissenschaftliche Laufbahn mit Arbeiten über die französische Sprache und Litteratur.**) Mit fünfundzwanzig Jahren Professor der neueren

*) „Je cède au besoin de retracer toutes les sensations que j'ai éprouvées dans le cours de cette funeste guerre. Je veux occuper mes loisirs à démêler, à rassembler avec ordre, et à résumer mes souvenirs épars et confondus." Nach Ségurs Tod erschienen „Histoire et Mémoires de 1789 à 1848", 7 Bände. Schulausgaben der Histoire de Napoléon von Lambeck, Schmager, Lion, Schwalbach, Hemme. — Ségurs Vater (1753—1830), ein Genosse Lafayettes in Amerika, hatte 1817 eine unbedeutende Histoire universelle veröffentlicht.

**) Dictionnaire universel sur les synonymes de la langue française, 1809. Vies des poètes français du siècle de Louis XIV, 1813. — Über Guizot vergl. Mme de Witt (née Guizot), Monsieur Guizot dans sa famille et avec ses amis, 4. Auflage, Paris 1880. Aus der umfangreichen Litteratur ist als Neuestes her-

Geschichte an der Sorbonne (1812), Staatsrat 1819 bis 1820, dann einer der Führer der gemäßigt konstitutionellen Opposition, entwickelte Guizot in den zehn letzten Jahren der Restauration eine erstaunliche Thätigkeit als Gelehrter und Schriftsteller. Seine Vorträge über „die Geschichte der Civilisation in Europa und in Frankreich" waren vorzüglich geeignet, die französische Jugend für historische Studien zu begeistern. Nach der Julirevolution stand Guizot mehrmals an der Spitze der Regierung, 1830 als Minister des Innern, 1832—1837 als Minister des Unterrichts, 1840—1848 als Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Auf die bourgeoisie satisfaite sich stützend, versuchte er seine doktrinäre Politik praktisch durchzuführen. Er wollte mit Ludwig Philipp innerhalb verfassungsmäßiger Formen die unbedingte Herrschaft des königlichen Willens wieder herstellen, bis die Umwälzung von 1848 sein System in einem Augenblick vollständiger Sicherheit über den Haufen warf und ihn zu der Rolle eines antidemokratischen Publizisten*) und eines Führers monarchischer Verschwörungen zwang. Diese vertauschte er seit der Thronbesteigung Napoleons III. mit der eines Verteidigers der kirchlichen Reaktion und eines ohnmächtigen laudator temporis acti. Er verbrachte die letzten Jahre seines thatenreichen Lebens mit schriftstellerischer Arbeit auf seinem Landsitze Val-Richer in der Normandie.

Guizots bedeutendste Werke sind seine Vorlesungen „Histoire des Origines du Gouvernement représentatif" (1821—22), „Histoire générale de la Civilisation en Europe, depuis la chute de l'empire romain jusqu'à la Révolution française" (1828),**) „Histoire de la Civilisation en France" (1829—30). Letzteres Werk umfaßt Frankreichs politische und soziale Entwickelung bis zum vierzehnten Jahrhundert. Die Histoire générale umfaßt besteht aus Vorlesungen. Von dem Begriff der Civilisation ausgehend, die sowohl in der Entwickelung der Gesellschaft, als in derjenigen des Einzelmenschen sich äußert, untersucht Guizot die Einflüsse des

---

vorzuheben F. Wehl, Das Julikönigtum und Guizot (in dem Sammelwerk „Aus dem früheren Frankreich"). Minden 1889, pag. 183 ff.

*) De la démocratie en France (1849), Histoire de Washington et de la fondation de la république des Etats-Unis (1850), Pourquoi la révolution a-t-elle réussi en Angleterre? (1850), Monk, Chute de la république et rétablissement de la monarchie en 1660 (1851) sind doktrinäre Parteischriften gegen die demokratische Republik.

**) Sechste Auflage 1855. Ausgabe mit deutschen Anmerkungen von H. Lambeck, Berlin 1882, 2 Bände; von A. Kreßner, Leipzig 1886 (Auszug). — Die Histoire de la Révolution d'Angleterre gab B. Graeser heraus, Berlin 1878, einzelne Abschnitte A. Althaus, Leipzig 1886. — Guizots sämtliche Werke können hier nicht aufgezählt werden. Zum Schulgebrauch in Frankreich dienen Fr. Guizot, Extraits précédés d'une introduction par F. Cadet, Paris 1889. — Als Verteidiger der Orthodoxie trat er auf in „Méditations sur l'essence de la Religion chrétienne" (1864) und in „Méditations sur l'état actuel de la Religion chrétienne. Über Litteraturgeschichte schrieb er: Études sur les beaux-arts, 1851; Corneille et son temps, Paris 1852; Shakespeare et son temps, Paris 1852.

Christentums, der Völkerwanderung und des Lehenswesens. Hierauf wird die Entfaltung der kirchlichen Macht durch Karl den Großen und die des Städtewesens bis zum Beginn der Kreuzzüge geschildert, sodann die aus denselben sich ergebende Kräftigung der Königsherrschaft, an welche die Versuche mit einer theokratischen, einer freistaatlichen und einer vermittelnden Staatsordnung anknüpfen. Renaissance und Reformation als Äußerungen geistigen Fortschritts riefen einen starken Gegendruck hervor. Die englische Umwälzung brachte eine Wiederherstellung der alten Königsmacht und bald darauf das freiheitliche Regiment, während in Frankreich die unumschränkte Monarchie weiterblühte und einerseits zum Übergewicht in Europa führte, anderseits aber die „philosophische“ Auflehnung und weiterhin die Revolution hervorrief.

Guizots „Histoire de la Révolution d'Angleterre, depuis l'avénement de Charles I jusqu'à la restauration de Charles II“ (1828) ist, was die Würdigung der Triebfedern und Erfolge jener großen Bewegung angeht, nach dem Urteil der Engländer selbst die beste Darstellung dieser Katastrophe. Als Kunstwerk läßt sie eine lebendigere Schilderung vermissen. Die „Collection de mémoires relatifs à la révolution d'Angleterre“ (1823 ff. 26 Bände) und das Seitenstück „Collection de mémoires relatifs à l'histoire de France, depuis la fondation de la monarchie jusqu'au XIIIe siècle“ (1823 ff. 31 Bände) bieten dem Historiker eine reiche Stoffsammlung, nicht minder für die von Guizot erlebte Zeit seine „Mémoires“ (1858—1867, 9 Bände). Während des zweiten Kaiserreichs gab er in der fünfbändigen „Histoire parlementaire de la France“ (1863) eine vollständige Sammlung der von 1819 bis 1848 in den französischen Kammern gehaltenen Reden, wozu die 1861 herausgegebene Schrift „Trois générations“ die Einleitung bildete. Die „Mélanges politiques et littéraires“ (1868) ergänzten die in Guizots Memoiren bereits gebotenen Beiträge zur Zeitgeschichte. Die letzte Arbeit des unermüdlichen Greises war eine populäre Darstellung der französischen Geschichte, „Histoire de France, racontée à mes petits-enfants“, die erst 1875 mit dem fünften Bande von seiner Tochter (Madame de Witt) vollständig veröffentlicht wurde.

Ebenso doktrinär wie Guizot ist sein politischer Antipode Michelet.

Jules Michelet*) (1798 bis 1874), der französische Patriot par excellence, freisinnig soweit ein echter Franzose es sein kann, ist der Geschichtschreiber des „Volkes“, aus dem er entsprossen, und des „keltischen Volksstamms“, seiner Ansicht nach des bildungsfähigsten und „europäischsten“ von allen, wogegen die bereits von Guizot mißhandelte germanische Rasse bei jeder Gelegenheit unter Michelets voreingenommenem nationalem Fanatismus zu leiden

*) Wichtigste Quelle für seine Lebensgeschichte Mon journal (1820—23), Paris 1888. Vergl. G. Monod, J. Michelet, Paris 1875. F. Corréard, Michelet, sa vie et son œuvre historique, Paris 1887. — Aus den umfangreichen Werken Michelets sind Auszüge erschienen, z. B. Seignobos, Extraits historiques de

hat. Zuerst Buchdrucker bei seinem Vater, war er von 1821 bis 1826 Lehrer der Geschichte am Collège Rollin und wirkte bis 1830 an der École normale. Die Julirevolution gab ihm mit der Stelle eines Chef de la Section historique aux archives du royaume die Mittel zu ausgedehnten und gründlichen historischen Studien, die er für seine beiden Hauptwerke, „Histoire de France“, 1833—62, 14 Bände (in der Neuauflage von 1870 ff. 19 Bände), und die Fortsetzung „Histoire de la Révolution française“, 1847 bis 1853, 7 Bände, verwertet hat. Als Professor am Collège de France eröffnete Michelet 1838 eine wissenschaftliche Propaganda für die Demokratie und gegen den Jesuitismus. Das Werk „Des Jésuites“ (1843), mit Edgar Quinet gemeinschaftlich verfaßt, erlebte fünf Auflagen in Jahresfrist. Auch die Schriften „Du prêtre, de la femme et de la famille“, 1845, „Du peuple“, 1846, verdanken dieser zielbewußten Thätigkeit ihre Entstehung. Sehr ehrenwert war sein Benehmen während und nach der Februarrevolution. Treu seiner Wissenschaft, seinem Beruf und seinen demokratischen Überzeugungen widerstand er gleichmäßig den Versuchungen der revolutionären Politik und des Kaiserreichs. Er wies eine Deputiertenstelle zurück, verweigerte aber auch der Usurpation Napoleons III. den Eid der Treue und wurde abgesetzt. Michelet hat hierauf in der Zurückgezogenheit nicht aufgehört, für seine Überzeugungen als Schriftsteller thätig zu sein. Der Aufenthalt auf dem Lande und eine glückliche zweite Heirat gaben seinen Studien eine mehr ästhetische und praktisch psychologische Richtung, die sich in den von gefühlswarmem Wortprunk erfüllten Schriften L'oiseau (1856), L'insecte (1857), L'amour (1858), La Femme (1859), La Mer (1861), La Sorcière (1862), La Montagne (1868) ausspricht. Seine große Geschichte von Frankreich, die bis 1843 zum sechsten Band gediehen war, setzte er von 1855 ab fort. Als Freund der Unterdrückten erhob er 1863 in der Schrift „la Pologne martyre“ für die Polen, 1864 in der „Bible de l'humanité“ für die Demokratie seine Stimme. Michelet ist nicht bloß ein sehr fruchtbarer, sondern auch ein warmherziger und lebendig gestaltender Geschichtschreiber. Er stellt sich die zu schildernden Ereignisse mit solcher Anschauungskraft vor, daß er, wie Mommsen in seiner Römischen Geschichte, Thatsachen ersinnt und dichterisch ausmalt, welche in den Rahmen des Ganzen zu passen scheinen. Objektivität ist demnach Michelets Tugend nicht.

J. Michelet, Paris 1887; Derselbe, Anthologie des œuvres de Michelet, Paris 1889. — Michelets erstes Werk waren die „Tableaux synchroniques de l'histoire moderne“ (1825, in 2. Auflage Tableaux chroniques). Hierauf erschien die auf Niebuhrs Forschungen sich gründende Histoire romaine, République (1831, 2 Bände). Prägnant ist sein „Précis de l'histoire moderne“, 1827, dann 1833, wovon 25 Auflagen erschienen sind. Ferner schrieb er als Professor ein Précis de l'histoire de France jusqu'à la Révolution (1831), Origines du Droit français cherchées dans les symboles et formules du droit universel (1837), Les Femmes de la révolution (1855) und Principes de la Philosophie de l'histoire (1831, nach dem Italienischen des Vico).

Edgar Quinet (1803—1875), ein treuer Bundes- und Gesinnungsgenosse Michelets, übersetzte als Student Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1826—27, 2 Bände). Überhaupt hatte in ihm die deutsche Litteratur, besonders die Romantik, welcher er als Zuhörer Creuzers in Heidelberg näher trat, einen begeisterten Verehrer, welchem aber jegliche Nüchternheit fehlte. Als Geschichtschreiber nimmt Quinet in den Reihen der Bekämpfer kirchlicher Autorität eine beachtenswerte Stelle ein. „Le Génie des Religions" (1842), „Des Jésuites" (1843 mit Michelet), „L'Ultramontanisme" (1844), „Le Christianisme et la Révolution" (1846) atmen feurigen Haß gegen die geistliche Herrschsucht. Daß Quinet noch mehr als Michelet Dichter und Parteimann war, zeigen seine in der Verbannung geschriebenen Geschichtswerke und Flugschriften*) „Fondation de la République des Provinces-Unies" (1854), „Histoire de la Campagne de 1815" (1855), Pologne et Rome" (1863), „La Question romaine devant l'histoire" (1867) u. a. m.

François Auguste Mignet (1796—1884), geboren zu Aix in der Provence, Advokat, dann freisinniger Journalist wie sein Jugendfreund Thiers, hatte sich nach dem Erfolg seiner von der Akademie preisgekrönten Abhandlung „Sur l'état du gouvernement et de la législation en France à l'époque de l'avènement de Saint-Louis" (1822) ausschließlich der Geschichtswissenschaft gewidmet.**) Nach mehreren kleineren Arbeiten schuf Mignet die erste kurzgefaßte Geschichte der großen französischen Staatsumwälzung. Seine „Histoire de la Révolution française" (1824, 2 kleine Bände) ist ein Meisterstück bewundernswerter Klarheit und Bündigkeit. Der Fortschritt der innern Bewegung erscheint als Hauptsache, während die Kriege nur kurz erwähnt werden.

---

*) Über seine letzten Jahre vergl. Madame Quinet, Edgar Quinet depuis l'exil, Paris 1889. Über seine Schriftstellerthätigkeit Chassin, Edgard Quinet, sa vie et son œuvre, Paris 1859. — Von deutscher Romantik und Faustschwärmerei zeugt sein Mystère „Asvérus" (1834), ein lyrisch-dramatisches Glaubensbekenntnis. Der Dichter schildert die Schöpfung, die Geburt Christi, die Passion, die Wanderungen des ewigen Juden, das jüngste Gericht im Thal Josaphat, das Reich des „Nichts" und das „der Ewigkeit". Gott der Vater und alle seine Engel und Erzengel, der Ozean, die Schlange Leviathan, der Vogel Vinateyna, der Ibis, die Sphinxe, die Magier, ihr Stern und ihre Wagen, Rahel und Mob (eine Art Gretchen und Mephistopheles), Albertus Magnus, alle Völker und Städte der Erde, der Löwe und der Adler der Apostel Markus und Johannes sprechen durcheinander in orientalisch sein sollenden Metaphern. — Die Episode des „zweiten Tages" wendet sich an Frankreich, um ihm zu sagen: „qu'elle n'a rien de bon que ses chevaux de bataille", und um ihm zu wünschen, „que le fleuve qui s'en va vers Cologne lui donne sa plus belle rive et la plus riche, avec les châteaux, avec les balcons et les tourelles et les femmes qui s'y baignent, et de l'autre côté, que l'aigle d'Autriche laisse choir de ses serres des villages de chaumes perdus dans la nue, des monts croulants, des forêts, des neiges, de quoi lui faire un toit contre ses aiglons."

**) E. Petit, François Mignet, Paris 1889. Aufsätze über Mignet enthält u. a. die Revue politique et littéraire, 1884, No. 13; 1885, No. 20. Vergl. auch V. Duruy, Discours de réception à l'Académie française, Paris 1884.

Mignet ist überzeugt, daß die Revolution mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes, wie ein reinigendes Gewitter eintreten mußte. Ohne dafür oder dagegen Partei zu nehmen, sucht er diese Notwendigkeit zu erweisen, indem er den Triebfedern der verschiedenen Katastrophen nachforscht. Man hat ihn deshalb als „Fatalisten“ bezeichnet; aber die spätere Ausgabe hat manche fatalistische Stelle ausgemerzt. Weder die Lehrthätigkeit am Athénée, noch die gelehrten Arbeiten hatten den feurigen Mignet der Tagespolitik abwendig gemacht. Er unterzeichnete den von seinem Busenfreund Thiers entworfenen Protest der Presse gegen die Juliordonnanzen (1830) und hätte als Leiter des „National“ wie Thiers auf eine politische Stellung Anspruch gehabt, wenn er sich nicht mit dem seinen Neigungen entsprechenderen Amte eines Archivdirektors im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten begnügt hätte. An sonstigen Ehrungen hat es Mignet nicht gefehlt: er wurde 1832 Mitglied, dann 1837 ständiger Schriftführer der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, und 1836 Mitglied der französischen Akademie, welcher er fast ein halbes Jahrhundert angehörte. Auf der Höhe des schriftstellerischen Ruhmes angelangt, arbeitete Mignet mit rüstiger Kraft weiter und förderte die Wissenschaft durch mehrere ansehnliche, durch inneren Wert und äußere Form gleich ausgezeichnete Geschichtswerke. Ein Muster klarer Übersichtlichkeit ist sein „Essai sur la formation territoriale et politique de la France depuis la fin du XIe siècle, jusqu'à la fin du XVe“,*) welches in den „Études historiques“ sich findet.

Ein nationales Geschichtswerk mit allen Vorzügen und Schattenseiten eines solchen schuf Mignets alter ego Louis Adolphe Thiers (1797—1877). Wie dieser einer armen Familie aus Aix entstammt, wie Mignet Jurist und Journalist freisinniger Richtung, erwarb sich Thiers im gleichen Alter wie sein Freund den Ruf eines bedeutenden Geschichtschreibers durch eine ausführliche „Histoire de la Révolution française“ (1823 ff. in 8 Bänden). Damals arbeitete Thiers am „Constitutionnel“ mit, dem leitenden Blatt der Opposition. Seinem ungewöhnlichen Einfluß auf die Leserwelt entsprach die politische Stellung, welche ihm nach dem Sturz der Bourbonen zufiel. Er wurde Abgeordneter, trotz seiner Jugend bald darauf in den Staatsrat und 1832 ins Ministerium berufen. Seine staatsmännische Laufbahn ist von da ab weltgeschichtlich. Als Louis-Philippes Minister (von 1832—34, 1834—1836 und zuletzt vom 1. März bis 29. Oktober 1840) war Thiers Vertreter einer

*) Neu herausgegeben von A. Korell, Leipzig 1889. Schulausgaben von Mignet sind zahlreich. — Von seinen oben nicht angeführten Geschichtswerken sind zu nennen: die große, mit geistvoller Einleitung versehene Urkundensammlung „Négociations relatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV“ (1836—44), ferner „Antonio Perez et Philippe II“ (1845), „Vie de Franklin“ (1848), „Histoire de Marie Stuart“ (1851, 2 Bände), „Charles-Quint, son abdication, son séjour et sa mort au monastère de Saint-Juste“ (1854), „Rivalité de François Ier et de Charles-Quint“ (1875, 2 Bände), die „Notices et Mémoires lus à l'académie des sciences morales et politiques“ (1836—1843) etc.

geschickten, aber engherzigen und selbstsüchtigen Politik, ein Verehrer der äußeren Macht und der militärischen Erfolge, der „suprématie“ Frankreichs und seiner frontières naturelles. Nach der Februar-Revolution saß er als Führer der reaktionären Partei in der Nationalversammlung; nach dem Staatsstreich 1851 verbannt, aber schon 1852 wieder begnadigt, gehörte Thiers 1863 der fünfköpfigen Opposition im Gesetzgebenden Körper an. Der heißblütige Provenzale, der 1830, 1840 und besonders nach Sadowa zum Kriege getrieben hatte, warnte im Juli 1870 vor der Kriegserklärung an Preußen und wurde deshalb 1871 zum Präsidenten des neugegründeten Freistaats gewählt. Nach seiner parlamentarischen Niederlage am 23. Mai 1873 trat der libérateur du territoire ins Privatleben zurück.*)

Gereifter als die Histoire de la Révolution ist die unter Louis-Philippe begonnene und unter Napoleon III. vollendete „Histoire du Consulat et de l'Empire“ (1845—62, 20 Bände), welche Thiers die Bezeichnung als historien national eintrug. Das Werk leidet an allen Fehlern des französischen Volksgeistes. Durch eine schier unvergleichliche Kunst zu erzählen und zu schildern, durch die Kraft und Eleganz der Darstellung, durch die mit dem Ruhme und dem äußeren Erfolge, mit allem Schimmernden und Glänzenden getriebene Abgötterei reißt Thiers seine leicht erregbaren Leser mit, ohne daß sie die gleißnerische Sophistik, die unbewußte Gleichgiltigkeit gegen Wahrheit und Recht wie gegen die objektiven Thatsachen merken, sobald sich diese dem System und der Leidenschaft nicht anpassen. So hat er aus seinen weitausgedehnten Studien und den unermeßlichen Hilfsmitteln, über die er verfügte, nur die glänzende Legende der Revolution und Napoleons gewonnen, deren Rausch Frankreich so teuer bezahlt hat.

Ein solches Werk mußte bei den Demokraten auf heftigsten Widerstand stoßen und eine Wolke von Flugschriften für und gegen hervorrufen.**) Der beachtenswerteste Gegner Thiers' ist der scharf abwägende, nüchterne, pessimistisch gesinnte Lanfrey.

---

*) J. Simon, Le gouvernement de M. Thiers, Paris 1878, 2 Bände; Derselbe, Thiers, Guizot et Rémusat, Paris 1885. E. Spuller, M. Thiers, Nouvelle Revue, 15. Dezember 1879, 1. und 15. Januar, 15. März, 1. April und 1. August 1880. Ch. de Mazade, M. Thiers, Revue des deux Mondes, 1. April und 15. Juni 1880. E. Ollivier, M. Thiers à l'Académie et dans l'histoire, Paris 1879. P. de Rémusat, A. Thiers, in Hachettes Grands écrivains français, Paris 1889. — Seine Discours parlementaires depuis 1830 giebt Calmon seit 1880 heraus, bisher 15 Bände. Auszüge zum Schulgebrauch in G. Robertet, L'œuvre d'Adolphe Thiers, Paris 1888.

**) Scharfe Angriffe enthielten die Kritiken von P. Lanfrey, l'Histoire du Consulat et de l'Empire par M. Thiers, zuerst in der Revue nationale, 10. Juni 1861 ff.; von Chauffour-Kestner, M. Thiers historien, Paris 1863; von J. Barni, Napoléon et son historien M. Thiers, Genf 1865. — Der verbannte Oberstlieutenant Adolf Charras (1810—65) griff 1857 die Napoleonslegende an in Histoire de la Campagne de 1815, Waterloo, Brüssel 1857 und in der unvollendet gebliebenen Histoire de la Guerre de 1813 en Allemagne, Leipzig 1866.

3. Historiker der beschreibenden Schule.
Barante, Aug. und Am. Thierry, H. Martin.

Die beschreibende Schule enthält sich im Gegensatz zur philosophischen soviel als möglich der systematischen Betrachtungen und verwendet ihre ganze Kraft darauf, in den Urkunden und Überlieferungen die wahre Gestalt der Vergangenheit zu erkennen und diese ganz einfach, fast im Stil der Zeitgenossen wiederzugeben. Frankreich verdankt ihr eine Reihe historischer Kunstwerke ersten Ranges.

Prosper Brugière Baron de Barante*) (1782—1866) aus Riom in der Auvergne, Sohn des Präfekten von Genf, welcher Frau von Staël in Coppet zu beaufsichtigen hatte, und selbst Präfekt der Vendée unter Napoleon I., erhielt seine geistigen Anregungen aus Coppet. Sein erstes größeres Werk „Tableau de la littérature française au XVIIIe siècle“ (1809) faßt in der durch Frau von Staël angeregten Weise die Beziehungen der Litteratur zum Volksleben und zur ganzen Gesellschaft ins Auge und zeigt, daß die französische Litteratur seit Ludwig XIV. immer mehr die Fühlung mit der Nation verloren habe und daher die Geschichtschreibung völlig vernachlässigen mußte. Die tiefer liegenden Ursachen der großen Staatsumwälzung und ihres Verlaufs werden hierauf mit großem Scharfsinn bloßgelegt und die Sophistik des „Contrat social“ an seinen unbedingten Vertretern nachgewiesen.

Unter der Restauration bekleidete Barante hohe Staatsämter, fand aber doch Muße zu weiteren schriftstellerischen Arbeiten; die Julireregierung entsandte ihn auf die Gesandtschaftsposten von Turin und Petersburg, bis die Julirevolution ihn wieder der Freiheit zurückgab. Meisterwerke von Sachlichkeit und von schlichter, mittelalterlich gefärbter Erzählungskunst sind die von 1824 bis 1828 erschienene „Histoire des Ducs de Bourgogne de la maison de Valois (1364—1477)“ in zwölf Bänden (8. Auflage 1858 in 8 Bänden) und das dreißig Jahre später erschienene Lebensbild „Histoire de Jeanne d'Arc“. In seinen Werken über die Revolutionszeit, „Histoire de la Convention nationale“ (1851 ff., 6 Bände) mit der Fortsetzung „Histoire du Directoire exécutif de la République française“ (1855 ff., 3 Bände), tritt er aus seiner Unparteilichkeit heraus und befürwortet eine gründliche Umgestaltung der Verwaltung.**)

---

*) Guizot, M. de Barante, ses souvenirs de famille, sa vie et ses œuvres, Revue des deux Mondes, 1. Juli 1867, Seite 1 ff. — Barante gab die erste Übersetzung aller Schillerschen Dramen „Œuvres dramatiques de Fr. Schiller“, Paris 1821, heraus, im großen Unternehmen „Chefs-d'œuvre des théâtres étrangers“, Paris 1820 ff., 25 Bände.

**) Bereits 1821 hatte er in „Des Communes et de l'Aristocratie“ die Zentralisation bekämpft. Er schrieb auch „Mélanges historiques et littéraires“ (1835, 3 Bände), „Études historiques et biographiques“ (1858) und beschrieb die Wirksamkeit seines Parteigenossen Royer-Collard in Vie politique de M. Royer-Collard.

Augustin Thierry aus Blois (1795—1856), hatte sich in der Schule derart an Chateaubriands „Martyrs“ begeistert, daß er sich der Durchforschung der älteren Geschichte mit voller Hingebung widmete, sobald er die journalistische Laufbahn verlassen konnte. Er hatte im Courrier français „Lettres sur l'Histoire de France“ (1820) veröffentlicht, welche mit der einseitig parteilichen Geschichtsauffassung scharf ins Gericht gingen, und in späteren Briefen (1827) Plan und Methode einer vaterländischen Geschichte in großen Zügen enworfen. Thierry wurde so der Pfadweiser der objektiven, beschreibenden Schule. Die „Introduction à l'étude de l'Histoire de France“ (1827) stellte im liberalen Geist den dritten Stand als den eigentlichen Vertreter der französischen Nationalität dar, als das keltisch-romanische Element der französischen Kultur im Gegensatz zu dem von den Franken vertretenen germanisch-aristokratischen Prinzip. Die „Récits des temps mérovingiens“ (1840), glänzend geschriebene Schilderungen aus den ersten Jahrhunderten der fränkischen Eroberung, lieferten die geschichtliche Rechtfertigung dieser Ideen. Thierrys erstes Geschichtswerk „Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands, de ses causes et de ses suites jusqu'à nos jours, en Angleterre, en Écosse, en Irlande et sur le Continent“ (1825) beruht auf äußerst gründlichen Quellenstudien und zeichnet sich durch lebhaft gefärbte und fesselnde Darstellung aus. Die Vorarbeiten hierzu hatten Thierrys Augen solchermaßen angegriffen, daß er allmählich erblindete und nur dank der Aufopferung seiner Freunde (Courier, Béranger u. a.) und seiner Frau der Geschichtsforschung nicht zu entsagen brauchte. Im „Essai sur l'histoire de la formation et des progrès du Tiers-État“ (1853) nahm Thierry eine früher von ihm und in Guizots „Histoire de la Civilisation“ in Angriff genommene nationale Aufgabe auf. Blindheit und Krankheit hemmten aber den Fortgang des Werkes, welches nur bis zum Beginn des achtzehnten Jahrhunderts gelangte und als historisch-politisches Testament des Verfassers zu betrachten ist. Als „Recueil des documents inédits de l'histoire du Tiers État“ gab Thierry seit 1843 in der großen Sammlung „Documents inédits sur l'histoire de France“ das Material zu diesen letzten Studien heraus.

Der Bruder dieses edlen Märtyrers der geschichtlichen Wissenschaft, Amédée Thierry (1797—1873), trat nach kurzer Thätigkeit im Lehrfach in die Redaktion einer liberalen Zeitung ein, bis er ebenfalls der Geschichtsforschung seine Kraft widmete. Er lieferte eine dreibändige „Histoire des Gaulois depuis les temps les plus reculés jusqu'à l'entière soumission de la Gaule sous la domination romaine“ (1828), erhielt den Lehrstuhl der Geschichte in Besançon, später ein Amt in der Verwaltung und setzte sein Werk durch die „Histoire de la Gaule sous l'administration romaine“ fort (1840—47, 3 Bände). Die Früchte seiner weiteren Studien zur Geschichte des römischen Reichs sind „Histoire

d'Attila et de ses successeurs", (1856, 2 Bände), „Tableau de l'Empire romain" (1862), „Récits" und „Nouveaux Récits de l'histoire romaine" (1860 und 1864); „Saint Jérôme, ou la Société chrétienne à Rome et l'émigration romaine en Terre-Sainte" (1867). Amédée Thierry steht an Darstellungsgabe und an Scharfsinn seinem älteren Bruder nach.

Einen Nachfolger hatten die Brüder Thierry in dem Professor der fremden Litteratur Claude Charles Fauriel (1772—1844) in Paris. Dieser erwarb sich ein glänzendes Verdienst um die französische Geschichte durch seine „Histoire de la Gaule méridionale sous la domination des conquérants germains" (1836). Sowohl die treffliche „Histoire de la poésie provençale" (1840, 3 Bände), als auch die Abhandlung „Sur l'origine de l'Epopée au moyen-âge" (1833) waren für ihre Zeit sehr verdienstlich. Seitdem hat die neuere Forschung manches umgestürzt.

Henri Martin (1810—83) aus Saint-Quentin trat zuerst mit geschichtlichen Romanen auf und verband sich mit dem bibliophile Jacob (vergl. Seite 284) zur Herausgabe eines nationalen Geschichtswerks der von Thierry angedeuteten Richtung. Diese „Histoire de France" in 15 Bänden wurde 1836 von Martin allein vollendet und mit Berücksichtigung der neuesten Ergebnisse der Wissenschaft für die ältere Zeit mehrfach überarbeitet. Jetzt liegt dieses Haus- und Familienwerk der Franzosen, in sechster Auflage in 19 Bänden vor. Es behandelt die Kulturgeschichte und die innere Entwickelung mit gleicher Meisterschaft wie die Geschichte des Steigens und Fallens Frankreichs. Seine Auffassung vaterländischer Geschichtsbehandlung hat H. Martin in „De la France, de son génie et de ses destinées" (1847) niedergelegt. Auch das Lebensbild der „Jeanne d'Arc" (1872) ist eine hochbedeutsame Arbeit Martins.*)

4. Die Historiker unter und nach dem zweiten Empire.**)

Auffallend wenige hervorragende Geschichtschreiber gingen aus dem Lager der Konservativen hervor, und epochemachend ist kein einziger aufgetreten. Der fruchtbarste unter ihnen, Raymond Capefigue (1802—1872), vertritt unter den Geschichtschreibern neuerer Zeit einerseits die einseitige und bedingungslose ultramontane Reaktion und andererseits jene alte französische Leichtfertigkeit, die bei den doktrinären Historikern durch die Leidenschaft der Parteinahme und die Voreingenommenheit ersetzt wird. Die Zahl seiner Bücher ist Legion, denn er hat alles mögliche behandelt: das Mittelalter in der Histoire de Philippe-Auguste (1829, 4 Bände, sein erstes und bestes Werk), die Reformation, Richelieu und Mazarin, die Fronde und Ludwig XIV., die

*) Vergl. Hannotaux, Henri Martin, Paris 1885. — Henri Martin wurde 1878 in die Akademie aufgenommen.

**) Vergl. u. a. Louis de Loménie, Esquisses historiques et littéraires, Paris 1879.

Restauration und Ludwig Philipp, die Juden seit der Zeit der Makkabäer, die neueste Geschichte Europas, die Geschichte der großen Finanzoperationen, und zuletzt mit besonderer Vorliebe die historisch berühmten Mätressen des Altertums und der Neuzeit (Les Reines de la main gauche, 1858—64, 15 Bände). Ebenso oberflächlich und wertlos ist die Schrift „Les Cours d'amour, les Comtesses et châtelaines de Provence" (1863).

In katholisch-monarchischem Sinne, aber verhältnismäßig objektiv schrieb François de Champagny (1804—82) über römische Kaisergeschichte und die Anfänge des Christentums, schrieb Joseph d'Haussonville (1809—84) eine gründliche „Histoire de la politique extérieure du gouvernement français de 1830 à 1848" (1850, 2 Bände), sowie „L'Église romaine et le premier Empire (1864 ff., 5 Bände), und der Herzog Albert de Broglie (1821—1887) über das Verhältnis der Kirche zu Konstantin, Julian und Theodosius („Histoire de l'Église chrétienne et de l'Empire romain au quatrième siècle").

Das Cäsarische System findet man mit großem Aufwand von Geist, Wissen und Beredsamkeit in den Schriften Napoleons III. entwickelt, besonders in „Des idées napoléoniennes" (1839) und in der „Histoire de César" (1865—66, 2 Bände). Napoleon verteidigt hier die Grundsätze der organisierten Demokratie, das heißt die Gleichheit der Einzelnen, die freie Mitbewerbung aller ehrgeizigen Bestrebungen und aller Talente, die aber durch die Unterwerfung unter das erwählte Oberhaupt, welches in seiner Person den Allgemeinwillen zusammenfaßt, im Zaume gehalten und geregelt werden, mit einem Worte die Gleichheit unter dem aufgeklärten Despotismus. Die schriftstellerischen Parteigänger des Kaisers, Romieu („L'Ère des Césars") und die Tagesschriftsteller de la Guerronnière und Granier de Cassagnac, gaben nur einen schwachen Wiederhall der Stimme ihres Herrn ab. In seiner „Histoire de l'artillerie", der besten seiner Schriften, hat Prinz Louis Bonaparte ein wahres Talent für Geschichtschreibung gezeigt. Die Schilderung des Kriegswesens der europäischen Mächte vom ritterlichen Zeitalter bis auf das siebzehnte Jahrhundert, wird hier zum Mittelpunkt einer verständigen, kurzen Darstellung der politischen Fortschritte.

Die liberalen Geschichtschreiber, welche seit 1848 aufgetreten sind, leiden durchweg an einem vorgefaßten Doktrinarismus, der sich bis zum Pessimismus zu steigern geneigt ist.

Noch unter dem Julikönigtum hatte Malesherbes' Enkel, Graf Alexis de Tocqueville (1805—59), nach seiner Rückkehr aus Amerika, woselbst er im Auftrag der Regierung das Gefängniswesen zu studieren hatte, mit dem Tendenzwerk „De la démocratie en Amérique" großes Aufsehen erregt (1835) und sich den Ruf eines zweiten Montesquieu erworben. Nachdem ihn der Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 nach Italien verwiesen hatte, trat Tocqueville in „L'ancien Régime et la Révolution" (1856) der gebräuchlichen Auf-

fassung der Revolution mit Nachdruck entgegen. Er bewies mit überzeugender Ruhe die bis dahin in Frankreich verkannte Wahrheit, daß die Revolution in allem, was die politische Freiheit des Volkes angeht, das alte System nur vollendet habe, anstatt es zu zerstören; daß die Allmacht einer demokratischen Regierung der Freiheit ebenso gefährlich ist, als die unumschränkte Gewalt eines Despoten, und nur die Unabhängigkeit und die Thatkraft der Einzelnen und der Gemeinden die großen „konstitutionellen Bürgschaften" zur Wirksamkeit bringen. Prosper Duvergier de Hauranne (Des Principes du gouvernement représentatif, 1838; Histoire du gouvernement parlementaire en France, 1857 ff., 10 Bände), Louis de Viel-Castel (Histoire de la Restauration, 1860 ff., 20 Bände), Jules de Lasteyrie (Histoire de la Liberté en France) haben diese Grundsätze auf die Würdigung der neueren Geschichte Frankreichs angewendet. Der fruchtbare Keim des Kritizismus entwickelte sich mächtig in den Arbeiten dieser jungen freisinnigen Schule.

Amerikanische Zustände mußten wie bei Tocqueville dem berühmten Rechtslehrer Édouard de Laboulaye (1811—83) das Spiegelbild zur Belehrung der Franzosen abgeben. Laboulaye hatte sich durch mehrere gelehrte Fachwerke in hohem Grad hervorgethan, als er in einer „Histoire politique des États-Unis (1855—56, 3 Bände) eine gelehrte und doch begeisterte Schilderung des self-government als Grundlage der politischen Freiheit entwarf, ohne die Seitenhiebe auf Napoleons Regiment zu sparen. Einen Beweis äußerster Konsequenz gab der Politiker Laboulaye im Jahr 1875, indem er als echter Doktrinär das von den Jesuiten ersehnte Gesetz über die „Freiheit des Unterrichtes" verteidigte. Seine satirischen Erzählungen „Paris en Amérique" (1863)*) und „Le prince Caniche" (1868) machen mit unerschütterlichem Humor Propaganda für die gemäßigte Demokratie und den Frieden.

Den Nimbus der Revolution und die Napoleonslegende haben zwei philosophisch durchgebildete Historiker, Lanfrey und Taine, mit Unerbittlichkeit zerstört.

Pierre Lanfrey (1828—1877) lebte kurze Zeit in seiner Vaterstadt Chambéry als Anwalt, ehe er nach Paris übersiedelte, um geschichtlichen Forschungen obzuliegen (1853). Seine beiden Erstlingswerke „L'Église et les philosophes au 18e siècle" (1856) und „Essai sur la Révolution française" (1858), auf welche 1860 eine übersichtliche „Histoire politique des Papes" folgte, zeigen einen verhaltenen Groll gegen die kirchlichen und staatlichen Zustände, ohne bis zur systematischen Verneinung des Spiritualismus und jeder Autorität zu gehen.**) Die Schärfe seiner

*) „Paris en Amérique" erschien unter dem Verfassernamen le Docteur René Lefevre zuerst in der „Revue nationale". Vergl. Lanfrey, Études et portraits politiques, Seite 376 ff.

**) Notes sur P. Lanfrey par un de ses compatriotes, Chambéry 1878 (nicht im Buchhandel). E. de Pressensé, Notice biographique, Einleitung zu L'Église

Kritik trat noch mehr in dem Briefroman „Lettres d'Éverard" (1860) und in gründlichen Aufsätzen in der Revue nationale hervor, die er 1863 als „Études et portraits politiques" herausgab. Lanfreys Hauptwerk ist die unvollendet gebliebene „Histoire de Napoléon I." (Band I. und II. 1867, III. 1868, IV. 1870, V. 1875). Hier hat Lanfrey mit rücksichtslosem Wahrheitseifer den Strahlenkranz von Napoleons Haupt gerissen und im Gegensatz zu Thiers, dem er in den Études scharf zugesetzt hatte, die inneren Nachteile und sittlichen Schäden der Napoleonischen Herrschaft aufgedeckt. Die vier ersten Bände führen bis zur Schlacht bei Aspern-Eßling (1809), der letzte bis zu den Rüstungen zum russischen Feldzug. Hier hat der Tod Lanfreys fleckenloses Leben abgeschlossen. Daß auch Gegner in ihm den überzeugten und uneigennützigen Republikaner achteten, bewies der an die Spitze der Regierung gestellte Thiers, indem er den herben Kritiker seiner Napoleonslegende zum Gesandten in Bern ernannte (1871). Die Not der Zeit hatte die Gegensätze ausgeglichen.

Hippolyte Adolphe Taine, geboren 21. April 1828 zu Vouziers in den Ardennen, zählt zu den hervorragendsten Denkern unserer Zeit. Nach gelehrten Studien an der École normale supérieure trat er in den höheren Schuldienst, mußte ihn seiner freigeistigen Ansichten wegen alsbald verlassen und beschloß, in Paris sich den Naturwissenschaften zuzuwenden. Gleichzeitig arbeitete er am „Journal des Débats" mit. An die scharfsinnigen kritischen Abhandlungen, mit denen Taine rasch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog („Essai sur Tite-Live" 1854; „Les philosophes français au 19e siècle", 1856; „Essais de critique et d'histoire" 1857, Fortsetzung 1865; „La Fontaine et ses fables" 1860, jetzt in 11. Aufl.) reihte sich 1864 die große „Histoire de la littérature anglaise" in vier Bänden an. Hier führt Taine seine naturwissenschaftlich positivistische Methode mit Entschlossenheit durch. In der geschichtlichen und litterarischen Entwickelung eines Zeitraums erblickt er lediglich „un problème de mécanique psychologique" und untersucht mit wunderbarem Scharfsinn und auf Grund weitumfassender Quellenstudien die maßgebenden und treibenden Kräfte. Er geht aber auf Individualitäten nicht genügend ein und bietet darum kein lebendig anschauliches Bild. Dies zeigt sich in seinem wahrhaft epochemachenden und von den Gegnern der Revolution mit Befriedigung aufgenommenen kulturgeschichtlichen Werke „Les origines de la France contemporaine" (bis jetzt 4 Bde.:

---

et les philosophes, Paris 1879. Ch. Bigot, Pierre Lanfrey, Nouvelle Revue, 1. Februar 1880. O. d'Haussonville, Pierre Lanfrey, Revue des deux Mondes, 1. September bis 1. November 1880, wiederabgedruckt als Einleitung zur Correspondance de P. Lanfrey, Paris 1885, 2 Bände. Vergl. E. de Pressensé, Revue politique et littéraire, 22. August und 5. September 1885, J. Sarrazin, Franco-Gallia, III, 1 ff. — Œuvres complètes, Paris 1879—1885, in 13 Bänden. — Einzelne Abschnitte aus Lanfreys Histoire de Napoléon wurden von Ramsler, J. Sarrazin, Paetsch, Bertram für Schüler herausgegeben.

I. L'ancien régime, 1877; II—IV. La Révolution, 1878—84). Taine hat hier manchen geschichtlichen Nebel zerteilt und das Idealgebäude der Revolution unterhöhlt.*) Die Akademie, die gegen die Tendenz seiner Geschichte der englischen Litteratur sich ablehnend verhalten hatte, ernannte Taine 1878 zum Mitglied. Unbestechliche Wahrheitsliebe, Gründlichkeit und Geistesschärfe verbinden sich bei diesem großen Schriftsteller mit einer vornehmen, klaren Darstellung und einer seltenen Fruchtbarkeit.

Die Sozialdemokratie in der Geschichtsforschung vertrat mit unablässigem Eifer Louis Blanc, geboren 1813 zu Madrid als Sohn eines französischen Beamten, gestorben zu Paris 1882. Er wurde nach Vollendung seiner Studien in Paris radikaler Journalist, 1848 Mitglied der provisorischen Regierung, dann Vorsitzender des Arbeiterkongresses im Luxemburg-Palast und im August 1848 verbannt, ließ sich dann in England nieder und kehrte erst im September 1870 wieder nach Paris zurück. Blanc sieht in der neueren Geschichte von 1500—1800 überall nur den Kampf der individuellen Freiheit gegen die Gesellschaft, weil in der Revolution nur der durch die Bourgeoisie vertretene individualisme gesiegt habe. Es sei nun Sache des Sozialismus, die Gesellschaft neuzuordnen und die besiegte Autorität durch das Prinzip der „fraternité“ zu ersetzen. Die beiden ersten Bände dieser sozialistischen „Histoire de la Révolution française“ erschienen 1847, die folgenden zehn während der Verbannung in London, zwischen 1852 und 1862. Die „Histoire de dix ans, de 1830 à 1840“ (1841—1844, 5 Bände) ist ein geschickt geschriebenes Pamphlet des Radikalismus gegen die Selbstsucht und Verderbtheit des Mittelstands und gegen dessen königlichen Verteter Louis-Philippe. Im Jahre 1850 stellte Louis Blanc der Lamartineschen Darstellung der Februarrevolution seine „Pages d'histoire de la Révolution de Février“ entgegen. Seine sozialistischen Grundsätze hatte er in der „Théorie de l'organisation du travail“ (1840) entwickelt und seitdem überall in seinen Geschichtswerken, wo sich nur Gelegenheit dazu bot. Während seiner Verbannung sammelte er auch seine Zeitungsaufsätze und gab sie als „Lettres sur l'Angleterre“ heraus (1866, 2 Bände; 1867, 2 Bände). Außerdem veröffentlichte er die Pamphlete „L'État

*) Vergl. A. Leroy-Beaulieu, Un philosophe historien, M. H. Taine, Revue des deux Mondes, 1. Januar 1882. — Le Prince Napoléon, Napoléon et ses détracteurs. Paris 1887 (im Anschluß an eine Aufsehen erregende Studie Taines in der Revue des deux Mondes). — Taine ist als Ästhetiker und Philosoph noch thätiger gewesen. Im Anschluß an seine Vorträge an der École des beaux-arts schrieb er von 1864 bis 1869 „L'idéalisme anglais“ (Carlyle), „Le positivisme anglais“ (Stuart Mill), „Philosophie de l'art“, „Philosophie de l'art en Italie“, worauf die Philosophie der Kunst in den Niederlanden und in Griechenland folgte, „L'idéal dans l'art“, „Voyage en Italie“ u. a. Sein satirischer Roman „Vie et opinions de M. Thomas Graindorge“ (1866) hat für das Pariser Leben unter dem zweiten Kaiserreich den Wert einer kulturgeschichtlichen Urkunde. Vor seinem großen Geschichtswerk erschien „Un séjour en France de 1790 à 1795, Lettres d'un témoin de la Révolution française“ (1872).

et la Commune" (1860) und nach seiner Rückkehr „Questions d'aujourd'hui et de demain" (1873 und 1874, 2 Bände).

Für das Volk schrieb der republikanische Journalist Taxile Delord eine „Histoire du second Empire" (1868 ff., 6 Bände), welche mehr Pamphlet als Geschichtswerk ist.

Für die Jugend und die Schule bestimmt sind die gediegenen Geschichtswerke von Victor Duruy, geboren 11. September 1811 zu Paris. Duruy war selbst Schulmann, als er für eine großgeplante „Histoire universelle" die zwei Bände der „Histoire de France" (1852) und später noch mehrere volkstümlich geschriebene Lehrbücher herausgab. Für seinen hervorragenden Anteil an Napoleons „Histoire de Jules César" belohnte ihn der Posten als Unterrichtsminister. Duruy hält sich auf der Höhe der Forschung und vermeidet jede Einseitigkeit in Auffassung und Darstellung geschichtlicher Vorgänge. Er weist in seinem Buche „Introduction à l'histoire de France" (1865) die innigen Beziehungen nach, welche zwischen der Natur des Bodens und den Schicksalen des Volkes bestehen.

5. Die Litterarhistoriker.

Die Geschichte der Litteraturen und namentlich die der französischen Litteratur verdankt der romantischen Schule noch mehr, als die politische Geschichte. Bis zum Beginn dieses Jahrhunderts hatte man in den Werken des Geistes nur die mit mehr oder weniger Talent nach dieser oder jener Regel verfertigten Arbeiten einzelner Schriftsteller erblickt (Laharpe). Man ahnte kaum den innigen Zusammenhang der Litteratur mit der Gesamtheit des nationalen Lebens. Erst die Bekanntschaft mit deutscher Wissenschaft, namentlich mit Schlegels Arbeiten, hat den Gesichtskreis der französischen Kunstrichter erweitert. Seitdem steht fest, daß man in den Werken der Dichter und Denker, sowie in der Entwickelung der staatlichen und sozialen Zustände die Offenbarung einer und derselben bewegenden Kraft zu suchen hat, ohne darum die gebührende Berücksichtigung des individuellen Verdienstes zu vergessen. Der erste, der auf dieser Bahn vorschritt, ist

Abel François Villemain (1790—1870). Zwanzigjährig war er schon Professor am Lycée Charlemagne. Mehrere preisgekrönte Arbeiten („Éloge de Montaigne", „Éloge de Montesquieu", 1816) verschafften ihm den Lehrstuhl der französischen Beredsamkeit an der Sorbonne, und mit einunddreißig Jahren saß der junge Professor schon als Fontanes' Nachfolger in der Akademie. Seine Beliebtheit bei Studenten und Publikum war so groß, daß oft zweitausend Lernbegierige seinem geistvollen und fesselnden Vortrag lauschten. Mit Guizot und Cousin war Villemain einer der großen Beförderer historischer Studien in der glänzenden Zeit des Romantizismus. Seine Vorlesungen sind als „Tableau de la littérature au moyen âge en France, en Angleterre, en Espagne et en Italie", 2 Teile, und

als „Tableau du dix-huitième siècle (cours de 1827—29)“, 7 Teile, veröffentlicht. Villemain giebt die klassischen Vorurteile nur halb auf: Goethe ist ihm z. B. nur ein gelehrter, „alexandrinischer“ Dichter, der nichts naives hat. Aber in den Zeiträumen, die er studiert, weiß er das Kennzeichnende und Wesentliche vortrefflich zu unterscheiden; sein stets klarer, gefälliger, oft malerischer Stil könnte als Muster dienen. Als Historiker hat sich Villemain durch eine „Histoire de Cromwell“ (1819) und durch „Lascaris, ou les Grecs du 15e siècle“ (1825) glänzend eingeführt.

Unter dem Einflusse der Romantiker nahm seit Raynouard (vergl. Seite 225) das Studium der älteren Nationallitteratur einen neuen Aufschwung. Wir nennen vor allem Fauriel (vergl. Seite 301), Ampère und Quinet.

Jean-Jacques Ampère aus Lyon (1800—64), Sohn eines berühmten Mathematikers, zeichnete sich als jugendlicher Schriftsteller unter den Mitarbeitern des „Globe“ aus und erwarb sich als Verfasser eines „Discours sur la littérature française dans ses rapports avec les littératures étrangères“ hohes Ansehen (1832). Teils aus seinen weiten Reisen in ganz Europa, namentlich im Norden, teils aus seinen Vorlesungen am Collège de France gingen seine besten Werke hervor.*) Epochemachend für die damalige Zeit, aber heute gänzlich veraltet sind „Histoire de la littérature française au moyen âge“ (1841) und „Histoire littéraire de la France avant le 12e siècle“ (1840, 3 Bände). Ampère wurde 1847 Mitglied der Akademie.

Edgar Quinet (vergl. Seite 296), dessen litterarische Aufsätze mehr wert sind als seine Dichtungen, hat in „Histoire de mes idées“ (1858) treffliche Materialien für die Litteraturgeschichte seiner Zeit gegeben und durch die Schriften „Du génie des traditions épiques de l'Allemagne et du Nord,“ „Des Poètes de l'Allemagne“ (1834), „De l'Unité des littératures modernes“ (1838), „Allemagne et Italie“ (1839) viel dazu beigetragen, innigere Beziehungen zwischen den Schriftstellern Frankreichs und Deutschlands zu erleichtern. Die Geschichte der älteren Litteratur behandelte er in den Abhandlungen „Sur les épopées du douzième siècle“ und „L'Épopée française“ (1837). In den Bewegungen der vierziger und fünfziger Jahre zeichnete er sich durch seine demokratische Propaganda gegen Ultramontanismus und Kaisertum aus, in Gemeinschaft mit seinem Freunde und Mitarbeiter Michelet, dessen nationalen Fanatismus er trotz seiner halb deutschen Bildung teilte.

In Villemains Fußstapfen traten die Philologen und Kritiker François

*) Reiseskizzen: „Littérature et Voyages“, Paris 1834, 2 Bände, „La Grèce, Rome et Dante“, 1848, „Promenade en Amérique“, 1855, „L'histoire romaine à Rome“ 1856 ff., 4 Bände, „La Science et les Lettres en Orient“ 1865. — Über J. J. Ampère vergl. Potton, Études sur J. J. Ampère, Paris 1867, Sainte-Beuve, Revue des deux Mondes vom 1 September 1868 u. a. Sein Vater ist der Entdecker des Ampèreschen Gesetzes des Elektromagnetismus.

Auguste Saint-Marc Girardin und Philarète Chasles. Der Erstere (1801—1873) trug als Rechtsbeflissener durch ein „Éloge de Lesage“ (1822) einen Preis davon, arbeitete dann im Lehrfach und nahm als Verfasser einer abermals gekrönten Abhandlung über die französische Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts (1828), dann durch seine geistreichen Schilderungen französischer und ausländischer Litterarturzustände (Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne, 1834, Essais de littérature et de morale, 1844 etc.), namentlich aber durch die Vorlesungen „Cours de littérature dramatique, ou de l'usage des passions dans le drame“ (1843, 5 Bände), welche er an der Sorbonne gehalten hatte, eine angesehene Stellung in der Kritik ein. Er setzte den fortgeschrittenen Romantikern durch seine sarkastischen Besprechungen sehr zu, obwohl er keinen ausschließlich klassischen Standpunkt einnahm. Von ihm sind noch Lafontaine et les Fabulistes (1867) und J. J. Rousseau, sa vie et ses ouvrages (1875, 2 Bände) lobend zu nennen.

Philarète Chasles aus Chartres (1799—1873), Sohn eines jakobinischen Professors, kam nach halbvollendeten humanistischen Studien zu einem Buchdrucker, wurde mit seinem Lehrherrn wegen angeblicher Verschwörung gegen die Bourbonen ins Gefängnis gesetzt, was ihn zur Übersiedelung nach England veranlaßte. Hier wurde der sechzehnjährige Philarète Korrektor in einer Druckerei. Nach siebenjährigem Aufenthalt in England und nach einer Reise durch Deutschland kehrte er nach Paris zurück und erwarb gleichzeitig mit Girardin den Preis der Beredsamkeit durch ein „Tableau de la marche et des progrès de la littérature française depuis le commencement du 16e siècle“ (1828). Seine Hauptbedeutung liegt in seinen gründlichen Studien über ausländische Litteratur und Gesittung, die als „Études de littérature comparée“ von 1847 ab in vielen Bänden gesammelt wurden. Es erschienen unter anderm darin „Études sur le moyen âge“ (1847), Études sur l'Espagne (1848), Études sur le 18e siècle en Angleterre (1850), Études sur les hommes et les mœurs au 19e siècle (1850), Études sur W. Shakespeare, Marie Stuart et l'Arétin (1852), Études sur l'Allemagne ancienne et moderne (1854). Chasles „Memoiren“, drei Jahre nach seinem Tode gedruckt, bergen viele Bausteine zur zeitgenössischen Litteraturgeschichte.

Aus dem Schoße der romantischen Schule ging der Ästhetiker Charles Augustin Sainte-Beuve*) hervor (1804—1869), den wir bereits Seite 268 kurz zu erwähnen hatten. Aus Boulogne-sur-Mer gebürtig, wollte Sainte-Beuve zuerst Arzt werden. Er gab seine medizinischen Studien auf, um der jungen Litteraturströmung sich begeistert anzuschließen. Eine schwungvolle Be-

*) G. Levallois, Sainte-Beuve, Paris 1872. O. d'Haussonville, Sainte-Beuve, sa vie et ses œuvres, Paris 1875. Nachträge zur Lebensgeschichte giebt A. Pons, Sainte-Beuve et ses inconnues, Paris 1879; ferner außer dem früher herausgegebenen Briefwechsel noch die Nouvelle correspondance, Paris 1880. L. Nicolardot, Confidences de Sainte-Beuve, Paris 1882. Über Sainte-Beuve als Kritiker A. Caumont, La critique littéraire de Sainte-Beuve, Frankfurt 1887.

sprechung von Victor Hugos „Odes et Ballades" im fortschrittlich gesinnten „Globe" verschaffte ihm Aufnahme ins bataillon sacré der Romantiker; sein gleichzeitig mit den einschlägigen Arbeiten von Saint-Marc Girardin und Philarète Chasles erschienenes „Tableau historique et critique de la poésie française et du théâtre français au 16e siècle" (1828) zog die Aufmerksamkeit der oberen Zehntausend im Reiche des Geistes auf den jugendlichen Litteraturforscher. Sainte-Beuve sollte noch verschiedene Wandlungen durchmachen, ehe er allgebietender Kritiker bei der Revue des deux Mondes wurde. Er kehrte sich vom Romantizismus ab, ließ sich vom Saint-Simonismus und von Lamennais' schwärmerischem Sozialismus fortreißen und kam dann noch nicht zur Ruhe: aus einem Liberalen wurde er zum Schönredner des Cäsarismus und Senator Napoleons des Dritten. Die studierende Jugend störte dem wankelmütigen Professor die Antrittsvorlesung am Collège de France durch Pfeifen und Johlen und hinderte ihn an der Ausübung seines Amtes.

Sainte-Beuves kritische Schriften, von den „Portraits littéraires" an bis zu den durch seinen Tod unterbrochenen „Nouveaux Lundis", umfassen ein halbes Hundert Bände*) und ziehen die französischen Litteraturerscheinungen vom vierzehnten Jahrhundert ab bis auf die vom Verfasser miterlebte Zeit in ihren Betrachtungskreis, ohne einflußreiche Ausländer auszuschließen (Goethe, Dante, W. Cowper u. a.). Überall fesselt die klare und gefällige Sprache Sainte-Beuves, überall giebt er ein wohlabgerundetes Bild des Schriftstellers und seiner Umgebung, obwohl die großen geistigen Strömungen seinem Blick oft entgehen. Es ist ein unbestreitbares Verdienst von ihm, die ästhetische Beurteilung mit Lebensumständen und persönlicher Eigenart in Zusammenhang gebracht zu haben. Je näher er den Schriftstellern seiner eigenen Zeit kommt, um so mehr nimmt die Voreingenommenheit zu. Die Art, wie er den jüngeren Romantikern zu Leibe ging, wirft kein schönes Licht auf seinen Charakter. Sein Aufsatz über Théophile Gautier ist ein Meisterstück boshaft ironischer Kritik; fast scheint es, als habe dieses enfant gâté der Romantiker für Sainte-Beuves eigene Jugendirrungen zu büßen gehabt.

Gustave Planche (1808—1857), neben Sainte-Beuve, Vigny, Sand u. a. Mitarbeiter an der jungen Revue des deux Mondes, ein feiner Kenner und Bewunderer deutscher und englischer Litteratur, bekämpfte in seinen „Portraits littéraires" (1836—54, 5 Bände) mit scharfen Waffen die Über-

*) Er schrieb „Portraits littéraires" (1832 ff., 4 Bände), dann im Anschluß an eine Reihe von Vorlesungen, die er 1837 in Lausanne hielt, die auf mühsamen Forschungen ruhende Monographie „Port-Royal" (1840—61, 7 Bände, 3. Auflage 1867), ferner die „Causeries du Lundi" (1851 ff., 15 Bände), an welche sich die „Nouvelles causeries du Lundi" (1863 ff., 10 Bände) anschlossen. Die ersteren standen zuerst im „Constitutionnel", die Nouveaux Lundis im „Moniteur". Aus den 1848 zu Lüttich gehaltenen Vorlesungen ging das Werk „Chateaubriand et son groupe littéraire sous l'Empire" hervor.

treibungen der romantischen Koryphäen, aber nicht immer mit Maß und Einsicht.

Die Voreingenommenheit des Klerikalen und des klassischen Philologen tritt bei Désiré Nisard (1806—88) zu Tage, dem Verfasser einer vierbändigen französischen Litteraturgeschichte („Histoire de la littérature française", 1844 bis 1861). Nisard hatte schon in den „Poètes latins de la décadence" (1834, 2 Bände) seine Abneigung gegen die romantische Schule bewiesen. Als Direktor der École normale supérieure veröffentlichte er eine wertvolle Studie „Les Quatre grands historiens latins (1874).*)

Der Schweizer Alexandre Vinet (1797—1847), von seinem zwanzigsten Jahr ab Professor der französischen Litteratur in Basel und später in Lausanne, geht in seinen ästhetischen Beurteilungen über die Anfänge des Jahrhunderts nicht hinaus. Daß er den Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts nicht volle Gerechtigkeit angedeihen läßt, schreibt sich von seinem protestantisch theologischen Standpunkt her. Vinets Vorlesungen und Zeitungsaufsätze wurden nach seinem Tode von Freundeshand gesammelt. Die hauptsächlichen sind in den Anmerkungen zu Seite 112, 124, 213 genannt.**)

Auf katholisch moralischen Standpunkt stellt sich wie Nisard der noch lebende Graf Armand de Pontmartin (geboren 1811), dessen „Causeries littéraires" und „Causeries de Samedi" die Leser der Gazette de France seit einem Menschenalter belehren. Pontmartin giebt jetzt seine „Souvenirs d'un vieux Critique" heraus.

Dritter Abschnitt.

Die Zeit des Realismus.

(Julikönigtum und Kaiserreich.)

Der Romantizismus hatte die Herrschaft des Herkommens und der abstrakten Vernunft gebrochen, die Grenzen der Kunst erweitert und größere Freiheit der Bewegung herbeigeführt, indem er nachdrücklich auf Natur- und Lebenswahrheit drang.

Diese Forderung war so sehr in der Zeit selbst begründet, daß kurz nach dem Aufgang des Romantizismus eine litterarische Strömung sich geltend machte, welche die Lebensbeobachtung und die objektive Wiedergabe des Beobachteten als Ziel der Kunst hinstellte. Balzac ist der Chorführer dieser

*) Kurz nach Nisards Tode erschienen seine Souvenirs et notes biographiques, Paris 1888, 2 Bände. Vergl. Des Essarts, Désiré Nisard, Nouvelle Revue, 15. April 1888. (Die hier nicht genannten Litteraturkritiker von Belang sind am Schlusse des III. Abschnitts behandelt.)

**) Vergl. E. Scherer, A. Vinet, sa vie et ses écrits, Paris 1853.

realistischen Reformbewegung, die erst nach dem Untergang des Kaiserreichs unbestrittene Geltung erlangen sollte.

Die Zustände unter dem Julikönigtum und dem zweiten Empire, wie wir sie Seite 210 ff. in gedrängtester Kürze geschildert haben,*) die sozialpolitischen Lehren Saint-Simons und Fouriers (vergl. Seite 289) brachten Kunst und Litteratur in innigeren Zusammenhang mit den Fragen der Zeit. Roman und Drama nahmen zum Nachteil der Lyrik eine Ausdehnung und Bedeutung an, die in unseren Tagen immer noch wächst und namentlich dem Roman ein unverhältnismäßiges Übergewicht verschafft hat. Eine seichte Unterhaltungslitteratur war die geistige Frucht des neuen Kaiserreichs.

Dem objektiven Realismus und dem satirischen Zeitroman erwuchs in George Sand ein mächtiger Gegner. Dieses geniale Weib sah die Kunst nicht als ein Studium der harten und kalten Wirklichkeit an. Nach ihr sollten vielmehr Künstler und Schriftsteller zu den geschilderten Gegenständen Liebe erwecken und im Suchen nach idealer Wahrheit die Führerschaft übernehmen (Vorreden zu „Le Compagnon du Tour de France“ und zu „La Mare au diable“). Daher greift Sand die Träger der Gesellschaftsordnung an, weil diese den edlen Kern im Menschen verkümmern läßt und die geistige Entwickelung hemmt.

I. Der Roman.

1. Balzac (Realistischer Roman).

Honoré de Balzac (1799—1850), eine kraftvolle Natur aus der Touraine, fand in der modernen Umgebung ein zu schilderndes Objekt, ohne sich wie die schwärmerisch entrüstete Sand gegen ihre Vorurteile aufzulehnen. Mit einundzwanzig Jahren von seinem Vater aufgegeben, weil er sich mehr mit Litteratur als mit Rechtswissenschaft abgab, schrieb Balzac aus Geldnot unter dem Namen H. de St.-Albin einen Arm voll Romane (1822—25) und kam dann auf den Gedanken, selbst Drucker und Verleger zu werden.

*) Eine ausführliche Schilderung der verrotteten Zustände unter Louis-Philippe und Napoleon III. findet man in allen Geschichtswerken und Memoiren. Man lese auch Honegger, Litteratur und Kultur des neunzehnten Jahrhunderts in ihrer Entwickelung dargestellt, Leipzig 1865. K. Hillebrand, Frankreich und die Franzosen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, 2. Auflage, Berlin 1874. F. Kreyßig, Über die französische Geistesbewegung im neunzehnten Jahrhundert. Berlin 1873 2c. 2c. Vergl. Heine: „Die Männer des Gedankens, die im achtzehnten Jahrhundert die Revolution so unermüdlich vorbereitet, sie würden erröten, wenn sie sähen, wie der Eigennutz seine kläglichen Hütten baut an der Stelle der niedergebrochenen Paläste, und wie aus diesen Hütten eine neue Aristokratie hervorwuchert, die noch unerfreulicher als die ältere nicht einmal durch eine Idee, durch den idealen Glauben an fortgezeugte Tugend sich zu rechtfertigen sucht, sondern nur in Erwerbnissen ...., im Geldbesitz ihre letzten Gründe findet.“ (Franz. Zustände II, 4. Brief über die französische Bühne).

Es ging ihm jedoch mit seinen Klassikerausgaben in einem Bande und mit späteren Spekulationen noch schlimmer als Beaumarchais. Er verlor nicht allein den größten Teil des Vermögens seiner Eltern, sondern stürzte sich derart in Schulden, daß er zeitlebens ohne Rast und Ruhe Romane schreiben mußte, nur um die Wucherer sich vom Hals zu halten. Neben dem Kampfe mit den Gläubigern rieb auch der Kampf mit der widerspenstigen Form vorzeitig des Schriftstellers Lebenskraft auf. Seine Heirat mit der Gräfin Hanska, auf deren Gütern er 1847—48 gelebt hatte, entzog ihn zu spät den nagenden Geldsorgen. Er starb im ersten Jahre der Ehe (1850).*)

Balzac ging wie die Romantiker vom geschichtlichen Roman aus, welcher seit Walter Scott den Büchermarkt beherrschte, und beschrieb in „Les derniers Chouans“ (1829) den Bürgerkrieg in der königstreuen Vendée. Schon das nächste Werk wendet sich nach der Gegenwart und der Umgebung hin. Das erste Buch, in welchem Balzacs Beobachtungs- und Anschauungskraft sich zeigt, ist die rücksichtslose, spitzfindige, halb ernste, halb komische Studie „La Physiologie du mariage“ (1831). Fast gleichzeitig erschien sein Gesellschaftsroman „La Peau de chagrin“, eine halb realistische, halb phantastische Dichtung. Die Wunderhaut hatte ein vor dem Selbstmord stehender junger Mann von einem Greis erhalten, um alle seine Wünsche zu befriedigen. Mit jedem erfüllten Wunsch schrumpft sie aber zusammen, wie die Tage des Besitzers. Raphael wird in eine Gesellschaft junger Streber gezogen, welche im sinnlosen Tanz um das goldene Kalb und um die Herrschaft des juste-milieu mittaumeln. Er kostet alle erdenklichen Genüsse dank der peau de chagrin, bis ihr immer kleinerer Umfang sein Lebensende anzeigt und der arme junge Millionär stirbt, von den Menschen gemieden, die seine sichtbare Auflösung abstößt. In den durchaus modernen Rahmen paßt die Zauberhaut als Sinnbild der den Einzelmenschen unablässig aufreibenden Begierden recht wohl, sofern man Balzacs Führung sich willig anvertraut.**)

*) Mme Surville, Balzac, sa vie et ses œuvres d'après sa correspondance, Paris 1858. — Correspondance d'Honoré de Balzac (1819—1850), Paris 1876, 2 Bände. — Seine gesammelten Werke erschienen mehrmals in 55, dann in 24 Bänden; zuletzt Balzac, Œuvres complètes, Paris 1879, 20 Bände. — Ch. de Lovenjoul, Histoire des œuvres de Balzac, Paris 1879—80, 2 Bände. L. Gozlan, Balzac intime, Paris 1862. Champfleury, Balzac, sa méthode de travail, étude d'après ses manuscrits, Paris 1879. — E. Saltus, Balzac, Boston 1884. G. Ferry, Balzac et ses amis, Paris 1888. — Cerfberr et Christophe, Répertoire de la comédie humaine de H. de Balzac, Paris 1887. G. Deville, La femme et l'amour d'après Balzac, Paris 1888. H. Favre, Balzac et le temps présent, Paris 1888. A. Cabat, Étude sur l'œuvre d'Honoré de Balzac, Paris 1889.

**) Goethe, der in seinem letzten Lebensjahr den Roman las, nennt ihn „ein vortreffliches Werk neuester Art, welches sich jedoch dadurch auszeichnet, daß es sich zwischen dem Unmöglichen und Unerträglichen mit Geschmack hin- und herbewegt und das Wunderbare als Mittel, die merkwürdigsten Gesinnungen und Vorkommenheiten vorzuführen, sehr konsequent zu brauchen weiß.“ Brandes, a. a. O., Seite 193, Goethejahrbuch, Jahrgang 1880, Seite 289.

„La Peau de chagrin" ist ein berückendes, von Leben, Wahrheit und Kraft strotzendes Zeitbild aus dem Julikönigtum. Nicht die Liebe und die Leidenschaft, sondern die schnöde Berechnung und die Geldgier erdheinen als Angelpunkte der Gesellschaft. In Balzacs reiferen Romanen werden sie ausnahmslos zum Mittelpunkt der reichbewegten Handlung. Wir steigen mit ihm in die Abgründe moderner Verderbtheit.

Von der großartigen Fülle und Mannigfaltigkeit der in Balzacs Geist lebenden Gestalten geben die rasch aufeinander folgenden Werke Zeugnis: „Étude de femme", „La femme abandonnée" (1832), „Histoire intellectuelle de Louis Lambert" (1832), „Séraphitus" (1834), „La Recherche de l'absolu" (1834), „La Femme de trente ans" (1835, zum geflügelten Wort aufgestiegen), „Le Lys dans la vallée" (1835) und namentlich seine beiden Hauptwerke „Eugénie Grandet" (1834) und „Le Père Goriot" (1835).

„Eugénie Grandet" giebt ein Stück echten Provinziallebens und zugleich eine tiefdurchdachte Psychologie des Geizes. Balzacs reich gewordener Grandet wirkt nicht lächerlich wie der Geizige bei Plautus oder Molière; die ihn beherrschende Leidenschaft ist fürchterlich, übermenschlich grausam, verderblich für die ganze Umgebung und verursacht den Tod seiner vielgefolterten Frau. Eugenie, seine Tochter, liebt ihren Vetter Charles Grandet. Der Bankerott und der Selbstmord seines Vaters, welche der reiche Geizhals abzuwenden nicht für nötig fand, zwingen Charles zur Auswanderung. Eugeniens Treue verleugnet sich nicht, selbst nachdem sie durch des Alten Tod frei und reich geworden ist. Als nach jahrelanger Trennung Charles heimkehrt, sendet er eine förmliche Absage, worauf Eugenie anstatt zu verzweifeln eine Konvenienzehe mit einem älteren Herrn eingeht.

„Le Père Goriot" fällt seiner blinden ehrgeizigen Vaterliebe zum Opfer. Seitdem seine beiden Töchter Gräfin und Baronin heißen, darf er sie nur aus der Ferne sehen. Er muß sogar einsam sterben, weil Delphine de Nucingen ihrer Stellung durchaus schuldig ist, am fraglichen Abend einen Ball zu besuchen, auf welchem tout Paris erscheint. Ihr Begleiter Rastignac lockt durch eine Bemerkung Thränen in die schönen Augen: „Morgen will ich Vater pflegen, aber heute Abend darf ich nicht weinen, um nicht häßlich zu sein!" lautet die Antwort der strahlenden Weltdame. Balzacs Meisterstück ist hier die Charakterentfaltung dieses jungen Rastignac, die stufenweise Einführung des Neulings aus der Provinz in das Hasten und Drängen, in die gleißnerische Verderbtheit der Weltstadt Paris, das allmähliche Schwinden aller Skrupeln beim Anblick der goldenen Früchte und durch den Einfluß der gemütsleeren Delphine de Nucingen und der gleichgesinnten Umgebung. Rastignac entschließt sich denn auch, lieber Hammer als Ambos zu sein und unter jeder Bedingung die dichten Reihen der Gesellschaft zu durchbrechen, durch welche man nach Vautrins Ausspruch entweder wie eine Kanonen-

kugel einbricht, oder wie die Pest hindurchschleicht. Balzacs Paris ist nicht das in Victor Hugos „Notre-Dame“, nicht la cité-soleil oder le cerveau du monde, sondern die Riesenspinne, welche weit und breit alles, was zugeflogen kommt, in ihren Netzen fängt und aussaugt. Die Frauengestalt, bei welcher er am liebsten verweilt, ist auch kein schwärmerisches Mädchen und keine unter dem Druck gesellschaftlicher Satzungen sich aufbäumende, geistig mißhandelte Frau, sondern die vom Lebenskampf gereifte, weltgewandte „femme de trente ans“. Den inneren Organismus dieser fesselnden psychologischen Erscheinung hat Balzac gründlich studiert und mit unerschrockener Offenheit bloßlegt.

Nach dem großen Erfolg seiner Hauptwerke keimte in Balzacs fortwährend arbeitendem und grübelndem Geiste der geniale Einfall, seine bereits beendeten und die noch in Angriff zu nehmenden realistischen Zeitbilder zu einem großartigen, das ganze neuzeitige Leben zusammenfassenden kulturgeschichtlichen Zyklus zu vereinigen, als lebendiges Fleisch und Blut auf dem Gerippe der Geschichtserzählung (1836). Dieses Lebenswerk, die „Comédie humaine“, teilte er in sechs Abteilungen ein: 1. Scènes de la Vie privée, 2. Scènes de la Vie de province, 3. Scènes de la Vie parisienne, 4. Scènes de la Vie politique, 5. Scènes de la Vie militaire, 6. Scènes de la Vie de campagne, zu denen noch die mit „Peau de chagrin“ beginnenden „Études philosophiques“ (5 Bände) und als „Études analytiques“ „La Physiologie du mariage“ mit ihrer Fortsetzung hinzukamen. Dabei ging Balzac mit der Gründlichkeit und Methode eines Naturforschers zu Werke. Die bemerkenswertesten Romane der „Comédie humaine“ sind wohl „Grandeur et décadence de César Birotteau“ (1837), „La Femme supérieure (1838), „Un Ménage de garçon“ (1842, häßliche kleinstädtische Augenblicksbilder) „Illusions perdues“ (1843, journalistische Gewissenlosigkeiten), „La Cousine Bette“ (Verheerungen der Sinnlichkeit).

Auch nach Theaterruhm strebte der Maler der „Comédie humaine“, aber lange vergeblich. Er bearbeitete zuerst einen seiner Kriminalromane „Vautrin“ (1840) für die Bühne und erlangte am Ende seines gehetzten Lebens mit „Marâtre“ und „Mercadet, ou le Faiseur“ endlich Anerkennung und Erfolg.

Balzac ist trotz Ungleichmäßigkeit des Stils ein Dichter und Beobachter ersten Ranges. Die Energie seiner Auffassung und die Gewalt seiner Einbildungskraft wirken derart, daß der Leser seiner Zeitgemälde mitunter in den Kleidern der dargestellten Persönlichkeiten einherzugehen meint. Die großen Gesellschaftsprobleme berühren Balzac wenig, er bleibt objektiver und rücksichtsloser Beobachter und läßt die Romantiker und ihre Epigonen dem glitzernden Strome des Saint-Simonismus und Sozialismus folgen. „Er nimmt sich in der Generation jener himmelstürmenden Titanen und Titaninnen

wie an der Erde gebunden aus, aber er gehört der Rasse der Cyklopen an; er war ein gewaltiger, über Riesenkräfte verfügender Baumeister, und der ungeschlachte, hämmernde, Steine fügende Cyklop reichte zuletzt mit seinem Gebäude ebenso hoch, wie die großen lyrischen Genien Victor Hugo und George Sand auf ihren Flügeln sich erhoben.“ (Brandes).

Die Zeitgenossen konnten den vollen Wert dieses Kraftgenies nicht erfassen. Die heutigen Naturalisten verehren Balzac als ihren Stammvater, als den Schöpfer des Romans nach dem Leben.

---

2. George Sand (Idealistischer Roman).

Aurora Dupin (1804—76)*) Urenkelin des Marschalls Moritz von Sachsen, Enkelin des Generalpächters Dupin de Francueil, Tochter eines kaiserlichen Offiziers mit einer Pariserin von niedriger Herkunft und mehr als abenteuerlichem Charakter, verlebte ihre ersten Jahre im Schloßgute ihrer Großeltern zu Nohant im Berry. Sofort nach dem Tode ihres Vaters hatte ihre „philosophisch“ gesinnte, feingebildete Großmutter sie von ihrer Mutter getrennt. Dem wilden, unbändigen Kind ließ Madame Dupin ziemlich spät eine sorgfältige, religiöse Erziehung im Kloster der „Filles anglaises“ zu Paris erteilen (1817—20). Kaum aus der Pension entlassen, studierte das junge Mädchen in Nohant die Aufklärungsphilosophen, berauschte sich an Rousseau, trieb allerhand naturwissenschaftliche Studien und durchstreifte jagend und reitend die schönen Ebenen des Berry. Der Tod ihrer Großmutter machte diesem ungebundenen Landleben ein Ende und zwang die junge Erbin, sich in der Ehe vor dem Zusammenleben mit ihrer Mutter zu retten. Sie heiratete den Baron Dudevant, war aber bald von ihm enttäuscht. Nach langen Reibereien und unerquicklichem Hin- und Herstreiten beschlossen beide Gatten eine gütliche Trennung. Die siebenundzwanzigjährige Frau Dudevant zog nach Paris und siedelte sich im Quartier Latin an (1831). Die Männerkleidung, welche sie hie und da in der Heimat getragen hatte, wurde von nun ab ihre gewöhnliche Tracht. Sie lebte in Paris teils von ihrem ausbedungenen Jahrgeld, teils von Übersetzungen, Zeichnungen und Malereien,

*) Die beste Quelle für Sands Leben und Dichterentfaltung sind ihre zahlreichen Briefe. Correspondance de George Sand, Paris 1882, 4 Bände. Der Briefwechsel von 1815—1830 steht in der Revue des deux Mondes, 1. und 15. Januar 1881, die Lettres à Gustave Flaubert in der Nouvelle Revue, 15. Februar bis 15. März 1883. Ihr eigenes Lebensbild schrieb sie in „Histoire de ma vie“, Paris 1854, zuerst in Girardins „Presse“, 12 Bände, mit Einleitung von Mirecourt, dann „Impressions et Souvenirs“, Paris 1873. — E. Caro, George Sand (Hachettes Lebensbilder der Grands écrivains), Paris 1887. Caro, G. Sand, histoire de ses œuvres, Paris 1887. Vgl. O. d'Haussonville, Revue des deux Mondes, 15. Februar 1878. Georg Brandes, Die romantische Schule, Seite 143 ff. — Die sämtlichen Werke George Sands umfassen über hundert Bände, ihre Bühnenstücke 4 Bände, Paris 1866.

als sie mit Jules Sandeau (vergl. Seite 320) zu arbeiten begann. Nach kurzer Zeit wurde der Roman „Rose et Blanche“ (1831) unter dem Namen Jules Sand herausgegeben. Der Erfolg war so befriedigend, daß der Verleger für den nächsten Roman, welchen Frau Dudevant ganz selbständig verfaßt hatte, das Pseudonym beizubehalten, oder wenigstens ein ähnliches wünschte. So kam die junge Schriftstellerin zu dem Namen George Sand, den „Indiana“ (1832) und die nächsten Romane bald in alle Welt trugen. Nachdem sie sich von Musset getrennt (vergl. Seite 272) und mit der Ehescheidung auch ihre beiden Kinder und ihr Vermögen erlangt hatte (1836), schrieb sie für Buloz' „Revue des deux Mondes“ eine lange Reihe von Romanen.

An Sands Feuergeist durften die Lehren Saint-Simons nicht spurlos vorübergehen. Sie schloß sich an Lamennais, Viardot und Pierre Leroux an und ward Mitgründerin der „Revue indépendante“. Auch unterhielt sie Freundschaftsbeziehungen zu Liszt, Chopin (dem kranken „Fürst Carol“) und anderen Künstlern, lebte bald in Paris, bald in ihrem geliebten Heimatsland und hielt durch ihre zahlreichen Werke Kritik und Lesewelt in Atem.

Nach der Revolution von 1848 machte sie mit großer Begeisterung die Sache der äußersten Demokratie zu der ihrigen. Sie gründete die Zeitschrift „La Cause du peuple“, schrieb die „Bulletins de la République“ für die neue Regierung und stand überall im Vordertreffen. Unter Napoleon III. kehrte sie, ohne ihre Grundsätze zu verleugnen, zum dichterischen Schaffen zurück, für welches die Natur sie wie wenige ausgestattet hatte. Bis an das Ende ihres Lebens hörte sie nicht auf, Romane und Dramen zu schreiben, wie ihr Zeitgenosse Victor Hugo dem Gesetz der Jahre trotzend. Sie starb zu Nohant am 8. Juni 1876.

Um sich von G. Sand ein richtiges Bild zu machen, muß man vor allen Dingen die emanzipierte Frau, die republikanische und sozialistische Parteigängerin von der hochbegabten, ideal gesinnten Dichterin scheiden. Dem unerträglichen Zwange einer liebelosen Ehe entschlüpft, mit den tiefen, unter dem Firnis gesellschaftlicher Bildung sich verbergenden Schäden nur allzu vertraut, hat sie sich darin gefallen, die Ehe, die Familie, die Religion und den Staat zu lästern, sowie allen Neuerungen anzuhangen, welche mit der Vergangenheit brachen und der Welt eine goldene Zukunft verkündeten. Die Ehe, die Sklaverei der moralisch vergewaltigten Frau, wird namentlich in den ersten Romanen „Indiana“, „Valentine“ (1832) und „Jacques“ (1834) hart mitgenommen. „Lélia“ (1833) enthält ein pessimistisch trostloses Gemälde jener chaotischen Gedanken- und Gefühlsneigungen, welche dem kurzen Aufschwunge der Julirevolution folgten. Einzelne Abschnitte von „Maître Simon“ (1836), „Horace“, „Le Compagnon du tour de France“ (1840), „Le Meunier d'Angibault“ (1845) sind voll von sozialistischen Träumereien. Aus alledem eine Doktrin, ein soziales, religiöses, oder politisches System

zusammensuchen zu wollen, wäre sicherlich verlorene Mühe. George Sand hat vor allem ein warmfühlendes Herz und hochstrebenden lyrischen Schwung. Sie ist die Wortführerin ihres Geschlechts gegen die männliche Selbstsucht, welche die Satzungen der Gesellschaft schuf. Der Dichter aber kann die Gesellschaft, in welche das Schicksal ihn wirft, nicht mit eigenen Händen umgestalten; er spiegelt nur ihr Bild wieder in den Stunden der Schwäche und des Schmerzes, und erhebt sich hoch über sie, bis zu den ewigen Quellen des Schönen, wenn sein Genius die Schwingen entfaltet. Die Dichterin G. Sand hat eine wahre, tief innerliche Anschauung des Menschlichen und Natürlichen. So oft sie es darstellt, findet sie tief in die Seele dringende Laute, mit deren Zauber die schönsten Stellen aus Goethes Jugendarbeiten zu vergleichen sind. Fern von aller Geziertheit bringt sie die gewaltigste Wirkung durch die einfachsten Ereignisse, durch drei oder vier Personen hervor, durch einen Stil, dessen Einfachheit eben so bewundernswert ist, als seine fruchtbare und unerschöpfliche Originalität. Man muß „André“, „Valentine“, „Léoni“, „Maître Simon“, „Le Compagnon du tour de France“, „Consuélo“, „La Comtesse de Rudolstadt“ (1843 ff.) lesen, um sich davon eine Vorstellung zu machen.

In den meisten Romanen George Sands macht sich ein bestimmt erkennbarer männlicher Einfluß geltend. „Consuélo“ und „La Comtesse de Rudolstadt“ (1842—45, zusammen 12 Bände) schildern das Künstlerleben, wie sie es neben Chopin kennen lernte. Die Humanitätsträumereien, die hier der Graf von Rudolstadt zu vertreten hat, gehen auf Pierre Leroux zurück. Consuelo verzichtet nach dem Tode des Grafen von Rudolstadt auf den in extremis erworbenen Titel und Reichtum, lebt unter Friedrich dem Großen wieder als Sängerin in Berlin, wird aus der Festungshaft zu Spandau befreit und ins geheimnisvolle Schloß „des Invisibles“ gebracht. Hier wird sie durch den wieder von den Toten erstandenen Grafen in den Orden aufgenommen, welcher eine freiheitliche Umwälzung anstrebt.

Nachdem die Dichterin das ganze Gebiet der die Gesellschaft untergrabenden Leidenschaften durchlaufen, kehrte sie zur Schilderung ländlicher Einfachheit und Natürlichkeit zurück und entwickelte in der Dorfgeschichte alle Hilfsquellen ihres reichen Geistes. „Monny-Robin“, „Melchior“, „La Mare au diable“ (1841), „Jeanne“ (1844), „François le Champi“ (1847), „La petite Fadette“ (1849)*) kommen den besten Stellen in Auerbachs Dorfgeschichten gleich. Hier sind die Jugendeindrücke aus dem Berry und aus Rousseaus Büchern lebendig geworden.

Die zahlreichen Romane ihres späteren Alters, Le marquis de Villemer (1861), Mademoiselle la Quintinie (1863), Laura

---

*) Das letztere Stück ist durch Charlotte Birchpfeiffers dramatische Bearbeitung und Friederike Goßmanns geniales Spiel in Deutschland bekannt und beliebt.

(1864), La Confession d'une jeune fille (1865), Monsieur Sylvestre (1866), Le Dernier amour (1867), Mademoiselle Merquem (1868), Pierre qui roule (1870) 2c. sind frei von den fieberhaften Erregungen der Jugendjahre und zeigen in Erzählung und Schilderung das Talent der greisen Verfasserin in voller Kraftentfaltung. Die einstige Feindin gesellschaftlicher Ehe war eine hingebende, musterhafte Großmutter geworden und schrieb für ihre Enkelkinder „Contes d'une Grand' mère" (1873). Von biographischem Interesse, obwohl nicht zum Vorteil des Ruhmes Sands, ist die Erzählung „Elle et Lui", welche zwei Jahre nach Alfred de Mussets Tode die Beziehungen der Dichterin zu diesem Jugendfreunde in wenig zarter Weise behandelte (1859) und den Bruder Alfreds, Paul de Musset, zu der verletzenden Antwort „Lui et Elle" veranlaßte.

Wie die meisten Romandichter hat G. Sand sich auch auf die Bühne gewagt. „François le Champi" (1849), die dramatisierte Dorfgeschichte, ist weder an Handlung noch an Pathos reich genug, um die Hilfsmittel der epischen Form ungestraft zu verschmähen. „Claudie" (1852) schildert mit mehr Tiefe und dramatischem Leben den Triumph wahrhafter, durch die Religion veredelter Menschlichkeit über die selbstsüchtigen Vorurteile der Gesellschaft. Dieses Stück ist gleichzeitig ein vortreffliches Gemälde ländlicher Sitte, wie die Revolution und der Fortschritt der Gewerbthätigkeit sie in Frankreich geschaffen. Unter den zahlreichen Stücken, die sie teilweise aus eigenen Romanen schöpfte, nennen wir ferner „Les Démon du foyer" (1852), „Le Pressoir" (1853), „Maître Favilla" (1855), „Le Marquis de Villemer" (1864).

George Sand ist durch das überströmende lyrische Gefühl und die selbstgeschaffene, regellose, überspannte Gedankenwelt eine romantische Dichterin. In der Form weiß sie dagegen das klassische Ebenmaß zu wahren. „L'âme romantique animait ses créations, mais le style restait classique". (Zola, Documents littéraires, Seite 217).

---

3. Die übrigen Roman- und Novellendichter.

Sand und Balzac überragen und beherrschen die ganze Romanlitteratur ihrer Zeit, besonders die erstgenannte, da Balzac erst beim jetzigen Geschlecht zur vollen Würdigung gelangte. Die übliche Einteilung der zahlreichen Romandichter, die bis zum Aufkommen des Naturalismus für Unterhaltung, Belehrung oder Veredlung der Zeitgenossen sorgten, in Idealisten und Realisten ist für die meisten nicht zutreffend. Mit dem Idealismus der Gedanken und Bestrebungen geht z. B. bei Janin und Sandeau ein Realismus der Lebensbeobachtung Hand in Hand. Überhaupt trägt die ganze Romandichtung unter dem zweiten Kaiserreich das Gepräge einer bloßen Unterhaltungslitteratur an der Stirn. Die billiger gewordenen Tagesblätter

mußten Tag für Tag dem erweiterten Leserkreis ein spannendes „Feuilleton“ bieten, wie man einem Gast die gewohnte Tasse Kaffe reicht, und verbrauchten daher eine Menge Stoff.*) Wahrer und unentwegter Idealismus ist gleichwohl bei einzelnen unmittelbaren Nachfolgern Sands vorwiegend. Wir stellen diese an die Spitze.

a) Daniel Stern, Saintine, Gozlan, E. Legouvé, Janin, Sandeau, Feuillet.

Sands Vorbild ermunterte die Gräfin Marie Catherine Sophie d'Agoult (1805—76), unter dem Namen Daniel Stern Erzählungen zu dichten. Wie Sand trennte sie sich von ihrem Gemahl, war eine Zeit lang Franz Liszts Geliebte**) und beschrieb das beiderseitige Verhältnis in dem stark idealisierten Roman „Nélida“ (1845). In diesem ist der Geliebte Guermann ein Talent, aber kein Charakter und überdies von teuflischem Stolz und Egoismus erfüllt. Mit Sand hat Daniel Stern auch die sozialistische Gesinnung gemeinsam („Lettres républicaines“, 1848, und „Histoire de la Révolution de 1848“, 1851, 2 Bände). Das wichtigste, was Daniel Stern hervorbrachte, sind indes die „Pensées, réflexions et maximes“ (1849, in zweiter Auflage Esquisses morales), das hervorragendste derartige Werk seit Larochefoucauld, sowie die ästhetischen Gespräche „Dante et Goethe“ (1866), in denen sie als Dictime mitspricht.

Mme Craven, Mme Louis Figuier, die arbeiterinnenfreundliche Louise Gagneur und Juliette Lambert, die als Mme Adam bekannte Herausgeberin der „Nouvelle Revue“, müssen hinter Sand und Stern weit zurückstehen.

Joseph Xavier Boniface, genannt Saintine (1798—1865), gab zur Zeit der romantischen Begeisterung eine Sammlung lyrischer Gedichte heraus, gesellte sich dann zu Scribe und schrieb unter dem Namen Xavier eine große Menge kleiner Lustspiele und Possen. Seine idyllische Novelle „La Picciola“ (1836) atmet die reine Gesinnung der Erzählungen Xavier de Maistres (vergl. Seite 238). Sie erzielte den Montyonschen Tugendpreis und nebstdem in Frankreich und außerhalb einen seltenen Erfolg.***)

Léon Gozlan (1803—66), ein Landsmann Mérys und Thiers', war Kaufmann, Aufsichtslehrer an einem Gymnasium und Buchhandlungsgehilfe,

---

*) W. Reymond, Études sur la littérature du second empire français, Berlin 1861. K. Hillebrand, Frankreich und die Franzosen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, 2. Auflage, Berlin 1874 u. a. m.

**) Diesem Herzensbund entsprangen drei Töchter, von denen eine an den bekannten Staatsmann Emile Olivier, eine andere an Hans von Bülow verheiratet wurde. Die letztere ist jetzt Richard Wagners Witwe. — Vergl. D. Stern, Mes Souvenirs, Paris 1877.

***) Andere Romane Saintines „Jonathan le Visionnaire“, „Le Mutilé“, „Antoine“, „Les Récits de la Tourelle“, „Les Métamorphoses de la femme“, „Seul!“ (eine Art Robinsonade) u. a. m.

ehe es ihm gelang, durch Aufsätze in liberalen Blättern bekannt zu werden. Seine Romane („Le Notaire de Chantilly“, 1836, „Le Médecin du Pecq“, 1839, „Aristide Froissard“ 1843 u. a.) dienen den gleichen sozialpolitischen Bestrebungen wie Sand und Stern, ohne durch die Charakterzeichnung hervorzuragen. Von Gozlans zahlreichen Bühnenstücken sind die Posse „Le Lion empaillé“ und der allerliebste Schwank „Dieu merci, le couvert est mis“! zu erwähnen. Seine Schreibart hat etwas weichliches und weibisches.

Ernest Wilfrid Legouvé, geboren am 15. Februar 1807, Sohn des Seite 228 genannten Dichters, scheint sich einerseits die Aufgabe gestellt zu haben, Sands ideale Bestrebungen weiter zu führen, anderseits aber die Zerrüttung des Familienlebens bekämpfen zu wollen. Der Roman „Édith de Falsen“ (1840) ist ganz im Geiste Sands geschrieben, die zahlreichen Bühnenstücke Legouvés steigen mehr zur Wirklichkeit hinab.*) Er ist seit 1855 Mitglied der Akademie und hat sich auch um die Vortragskunst Verdienste erworben (La Lecture en action, L'art de la Lecture, 1878).

Jules Janin (1804—74), aus Saint-Étienne, mäßigt sich etwas weniger. Sein erster Roman führt den bezeichnenden Titel „L'Ane mort et la femme guillotinée“ (1829); es folgen dann „La Confession“, „Barnave“, „Le Chemin de traverse“, „Les Catacombes“ (1839, 6 Bände), später „La Religieuse de Toulouse“ (1850). Bei seiner glücklichen Fruchtbarkeit konnte Janin nicht so sorgfältig beobachten, wie der langsame Balzac. Seine Schreibart ist einschmeichelnd und fließend. Als Bühnenkritiker hat Janin ein Menschenalter lang großen Einfluß besessen, da er seit 1830 die Montagsaufsätze der „Débats“ schrieb. Er verhalf in dieser Eigenschaft manchem aufstrebenden Künstler und Schriftsteller zur Geltung. Daher erwählte ihn die Akademie nach Sainte-Beuves Tod zum Mitglied (1870).**)

Als Janin in die Akademie eintrat, saß Jules Sandeau (1811 bis 1883), obwohl jünger als er, seit zwölf Jahren unter den vierzig „Unsterblichen“. Nach dem mit George Sand erzeugten weltschmerzlichen Roman „Rose et Blanche“ (1831, vergl. Seite 316) und anderen selbständig verfaßten Erzählungen warf sich Sandeau auf die humoristisch angehauchte

*) Mit Scribe schrieb Legouvé u. a. „Adrienne Lecouvreur“, „La Bataille de Dames“, „Les Contes de la Reine de Navarre“, „Les Doigts de Fée“. Seine Comédies et drames hat er selbst in zwei Bänden gesammelt, Paris 1888. — Legouvés öffentliche Vorlesungen „L'Histoire morale des femmes“ (1848), „La Femme en France au 19e siècle“, „Les Pères et les enfants au 19e siècle“, „La Science de la famille“, „Messieurs les Enfants“ (1868) wollten die Halbweltslitteratur bekämpfen. Von seinen Denkwürdigkeiten „Soixante ans de Souvenirs“ lagen 1888 vier Bände vor.

**) Vergl. A. Piédagnel, Jules Janin, Paris 1874, 3. Auflage 1883. — J. Janin entwickelte als Journalist, Übersetzer und Dichter eine ganz erstaunliche Viel-

Darstellung provinzialen Stilllebens.*) Mit „Le Docteur Herbeau" (1841) errang er den sein ersten Erfolg. „Melle de la Seiglière" stellte als Roman und als Drama (1844, bezw. 1851) den Gegensatz zwischen dem engbegrenzten Gedankenkreis der alten Emigranten und den Anschauungen der Neuzeit humoristisch dar. In der Folge verfaßte Sandeau teils allein, teils mit Augier mehrere Dramen, die jeweils an einen seiner Romane sich anschließen. Aus „L'Héritage" und „Sacs et Parchemins" (1850 und 1851) schöpften beide Freunde „La Pierre de touche" und „Le Gendre de M. Poirier". Sandeaus letztes Werk war der vaterländische Roman „Jean de Thommeray" (1873).

Octave Feuillet, geboren 11. August 1822 zu Saint-Lo in der Normandie, trat in die schriftstellerische Laufbahn mit Bühnenstücken und leichten Proverbes nach Mussets Vorbild ein, aber ohne in die Ausgelassenheit seines Vorbilds zu verfallen. Aus den letzten Jahren des Bürgerkönigtums stammen seine ersten Romane „Sous le marronnier des Tuileries", „Onesta", „Alice", sowie seine Lustspiele „Le Bourgeois de Rome" und "La Crise". Vornehme Feinheit und Geziertheit, echt weltmännische, nicht allzu drückende Moral und klare Charakterzeichnung machen Feuillet noch heute zum Lieblingsschriftsteller vornehmer Frauen.**) Die Novellen „La Clef d'or", „Le Village", „L'Ermitage" (1850—52) befestigten seine Beliebtheit. „Le Roman d'un jeune homme pauvre" (1858, Roman und Lustspiel) und „Histoire de Sibylle" (1862)***) ebneten ihm im Verein mit seinen Bühnenstücken („Péril en la demeure", „La Fée", „Dalila", „La Tentation" u. a.) den Weg in die Akademie, wo er 1862 Scribes Nachfolger wurde. Seitdem hat Feuillet den Lockungen der Ehebruchslitteratur nicht ganz widerstanden und sowohl seine Romane, als auch seine Lustspiele um einige Töne dunkler schattiert („Julia de Trécœur" 1871, dramatisiert zu „Le Sphinx", 1874, „Le Journal d'une femme" 1878, „L'Histoire d'une Parisienne" 1882). Man hat ihn nicht unpassend als einen Marivaux im modernen Gewand bezeichnet. Gegenwärtig

---

seitigkeit und Rührigkeit. Seine Theaterbesprechungen hat er als „Histoire de la littérature dramatique" gesammelt (1853 ff., 6 Bände), dazu noch „Critiques, portraits et caractères contemporains" (1859).

*) Andere Romane: „Madame de Sommerville" (1834), „Les Revenants" (1836), „Marianna" (1839), „Mademoiselle de Kérouare" (1841), ein Vorbote zu „Melle de la Seiglière" (1844). — Nach 1840 entstanden außer den oben zu nennenden „Fernand" (1844), „Catherine" (1845, Dorfidyll), „Valcreuse" (1846, aus der Zeit der Vendéekriege), „La Chasse au roman" (1849) u. a. m.

**) Vergl. C. Delay, Le roman contemporain en France, II. Octave Feuillet, Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur, Band III, 385 ff. E. Montégut, Octave Feuillet, Revue des deux Mondes, 1. Dezember 1858. — Feuillets Bühnenstücke sind gesammelt als „Scènes et Proverbes" und „Scènes et Comédies", Paris 1853 ff., 5 Bände.

***) Dieser Roman veranlaßte George Sands Erwiderung in „Melle de la Quintinie", da Sand mit der katholischen Tendenz der „Sibylle" unzufrieden war.

steht Feuillet mit Cherbuliez und Theuriet im Vordertreffen des sogenannten idealistischen Romans.

b) Bernard, Champfleury, Murger und die Feuilletonromane. (Paul de Kock, Sue, Féval u. a.)

Der schonungslosen Verve des Realisten Balzac kommt kein Romanschriftsteller zweiten oder dritten Ranges so nahe wie Charles de la Villette de Bernard (1804—54), ein überzeugter Legitimist aus Besançon. Mit einer gewissen Erbitterung, die kein Humor verwischt, hat Bernard die allgemeine Verderbtheit unter Louis-Philippe ans Licht gezogen. Seine Romane „Le Nœud Gordien“, „La Chasse aux amants“, „La femme de quarante ans“, „Le Gerfaut“, „Le Gentilhomme campagnard“ u. a. zeigen in Ton und Auffassung den Einfluß Balzacs.

Auch der fruchtbare Novellist Jules Fleury-Husson, genannt Champfleury, geboren 10. September 1821, hat etwas von Balzacs Schärfe der Beobachtung, wenn er kleinstädtische und bäuerliche Lächerlichkeit schildert. Sein bestes Werk ist nach Hugos Ansicht die Erzählung „Chien-Caillou“ (1847), nach den Realisten das kleinbürgerliche Sittenbild „Les Bourgeois de Molinchard“ (1854). Neben den Novellen hat er Studien zur Geschichte der Karikatur und zur Volkslitteratur in Frankreich geschrieben („De la littérature populaire en France“, 1861).

Henri Murger (1822—61), Sohn eines Pariser Concierge, ging vorzeitig an Entbehrungen zu Grunde. Er ist in den von Übermut und Witz überquellenden „Scènes de la Vie de Bohème“ (1848) der Kulturhistoriker des Künstler- und Studentenproletariats, welchem er angehörte, geworden. Auch „Le Pays latin“ (1852) und „Les Buveurs d'eau“ (1856) behandeln den gleichen Vorwurf. Die „Scènes de la Vie de Bohème“ hat Murger gemeinsam mit Barrière zu einem Lustspiel bearbeitet.

Paul de Kock (1794—1871) ist der allbekannte Vertreter der Unterhaltungslitteratur ohne künstlerische und sittliche Bestrebungen. Sohn eines während der Revolution hingerichteten holländischen Bankiers, kam Paul de Kock in die kaufmännische Lehre, ehe er eine abgeschlossene Schulbildung besaß. Sein Bühnentalent, seine Erfindungsgabe und sein angeborener Witz machten ihn bald zum Dramatiker und Romanschriftsteller für das Volk. Soviel Bände wie Dumas hat Paul de Kock zwar nicht hervorgebracht, auch hat er für seine Erzählungen aus dem Leben kleiner Leute das geschichtliche Gewand verschmäht; aber er ist noch heute der Liebling der Näherinnen, der Ladendiener und der portières, sofern diese nicht eine noch gepfeffertere Kost sich angewöhnt haben.

Eugène Sue (1804—1857, eigentlich Marie Joseph Sue) trat bald nach der Julirevolution mit einer Anzahl gewandt geschriebener Seeromane auf (Kernock le pirate, 1830; Atar-Gull, Plick et Plock, 1831; La Sa-

lamandre, 1832; La vigie de Koatven, La Coucaratcha, 1832—34). Seine Laufbahn als Schiffsarzt hatte ihn in den Stand gesetzt, seine Kunst der Beobachtung und Schilderung auf das Seewesen anzuwenden. Er ist der Vater der Seeromane. „Jean Cavalier" war sein erster Versuch auf dem Gebiete des historischen Romans (1840), „Mathilde" (1841) unternahm schon die Analyse der Leidenschaften und der sozialen Schäden unserer Zeit. Sues wunderbare Erfolge und die europäische Berühmtheit seines Namens beginnen erst mit dem Erscheinen der „Mystères de Paris" (1842, 10 Bände). Er entwickelt hier ein nicht gewöhnliches Talent, in die tiefsten Abgründe des Elends der Weltstadt hinabzusteigen und neben wahren Tugendspiegeln („Fleur de Marie") grauenhafte Verbrecher aller Klassen hinzustellen. Er sucht nebenbei die abgestumpften Sinne der sogenannten Gebildeten durch wollüstige Schilderung aller erdenklichen Scheußlichkeiten zu kitzeln, während er gleichzeitig die Fahne des leidenden und unterdrückten Arbeiters gegen die grausame Herrschaft des Kapitals entfaltet. Der Schauerroman „Le Juif errant" (1844—45, 10 Bände), noch unförmlicher als die „Mystères", that dem hergebrachten Abscheu der Freidenker und Demokraten vor den Jesuiten volles Genüge. „Martin, l'Enfant trouvé" (1847) und „Les sept péchés capitaux" (1847—1849) setzen wieder den Sozialismus in Szene; die „Mystères du peuple" (1848) fassen alles zusammen, was seit den Encyklopädisten bis auf die Februarrevolution gegen die bevorrechteten Klassen gesagt und geschrieben worden war. Sue hatte unbestreitbares Erfindungs- und Erzählungstalent; es gelang ihm nicht selten, poetische Szenen und Charaktere zu schaffen. Aber der Parteigeist vergiftete seine besten Entwürfe, sittliche Überzeugungen besaß er keine, und seine unermeßlichen Bedürfnisse zwangen ihn oft, seine Gedanken in einem Schwall von Phrasen zu ertränken, die er sich wie Dumas zeilenweise bezahlen ließ. Sue war der Krösus unter den Königen der Geldlitteratur. Auf seidenen Kissen ruhend und von orientalischem Luxus umgeben, schilderte er das Elend der Proletarier. Er ist der einzige Anhänger der sozialistischen Schule, der für Fouriers Träume vom „Phalanstère" bis zuletzt eintrat. Die Katastrophe vom Dezember 1851 machte Sues Herrlichkeit ein Ende. In der Verbannung zu Annecy in Savoyen hat er bis zum letzten Augenblick nicht aufgehört, für die sozialistische Republik und gegen den Cäsarismus zu kämpfen.

Frédéric Soulié (1800—47) aus Foix, zuerst Steuerbeamter, dann Besitzer einer Bauschreinerei, ging unter die romantischen Dramatiker („Roméo et Juliette", 1827), wurde Freund Dumas', Balzacs und Sues und suchte im Roman ihnen an Fruchtbarkeit und Erfindung gleichzukommen. „Les Mémoires du diable" (1837, 8 Bände) enthalten eine Menge haarsträubender Greuelthaten und Sensationsstoffe. „Il faut au public des astringents et des moxas pour réveiller ses sensations éteintes", meint der Verfasser in der Vorrede.

Paul Féval (1817—87), aus Rennes, spielte 1844 mit den elfbändigen „Mystères de Londres“ gegen Eugène Sues „Pariser Geheimnisse“ einen Trumpf aus. Nach einem kurzen Abstecher ins Gebiet der Politik während der Februarrevolution warf er sich mit rastlosem Fleiß auf die Anfertigung von Romanen, die ihm fast so leicht wie Dumas von der Hand ging und auch großen Reichtum eintrug („Le Bossu“ 1856). Um 1877 fand der vom Durchschnittspublikum hochgeschätzte Erzähler „auf den Trümmern des Osmanenreichs den Weg nach Damaskus“ und lebte in einem Kloster. In diesem Sinne schrieb er „Les Étapes d'une conversion“ (1877).

Ernest Feydeau (1821—73), zuerst lyrischer Dichter, dann Börsenspekulant mit archäologischen Liebhabereien („Histoire générale des usages funèbres et des sépultures des peuples anciens“, 1858, 3 Bände), bekam durch seinen Roman „Fanny“ (1850) mit der Polizei zu thun, blieb aber bei dieser schmutzigen Abart des Unterhaltungsromans. Paul de Kock ist fast ein Tugendheld im Vergleich zu Feydeau.

Um das Unterhaltungsblatt des „Petit Journal“ und anderer Soublätter zu füllen, haben die Vielschreiber Ponson du Terrail und Xavier de Montépin jeder etwa hundert Schauer- und Sensationsromane geschrieben. Montépin, 1824 geboren, ist noch in voller Thätigkeit. Émile Gaboriau (1835—73) hat den Verbrecher- und Polizeiroman mit großem Verkaufserfolg angebaut. Sein „Monsieur Lecocq“ (1869) ist ein unfehlbarer, unermüdlicher, alle Verbrechen ergründender Detective. Von anständigeren Vielschreibern wären noch zu nennen Élie Berthet, geboren 1815, der Feuilletonist des „Siècle“, dann der royalistisch gesinnte Amédée Achard (1814—75), ferner Alfred Assolant (1827—86), dessen „Scènes de la Vie des États-Unis“ (1858) keineswegs wertlos sind.

c) Humoristen: Toepffer, Reybaud, Tillier, Karr.

Rodolphe Toepffer (1799—1846), Leiter eine Lehranstalt in Genf, Sohn eines geschätzten Malers, führte sich in der Litteratur durch die anmutigen Skizzen „La Bibliothèque de mon oncle“ und „Le Presbytère“ (1832 und 1833, 2 Bände) vorteilhaft ein. Er durchstreifte gern mit seinen Zöglingen malerische Gegenden und gab in „Voyages en zigzags“ (1844) eine für die Jugend berechnete, von ihm selbst mit Handzeichnungen verzierte Beschreibung davon. Seine für Pariser Blätter geschriebenen „Nouvelles genevoises“ (1844 gesammelt, schon 1839 von Zschokke verdeutscht) beseelt ein harmloser Humor, welcher damals ungewohnt klang.

Die gleiche objektive Ruhe weiß der politisch-soziale Humorist Louis Reybaud (1799—1879) zu bewahren,*) wenn er die Schicksale des romantisch gesinnten Bürgersohns Jérôme Paturot schildert. Jérôme gehört zum

*) Reybaud war auch Redaktor der „Histoire scientifique et militaire de l'expédition d'Égypte“, Paris 1830 ff., 10 Bände.

Cénacle, giebt seine Lieder heraus, wird Saint-Simonist und sinkt durch des Geschickes Tücke nach und nach zum „Gründer", zum Leiter eines Revolverblättchens, zum Preßkosacken der Regierung und Verfasser von Verbrecherromanen herab, bis ihn sein Oheim, ein wackerer Strumpfwarenhändler, wieder in Gnaden aufnimmt und zum angesehenen Geschäftsmann, Bürgerwehroffizier, Abgeordneten u. s. f. erhebt. Dieses belustigende Buch „Jérôme Paturot à la recherche d'une position sociale" (1842, 3 Bände) geißelt ohne Bitterkeit und mit unnachahmlichem Gleichmut die bodenlose Mißwirtschaft unter Louis-Philippe; aber die Fortsetzung „Jérôme Paturot à la recherche de la meilleure des républiques" (1848, 4 Bände) ist ebenso minderwertig als Reybauds andere Romane.

Claude Tillier (1801—44), aus Clamecy, hat in „Mon oncle Benjamin" (1842) ein überaus anheimelndes, mitunter etwas unfeines Bild des Spießbürgerlebens in der Provinz zur guten alten Zeit entrollt. Seit L. Pfaus trefflicher Verdeutschung*) ist das Büchlein in Deutschland vielleicht geschätzter und bekannter, als im Vaterland des Verfassers.

Alphonse Karr, geboren 1808 zu München von französischen Eltern, zog wie Tillier das freie Schriftstellerleben dem mühseligen Lehrerberuf vor und erzählte in der Prosadichtung „Sous les Tilleuls" (1832), dann in „Le Chemin le plus court" (1836) sein eigenes Geschick in Liebe und Ehe. Nachdem er die Oberleitung des seit 1826 bestehenden „Figaro" übernommen hatte, erregte Karr mit seinen satirischen Monatsartikeln „Les Guêpes" großen Lärm (1839 ff.) und munterte zahlreiche Nachahmer auf, mutig ins Wespennest zu stechen. Daneben hatte dieser romantische Witzling eine solche Vorliebe für Blumen und Gärten („Voyage autour de mon jardin", „Promenades hors de mon jardin" u. a.), daß er unter Napoleon III. sich in Nizza als Blumenzüchter im großen niederließ und die Feder selten mehr gebrauchte. Seine Erinnerungen gab er als „Livre de bord" heraus (1879 ff., 4 Bände).

d) Souvestre, Erckmann-Chatrian, Marmier, Verne, P. J. Stahl.

Einen angenehmen Gegensatz zu diesen mehr oder minder blendenden Effektstücken bilden die Erzählungen aus dem Alltagsleben von Émile Souvestre (1806—1854). Sie setzen stets dem Luxus und dem Reichtum die Achtung vor ehrlicher, anspruchsloser Arbeit und die einfachen, gesunden und rechtschaffenen Empfindungen entgegen. Sie verfechten die Sache des Volkes und der Armen nicht durch Aufreizung, sondern indem sie die Gemüter erheben und das heilige Feuer der Menschlichkeit nähren. Die Liebe

*) Cl. Tillier, Mein Onkel Benjamin, übersetzt von L. Pfau, 2. Auflage, Stuttgart 1876, mit Lebensbild Tilliers. — Œuvres de Tillier p. p. Félix Pyat, Nevers 1846. Pyat (1810—89) gehörte zum Freundeskreis George Sands. Seine politisch satirischen Bühnenstücke („Diogène" 1846 u. a.) sind nicht unbedeutend. Später wurde Pyat revolutionärer Sozialist.

zur Bretagne, seiner Heimat, gab dem schlichten Souvestre seine ersten Erzählungen ein: Les derniers Bretons (1835—1837, 4 Bände). In rascher Folge kamen dann heraus L'Honneur et l'Argent (1839), Mémoires d'un sans-culotte bas-breton (1840), Le Mât de cocagne (1843), Les Réprouvés et les élus (1845), Confessions d'un ouvrier u. a. m. Aus 1851 stammt „Le Philosophe sous les toits". Dieses von der Akademie gekrönte Werk bringt das System des Verfassers zur Anschauung unter der Form des Tagebuchs eines rechtschaffenen jungen Mannes, „der mitten in dem Fieber der Veränderungslust und des Ehrgeizes, das unsere Gesellschaft quält, die Neigung zur Armut bewahrt hat". Auch die kleineren Erzählungen „Au Coin du feu" und „Sous la Tonnelle" wurden durch Preise ausgezeichnet. In diesen und den ähnlichen nach 1848 herausgegebenen Sammlungen „Récits de la Muse populaire", „Scènes et mœurs des Côtes" u. a. tritt der kleinbürgerlich moralisierende Zug ganz in den Vordergrund. Souvestre wollte in erster Linie ein Volks- und Familienschriftsteller sein.

Erckmann-Chatrian ist seit Erscheinen des Romans „L'illustre Docteur Matthéus" (1859) ein berühmter Name. Er gehört zwei engverbrüderten Schriftstellern, Émile Erckmann, geboren 1822 zu Pfalzburg, und Alexandre Chatrian, geboren 1826 in der Nähe desselben Städtchens, welche um 1848 in Paris ihre ersten elsässischen Dorfgeschichten herausgaben.*) Sands Erzählungen aus dem Berry waren die Vorbilder für die „Contes de la Montagne", für die „Contes populaires" und die „Contes des bords du Rhin" (1860—62). Für die meisten dieser Erzählungen aus dem elsässischen Volksleben giebt die große Zeit der Revolutionskämpfe und der Befreiungskriege einen höchst wirkungsvollen Hintergrund ab. Die fünf Romane „Madame Thérèse, ou les Volontaires de 92" (1863), „Histoire d'un Conscrit de 1813" (1864), „L'Invasion", „Waterloo" (1865), „Le Blocus" (1867) bieten ein packendes Bild jener Kriege, wie es in den beschränkten Anschauungen biederer Landleute und Kleinbürger lebte. Diese „Romans nationaux" treffen mit großem Glück den schlichten Volkston und lassen trotz des echt vaterländischen Geistes die Kehrseite der Gloire stark hervortreten, den unersättlichen Ehrgeiz Napoleons, die Leiden der Soldaten und den Jammer der Familien. Aus der Zeit vor 1870 sind noch zu nennen „Maître Daniel Kock", „Le fou Yégof" (1862), „Confidences d'un joueur de clarinette" (1863), „Histoire d'un homme du peuple (1865), „La Maison forestière" (1866) und vor allem das meisterhafte Idyll „L'ami Fritz" (1864), welches auch auf der Bühne wohlverdienten Erfolg hatte (1876). Gegen Ende des Kaiserreichs erzählte

*) E. Ray, Erckmann-Chatrian, Basel 1884. — Erckmann-Chatrians Werke, wurden von L. Pfau übersetzt, Stuttgart 1882 ff., 12 Bände, mit Einleitung. Einzelne Erzählungen sind mehrfach in Deutschland zum Schulgebrauch herausgegeben.

Erckmann-Chatrian in „Histoire d'un paysan" die Hauptereignisse von der Eröffnung der Ständeversammlung von 1789 bis zu Bonapartes Ende (1868 ff., 4 Bände). Seit dem Jahr 1870 macht sich ein ungemütlicher, aber wohl zu entschuldigender Chauvinismus in den neuen Werken Erckmann-Chatrians breit („Histoire du Plébiscite", 1872, „Le Brigadier Frédéric", 1874, „Le Grand-père Lebigre"), ohne den eigenen Reiz der Erzählung und den kräftigen Erdgeruch zu vertilgen. Durch das Drama „Les Rantzau" (1882) ist „L'ami Fritz" nahezu in Schatten gestellt worden. Als Vorbild diente wohl Kotzebues „Die Versöhnung, oder Bruderzwist".

Der Reiseroman und die belehrende Erzählung kleiden sich bei den Franzosen stets in humoristisches Gewand, selbst wenn es sich um Jugendschriften handelt. Zu den bekanntesten Vertretern dieser Gattung gehört der Seite 303 genannte Laboulaye mit seinem trefflich gelungenen „Paris en Amérique" (1863).

Xavier Marmier, geboren 24. Juni 1809 zu Pontarlier an der Schweizergrenze, ein formgewandter Goethe- und Schillerübersetzer,*) brachte aus seinen weiten Reisen durch Nordeuropa, Asien, Algier und Amerika reiches Material für gelehrte Arbeiten („Histoire de l'Islande", 1838, „Histoire de la littérature en Danemark et en Suède", 1839) und für fesselnde Reiseerzählungen mit. Seine berühmtesten Novellen sind „Les fiancés du Spitzberg" (1858), „Gazida" (1860), „Les Drames du cœur" (1868) und „Voyage pittoresque en Allemagne" (1858 und 1859, 2 Bände).

Jules Verne aus Nantes, geboren 1828, studierte Rechtswissenschaft, wurde dann Theatersekretär und schließlich Börsenmakler in Paris, ehe er auf den Gedanken kam, die unglaublichen Fortschritte der Naturwissenschaften und der neuesten Technik durch phantastische, spannende Erzählungen der Jugend und dem Volke zugänglich zu machen (1863). Seit dem Erfolg seines ersten Romans „Cinq Semaines en ballon" sendet Verne alljährlich mit verlockendem Titel einen neuen Band der „Voyages imaginaires" hinaus, welcher mitunter von der Akademie preisgekrönt wird, oder als Spektakel- und Ausstattungsstück die großen Kinder im Theaterraum ebenso in Spannung versetzt, wie die jugendlichen Leser der von Verne geleiteten Zeitschrift „Magasin d'éducation et de récréation". Die Theaterkassen in Paris und anderwärts werden „Les Enfants du capitaine Grant", „Le Tour du monde en 80 jours", „Michel Strogoff", „Mathias Sandorf" und andere Schaustücke Vernes jahrelang in gesegnetem Andenken bewahren.**)

---

*) Marmier schrieb u. a. „Études sur Goethe", Paris 1835, worauf 1848 das „Théâtre de Goethe" und 1855 das „Théâtre de Schiller" folgten. Hoffmanns Erzählungen hatte er als „Contes fantastiques" 1837 übertragen.

**) Außer diesen sind in zahlreichen Auflagen seit 1864 erschienen: „Voyage au Centre de la terre", „De la terre à la lune", „Aventures du Capitaine Hatteras",

Vernes Freund, P.-J. Stahl (Schriftstellername des Verlagsbuchhändlers Pierre-Jules Hetzel in Paris), Mitbegründer des „Magasin d'éducation et de récréation", versuchte sich 1842 mit der Erzählung „Le Diable à Paris". Er stand in freundschaftlichen Beziehungen zu George Sand und Musset und schrieb mit letzterem „Le Voyage où il vous plaira". Seine satirischen Skizzen „Bêtes et gens" bilden den Ausgangspunkt einer Anzahl kurzer, einfacher, moralischer Erzählungen, bei denen das Salz des Humors nicht mangelt.

II. Das Drama.

Das moderne Drama schöpft sein Lebensblut aus der Gegenwart und ihren mannigfachen Fragen. Ohne historisches Gewand und ohne äußeres Beiwerk wird irgend ein Stück aus dem uralten Kampf zwischen Neigung und Pflicht, zwischen der unwiderstehlichen Leidenschaft und den gesellschaftlichen Satzungen ans Licht gezogen. Paris, der ewig brodelnde Hexenkessel, ist meistens der Schauplatz, der Ehebruch mit allen daraus folgenden Verwickelungen häufig das Leitmotiv der neueren Bühnenstücke.

Wer aus den Dramen Dumas' und Sardous, oder aus neueren Lustspielen, oder gar aus den Erzählungen der Romandichter ein allgemein giltiges Urteil über die Sittenzustände im neueren Frankreich herleiten wollte, der bekäme vom französischen Volke ein unrichtiges Bild. Die große Masse der Bevölkerung, namentlich der Mittelstand, ist ebenso ehrenwert, ebenso arbeitsam und ebenso sittlich als anderswo. Nur drängen sich die verdorbenen Elemente, die Abenteurer und Glücksritter derart in den Vordergrund des Lebens der internationalen Weltstadt Paris, daß man von der Oberfläche voreilig auf das Ganze zu schließen pflegt. Die Litteratur, vor allem die dramatische, mußte das Treiben dieser gemischten Gesellschaft wiederspiegeln, wie die Wasserfläche eines Sumpfes den am Rand wachsenden Schierling.*)

„Vingt mille lieues sous les mers", „Une ville flottante", „Les Aventures de trois Russes et de trois Anglais", „Les grands Navigateurs du 18e siècle", „Le Pays des fourrures", „Le Docteur Ox", „Les 500 Millions de la Begum", „Les Tribulations d'un Chinois en Chine", „La Maison à vapeur", „La Jangada", „L'École des Robinsons", „Le Rayon vert", „Kéraban le Têtu", „L'Étoile du Sud", „L'Archipel en feu", „Un Billet de loterie", „Robur le Conquérant", „Nord contre Sud", „Le Chemin de France", „Famille Sans Nom", „Deux Ans de vacances".

*) Vergl. Karl Hillebrand, Frankreich und die Franzosen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, 2. Auflage Berlin, Rob. Oppenheim, 1874. — Über das Drama seit Augier vergl. J. Sarrazin, Das moderne Drama der Franzosen in seinen Hauptvertretern, Stuttgart 1888, mit den Inhaltsangaben aller wichtigeren Stücke.

Wie der Romandichter, so erblickt auch der Dramatiker in der lebenerfüllten Darstellung einzelner Vorkommnisse des neuzeitigen Lebens eine sittliche Mission. „Le poète a charge d'âmes". Mancher vergißt dabei den Sinnenkitzel nicht, um des äußeren Erfolgs zum voraus sicher zu sein.

---

1. Scribe. — Ponsard und die École du bon sens.

Mit Scribe muß eine Darstellung des zeitgenössischen Dramas anheben, weil seine Stücke trotz ihrer Oberflächlichkeit als Vorbild dramatischen Handwerksgebrauchs anzusehen sind.

Eugène Scribe (1791—1861), Sohn eines Kurzwarenhändlers in Paris, begann noch unter Napoleon Schwänke und Vaudevilles zu schreiben, konnte aber erst nach dem Sturze des Soldatenkaisers durchdringen. In „Une Nuit de la garde nationale" verstand er es, wie Béranger die Bilder vergangenen Ruhmes wachzurufen. Er hielt sich nach diesem ersten Erfolg an die militärischen Stücke. Von 1815 bis 1830 beherrschte Scribe das Vaudeville- und das Variétéstheater, von 1820 ab war er durch Vertrag an das neugegründete „Gymnase" gebunden, gegen 1830 drang er in das Théâtre français ein. Die Zahl seiner mannigfaltigen Stücke zählt nach Hunderten, diejenige seiner schriftstellerischen Handlanger nach Dutzenden (Delavigne, E. Legouvé, Varner, Bayard, Poirson, Melesville-Duveyrier, Lockroy, Dupin, Carmouche, Clairville, Brazier, Masson, Lemoine u. a.), da er bald der Nachfrage nach neuen Stücken nicht mehr genügte. Für Auber, Meyerbeer, Rossini, Boïeldieu, Halévy, Donizetti schrieb Scribe zahlreiche Operntexte: „La Dame blanche", „Fra Diavolo", „Haydée", „La Muette de Portici", „Robert le Diable", „La Juive", „Les Huguenots", „Le Prophète". Zu Scribes bekanntesten Rührstücken zählt man „Michel et Christine", „L'Héritière", „Avant, Pendant et Après", „Valérie", „Un mariage d'inclination", „Une faute", „Simple Histoire", „Le Mariage de raison". Aus den unter dem Bürgerkönigtum beliebten satirischen Bildern und geschichtlichen Lustspielen sind zu nennen: „Mariage d'Argent", „Bertrand et Raton", „L'Ambitieux", „La Camaraderie", „La Calomnie", „Le Verre d'eau", spätere Stücke sind z. B. „Le Puff", „Adrienne Lecouvreur".

Scribe streift nur den Ernst des Lebens und die zu geißelnden Schäden, ohne wie Augier die Wunden bloszulegen. Er will nicht belehren und bessern, sondern unterhalten. Darum darf man bei diesem Manne des klingenden Realismus keine abgerundete Charakterzeichnung erwarten. Die Helden verwandeln sich je nach Bedürfnis der Handlung, und die Handlung verwickelt sich je nach der Zahl der zu liefernden Akte. Denn Scribe stellt seinen dramatischen Scharfblick und seine Kunstfertigkeit ganz in

den Dienst de S. M. le Public.*) Auf diesem Weg ist er ein berühmter Mann, Académicien (seit 1836) und Millionär geworden. Über dem Eingang seines Landsitzes waren die dankbaren Worte zu lesen:

„Le théâtre a payé cet asile champêtre;
Vous qui passez, merci! je vous le dois peut-être!“

Nach dem Mißerfolg von Hugos „Burgraves“ (1843) wurde der Versuch gemacht, zur klassischen Tragödie zurückzukehren. Diese Reaktion gegen die romantischen Ausschreitungen sollte jedoch zum bürgerlichen Drama und zum sozialen Schauspiel unserer Zeit führen. Selbst die hochbegabte Darstellerin Rachel (1820—1858) konnte die Heldinnen Corneilles und Racines durch ihr unübertreffliches Spiel nur zu kurzem Leben wieder auferwecken. Die bis in unsere Tage hinein sich erstreckenden Versuche, geschichtliche Tragödien neu zu schaffen, haben zu keinem Ziel geführt, weil die Gattung sich überlebt hat, und das neuere Drama eine dem Leben abgelauschte Vermischung tragischer und komischer Züge enthalten muß.

François Ponsard aus Vienne (1814—1867) hieß der Retter aus dem romantischen Wirrwarr.*) Durch seine mittelmäßige, aber mit absichtlich übertriebenem Beifall aufgenommene Römertragödie „Lucrèce“ (1843) begründete er die nüchterne École du bon sens, welche wie die romantische Schule den Grundsatz „l'art pour l'art“ aufrecht hielt. Im Anschluß an die Romantik schöpfte Ponsard aus der einheimischen Geschichte die zwei Tragödien „Agnès de Méranie“ (1846) und „Charlotte Corday“ (1850), um schließlich der spekulierenden Mitwelt den Spiegel vorzuhalten: „L'Honneur et l'Argent“ (1854) und „La Bourse“ (1856) könnten, wenn die glatten Alexandriner und die wenig ausgeprägten Charaktere nicht wären, den satirischen Sittendramen zugezählt werden.

---

*) Alex. Dumas fils giebt von Scribe eine boshafte Charakteristik: „Prestidigitateur de première force, joueur de gobelets merveilleux, il vous montrait une situation comme une muscade, vous la faisait passer, tantôt rire, tantôt larme, tantôt terreur, tantôt chien, tantôt chat, sous deux, trois ou cinq actes, et vous la retrouviez dans le dénoûment. C'était bien la même, il n'y avait rien à dire. La prose dont il accompagnait ces tours de passe-passe avait mission d'égarer, de dépister l'auditoire et de gagner du temps jusqu'à l'effet promis, le moment où la muscade devient boulet de 48 et rentre tout de même dans le gobelet; c'était, passez-moi ce mot de place publique, un *boniment* de faiseur de tours. La séance finie, les bougies éteintes, les muscades remises dans le sac à malice, les gobelets rentrés les uns dans les autres, le chien et le chat couchés, l'intonation morte, le lazzi envolé, il ne restait dans l'esprit et dans l'âme du spectateur ni une idée, ni une réflexion, ni un enthousiasme, ni une espérance, ni un remords, ni l'agitation, ni le bien-être. On avait regardé, on avait écouté, on avait été intrigué, on avait ri, on avait pleuré, on avait passé la soirée, on s'était amusé, ce qui est beaucoup; on n'avait rien appris.“ (Vorrede zum „Père prodigue“). — Über Scribe vergl. das Schriftchen seines Mitarbeiters Legouvé. Scribes Œuvres complètes, Paris 1874 ff, 75 Bände.

*) J. Janin, François Ponsard, Paris 1872. G. Brandes, a. a. O. 405 ff. Ponsards Œuvres complètes erschienen zuletzt Paris 1876 in 3 Bänden.

Namhafte Vertreter hat die École du bon sens nur wenige aufzuweisen. Ponsards einziger begabter Schüler Augier löste sich frühzeitig los. Doch kann Mme de Girardin noch dieser Schule zugezählt werden.

Delphine Gay (1805—1855), Tochter einer geschätzten Schriftstellerin und eines französischen Beamten in Aachen, erhielt mit siebzehn Jahren von der Akademie für eine eingereichte Dichtung den Preis, ließ mit zwanzig Jahren einen Band Essais poétiques erscheinen (1824), auf welchen 1826 ein zweiter folgte, und wurde von den Romantikern, die sich auch an ihrer Schönheit und Anmut berauschten, als lyrische Muse auf den Schild gehoben. Sie heiratete 1831 den Schriftsteller Émile de Girardin und schrieb in seiner Zeitung „La Presse“ die Lettres parisiennes. Durch Rachels Erfolge begeistert, dichtete sie die zwei Trauerspiele „Judith“ (1843) und „Cléopâtre“ (1847), versuchte sich mit „Lady Tartuffe“ (1853) im Charakterlustspiel und gab mehrere kleinere Stücke z. B. „La Joie fait peur“ (1854) heraus.

---

2. Das moderne Sittendrama.

Augier, Dumas, Sardou, Pailleron.

a) Augier.

Émile Augier, geboren zu Valence am 17. September 1820, hatte sich nach dem Zusammenbruch des romantischen Dramas mit Hingabe der „École du bon sens“ angeschlossen und mit dem attischen Lustspiel „La Ciguë“ (1844) seine ersten Lorbeeren erworben.*) Augier schwankte lange zwischen verschiedenen Einflüssen hin und her: bald bewegten sich seine Stücke im alten Attika („La Ciguë“ und „Le joueur de Flûte“), bald wetteiferte er mit dem romantischen Drama („L'aventurière“ und „Diane“), um zwischen hinein an Molièreschen Charakterstücken sich zu versuchen („Un homme de bien“, „Philiberte“) und so der Gegenwart näher zu treten. Mit Musset zusammen dichtete er das anmutige Proverbe „L'habit vert“ (1849); aus Romanen seines älteren Freundes Jules Sandeau entnahm er den Vorwurf zu „La Pierre de touche“ (1853) und zu dem satirischen Lustspiel „Le Gendre de Monsieur Poirier“ (1854).

Die günstige Aufnahme des letztgenannten Stückes, welches manche Züge mit Molières „Bourgeois-Gentilhomme“ gemeinsam hat, ermutigte den jungen Dichter zu größerer Kühnheit. Von nun ab wird er zum satirischen Sittenrichter. Er verteidigt das Heiligtum der Familie und der Ehe gegen die Übergriffe der reuig büßenden Buhlerin und legt die Hand an die offenen Wunden der modernen Gesellschaft. Hatte sein tugendhaftes Rührstück

---

*) Über Augier vergl. P. Lindau, Aus dem litterarischen Frankreich, Seite 82 ff. E. Montégut, Esquisses dramatiques. I. Émile Augier, Revue des deux Mondes, 1. April 1878. J. Sarrazin, a. a. O. Seite 55 ff. — Sein Théâtre complet erschien Paris 1877 ff. in 6 Bänden.

„Gabrielle“ (1849), welchem später der Montyonpreis verliehen wurde, die Poesie des häuslichen Herdes verfochten („O père de famille! ô poète, je t'aime!“), so zeigte „Le Mariage d'Olympe“ (1855) die Unmöglichkeit der sittlichen Wiedererhebung eines gesunkenen Weibes.

Die Buhlerin Olympe hat einen jungen Grafen geheiratet, nachdem sie mit ihrer Vergangenheit gänzlich gebrochen hat. Sie sucht in den hochachtbaren Familienkreis ihres Gatten sich einzudrängen, fühlt sich aber bald enttäuscht, da sie unter Edeldenkenden sich nicht zurechtfindet. Ein Besuch ihrer Mutter ruft die Sehnsucht nach dem alten ungebundenen Leben in Paris wach, — la nostalgie de la boue, — und ein Diamantschmuck besiegt die neuerworbene Tugend der Gräfin Puygiron. Olympe wird entlarvt und ist bereit, gegen eine hohe Abfindungssumme das Haus zu verlassen. Sie besteht aber darauf, den makellosen Namen Puygiron zu behalten, und droht mit schamlosem Cynismus, das reine Herzensleben Genevièves in den Schmutz zu ziehen. Da greift der alte Marquis zur Selbsthilfe und schießt die Räuberin der Familienehre nieder, um dann die zweite Pistole gegen sich zu richten mit den Worten „Dieu me jugera“. Dieser brutale, aber sittlich gerechtfertigte Schluß machte peinliches Aufsehen. Gleichwohl hat der Pistolenschuß des „Mariage d'Olympe“ zur Klärung der durch den Gefühlsdusel der „Kameliendame“ verwirrten Sittlichkeitsbegriffe sehr beigetragen. Zwei Jahre darauf wurde Augier, obwohl erst sechsunddreißig Jahre alt, zum Mitglied der Akademie gewählt (1857).

Der Höhepunkt von Augiers dramatischer Kraft fällt in die Zeit von 1858—62. Gegen die Konvenienz- und Vernunftehe, bei welcher das Herz nicht mitspricht, wenden sich die Sittenbilder „Les Lionnes pauvres“ und „Beau Mariage“ (1858—59). Letzteres kann, wie auch „Jeunesse“ (1858), den Rührstücken mit herkömmlicher Lösung angereiht werden, während „Les Lionnes pauvres“ als getreues Spiegelbild der verderblichen Genußsucht in Pariser Bürgerkreisen zum „Mariage d'Olympe“ ein Gegenstück bildet. Frau Seraphine Pommeau, die prunksüchtige lionne,*) sucht im Ehebruch die Geldmittel für einen übertriebenen Luxus, der ihrem bejahrten, ehrenwerten Gatten lange nicht auffällt. Sie werden ihr von dem vielbeschäftigten Anwalt Léon gewährt, dem Gemahl von Pommeaus Mündel, bis ein Hut für 150 Franken und ein verfallener Wechsel von zehntausend zuerst Léons Frau, hierauf dem alten Pommeau die Augen öffnen. Vernichtet eilt dieser aus dem behaglichen Hause, welches mit der Schande seiner Frau

*) Die Erklärung findet sich im Stücke selbst: „Qu'est-ce qu'une lionne dans cet argot qu'on nomme le langage du monde? Une femme à la mode, n'est-ce pas? c'est-à-dire un de ces dandys femelles qu'on rencontre invariablement où il est de bon ton de se montrer, aux courses, au bois de Boulogne, aux premières représentations, partout enfin où les sots tâchent de persuader qu'ils ont trop d'argent aux envieux qui n'en ont pas assez. . . . Ajoute une pointe d'excentricité, tu as la lionne: supprime la fortune, tu as la lionne pauvre.“ (II, 1.)

bezahlt ward, und flüchtet zu Therese und Léon, ohne die Schuld des letzteren zu ahnen. Als diese ihm kund wird, verbietet er dem Verführer, seinen Frevel durch den Tod zu sühnen; denn um seiner Familie willen muß Léon die Last seiner Gewissensbisse durchs Leben schleppen. Während Pommeau wie bewußtlos durch die Straßen von Paris wankt, sitzt die herzlose Seraphine mit einem neuen Kleid im Theater. Die ferneren Stufen ihres Sinkens werden vorausgesagt, aber nicht leibhaftig vorgeführt.

Die allgemeine Genußsucht des zweiten Empire trieb noch andere Blüten. Nach dem Ehebruch stellt Augier den Börsenschwindel und seinen verderblichen Einfluß auf Gesellschaft und Presse an den Pranger. „Ceinture dorée“ (1855) schildert den Fluch der durch tripotage erworbenen Millionen. In „Les Effrontés“ (1861) wird der schwindelhafte Gründer Vernouillet, der das Strafgesetz gestreift und nur einen sittlichen, keinen bürgerlichen Makel davongetragen hat, Eigentümer der einflußreichen Zeitung „La Conscience publique“. Vernouillet gewinnt für die Leitung seines Blattes den gewissenlosen Preßkosacken Giboyer, une plume endiablée, cynique, virulente, qui crache et éclabousse; un gars qui larderait son propre père d'épigrammes moyennant une modique rétribution, et le mangerait à la croque au sel pour cinq francs de plus.

Der Federheld Giboyer war in „Les Effrontés“ nur bezahltes, blindes Werkzeug fremder Ränke und Spekulationen tritt. Er tritt in der Fortsetzung „Le fils de Giboyer“ mit eigenem, vorgeschriebenem Lebenszweck auf (1862). Hier führt Augier nicht allein gegen Börsenjobber und Zeitungsschwindler seine Streiche, sondern gegen politische Parteien, die in der Wahl der Mittel allzu weitherzig sind. Giboyer hat seinem Sohn eine gründliche und gelehrte Ausbildung geben lassen, ohne als Vater hervorzutreten. Er will ihm auch die litterarische Laufbahn eröffnen durch ein Werk, in welchem seine ausgereifte Lebens- und Weltanschauung niedergelegt ist, und welches den Namen des vergötterten Sohnes tragen soll. Durch Ausnützen politischer Eitelkeit gelingt es auch Giboyer, ihm auf krummen Wegen zu Stellung und Ansehen zu verhelfen. Er selbst zählt sich zu den geopferten Anstürmern gegen die Bollwerke der Gesellschaft; aber über seinem Leibe hinweg soll der Sohn auf die Bresche steigen und ins Innere eindringen. Giboyers väterliche Selbstlosigkeit findet ihren Lohn, da sein Max von einer Adoption durch den Marquis d'Auberive nichts wissen will und als Sohn des grundsatzlosen Lohnschreibers sich bekennt.

Mit diesen beiden Stücken hat Augier sprichwörtliche Typen geschaffen, wie Molière und Beaumarchais. Einer Steigerung war seine satirische Darstellungskraft kaum mehr fähig. „La Contagion“ (1866) und „Lions et Renards“ (1869) beschäftigen sich noch mit der angefaulten Börsen- und Schwindlerwelt und ihrem entsittlichenden Einfluß. In dem vaterländischen Stück „Jean de Thommeray“ (1873) treibt ein Mitglied der jeunesse dorée selbst während der Pariser Belagerung mit Lebensmitteln eine frevel-

hafte Spekulation. Doch wird von gesunden Naturen die Ansteckung schließlich überwunden, weil sie nur auf der Haut haftet. Der junge Bretone Jean de Thommeray gewinnt den verlorenen sittlichen Halt durch soldatische Pflichterfüllung wieder.*)

Zum Familiendrama gehören außer dem Jugendwerke „Un homme de bien" (1845) die meisten späteren Erzeugnisse Augiers. „Maître Guérin" (1864) gemahnt an Scribe und seine Alltagsmoral. „Paul Forestier" (1868), ein mächtig packendes und leidenschaftlich erörtertes Stück, zeigt das haltlose Schwanken eines jungen Künstlers zwischen den Pflichten gegen Vater und Gattin und der wiederauflodernden Liebe zur verlassenen Geliebten. „Madame Caverlet" (1876) behandelt die auf der Tagesordnung stehende Ehescheidungsfrage, „Les Fourchambault" (1878) die schwerwiegende Streitfrage über Schicksal und Zukunft unrechtmäßiger Kinder. Daß jene Enterbten häufig zu tüchtigeren Menschen heranwachsen, als die in Üppigkeit erzogenen Kinder einer Geldheirat, zeigte Augier in dem durch die rauhe Schule des Lebens gestählten Bernard, welcher schließlich den Verführer seiner Mutter vor Schande und Verarmung rettet.

Sittlicher Ernst, nerviger Schwung, geschickter Aufbau der Handlung und fließende Sprache in Versen und Prosa zeichnen die Dramen Augiers aus. Mit Wahrheitsmut rückt er den konventionellen Lügen zu Leibe; das feine Lächeln der Ironie versöhnt uns aber mit dem herben Ton.

b) Dumas fils.

Alexandre Dumas der jüngere, geboren zu Paris am 27. Juli 1824, wurde nach vollendeten Gymnasialstudien der lockere Gefährte seines Vaters, des fruchtbaren Romanschriftstellers gleichen Namens.**) In seinem Schauspiel „Un Père prodigue" (1859) hat Dumas fils dieses Verhältnis lebendig dargestellt. Um seine rasch anwachsenden Schulden zu bezahlen, schrieb er 1846 die sechsbändigen „Aventures de quatre femmes et d'un perroquet", sodann 1848 nach eigenen Erlebnissen den Pariser Roman „La Dame aux Camélias" (2 Bände), auf welche innerhalb der nächsten vier Jahre eine stattliche Reihe anderer folgten. Der Sohn schien mit seinem Vater in schriftstellerischer Fruchtbarkeit zu wetteifern.***) Bald faßte er den Plan, ebenfalls seine Romane für die Bühne zu bearbeiten, und nahm 1849 die „Dame aux

---

*) „Jean de Thommeray" ist aus einem Roman Sandeaus geschöpft, wie „Le gendre de M. Poirier" und „La pierre de touche". Vergl. Seite 321.

**) Vergl. Cartault, Le Théâtre contemporain. M. Alexandre Dumas fils, Revue politique et littéraire, 1882, No. 21. — Sein Théâtre complet erschien Paris 1868 ff. in 6 Bänden, 11. Auflage 1884.

***) Die Romane aus den Jahren 1848 und 1849, welche die Schulden Dumas' zahlen mußten, heißen „Le Roman d'une femme", „Césarine", „La Dame aux Camélias", „Le Docteur Servans", „Antonine". Aus dem Jahr 1850 stammen „Trois hommes forts" und „Tristan le Roux", aus dem folgenden „La Dame aux Perles" und „Diane de Lys". Damals entstanden die meisten Romane Dumas', nämlich außer

Camélias" in Angriff. Innerhalb acht Tagen fertigte er daraus das gleichnamige Drama, welches eine verklärte Halbweltsdame zum Gegenstand dichterischer Behandlung machte.*)

Die Kameliendame Marguerite Gauthier liebt aus tiefstem Herzen einen jungen Studenten und verbringt mit ihm die Sommermonate fern von den fieberhaften Aufregungen von Paris. Das Idyll wird zuerst durch Geldverlegenheiten, hierauf durch Armands Vater gestört. Um der Zukunft Armands und um der tiefbekümmerten Familie willen läßt Marguerite sich bereden, Untreue zu heucheln und dem Verirrten die Freiheit wiederzugeben. Später erträgt sie gelassen die ganze Verachtung Armands aus Rücksicht für seinen Vater. Für diese Selbstverleugnung will Dumas das gefallene Mädchen belohnen. Sie siecht langsam an der Schwindsucht dahin. Armand, welchem inzwischen der Vater die volle Wahrheit erzählt hat, eilt zur Totkranken und versüßt ihr die letzten Augenblicke: „Dors en paix, Marguerite, il te sera beaucoup pardonné parce que tu as beaucoup aimé". Das Drama erregte großes Aufsehen und gab das Zeichen zu einer Verklärung in Versen und Prosa der seit „Manon Lescaut" und „Marion Delorme" litteraturfähig gewordenen büßenden Magdalenen. Dieser falschen Sentimentalität machte Augiers „Mariage d'Olympe" (siehe Seite 332) ein Ende.**)

Der lohnende Erfolg der Kameliendame veranlaßte den Dichter, auch „Diane de Lys" dramatisch zu bearbeiten (1853). Aber erst „Le Demi-monde" (1855) machte ihn Augier ebenbürtig. Hier trat Dumas dem Ewigweiblichen mit einer Rücksichtslosigkeit und Feindseligkeit entgegen, die späterhin sich noch steigerte. Da alle großen Leidenschaften und großen Charaktere bereits dramatisch behandelt waren, so nahm er sich jenes fragwürdige Stück Pariser Welt zum Vorwurf, das seinem Dichterauge als ein bestrickendes und die besten Kräfte des jungen Geschlechts verschlingendes Ungeheuer erschien.***) Das vielgestaltige Trachten und Treiben hat er nicht bloß in „Le Demi-monde", sondern in „L'ami des femmes" (1864), „Princesse Georges" (1871), „La Femme de Claude" (1873) und „L'Étrangère" (1876) mit dichterischer Kraft, scharfer Lebensbeobachtung und eindringender Charakteristik vergegenwärtigt. Das gemeingefährliche Weib

---

den bereits genannten noch „Sophie Printemps", „La Vie à vingt ans", „Le Régent Mustel" rc. „L'Affaire Clémenceau" wurde erst 1864 vollendet.

*) Das Stück wurde 1849 vor der Aufführung von der Zensur verboten, 1852 gestattet und mit großem Erfolg aufgeführt, dann wieder verboten und wieder freigelassen.

**) „La turlutaine de notre temps," heißt es daselbst I, 1, „c'est la réhabilitation de la femme perdue . . . déchue, comme on dit; nos poètes, nos romanciers, nos dramaturges remplissent les jeunes têtes d'idées fiévreuses de rédemption par l'amour, de virginité de l'âme (hiermit ist auf Victor Hugo direkt angespielt) et autres paradoxes de philosophie transcendante, que ces demoiselles exploitent habilement pour devenir dames, et grandes dames."

***) Vergl die mit genialer Kraft geschriebene, patriotisch angehauchte Vorrede zu „La Femme de Claude".

erscheint bald als geldgieriger Vampyr, bald als Spionin im Dienste des Auslands, bald als racheerfüllte Intrigantin oder als eine zu zähmende Widerspenstige, welche den Lebenswandel des Gatten auf dem Gewissen hat. „J'ai déshabillé la femme en public“, ruft Dumas jubelnd in einer Vorrede. Aber es fehlt uns bei ihm der Glaube an den sittlichen Ernst, weil sein Lachen schadenfroh klingt, und seinen Mahnungen der Ton wahrer Überzeugung fehlt.

Abgesehen von „La Question d'argent“ (1857), worin nach Ponsards und Augiers Vorgang ein Börsenmann mit geringer Bildung und weitem Gewissen zur Darstellung gelangt, können die späteren Stücke aus dem Théâtre complet dem Familiendrama zugezählt werden. „Le fils naturel“ (1858) erörtert die Rechtsverhältnisse unehelicher Kinder. Jacques, der Sohn der Näherin Clara Vignot, hat dank dem mütterlichen Ehrgeiz und einer unverhofften Erbschaft eine derartige Erziehung und Stellung erlangt, daß er den ihm fünfundzwanzig Jahre lang vorenthaltenen Namen Sternay zurückweisen kann, als er ihm von seinem selbstsüchtigen Vater in eigennütziger Absicht angeboten wird. Durch eigene Kraft hat er sich seinen Weg gebahnt, er bedarf jetzt keines anderen Namens. Er wirbt kühn um Hermine, welche seine Neigung erwidert und deshalb von den stolzen Verwandten, vor allem von seinem eigenen Vater entfernt worden ist, und rächt sich an dem alten Egoisten durch Überreichung eines Adelsbriefs, den er vom Kaiser für ihn erlangt hat. Darf der kinderlose Sternay sich auch nicht Vater des neuen Staatsmannes nennen, weil er selbst verheiratet ist und Jacques' Mutter nicht mehr heiraten kann, so soll er wenigstens den Titel seiner Vorfahren mütterlicherseits führen und zu seiner Beschämung dieses Geschenk dem Sohn der Näherin verdanken.

Von einer anderen Seite faßt Dumas die Frage des „natürlichen Sohnes“ an in „Les Idées de Madame Aubray“ (1867). Das einmal gefallene Mädchen soll wieder als unbescholten gelten, falls sie nach dem Fehltritt unentwegt der Sühne sich gewidmet hat. Denn Unerfahrenheit, Mangel an Gemüts- und Geistesbildung, Gleichgiltigkeit der Eltern, Not und Elend bringen die weibliche Tugend zu Fall, ohne daß das Herz verdorben zu sein braucht. Madame Aubray, die ideale christliche Mutter, veranlaßt ihren hochgebildeten Sohn Camille, eine derartige arme Sünderin zu heiraten und ihrem Knaben ein Vater zu werden, so sehr diese gegen den Edelmut des ihr unbekannten Mannes mit falschen Selbstanklagen ankämpft. „Monsieur Alphonse“ (1873) stellt keine geringeren Ansprüche an die Selbstverleugnung des edlen Kapitäns de Montaiglin. In seinem Innern toben nicht mehr die Leidenschaften eines Romeo oder Othello. Er nimmt das plötzlich auftauchende elfjährige Töchterchen seiner Frau Raymonde an Kindesstatt an, weil er in dieser lediglich eine treue Genossin im Kampf ums Dasein erblickt.*)

*) Im Gegensatz zu diesen beiden Familiendramen hat „Un Père prodigue“ (1859) keine bestimmte These. Der leichtfertige Vater wird nach manchen reinigenden

Dumas fühlte sich nach diesen nicht unbestrittenen Erfolgen ganz als Sittenrichter und Gesetzgeber. Die Akademie nahm ihn 1874 als Mitglied auf. Den im letzten Jahrzehnt entstandenen Dramen liegt jeweils ein bestimmter Lehrsatz zu Grunde, welcher die ganze Handlung beherrscht und daher häufig logische Sprünge erfordert. In „La Princesse de Bagdad“ (1881) ist es die Ehescheidungsfrage, in „Denise“ (1885) die Wiedererhebung eines schuldlos verführten Mädchens, in „Francillon“ (1886) der tapfere Kampf einer liebeglühenden jungen Frau gegen die blasierte Gleichgiltigkeit des ungetreuen Gatten. Francillon (Kosename für Francine) hat dem Flatterhaften gedroht, sich beim ersten berechtigten Anlaß dem ersten besten hinzugeben („œil pour œil, dent pour dent“). Sie tritt am Tage nach dem Opernmaskenball mit dem Bekenntnis ihrer Schuld vor Lucien, der den Abend mit der Tänzerin Rose Michon vertändelt hat: „Ce monsieur n'existe plus pour moi. Il a été ce qu'aurait pu être un flacon de laudanum ou un boisseau de charbon; il n'y aura personne de mort; il n'y aura qu'un infidèle de plus et une honnête femme de moins. D'ailleurs, qu'est-ce que vous lui voulez à cet homme? Le tuer? Ah! oui, vous avez ce moyen-là, vous, les hommes, quand vous haïssez un autre. Ce n'est pas un homme qu'il faudrait tuer, c'est un fait, et cela est impossible. Entre hier et aujourd'hui, il y a votre trahison et mon infamie, c'est-à-dire ce qui est inoubliable pour l'un comme pour l'autre, irréparable pour vous comme pour moi. . . . . . Il me semble que j'ai passé cette nuit sur les tables de pierre et dans les linceuls de glace de la Morgue, et la crudité de mon récit n'est que le dernier soupir de ma dignité perdue.“

Diese herzergreifende Sprache, die Erregung der jungen Frau, sowie allerlei geschickt erfundene Nebenumstände lassen an die unglaubliche That glauben, bis die Wahrheit sich aus dem gequälten Herzen Francillons hervordrängt und die Selbstanklage vernichtet.

In der technischen Mache, in der Entwirrung und kunstvollen Lösung des Knotens muß Dumas vor Augier der Vortritt eingeräumt werden. Da Schluß und These aber zum voraus feststehen, so müssen unerwartete Verwickelungen Platz greifen und die Zuschauer über Stock und Stein, von Empfindung zu Empfindung jagen, wie bei Sardou. Um seine Paradoxe annehmbar zu machen, führt der gewandte Dichter alle Hilfsmittel der Beredsamkeit ins Gefecht und sucht durch Sinnenkitzel und Witzraketen („le ricanement de la phrase“) die Zuhörer zu bestechen. Nebstdem hat Dumas fast zu jedem Stücke, welches im Théâtre complet abgedruckt wurde (im ganzen vierzehn, darunter zwei Einakter), ausführliche Vorreden geschrieben, welche seine ästhetischen und insbesondere seine sozialpolitischen Grundsätze darlegen. Oft

Stürmen von seinen Thorheiten geheilt. Gesunder Humor und spannende Handlung zeichnen den „Père prodigue“ aus.

schwillt ihm der Stoff derart unter den Händen an, daß er eigene Flugschriften über Eherechts- und andere Fragen herausgiebt. Dazu gehören: „L'Homme-Femme“ (1872); „La Question du Divorce“ (1880); „Les Femmes qui tuent et les Femmes qui votent“; „Lettre à M. Naquet“ (Urheber des Ehescheidungsgesetzes) u. a. m.

Abgesehen von diesem Scheinaposteltum, mit welchem Dumas sich wohlgefällig umgiebt, um die künftige Gesetzgebung zu beeinflussen und dem Verfall der Familie und der Sittlichkeit in höheren Gesellschaftskreisen entgegenzuwirken,*) ist er ein hervorragender Dichter und Menschenkenner. Nach ihm braucht der Dramatiker nicht zu erfinden, sondern nur richtig zu sehen und richtig zu fühlen, um das Erlebte in künstlerischer Anschaulichkeit zusammenzufassen. Wer also die Menschen kennt wie Balzac und die Technik wie Scribe, der gilt ihm als idealer Dramatiker. Dumas ist ein scharf ausgesprochener Realist und der einflußreichste Mitarbeiter des Naturalismus.

c) Sardou.

Victorien Sardou, am 5. September 1831 zu Paris geboren, mußte der Geldverhältnisse seines Vaters halber das medizinische Studium vorzeitig aufgeben und im zwanzigsten Jahr durch Privatunterricht sein Brot verdienen. Nebenbei schrieb er einzelne Aufsätze in die damals herauskommende „Biographie générale“ für den Verleger Firmin Didot. Nach dem Mißerfolg seines Lustspiels „La Taverne des étudiants“ (1854) und anderer Jugendwerke gelang es dem unverzagten Dichter, dank der Beihilfe von Paul Féval, Th. Barrière und der Schauspielerin Dejazet mit dem witzigen Schwank „Les Pattes de mouche“ (1860), den ersten Bühnensieg zu erringen. Mit der Gewandtheit eines Taschenspielers entwirrte Sardou die vielfach verschlungenen Irrfahrten eines kritzelichen Briefchens (daher der Name „pattes de mouche“), welches verhängnisvollerweise seit Jahren unter einer Statue versteckt geblieben war, und führte einen befriedigenden Abschluß herbei. Von da ab pflegte er das humoristische Sittenbild und brachte zwischen 1860 und 1865 ein Dutzend solcher Stücke zur Aufführung, darunter „Les femmes fortes“, „Nos Intimes“, „Piccolino“, „Les Ganaches“ (mit bonapartistischer Färbung), „La Papillonne“,

*) Zola tadelt dies folgendermaßen: „Selon moi, il y a eu une crise dans sa vie, le développement d'une fêlure philosophique, tout un épanouissement déplorable *du besoin de légiférer, de prêcher et de convertir. Il s'est fait le substitut de Dieu sur cette terre, et dès lors les plus étranges imaginations sont venues gâter ses facultés d'observation. Il n'est plus parti du document humain que pour arriver à des conclusions extra-humaines, à des situations stupéfiantes, en plein ciel de la fantaisie.*“ (Le Naturalisme au théâtre, im Sammelband Roman expér., 134 ff.)

**) Léop. Lacour, Trois théâtres. Augier, Dumas, Sardou, Paris 1880. — R. Gottschall, Victorien Sardou, Nord und Süd, Juniheft 1887. — J. Sarrazin, a. a. O., Seite 209 ff. — Die gesammelten Werke Sardous sind noch nicht herausgegeben, die neueren Stücke noch nicht einmal einzeln im Buchhandel erschienen.

„Les Diables noirs“, „Les Pommes du voisin“, „Les vieux Garçons“, „La famille Benoîton“ (1865). Das letztgenannte Stück, mit „Nos Intimes“ (1861) das wertvollste aus jener Anfangszeit Sardous, nähert sich dem satirischen Drama. Es bringt lebensfrische Zerrbilder aus dem Treiben einer wohlhabenden Spießbürgerfamilie in Paris zur Zeit des Kaiserreiches und stellt mit grellen Farben eine moderne Hausfrau dar, welche mit der gleichen Geschwindigkeit von Paris nach Baden oder Étretat eilt, wie einst ihre Großmutter vom Wäscheschrank zur Speisekammer. Und dabei besitzt die Vollblutpariserin „Waggontoiletten, Seetoiletten, Badetoiletten, Reittoiletten, Schlittentoiletten, Fischtoiletten, Sonnenscheintoiletten, Regentoiletten, Nebeltoiletten, Lawinentoiletten . ., so daß alle diese Kleider aneinander genäht den Grund und Boden bedecken könnten, welchen der Hausherr verkaufen muß, um die Kleider zu bestreiten.“ Die Kinder dieser Familie Benoîton treiben allerlei Unfug und richten allerlei Unheil an, bis die wohlwollende Helferin Clotilde in den Wirrwarr eingreift.

Nachdem Sardou in „Nos bons villageois“ (1866) die bäuerliche Verschmitztheit und in „Maison-Neuve“ (1866) den Bauschwindel der Aera Haußmann in Paris gegeißelt hatte, ging er zum Charakterstück über und suchte sich zur pathetischen Höhe von Diderots Dramen zu erheben. Statt ganzer Gattungen und Gesellschaftsklassen, anstatt der vielgestaltigen lebenden Bilder nimmt er sich einzelne hervorragende Gestalten zum Vorwurf und läßt sie mit plastischer Klarheit aus dem Rahmen hervortreten. Mit Vorliebe analysiert auch er den Frauencharakter, aber nur in einzelnen hervorstechenden Eigenschaften, welche ihm zur Behandlung bedenklicher Einzelerscheinungen Anlaß geben. „Séraphine“ (1868) schildert einen weiblichen Tartuffe, eine Scheinheilige, die von ihrer Tochter ihre Sünden abbüßen läßt, „Fernande“ (1870) ein unter Kokotten und Abenteurern aufgewachsenes Mädchen, dessen Lebensgang und Seelenqual unser tiefstes Mitleid herausfordern. Clotilde, eine ränkevolle junge Witwe, benützt Fernande als willenloses Werkzeug, um an ihrem abtrünnigen Bräutigam eine teuflische Rache zu nehmen. Durch die Vorspiegelung, der Marquis kenne ihre Vergangenheit und schweige nur aus Edelmut und Liebe, werden von ihr die Bedenken und Zweifel Fernandes beschwichtigt, durch klug ausgesonnene Listen hierauf alle Hindernisse beseitigt, so daß die Tochter der Kupplerin zur Marquise des Arcis erhoben wird. Doch schlägt die Rache fehl. Nach dem Eingreifen eines aufopfernden Freundes überzeugt sich der Marquis von den Anstrengungen, welche Fernande gemacht hat, um ihn rechtzeitig aufzuklären.

„Dora“ (1877) behandelt einen ähnlichen Vorwurf; nur daß Dora die zweifelhafte Ehrenhaftigkeit der bei ihrer Mutter verkehrenden Diplomaten beiderlei Geschlechts nicht ahnt. Die politische Weiberspionage steht im Vordergrund des Ganzen. Dora, die Tochter der Marquise de Rio-Zarès, wird die Gattin eines französischen Gesandtschaftsattachés. Am Tage der Ehe-

schließung verschwinden aus Andrés Schreibtisch wichtige Aktenstücke und werden Briefe hineingeschmuggelt, die auf Dora den Verdacht lenken müssen. In einem erschütternden Auftritt spricht André die schwere Anschuldigung aus. Dora verschmäht mit Recht jedes Wort der Rechtfertigung und weist, als sie ihrer Sinne wieder mächtig ist, die Verzeihung des von ihrer unangetasteten Schönheit berauschten, rasenden Mannes von sich. Dora scheint für den Gatten unwiederbringlich verloren. Aber auch hier muß ein guter Freund das Mißverständnis aufklären, die verschmitzte Gräfin Zicka geschickt entlarven und die unmöglich scheinende Versöhnung in die Hand nehmen. Mit dem Aktendiebstahl hatte Gräfin Zicka einerseits ihre Verpflichtungen gegen den österreichischen Kundschafter erfüllt, anderseits an André sich rächen wollen, der ihre Liebe verschmäht hatte.

Die technische Findigkeit Sardous geht aus der Wahl der Mittel hervor, mit denen Gräfin Zicka zu den Urkunden im Schreibtisch gelangt. Zuerst muß sie den Zurüstungen zur Hochzeitsreise anwohnen, dann sich des richtigen Schlüssels bemächtigen, nachdem sie sich die Kleeblattform des Schlüssellochs gemerkt hat. Dora selbst wird ihr arglos den Schlüsselbund einhändigen und sich auf einen Augenblick entfernen, bis der Streich geglückt ist. Nicht weniger abenteuerlich ist der Weg, auf dem die Papiere zum österreichischen Baron gelangen. Dora läßt sich bereden, an den alten Freund ihrer Mutter einige versöhnende Zeilen zu richten, weil er zur Hochzeit nicht eingeladen war. Ehe sie den Umschlag versiegelt, muß sie abermals das Zimmer verlassen, damit die Zicka die gefährlichen Papiere hineinthun kann, die sie selbst an die Adresse befördert. Das Spiel des Zufalls geht weiter, der ungarische Flüchtling Tekly macht das Maß voll durch seine Enthüllungen, und damit sind Sardous Taschenspielerkünste zu Ende. Die befriedigende Lösung muß auf ähnliche Art herbeigeführt werden, wie bei „Fernande“ und den meisten Stücken des schlau berechnenden Dichters.

Anders schließt „Fédora“ (1882), dasjenige Stück, in welchem Sardou alle Kunstmittel seiner unerschöpflichen Technik spielen läßt. Am Sterbebett ihres ermordeten Bräutigams, eines schuldenbelasteten Roué, gelobt die russische Fürstin Fédora, der Auffindung des Mörders und der Bestrafung der Nihilisten ihr ganzes Leben zu weihen. Die Untersuchung bestätigt, daß er als Opfer politischer Rache fiel, alle Spuren weisen auf den Grafen Loris Ipanoff. Ihn verfolgt Fédora in aller Stille. Sie verkehrt mit ihm in Paris, flößt ihm Liebe ein und lockt dem Bethörten ein Stück seines Geheimnisses ab. Nur verschweigt Ipanoff aus Achtung für den Toten die wahren Beweggründe des Mordes. Das halbe Geständnis genügt dem rachsüchtigen Weib. Sie zeigt Ipanoff bei der Polizei von Petersburg als Nihilisten an und vernichtet die ganze Familie: die Mutter stirbt vor Kummer, zwei Brüder werden eingekerkert und ertrinken im Gefängnis während einer Überschwemmung der Newa, während die russische Geheimpolizei in Paris mit List des Haupt-

verdächtigen habhaft zu werden sucht. Fédoras Haus, wohin Ipanoff gelockt wurde, ist bereits umstellt, als diese von ihm erfährt, daß er als Rächer seiner Familienehre einst Fédoras Bräutigam erschoß, nicht aus politischen Gründen. Nun gilt es, den ahnungslos Verfolgten im Hause zu behalten und dem Verderben zu entreißen. Während Ipanoff noch bei Fédora weilt, treffen die Hiobsposten aus Petersburg ein: daß eine Spionin das Unheil über Ipanoffs Familie gebracht, kündet das Schreiben eines Freundes an. Fédora leidet unsägliche Qualen und wirft schließlich aus Reue über ihren Frevel das fluchbeladene Leben von sich.

Kein neueres Bühnenwerk kommt „Fédora“ an schlagender Wirkung gleich. Von den ersten Auftritten an packt das Drama den Zuschauer, um ihn nicht mehr loszulassen. Das dramatische Gefüge ist tadellos, die Motive sind raffiniert erklügelt, der Schluß bringt den moralischen Ausgleich, aber ohne den Umschlag des Hasses Fedoras in leidenschaftliche Liebe und Reue psychologisch begründet zu haben.

Die Stücke, die Sardou seitdem Jahr für Jahr schrieb, bezeichnen einen stetigen künstlerischen Rückgang. „Théodora“ (1884), ein gewaltiges Freskobild aus der älteren byzantinischen Geschichte, und „La Tosca“ (1887), eine Reihe greuelvoller Auftritte aus der Zeit der Eroberung Italiens durch die französischen Republikaner, dienen lediglich dem Sensationsbedürfnis und der Schaulust.*) Das Ausstattungsstück „Le Crocodile“ (1886) trat vergeblich in Wettbewerb mit Jules Vernes Robinsonaden für große Kinder. Sardou hat sich als Dramatiker überlebt und ist jetzt ein dramatischer Spekulant, der nur seine und des Bühnenleiters Kasse zu füllen strebt. Daß er um des Erfolgs willen Gaukelei und Possenreißerei nicht verschmäht, hatten „Oncle Sam“ (1873, Yankeestreiche) und das für amerikanische Bühnen bestellte eheliche Rührstück „Andréa“ gezeigt.

Sämtliche Stücke des Vielschreibers Sardou können in diesem kurzen Leitfaden nicht Platz finden. Außer den bisher erwähnten wären zu nennen: „Rabagas“ (1872)**), „Ferréol“ (1875, gegen die Schwurgerichte an-

*) Die früher entstandenen historischen Dramen Sardous, „Patrie“, sein einziges Stück in Versen, später zu einer zugkräftigen Oper bearbeitet, und „La Haine“ (1873) stehen höher als „Théodora“ und „La Tosca“.

**) „Rabagas“ ist das leidenschaftlichste politische Tendenzstück Sardous. Seine bonapartistische Gesinnung, die ihm schon 1862 („Les Ganaches“) die Ehrenlegion eintrug, macht ihn ungerecht gegen die republikanischen Führer. „Tout ce qui vit là,“ heißt es von der Demagogenherberge, „n'est bon qu'à déshonorer le drapeau qu'il prétend servir! C'est l'égout commun où le ruisseau de la rue verse tous les appétits malsains et toutes les rancunes inassouvies; là vient baver son fiel, vomir sa haine et se gargariser d'ardentes convoitises, tout ce qui s'en prend à l'ordre social des déceptions de son orgueil, et des avortements de son impuissance! . . . Là trône et travaille pour la galerie le plus joli bateleur de phrases! . . . Un avocat, Rabagas! . . . Jovial, bon garçon, et grand tarisseur de chopes, celui-là sait tout, et, sur toute chose, a son petit discours monté, comme un feu d'artifice, qui s'allume avec sa pipe et part, à la grande joie des badauds, pour qui ses

kämpfend), das einzige Stück Sardous, in welchem dem Manne die Hauptrolle zufällt; „Les Bourgeois de Pont-Arcy“ (1878), „Daniel Rochat“ (1880), „Divorçons“ (1881), eine sehr geistvolle Persiflage der Ehebruchsdramen; „Odette“ (1881) und „Georgette“ (1885), welche beide die sittlich anrüchige, aber aufopfernde Mutter behandeln.

Fruchtbarkeit, Vielseitigkeit und Findigkeit hat Sardou mit Scribe und dem älteren Dumas gemeinsam, ebenso die Aneignung fremden Eigentums, dem er jedoch neue Seiten abzugewinnen versteht. Er sucht alle Berechnungen zu durchkreuzen und durch unerwartete Zwischenfälle die regste Spannung zu erzielen. Die Handlung entspringt nicht aus den Charakteren und dem gegebenen Vorwurf, sondern aus augenblicklichen Impulsen der Einzelnen. Die quälenden Konflikte löst ein unerwartetes Zauberwort oder ein wohlmeinender Freund. Aber mit unübertrefflicher Leichtigkeit wird der ganze Apparat hin- und herbewegt;*) glänzend ausgearbeitete Episoden und ein nie ermattender, scharf zugespitzter Dialog entschädigen für die inneren Mängel der Dramen.

d) Pailleron.

Weniger fruchtbar und ungleich vornehmer als Sardou ist Pailleron. Edouard Pailleron,**) am 17. September 1834 in Paris geboren, wandte sich zuerst der Marine, hierauf der Rechtswissenschaft zu, wurde Notariatsgehilfe, dann Anwalt, trat alsbald in ein Reiterregiment zu Beauvais ein, um dann größere Studienreisen im Süden zu unternehmen. Nachdem er durch einige Satiren (u. a. „Les Parasites“ 1860) und durch kleinere, später unter dem Titel „Théâtre chez Madame“ (1881) gesammelte Lustspiele in Versen sich hervorgethan hatte, in denen die schöne Sprache für die Anspruchslosigkeit der Handlung Ersatz leistet, schrieb Pailleron sein bestes Prosastück, den witzigen Einakter „Le Monde où l'on s'amuse“ (1868), eine Reihe lebensechter Momentaufnahmen aus der höheren Pariser Gesellschaft. „Les

---

chandelles romaines sont autant de lumières! — Groupez autour de ce dangereux bavard tous les fruits secs, tous les avortés et tous les mort-nés! . . . L'avocat sans cause et le médecin sans client, l'auteur sifflé, le commis chassé, le fonctionnaire expulsé et l'officier cassé, un banqueroutier, trois faillis, deux escrocs, un utopiste, sept imbéciles et huit ivrognes, et vous avez tout justement la composition du *„Crapaud-Volant“*, qui représente le progrès, la lumière et la liberté . . . à la condition que l'un leur permettra de tout dire, l'autre de tout faire, et la troisième . . . de tout empocher!“ (I, 10.) Rabagas soll eine Karikatur Gambettas sein, unter dem Namen General Petrowlski ist Garibaldi leicht zu erkennen und dergl.

*) Zola urteilt in dem Seite 338 Anmerkung 1 erwähnten Aufsatz folgendermaßen über Sardou: „Sa grande qualité est le mouvement; il n'a pas la vie, il a le mouvement, un mouvement endiablé qui emporte les personnages et qui arrive parfois à faire illusion sur eux ..... L'ingéniosité, l'adresse, le flair de l'actualité, une grande science des planches, un talent tout particulier de l'épisode, les menus détails prodigués et vivement enlevés: telles sont les principales qualités de M. Sardou.

**) Lacour, Le Théâtre de M. Pailleron, Nouvelle Revue, 1. Dezember 1881. — J. Sarrazin, a. a. O., Seite 273 ff.

faux Ménages" (1869) greift ins Gebiet von Dumas' und Sardous Thesenstücken herüber und läßt wie Sardous „Odette" die reuige Sünderin trotz aller Selbstaufopferung untergehen. Kurz vorher hatte Pailleron in den Gedichten „Amours et Haines" (1868) heftige Klagen gegen die pharisäische Gesellschaftsordnung ausgestoßen.

Von liebenswürdigerer Seite zeigt sich der Dichter in den lustigen Einaktern „L'autre Motif" (1872), „Petite Pluie" (1875), im allerliebsten „L'Étincelle" (1875) und namentlich in dem meisterhaften Gesellschaftsbild „Le Monde où l'on s'ennuie", welches mit Sardous „Divorçons" in die Ehren des Theaterjahrs 1880—81 sich teilte.

Dieses jugendliche und witzsprudelnde Lustspiel bietet eine sehr feine Verspottung des weiblichen Strebertums und des weiblichen Einflusses in der höheren Pariser Gesellschaft, die neuerdings Ästhetik, Politik und Schopenhauersche Philosophie miteinander vermengt. Vor den Gästen der gelehrten Gräfin de Céran, meistens philosophisch angehauchten Damen, trägt ein vom väterlichen Ruhm zehrender Scheingelehrter eine vergleichende Abhandlung über Sanskritsagen vor. Denn der Salon der Hausfrau gilt als Vorzimmer zum Institut und zur Akademie. Dann trägt ein verkannter Dichter seine geschichtliche Tragödie vor, worauf Bellac, der unwiderstehliche Damenphilosoph, eine zuckersüße Plauderei über platonische Liebe zum besten giebt. Alle Damen sind in Bellac vernarrt, selbst die kühle Engländerin Lucy Watson, welche von der Gräfin ihrer Gelehrsamkeit halber zur Gattin Rogers ausersehen ist. Einstweilen aber befindet sich der einzige Sprosse des Grafenhauses im Orient auf einer archäologischen Studienreise. Die alte und derbe Herzogin de Réville, eine ergötzliche Vertreterin des bon sens français, ist von der gelehrten Umgebung wenig entzückt und widersetzt sich als Großtante dem mütterlichen Plan, weil sie ihren Liebling Suzanne für eine geeignetere Genossin Rogers hält. Aber der Wildfang Suzanne, der aus dem Klosterpensionat fortgenommen werden mußte, ist der ganzen steifleinenen Gesellschaft ein Dorn im Auge. Um die letztere besser auszumalen, hat Pailleron noch zwei fröhliche Persönlichkeiten eingeführt, einen jungen Verwaltungsbeamten und seine kleine Frau.*) Beide ergießen ihren ätzenden Spott über all diese

---

*) Folgendermaßen macht der junge Sous-Préfet seine Frau mit der zu erwartenden Gesellschaft bekannt:

Paul. Ce monde-là, mon enfant, c'est un hôtel de Rambouillet en 1881: un monde où l'on cause et où l'on pose, où le pédantisme tient lieu de science, la sentimentalité de sentiment et la préciosité de délicatesse; où l'on ne dit jamais ce que l'on pense, et où l'on ne pense jamais ca que l'on dit; où l'assiduité est une politique, l'amitié un calcul, et la galanterie même un moyen; le monde où l'on avale sa canne dans l'antichambre et sa langue dans le salon, le monde sérieux, enfin!

Jeanne. Mais *c'est le monde où l'on s'ennuie,* cela.

Paul. Précisément!

Jeanne. Mais, si l'on s'y ennuie, quelle influence peut-il avoir?

Paul. Quelle influence! . . . candeur! candeur! quelle influence, l'ennui, chez

Drahtpuppen. Nach dieser Exposition verläuft die Handlung ziemlich einfach. Miß Lucy hat ein rosenrotes Briefchen von Bellac verloren; Suzanne findet dasselbe und hält Roger für den Absender. Ihr weiteres Verhalten weckt im ernsten jungen Mann die schlummernde Liebe. Nach einem äußerst unterhaltenden und geschickt geführten Versteckspiel im Blumenhaus des Schlosses erreicht die alte Herzogin ihren Zweck: ihre nunmehrige Adoptivtochter Suzanne wird Rogers Braut, während die blaubebrillte Miß Watson als Gattin Bellacs weiter philosophieren darf.

Jede Gestalt des „Monde où l'on s'ennuie“ ist haarscharf geprägt und nach dem Leben gezeichnet, jeder Auftritt mit echtfranzösischem, die Grenze der Sittlichkeit nicht überschreitendem Esprit durchsetzt. Der Erfolg des Stückes war so überwältigend, daß die Akademie dem Günstling des Publikums ihre Pforten aufthat (1884). Nach diesem glücklichen Treffer war es schwer, etwas besseres zu schaffen. Paillerons neuestes Stück „La Souris“ (1887) stellt mit den denkbar einfachsten technischen Mitteln und ohne jeden Kulissenkniff den Kampf von fünf Frauen um die Liebe eines schon etwas blasierten Lebemannes dar. In diesem Damenkrieg fällt dem siebzehnjährigen „Mäuschen“ dank der Entsagung der älteren Schwester der Sieg zu. Der Gesamteindruck ist wohlthuend und erhebend, während die meisten Stücke Dumas' ein unbehagliches Gefühl hinterlassen, ohne zu belehren.

---

nous? mais énorme! ... mais considérable! Le Français, vois-tu, a pour l'ennui une horreur poussée jusqu'à la vénération. Pour lui, l'ennui est un dieu terrible qui a pour culte la tenue. Il ne comprend le sérieux que sous cette forme. Je ne dis pas qu'il pratique, par exemple, mais il n'en croit que plus fermement, aimant mieux croire ... que d'y aller voir. Oui, ce peuple gai, au fond, se méprise de l'être; il a perdu sa foi dans le bon sens de son vieux rire; ce peuple sceptique et bavard croit aux silencieux, ce peuple expansif et aimable s'en laisse imposer par la morgue pédante et la nullité prétentieuse des pontifes de la cravate blanche: en politique, comme en science, comme en art, comme en littérature, comme en tout! Il les raille, il les hait, il les fuit comme peste, mais ils ont seuls son admiration secrète et sa confiance absolue!“ — Der Salonphilosoph Bellac wird von der kaustischen Herzogin dem zurückkehrenden Roger mit diesen Worten geschildert: „Un champignon de cet hiver, le savant à la mode, un de ces abbés galants d'École Normale, courtisant les femmes, courtisé d'elles, et se poussant par ce moyen. La princesse Okolitch, qui en est folle, comme toutes nos vieilles, du reste, a imaginé de lui faire faire deux fois par semaine, dans son salon, un cours dont la littérature est le prétexte et le cailletage le but. Or, à force de voir toute la haute femellerie férue du génie de ce Vadius jeune, aimable et facond, il parait que ta pupille a fait comme les autres, voilà!“ (I. 10.)

Bellac ist eine wohlgetroffene Karikatur des schöngeistigen Philosophen Caro (vergl. Seite 367). Doch glaubte Pailleron der Jagd nach „Schlüsseln“ entgegentreten zu müssen: „La vérité est que je n'ai pas plus visé un individu qu'un salon; j'ai pris dans les salons et chez les individus les traits dont j'ai fait mes types, mais où voulait-on que je les prisse? Et ce sont si bien des types et si peu des portraits, qu'on a mis sur chacun d'eux jusqu'à cinq noms différents. Entre mes prétendus modèles et leurs prétendues copies, d'ailleurs, il y a toute la distance qui sépare les gens honnêtes des intrigants, les délicats des précieux, ceux qui arrivent par leur talent, de ceux qui n'ont que le talent d'arriver.“

Mit idealem Schwung und Tiefe der Empfindung verbindet Pailleron einen gesunden und stets vornehmen Realismus. Die Herbheit und der Zorn Augiers sind ihm ebenso fremd, als die sprunghaft wechselnde Handlung Sardous; seine Männer und Frauen plaudern geistreich und anziehend, ohne viel zu handeln. Er ist der Meister der feinen Causerie und wird dafür immer mustergiltig bleiben.

---

3. Kleinere Lustspiel- und Possendichter.

Labiche, Gondinet, Clairville, Barrière, Halévy, Meilhac.

Hierher gehören vor allen die zahlreichen Vertreter der leichtgeschürzten dramatischen Muse, die Verfasser jener Einakter und Vaudevilles, welche mit zahlreichen zeitlichen Anspielungen gewürzt sind und darum ziemlich rasch veralten. Wir zählen nur einige unter den hervorragendsten auf, die heute noch einer gewissen Beliebtheit sich erfreuen, und übergehen die geschäftsmäßigen Verfertiger von Lustspielen, Melodramen, Possen, Feenstücken ꝛc., welche für den täglichen Verbrauch der Pariser Theater arbeiten und keinen andern Anspruch erheben als den auf den „Autorenanteil“.

Eugène Labiche (1815—1888)*) ist anerkannter Meister des leichten Schwanks. Nachdem er als achtzehnjähriger Jüngling einen drolligen Roman geschrieben, widmete er seine volle Kraft dem kleinen Lustspiel und dem Vaudeville. Seine geschickt erfundenen, immer neu aus dem heiteren Alltagsleben geschöpften Schwänke haben ein halbes Jahrhundert lang die Besucher der Palaisroyalbühne ergötzt und infolgedessen ganz Paris mit schlagenden Wortwitzen (mots) versorgt, welche rasch wie elektrische Funken umliefen. Unter den hundertundfünfzig Schwänken und Possen, die Labiche teils allein, teils mit dem oder jenem Mitarbeiter verfertigte, sind hervorzuheben: „Le Club champenois“ aus dem politisch bewegten Jahr 1848; „La Cagnotte“ (1864), „Les Petits oiseaux“, „Le plus Heureux des Trois“ (mit Gondinet, 1870) und das Gegenstück „Le plus Malheureux des Trois“, mit drastischen Schilderungen der Angst einer auf schlüpfrigem Pfade wandelnden Gattin und ihres Liebhabers, „Le Chapeau de paille d'Italie“ (1851), ein Stück mit toller Situationskomik, ebenso das immer noch gern gesehene „Voyage de M. Perrichon“ (1860), „Un Mouton à l'Entresol“ (mit Albéric Second, 1875), „Les trente millions de Gladiator“ (mit Philippe Gille 1875). Hinter der scheinbaren Flüchtigkeit der einzelnen Stücke verbirgt sich unverdrossene Arbeit und scharfe Lebensbeobachtung.

Nahe verwandt mit Labiche ist Edmond Gondinet (1829—89). Als Beamter im Finanzministerium begann er mit einem Schwank „Trop

*) Vergl. J. Lemoine, Discours prononcés dans la séance publique tenue par l'Académie Française pour la réception de M. Labiche, Paris 1880. — Ein Théâtre de Labiche gab E. Augier, Paris 1879, in 10 Bänden heraus. Vergl. L. Lacour, Le Théâtre de Labiche, Nouvelle Revue, 1. Oktober 1880.

curieuse“ (1863) eine dramatische Laufbahn, welche ihn bald von Erfolg zu Erfolg führte. Abgesehen vom Sittenbild „Christiane“ (1871) hat Gondinet nur lustige Schwänke geschrieben, wie „Le Homard“, „La Cravate blanche“, „Gavaut, Minard et Cie“, „Le Panache“, zuletzt „Dégommé“ (1888).

Louis François Nicolaie, genannt Clairville (1811—79), aus Lyon, hat in Parodien, namentlich Hugoscher Dramen, vielfache Zeugnisse von seinem urwüchsigen Talent gegeben. Seine zahlreichen Possen und Schwänke, über zweihundert an der Zahl, haben mitunter eine politische Spitze, z. B. „La Propriété, c'est le vol“. Zu den bekanntesten gehören „Roger Bontemps“, „Les Tentations d'Antoinette“, „Quinze heures de fiacre“. Clairville ist zugleich Verfasser mehrerer Operettentexte, z. B. der „Madame Angot“.

Théodore Barrière (1823—77) richtete sich gewissenhaft nach dem jeweiligen Zeitgeschmack. Er begann 1843 mit dem etwas gewagten Lustspiel „Rosière et Nourrice“, schrieb hierauf „La Vie de Bohême“ (1848), gemeinsam mit H. Murger, dem übermütigen Sittenmaler des Quartier latin und des litterarischen Zigeunertums, dann mit M. Fournier „Manon Lescaut“ (1848), dramatisierte Balzacs „Lys dans la vallée“ und errang seinen größten Erfolg mit „Les Filles de marbre“ (1853), einem Gegenstück zu Dumas' „Dame aux Camélias“. Der daselbst vorkommende Sittenprediger und Spötter Desgenais, ein alter Bekannter aus Mussets „Confession“, ist zur stehenden Person der neueren Litteratur geworden. Barrière hat ihn in „Les Parisiens de la décadence“ wiedergebracht. Von seinen übrigen Stücken nennen wir beispielsweise „Les faux Bonshommes“ (1856), „Une Pécheresse“ (1860), „Le Feu au couvent“ (1860), „Le Démon du jeu“ (1863), „Le Chic“ (1866), „Les Brebis galeuses“, „Les Scandales d'hier“.

Ludovic Halévy, geboren 1834 zu Paris, Sohn des nachklassischen Dramatikers Léon Halévy und Neffe des Komponisten Jacques Halévy („La Juive“ u. a.), wurde 1852 Kanzleibeamter im Staatsministerium, später Stenograph und Redaktor am Gesetzgebenden Körper. Daneben schrieb er ohne merklichen Erfolg einige Lustspiele und Schwänke, bis er mit dem Tondichter Jacques Offenbach aus Köln,*) für dessen Bouffes Parisiens er eine Reihe von Possen fertigte, und mit dem Buchhandlungsbeamten Henri Meilhac, geboren 1832, näher bekannt wurde. In treuer Mitarbeit schufen Halévy und Meilhac teils für Offenbach die Texte zu den bekannten schlüpfrigen Operetten „La Belle Hélène“, „Barbe-Bleue“, „La Grande-duchesse de Gérolstein“, „La Vie Parisienne“ u. a., teils für kleinere Bühnen eine Menge lebendiger und übermütiger Possen, wie „Ce qui

*) Vergl. Paul Lindau, Dramaturgische Blätter, Stuttgart 1874, Band II, 198 ff. — Über Halévys „Tricoche et Cacolet“, ebenda Seite 190 ff.

plaît aux hommes", „Le train de minuit", „Le Roi Candaule", „Madame attend Monsieur", „Toto chez Tata" (1873), „Les Sonnettes", „La Boule" (1874) u. a. Einmal erhoben sie sich zum ernsten Sittendrama und gaben in „Froufrou" (1869) ein meisterhaftes Bild der fieberhaft erregten, naiv leichtfertigen Pariserin unserer Tage, deren Willenskraft im Strudel gesellschaftlicher Verpflichtungen untergeht. Der Schluß ist elegisch ausgefallen. Froufrous Gatte, eine tief angelegte Mannesnatur, eilt der ungetreuen Gattin und dem Verführer nach, tötet denselben in Italien und kehrt zu seinem Kind zurück. Bald wird auch die pflichtvergessene Mutter wiederkommen, von einer Schwindsucht verklärt, welche an die der Kameliendame erinnert. „Tricoche et Cacolet" (1871) geißelt mit geschickter Nachahmung des Rührdramas das zweifelhafte Treiben der Pariser Auskunftsbureaux. In der sorgfältigen Ausarbeitung der kleinsten Züge erinnern Meilhac und Halévy an Marivaux, ihr Realismus ist gesund und echt. Beide gehören seit neuester Zeit mit Augier, Dumas, Sardou, Pailleron zur Akademie, Meilhac als Nachfolger Labiches.

Auch im Roman hat Halévy treffliches geleistet. Die politisch-satirischen Zeitbilder „Monsieur et Madame Cardinal" mit der Fortsetzung „Les petites Cardinal" und der ganz ideal gehaltene „Abbé Constantin" (1887) vereinigen die humoristischen Züge mit einem zielbewußten Ernst, welcher beim Verfasser der Offenbachiaden einigermaßen wunder nimmt.

III. Die Lyrik.

Die romantische Lyrik hat das romantische Drama lange überdauert und in Victor Hugo und seinen Jüngern neben dem Realismus weitergeblüht. Erst unter Napoleon III. löste sich ein kräftiger Zweig vom romantischen Baumstamm los, als um den Stil- und Formenkünstler Théophile Gautier (vergl. Seite 275 und 284) sich junge Poeten scharten, welche das Schlagwort „l'art pour l'art" einseitig auf die äußerste Verfeinerung der Form angewandt wissen wollten.*) In ihrem „Parnasse contemporain" wirkten sie für energisches Zurückgehen auf die von den Romantikern nicht

*) Th. de Banville, Mes Souvenirs, petites études, Paris 1882. — Cat. Mendès, La Légende du Parnasse contemporain, Paris 1884. — Jules Tellier, Nos poètes, Paris 1888, u. a. Die Bestrebungen der Parnassiens werden durch folgende Vorschriften gekennzeichnet: „Être capable de ressentir, et plus profondément que quiconque, mais avoir, en surcroît, le don inné, puis développé par le travail, de communiquer dans une forme parfaite ce qu'on a ressenti, voilà ce qui est indispensable pour être poète, et voilà aussi pourquoi les vrais poètes sont si rares! En un mot, puisque vous êtes homme, aimez, espérez, souffrez (cela est fatal, d'ailleurs), mais pensez et rêvez, et sachez mettre en usage, du plus noble au plus humble, du rythme à la ponctuation, tous les moyens de votre art!" (Henri Laujol.)

genügend ausgebeuteten Kunstformen der Plejade (vergl. Band I, 307 ff.), für schärfer ausgeprägte Eigenart in Ausdruck und Versbau. Bei den Parnassiens verflüchtigt sich demzufolge der Gedankeninhalt hinter der üppig rankenden Wortplastik und Wortmusik. Sully-Prudhomme ist der gedankenreichste, Banville der gekünsteltste, Baudelaire der kraftvollste und absonderlichste unter ihnen. Coppée vereinigt alle Vorzüge der Parnassiens und hält sich von Ausschreitungen fern.

Einzelne Richtungen innerhalb der Parnassiens sind école sculpturale, école fantaisiste, école satanique und dergl. genannt worden. Eine scharfe Scheidung ist aber undurchführbar. Wir können im folgenden nur die ragenden Häupter anführen; für Dichter wie Villiers de l'Isle-Adam, Catulle Mendès, Armand Silvestre, J. M. de Hérédia, Clovis Hugues, Glatigny und andere hat unsere kurze Darstellung keinen Raum.

---

1. Die Parnassiens und ihr Anhang.

a) Laprade, Autran, Coppée.

Victor de Laprade aus Montbrison (1812—83) gehört eigentlich noch zum Cénacle.*) Er vertritt unter den jüngeren Romantikern die Lamartinesche Naturanbetung und den schwermütigen Gefühlspantheismus. Der Dichtkunst zulieb verließ er die Rechtswissenschaft und veröffentlichte gleichzeitig mit Hugos „Les Rayons et les Ombres" das schwungvolle Idyll „Les Parfums de Madeleine" und die biblische Dichtung „La Colère de Jésus" (1839 und 1840). In Paris vereinigte er seine Gedichte zu einem Bändchen „Odes et Poèmes" (1844), kehrte alsbald nach Lyon zurück und bekleidete bis 1861 eine Professur an der dortigen Hochschule. „Les Poèmes évangéliques" (1852) und ganz besonders die modern-mystischen „Symphonies" (1855) bezeichneten ihn für Mussets Nachfolge in der Akademie (1857). Seitdem wuchs die Zahl seiner Dichtwerke. An die „Idylles héroïques" (1858) und sonstige lyrische Dichtungen reihte sich das ländliche Epos „Pernette" (1868) an, welches Lamartines „Jocelyn" weit übertraf und ohne den tragischen Ausgang das französische „Hermann und Dorothea" heißen könnte. Nach dem Kriege erschienen „Poèmes civiques" (1873) und im Anschluß an Victor Hugos Familienlieder das schlichte „Livre d'un père" (1876). Von Laprades großartiger Intuition giebt die etwas weit-

*) J. Condamin, La Vie et les œuvres de Victor de Laprade, Lyon 1886. E. Biré, Victor de Laprade, sa vie et ses œuvres, Paris 1886. L. Roux, V. de Laprade, Lyon 1888. Eine bei Lemerre in Paris erscheinende Gesamtausgabe von Laprades Œuvres poétiques ist bis zum zweiten Band gediehen („Les Symphonies" und „Idylles héroïques"). — Außer seinen lyrisch-epischen Dichtungen veröffentlichte Laprade die für seine Gedankenrichtung bezeichnenden Werke „Le Sentiment de la nature avant le christianisme" und „Le Sentiment de la nature chez les modernes" (1868), ferner das geschichtliche Trauerspiel „Harmodius" u. a. m.

schweifige Elegie „La Mort d'un chêne" vielleicht den klarsten Begriff. Sprachlich steht er hier durchaus auf dem Standpunkt der Parnassiens.

Joseph Autran (1813—1877) aus Marseille ist der Sänger des Meeres. Ohne in weitschweifige und eintönige Beschreibungen sich zu verlieren, hat er mit großer Naturtreue und gesunder Lebensauffassung vor Richepin (vergl. Seite 355) bald die sturmgepeitschte, bald die ruhig glitzernde See mit ihren Bewohnern und Anwohnern besungen in „La Mer" (1835), „Ludibria ventis" (1838), „Poèmes de la Mer" (1852). Autran liebt die schlichte Größe nicht allein bei Fischern und Seefahrern: im Epos „Milianah" (1843) feiert er die Waffenthaten französischer Soldaten gegen Abd-el-Kader. In „Laboureurs et Soldats" (1854), „La Vie rurale" (1856), „Épîtres rustiques" (1861) suchte er das ländliche Idyll wieder zu erwecken, ohne aber Nachahmer zu finden. Die Zeitgenossen des zweiten Kaiserreichs verlangten gewürztere Kost. Autrans letztes Werk sind „Sonnets capricieux", welche trotz ihres Namens mit Banvilles Gaukelkunststückchen (vergl. Seite 353) nichts zu thun haben.*)

François Coppée,**) geboren den 12. Januar 1842 zu Paris, konnte seiner Kränklichkeit halber keinen geregelten Studiengang mitmachen. Seine ersten Gedichte ließ er unter dem Titel „Le Reliquaire" (1866) drucken und versuchte sich auf Anregung der Schauspielerin Agar mit „Le Passant" in der Bühnendichtung (1869), und dies mit Erfolg. Coppée bleibt frei von preziöser Sprachkünstelei und strebt mit einfachen Mitteln nach Darstellung der Wirklichkeit. Seine poetischen Erzählungen und Monodramen schildern häufig kleine Verhältnisse, Einzelheiten aus dem Leben der Pariser Handwerker, welche bis zur Tragik sich steigern können („La Grève des forgerons", 1873), oder ein andermal die Pflichttreue einfacher Seelen („L'Épave", „Le Naufrage", „La Bénédiction"), oder er wetteifert mit Leconte de Lille in historischen Darstellungen („Sennachérib", „Le Liseron", „L'un ou l'autre" u. a. m.). Viel heiteres findet man in Coppées Dichtungen nicht. Aber er ist nicht wie Baudelaire oder Zola ein Pessimist, welchen künftige Geschlechter als Zeugen für die Erbärmlichkeit des unsrigen anrufen können. In der Öde des Alltagslebens findet er blumige Stellen; er weiß durch kunstvolle Nebeneinanderstellung von Licht und Schatten zu rühren, ohne im mindesten gegen die Wirklichkeitsdarstellung zu fehlen. Zahlreiche seiner Gedichte eignen sich ihrer kraftvollen Ursprünglichkeit halber zum

---

*) Autran schrieb auch „La Semaine sainte à Rome" (1841), ferner die Tragödie „La Fille d'Eschyle" (1848), welche zugleich mit Augiers „Gabrielle" (vergl. Seite 332) den Tugendpreis von der Akademie erhielt, „Le Poème des beaux jours", „Études grecques" (1863) u. a. m. Œuvres complètes, Paris 1874 ff. in 8 Bänden.

**) Lescure, François Coppée, l'homme, la vie et l'œuvre, Paris 1888. — Œuvres complètes, Paris 1885, 6 Bände. — Coppée ist Laprades Nachfolger in der Akademie geworden.

öffentlichen Vortrag. Den Sammlungen „Intimités“ (1868), „Poèmes modernes“ (1871, worin Angelus), „Les Humbles“ (1872), „Le Cahier Rouge“ (1874), „Les Récits et les Élégies“ (1878, davon „l'Exilée“, „Pitié des choses“ besonders schön) sind die Prosaerzählungen Contes en prose, (1882) ebenbürtig. Der deutsch-französische Krieg nimmt in Coppées Dichtungen einen breiten Raum ein, ohne daß der Poet in häßlichen Chauvinismus verfällt. Hierher gehören die Erzählung „Une Idylle pendant le siège“ (1876), die rührenden Verse „Lettre d'un mobile breton“ und „Plus de sang!“, sowie die Einakter „Fais ce que dois“ und „Les Bijoux de la délivrance“ (1872). Auch als Dramatiker hat François Coppée Anrecht auf Nachruhm. Seine Einakter in Versen „Deux douleurs“, „Le Rendez-vous“, „Le Trésor“ und besonders „Le Luthier de Crémone“ stehen höher als die fünfaktigen geschichtlichen Dramen „La Guerre de Cent ans“, „Mme de Maintenon“ und „Les Jacobites“. Coppée ist mit Recht der volkstümlichste unter den lebenden Lyrikern Frankreichs.

b) Leconte de Lisle, Sully-Prudhomme, Lacaussade, Arsène Houssaye, Anatole France.

Charles Marie Leconte de Lisle, geboren 23. Oktober 1818 auf der Insel Réunion als Sohn eines französischen Militärarztes, wuchs frei in der Tropennatur auf, bis er zur Vollendung seiner Studien nach Rennes übersiedeln mußte. Zum Gegensatz zwischen der rauhen Bretagne und der glühendheißen Tropenheimat gesellte sich das Studium der griechischen Dichter, gesellten sich die Eindrücke aus den nordischen Sagen und indischen Heldengesängen, sowie aus Land- und Seereisen in südlichen Erdteilen. Seinen seltsamen „Poèmes antiques“ (1853) und „Poèmes barbares“ (1862) ist daher neben hoher Formvollendung eine exotische Färbung eigen, ebenso den berauschenden Naturbildern in „Poèmes et poésies“ (1855). Nur fehlt diesen kostbaren Kunstwerken die echte Empfindung, weil der Dichter in der heidnischen Sagen- und Kulturwelt ganz und gar aufgeht. Aus dieser Liebhaberei entsprossen Lecontes vortreffliche Übersetzungen von Theokrit, Anakreon, Homer, Hesiod, Äschylos und Sophokles, sowie seine Tragödie „Les Érynnies“ (1873). Die Akademie zeichnete 1884 Leconte de Lisles „Poèmes tragiques“ durch einen Preis aus und nahm den Dichter nach Hugos Tod als Mitglied auf. Dort vertritt er mit Sully-Prudhomme und Coppée die Erben der französischen Romantik.*)

René François Armand Sully-Prudhomme, geboren zu Paris den 16. März 1839, erwarb sich auf der École Polytechnique und durch spätere

*) E. Rod, Poètes contemporains de la France, I. Leconte de Lisle, in der Bibliothèque universelle, September 1888, Seite 449 ff.; II. Sully-Prudhomme, ebenda, Oktober 1888, pag. 72 ff.

Studien eine naturwissenschaftlich-philosophische Bildung, welche aus seinen vielgestaltigen Dichtungen jederzeit hervorschaut. Ein grübelnder, verbitterter Zug läßt die erhabene Schönheit von Sully-Prudhommes Sonetten und Stanzen nicht zur gebührenden Geltung kommen, weil dieser Hang zum Philosophieren die poetische Stimmung beeinträchtigt. Obwohl Sully-Prudhomme von dem nach Freiheit ringenden Jünglinge singt:

Tes rêves exploraient le palais des idées
Sur la trace d'Homère et du divin Platon,

so überläßt er sich für das Altertum der Führung des Lucrez, dessen Lehrgedicht er übersetzt hat (1869), und folgt dem Leitstern des Materialismus. Er ist der tiefste Denker unter den Lyrikern unserer Tage.*)

„Stances et Poèmes“ war der unbestimmte Name seiner ersten Gedichte (1865). Der großartige Sonettencyklus „Les Épreuves“ (1866) zerfällt schon in vier bestimmte Empfindungskreise (Amour, Doute, Rêve, Action). Die tieftraurige Grundstimmung des Dichters künden vollends die Titel der zwei großen Sammlungen „Solitudes“ (1869) und „Les vaines Tendresses“ an. Es ist nichts von jugendlich sprudelnder Frische in allen diesen hochfliegenden Gedichten. Wuchtige Gedankenschwere, ernste Sorgen um das Menschengeschlecht und seine Entwickelung, tiefes Mitleid mit dem ewiggequälten Menschenherzen treten dem Leser entgegen, aber in unnachahmlich edler und durchaus moderner Sprache. Man höre z. B., was Sully-Prudhomme ein „Rendez-vous“ nennt:

Le Rendez-vous.

Il est tard, l'astronome aux veilles obstinées,
Sur sa tour, dans le ciel où meurt le dernier bruit,
Cherche des îles d'or, et, le front dans la nuit,
Regarde à l'infini blanchir des matinées;

Les mondes fuient pareils à des graines vannées;
L'épais fourmillement des nébuleuses luit;
Mais, attentif à l'astre échevelé qu'il suit,
Il le somme et lui dit: „Reviens dans mille années.“

Et l'astre reviendra. D'un pas ni d'un instant
Il ne saurait frauder la science éternelle;
Des hommes passeront, l'humanité l'attend;

D'un œil changeant, mais sûr, elle fait sentinelle;
Et fût-elle abolie au temps de son retour,
Seule, la Vérité veillerait sur la tour.

---

*) A. Lemoyne, Médaillons contemporains: Sully-Prudhomme, Nouvelle Revue, 1. Juni 1880. Frary, Un poète philosophe, Sully-Prudhomme, ebenda, 1. Juni 1888.

Ausschließlich den Errungenschaften der neueren Naturforschung ist „Au Zénith“ gewidmet (1876). Auch der deutsch-französische Krieg hat diesem Dichterphilosophen männliche Klagelaute entrissen, wie allen Parnassiens („Impressions sur la Guerre“, 1872, „La France“, 1874). Daß Sully-Prudhomme nicht bedingungslos dem Pessimismus überantwortet ist, beweisen „Les Destins“ (1872), eine Parallele zwischen Optimismus und Pessimismus, und die große Faustdichtung „Le Bonheur“ (1888).*)

Zwischen Leconte de Lisle und Sully-Prudhomme steht des ersteren Landsmann Auguste Lacaussade, geboren 1820. Sein Hauptverdienst besteht in einer meisterhaften Ossianübersetzung (1842). Die „Poèmes et Paysages“ (1852) enthalten farbenglühende Genrebilder aus den Tropenländern, während in „Les Épaves“ (1861) der eisige Hauch der Enttäuschung und Verzweiflung weht.

Freundlicher klingen die Dichtungen des raffinierten Lebemanns und Kunstschwärmers Arsène Houssaye. Geboren 1815 zu Paris, trat er unter Gautiers Leitung zuerst als Romanschreiber und Kunstrichter in verschiedenen Tagesblättern auf. Seine ersten Gedichte „Les Sentiers perdus“ (1841) und „La Poésie dans les bois“ wurzeln ganz auf romantischem Boden. Zwei Jahre nach Lecontes de Lisles „Poèmes antiques“ ließ Houssaye unter gleichem Titel ein ganz anders geartetes Liederbuch erscheinen (1855). Das Hohelied der Jugend sang er in der „Symphonie des vingt ans“ (1867); zehn Jahre später folgten die „Cent-un sonnets, poèmes romantiques“ (1877), welche von den Spielereien Banvilles und der Allermodernsten überaus wohlthuend abstechen. Auf dem Gebiet des Romans entwickelte Houssaye eine erstaunliche Vielseitigkeit. Die Richtung, die er vorzog, ist aus den Titeln „Les grandes Dames“ (1868), „Les Parisiennes“, „Les Courtisanes du Monde“ rc. ersichtlich. Houssaye wirkte längere Zeit als Leiter der Großen Oper. Von seinen neueren litterargeschichtlichen Skizzen nennen wir die Gelegenheitsschrift „Le Roi Voltaire, sa généalogie et sa famille“ (1878) und die witzige „Histoire du 41e fauteuil de l'Académie (1885).

Zu den Lyrikern des Parnasse ist auch Anatole France, geboren 1844 zu Paris, zu rechnen. Gautiers Farbentrunkenheit findet man in seinen „Poèmes dorés“ (1873), dagegen in den „Noces corinthiennes“ (1876) eine verständnisinnige Liebe für das untergegangene Hellenentum. Im psychologischen Roman leistet A. France ebenfalls bedeutendes („Le Crime de Silvestre Bonnard“, 1881). Er zählt heute zu den beliebtesten Mitarbeitern des „Temps“.

---

*) Außer den oben genannten Dichtungen hat Sully-Prudhomme „Les Écuries d'Augias“ (1866), „Croquis italiens“ (1869), „La Révolte des fleurs“ (1874) u. a. verfaßt.

c) Götzendienst der Form: Banville, Soulary.

Während Sully-Prudhomme vermöge des tiefen Gehalts seiner Dichtungen eine abgesonderte Stellung einnimmt, steht Théodore de Banville, geboren den 14. März 1823 zu Moulins unter dem Banne des einseitigen Formenkults. Wie der romantische Wortmaler Gautier (vergl. Seite 275) ist Banville auf ausgesuchte Eigentümlichkeit in Sprache und Versmaß derart erpicht, daß er um Farbenschimmer und Klangfülle sogar dichterische Gedanken und dichterische Empfindung preisgiebt. Neunzehnjährig ließ er „Les Caryatides“ erscheinen (1842), dann „Les Stalactites“ (1846) und „Les Améthystes“. Noch bezeichnender hat er die auf seine „Odelettes“ (1856) folgenden „Odes funambulesques“ getauft (1859): sie sind allerdings eher metrische Seiltänzereien und Gliederverrenkungen als echte Dichtungen. Name und Gattung gefielen dem Reimkünstler so gut, daß er 1869 „Nouvelles Odes funambulesques“ herausgab. Bis dahin ist Banville nur der Dichter des Boulevardstreibens und der Boudoirs. Der blutige Ernst der Année terrible machte den Pariser Stutzer zum glühenden Chauvinisten. Doch ist der Ton seiner geschmacklosen „Idylles prussiennes“ (1871) ebenso innerlich unwahr als der in „Les Caryatides“ zur Schau getragene Weltschmerz. In unnatürlichem Ringen nach altertümelnder Form wetteifert Banville im Rondell, im Triolet, in der Ballade und dergleichen mit den Kunstdichtern des sechzehnten Jahrhunderts, sowie mit Villon und Marot.*) Inhaltlich sind daher seine „Ballades joyeuses“ (1873) und „Les Rondels“ (1875) ziemlich wertlos.

Mit seinem Meister Th. Gautier wetteiferte der vielseitige Banville auch in Theaterrezensionen und in Novellen („Les pauvres Saltimbanques“, 1853, „La Vie d'une comédienne“, 1855, „Les Fourberies de Nérine“, 1864, „Les Parisiens de Paris“ 1866 u. a. m.). Daneben hat er als Bühnendichter nicht unbedeutende Erfolge zu verzeichnen.**)

Neben Gautier und Banville ist der „Benvenuto du sonnet“ Joséphin Soulary, geboren den 23. Februar 1815 zu Lyon, als künstlerisches Vorbild der allerneuesten Dichterschule zu nennen.***) Sein Bildungsgang war sehr unregelmäßig: da er dem Lateinlernen und den Prügeln keinen Geschmack abgewinnen konnte, so entfloh Joséphin aus dem Gymnasium, wurde dann von seinen Eltern in ein Knabenseminar und als er auch hier kein Glück hatte, in ein

*) Vergl. Band I, pag. 242 ff. und 278 ff.

**) Banville hat seine „Comédies“ 1878 gesammelt. Sie enthalten: „Le beau Léandre“ (1856), „Diane au bois“ (1863), ferner nach seiner Novelle „Les Fourberies de Nérine“ (1864); dann „La Pomme“ (1865), „Gringoire“ (1867), „Florise“ (1870), „Déïdama“ (1876). — Seine „Poésies complètes“ kamen 1879 in 3 Bänden heraus. Banville schrieb auch ein „Petit traité de poésie“ (1881).

***) Vergl. Paul Mariéton, Joséphin Soulary et la pléiade lyonnaise,

Linienregiment nach Bordeaux geschickt. Als Genadier des 48. Regiments gab der störrische Junge seine ersten Verse in einer Zeitung heraus. Nach einigen Jahren wieder in Gnaden aufgenommen, trat Soulary als Kanzleibeamter bei der Präfektur von Lyon ein und dichtete in seinen Mußestunden weiter. Nachdem er in „Les Cinq cordes de la lyre“ (1838) und anderen Gedichtbüchern sein Formtalent bewiesen hatte, wurden seine „Sonnets humoristiques“ (1858) von der Kritik als große Kunstleistung anerkannt. Es folgten seitdem „Les Figulines“ (1862), „Les Diables bleus“ (1870), „Pendant l'invasion“ (1871, patriotisch), „La Chasse aux Mouches d'or“ (1876), „Les Rires ironiques“ (1877) u. a. m., ohne daß die Akademie dem Lyoner Dichter ihre Reihen öffnete. Es wird eben in seinen knappen und fein ausgefeilten Gedichten ein thatsächlicher Gedankeninhalt häufig vermißt.

d) Naturalistische Lyrik: Baudelaire und Richepin.

Wie im Roman der Realismus Balzacs die Zolaschen Ausschreitungen anbahnte, über welche im nächsten Abschnitt gehandelt werden soll, so erwuchs auf dem Boden von Gautiers materialistischer Poesie eine naturalistische Lyrik. Das Groteske und Abnorme, welches den jugendlichen Romantikern als Vorwurf gedient hatte, genügte nicht mehr den überreizten Sinnen. Unverhüllte tierische Sinnlichkeit, nervöse Unrast und gemeiner Schmutz zogen in die Lyrik ein, aber nicht in der Form der grobschlächtigen, urwüchsigen Gauloiseries eines Rabelais oder Villon, sondern als schwarzgallige, schadenfrohe, lebensmüde Verwünschungen gegen dies irdische Jammerthal. Die Natur redet zu diesen Kindern unserer alternden Überkultur eine düstere und drohende Sprache. Die zwei Hauptvertreter dieser vielangebauten Richtung, Baudelaire und Richepin, sind hochbegabte und denkende Dichter.

Paris 1884. — Œuvres complètes de Joséphin Soulary, Paris, Lemerre o. J., 3 Bände. Sein bekanntestes Sonett lautet:

Les deux Cortèges.

Deux cortèges se sont rencontrés à l'église.
L'un est morne: — il conduit le cercueil d'un enfant,
Une femme le suit, presque folle, étouffant
Dans sa poitrine en feu le sanglot qui la brise.

L'autre, c'est un baptême! — au bras qui le défend
Un nourrisson gazouille une note indécise;
Sa mère lui tendant le doux sein qu'il épuise,
L'embrasse tout entier d'un regard triomphant.

On baptise, on absout, et le temple se vide.
Les deux femmes, alors, se croisant sous l'abside,
Échangent un coup d'œil aussitôt détourné;

Et — merveilleux retour qu'inspire la prière —
La jeune mère pleure en regardant la bière,
La femme qui pleurait sourit au nouveau-né!

Charles Baudelaire (1821—1867) war ein Geistesverwandter des pessimistischen Sonderlings Edgar Allan Poë (1809—49), dessen Erzählungen er übersetzt hat (1855 ff. in vier Bänden). Seine ersten Dichtungen, „Les Fleurs du Mal“ (1857) wurden als sittengefährlich von der Staatsanwaltschaft verfolgt, so daß in der Neuauflage die gröbsten ausgemerzt werden mußten. Baudelaires Geisteszustand erklärt sich teilweise aus dem übermäßigen Opium- und Haschischgenuß, welchem er zur Steigerung seiner dichterischen Zeugungskraft sich hingab.

Mit ergreifender Anschaulichkeit beschrieb er seine künstlich hervorgerufenen Wahnvorstellungen in „Les Paradis artificiels, Opium et Haschisch“ (1860) und ging zuletzt an diesen absonderlichen Ausschweifungen zu Grunde. Daß Baudelaire trotz seiner krankhaften Eigenart unzweifelhaft ein echter Poet war, beweisen seine „Petits Poèmes en prose“.*)

Von den Vertretern der an Baudelaire sich anlehnenden École satanique kommt bis jetzt nur Jean Richepin für die Litteraturgeschichte in Betracht. Geboren 1849 zu Médéah in Algier, wo sein Vater Militärarzt war, studierte Richepin an der École normale supérieure zu Paris. Dort gefiel die geregelte Arbeit seinem abenteuernden Sinn weniger als die ungebundene vie de bohême. Bald gab er darum die Philologie auf, trieb sich im Quartier latin herum und durchwanderte einen Teil Frankreichs mit Jahrmarktskünstlern. Seine erste Liedersammlung, „La Chanson des gueux“ (1876), zog ihm eine dreimonatliche Gefängnisstrafe zu, während die zweite, „Les Caresses“ (1877), unbeanstandet durchging. Neben cynischen und unsauberen Liedern enthalten beide Sammlungen auch wahre Perlen. Das größte Aufsehen erregten „Les Blasphèmes“ (1884). Mit dieser „Bibel des Pessimisten und Atheisten“ wollte Richepin die schläfrige Menschheit aus dem Dusel des Optimismus aufrütteln, indem er eine materialistische Weltentstehungs- und Sittenlehre aufstellte („La Prière de l'athée“, „La Mort des Dieux“, „Le Juif errant“ u. a. m.). Es wird dem Leser aber schwer, an den Ernst dieses sonderbaren Propheten zu glauben, obschon er die packende Kraft der Darstellung voll auf sich wirken läßt.**) Folgendes Lied giebt einen Vorgeschmack der ungeschlachten „Blasphèmes“:

---

*) Asselineau, Ch. Baudelaire, sa vie et son œuvre, Paris 1868. Ziesing, Charles Baudelaire, Zürich 1879. — Œuvres complètes de Ch. Baudelaire, Paris 1868—72, 8 Bände, mit Memoiren und Briefwechsel des Dichters. Dazu Œuvres posthumes et correspondance inédite de Charles Baudelaire, précédées d'une étude biographique p. Eug. Crépet, Paris 1887.

**) Richepin scheut sich gelegentlich nicht vor einem Plagiat, wenn er etwas „Imponierendes“ unterwegs findet. Man lese den bekannten Erguß über die Thräne:

Vanquelin et Fourcroy vous ont analysées,
O larmes, et dans leurs creusets, sur leurs réchauds,
Ils ont trouvé ceci, tel que je vais l'écrire:
„Eau, sel, soude, mucus et phosphate de chaux.“
O larmes, diamants du cœur!..laissez-moi rire!
(Richepin, 1884.)

Vauquelin et Fourcroy les ont analysées,
Ils ont trouvé dedans du sel et du mucus.
Mes amis, qu'en eût dit Horatius Flaccus?
Le mucus florissant dans les âmes brisées!
Combien Horatius en eût fait des risées!
Ils ont trouvé dedans du sel et du mucus!
Paul Marrot (Le Chemin du rire — 1880).

„La vie implacable et moqueuse
Nous enlace et nous tient, la gueuse,
Et nous fait en ronde fougueuse
Danser des galops essoufflants,
Ce n'est pas la camarde glabre,
Qui conduit la danse macabre,
C'est une fille qui se cabre,
Le sang aux yeux, le rut aux flancs.
Passez! valsez! la ronde immense
Tourne sans bords et sans milieu
Ainsi qu'une roue en démence,
Ayant pour cercle son moyeu.
Passez! valsez! toujours, encore,
La fille, que son feu dévore,
Souffle dans un clairon sonore,
A pleins poumons, jamais lassés.
Passez! valsez! Elle, éperdue,
Bondit à travers l'étendue,
Tetons raidis, croupe tordue,
Le ventre en l'air! — passez, valsez".

Nicht so prahlerisch aufgebauscht ist Richepins neuester Liedercyklus „La Mer" (1886). Hier zeigt sich der tastende Jünger Balzacs und Zolas in ruhiger, strotzender Kraft. Als Naturalist mußte Richepin auch in der Erzählung sich versuchen. Er schrieb „Madame André", 1878, „La Glu", 1881, eine durch die Lokalfarbe aus der Bretagne eigentümlich wirkende Studie über eine gesunkene Frau; dann „Miarka", 1883 ꝛc. Im Drama ist er ebensowenig zur Anerkennung gelangt, wie die übrigen Naturalisten. „Nana-Sahib" (1883), ein Ausstattungsstück aus Indien, für seine Freundin Sarah

---

Eine beachtenswerte Entgegnung fanden die Blasphèmes in den „Contre-Blasphèmes" von A. Dubout (1884). Auf das vielgenannte Thränenlied antwortet der Verfasser mit folgendem Gedicht:

Eh bien, puisqu'à tes yeux nos larmes sont si drôles,
Ris, ô poète, ris! . . Mais avant, voudrais-tu
Nous dire où les pris ces larmes, perles folles,
Qui fondent aux vapeurs de l'alambic tortu?
Est-ce aux yeux du soldat qui, sombre et sans paroles,
Soutient son frère d'arme à ses pieds abattu?

Est-ce aux yeux de l'époux dont les larges épaules
Tressaillent sur un lit où tout souffle s'est tu?
Est-ce aux yeux de l'enfant qui, le soir, en prière,
Près de son père en deuil, dit: Jésus, pour ma mère!
Est-ce au bord du petit cercueil jonché de fleurs
D'où la mère en sanglots doucement se retire? . . .
Oui, poète, dis-nous où tu les pris, ces pleurs,
— Ensuite tu pourras recommencer à rire.

Bernhardt gefertigt, wurde vom Publikum der Porte-Saint-Martin abgelehnt. Auch die Bühnenbearbeitung von „La Glu“ (1883) und diejenige von Shakespeares „Macbeth“ (1884) hatten kein rechtes Glück.

e) Die Décadents oder Symbolistes.

Mit Baudelaires und Richepins Ausschreitungen hängen die der Symbolistes, oder Impressionistes, der Vertreter der „Décadence“ aufs engste zusammen. Zu dem Pessimismus tritt bei diesen Allerjüngsten eine wunderliche Schwärmerei für das Übersinnliche, Rätselhafte und Spukhafte hinzu. Die Stoffe sollen modern und menschlich sein, aber zu den höchsten Regionen des Gedankens erhoben werden. Demgemäß muß eine ganz neue Sprache geschmiedet werden, welche in unserer Seele den körperlichen Eindruck eines jeden Gegenstands sofort wachruft. An Stelle des schlichten Wortes tritt das Wortsymbol. „La littérature décadente se propose de refléter l'image de ce monde spleenétique. Elle ne prend que ce qui intéresse directement la vie. Pas de descriptions: on suppose tout connu. Rien qu'une synthèse rapide donnant l'impression des objets. Ne pas dépeindre, faire sentir; donner au cœur la sensation des choses, soit par des constructions neuves, soit par des symboles évoquant l'idée avec plus d'intensité par la comparaison“.*)

An die Spitze der neuen Schule trat der alte Mystiker Barbey d'Aurevilly (1808—89), Verfasser von „L'amour impossible“, „L'ensorcelée“, „Une Histoire sans nom“ und anderen Erzählungen. Mit Paul Verlaine und Maurice Duplessis bildete er die große trinité décadente, um welche sich die verschiedenartigsten Elemente sammelten. Neben bekannten Dichtern, wie der halbromantische Graf Villiers de l'Isle-Adam (Verfasser des Elektrikerromans „L'Ève future“) und der aus dem Zolaschen Lager geflüchtete K. J. Huysmans, zählte die impressionistische Schule der Lyrik meist unbekannte Jünger. Im Jahr 1884 wurde die „Revue indépendante“, dann „Le Décadent“ gegründet, bald darauf „La Revue décadente“, „Le Symboliste“, „La Vogue“ und andere. Jetzt ist der Stern dieser Stürmer und Dränger bereits wieder im Niedergang. Wir zählen die angesehensten mit ihren Werken kurz auf.

---

*) Anatole Baju, L'École décadente, Paris 1887. — Über die Sprache der Décadents giebt Jean Moréas folgende verständlichere Vorschriften: „rythmer la phrase selon l'allure de l'idée; employer certaines sonorités pour telle sensation, certaine mélodie pour telle autre, proscrire les sons qui se répètent sans harmonie voulue, rappeler une idée exprimée d'abord par un vocable d'autre valeur, mais semblable d'assonance à la première expression.“ — Vergl. Ed. Rod, Poètes contemporains de la France, Paul Verlaine et les décadents, Bibl. universelle, November 1888. J. Lemaître, Paul Verlaine et les poètes symbolistes et décadents, Revue bleue, 7. Januar 1888. Jules Tellier, Nos Poètes, I. Stéphane Mallarmé et Jean Moréas, Paris 1888.

Anerkannter Wortführer ist Paul Verlaine, geboren 1844, Verfasser von „Poèmes saturniens“, „Les Fêtes galantes“, „Romances sans paroles“, „Jadis et naguère“ (1884), „Sagesse“, „Les Poètes maudits“ u. a. In lobenswerter Selbsterkenntnis nennt er seine Lieder Aegri somnia, eine auf fast alle Erzeugnisse der Décadents anwendbare Bezeichnung:

Prologue pour „Jadis“ (1883).

En route, mauvaise troupe!
Partez, mes enfants perdus!
Ces loisirs vous étaient dus:
La Chimère tend sa croupe.

Partez, grimpés sur son dos,
Comme essaime un vol de rêves
D'un malade dans les brèves
Fleurs vagues de ses rideaux.

Ma main tiède qui s'agite
Faible encore, mais enfin!
Sans fièvre, et qui ne palpite
Plus que d'un effort divin,

Ma main vous bénit, petites
Mouches de mes soleils noirs
Et de mes nuits blanches. Vites,
Partez, petits désespoirs,

Petits espoirs, douleurs, joies,
Que dès hier renia
Mon cœur quêtant d'autres proies . .,
Allez, ægri somnia!

Prologue pour „Naguère“ (1883).

Ce sont choses crépusculaires,
Des visions de fin de nuit.
O vérité, tu les éclaires
Seulement d'une aube qui luit,

Si pâle dans l'ombre abhorrée
Qu'on doute encore par instants
Si c'est la lune qui les crée
Sous l'horreur des rameaux flottants,

Ou si ces fantômes moroses
Vont tout à l'heure prendre corps

Et se mêler au chœur des choses,
Dans les harmonieux décors

Du soleil et de la nature,
Doux à l'homme et proclamant Dieu
Pour l'extase de l'hymne pure
Jusqu'à la douceur du ciel bleu.

Diese halb prosaischen Verse sind noch zu verstehen. Aber bei Stéphane Mallarmé, geboren 1842, steigert sich die Künstelei bis zur völligen Rätselhaftigkeit und zum blühenden Blödsinn. Wie Baudelaire hat Mallarmé Poës Dichtungen übertragen. Von ihm sind auch „L'Après-midi d'un faune" und „Hérodiade" bei Léon Vanier erschienen, dem „bibliopole des Symbolistes".

Im Katalog desselben Verlegers sind alle Größen der greisenhaft jugendlichen Schule verzeichnet. Jean Moréas, geboren 1856, schrieb „Les Syrtes" und „Les Cantilènes", darunter die wunderlichen „Assonnances" und „Le pur Concept", ferner in Mitarbeiterschaft mit Paul Adam „Le Thé chez Miranda", „Les Demoiselles Goubert" u. a. m. Von Jules Laforgue, geboren 1860, liegen bis jetzt „Complaintes" und „L'imitation de Notre-Dame-La-Lune" vor. Francis Poictevin hat die Erzählung „Seuls" verfaßt, R. Caze „Les Poèmes de la Chair". Sonstige Mitarbeiter an der Zukunftspoesie sind Gustave Kahn, René Ghil, Léon Trézenik, Henri Beauclair („L'éternelle Chanson", triolets) Édouard Dujardin, Jehan Sarrazin fils, Arthur Rimbaud, Laurent Tailhade, Francis Viellé-Griffin und andere junge, ja unmündige Leute. Oft schwankt man beim Lesen jener wunderlichen Sonetts, ob Ernst oder Scherz, ob nicht eine bloße „fumisterie" vorliegt (z. B. A. Floupette, „Les Déliquescences").

Soviel steht fest, daß oft die Sprache der Décadents für Nichteingeweihte unverständlich ist.*) Kernige Ausdrücke aus Rabelais gesellen sich zu griechisch-lateinischen Neubildungen, geschraubte Metaphern zu einem willkürlich verdrehten Satzbau, um die allenfallsigen Gedanken mit einem dichten, stark duftenden Schleier zu verhüllen. Grammatik und Logik werden einer wesenlosen Harmonie geopfert, um à tout prix etwas Ungewöhnliches zu schaffen. Der Décadismus ist eine durchaus ungesunde Erscheinung, eines der Fäulnisprodukte, welche die seit 1870—71 sich immer steigernde „névrose" der Pariser hervorbringt. Ist der Krankheitsprozeß einmal überstanden, so muß diese Opium- und Morphiumlitteratur von selbst verschwinden.

*) In dieser Erkenntnis hat die Schule zum Gebrauch der gewöhnlichen Sterblichen ein durchaus ernst gemeintes Wörterbuch herausgegeben: J. Plowert, Petit glossaire pour servir à l'intelligence des auteurs décadents et symbolistes, Paris 1887.

2. Die sonstige Lyrik.

Mme Ackermann, Lemoyne, Theuriet, Manuel, Déroulède.

Aus der ansehnlichen Zahl der Lyriker unserer Tage, welche von Schuleinflüssen verhältnismäßig frei bleiben und eigenartiges zu Tage fördern, sollen hier noch einige Platz finden.

Der wehmutsvolle Zug, welcher die neuzeitige Dichtung Frankreichs beherrscht, findet sich am ausschließlichsten bei Frau Louise Ackermann, geboren 1813, der Witwe des Sprachforschers Paul Ackermann in Paris, weil die Dichterin sich erst mit dem neunundvierzigsten Jahr und nach herben Prüfungen an die Öffentlichkeit wagte (Premières Poésies, 1862). Abgesehen von einigen heiteren „Contes“ sind die „Poésies philosophiques“ und die „Pensées diverses d'une solitaire“ ganz und gar pessimistisch, namentlich die nach dem Jahr 1870—71 gedichteten. Hervorragend sind z. B. „Le Nuage“, „Le Déluge“, „Le Cri“, „L'Amour et la Mort“.*)

Durch und durch gesunde poetische Landschaftsbilder giebt André Lemoyne. Geboren 1822 zu Saint-Jean d'Angély (Dép. der Charente-Inférieure), studierte Lemoyne Rechtswissenschaft und wurde später Setzer und Buchhändler. Die verdiente Anerkennung, welche seine ersten Gedichte fanden („Stella Maris, Ecce Homo, Le Renoncement“, 1860, von der Akademie preisgekrönt) förderte zunächst die Sammlungen „Les Roses d'antan“ („Verblühte Rosen“, 1865) und „Les Charmeuses“ (1867) zu Tage, auf welche nach dem siebziger Krieg „Paysages de Mer“ (1876), „Légendes et Chansons marines“ (1878) und zuletzt „Soirs d'hiver et de printemps“ (1883) folgten. Aus der fruchtbaren Normandie, „terre grasse aux grands clos herbeux“, zog Lemoyne seine schöpferischen Anregungen; mit unübertrefflicher Naturfrische sind seine Landschafts- und Strandbilder, seine Fischer und Bauern aufgefaßt. Wie der große Maler Millet malt Lemoyne „en plein air“ und mit peinlichster Sorgfalt. Die hervorgebrachte Wirkung ist darum eine überraschend wohlthuende, zumal wenn man die krankhaften Elukubrationen der Modernsten daneben hält. Gedichte wie „Le Chemin perdu“, „Les Grèves normandes“, „Les Gardiens du feu“ (Leuchtturmwärter), „Matin d'octobre“, „Refuge“, „Stella Maris“, „Sous les tropiques“, „La Mort du cerf“, „Vieille Guitarre“ gehören zu den duftigsten und prächtigsten Erzeugnissen der neuesten Lyrik. Nur ein Beispiel:

---

*) K. Merwart, Madame Ackermann, eine litterarhistorische Skizze, Wien 1882. — Einzelne Gedichte Mme Ackermanns übersetzte z. B. Gräfin Wickenburg-Almásy in ihren „Gedichten“, 3. Auflage, Wien 1882.

Grèves normandes.

Ce soir, la pleine lune éclaire notre monde.
De l'abîme des flots elle sort large et ronde.
Presque au ras de la mer, elle est rouge d'abord:
Mais son orbe jaunit, et la grande marée
Dans son rayonnement monte en houle dorée,
Et roule ses lueurs jusqu'aux grèves du bord.

On voit comme en plein jour sur la courbe des plages
Les dernières maisons des bourgs et des villages,
Villages de marins et de pêcheurs normands.
Les enfants sont couchés dans le charme des rêves:
Ce long bruit cadencé du flot qui bat ses grèves
Semble un chant de berceuse aux chers petits dormants.

Un vent tout parfumé m'apporte des prairies,
Où les reines des prés restent longtemps fleuries,
Quelque chose à la fois de suave et d'amer;
Tandis qu'un grand troupeau, débouchant des vallées,
Mêle une odeur d'étable aux effluves salées
Qui montent, jour et nuit, des embruns de la mer.

J'aime à vous retrouver, grèves de Normandie,
Où travaille une race âpre au gain, mais hardie,
Fille des conquérants qui vinrent les premiers
Sous les pommiers en fleurs, que le roi Charlemagne
Avait plantés pour eux en revenant d'Espagne,
Se faire un paradis au pays des pommiers.

Auch André Theuriet, geboren 1833 zu Marly-le-Roi in Lothringen, ist ein Freund der freien Luft und des Kleinlebens, frei von kränkelnder Künstelei oder abstoßender Herbheit. Er war Beamter am Enregistrement, als ihm die Lieder „Le Chemin des bois“ (1867) die ersten Lorbeeren einbrachten. Als Trost in der allgemeinen Niedergeschlagenheit von 1871 besang er „Les Paysans de l'Argonne en 1792“; 1873 erschienen die herzerquickenden poèmes de la vie réelle „Le Bleu et le Noir“, sechs Jahre später „Les Nids“ (1879) und zuletzt die seiner Frau gewidmeten Lieder aus der Heimat „Le Livre de la Payse“ (1884). Waldidylle und Waldeinsamkeit, die Reize der Natur und des Heimatslandes, Freud und Leid im Landleben, Not und Entbehrung des kleinen Mannes („Le Tisserand“, „Chanson du Vannier“ u. a. m.), das sind die Leitmotive dieser gemütvollen Dichtungen. Zugleich bethätigte Theuriet eine große Fruchtbarkeit im Roman. Auf die „Nouvelles intimes“ (1870) folgte eine stattliche Anzahl freundlicher Genrebilder aus dem Provinzleben, welche zwischen düsterem Realismus

und verklärendem Idealismus den Mittelweg einschlagen.*) Auch in schwülerer Luft findet sich der liebenswürdige Dichter zurecht, z. B. in „L'affaire Froideville, mœurs d'employés“ (1887). Theuriet ist mit Cherbuliez wohl der bedeutendste unter den Gegnern des pessimistischen Naturalismus, deren Hauptorgan die Revue des deux Mondes bleibt.

Eugène Manuel, geboren 1823 zu Paris, faßt die sozialen Zustände der Jetztzeit mutig an, ohne in die Ferne zu schweifen. Das Drama „Les Ouvriers“ (1870) brachte bei der Aufführung tiefen Eindruck hervor. Obschon in den „Pages intimes“ (1866), sowie auch in den späteren Liedersammlungen „Poèmes populaires“ (1871), „En Voyage“ (1881) freundliche Klänge nicht fehlen, so überwiegt bei Manuel der Ernst des Lebens und der Arbeit. Seine patriotischen Lieder „Pendant la guerre“ (1872) sind edel gefaßt und weniger schrill, als etwa die „Idylles prussiennes“ Banvilles. Man lese z. B. „Défaillance“, „Les Absents“, „Délivrance“.

Der bekannteste Vertreter der sehr reichen Kriegsdichtung von 1870—71**) ist Augiers Schwestersohn Paul Déroulède. Geboren zu Paris, den 2. September 1846, begann Déroulède nach beendeten Rechtsstudien seine Schriftstellerlaufbahn mit dem Drama „Juan Strenner“ (1869). Im Juli 1870 trat er als Kriegsfreiwilliger ein und wurde bei Sedan verwundet. Seitdem hat Déroulède allen Deutschen einen unversöhnlichen Haß geweiht. Die patriotischen Schmerzenslaute von Victor Hugo, Laprade, Coppée, Banville, Sully-Prudhomme, Manuel, Leconte de Lisle und anderen wurden durch seine männlichen „Chants du soldat“ (1872) übertönt. Der stets wachsende Erfolg dieser Kriegslieder — sie wurden im Heere und in Schulen verteilt — stieg dem tapferen Dichter derart zu Kopf, daß er von nun ab sich zu einer politischen Sendung berufen glaubte. Als Haupt der deutschfeindlichen „Patriotenliga“ trat er später auf Boulangers Seite. Deroulèdes „Nouveaux Chants du Soldat“ (1875) halten mit den ersten Liedern keinen Vergleich aus; die 1888 erschienenen „Refrains militaires“ sind noch schwächer und der gröblichen Formfehler wegen von der französischen Kritik einstimmig abgelehnt worden. Seine Dramen („L'Hetman“ 1877, „La Moabite“ 1880 u. a.) haben sich auf der Bühne nicht lange behauptet.

*) Zu nennen sind: „Melle Guignon“ (1874), „Le Mariage de Gérard“, „La fortune d'Angèle“, „Raymonde“, „Nos enfants“, „Le Filleul d'un Marquis“, „Le Fils Maugars“ (1879), „Le Sang des Finoël“, „Un Miracle“, „La Princesse Verte“ (1880, ein unvergleichlich anmutiges Waldmärchen), „Toute seule“, „Sauvageonne“, „Sous Bois“, „Michel Verneuil“ (1883), „Les mauvais Ménages“, „Tante Aurélie“ (1884), „Les Œillets de Kerbac“, „Le Journal de Tristan“, „Eusèbe Lombard“, „Madame Heurteloup“, „Au Paradis des Enfants“ u. a. m.

**) Vergl. Joseph Schlüter, Die französische Kriegs- und Revanchedichtung, Heilbronn 1878.

IV. Die Prosaschriftsteller.*)

1. Die Philosophen.

Die raschen Fortschritte der Naturwissenschaften hatten jenen von der Regierung begünstigten philosophischen Eklektizismus erschüttert, welcher die Religion an sich möglichst wenig in seinen Betrachtungskreis zog. Jouffroy (1796—1842) hatte Anschluß an die schottische Schule gesucht, ohne aber zum radikalen Empirismus zu gelangen, der in Deutschland aufgekommen war.

Ein Vermittler zwischen dem Ausland und Frankreich war der Staatsmann Charles de Rémusat (1797—1875), Sohn der durch ihre Memoiren berühmten Palastdame der Kaiserin Josephine. Rémusats Hauptverdienst liegt in seiner Behandlung der deutschen und der englischen Philosophie. Er schrieb vor seiner Aufnahme in die Akademie „De la philosophie allemande depuis Kant jusqu'à Hegel“ (1845) und während seiner Verbannung in England „Bacon, sa vie, son temps, sa philosophie“ (1858), sowie die Fortsetzung dazu „Histoire de la philosophie en Angleterre depuis Bacon jusqu'à Locke“ (1860, 2 Bände).

Der Positivismus: Comte, Littré, Taine.

Auguste Comte (1798—1857), aus Montpellier, von Haus aus Mathematiker und Hilfslehrer an der École Polytechnique, hatte sich dem Saint-Simonismus angeschlossen und infolgedessen die Lehre aufgestellt, daß das Positive, d. i. die Summe der Thatsachen der Erfahrung, allein Gegenstand der Wissenschaft und die Metaphysik als illusorisch zu verwerfen sei.*) Comte unterschied drei Zustände des menschlichen Denkens: die theologische Philosophie, welche die Erscheinungen aus übernatürlichen Willensthätigkeiten, aus willkürlichen Entschließungen höherer Wesen herleitet; die metaphysische, welche sie aus nicht unmittelbar zu erkennenden und mangelhaft bestimmten Eigenschaften der Dinge erklärt, und die positive, welche den veralteten Empfindungen der Theologie und der Metaphysik die überzeugende Kraft beobachteter und untersuchter Thatsachen entgegenstellt. Die Grundlage jeder Wissenschaft muß daher die Mathematik sein, jede beliebige Wahrheit muß sich mathematisch ausdrücken, jede Qualität auf Quantität zurückführen lassen. Auf Mathematik folgt Astronomie, dann Physik und Chemie, Biologie und zuletzt

*) Die Geschichtsschreiber bis auf die Jetztzeit sind bereits Seite 292 ff. behandelt worden.

**) F. Ravaisson, Die französische Philosophie des 19. Jahrhunderts, übersetzt von E. Koenig, Eisenach 1889, Seite 50 ff. P. Janet, La philosophie française contemporaine, Paris 1879. — Robinet, Notice sur l'œuvre et la vie d'Auguste Comte, Paris 1860. É. Littré, Auguste Comte et la philosophie positive, Paris 1863; Derselbe, Auguste Comte et Stuart Mill, Paris 1866. — Comte hatte für die Saint-Simonistische Sekte einen „Plan des travaux scientifiques nécessaires pour réorganiser la société“ geschrieben (1822), ehe er ganz zur Philosophie überging.

die Sociologie, die Lehre der Beziehungen der Menschen zueinander. Diese letztere Wissenschaft in positivem Sinne umzugestalten, bilde die höchste Aufgabe moderner Wissenschaft. Comtes Lehren sind in dem „Cours de philosophie positive“ enthalten (1830—42, in 6 Bänden). Sie haben namentlich auf die englische Philosophie (Stuart Mill) eingewirkt. Sein 1851—54 erschienenes „Système de philosophie positive“ (4 Bände) zieht indessen ganz andere Schlußfolgerungen und gelangt zu einer Art Mystizismus und Fetischismus.

Émile Littré (1801—81), ein gelehrter Arzt und Professor an der École polytechnique, führte Comtes Leben im materialistischen Sinne weiter.*) Er verwies die subjektiven Erscheinungen in das Bereich der Gehirnthätigkeit, also der Physiologie, erkannte aber dem Organismus gegenüber die Realität des Begriffs der Zweckursache an. Die Betrachtung des Auges führte ihn zur Anerkennung der Lehre der allgemeinen Zweckmäßigkeit. Seine wichtigsten philosophischen Schriften sind „Analyse raisonnée du Cours de philosophie positive“ (1845), „Application de la philosophie positive au gouvernement des sociétés et en particulier à la crise actuelle“ (1849) und „Paroles de philosophie positive“ (1859). Littré war gleichzeitig ein ausgezeichneter Philolog. Seine Arbeiten über die altfranzösische Heldendichtung („La poésie homérique et l'ancienne poésie française, 1847), seine Fortsetzung der großen „Histoire littéraire de France“ (Teil 21—23) und vor allem das wahrhaft vorzügliche, noch heute einzig dastehende „Dictionnaire de la langue française“ (1863 ff., 4 Bände und 1 Supplementband) gehören zu den besten Leistungen der neueren Sprachwissenschaft. Die 1862 erschienene „Histoire de la langue française“ (2 Bände) ist in manchen Punkten überholt. Auch als Übersetzer hat Littré mannigfaltiges und wertvolles geleistet, indem er die gesamten Werke des Hippokrat (in zehn Bänden 1839 ff.) und die Naturgeschichte des Plinius (1848, 2 Bände) übertrug. Seine Nachdichtung von Dantes „Hölle“, welche einige Zeit nach seiner Aufnahme in die Akademie (1871) erschien,**) ahmt in genialer Weise die Sprache des vierzehnten Jahrhunderts nach.

Hippolyte Taine, den wir als Geschichtsschreiber und Ästhetiker Seite 304 ff. kurz besprochen haben, bewies in seinem Buch „Les philosophes français du 19e siècle“ (1857) die wissenschaftlichen Mängel des im Universitätsunterricht alleinherrschenden Eklektizismus und suchte den modernen Materialismus eingehend zu begründen.

---

*) Sainte-Beuve, Notice sur Littré, sa vie et ses travaux, Paris 1863. Caro, Ém. Littré, histoire de ses travaux et de ses idées, Revue des deux Mondes, 1. April und 1. Mai 1882; Derselbe, M. Littré et le positivisme, Paris 1883. — Einen Einblick in die Werkstätte des ausgezeichneten Sprachforschers giebt seine reizende Plauderei Comment j'ai fait mon dictionnaire, Paris 1878, übersetzt von Ed. Engel.

**) Schon 1863 und 1867 war Littré der Akademie vorgeschlagen, aber seiner „gottlosen“ Lehren halber abgelehnt worden.

Vacherot, Jules Simon, Renan.

Zu den Lehren des Positivismus gesellte sich die von den Hegelianern in Deutschland ausgehende Anregung zur Anwendung der historischen und philosophischen Kritik auf die theologischen Überlieferungen. Schon 1839—40 übersetzte Littré das Leben Jesu von Strauß ins Französische. Aber erst nach dem erfolgreichen Anfang der Opposition gegen Napoleon III. gewann der religiöse Skeptizismus eine ernste Bedeutung für das öffentliche Leben und die Litteratur durch das Erscheinen von Renans Leben Jesu.

Vor Renan hatten zwei Denker die Vollwerke der theologischen Überlieferung angegriffen. Étienne Vacherot, geboren 1809, von 1837—1851 Studiendirektor an der École Normale, geriet zuerst mit der Geistlichkeit in Streit durch seine äußerst gründliche „Histoire critique de l'École d'Alexandrine" (1846 ff., 3 Bände). Deshalb seines Amtes verlustig legte Vacherot die Ergebnisse seiner Forschungen in dem Werke „La Métaphysique et les Sciences" nieder (1858, 2 Bände). Nach ihm wäre das Ideal, also auch Gott, nur im Geiste des Menschen vorhanden und daher wie dieser selbst vergänglich: keine Menschen, kein Denken, kein Ideal, kein Gott.

Jules Simon,*) geboren 31. Dezember 1814 zu Lorient, Schüler und Vertreter Cousins an der Sorbonne, ist der Ethiker und Nationalökonom der rationalistischen Schule geworden. Er hält den Begriff des absoluten göttlichen Wesens aufrecht, greift aber die kirchliche Lehre scharf an, besonders in seinen bemerkenswerten Forschungen „Étude sur la théodicée de Platon et d'Aristote" (1840) und in der zweibändigen „Histoire de l'école d'Alexandrie" (1844). Nach der Februarrevolution trat er in der Nationalversammlung durch seine Thätigkeit in den Ausschüssen für Organisation der Arbeit und für Elementarunterricht hervor, weshalb er nach dem Staatsstreich von 1851 seines Lehramtes entsetzt wurde. Jules Simon hielt dann mehrere Jahre lang öffentliche Vorträge in Belgien und schrieb dort seine inhaltlich und stilistisch gleich ausgezeichneten populär-philosophischen Werke „Le devoir" (1854), „La religion naturelle" (1856), „La liberté de conscience" (1859). Im Jahre 1863 von den Gegnern des Kaisers zum Abgeordneten für Paris gewählt, wirkte Simon eifrig in Wort und Schrift für den von der Kirche unabhängigen, unentgeltlichen und obligatorischen Volksschulunterricht („L'école", 1864) und für die Besserstellung der Frauenarbeit („L'ouvrière", 1863, eine düstere, aber wahre Schilderung). Seine Gegnerschaft gegen die Kirche milderte sich mit der Zeit so sehr, daß er als Unterrichtsminister unter Thiers (1871—73) den Schulunterricht den Ordensgeistlichen und Ordensschwestern vollständig überantwortete. Seit 1875 ist Jules Simon Mitglied der Aka-

*) Sein eigentlicher Name ist Jules François Simon Suisse. Unter letzterem Namen hat er auch mehrere Schriften herausgegeben.

demie, seit seinem zweiten Sturz vom Ministerium (1877) beschäftigt er sich nur mit litterarischen Arbeiten.*) Wie Renan zeichnet er sich durch eine ebenso klare als gefällige Schreibweise aus.

Ein Landsmann und Freund Simons entfachte den Meinungsstreit zur vollen Heftigkeit. Ernest Renan, geboren den 27. Februar 1823 zu Tréguier in der Bretagne, ist mehr ein glänzender Gelehrter, Künstler und Schriftsteller, als ein philosophischer Theoretiker. Von seiner Familie zum Priesterstand bestimmt und seiner hohen Fähigkeiten halber dem Séminaire Saint-Sulpice in Paris zugewiesen, trat Renan bald zur Orientalistik und zur Philosophie über, weil der kirchliche Wunderglaube vor seinem scharfen Denken nicht bestand. Er erlangte 1848 den Grad eines agrégé de philosophie und nach mehreren Jahren ein Amt an der Nationalbibliothek. Sein Buch „Averroès et l'averroïsme" (1853) erregte die Aufmerksamkeit der Gelehrtenwelt. Die Neubearbeitung seiner 1847 erschienenen „Histoire des langues sémitiques" (1858, 2 Bände), sowie seine biblischen Forschungen und Übertragungen**) erhoben Renan auf den Lehrstuhl für semitische Sprachen am Collège de France. Das Erscheinen der rationalistischen „Vie de Jésus" (1863) erwarb ihm eine europäische Berühmtheit. Weniger entschieden und klar als D. F. Strauß, wußte der neue Bekämpfer der Gottheit Jesu durch malerische Schilderungen des heiligen Landes, welches er von einer 1860 unternommenen Studienreise her kannte und besonders durch seine bestechende und klare Darstellung zu wirken. Das Buch wurde Gegenstand einer leidenschaftlichen Erörterung, die sich erst in dem Kriegslärm von 1870 verlor. Selten hat ein Buch so gezündet, selten eines eine so umfangreiche und erbitterte Streitlitteratur hervorgebracht. Infolge eines gemeinsamen Schrittes der französischen Bischöfe seiner Stelle entkleidet, verwendete Renan nunmehr seine ganze Kraft auf die Durchforschung der Urgeschichte des Christentums. Aus diesen Studien ging das 1882 abgeschlossene große Werk „Les Origines du christianisme" hervor.***) Renans Schreibart ist

---

*) Er schrieb z. B. „Souvenirs du 4 septembre" (1873), „Le Gouvernement de M. Thiers" (1878, 2 Bände), „Une Académie sous le Directoire" (1884) ꝛc.

**) Die Übersetzung des „Hohen Lieds" (1860) ist von hinreißender Schönheit. Sie vermittelte Renans Beziehungen zu dem Kritiker Sainte-Beuve, welche ihm von der Regierung ein großes Reisestipendium zur Erforschung phönikischer Altertümer in Asien eintrug. Vergl. seine „Mission de Phénicie", Paris 1864. Über Renans Lehrjahre handeln seine „Souvenirs d'enfance et de jeunesse", Paris 1883.

***) Vergl. A. J. Pons, Ernest Renan et les origines du Christianisme, Paris 1881. Die einzelnen Teile der „Origines du Christianisme" sind I. Vie de Jésus (1863), II. Les Apôtres (1866), III. Saint-Paul et sa mission (1867), IV. L'Antéchrist (1873), V. Les Évangiles et la seconde génération chrétienne (1877), VI. L'Église chrétienne (1879), VII. Marc-Aurèle et la fin du monde (1882). — Renan hat auch eine Reihe „Drames philosophiques" geschrieben, welche 1888 gesammelt worden sind: „Caliban", „L'abbesse de Jouarre", „L'eau de Jouvence", „Le Prêtre de Némi" etc.. Sein letztes Werk sind „Discours et Confidences", Paris 1887.

überaus anmutend und leichtperlend. Obschon ihm die Kraftfülle eines Taine fehlt, wird er häufig für den besten Prosaiker unter den Zeitgenossen erklärt.

Die Spiritualisten: Caro, Janet u. a.

Nicht gering ist die Zahl der bedeutenden Denker und der hervorragenden Schriftsteller bei der Gegenpartei.

Als angesehenster Gegner des Positivismus und des daraus gefolgerten Pessimismus gilt Elme Marie Caro (1826—87). Zuerst Gymnasiallehrer, dann Professor der Philosophie an der Hochschule zu Douai, erhielt Caro wegen seiner „Études morales sur le temps présent“ (1855) eine Berufung an die École Normale und 1874 den Lehrstuhl der Philosophie an der Sorbonne. Den Spiritualismus verfocht er mit Geschick in seinem glänzend geschriebenen Buche „L'Idée de Dieu et ses nouveaux critiques“ (1864); später in „Le Matérialisme et la Science“ (1868) und „Le Pessimisme au 19e siècle“ (über Leopardi, Schopenhauer, Hartmann, 1878). Von seinem Verständnis deutscher Dichtung zeugt Caros Untersuchung „La Philosophie de Goethe“ (1866); auch auf dem Gebiete der Kultur- und Litteraturgeschichte hat dieser gewandte Stilist namhaftes geleistet durch die Werke „La fin du 18e siècle“, 1880, 2 Bände, „Études et portraits“, 1880, „Mme de Staël“, 1886, „George Sand“, 1887. Caro wurde 1874 Mitglied der Akademie.

Paul Janet, geboren 1823, ebenfalls Gymnasiallehrer und von 1864 ab Professor an der Sorbonne, verfaßte eine „Histoire de la philosophie morale et politique“ (1858) und suchte in mehreren besonderen Abhandlungen die radikale Strömung der neueren Philosophie zu bekämpfen. Dahin gehören vor allem „Le Matérialisme contemporain en Allemagne“ (1864), „Les Problèmes du 19e siècle“ (1872) und die Seite 364 in der Anmerkung angeführte Monographie „La philosophie française contemporaine“ (1879).

---

2. Politiker.

Es ist bereits Seite 222 erwähnt worden, daß Lamennais dem Zuge der Zeit folgend von einer idealen kirchlichen Demokratie allmählich zur Sozialdemokratie gekommen war.*) Die aufreizende Schrift „De l'esclavage moderne“ (1840) war nicht die letzte Äußerung dieses politischen Schwärmers. Louis Blanc, den wir Seite 305 den Geschichtschreibern beizählten, suchte eine Lösung der immer dringenderen Arbeiterfragen, ohne zur Gewaltthätigkeit gegen die mühelos erwerbende Bourgeoisie aufzufordern. Dadurch allein, daß

*) Vergl. Paul Janet, Les origines du socialisme contemporain, Paris 1883. — L. Stein, Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich, Leipzig 1849, 3 Bände.

der Staat die gesamte gewerbliche Thätigkeit monopolisiere, kann nach Louis Blanc der vernichtende Konkurrenzkampf aufgehoben und das Los der Darbenden verbessert werden.

Étienne Cabet, ein Advokat aus Dijon (1788—1856) huldigte in seinen Werken dem weitgehendsten Kommunismus, gründete die Wochenschrift „Le Populaire" und siedelte sich mit einer Schar unbedingter Anhänger, den sog. Icariens, in Nordamerika an, um seine Hirngespinste in Wirklichkeit zu übersetzen. Weit verbreitet war Cabets „Histoire populaire de la Révolution française" (1840, 5 Bände). Sein sozialpolitischer Roman „Voyage en Icarie" (1842) lehnt sich an ein englisches Reisewerk an.

Pierre Joseph Proudhon (1809—1865) stellte in der Flugschrift „Qu'est-ce que la propriété?" (1840) den vielgenannten Satz auf, daß Eigentum Diebstahl sei und verlor sich in nebelhaften Erörterungen über die Mängel der Weltordnung und der Gottheit, zumal als er von Napoleon III. die Erfüllung aller berechtigten und unberechtigten Wünsche der Proletarier zu hoffen begann.

Der namhafteste Kämpe der freisinnigen Partei zu gunsten einer Sozialreform war Lucien Anatole Prévost-Paradol (1829—1870), Professor der französischen Litteratur an der Hochschule zu Aix.*) Nach mehrjähriger Lehrthätigkeit wurde dieser vorzügliche Litteraturforscher Journalist. Als solcher geißelte er in sozialpolitischen und kritischen Aufsätzen sowohl die Zustände, als auch die Männer des Kaiserreichs; diese bemerkenswerten Artikel aus dem Courrier du Dimanche und dem Journal des Débats wurden später vereinigt unter dem Titel „Quelques pages d'histoire contemporaine" (1862 ff., 4 Bände) und „Essais de politique et de littérature" (1866 ff., 3 Bände). Für eine wahrhaft sittliche Familienerziehung trat er in dem Buche „Du rôle de la famille dans l'éducation" (1857), für Gleichberechtigung aller Staatsbürger und Zusammenstehen aller aufrichtigen Freigesinnten in den Schriften „De la liberté des cultes en France" (1858) und „Les anciens partis" (1860) ein. Den unausbleiblichen Kampf zwischen Napoleon und Preußen sagte Prévost-Paradol 1868 voraus („La France nouvelle").

Die ultramontane Partei besaß in Graf Montalembert und in dem giftigen Louis Veuillot zwei einflußreiche Vertreter in der Litteratur.

Charles de Montalembert (1810—70) hatte sich wie Pater Lacordaire (1802—61) und noch andere begeisterte Katholiken den Bestrebungen Lamennais' angeschlossen und an dessen Zeitschrift „L'Avenir" eifrig mitgearbeitet, bis die Verurteilung durch den Papst erfolgte. Graf Montalembert unterwarf sich und förderte durch Kammerreden, sowie durch gediegene Schriften

*) Mit seiner Erstlingsschrift „Éloge de Bernardin de Saint-Pierre" hatte Prévost-Paradol 1851 einen Preis von der Akademie erhalten. Schon in seinem sechsunddreißigsten Jahre wurde er Mitglied der Akademie. Im gleichen Jahr 1865 erschienen seine „Études sur les Moralistes français".

mit ehrlicher Begeisterung die Sache des Papsttums und des Ultramontanismus. Außer der Streitschrift „Des intérêts catholiques au 19e siècle“ (1852) gehören noch hierher: „Du Vandalisme et du Catholicisme dans les arts“ (1840), „Les Moines d'occident“ (1860 ff., 5 Bände), „Le Pape et la Pologne“ (1864) ꝛc.

Weniger achtbar als Montalembert ist sein Parteigenosse Louis Veuillot (1813—83), Redakteur des „Univers“. Dieser journalistische Klopffechter bekehrte sich nach einer Romreise im Jahre 1838 zum Ultramontanismus und wirkte von da ab durch allerlei Mittel für diese Partei. Zeitungsartikel, harmlose und unsittliche Romane, („Pierre Saintive“, 1840; „Agnès de Lauvens“, 1842), erbitterte Flug- und Streitschriften („Les Libres Penseurs“, 1848, „Le Parfum de Rome“, 1862, „Les Odeurs de Paris“, 1866 u. a. m.) schleuderte Veuillot gegen Andersdenkende, ohne sich im Mindesten um schriftstellerischen Anstand zu kümmern. Eine Sammlung der Erzeugnisse seiner unermüdlichen Feder veranstaltete er unter dem Titel „Mélanges religieux, historiques, politiques et littéraires“ (1857—76, 18 Bände). Eine schmerzliche Züchtigung erteilte ihm Augier im Drama „Le Fils de Giboyer“ (1862), da jeder Theaterbesucher das Urbild des grundsatzlosen Lohnschreibers Giboyer erkannte.*)

---

3. Litteraturkritiker.

Auf dem Gebiet der litterarischen Beurteilung und Besprechung leisten die größeren Zeitungen und Zeitschriften Frankreichs wirklich hervorragendes, ja stellenweise mustergiltiges, weil sie namhafte Gelehrte und Litteraturforscher als Mitarbeiter zu gewinnen und dauernd zu fesseln vermögen. Nicht allein Blättern wie „Le Temps“, „Le Journal des Débats“ und dergl., sondern auch den Zeitungen mittleren Ranges wie „Le XIXe Siècle“ stehen Kunstrichter von Gewicht zur Seite, deren kritische Arbeiten später in Buchform abgedruckt werden können, ohne an Wert einzubüßen.

An der Spitze der zeitgenössischen Kritik stehen zwei ergraute Schriftsteller Scherer und Sarcey. Edmond Scherer, geboren 8. April 1815 zu Paris aus einer schweizerischen Familie, wurde 1845 Professor der protestantischen Theologie in Genf und gründete, nachdem er dieses Amt aus Glaubensrücksichten aufgegeben hatte, in Straßburg das Organ der kritischen Theologenschule „Revue de théologie“. Die 1860 gesammelten „Mélanges de critique religieuse“ trugen zum erstenmale, dank den Besprechungen durch Sainte-Beuve, den Namen des ernsten Denkers in weitere Kreise.

*) Vergl. Seite 333. Außer der dort angeführten Stelle läßt die folgende an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: „C'était le hussard de l'orthodoxie. Il restera dans nos fastes sous le nom de pamphlétaire évangélique, conviciator angelicus.“ (I. 7.)

Scherer trat in die Redaktion des „Temps“ ein und besprach fast zwanzig Jahre lang alle nennenswerten Litteraturerzeugnisse mit außerordentlichem Scharfsinn und durchaus nüchterner, kühler Unparteilichkeit.*) Seine „Études critiques sur la littérature contemporaine“ (1863—74, 4 Bände, 1876—89, 5 Bände) sind für den Litteraturforscher unentbehrlich.

Francisque Sarcey, geboren 8. Oktober 1828 zu Dourdan,**) Mitschüler Abouts und Taines an der École Normale, wirkte in mehreren Städten als Gymnasiallehrer, bis er sich endgiltig für die Journalistik entschied und beim „Figaro“ und anderen Blättern Mitarbeiter wurde. Zu seinen inhaltsreichen Aufsätzen gesellten sich bald seine philologische Plaudereien („Le mot et la chose“) und die satirisch-politische Erzählung „Le nouveau seigneur du village“ (1862), welche den Verfasser zum erklärten Liebling der Zeitungsleser machten. Seit 1867 schreibt Sarcey für den „Temps“ regelmäßig Theaterbesprechungen, welche auf das Kunsturteil der Pariser einen sehr bedeutenden Einfluß ausüben. Auch seine Chroniken im „XIX[e] Siècle“, seine Wochenübersichten in der „Opinion nationale“ sind mit Recht geschätzt. In Buchform gab Sarcey seit 1871 eine Reihe von Arbeiten heraus, darunter „Le Siège de Paris (1871), „Le Piano de Jeanne“ (1876), „Comédiens et Comédiennes, la maison de Molière“ (1877 ff.) und die anziehenden „Souvenirs de jeunesse“ (1884 ff., 2 Bände).

Neben einer reichen Thätigkeit als Litteraturkritiker hat Marc-Monnier (1829—1885) eine solche als fruchtbarer Romandichter entwickelt. In Neapel von französischen Eltern geboren, hat dieser geistvolle Schriftsteller zuerst einige Werke über Geschichte und Kulturgeschichte Italiens, sodann von 1863 ab in der Revue des deux Mondes eine Reihe reizender Romane und Erzählungen veröffentlicht. Auch als Dramatiker und Lyriker hervorragend, hat Marc-Monnier durch das gründliche Werk „Genève et ses poètes du 16[e] siècle à nos jours“ (1874) und die großangelegte „Histoire de la littérature moderne“ (1884—85, 2 Bände), welche leider Torso blieb, sich hohes Ansehen erworben.***) Er starb als Professor der vergleichenden Litteraturgeschichte an der Universität zu Genf.

---

*) In dem Buche „La Critique et la foi“ (1850) legte Scherer seinen rationalistischen Standpunkt dar. Vergl. auch „A. Vinet, sa vie et ses écrits“, Paris 1853 und „Lettre à mon curé“, ebenda 1853. — Zum Verständnis Goethes hat sich der prosaische Scherer nicht aufschwingen können. Vergl. L. Spach, Goethe und Edmond Scherer (Zur Geschichte der modernen französischen Litteratur, pag. 152 ff.).

**) Dourdan ist ein Städtchen zwischen Paris und Chartres, im Departement Seine et Oise.

***) Vergl. Breitinger, Marc-Monnier über die Entwickelung der Genfer Litteratur, Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur, Band II, Seite 345 ff. — Von seinen zahlreichen Dichtwerken sind zu nennen: die Gedichte „Lucioles“ (1853), „Poésies“ (1871), „La Vie de Jésus racontée en vers“ (1873), eine formvollendete Faustübersetzung (1875), einzelne Fragmente von Ariosts Rasendem Roland (1878). Unter seinen Novellen sind hervorragend „Nouvelles napo-

Jules Claretie, geboren 1840 zu Paris, ist ebenso vielseitig, aber nicht so gleichmäßig hervorragend. Seine erste Novelle hieß „Une Drôlesse“ (1862), bald folgten „Les Ornières de la vie“ (1864) und die äußerst spannende Erzählung „L'Assassin“ (1866). Auf die Bühne brachte Claretie mehrere Dramen, teilweise auch Bearbeitungen eigener Romane.*) Gleichzeitig lieferte er für verschiedene große Zeitungen (Indépendance belge, Figaro, Temps u. a.) anziehende Plaudereien über Leben und Kunst in Paris. In Buchform gesammelt rechtfertigen diese Aufsätze, besonders die Theaterkritiken „La vie moderne au théâtre“ (I. Band 1868, II. 1875), die „Portraits contemporains“ (1875, 2 Bände), nicht minder die 1880 begonnene Sammlung „La Vie à Paris“ und die für Quantins „Célébrités contemporaines“ geschriebenen Lebensbilder berühmter Schriftsteller des heutigen Frankreich (1882 ff.) in vollem Maße das Ansehen, welches Claretie in gebildeten Kreisen besitzt und welches ihm die Stellung eines obersten Leiters des Théâtre-Français und 1888 auch die Mitgliedschaft der Akademie verschafft hat. Seine neuesten Werke sind Sensationsromane im besseren Sinne des Wortes. Er schildert lebendig, was er im politischen Gewühl, oder im internationalen high-life von Paris gesehen hat, aber ohne die Herbheit der Naturalisten. „Monsieur le Ministre“ (1882) hat eine entfernte Verwandtschaft mit Daudets „Numa Roumestan“, ebenso „Le Million“ mit dem „Nabab“ desselben Dichters. „Doris, mœurs du jour“ (1883) sucht nach berühmten Mustern der männlichen Treulosigkeit die moralische Schuld am Sündenfall der Geliebten aufzubürden. „Le Prince Zilah“ (1884) erregte großes Aufsehen, weil man die Geschichte von Garibaldis Ehe darin erblickte. In den „Jean Mornas“ betitelten Novellen (1885) kommt unter anderm die hypnotische Suggestion als treibende Kraft zu Ehren. Claretіes neuester Roman führt den Titel „Candidat!“

Auch die Parnassiens haben in der Litteraturkritik sich ausgezeichnet. Gautiers Jünger Paul de Saint-Victor (1827—81) war ihr geschätztester Feuilletonist. Seine Studien „Hommes et Dieux, études d'histoire et de littérature“ (1867) und ganz besonders die gesammelten Abhandlungen über das Drama „Les deux Masques“ (1880 ff., 2 Bände) verdienen mehr durch die außerordentlich gepflegte Schreibart („un style peigné et poli“),

---

litaines“ (1880), „Le Charmeur“ (1882, eine Sammlung von 4 Novellen), „Un Détraqué“ (1882, Satire auf den Naturalismus). Nach mehreren Lustspielen schrieb er ein „Théâtre de Marionnettes“ (1873). — Marc-Monniers Nachfolger auf dem Genfer Lehrstuhl ist Edouard Rod, der Verfasser von „La Course à la Mort“ (1885), „Tatiana Leïloff“ (1886) und mehreren pessimistischen Romanen.

*) Von Claretіes zahlreichen Romanen sind noch zu nennen: „Mademoiselle Cachemire“ (1867), „Le Roman des soldats“ (1872), „Les Muscadins“ (1874), „Michel Berthier“, „Une femme de proie“. „Le troisième dessous“, „Le Train 17“, „Les amours d'un interne“ u. a. — Sein Name wird nicht Clarecie ausgesprochen.

als durch den Wert der darin geäußerten Kunstansichten einen Platz in der Geschichte der Kritik.

Zwei hochverdiente Mitarbeiter der „Revue des deux Mondes“ ließen sich besonders die Pflege deutscher Litteratur und Philosophie angelegen sein. Saint-René Taillandier (1817—79) vertiefte sich nach Abschluß seiner Studien in Heidelberg, wo er drei Semester verweilte, sodann auf einer Reise durch Deutschland in die neuere Dichtung des Nachbarlandes. Als Professor an der Straßburger Hochschule schrieb er gediegene Aufsätze hierüber („Études de littérature étrangère“, 1847; „Histoire de la jeune Allemagne“, 1848 etc.). Später lehrte Taillandier an der Universität zu Paris und verfaßte unter anderm „Écrivains et poètes modernes“ (1861), „Corneille et ses contemporains“ (1866).

Ange Henri Blaze de Bury, geboren 1813, machte sich ebenfalls mit Deutschland und deutschem Geist gründlich bekannt, worin ihm ein längerer Aufenthalt am Weimarer Hof sehr förderlich war. Für die Zeitschrift seines Schwagers Buloz schrieb er eine große Anzahl glänzender Aufsätze zur deutschen Litteratur, sowie formvollendete Übertragungen Goethescher Dichtungen. Außer einer Faustübersetzung*) sind hervorzuheben „Les Poésies de Goethe“ (1843) und „Écrivains et poètes de l'Allemagne“ (1846, 2 Bände).

Louis de Loménie (1815—78) entwarf als junger Schriftsteller eine Anzahl Lebensskizzen ausgezeichneter Zeitgenossen, welche später die „Galerie des contemporains illustres, par un homme de rien“ (1840 ff., 10 Bände) bildeten. Loménie wurde bald darauf Professor am Collège de France und an der Polytechnischen Schule. Tiefgehende Studien machte er insbesondere über das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wie das kulturgeschichtliche Werk „Beaumarchais et son temps“ (1856, 2 Bände) und die unvollendet gebliebene Studie „Les Mirabeau“ (1879, 2 Bände), beweisen.

Seit einem Jahrzehnt waltet der gelehrte Ferdinand Brunetière, geboren 1849, bei der Revue des deux Mondes des litterarischen Kritikeramts. Seine Hauptstärke liegt in der Darstellung einzelner Erscheinungen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts („Études critiques sur la littérature française“, 1880 und 1882, je ein Band). Dem Naturalismus gegenüber verhält sich Brunetière ablehnend. Sein geistvolles, aber einseitiges Buch „Le Roman naturaliste“ (1883) wurde von der Akademie in nicht zu mißdeutender Kundgebung gegen Zola und seinen Anhang preisgekrönt.

---

*) Blaze de Bury wurde durch Goethes „Faust“ zum mystischen Drama „Le Souper chez le Commandeur“ angeregt (1834), sowie zur Dichtung „Margaritus“ (1835). Nach einer Abhandlung über Faust II in der Revue des deux Mondes erschien die vortreffliche Übersetzung „Le Faust de Goethe“ (1840). Über französische Faustlitteratur vergl. Th. Süpfle, Geschichte des deutschen Kultureinflusses, II, 136 ff.

Jules Lemaître, geboren 1853, ist trotz seines jugendlichen Alters etwa seit 1880 als Dichter und als Kritiker in seiner Bedeutung erkannt. Er gab die Gymnasiallehrerlaufbahn auf, um sich der Revue politique et littéraire (Revue Bleue) und anderen Zeitschriften ganz widmen zu können und schrieb mit freiem und feinem Kunsturteil die vortrefflich abgerundeten Studien zur neuesten Litteraturentwickelung „Les Contemporains, études et portraits littéraires (seit 1885 vier Bände).

Selbständige zusammenfassende Darstellungen der französischen Litteraturgeschichte sind mehrfach in Frankreich versucht worden.

Eugène Géruzez (1799—1865), Professor an der Faculté des lettres in Paris, schrieb einen Abriß der Geschichte der Litteratur bis zur großen Revolution („Histoire de la littérature française, depuis ses origines jusqu'à la Révolution“, 1852, 2 Bände, 15. Auflage 1882) und fügte diesem gediegenen Werke eine „Histoire de la littérature française pendant la Révolution“ an, welche jetzt in sechzehnter Auflage vorliegt. Beide Werke hat die Akademie preisgekrönt.

Paul Albert (1827—1880), Professor für lateinische Litteratur am Collège de France, hat außer einer Geschichte der Litteratur der Römer (1871, 2 Bände) eine sehr gewandt geschriebene, aber nicht besonders tiefgründige französische Litteraturgeschichte hervorgebracht, die mit den nach seinem Tod gedruckten Abschnitten bis zum Ende der romantischen Schule reicht („La littérature française“, 1872—85, 4 Bände).

Jacques Demogeot, geboren 1808, Oberlehrer an verschiedenen Gymnasien, zuletzt am Lycée Saint-Louis, dann Professor der Litteraturgeschichte an der Sorbonne, gab fast gleichzeitig mit seinem Freunde Géruzez die bis auf das Ende des Romantizismus sich erstreckende einbändige „Histoire de la littérature française“ heraus (1851), welche ihrer faßlichen Kürze und warmen Darstellung halber rasch Eingang fand und jetzt zur zweiundzwanzigsten Auflage gelangt ist. Genauere Kenntnisse des klassischen Zeitalters legt Demogeot im „Tableau de la littérature française au XVIIe siècle“ (1859) dar, während seine vergleichende „Histoire des littératures étrangères, considérée dans ses rapports avec le développement de la littérature française (1880, 2 Bände) eine ziemlich bedenkliche Oberflächlichkeit unter dem glanzvollen Stil verbirgt.

Vierter Abschnitt.

Das Zeitalter des Naturalismus.

(Die dritte Republik.)

Die von den Romantikern mit Bestimmtheit formulierte Forderung einer Abkehr von der Konvention und Abstraktion hatte, wie im vorigen Abschnitt gezeigt, in Balzac einen hochbegabten und entschlossenen Vertreter gefunden. Auf seinen Spuren wandeln seit Ende des zweiten Kaiserreichs die Naturalisten, welche sich mit Nachdruck auf den Roman geworfen haben.

Die Gegenwart allein gilt bei der naturalistischen Schule als Aufgabe der dichterischen Darstellung. Der Romandichter soll die Wirklichkeit studieren und den objektiven Befund seiner Forschungen mit peinvoller Gewissenhaftigkeit und ohne klappernde Rhetorik darlegen. Das Abstoßende und Verstimmende, welches bei Hugo nur dem Schönen als Folie diente, rückt nunmehr in den Vordergrund und wird häufig ohne künstlerische Notwendigkeit in aller Breite dargelegt, um gegen das Konventionelle möglichst abzustechen.

Der Zwiespalt zwischen Glauben und Wissenschaft, durch die fortschreitende Naturerkenntnis, namentlich durch die ungemein rasche Verbreitung der Darwinistischen Entwickelungslehre vergrößert, nährte den Pessimismus. Die politischen Ereignisse steigerten das allgemeine Wehgefühl zu einer förmlichen Gemütskrankheit. Diese spiegelt in den Romanen der naturalistisch gesinnten Jugend sich wieder. K. J. Huysmans, ein Schüler Zolas, ergreift die Feder „écœuré par l'ignominieuse mufflerie du siècle présent“.

Zunächst wurde allen dichterischen Erfindungen der Krieg erklärt. Alle Lebewesen sind Aggregate von Organismen, alle Lebenserscheinungen dem gleichen Mechanismus unterworfen wie die unorganische Welt, — diese materialistische Lehre, welche durch die streng wissenschaftliche und doch leicht lesbare „Introduction à l'étude de la médecine expérimentale“ des großen Physiologen Claude Bernard (1813—1878) zum Axiom erhoben worden war, wurde zum Leitgedanken des Naturalismus. An Stelle der Ideen dienen den dargestellten Persönlichkeiten die Instinkte, an Stelle der Psychologie treten Pathologie und Physiologie ein. Nicht alle Jünger der Zolaschen Lehre vermögen die Psychologie auszuschließen, so daß zwei einander durchdringende Strömungen sich im Roman unterscheiden lassen. Der objektive Naturalismus, wie man ihn nennen könnte, führt ein peinlich genaues Bild äußerer Vorkommnisse und greifbarer Dinge vor, ohne die tieferliegenden Gründe darzulegen, weil auch im gewöhnlichen Leben das psychologische unter der Decke des Thatbestands schlummert. Die Analytiker, oder psychologischen Naturalisten, forschen nach den geheimsten Gründen und Triebfedern des dargestellten Handelns und Empfindens; sie sind also Realisten des inneren

Seins. Die letztere Richtung beginnt in neuester Zeit obzusiegen, Paul Bourget ist ihr genialer Vertreter. „Le romancier d'aujourd'hui“, sagt Guy de Maupassant, „écrit l'histoire du cœur, de l'âme et de l'intelligence à l'état normal. Pour produire l'effet qu'il poursuit, c'est-à-dire l'émotion de la simple réalité, et pour dégager l'enseignement artistique qu'il en veut tirer, c'est-à-dire la révélation de l'homme contemporain devant ses yeux, le romancier devra n'employer que des faits d'une vérité irrécusable et constante ... Le réaliste, s'il est un artiste, cherchera, non pas à nous montrer la photographie banale de la vie, mais à nous en donner la vision plus complète, plus saisissante, plus probante que la réalité même“.

Alle Naturalisten glauben zum Erzeugen der geeigneten Stimmung sich ausführlicher, ja ermüdender Aufzählungen und Beschreibungen bedienen zu müssen, welche Zola „documents humains“ genannt hat. Mit Vorliebe verweilen die Zolaisten bei leblosen Dingen, welchen sie ein intensives Leben einzuhauchen suchen, um durch die Ideenverbindung zu wirken. (Vergl. Seite 384.)

In der Sprachgestaltung haben die Naturalisten die Arbeit der Romantiker fortgesetzt und erweitert. Jeder rhetorische Prunk wurde verbannt und die Sucht nach dem mot propre bis zur äußersten Grenze getrieben. Victor Hugo hatte im sozialen Roman „Les Misérables“ ein besonderes Kapitel dem Wort Cambronnes gewidmet und dasselbe in der vollen Pracht seiner fünf Buchstaben entfaltet. Für Zola und seine Jünger sind solche auf der Straße aufgelesenen Wörter köstliche Funde; keines ist zu schmutzig, keines ist zu gemein, kein Schimpfwort zu unflätig, wenn la réalité in Frage kommt. Man vergißt aber häufig in gerechtem Unmut über die Maßlosigkeit solcher Spracherzesse, daß die Naturalisten zahlreichen Wörtern aus provinziellen Mundarten und aus der Volkssprache das Bürgerrecht erobert, daß sie halbvergessene und echt französische Wortbildungen aus dem sechzehnten Jahrhundert wieder hervorgeholt haben, um den jetzigen Sprachschatz zu bereichern. Die meisten handhaben die selbstgeschmiedete Waffe mit einer Virtuosität, die ihnen eine Bedeutung in der Litteratur sichert, wenn man auch ihre Ausschreitungen verurtheilen muß. Wie malerisch schildert z. B. Zola den Anblick einer Kirche während des feierlichen Umzugs:

Maintenant, toute la cathédrale braisillait, ardente. Cette houle de cierges qui la traversait allait allumer des reflets sous les voûtes écrasées des bas côtés, au fond des chapelles, où brillaient la vitre d'une châsse, l'or d'un tabernacle. Même dans le pourtour de l'abside, jusque dans les cryptes sépulcrales, s'éveillaient des rayons. Le chœur flambait, avec son autel incendié, ses stalles luisantes, sa vieille grille dont les rosaces se découpaient en noir. Et l'envolée de la nef s'accusait encore, en bas les lourds piliers trapus portant les pleins cintres, en haut les faisceaux de colonnettes s'amincissant, fleurissant, parmi les

arcs brisés des ogives, tout un élancement de foi et d'amour, qui était comme le rayonnement même de la lumière. („Le Rêve".)

Die unglaubliche, verblüffende Wortgewalt, über welche Zola verfügt, zeigt sich nirgends unbestrittener, als in den fünf verschiedenen Beschreibungen von Paris in fünf verschiedenen Beleuchtungen („Une Page d'amour"), oder in der berüchtigten Geruchssymphonie der Pariser Markthallen („Le Ventre de Paris"). Er ist thatsächlich fähig, sinnliche Täuschungen hervorzubringen, Lichtbilder oder Gerüche leibhaft hervorzurufen. Mitunter wirkt eine greifbare naturalistische Beschreibung auch ekelerregend. Aber wie läßt sich eine scheußlich zerfallene Hütte besser versinnbildlichen als mit folgenden Worten: „En somme, les infirmités d'une vieillesse horrible, l'expuition catarrhale des eaux, les couperoses du plâtre, la châssie des fenêtres, les fistules de la pierre, la lèpre des briques, toute une hémorrhagie d'ordures, s'étaient rués sur ce galetas qui crevait seul à l'abandon dans la solitude cachée du bois." (Huysmans, En rade.)

Der Streit um den Naturalismus ist noch immer unentschieden. Jedenfalls wird diese Kunstrichtung tiefe Spuren in der Zukunftslitteratur zurücklassen. Wer unter ihren Jüngern würdig ist, der Nachwelt genannt zu werden, vermag heute noch nicht festgestellt zu werden. Wir beschränken uns daher auf die anerkannten Meister des Naturalismus, oder wenigstens auf die, welche die Mitwelt als solche ansieht.*)

---

1. Flaubert, Goncourt.

Gustave Flaubert (1821—1880), Sohn eines Arztes in Rouen, studierte Rechtswissenschaft in Paris ohne Erfolg. Epileptische Anfälle zwangen ihn, sich ins Elternhaus zurückzuziehen und jeder regelmäßigen Thätigkeit zu entsagen.**) Im Jahre 1847 unternahm er mit seinem

---

*) Vergl. Zola, Les romanciers naturalistes, Paris 1881. F. Brunetière, Les origines du Roman naturaliste, Revue des deux Mondes, 15. September 1881; Derselbe, Le Roman naturaliste, Paris 1883. H. und J. Hart, Kritische Waffengänge, Leipzig 1882, Band II. O. Welten, Zolaabende bei Frau v. S., Berlin 1883. Kl. Hermann, Der Naturalismus und die Gesellschaft von heute, Hamburg 1886. — Zur neuesten Romanlitteratur sind außer den Berichten in den litterarischen Zeitschriften besonders hervorzuheben: H. J. Heller, Die Entwickelung der neuesten Romandichtung in Frankreich, Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur, Band X [1], Seite 308 ff. Jan ten Brink, Litt. Schetsen en Kritieken, Leyden 1887 ff. (bereits mehrere Bände, vergl. die Besprechung von H. J. Heller, Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur, Band X [2], Seite 116 ff.). Paul Ginisty, L'année littéraire, jährlich ein Band seit 1885. J. Lemaître, Les Contemporains, études et portraits littéraires, Paris 1885 ff., 4 Bände. St. Rzewuski, Études littéraires (P. Bourget, Guy de Maupassant u. a.), Paris 1888, gesammelte Aufsätze aus der Revue indépendante.

**) Maxime Du Camp, Souvenirs littéraires, Paris 1882, Band I, S. 219 ff. (gesammelte Aufsätze aus der Revue des deux Mondes). — Von Flauberts Briefwechsel lagen 1889 erst zwei Bände vor, die bis 1854 reichen. Besonders fesselnd

Freunde Maxime Du Camp eine Wanderung durch die Bretagne, während welcher beide Genossen ihre dichterischen Eindrücke niederschrieben. Dies war entscheidend für Flauberts Lebensgang.*) Sein erstes Werk war „La Tentation de Saint Antoine“, ein diffuser und schwülstiger philosophischer Roman nach dem Muster von Quinet „Ahasvérus“, voll wunderlicher scholastischer Gelehrsamkeit, die Flaubert aus rastlosem Studium der Kirchenväter, der Konzilakten und dergl. schöpfte. Obwohl er drei Jahre unausgesetzt daran gearbeitet hatte, ließ er sich doch bestimmen, das unreife und unklare Werk noch nicht herauszugeben, und „La Tentation“ erschien erst 1874 in wesentlich veränderter Gestalt. Die Lehrjahre beschloß eine größere Reise nach dem Orient, gleichfalls mit Du Camp (1849—1850). Aus dieser brachte Flaubert den Plan zu seinen epochemachenden Romanen mit.

In Gegensatz zu Balzacs Fruchtbarkeit steht die geringe Zahl der von Flaubert hinterlassenen Werke. Drei große Romane und einige Novellen, — das ist alles, was dieser geniale Schriftsteller in fast dreißig Jahren vollenden konnte. Denn er war ein ungemein fleißiger und langsamer Arbeiter, der jedes Wort einzeln schnitzte und meißelte: an „Madame Bovary“ hat er z. B. sieben Jahre fast unausgesetzt sich abgemüht.

„Madame Bovary“ (1857, 2 Bände) bildet den Ausgangspunkt des zur Anerkennung gelangten naturalistischen Romans, vermöge der überwältigenden Wahrheitsfülle und Wahrheitskraft einerseits, anderseits vermöge der mit subtilster Kunst ausgearbeiteten, scheinbar zum Fortgang der Handlung entbehrlichen Beschreibungen.**) „Madame Bovary“ enthält die von Flaubert miterlebte Familiengeschichte eines jungen Landarztes aus der Nähe von Rouen. Nachdem seine ungeliebte erste Gattin gestorben, heiratet Bovary eine ziemlich mittellose Pächterstochter, welcher die Romanlektüre den Kopf verdreht hat. Die etwas prosaische Ehe mit dem ruhigen und pflichttreuen jungen Mann entspricht ihren Träumen nicht, das Grübeln und Sinnen untergräbt ihre Gesundheit, selbst die Geburt einer Tochter kann Madame Bovary das seelische Gleichgewicht nicht wiedergeben. Sie unterliegt der Versuchung, ohne daß Bovary das geringste ahnt. Als ihr Liebhaber dann nach Paris zurückkehrt,

---

sind Lettres de Flaubert à George Sand, p. p. Guy de Maupassant, Paris 1884. — Über einzelne Werke vergl. die Studien von Saint-René Taillandier, Revue des deux Mondes, 15. Februar 1863; von E. Montégut, ebenda, 1. Dezember 1876; F. Brunetière, ebenda, 15. Juni 1880.

*) Dieses gemeinsame Werk kam nach Flauberts Tod unter dem Namen „Par les Champs et par les Grèves“ heraus (1885). Nach Du Camps Souvenirs hätte Flaubert die Kapitel mit gerader Nummer, Du Camp die mit ungerader geschrieben.

**) „Madame Bovary“ sollte zuerst in Laurent Pichats „Revue de Paris“ erscheinen. Die Zumutung des Herausgebers, daß zuerst eine Anzahl längerer Exkurse, welchen Flaubert gerade den größten prinzipiellen Wert beimaß, gestrichen werden sollten, erbitterte aber den Verfasser. Über die Rolle des aufrichtigen Freundes Maxime Du Camp bei diesen Unterhandlungen hat ein von Guy de Maupassant veröffentlichter Brief desselben neues Licht verbreitet (vergl. Revue politique et littéraire vom 19. Januar 1884).

sucht die Unglückliche in leidenschaftlicher, fast sinnlicher Frömmigkeit und Buße eine Entschädigung. Nach ihrer Genesung aus schwerer Krankheit treibt sie die Nervenzerrüttung wieder an, den aufopfernden Gatten zu betrügen, diesmal mit einem anderen Liebhaber. Sie häuft Schulden auf Schulden, lebt in unablässiger Angst und Seelenqual, bis der unvermeidliche Treubruch des neuen Geliebten sie in Verzweiflung stürzt. Madame Bovary nimmt heimlich Gift und stirbt nach einigen Tagen, mit den kirchlichen Tröstungen versehen. Der treffliche Bovary, der bis zur letzten Stunde seiner Frau mit Blindheit traute und mit inniger Liebe anhing, wird erst durch die aufgefundenen Liebesbriefe von dem schmählichen Lebenswandel der Toten unterrichtet. Er wird daher Menschenfeind und Einsiedler. Eines Tages findet ihn sein Töchterchen tot in der Laube.

Die ländliche Hochzeitsfeier in der Normandie, den Kirchgang, das Volksfest hat Flaubert mit gleicher Treue und Ausführlichkeit geschildert, wie die Krankheitssymptome, welche die Vergiftung hervorbringt, oder wie die einzelnen Liebesauftritte. Balzac war durch diesen trostlos stimmenden, das übertünchte Laster in seiner ganzen Nacktheit bloßstellenden Roman überboten. Flauberts sittlicher Ernst war dabei so offenkundig, daß eine gerichtliche Verfolgung wegen Sittengefährdung fruchtlos blieb und die Leserwelt nur nachdrücklicher auf den unerbittlichen Realisten hinwies.

Von der Gegenwart schweift der Dichter nach dem karthagischen Altertum, dessen Kulturstätten auf ihn einen außerordentlichen Eindruck gemacht hatten. Der geschichtliche Roman „Salammbô“ (1862) spielt in der Zeit des Söldnerkrieges und des Kampfes zwischen Rom und dem Vaterlande Hannibals. Eine Menge von künstlerisch abgewogenen und abgerundeten, durch ihre Anschaulichkeit überwältigenden Schilderungen und Geschehnissen dreht sich um die Person von Hamilkars Tochter, der Priesterin Salammbô und um den Afrikaner Matho, den Führer der Aufständischen; das ganze Werk zeugt von den eingehendsten Geschichts- und Sittenstudien.*) Auf das archäologische Gebiet wagten die Naturalisten dem gelehrten Dichter der „Salammbô“ und der „Tentation de Saint Antoine“ nicht zu folgen. Was über den Bannkreis der Gegenwart hinausgeht, gehört ja nach ihrer Kunstansicht nicht mehr ins Gebiet der naturalistischen Dichtung.

Flaubert ließ sieben Jahre verstreichen, ehe ein neues Buch seine fleißige Werkstätte verließ. „L'éducation sentimentale“ (1870), sein drittes und letztes Hauptwerk, führte eine mit vielen selbsterlebten Zügen untermischte Charakterentwicklung des „modernen“ Jünglings aus. Die strenge Objektivität des Dichters läßt das Ganze matt erscheinen, sofern man von einem Roman auch lebendige Bewegung und Handlung fordert.

Was Flaubert neben und nach diesen wahrhaft großen und ausgereiften

*) Eine Édition définitive avec des documents nouveaux erschien Paris 1888.

Dichtwerken schuf, wäre für einen Schriftsteller von geringerer Gewissenhaftigkeit und Selbstkritik die Arbeit weniger Monate. Das Lustspiel „Le Candidat“ (1874), drei Novellen („Trois Contes“, 1877) und der durch seinen Tod unvollendet gebliebene Roman „Bouvard et Pécuchet“ (1881 veröffentlicht), worin er zur urkundlich wahren Darstellung des Provinziallebens zurückkehrte, — mehr brachte dieser große Künstler in den letzten zehn Leidensjahren nicht zustande.

Edmond de Goncourt, geboren den 26. Mai 1822 und Jules de Goncourt (1830—1870) haben fast zwei Jahrzehnte lang gemeinsam studiert und gemeinsam Romane gestaltet, welche für die Entwickelung des Naturalismus von gleicher Bedeutung sind, wie Flauberts „Madame Bovary“. Der Tod des jüngeren Goncourt hat die Schaffenskraft des älteren sehr gemindert. Beide Brüder waren begeisterte Kunstliebhaber und schwärmten vorzugsweise für das überfeinerte achtzehnte Jahrhundert, seine übertünchte Bildung, seine zersetzte und geistvolle Gesellschaft. Aus diesen Liebhabereien gingen mehrere sitten- und kunstgeschichtliche Werke hervor: „Histoire de la Société française pendant la Révolution et sous le Directoire“ (1854 und 1855, 2 Bände), „Portraits intimes du 18e siècle (1856, 2 Bände), „Histoire de Marie-Antoinette“ (1858), „La Femme du 18e siècle“ (1862), „L'Art du 18e siècle“, „Les Maîtresses de Louis XV“ (1860, 2 Bände).

Erst nach Vollendung dieser Studien beginnen die Goncourts ihre Thätigkeit als Nachfolger Balzacs und legen ihre Beobachtungen aus dem Leben der Neuzeit in sechs rasch aufeinanderfolgenden Romanen nieder „Charles Demailly“ (1860, zuerst unter dem Titel „Les hommes de lettres“), „Sœur Philomène“ (1861), „Renée Mauperin“ (1864), „Germinie Lacerteux“ (1865), „Manette Salomon“ (1867) und zuletzt „Madame Gervaisais“ (1869). Daß das ewigweibliche Element sämtlichen Romanen als Vorwurf dient, geht schon aus den Überschriften hervor. Eine grundsatzlose Schauspielerin, eine Krankenschwester, eine flatterhafte Pariserin, eine verkommende Magd, ein Malermodell, ein zur Betschwester gewordenes reuiges Weltkind, — das sind die sechs Goncourtschen Heldinnen, lauter nervöse und reizbare Geschöpfe, deren Lebensschicksale nur aus physiologisch-pathologische Erscheinungen hergeleitet werden. Geschlechtliche Enthüllungen scheuen die Verfasser nicht. Darin kann z. B. „Germinie Lacerteux“, die Naturgeschichte einer ursprünglich sittenreinen, in Paris langsam verdorbenen und entsittlichten Dienstmagd, kaum übertroffen werden. Dieser Roman vervollständigte, was „Madame Bovary“ begonnen hatte, und führte die méthode scientifique folgerichtig durch.*) Erst Zola sollte indes für diese wenig anziehende Lebensauffassung und -darstellung größere Leserkreise erobern.

---

*) Gesammelt sind die theoretischen Kundgebungen der Brüder Goncourt als „Préfaces et manifestes littéraires“ (1888).

Nach dem Tode Jules' de Goncourt konnte Edmond Jahre lang nichts neues dichten. Das erste, was er allein schrieb, war ein rührendes Denkmal brüderlicher Anhänglichkeit in echt naturalistischer Gewandung. „Les frères Zemganno" (1879),*) zwei Söhne umherziehender Seiltänzer und Kunstreiter, werden nach der Eltern Tode Clowns in England, wo sie ihre Kunstfertigkeit zu vervollkommenen streben. Sie treten endlich in Paris auf und wollen beide durch ein nie gesehenes Kunststück berühmt werden. Da bringt eine rachsüchtige Kunstreiterin den jüngeren Bruder am großen Abend zu Fall, daß er halbtot mit zerschmetterten Beinen in der Reitbahn liegen bleibt. Die Künstlerlaufbahn Nellos ist damit abgeschlossen. Ihm zu liebe entsagt Gianni schweren Herzens dem gemeinsamen Beruf, um Nellos Neid nicht zu erregen. Eines Nachts muß der Krüppel mitansehen, wie sein Bruder heimlich in der Nebenkammer die liebgewordenen Übungen vornimmt, die er aus brüderlicher Liebe der Zuschauermenge nicht mehr vorführten will. Die Empfindungen und Seelenregungen treten in „Les frères Zemganno" klarer hervor als in den früheren naturalistischen Studien. Goncourt knüpft hier an Beyle-Stendhal an und bereitet für Guy de Maupassant und Paul Bourget den Boden des psychologisch-realistischen Romans vor.

Nach den „Brüdern Zemganno" verfaßte Goncourt noch zwei weibliche Lebensskizzen nach Art der „Germinie Lacerteux". „La Faustin" (1882) ist eine Schauspielerin, deren stürmisches Leben im Hafen einer vornehmen Heirat endet. Mitten im größten Glanze verfolgt sie das Andenken an ihre frühere Thätigkeit so hartnäckig, daß sie in der Todesstunde des reichen Gemahls vor dem Spiegel seine Gesichtsverzerrungen nachzuahmen sucht. „Chérie" (1884) ist kein Kunstwerk mehr, sondern ein mit zahlreichen Episoden durchflochtenes, peinlich genaues ärztliches Protokoll über den langsamen, aber unaufhaltsamen Verlauf der „Nevrose" bei einem verwaisten Mädchen aus den höchsten Ständen. Jedes Begebnis aus dem Leben des verzogenen Kindes wird sorgsam zergliedert, der Eintritt ihrer Pubertät, ihr Erscheinen in der Gesellschaft, ihr herzloses Treiben, ihr ungestilltes Sehnen nach einem Ehebund, nachdem er allen Freundinnen nacheinander zuteil geworden, und die nahende Todesstunde der Neunzehnjährigen „où il paraissait à la visiteuse voir grouiller l'animalité de la pourriture".

Mit „Chérie" erklärte Edmond de Goncourt seine Laufbahn als Romandichter für abgeschlossen; mit Befriedigung hatte er erlebt, daß durch Zolas Energie das naturalistische Kunstprinzip dem Siege entgegengeführt wurde. Er gab noch in dem gemeinsamen Tagebuche („Journal des Goncourt") eine Fülle wertvollen Stoffes zur Kulturgeschichte des zweiten Kaiserreichs, veröffentlichte dann „Pages retrouvées par E. et J. de Goncourt" (1886) und sammelte die „Préfaces et manifestes littéraires" (1888).

*) Vergl. Zola, Roman expérimental, Seite 263 ff.

2. Émile Zola und seine Schule.

Zola löste gewissermaßen den verstorbenen Jules Goncourt auf der Barrikade ab, welche die Nachfolger Balzacs gegen Konvention und unechte Rhetorik aufbauten, um die unvollständige Abraumarbeit der Romantiker thatkräftig zu Ende zu führen. 1871 eröffnete der rüstige Kämpfer das Kleinfeuer, am Ende des Jahrzehnts führte er das schwere Geschütz der neuen Schule auf, beide Male durch die allgemeine Stimmung der Franzosen in seinem Beginnen begünstigt.

Émile Zola, geboren den 2. April 1840 zu Paris, verbrachte einen Teil seiner Jugend in der Provence, wo sein Vater einen großen Kanalbau leitete. Er kehrte als Waise nach Paris zurück, ohne eine abgeschlossene Schulbildung zu besitzen und fiel in der Baccalaureatsprüfung durch. Dies verleidete dem jungen Dichter das Studieren; er zog sich in eine armselige Dachkammer zurück, kämpfte beharrlich mit Hunger und Frost und fand schließlich im Hachetteschen Verlagshaus eine Anstellung.*) Eine packende Schilderung dieser schweren Jahre gab er selbst in „La Confession de Claude“ (1865), dem ersten Buche, welches sein großes Talent kundthat. Vorher hatte Zola einzelne Erzählungen für Pariser Tagesblätter verfaßt („Contes à Ninon“, 1864). In „Thérèse Raquin“, „Le Vœu d'une morte“ (1867), „Madeleine Férat“ (1868) zeigt er sich als Schüler Balzacs und Flauberts, ohne noch seine wachsende Kraft an Werken wie „Madame Bovary“ oder „Germinie Lacerteux“ zu erproben. Die Ereignisse von 1870—71 bestärkten ihn in seinem Pessimismus und seiner Menschenfeindlichkeit. Er beschloß jetzt, den modernen Menschen in seinen Organen, Instinkten und Thaten lebensgetreu abzukonterfeien. „Le naturalisme“, schrieb er später, „c'est le retour à la nature, c'est cette opération que les savants ont faite le jour où ils se sont avisés de partir de l'étude des corps et des phénomènes, de se baser sur l'expérience, de procéder par l'analyse. Le naturalisme dans les lettres, c'est également le retour à la nature et à l'homme, l'observation directe, l'anatomie exacte, l'acceptation et la peinture de ce qui est“ (Roman expérimental, p. 115). Um künftigen Geschlechtern ein möglichst vollständiges und unverfälschtes Gesamtbild seiner Zeit zu bieten, verfolgte er eine einzelne Familie unter Napoleon III. in ihren zahlreichen Gliedern und Ausläufern, in den mannig-

*) Paul Alexis, Ém. Zola, Notes d'un ami, Paris 1882. — Jan ten Brink, Émile Zola und seine Werke, übersetzt von H. G. Rahstede, Braunschweig 1885 (giebt ausführliche Inhaltsangaben bis zu „Une Page d'amour“). — Die seit 1881 erschienenen Romane Zolas sind in den betreffenden Jahrgängen von Kreßners „Franco-Gallia“ genau besprochen, ebenso auch alle hervorragenden Romandichtungen der Naturalisten und ihrer Gegner. — Das neueste und beste über Zola ist die Abhandlung von G. Brandes, Deutsche Rundschau, Januar 1888.

faltigsten hohen und niedrigen Schicksalen der Einzelnen. Mittlerweile hatte Zola seine Stelle bei Hachette aufgegeben und als Mitarbeiter am Figaro ein glänzendes Einkommen sich gesichert.

Im Jahre 1871 begann Zola sein Lebenswerk, ein Seitenstück zu Balzacs „Comédie humaine" (vergl. Seite 314). „Les Rougon-Macquart, histoire naturelle et sociale d'une famille sous le second empire" ist ein großartig geplantes und in den sechzehn vorliegenden Bänden mit seltsam großartiger Dichterkraft ausgeführtes Rundbild. „Histoire naturelle et sociale" nannte er seinen Romanzyklus, weil in der Lebensentwickelung des Einzelwesens nur die Vererbung und die Umgebung als maßgebend anzuerkennen seien.*) Dem Schriftsteller Sandoz legte er seine Bestrebungen in den Mund:

Étudier l'homme tel qu'il est, non plus leur pantin métaphysique, mais l'homme physiologique, déterminé par le milieu, agissant sous le jeu de tous ses organes . . . N'est-ce pas une farce que cette étude continue et exclusive de la fonction du cerveau, sous le prétexte que le cerveau est l'organe noble! . . . La pensée, la pensée, ah! tonnerre de Dieu! la pensée est le produit du corps entier. Faites donc penser un cerveau tout seul, voyez donc ce que devient la noblesse du cerveau, quand le ventre est malade! . . . Non, c'est imbécile, la philosophie n'y est plus, la science n'y est plus, nous sommes des positivistes, des évolutionnistes, et nous garderions le mannequin littéraire des temps classiques, et nous continuerons à dévider les cheveux enmêlés de la raison pure! Qui dit psychologue, dit traître à la vérité. D'ailleurs, physiologie, psychologie, cela ne signifie rien: l'une a pénétré l'autre, toutes deux ne sont qu'une aujourd'hui, le mécanisme de l'homme aboutissant à la somme totale de ses fonctions . . . Ah! la formule est là, notre révolution moderne n'a pas d'autre base, c'est la mort fatale de l'antique société, c'est la naissance d'une société nouvelle, et c'est nécessairement la poussée d'un nouvel art, dans ce nouveau terrain . . . . . Je vais prendre une famille, et j'en étudierai les membres, un à un, d'où ils viennent, où ils vont, comment ils réagissent les uns sur les autres; enfin, une humanité en petit, la façon dont une humanité pousse et se comporte . . . D'une part, je mettrai mes bonshommes dans une

*) „Physiologiquement, les Rougon-Macquart sont la lente succession des accidents nerveux qui se déclarent dans une race à la suite d'une première lésion organique, et qui déterminent, selon les milieux, chez chacun des individus de cette race, les sentiments, les désirs, les passions, toutes les manifestations humaines, naturelles et instinctives, dont les produits prennent les noms convenus de vertus et de vices. Historiquement, ils partent du peuple; ils s'irradient dans toute la société contemporaine; ils montent à toutes ces situations, par cette impulsion essentiellement moderne que reçoivent les basses classes en marche à travers le corps social; et ils racontent ainsi le second Empire à l'aide de leurs drames individuels, du guet-apens du coup d'État à la trahison de Sedan."

période historique déterminée, ce qui me donnera le milieu et les circonstances, un morceau d'histoire . . . Hein? tu comprends, une série de bouquins, quinze, vingt bouquins, des épisodes qui se tiendront, tout en ayant chacun son cadre à part, une suite de romans à me bâtir une maison pour mes vieux jours, s'ils ne m'écrasent pas. („L'œuvre," pag. 209.)

Innerhalb des vielfach zerklüfteten Riesenwerks der „Rougon-Macquart" sind schon jetzt einzelne Teilungen sichtbar. Je näher Zola dem Schlusse kommt, desto mehr Platz räumt er den weniger abstoßenden Seiten des wirklichen Lebens ein, desto williger erkennt er die Möglichkeit innerlich guter Menschen an. Auf Inhalt und Vorwurf der einzelnen Romane kann hier um so weniger eingegangen werden, als jede noch so genaue Inhaltsskizze nur einen unvollkommenen Begriff des Werkes giebt. Die Kraft Zolas zeigt sich eben in der Art der Ausführung.

Das erste Glied in der Kette ist „La Fortune des Rougon" (1871). Es folgen rasch aufeinander „La Curée", „Le Ventre de Paris" (Das Leben in den großen Markthallen der Weltstadt), „La Conquête de Plassans", „La Faute de l'Abbé Mouret" (unwiderstehlich schönes, adamitisches Parkidyll im Süden) „Son Excellence Eugène Rougon". Als die Gesellschaft nicht eifrig genug den naturalistischen Roman huldigte, führte der unverzagte Neuerer mit „L'Assommoir" (1878) den entscheidenden Schlag und steigerte den Ekel der Verwöhnten durch den Dirnenroman „Nana" (1880). Nana, die wunderbar schöne Tochter des am Schnapsgenuß gestorbenen Arbeiters Coupeau, (vergl. „Assommoir") rächt den Untergang ihrer Familie an den höheren Ständen, wie eine goldschillernde Mücke das Leichengift verbreitet. Diese zwei Romane erregten durch den widrigen Schmutz, der sich wohlgefällig breit macht und die ganze Fabel verpestet, ungeheures Ärgernis.*) Aber sie erreichten bald hundert und mehr Auflagen und beherrschten den Büchermarkt mit erdrückender Ausschließlichkeit. Um die Leserwelt an die üblen Gerüche besser zu gewöhnen, ging „Pot-Bouille" (1882) bis zu den äußersten Grenzen der Schamlosigkeit. Aber hier taucht zum erstenmale eine sympathische Persönlichkeit aus der ekelerregenden Umgebung empor, der redliche, in mühseliger Arbeit sich aufreibende Vater Josserand, welcher die Verkommenheit seiner Frau und seiner Töchter ohne Klagen erträgt und an gebrochenem Herzen stirbt. „Au Bonheur des Dames" (1883) weist der Ehrlichkeit und Sittlichkeit sogar die Hauptstelle an: Octave Mouret, in „Pot-Bouille" noch ein unersättlicher Wollüstling, ist eine kaufmännische Größe geworden und heiratet Denise, die an kleineren Geschwistern Mutterstelle vertretende, allen Angriffen des Brotherrn unbeugsam widerstehende Verkäuferin.

*) Der Abdruck des „Assommoir" im Bien public mußte unterbrochen werden, weil die Leser sich gegen den sich häufenden Unrat auflehnten. — Zwischen „Assommoir" und „Nana" schob Zola das annehmbare „Une Page d'Amour" ein.

Damit scheint Zola mit dem Ewigweiblichen Frieden geschlossen zu haben. Weder in „La Joie de vivre“ (1884), noch in „L'Œuvre“ (1885) fehlt die sympathische Mädchengestalt, um die umgebenden Greuel und Leiden zu mildern, in „Le Rêve“ (1888) beherrscht sie sogar die gesamte Erzählung. „Le Rêve“, ein ungemein anziehendes und durchaus keusches Buch, sticht sehr stark von „Nana“ rc. ab. Der Leser wohnt den Kämpfen zwischen der anererbten, aber schlummernden Sinnlichkeit Angéliques und der besänftigenden Wirkung der umgebenden Welt; daß sie im Augenblick des höchsten Glückes stirbt, soll die Freude des zum Optimismus neigenden Lesers dämpfen, da der Traum allein — daher der Name des Romans — das wahre Glück enthält.

Zu geradezu schauerlicher Größe erhebt sich Zola im erschütternden Arbeiterroman „Germinal“ („Der Keimmonat“ 1885). Wir steigen mit den fröstelnden Bergleuten hinab in die Kohlenschächte, mit ihnen leiden wir unter dem Alpdruck dieser grausigen Hölle, welche die Aktionäre bereichern muß, wir empören uns mit ihnen gegen den Götzen Kapital, „ce dieu repu et accroupi là-bas, l'idole monstrueuse cachée au fond de son tabernacle“. Ein Streik bricht aus, entfesselt die Leidenschaften der halbtierischen Arbeiter und endet in Blut und Greueln. Die Zukunft ist unheilschwanger. „Maintenant, en plein ciel, le soleil d'avril rayonnait dans sa gloire, échauffant la terre qui enfantait. Du flanc nourricier jaillissait la vie, les bourgeons crevaient en feuilles vertes, les champs tressaillaient de la poussée des herbes. De toutes parts, des graines se gonflaient, s'allongeaient, gerçaient la plaine, travaillées d'un besoin de chaleur et de lumière. Un débordement de sève coulait avec des voix chuchotantes, le bruit des germes s'épandait en un grand baiser. Encore, encore, de plus en plus distinctement, comme s'ils se fussent rapprochés du sol, les camarades tapaient. Aux rayons enflammés de l'astre, par cette matinée de jeunesse, c'était de cette rumeur que la campagne était grosse. Des hommes poussaient, une armée noire, vengeresse, qui germait lentement dans les sillons, grandissant pour les récoltes du siècle futur, et dont la germination allait faire bientôt éclater la terre“.

In derartigen prägnanten symbolischen Schilderungen der Natur erreicht Zola eine nicht zu überbietende künstlerische Vollkommenheit und Anschaulichkeit. Er besitzt im hohen Grade die Gabe, leblose Dinge mit Seele und Empfindung zu versehen, so daß sie zu eigentlichen Helden seiner Dichtung aufrücken. In „Le Ventre de Paris“ sind es die Markthallen mit ihren durcheinander flutenden Gerüchen, in „La Faute de l'Abbé Mouret“ ist es der verwilderte, wollustatmende Garten, im „Assommoir“ die Schnapskneipe und die pustende Destilliermaschine, in „Au Bonheur des dames“ die unermeßliche Kaufhalle mit dem Summen und Drängen der einkaufenden Menge, in „Germinal“ und „La

Terre“ die schaffende und kreisende Mutter Erde selbst. Aber anderseits treibt Zola mit seiner einzig dastehenden Sprachgewalt und Beobachtungsschärfe Unfug, wenn er den Fortgang der Handlung unterbricht, um ohne Bedürfnis die häßlichsten und verstimmendsten Körperverrichtungen oder Krankheitsvorgänge mit der ermüdenden Gründlichkeit eines Arztes oder Naturforschers auszumalen, z. B. eine schwere Entbindung bei Menschen und Tieren, die jammervollen Zuckungen des delirium tremens, oder noch schlimmeres. Diese Fehler finden sich in „La Terre“ (1887) mutwillig aufgehäuft, sofern bei einem grämlichen und schwarzgalligen Einsiedler wie Zola überhaupt von Mutwillen geredet werden darf. Der Grundgedanke von „La Terre“, daß die Bauern die nährende Erde bis zum Verbrechen lieben und daß dieses krankhafte Streben nach ihrem Besitz alle besseren Regungen erstickt, trifft übrigens nur in ganz vereinzelten Fällen der Wirklichkeit zu. Daher der allgemeine Unmut, welchen dieser unsaubere und unerquickliche Roman erregte. „Le Rêve“ löschte bald den schlimmen Eindruck aus und zeigte Zolas Talent in seiner Vollreife und frei von Auswüchsen.

Für die kleinere Novelle hat der Schöpfer von „Germinal“ eine zu schwere Hand. Er schrieb 1874 „Nouveaux Contes à Ninon“, dann „Le Capitaine Burle“ und 1884 eine „Naïs Micoulin“ betitelte Sammlung von sechs Erzählungen, von denen eine („Les Coquillages de M. Chabre“) humoristisch angehaucht ist. Bei Rabelais mildert ein urwüchsiger, echt nationaler Humor die Anstößigkeiten, während über Zolas Dichtungen die düstere Wolke des Pessimismus hängt.

Auch nach dem dramatischen Lorbeer streckte Zola die Hand aus und versuchte mit „Thérèse Raquin“ (1873), „Les Héritiers Rabourdin“ (1874), und zuletzt mit „Le Bouton de rose“ (1878) durchzudringen. Der Mangel an psychologischer Begründung der einzelnen Auftritte brachte das erste Stück zu Fall, das zweite litt an übermäßiger geteilter Handlung, und das dritte dazu noch an allzu grellem Karrikieren der einzelnen Gestalten. Selbstverständlich gehen diese Dramen in der Neuzeit und in den geringeren Kreisen des Mittelstands vor sich. Mit „Renée“ (1887) sollte eine moderne Phädra verkörpert werden, wobei Zola mehrere Züge aus seinen Novellen „La Curée“ und „Nantas“ entlieh. Maxime Saccard wird zum Liebhaber seiner jugendlichen Stiefmutter Renée. Wie König Carlos in „Hernani“ muß er vor seinem Vater in einem Schrank sich verkriechen. Als Renée beim aufgeregten Auftritt, welcher nun sich abspielt, Maximes Verlobung erfährt, erschießt sie sich mit dem Revolver, welcher ihrem Gatten entsunken war. Das Stück mußte bald von der Tagesordnung abgesetzt werden, während die von W. Busnach aus den meisten Romanen Zolas geschöpften Schaustücke hundert und mehr Vorstellungen hinter einander erlebten.

Ebensowenig wie Zola hat Goncourt mit „Renée Mauperin“,

oder A. Becque mit „Michel Pauper“ die Formel des Dramas der Zukunft gefunden. Die Bühnenkunst läßt sich wohl von den Fesseln der Konvention nie völlig befreien, und Frankreich muß noch auf den dramatischen Messias harren. „L'art théâtral“, sagt Goncourt, „cet art malade, cet art fini, ne peut trouver un allongement de son existence que par la transfusion dans un nouvel organisme d'éléments neufs.“

Daß Zola als Schulhaupt auch in kritischen Aufsätzen mit größter Schärfe für seine Kunstanschauungen eintrat, kann nicht Wunder nehmen.

Sobald Zola seinen Weckruf ausgestoßen und seine Fahne entrollt hatte, scharte sich eine Jüngerschar um den Dichter des „Assommoir“. Man kam auf Zolas Landsitz in Médan zusammen, und schwur der Konvenienz und dem Philistertum Krieg und Untergang. Die „Soirées de Médan“ (1880) gaben Proben vom Können eines jeden, die Tagesblätter öffneten den naturalistischen Erzählern ihre Spalten, weil ein gutes Geschäft damit zu machen war. Mancher ließ sich wohl wegen dieser verlockenden Aussicht anwerben und glaubte den wahren Naturalismus in unverschämten Zoten zu finden. So entstand eine „pornographische Litteratur“, welche namentlich von Belgien her ihre faulen Früchte in Frankreich verbreitete und an welcher Zola völlig unschuldig ist. Z. B. Louis Stapleaux, Paul Bonnetain u. a.

Léon Hennique, Henri Céard, Henri Rabusson, Paul Alexis, Camille Lemonnier (Verfasser von „Thérèse Monique“, 1882, „Happechair“, 1886 ꝛc.), der Erzpessimist Édouard Rod, Paul Mariéton, Octave Mirbeau (Verfasser von „Le Calvaire“, 1887; „L'abbé Jules“ 1888) und andere junge Naturalisten werden vielleicht einstmals in der Litteraturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts ebensogut ihren Platz behaupten als mancher Romantiker. Bis jetzt haben Guy de Maupassant und Huysmans ihre Begabung am entschiedensten bewiesen.

Der Holländer Joris Karl Huysmans, geboren 1848, war einer der fünf Naturalisten, welche durch „La Terre“ abgeschreckt dem Wortführer des Naturalismus im Jahr 1887 die Heeresfolge kündigten. Seine ersten Lorbeeren hatte er in einer behaglichen Schilderung des Pariser Dirnenwesens gesucht. „Marthe, histoire d'une fille“, ein Abklatsch von Goncourts „La fille Elisa“, wurde in Frankreich verboten, und mit Recht. Zolas sittlicher Ernst fehlt hier gänzlich. „Les sœurs Vatard (1879), eine Schilderung des Lebens und des Wesens zweier armen Fabrikarbeiterinnen, ist noch unreinlicher als das „Assommoir“. Wahrhaft packend wirkt erst „En ménage“ (1881), die Naturgeschichte eines „cocu“, welcher vom Ertrag des Ehebruchs seiner Frau lebt. Eine krankhaft raffinierte Richtung schlägt alsdann „A Rebours“ ein (1884); der Held dieses Romans ist ein Zwillingsbruder zu Gautiers weltübersättigtem, unermeßlich reichem Halbnarren Fortunio. Damit trat der farbentrunkene Wortgaukler Huysmans in die Reihen der „Décadents“ ein (vergl. Seite 357 ff.).

Guy de Maupassant, geboren 1850, brachte einen psychologischen Tiefblick mit, welcher dem rein materialistischen Zola abgeht. Nach einer Sammlung kecker Gedichte („Des Vers") begründete er durch meisterhafte Kleinbilder und Romane seinen Ruhm so sicher, daß man ihn jetzt als Bahnbrecher des psychologisch-naturalistischen Romans bezeichnen darf.

Seine erste größere Dichtung „Une Vie" (1831) — man achte auf die möglichst allgemeine Überschrift, — schildert das Leben einer feinempfindenden Frau, die als unerfahrenes Mädchen wie Tausende von Anderen einen Lebensgefährten gewählt und hundertfache, herzbrechende Enttäuschungen als Gattin und Mutter durchzukosten hat. Ihr einziger Sohn wächst als geistiges Ebenbild des unwürdigen Vaters auf, so daß sie sich von ihm lossagen muß und schließlich bei einer ehemaligen Dienerin Aufnahme findet. Es folgten „Bel Ami", „Mont-Oriol", dann „Pierre et Jean" (1888). Zwei Brüder, der eine Arzt, der andere Jurist, verlieben sich in eine junge Witwe. Als dem letzteren von einem Freund der Familie eine Erbschaft zufällt, merkt Pierre, der Arzt, daß sein Bruder Jean ein Kind des Ehebruchs ist und verfolgt seine Mutter mit verletzenden Anspielungen auf jenen Fehltritt. Jean ordnet die peinliche Angelegenheit sehr einfach und uneigennützig, so daß der biedere, beschränkte Papa von dem drohenden Sturm überhaupt keine Ahnung erhält. Noch vertiefter sind die Seelenstudien in „Fort comme la Mort" (1889): um die immer fliehende Liebe kämpft ein Frauenherz gegen die Gesellschaftssatzungen und gegen das unerbittliche nahende Alter.

Sonst ist Guy de Maupassant der Meister der Skizze, der kurzen Novelle, der Anekdote mit verfänglichem Inhalt. Er giebt eine Anzahl dieser Novellen in einem Bande heraus, welcher nach der ersten derselben seinen Namen erhält, z. B. „La Maison Tellier" (1881, Ausflug einer Bordellmutter mit ihren Damen nach einem Provinzstädtchen), „Melle Fifi" (1883), „Contes de la Bécasse" (1883), „Les sœurs Rondoli", „Monsieur Parent" (1886), „La petite Roque" (1888), „La Main gauche" (1889). Stoff und Ton sind bei ihm viel mannigfaltiger, als bei Zola. Aber der Pessimismus herrscht vor, wie es die jetzigen Zeitumstände mit sich bringen.

Paul Bourget, geboren 1852 zu Amiens, zuerst Lyriker und Kritiker,*) kommt mit wenig Personen, wenig Handlung und verhältnismäßig wenig Beschreibungen aus, weil seine ganze dichterische Kraft auf spitzfindige und rücksichtslose Gefühlsschilderungen und -zergliederungen hinarbeitet. Bourgets erste Novellen („L'irréparable" und „Deuxième amour") erregten im Jahre 1884 allgemeines Aufsehen; seine ersten größeren Arbeiten „Cruelle

*) Als Lyriker trat Bourget 1872 zuerst auf („Aux bords de la Mer"). Seine hochbedeutenden Besprechungen zeitgenössischer Persönlichkeiten des Schriftstellertums zogen durch die psychologische Auffassung die Aufmerksamkeit aller Kenner an („Essais de psychologie cotemporaine", 1883, zweiter Band 1885). Die seither erschienenen Aufsätze gab er unter dem Titel „Études et portraits" in zwei Bänden heraus.

énigme" (1885) und „Un crime d'amour" (1886) bestätigten aufs glänzendste das heranreifende Talent. Beide sind Ehebruchsgeschichten, aber mit eigenartig vertiefter Behandlung und durchaus modernem Ausgang. „Mensonges" (1887), das Gegenstück zu „Cruelle énigme", schildert wie dieses die Konvenienzlügen in höheren Gesellschaftskreisen. Hier wie dort fällt ein Unerfahrener in die Netze einer „großen Dame", welche mit ihm ihr Spiel treibt. In „Mensonges" knüpft die reizende Frau Suzanne Moraines gleichzeitig mit einem reichen alten Baron und einem jungen Dichter an, welcher um ihretwillen seiner Jugendgeliebten entsagt. Sie betrügt fröhlichen Herzens ihren etwas beschränkten, aber jugendlichen Ehemann mit beiden. Als der Poet René die Beziehungen der verschwenderischen Suzanne zum freigebigen Baron erfährt, stellt er die Forderung, sie solle diesen und ihren Mann verlassen, um mit ihm von seiner schriftstellerischen Arbeit im Ausland zu leben. Da Frau Suzanne trotz ihrer Leidenschaft den gewohnten Luxus nicht aufzugeben vermag, so macht René einen Selbstmordversuch. Neben diesen etwas naiven Dichter, den die große Welt blendet, hat Bourget einen kühler denkenden Schriftsteller gestellt, welcher bei allem Skeptizismus sich nicht von altgewohnten Beziehungen zu einer sittenlosen Schauspielerin freimachen kann. Im „Crime d'amour" muß die Frauenseele der Liebe Pein zu dulden. Die Frau eines jungen Ingenieurs — Bourgets Ehemänner sind nie alt oder lächerlich — liebt einen Jugendfreund ihres Mannes, den etwas gepanzerten Lebemann Armand de Querne. Daß Armand infolge seines Lebensgangs unfähig ist, die wahre Tiefe der Neigung Helenens zu begreifen und ihr Herz durch fühllose Ironie martert, darin besteht das „crime d'amour" und die Buße für die untreue Gattin. Darum gebührt auch der Irregeleiteten Verzeihung und Mitleid.*)

Zwischen diesen beiden neuartigen Ehebruchsgeschichten verfaßte Bourget den raffinierten Kriminalroman „André Cornélis" (1887), eine Art modernisierter Hamletgeschichte, mit den gleichen Vorzügen in der seelischen Entwickelung und logischen Begründung.**) „Le Disciple" (1888) begleitet Schritt für Schritt die Seelenkämpfe, welche einen Freidenker zum aufgeklärten alten Glauben hinführen. Die erste Erzählung in „Pastels" (1889) stellt mit Überzeugungstreue die schmerzvollen Vorgänge in der Seele eines Kindes dar, welches nach dem Tode der Mutter seinem Vater verhaßt wird: es hatte nachträglich sich herausgestellt, daß es die Frucht eines sorgfältig verheimlichten Fehltritts sei. Das Kind ahnt den Grund der Lieblosigkeit seines vermeintlichen Vaters nicht und übt sich im stillen Dulden.

Ohne gerade ein Naturalist zu sein, nimmt Ferdinand Fabre, geboren 1830, in den Reihen der psychologischen Dichter einen Ehrenplatz ein.

*) Vergl. Ch. Bigot, Le roman psychologique contemporain, Revue Bleue 1888, No. 4, Seite 97 ff.

**) „André Cornélis" wurde durch den großen Prozeß Armand Peltzer veranlaßt.

Er stammt aus einem Städtchen der Cevennen, wurde für den Priesterstand vorbereitet, verließ aber kurz vor der Priesterweihe nach schweren Seelenqualen das Seminar. Mutig nahm er den Kampf mit der Not auf und trug endlich den Sieg davon. Seine neueste Arbeit, die gewissenhaft durchgearbeitete Selbstbiographie „Ma Vocation“ (1888) schildert in ergreifender, keineswegs kirchenfeindlicher Art die seelischen Anfechtungen, welche den künftigen Priester peinigen, die Zweifel an der eigenen Glaubenstüchtigkeit und Willenskraft, welche sich bei feinempfindenden Naturen bis zum Wahnsinn steigern können. Fabres Jugendfreund Privat schreckt jedes Jahr wieder vor dem entscheidenden Schritt zurück und fleht zu Gott um die nötige Stärke, bis das gütige Zureden des Beichtvaters alle Bedenken zerstreut und den Zagenden zur Ablegung des Priestergelübdes bestimmt. Während der Festlichkeit wird Privat unheilbar irrsinnig und muß aus der Kirche gebracht werden. Bald darauf zerreißt der Seminarist Fabre sein Nessusgewand und stürzt sich in den Strudel eines an Arbeit und Entbehrungen reichen Lebens. In fast allen Romanen Fabres steht demgemäß ein Priester im Brennpunkt der Handlung. Mit tiefem Ernst und mit unerbittlicher Kraft werden die Leidenschaften dargestellt, welche das Innere des strenggläubigen und sittenreinen Priesters durchwühlen, namentlich die unersättliche Herrschsucht und Ehrbegier („L'abbé Tigrane, candidat à la Papauté“, 1873). Indessen fehlt es nicht an lichten Stellen in jenen düsteren Seelengemälden; denn Fabre liebt seine Heimat und ihre biederen Bewohner, wie die ländlichen Genrebilder „Le Chevrier“ (1879), „Toussaint Galabru“, „Monsieur Jean“ beweisen. Die bekanntesten Romane dieses großen Psychologen sind „Les Courbezon“ (1862), „Julien Savignac“ (1863), „L'Abbé Tigrane“ (1873), „Barnabé“ (1875), „La petite Mère“ (1878), „Mon oncle Célestin, mœurs cléricales“ (1881), „Lucifer“ (1884). Fabre bekleidet gegenwärtig die Stellung eines conservateur an der Bibliothèque Mazarin.

---

3. Alphonse Daudet.

Alphonse Daudet, geboren zu Nîmes am 13. Mai 1840, wurde schon im sechzehnten Lebensjahr maître d'études an einem kleinen Gymnasium, da das Geschäft seines Vaters die Familie nicht mehr ernähren konnte. Schon 1857 gab er die unerquickliche Stellung auf, zog zu seinem drei Jahre älteren Bruder Ernest nach Paris, welcher als Mitarbeiter an verschiedenen Zeitungen ein gesichertes Brot hatte, und suchte ebenfalls mit der Feder seinen Unterhalt zu erwerben. Es gelang auch, einen Buchhändler des Quartier latin zu bewegen, die ersten Gedichte des jungen Provenzalen im Verlag zu nehmen („Les Amoureuses“). Aber Alphonse Daudet lernte noch die bittere Not kennen, bis ihn das Entgegenkommen des Besitzers des „Figaro“ und die Großmut

des Herzogs von Morny der Nahrungssorgen enthob.*) Dieser verschwenderische Halbbruder des Kaisers stellte den blutjungen Dichter als Privatsekretär an, ohne zuviel Zeitaufwand von ihm zu beanspruchen. Er ließ im Gegenteil den schwächlichen Daudet zur Kräftigung seiner Gesundheit in der Provence, in Algier und Korsika reisen. Aus diesen glücklichen Jahren stammen die „Lettres de mon moulin“ (1869 gesammelt) und einzelne „Contes du lundi“ (1873), ferner etliche Einakter und Operntexte. Erst der Tod seines Gönners (1865) nötigte den zwanglos dichtenden und meist im Süden umherschweifenden, seine Kräfte zu größeren Werken zu sammeln. In „Le petit Chose, histoire d'un enfant“ (1866) erzählt er mit bei einem so jungen Schriftsteller seltenen Gemütstiefe und Überzeugungskraft seine wenig rosige Jugend und die aufopfernde, fast mütterliche Fürsorge seines Bruders Ernest. Seine Heirat (1867) wirkte günstig ein, Frau Julie Daudet wurde eine verständnisvolle Gehilfin der schriftstellerischen Arbeiten ihres Mannes.

Die Belagerung von Paris, welche Daudet in den Reihen der Bürgerwehr mitmachte, hinterließ unauslöschliche Spuren in seinem Dichtergemüt. Die Tagebuchblätter aus jener Zeit, „Contes du Lundi“, „Lettres à un absent“ (1872), „Robert Helmont“ stehen unter dem Eindruck einer tief verwundeten Vaterlandsliebe, welche dem hochbegabten Schöpfer des „Tartarin de Tarascon“ wohl ansteht. Dieser fröhliche, humorblitzende Roman schildert einen kleinstädtischen, philisterhaften Münchhausen, dessen Ehrgeiz, als Löwentöter und Alpenbesteiger zu glänzen, in seltsamem Widerspruch steht mit einem Hang zum Wohlleben und Nichtsthun. Zwei Wesen, ein Don Quixote und ein Sancho Pansa, sind in diesem Helden vereint und bekämpfen sich ohne Unterlaß. Trotzdem besteht der Prahlhans Tartarin die verblüffendsten Abenteuer zu Wasser und zu Land. Daudets Landsleute, am meisten die Bewohner des Städtchens Tarascon, waren durch die sprechend ähnlichen Charakterbilder aufs höchste erbittert, so daß Daudet in einer Fortsetzung des Romans („Tartarin sur les Alpes“, 1886) den beruhigenden Ausspruch thun mußte: „En France tout le monde est un peu de Tarascon.“ Übrigens ist ja die Sonne der Provence, diese verteufelte, versengende, berauschende Sonne allein an den Thorheiten Tartarins schuld, da sie alles vergoldet und vergrößert. Mit den Tartarinaden sind die „Lettres de

*) C. Delay, Le Roman contemporains, I. Alph. Daudet, Zeitschrift für neufranzösische Sprache Band II, 491 ff. A. Gerstmann, Alph. Daudet, sein Leben und seine Werke bis zum Jahr 1883, Leipzig o. J., 2 Bände. M. G. Conrad, Französische Charakterköpfe, Leipzig 1881. Vor allem ist wichtig das autobiographische A. Daudet, Trente ans de Paris à travers ma vie et mes livres, Paris 1888, Ergänzung zu E. Daudet, Mon frère et moi, Paris 1882. — Einzelausgaben Daudetscher Erzählungen von Ad. Lundehn, Berlin 1884 und 1886; von E Gropp, Leipzig 1886, 2. Auflage 1889; von Erw. Hönncher, Leipzig 1889. Vergl. auch K. Wehrmann in Herrigs Archiv, Band 77, pag. 181 ff.

mon moulin" die erquickendsten Werke Daudets. Hier ist er der Landschaftsmaler der Provence, wie Lemoyne derjenige der Normandie und Theuriet der Maler der Waldeinsamkeit.*) In diesen Einzelbildbrn liegt eine ganze Symphonie von Sinnesempfindungen festgebannt, um sich des Lesers zu bemächtigen und vor ihm das Land der Pinien und Ölbäume mit plastischer Anschaulichkeit, mit allen Lichterscheinungen, allen Tönen, allen Düften hervorzuzaubern.

Der Landschaftsmaler zeigt sich aber als scharfer und treuer Lebensbeobachter in einer stattlichen Reihe von Romanen, welche 1874 mit der kaufmännischen Familientragödie „Fromont jeune et Risler aîné" begann und 1888 bei der satirischen Studie „L'immortel" anlangte. Das erstere Buch erregte schon im Unterhaltungsblatt des „Bien Public" großes und gerechtes Aufsehen; es wurde von der Akademie mit einem Preis ausgezeichnet. „Jack, histoire d'un ouvrier" (1876) führt in die arbeitenden Kreise hinab und erzählt die Schicksale eines schwächlichen Jungen, der Maschinenarbeiter werden muß und dabei zu Grunde geht. Die Beschreibung der pustenden Eisen- und Stahlriesen ist eine Glanzleistung sprachlicher Kunstfertigkeit. Politische Anspielungen würzen die drei nächsten Werke „Le Nabab" (1877), „Les Rois en Exil" (1879) und „Numa Roumestan" (1881), ohne die bestimmten Umrisse der Charakterzeichnung zu verwischen. Numa Roumestan, der redegewaltige Provenzale, soll ein Zerrbild Gambettas sein, mit welchem Daudet in den ersten Wochen seiner Pariser Lehr- und Hungerjahre öfter verkehrt hatte; als Herzog von Mornas ist Daudets ehemaliger Mäcen Morny leicht erkennbar. Großen Skandal machten „Les Rois en Exil", wegen des Königs Christian von Illyrien, der einen Ordenshandel beginnt, um sich die kostspieligen Pariser Vergnügungen nicht zu versagen, während seine ehrgeizige Frau unentwegt politisch arbeitet und hofft. Dieser entthronten Königin steht ein Schwärmer für das Gottesgnadentum, der bemooste Student Elysée Méraut als Erzieher des Prinzen zur Seite. Méraut sieht blutenden Herzens, wie das Gebahren des lustigen Königs seine hohen Ideale erschüttert. Als man in der Not die Edelsteine aus der Königskrone, die eine ältliche Hofdame in einer Schachtel gerettet hat, zu verpfänden sich anschickt, zeigt es sich, daß S. M. der König sie in aller Stille durch falsche ersetzt hat. Hinter der Maske des Daudetschen Humors erscheint das schmerzliche Lächeln.

„L'Évangéliste" (1883) und „Sapho" (1884) sind naturalistisch in Stimmung und Ausführung. Statt bewegter Handlung und gemischter Empfindungen enthalten beide Romane grau in grau gemalte, lose aneinander

*) „Le volume parut chez Hetzel en 1869, se vendit péniblement à deux mille exemplaires, attendant comme les autres œuvres de mon début que la vogue des romans leur fit un regain de vente et de publicité. N'importe! c'est encore là mon livre préféré, non pas au point de vue littéraire, mais parce qu'il me rappelle les plus belles heures de ma jeunesse, rires fous, ivresses sans remords, des visages et des aspects amis que je ne reverrai plus jamais ..." (Histoire de mes livres.)

gereihte Skizzen. „L'Évangéliste" verfolgt die verderblichen und verhärtenden Einflüsse, deren die Heilsarmee und ihre Apostel auf das weibliche Gemüt fähig sind. „Sapho, mœurs parisiennes" trägt die warnende Widmung Pour mes fils, quand ils auront vingt ans. Ein künftiger Diplomat wird von einer älteren Dirne umgarnt, die ihn schließlich verläßt, als er nicht mehr ohne sie leben kann. „Et le néant de sa vie détruite, ravagée, toute de débris et de larmes, lui apparut, le champ ras, les moissons faites sans espoir de retour, et pour cette femme qui lui échappait." „L'Immortel" (1888) zeichnet einzelne Gestalten aus der Akademie und der Streberwelt mit sichtlicher Erbitterung, nicht mit der liebenswürdigen Ironie Paillerons (vergl. „Le Monde où l'on s'ennuie"). Bei den Schritten, welche der Kandidatur vorauszugehen pflegen, verweilt der unbarmherzige Beobachter besonders gern. Das Hauptgewicht ist wie bei Zola weniger auf die Handlung gelegt, als auf die sorgfältige und lebenstreue Ausführung aller Züge des Bildes. Und trotzdem ist Daudet kein Naturalist im Sinne Zolas. Er ist dafür nicht objektiv genug, seine südländische Empfindung läßt sich nicht durch eine starre Formel bannen. Darin liegt gerade der höhere Reiz seiner Romane.*)

Darin liegt auch der Grund, daß Daudets Bühnenwerke nicht recht zünden wollen. Diejenigen aus der Jugendzeit dürften vor den späteren den Vorzug verdienen. „La dernière Idole" (1862), Daudets erster Einakter, faßt den Ehebruch von einer komischen, spießbürgerlichen Seite auf. „L'Œillet blanc" (1865) stellt mit großem Anspruch auf unsere Leichtgläubigkeit die Irrfahrten eines ritterlichen Emigranten dar, welcher mitten in der Schreckenszeit von England herüberreist, um einer verbannten Schönen eine weiße Nelke aus ihren Gärten zu holen. „Le Frère aîné" (1868), wie L'Œillet blanc gemeinsam mit Manuel entworfen, fesselte die Theaterbesucher nicht lange. Ebensowenig „Le Sacrifice" und die beiden großen Dramen „Lise Tavernier" (1872) und „L'Arlésienne" (1878), obwohl das letztgenannte 1885 mehr Glück hatte, als bei den ersten Aufführungen. Aus einzelnen Romanen Daudets sind dagegen bühnenwirksame Stücke geschöpft worden, von ihm selbst neuerdings das Drama „La Lutte pour la vie" aus L'Immortel.

---

4. Die anderen Romandichter der neuesten Zeit.

Eine Einteilung des zeitgenössischen Romans in naturalistischen und idealistischen, wie sie oft beliebt wird, läßt sich noch weniger durchführen als

*) Vor „L'Immortel" hat Daudet noch zwei anziehende Novellen geschrieben: „La belle Nivernaise" (1886) und „Petite Paroisse" (1887). Seine autobiographischen Werke sind Seite 390 Anmerkung erwähnt. — Daudets Bruder Ernest steht ihm an Begabung erheblich nach. Von ihm sind die Romane „Défroqué" (1882) und „Les reins cassés" (1885) zu erwähnen. Auch Frau Daudet ist Schriftstellerin: „L'enfance d'un Parisienne", „Impressions de nature et d'art", „Les Enfants et les Mères".

unter Balzac und Sand. Keiner der Gegner Zolas ist rein idealistisch, und mancher Naturalist läßt sich durch die Zolasche Formel nicht ohne weiteres kennzeichnen. In den meisten neueren Romanen durchdringen sich beide feindliche Strömungen.

Edmond About (1828—85) aus Dieuze, ein feingebildeter Altertums- und Kunstkenner, schrieb nach seiner Rückkehr von der École d'Athènes das geistvolle Buch „La Grèce contemporaine" und versuchte sich in der Revue des deux Mondes mit dem Roman „Tolla Féraldi" (1855). Die zahlreichen Erzählungen, die er unter dem zweiten Kaiserreich verfaßte, sind im besten Sinne des Wortes realistisch („Les Mariages de Paris", 1856, „Les Mariages de Province", 1868, „Germaine", 1858, „Trente et quarante", 1859, „L'homme à l'oreille cassée", 1862, stark phantastisch, ferner „Le nez d'un notaire", 1862, „Madelon", 1863). Nach 1870 verlegte sich About als geborener Lothringer mit Eifer auf die Zeitungspolemik, wurde aus dem Reichslande ausgewiesen, wo er Güter besaß, und gründete das „XIXe Siècle", in dessen Unterhaltungsblatt er den schwermütig patriotischen „Roman d'un brave homme" erscheinen ließ (1880). Als dramatischen Dichter ließ man ihn wegen seiner schroffen, antikatholischen Richtung („La Question romaine") nicht recht aufkommen. Doch konnte zuletzt der ultramontane Ring seine Wahl in die Akademie nicht mehr hintertreiben (1884).

Gustave Droz, geboren 6. Juni 1832 zu Paris, weiß mit feinen Strichen das Pariser Familienleben zu zeichnen, ohne ausschließlich häßliches zu Tage zu fördern. Seine erste größere Studie „Monsieur, Madame et Bébé" (1866) hat es auf hundert und dreißig Auflagen gebracht, „Entre nous" (1867) auf fünfundfünfzig. Diese beiden Werke waren bis zum Erscheinen von „Tristesses et Sourires" (1884) die beliebtesten unter allen, welche Droz in den letzten zwanzig Jahren hervorgebracht hat. In „Tristesses et Sourires" plaudert eine alte Dame über die gute, alte Zeit in höchst anziehender Salonsprache.

Adolphe Belot, geboren 1829, besitzt im Anfertigen wirkungsvoller Theaterstücke nach eigenen und fremden Romanen ein unleugbares Geschick und erwirbt damit seit dreißig Jahren Volkstümlichkeit und Geld.*) Zugleich schreibt er unabläßig Kriminal- und Rührromane, kommt hin und wieder mit der Staatsanwaltschaft in Berührung, weil er die Lüsternheit der Feuilletonsleser gar zu schamlos kitzelt („Mademoiselle Giraud, ma femme",

*) Sein erster Erfolg war „Le Testament de César Girodot" (1859, mit Villetard), ein anständiges Lustspiel. Belot hat u. a. mehrere Stücke von Malot und 1876 Daudets „Fromont jeune et Risler aîné" bühnengerecht gemacht. Von seinen Romanen und Novellen sind außer den obigen zu nennen „Le Drame de la Rue de la Paix", „Marthe", „La Vénus de Gordes", „La femme de feu", „Les Folies de jeunesse", „Adulter", „Une affolée d'amour" und „La Couleuvre" (1885).

1870, ein ekelerregendes Buch) versteht sich auch auf Reiseromane frei nach Verne („La Vénus noire“, 1880) und verfaßt zur Abwechslung auch sittsame Novellen („Le Pigeon“ 1884, mit J. Dautin).

Hector Malot, geboren 1830, zuerst Mitarbeiter am „Constitutionnel“, dann Nachahmer Balzacs und Flauberts mit „Les Victimes d'amour“ (1859, weitere Bände 1865 und 1866), „L'auberge du Monde“ (Paris zur Zeit der Weltausstellung) „Les Batailles du Mariage“ (1877, 3 Bände), machte nach erlangter Berühmtheit eine Schwenkung zum gewinnbringenderen Unterhaltungsroman und wurde für die rührende Erzählung „Sans famille“ (1878, 2 Bände) von der Akademie preisgekrönt. Von seinen neueren Werken*) dürfte der gegen den englischen Pharisäismus gerichtete Roman „Vices français“ (1886, im Anschluß an den Skandalprozeß des Sir Charles Dilke) der hervorragendste sein.

Victor Cherbuliez, geboren 1829 zu Genf, Neffe Joël Cherbuliez' und Schüler Töpffers, machte in Bonn und Berlin tüchtige Altertumsstudien, ehe er schriftstellerisch auftrat. In seinem ersten Werk „A propos d'un cheval, causeries athéniennes“ (1860, in zweiter Auflage „Un cheval de Phidias“ 1864) klingen diese Studien nach. Um dieselbe Zeit wurde der junge Philologe durch George Sands Vermittelung als Mitarbeiter der Revue des deux Mondes angenommen. Von seinem ersten Zeitroman („Le Comte Kostia“, 1863) bis auf den heutigen Tag hat Cherbuliez fast jedes Jahr eine neue Erzählung auf den Markt geworfen**) und außerdem unter dem Namen G. Valbert über das Ausland, besonders über Deutschland, regelmäßige politische Aufsätze in der Revue geschrieben. Seine Urteile sind weniger chauvinistisch, als man erwarten sollte, weil er vor dem Krieg eine größere Reise durch Deutschland gemacht und sich mit den politischen Parteihäuptern in Beziehungen gesetzt hat. Im Mittelpunkt der meisten Erzählungen dieses fruchtbaren Dichters steht ein eigentümlich gearteter, oft mystisch angelegter Frauencharakter, welcher über alle Anfechtungen und Versuchungen schließlich den Sieg davonzutragen weiß. Cherbuliez' optimistisch gefärbte Lebensauffassung spricht der Roman „La Bête“ in gemütvoller und

---

*) Malot hat seit „Sans famille“ eine große Fruchtbarkeit kundgegeben: „Une Femme d'argent“, „Pompon“, „Séduction“, „La petite Sœur“, „Vices français“, „Mondaine“, „Paulette“, „Micheline“ und „Le lieutenant Bonnet“ (1885), „Le Sang bleu“, „Baccara“ und „Zyte“ (1886), „Ghislaine“ (1887), „Conscience“ (1888), „Justice“ (1889) u. a.

**) Cherbuliez hat folgende Romane veröffentlicht: Le comte Kostia, 1863; Le prince Vitale, 1864; Paule Méré, 1865; Le roman d'une honnête femme, 1866; Le Grand œuvre, 1867; Prosper Randoce, 1868; L'aventure de Ladislas Bolski, 1869; La revanche de Joseph Noiret, 1872; Méta Holdenis, 1873; Miss Rovel, 1875; Le Fiancé de Melle Saint-Maur, 1876; Samuel Brohl et Cie, 1877; L'idée de Jean Têterol, 1878; Amours fragiles, 1880; Noirs et Rouges, 1881; La Ferme du Chocquard, 1883; Olivier Maugant, 1885; La Bête, 1887; La Vocation du Comte Ghislain, 1889.

unterhaltender Weise aus. Im Geiste eines Enttäuschten kämpft der Zweifel mit dem alteingewurzelten Glauben. Obwohl von einem darwinistischen Sonderling genährt, unterliegt der Zweifel, und nach vielfachen, geschickt erfundenen Wechselfällen siegt das Ideal über „la Bête". Der Held ist dem krassen Materialismus entrissen und findet in einer zweiten Ehe das begehrte Glück wieder. In „Olivier Maugant" (1885) wird der pessimistische Schwächling durch Lebenserfahrungen über das wahre Glück belehrt; denn „soit que la vie nous caresse, nous égratigne ou nous étrangle, elle n'est ni bonne, ni méchante; elle est ce qu'elle est, et si elle était autrement, ce ne serait plus la vie." Die Schilderung des Arbeiterausstands ist matt neben den großangelegten Bildern, die Zolas „Germinal" entrollt.

Jules Quesnay de Beaurepaire, geboren 1833 zu Saumur, ein hochgestellter Jurist, verfaßte unter dem Namen Jules de Glouvet reizvolle Bilder aus der Loiregegend, in welcher er seine Jugend zubrachte. „Le Forestier" und „Le Marinier" erschienen 1880 in der Nouvelle Revue; 1882 folgte „Le Berger" und seitdem eine Reihe anziehender Provinzialstudien. Nur die Lokalfarbe giebt diesen Erzählungen ihren Wert. Quesnay de Beaurepaire wirkte als Staatsanwalt im Boulangerprozeß.

Henry Gréville, geboren 1842, mit ihrem richtigen Namen Madame Alice Durand-Fleury, holt aus der russischen Gesellschaft ihre Stoffe, wozu ein langjähriger Aufenthalt in Petersburg ihr Berechtigung giebt. Der erste Roman, welcher Erfolg hatte, war „Dosia" (1876). Es folgten in kurzen Abständen „La princesse Oghéroff" (1876), „Les Koumiassine", „Les Épreuves de Raïssa" ꝛc. (1877), dann „Le violon russe", „La Niania" (1879). Kein Jahr vergeht seitdem, ohne daß Gréville entweder eine russische Erzählung, oder ein Pariser Sittenbild (z. B. „Les Ormes", 1885), mitunter auch eine Dorfgeschichte (z. B. Clairefontaine, 1886) hervorbringt. Schwermütig sind alle diese Dichtwerke gefärbt. „Cléopâtre" (1886) schildert die stille Leidensgeschichte einer jugendlichen russischen Generalin, für welche die Heirat eine Befreiung aus der Tyrannei ihrer Schwester bedeutete. Sie lebt anscheinend glücklich an der Seite des greisen Gemahls, bis sie in einen ehrenhaften jungen Mann sich verliebt. Anstatt mit ihm einfach ein Liebesverhältnis anzuknüpfen, welches bei der russischen Gesellschaft kein sonderliches Ärgernis hervorrufen würde, sucht sie vom General die Ehescheidung zu erlangen. Aber die Seelenpein hat ihre Lebenskraft tückisch zerstört. Sie stirbt am Hochzeitsabend. Ähnlich stirbt in „Nikanor" (1887) der mystisch schwärmende junge Pope, ehe das wahre Liebesglück ihm beschert ist. Noch düsterer ist „Le Chant de noces" (1889). Felix Armor hat am Morgen nach seiner Hochzeit ein herrliches Lied komponiert, welches nie jemand außer der jungen Gattin hören soll. Mit der zunehmenden Entfremdung des Künstlers wird das Hochzeitslied immer weiter preisgegeben. Es erklingt im Konzertsaal, dann bei Abendgesellschaften und schließlich auf dem Leierkasten.

Albert Delpit, geboren 1849, machte sich nach dem deutsch-französischen Kriege durch die Gedichtsammlung „L'invasion“ (1872) und durch „Le Repentir“ (1873) bekannt, ehe er das Gebiet des Romans anbaute. Am besten gelingen ihm die weiblichen Charaktere, welche er ohne naturalistische Derbheiten zeichnet. Seine reiferen Erzählungen sind „Les Amours cruelles“ (1884), eine Sammlung von Novellen), „Mademoiselle de Bressier“ (mit dem Kommuneaufstand als Hintergrund), „Solange de Croix-Saint-Luc“ (1885), „Thérésine“ (1887).

Der Schiffslieutenant Julien Viaud, geboren 1850 zu Rochefort, hat unter dem Namen Pierre Loti eigentümlich anmutende exotische Liebesgeschichten geschrieben. Das unausgesetzte Betrachten von Himmel und Meer auf langen Seereisen hatte die Stimmung dieses raffinierten Künstlers verdüstert.*) Den verächtlich pessimistischen Zug und die Zierlichkeit in der Ausführung hat er mit den Décadents gemeinsam. Bald ist das Goldene Horn Schauplatz seiner Erzählung („Aziyadé“, 1879), bald das heiße Sandmeer Afrikas („Le Roman d'un spahi“, 1881), dann wieder Tahiti („Le Mariage de Loti“, 1882), oder Island („Le pêcheur d'Islande“, 1886), oder das neuerschlossene Japan („Madame Chrysanthème“, 1888). Pierre Loti ist einer der merkwürdigsten Charakterköpfe der zeitgenössischen Litteratur.

George Ohnet, geboren 1848 zu Paris, ist trotz seiner wenig ausgesprochenen Originalität vielleicht mit Zola der gelesenste Schriftsteller Frankreichs, weil seine Romane, ohne gegen die Konvention und die gesunde Moral zu sündigen, den Leser in hoher Spannung erhalten. „Les Batailles de la Vie“ nennt Ohnet seine Erzählungen, weil er mit Vorliebe den Kampf redlicher Arbeit oder ehrlicher Gesinnung gegen die Vorurteile oder die Verdorbenheit der höheren Stände darstellt. Daß der edelgesinnte Techniker, oder der Offizier aus dem Volke schließlich den Sieg erringt, erklärt eben die 200 und 250 Auflagen dieses und jenes Romans, oder die 300 und 400 Aufführungen des daraus zurechtgemachten Dramas. „Serge Panine“ (1881), ein gewissenloser russischer Fürst aus dem Pariser high-life hat sich die Liebe der reichen Bürgerstochter Micheline Desvarennes erschmeichelt. Er siegt in dem erbitterten Kampfe gegen die liebende Mutter, die dem einzigen Kinde ein weniger unruhiges Los wünscht, wie er auch den auf Studienreisen in Afrika abwesenden Bräutigam aus Michelines Herz zu verdrängen weiß. Nachdem die unselige Heirat abgeschlossen ist, offenbart Serge Panine seine wahre Gesinnung, so daß der Kampf gegen die Mutter aufs Neue entbrennt. So lange es sich nur um unsinnige Verschwendung handelt, ist Frau Desvarennes noch geduldig; aber sobald der fürstliche Schwiegersohn mit den Gesetzen in

*) Ch. Buet, Les artistes mystérieux, Pierre Loti, Revue Bleue, 15. Dezember 1888, Seite 737 ff.

Konflikt gerät und auf die ehrliche Familie Schande häuft, bedient sich die entschlossene Frau des gleichen Mittels wie der zum äußersten getriebene Marquis de Puygiron im „Mariage d'Olympe“; sie erschießt den sauberen Serge Panine und befreit ihre Tochter vom Ehejoch. Der zweite Band des Romanzyklus führt den Namen „Le Maître de forges“ (1882). Hier ist der Schluß unblutig: der hochgebildete, charakter- und entsagungsvolle Hüttenwerksbesitzer führt die adelstolze Claire zuguterletzt als Gattin heim und erkennt den Adel ihrer Gesinnung. Ebenso wird in „La Comtesse Sarah“ (1883) Hauptmann Severac der Gatte der holden Blanche. Aber die heißblütige Gräfin muß zuerst durch Selbstmord enden, weil sie den Adjutanten ihres Gemahls nicht für immer an sich zu ketten vermag. Severac war einst im Sinnenrausch den Verführungskünsten der Gräfin Sarah unterlegen und hatte sich, den an seinem Wohlthäter und Vorgesetzten begangenen Verrat bereuend, nach den Kolonien versetzen lassen. Sobald er den inneren Halt wieder gewonnen, kehrte er in des Generals Haus zurück, der ihm die Hand seiner Nichte Blanche gerne bewilligte. Das gewaltsame Ende Gräfin Sarahs wirft tiefen Schatten auf das junge Eheglück. Unter den sieben Romanen, welche der rasch berühmt gewordene Ohnet seit 1883 gedichtet hat, — alle Jahre einen — ist „La Grande Marnière“ (1885) mit dem „Hüttenbesitzer“ am nächsten verwandt. Nur handelt hier die adlige Geliebte mit dem Sohne des verhaßten Plebejers im Einverständnis. „Lise Fleuron“ (1884) erzählt die Anfechtungen und Entbehrungen einer jungen Bühnenkünstlerin; Lise stirbt verkannt. In „Les Dames de Croix-Mort“ (1886) kämpft eine entschlossene und verschlossene Tochter gegen die Leichtfertigkeit ihrer Mutter und gegen die Zudringlichkeit ihres jungen Stiefvaters. Sie erschießt schließlich den schönen Fernand, um ihre Ehre zu verteidigen. „Volonté“ (1888) stellt ebenfalls eine kühne und thatkräftige Frauengestalt dar, aber in anderer Umgebung und veränderter Lebensbestimmung: Helene muß ihren schwachen und irregeleiteten Mann langsam erobern und veredeln. Somit ist „Volonté“ das Gegenstück zum „Maître de Forges“. „Le Docteur Rameau“ (1888) soll den Darwinismus und Atheismus widerlegen. „Noir et Rose“ (1887) bietet eine pessimistisch düstere Geschichte, nämlich die Leiden einer Künstlerehe, welche mit dem Tod der innigst geliebten Gattin noch nicht zu Ende sind, da die erbitterte Familie dem Künstler nicht einmal die Leiche gönnt, — und im Anschluß daran eine rosig gefärbte Erzählung, in welcher sich beide kriegen, weil eine ältliche Tante durch die Untreue ihres einstigen Geliebten aufgebracht wird. „Le dernier Amour“ (1889) spricht gegen Ehebruch und gegen Ehescheidung. Der Held, dem beides widerstrebt, wird nur durch den Selbstmord seiner Frau aus qualvoller Lage befreit.

Große Schöpferkraft, große Mannigfaltigkeit in den Charakteren, oder vertiefte psychologische Darstellung ist Ohnet ebenso fremd, wie die eigentümlich kraftvolle Sprache Balzacs und Zolas, welche allein vor ihm größere

Romanzyklen unternahmen. Der unerhörte Erfolg seiner bei aller Geschicktheit der Mache immerhin alltäglichen Romane erklärt sich aus dem Überdruß des Publikums an den Ausschreitungen der Naturalisten.

Trotzdem glauben wir, daß der Ruf „Le naturalisme est mort!“ nach dem Erscheinen von Zolas „La Terre“ allzu schnell Widerhall fand. Die Grundsätze des Naturalismus machen sich in allen Zweigen der neuzeitigen Kunst siegreich geltend; sie beherrschen die nordische Litteratur völlig. Wie stark sie auf dem „idealistischen“ Roman der Franzosen abgefärbt haben, ist aus den neuesten Erzählungen von Feuillet, Cherbuliez, Ohnet leicht zu erkennen. Diese haben von den Neuerern nicht allein die sinnenfällige Anschaulichkeit und die größere Sorgfalt in der Ausführung gelernt, sondern auch teilweise den beruhigenden und versöhnenden Schluß aufgegeben, um der Einbildungskraft des Lesers Spielraum zu lassen. „Im Leben löst sich nichts,“ sagt Delpit, „weil alles immer wieder vorn anfängt.“

Zusätze und Berichtigungen.

Seite 6, Anm. 3. Die Verfasser des ersten zusammenfassenden Werkes über Conrart sind R. Kervilher und E. de Barthélemy. Nachzutragen ist das neueste: A. Bourgoin, Valentin Conrart etc., son temps, sa vie, ses écrits, son rôle dans l'histoire littéraire de la première partie du 17e siècle, Paris 1884.

Seite 24, Anm. 1 ist zu lesen: Herrigs Archiv, Band 66.

Seite 69, Anm. 3 Schluß ist zu lesen: Saint-René-Taillandier, Un poète comique du temps de Molière, Revue des deux Mondes vom 1. November bis 1. Dezember 1878.

Seite 100, Anm. Das Werk von Aubertin erschien 1882, nicht 1883.

Seite 124, Anm., Mitte: Das Werk von Barante erschien 1809, nicht 1819.

Seite 132 letzte Zeile und 134, Zeile 20 von unten ist du Châtelet zu lesen, wie 167 und 172.

Seite 172 ist bei der Überschrift b) vor Panard noch E. Lebrun einzufügen.

Seite 226. Collin (nicht Colin) d'Harleville ist 1735 geboren, nicht 1755.

Seite 366, Anm. 2 ist eintrugen statt eintrug, Seite 367, Zeile 26 ist 363 statt 364 zu lesen.

Namen-Register.

Druck von E. Buchbinder in Neu-Ruppin.


32101 072917378